ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

MIT 1 KARTE UND 18 TAFELN

BERLIN 1918

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

Inhalt

Abhandlungen

JAHR 1918.

Öffentliche Sitzungen.

Sitzung am 24. Januar zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers und Königs und des Jahrestages König Friedrichs II.

Der an diesem Tage vorsitzende Sekretar Hr. von Waldeyer-Hartz eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache. Darauf erstattete Hr. Sachau einen eingehenderen Bericht über die Ausgabe des Ibn Saad. Es folgte der wissenschaftliche Festvortrag von Hrn. Eduard Meyer: Vorläufer des Weltkriegs im Altertum. Zum Schluß wurde verkündigt, daß die Akademie die Bradley-Medaille dem Direktor der Sternwarte zu Bonn Geheimen Regierungsrat und ordentlichen Universitäts-Professor Dr. Friedrich Küstner verliehen habe.

Sitzung am 4. Juli zur Feier des Leibnizischen Jahrestages.

Hr. Diels, als vorsitzender Sekretar, eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache über Leibniz als Vorkämpfer für das Deutsche Reich und die deutsche Sprache.

Darauf hielten die seit dem letzten Leibniz-Tage (28. Juni 1917) neu eingetretenen Mitglieder ihre Antrittsreden, die von den beständigen Sekretaren beantwortet wurden, nämlich die HH. Kehr — Erwiderung von Hrn. Roethe, Stutz — Erwiderung von Hrn. Diels, Heymann — Erwiderung von Hrn. Roethe und Tangl — Erwiderung von Hrn. Diels. Daran schlossen sich Gedächtnisreden auf Gustav von Schmoller von Hrn. Hintze und auf August Brauer von Hrn. von Waldeyer-Hartz.

Sodann wurden Mitteilungen gemacht über die Akademische Preisaufgabe für 1922 aus dem Gebiete der Botanik und über das Stipendium der Eduard-Gerhard-Stiftung.

Schließlich wurde verkündigt, daß die Akademie die Leibniz-Medaille in Gold dem Präsidenten des Reichsbankdirektoriums Wirklichen Geheimen Rat Dr. Rudolf Havenstein in Berlin verliehen habe.

Verzeichnis der im Jahre 1918 gelesenen Abhandlungen.

Physik und Chemie.

Beckmann, über die Einwirkung von Aldehyden auf Phenole. (Kl. 17. Jan.; *SB*. 5. Dez.)

Einstein, über Gravitationswellen. (GS. 31. Jan.; *SB*. 14. Febr.)

Fischer und G. Anger, Synthese des Linamarins. (GS. 28. Febr.; *SB*.)

Planck, die Grundlagen der Quantentheorie. (Kl. 7. März.)

Einstein, Kritisches zu einer von Hrn. De Sitter gegebenen Lösung der Gravitationsgleichungen. (Kl. 7. März; *SB*.)

Warburg, über den Energieumsatz bei photochemischen Vorgängen in Gasen. VII. (Kl. 21. März; *SB*.)

Epstein, Dr. P. S., über die Struktur des Phasenraumes bedingt periodischer Systeme. Vorgelegt von Planck. (Kl. 25. April; *SB*. 2. Mai.)

Nernst, über Versuche, die eine sichere Aufzeichnung von rasch veränderlichen Drucken bezwecken. (GS. 2. Mai.)

Weyl, Prof. H., Gravitation und Elektrizität. Vorgelegt von Einstein. (GS. 2. Mai; *SB*. 30. Mai.)

Einstein, der Energiesatz in der allgemeinen Relativitätstheorie. (Kl. 16. Mai; *SB*.)

Neuberg, Prof. K., über eine allgemeine Beziehung der Aldehyde zu der alkoholischen Gärung und den Atmungsvorgängen. Vorgelegt von Beckmann. (Kl. 16. Mai; *SB*. 6. Juni.)

Born, Prof. M., über die Maxwellsche Beziehung zwischen Brechungsindex und Dielektrizitätskonstante und über eine Methode zur Bestimmung der Ionenladung in Kristallen. Vorgelegt von Rubens. (GS. 13. Juni; *SB*.)

Einstein, über eine Vereinfachung der Riemannschen Theorie der Krümmung und die Weylsche Theorie über Gravitation und Elektrizität. (Kl. 20. Juni.)

Born, Prof. M., die elektromagnetische Masse der Kristalle. Vorgelegt von Planck. (Kl. 11. Juli; *SB*.)

Lichtenstein, Prof. L., über einige Eigenschaften der Gleichgewichtsfiguren rotierender homogener Flüssigkeiten, deren Teilchen einander nach dem Newtonschen Gesetz anziehen. Vorgelegt von Einstein. (GS. 17. Okt.; *SB*. 28. Nov.)

Born, Prof. M., und A. Landé, über die absolute Berechnung der Kristalleigenschaften mit Hilfe Bohrscher Atommodelle. Vorgelegt von Einstein. (GS. 17. Okt.; *SB*. 14. Nov.)

Beckmann, die Beschaffung der Kohlehydrate im Kriege. (Kl. 24. Okt.)

Fischer, Synthese von Depsiden, Flechtenstoffen und Gerbstoffen. II. (Kl. 28. Nov.; *SB.*)

Planck, zur Quantelung des asymmetrischen Kreisels. (Kl. 5. Dez.; *SB.*)

Warburg, über den Energieumsatz bei photochemischen Vorgängen. VIII. (Kl. 19. Dez.; *SB.*)

Mineralogie und Geologie.

Nacken, Prof. R., über die Grenzen der Mischkristallbildung zwischen Kaliumchlorid und Natriumchlorid. Vorgelegt von Liebisch. (Kl. 21. Febr.; *SB.*)

Liebisch, über Kristalle mit optischem Drehungsvermögen. (Kl. 11. Juli; *SB.* 25. Juli.)

Botanik und Zoologie.

Correns, zur Kenntnis einfacher mendelnder Bastarde. (Kl. 7. Febr.; *SB.* 28. Febr.)

Correns, Fortsetzung der Versuche zur experimentellen Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. (Kl. 7. Nov.; *SB.* 5. Dez.)

Anatomie und Physiologie, Pathologie.

von Waldeyer-Hartz, über Mikrocephalengehirne. Zweite Mitteilung. (Kl. 21. Febr.; *Abh.*)

Aichel, Prof. O., kausale Studie zum ontogenetischen und phylogenetischen Geschehen am Kiefer. Vorgelegt von v. Waldeyer-Hartz. (Kl. 11. April; *Abh.*)

Rubner, die Verdaulichkeitsverhältnisse bei einer aus verschiedenen Nahrungsmitteln gemengten Kost. (Kl. 16. Mai; *SB.*)

Orth, Colitis und Gastritis cystica. (Kl. 6. Juni.)

Haberlandt, über Zellwandverdauung. (GS. 18. Juli.)

Astronomie, Geographie und Geophysik.

Struve, Dr. G., neue Elemente der inneren Saturnstrabanten, abgeleitet aus den in Washington und an der Yerkes-Sternwarte angestellten Beobachtungsreihen 1903—1914. Vorgelegt von Struve. (GS. 10. Jan.; *Abh.*)

Freundlich, Dr. E., über die singulären Stellen der Lösungen des *n*-Körper-Problems. Erste Mitteilung. Vorgelegt von Einstein. (GS. 31. Jan.; *SB.* 14. Febr.)

Hellmann, über milde Winter. (GS. 28. Febr.; *SB.*)

Struve, Prüfung der Uhrwerke an den Äquatorealen der Babelsberger Sternwarte. (Kl. 25. April; *SB.* 27. Juni.)

Struve, über die Entdeckung der Nova Aquilae durch Prof. Courvoisier am 9. Juni und die seitdem an der Babelsberger Sternwarte ausgeführten Beobachtungen der Nova. (GS. 13. Juni.)

Ginzel, Prof. F. K., über die Störungen der Bahn des Olbersschen Kometen in der Marsnähe 1887. Vorgelegt von Struve. (Kl. 20. Juni; *SB.* 27. Juni.)

Ginzel, Prof. F. K., Beiträge zur Kenntnis der historischen Sonnenfinsternisse und zur Frage ihrer Verwendbarkeit. Vorgelegt von Struve. (GS. 18. Juli; *Abh.*)

Hellmann, über die nächtliche Abkühlung der bodennahen Luftschicht. (Kl. 25. Juli; *SB.*)

Hellmann, über warme und kalte Sommer. (Kl. 25. Juli; *SB.* 17. Okt.)

Süring, Prof. R., über Neigungen von Wolkenschichten. Vorgelegt von Hellmann. (Kl. 25. Juli; *SB.*)

Rubens, die Energiequellen der Erde. (GS. 31. Okt.)

Mathematik.

Schwarz, über die Überführung des Dandelinschen Beweises für den Brianchonschen Satz in einen elementaren reingeometrischen Beweis. (Kl. 11. April.)

Mechanik.

Müller-Breslau, über wissenschaftliche Aufgaben der Flugtechnik. (GS. 4. April.)

Philosophie.

Köhler, Dr. W., Nachweis einfacher Strukturfunktionen beim Schimpansen und beim Haushuhn. Vorgelegt von Stumpf. (GS. 2. Mai; *Abh.* unter dem Titel: Aus der Anthropoidenstation auf Teneriffa. IV.)

Stumpf, über die Attributenlehre Spinozas. (GS. 14. Nov.; *Abh.*)

Stumpf, Empfindung und Vorstellung. (Kl. 13. März 1913 und 26. Okt. 1916; *Abh.*)

Geschichte des Altertums.

Kirchner, Prof. J., Archon Euthios. Vorgelegt von v. Wilamowitz-Moellendorff. (Kl. 7. Febr.; *SB.*)

Schuchhardt, über die sogenannten »Trajanswälle« in der Dobrudscha. (GS. 18. April; *Abh.*)

de Groot, über einige der ältesten Quellenberichte über chinesische Fremdvölker. (Kl. 25. April.)

Frhr. Hiller von Gaertringen, Prof. F., aus der Belagerung von Rhodos 304 v. Chr. Vorgelegt von v. Wilamowitz-Moellendorff. (GS. 27. Juni; *SB.* 18. Juli.)

Plaumann, Dr. G., der Idioslogos. Untersuchung zur Finanzverwaltung Ägyptens in hellenistischer und römischer Zeit. Vorgelegt von Seckel. (GS. 14. Nov.; *Abh.*)

Kirchengeschichte.

von Harnack, der »Eros« in der alten christlichen Literatur. (GS. 31. Jan.; *SB.*)

Moritz, Prof. B., zur Geschichte des Sinaiklosters im Mittelalter. Vorgelegt von Sachau. (Kl. 7. Febr.; *Abh.*)

Gressmann, Prof. H., vom reichen Mann und armen Lazarus. Vorgelegt von v. Harnack. (GS. 2. Mai; *Abh.*)

Holl, über Zeit und Heimat des pseudotertullianischen Gedichts adv. Marcionem. (Kl. 6. Juni; *SB.*)

von Harnack, der Spruch über Petrus als den Felsen der Kirche (Matth. 16, 17 f.). (Kl. 20. Juni; *SB.* 27. Juni.)

von Harnack, zur Geschichte der Anfänge der inneren Organisation der stadtrömischen Kirche. (Kl. 7. Nov.; *SB.*)

Rechts- und Staatswissenschaft.

Seckel, Azos Bearbeitung der Codex-Summe des Johannes Bassianus. (Kl. 17. Jan.)

Seckel, über die neuerworbene Volumen-Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek. (GS. 30. Mai.)

Stutz, über die Entstehung und die Bedeutung des Codex iuris canonici. (GS. 13. Juni.)

Meinecke, die Auffassung Luthers über christliches Gemeinwesen und christlichen Staat. (Kl. 20. Juni.)

Sering, über die Agrarverfassung in Preußen und im Baltenlande. (Kl. 25. Juli.)

Allgemeine, deutsche und andere neuere Philologie.

W. Schulze, Beiträge zur Wort- und Sittengeschichte. I. II. III. (GS. 10. Jan.; *SB.* 4. April, 30. Mai und 18. Juli.)

Brandl, über die Urstammtafel der englischen Könige. (Kl. 17. Jan.)

Heusler, über den Stil des Heliand, gemessen an dem der englischen Epen und der weltlichen Lieder. (GS. 14. Febr.)

Trautmann, Prof. R., zwei žemaitische Erzählungen. Vorgelegt von W. Schulze. (Kl. 21. Febr.; *SB.* 25. Juli.)

Wackernagel, Indoiranisches. (Kl. 7. März; *SB.* 18. April.)

Roethe, Bemerkungen zur Kritik des Walthertextes. (Kl. 21. März.)

K. Meyer, an Crinōg. Ein altirisches Gedicht an eine Syneisakte. (Kl. 11. April; *SB.*)

Baesecke, Prof. G., Muspilli. Vorgelegt von Roethe. (Kl. 11. April; *SB.* 25. April.)

von Unwerth, Prof. W., Proben deutsch-russischer Mundarten aus den Wolgakolonien und dem Gouvernement Cherson. Vorgelegt von Heusler. (Kl. 16. Mai; *Abh.*)

von Wartburg, W., zur Benennung des Schafes in den romanischen Sprachen. Vorgelegt von Morf. (GS. 30. Mai; *Abh.*)

Schneider, Prof. H., Uhland und die deutsche Heldensage. Vorgelegt von Roethe. (GS. 30. Mai; *Abh.*)

K. Meyer, zur keltischen Wortkunde. VIII. (Kl. 20. Juni; *SB.*)

W. Schulze und Lüders, über ihre Arbeiten im Inderlager zu Slobozia. (Kl. 11. Juli.)

Burdach, die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache. (GS. 17. Okt.; *SB.*)

Burdach, über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes 6. 7. (Kl. 21. Nov.; *SB.*)

K. Meyer, zur Metrik von Saltair na Rann. (GS. 17. Okt.; *SB.*)

Leitzmann, Prof. A., die Entstehungszeit von Goethes Episteln. Vorgelegt von Burdach. (GS. 17. Okt.; *SB.* 31. Okt.)

K. Meyer, Nordisch-Irisches. (GS. 31. Okt.; *SB.* 14. Nov.)

Singer, Prof. S., arabische und europäische Poesie im Mittelalter. Vorgelegt von Burdach. (GS. 14. Nov.; *Abh.*)

Klassische Philologie.

Diels und Dr. E. **Schramm**, Herons Belopoiika, griechisch und deutsch. (GS. 28. Febr.; *Abh.*)

Helmreich, Dr. G., handschriftliche Studien zu Meletius. Vorgelegt von Diels. (GS. 2. Mai; *Abh.*)

Norden, über einzelne die Germania des Tacitus betreffende Probleme. (Kl. 16. Mai.)

Wenkebach, Dr. E., das Proömium Galens zu den Epidemien des Hippokrates. Vorgelegt von Diels. (GS. 30. Mai; *Abh.*)

von Wilamowitz-Moellendorff, Dichterfragmente aus der Papyrussammlung der Kgl. Museen. (GS. 27. Juni; *SB.* 18. Juli.)

Schubart, Prof. W., ein griechischer Papyrus mit Noten. Vorgelegt von v. Wilamowitz-Moellendorff. (GS. 27. Juni; *SB.* 18. Juli.)

Diels und Dr. E. **Schramm**, Philons Belopoiika (Viertes Buch der Mechanik), griechisch und deutsch. (GS. 17. Okt.; *Abh.*)

Jensen, Prof. Chr., Neoptolemos und Horaz. Vorgelegt von Diels. (GS. 17. Okt.; *Abh.*)

Diels, Lukrezstudien. I. (Kl. 24. Okt.; *SB.*)

von Wilamowitz-Moellendorff, Kerkidas. (Kl. 5. Dez.; *SB.*)

Archäologie und Kunstwissenschaft.

Dragendorff, über die archäologischen Ergebnisse meiner Reisen in das nördliche und mittlere Mazedonien. (GS. 14. März.)

Goldschmidt, über den Illustrator der burgundischen Wavrinhandschriften. (GS. 27. Juni.)

Dragendorff, über die Mainzer Jupitersäule. (GS. 17. Okt.)

Orientalische Philologie.

Sieg, Prof. E., ein einheimischer Name für Toχrï. Vorgelegt von F. W. K. Müller. (Kl. 7. Febr.; *SB.* 6. Juni.)

F. W. K. Müller, Toχrï und Kuišan (Küšän). (Kl. 7. Febr.; *SB.* 6. Juni.)

Möller, Dr. G., zwei ägyptische Eheverträge. Vorgelegt von Erman. (Kl. 21. Febr.; *Abh.*)

Lüders, nața und națāka in der indischen Literatur der vorchristlichen Zeit. (Kl. 7. März.)

Meißner, Prof. B., ein Entwurf zu einem neubabylonischen Gesetzbuch. Vorgelegt von E. Meyer. (Kl. 7. März; *SB.* 21. März.)

Schubring, Dr. W., Einleitung in das Mahānisīha-Sutta. Vorgelegt von Lüders. (GS. 14. März; *Abh.*)

Weil, Dr. G., Bericht über seine Arbeiten im Weinbergslager (Wünsdorf) vom 10. November 1917 bis 5. März 1918. Vorgelegt von Sachau. (Kl. 25. Juli; *SB.*)

Pelissier, R., mischär-tatarische Sprachproben. Vorgelegt von W. Schulze. (Kl. 25. Juli; *Abh.*)

Erman, Reden, Rufe und Lieder auf Gräberbildern des alten Reiches. (GS. 17. Okt.; *Abh.*)

Praetorius, Textkritische Bemerkungen zum Buche Amos. (Kl. 19. Dez.; *SB.*)

Amerikanistik.

Seler, Ornamentik von Nazca im Küstengebiete von Südperu. (Kl. 21. Febr.; *Abh.*)

Bericht über eine neue Preisausschreibung.

(Leibniz-Sitzung vom 4. Juli 1918.)

Akademische Preisaufgabe für 1922.

Die Akademie stellt für das Jahr 1922 folgende Preisaufgabe:

»Sekundäre Geschlechtsmerkmale sind im Tierreich allgemein verbreitet. Für das Pflanzenreich liegen nur wenige und zum Teil widersprechende Angaben darüber vor, wie weit die Geschlechter diözischer Arten an morphologischen, anatomischen und physiologischen Merkmalen der vegetativen

Organe unterschieden werden können. Es sollen die vorhandenen Angaben kritisch gesammelt und unsere Kenntnisse durch neue Untersuchungen fester begründet und erweitert werden.«

Der ausgesetzte Preis beträgt fünftausend Mark.

Die Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein. Schriften, die in störender Weise unleserlich geschrieben sind, können durch Beschluß der zuständigen Klasse von der Bewerbung ausgeschlossen werden.

Jede Bewerbungsschrift ist mit einem Spruchwort zu bezeichnen und dieses auf einem beizufügenden versiegelten, innerlich den Namen und die Adresse des Verfassers angebenden Zettel äußerlich zu wiederholen. Schriften, welche den Namen des Verfassers nennen oder deutlich ergeben, werden von der Bewerbung ausgeschlossen. Zurückziehung einer eingelieferten Preisschrift ist nicht gestattet.

Die Bewerbungsschriften sind bis zum 31. Dezember 1921 im Bureau der Akademie, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzuliefern. Die Verkündigung des Urteils erfolgt in der Leibniz-Sitzung des Jahres 1922.

Sämtliche bei der Akademie zum Behuf der Preisbewerbung eingegangenen Arbeiten nebst den dazugehörigen Zetteln werden ein Jahr lang von dem Tage der Urteilsverkündigung ab von der Akademie für die Verfasser aufbewahrt. Nach Ablauf der bezeichneten Frist steht es der Akademie frei, die nicht abgeforderten Schriften und Zettel zu vernichten.

Verzeichnis der im Jahre 1918 erfolgten besonderen Geldbewilligungen aus akademischen Mitteln zur Ausführung wissenschaftlicher Unternehmungen.

Es wurden im Laufe des Jahres 1918 bewilligt:

2300 Mark dem Mitglied der Akademie Hrn. Engler zur Fortführung des Werkes »Das Pflanzenreich«.

4000 » zur Fortführung des Unternehmens »Das Tierreich«.

6000 » dem Mitglied der Akademie Hrn. Hintze zur Fortführung der Herausgabe der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen.

4000 » der Deutschen Kommission zur Fortführung ihrer Arbeiten.

20000 Mark der Orientalischen Kommission zur Fortführung ihrer Arbeiten.

1200 » für die im Verein mit anderen deutschen Akademien unternommene Fortsetzung des Poggendorffschen biographisch-literarischen Lexikons.

667 » für die von den kartellierten deutschen Akademien ausgesandte Expedition nach Teneriffa zum Zweck von lichtelektrischen Spektraluntersuchungen.

1000 » zur Förderung des Unternehmens des Thesaurus linguae Latinae über den etatsmäßigen Beitrag von 5000 Mark hinaus.

1500 » zur Bearbeitung der hieroglyphischen Inschriften der griechisch-römischen Epoche für das Wörterbuch der ägyptischen Sprache.

800 » zu der von den kartellierten deutschen Akademien unternommenen Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge.

800 » für das vom Kartell der deutschen Akademien unterstützte Arabische Wörterbuch des Hrn. Prof. Dr. August Fischer in Leipzig.

1000 » und weiter 500 Mark dem Mitglied der Akademie Hrn. Morf zur Fortsetzung seiner baskischen Forschungen.

1500 » Demselben zu phonographischen Aufnahmen italienischer Dialekte in deutschen Gefangenenlagern.

1000 » dem Mitglied der Akademie Hrn. Wilhelm Schulze zur Fortführung seiner ostfinnischen Untersuchungen und zu avarischen Sprachaufnahmen.

500 » Hrn. Prof. Dr. Thomas Bokorny in München zu Untersuchungen über die Enzyme.

500 » Hrn. Prof. Dr. Friedrich Dahl in Berlin zur Erforschung der Spinnenfauna des südöstlichen Teils der Provinz Schlesien.

1000 » Hrn. Dr. Karl Freudenberg in Berlin zu chemischen Experimentalarbeiten über Gerbstoffe, Zucker und Alkaloide.

2000 » Hrn. Prof. Dr. Arrien Johnsen in Kiel zur Beschaffung einer Gaedeschen Quecksilberluftpumpe behufs Ausführung kristallographischer Untersuchungen.

1450 » dem P. Raphael Kögel O. S. B. in Beuron (Hohenzollern) zur Förderung seines Verfahrens zur photographischen Wiedergabe von Palimpsesten.

900 Mark Hrn. Pfarrer Dr. R. F. Merkel in Gustenfelden bei Schwabach-Nürnberg zur Herausgabe seiner Arbeit über Leibniz und die Chinamission.

2650 » Hrn. Prof. Dr. Adolf Schmidt in Potsdam zur Fortführung seines Archivs des Erdmagnetismus.

600 » Hrn. Prof. Dr. Friedrich Schwally in Königsberg i. Pr. zu Arbeiten über die Geschichte des Korans.

Veränderungen im Personalstande der Akademie im Laufe des Jahres 1918.

Es wurden gewählt:

zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Klasse:

Hr. Karl Heider
» Erhard Schmidt
» Gustav Müller
» Rudolf Fick
} bestätigt durch K. Kabinettsorder vom 1. August 1918;

zu ordentlichen Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse:

Hr. Paul Kehr
» Ulrich Stutz
» Ernst Heymann
» Michael Tangl
} bestätigt durch K. Kabinettsorder vom 4. März 1918;

zum korrespondierenden Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse:

Hr. Sven Hedin in Stockholm am 28. November 1918.

Das ordentliche Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse Hr. Wilhelm Branca verlegte im Sommer 1918 seinen Wohnsitz nach München und trat damit gemäß § 6 der Statuten der Akademie in die Reihe der Ehrenmitglieder über.

Gestorben sind:

das Ehrenmitglied:

Hr. Andrew Dickson White in Ithaca, N.Y. (das Datum war nicht zu ermitteln);

das korrespondierende Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse:

Hr. Ferdinand Braun in Straßburg am 20. April 1918;

die korrespondierenden Mitglieder der philosophisch-historischen Klasse:

Hr. Julius Wellhausen in Göttingen am 7. Januar 1918,
» Albert Hauck in Leipzig in der Nacht vom 7. auf den 8. April 1918,
» Wilhelm Radloff in St. Petersburg (das Datum war nicht zu ermitteln).

Verzeichnis der Mitglieder der Akademie am Schlusse des Jahres 1918

nebst den Verzeichnissen der Inhaber der Helmholtz- und der Leibniz-Medaille und der Beamten der Akademie, sowie der Kommissionen, Stiftungs-Kuratorien usw.

1. Beständige Sekretare

	Gewählt von der	Datum der Bestätigung
Hr. *Diels*	phil.-hist. Klasse	1895 Nov. 27
- *von Waldeyer-Hartz*	phys.-math. -	1896 Jan. 20
Roethe	phil.-hist. -	1911 Aug. 29
- *Planck*	phys.-math. -	1912 Juni 19

2. Ordentliche Mitglieder

Physikalisch-mathematische Klasse	Philosophisch-historische Klasse	Datum der Bestätigung
Hr. *Simon Schwendener*		1879 Juli 13
	Hr. *Hermann Diels*	1881 Aug. 15
- *Wilhelm von Waldeyer-Hartz*		1884 Febr. 18
- *Franz Eilhard Schulze*		1884 Juni 21
	- *Otto Hirschfeld*	1885 März 9
	- *Eduard Sachau*	1887 Jan. 24
- *Adolf Engler*		1890 Jan. 29
	- *Adolf von Harnack*	1890 Febr. 10
- *Hermann Amandus Schwarz*		1892 Dez. 19
- *Emil Fischer*		1893 Febr. 6
- *Oskar Hertwig*		1893 April 17
- *Max Planck*		1894 Juni 11
	- *Carl Stumpf*	1895 Febr. 18
	- *Adolf Erman*	1895 Febr. 18
- *Emil Warburg*		1895 Aug. 13
	- *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff*	1899 Aug. 2
- *Heinrich Müller-Breslau*		1901 Jan. 14
	- *Heinrich Dressel*	1902 Mai 9
	- *Konrad Burdach*	1902 Mai 9
- *Friedrich Schottky*		1903 Jan. 5
	- *Gustav Roethe*	1903 Jan. 5
	- *Dietrich Schäfer*	1903 Aug. 4
	- *Eduard Meyer*	1903 Aug. 4
	- *Wilhelm Schulze*	1903 Nov. 16

Physikalisch-mathematische Klasse	Philosophisch-historische Klasse	Datum der Bestätigung		
	Hr. *Alois Brandl*	1904	April	3
Hr. *Hermann Struve*		1904	Aug.	29
- *Hermann Zimmermann*		1904	Aug.	29
- *Walter Nernst*		1905	Nov.	24
- *Max Rubner*		1906	Dez.	2
- *Johannes Orth*		1906	Dez.	2
- *Albrecht Penck*		1906	Dez.	2
	- *Friedrich Müller*	1906	Dez.	24
	- *Andreas Heusler*	1907	Aug.	8
- *Heinrich Rubens*		1907	Aug.	8
- *Theodor Liebisch*		1908	Aug.	3
	- *Eduard Seler*	1908	Aug.	24
	- *Heinrich Lüders*	1909	Aug.	5
	- *Heinrich Morf*	1910	Dez.	14
- *Gottlieb Haberlandt*		1911	Juli	3
	- *Kuno Meyer*	1911	Juli	3
	- *Benno Erdmann*	1911	Juli	25
- *Gustav Hellmann*		1911	Dez.	2
	- *Emil Seckel*	1912	Jan.	4
	- *Johann Jakob Maria de Groot*	1912	Jan.	4
	- *Eduard Norden*	1912	Juni	14
	- *Karl Schuchhardt*	1912	Juli	9
- *Ernst Beckmann*		1912	Dez.	11
- *Albert Einstein*		1913	Nov.	12
	- *Otto Hintze*	1914	Febr.	16
	- *Max Sering*	1914	März	2
	- *Adolf Goldschmidt*	1914	März	2
- *Fritz Haber*		1914	Dez.	16
	- *Karl Holl*	1915	Jan.	12
	- *Friedrich Meinecke*	1915	Febr.	15
- *Karl Correns*		1915	März	22
	- *Hans Dragendorff*	1916	April	3
	- *Paul Kehr*	1918	März	4
	- *Ulrich Stutz*	1918	März	4
	- *Ernst Heymann*	1918	März	4
	- *Michael Tangl*	1918	März	4
- *Karl Heider*		1918	Aug.	1
- *Erhard Schmidt*		1918	Aug.	1
- *Gustav Müller*		1918	Aug.	1
- *Rudolf Fick*		1918	Aug.	1

3. Auswärtige Mitglieder

Physikalisch-mathematische Klasse	Philosophisch-historische Klasse	Datum der Bestätigung
	Hr. *Theodor Nöldeke* in Straßburg	1900 März 5
	- *Friedrich Imhoof-Blumer* in Winterthur	1900 März 5
	- *Vatroslav von Jagić* in Wien	1908 Sept. 25
	- *Panagiotis Kabbadias* in Athen	1908 Sept. 25
Lord *Rayleigh* in Witham, Essex	. . . .	1910 April 6
	- *Hugo Schuchardt* in Graz .	1912 Sept. 15

4. Ehrenmitglieder

	Datum der Bestätigung
Hr. *Max Lehmann* in Göttingen	1887 Jan. 24
- *Max Lenz* in Hamburg	1896 Dez. 14
- *Wilhelm Branca* in München	1899 Dez. 18
Hugo Graf *von und zu Lerchenfeld* in Berlin	1900 März 5
Hr. *Richard Schöne* in Berlin	1900 März 5
- *Konrad von Studt* in Berlin	1900 März 17
Bernhard Fürst *von Bülow* in Klein-Flottbek bei Hamburg . . .	1910 Jan. 31
Hr. *Heinrich Wölfflin* in München	1910 Dez. 14
- *August von Trott zu Solz* in Kassel	1914 März 2
- *Rudolf von Valentini* in Potsdam	1914 März 2
- *Friedrich Schmidt* in Berlin	1914 März 2
- *Richard Willstätter* in München	1914 Dez. 16

5. Korrespondierende Mitglieder

Physikalisch-mathematische Klasse

	Datum der Wahl		
Karl Frhr. Auer von Welsbach auf Schloß Welsbach (Kärnten)	1913	Mai	22
Hr. *Oskar Brefeld* in Berlin	1899	Jan.	19
- *Heinrich Bruns* in Leipzig	1906	Jan.	11
- *Otto Bütschli* in Heidelberg	1897	März	11
- *Giacomo Ciamician* in Bologna	1909	Okt.	28
- *William Morris Davis* in Cambridge, Mass.	1910	Juli	28
- *Ernst Ehlers* in Göttingen	1897	Jan.	21
Roland Baron *Eötvös* in Budapest	1910	Jan.	6
Hr. *Max Fürbringer* in Heidelberg	1900	Febr.	22
Sir *Archibald Geikie* in Haslemere, Surrey	1889	Febr.	21
Hr. *Karl von Goebel* in München	1913	Jan.	16
- *Camillo Golgi* in Pavia	1911	Dez.	21
- *Karl Graebe* in Frankfurt a. M.	1907	Juni	13
- *Ludwig von Graff* in Graz	1900	Febr.	8
Julius Edler von Hann in Wien	1889	Febr.	21
Hr. *Sven Hedin* in Stockholm	1918	Nov.	28.
- *Viktor Hensen* in Kiel	1898	Febr.	24
- *Richard von Hertwig* in München	1898	April	28
- *David Hilbert* in Göttingen	1913	Juli	10
- *Hugo Hildebrand Hildebrandsson* in Uppsala	1917	Mai	3
- *Emanuel Kayser* in München	1917	Juli	19
- *Felix Klein* in Göttingen	1913	Juli	10
- *Leo Koenigsberger* in Heidelberg	1893	Mai	4
- *Wilhelm Körner* in Mailand	1909	Jan.	7
- *Friedrich Küstner* in Bonn	1910	Okt.	27
- *Philipp Lenard* in Heidelberg	1909	Jan.	21
- *Karl von Linde* in München	1916	Juli	6
- *Gabriel Lippmann* in Paris	1900	Febr.	22
- *Hendrik Antoon Lorentz* in Haarlem	1905	Mai	4
- *Felix Marchand* in Leipzig	1910	Juli	28
- *Friedrich Merkel* in Göttingen	1910	Juli	28
- *Franz Mertens* in Wien	1900	Febr.	22
- *Alfred Gabriel Nathorst* in Stockholm	1900	Febr.	8
- *Karl Neumann* in Leipzig	1893	Mai	4
- *Max Noether* in Erlangen	1896	Jan.	30
- *Wilhelm Ostwald* in Groß-Bothen, Kgr. Sachsen	1905	Jan.	12
- *Wilhelm Pfeffer* in Leipzig	1889	Dez.	19
- *Edward Charles Pickering* in Cambridge, Mass.	1906	Jan.	11
- *Georg Quincke* in Heidelberg	1879	März	13

		Datum der Wahl		
Hr.	*Ludwig Radlkofer* in München	1900	Febr.	8
-	*Gustaf Retzius* in Stockholm	1893	Juni	1
-	*Theodore William Richards* in Cambridge, Mass.	1909	Okt.	28
-	*Wilhelm Konrad Röntgen* in München	1896	März	12
-	*Wilhelm Roux* in Halle a. S.	1916	Dez.	14
-	*Georg Ossian Sars* in Christiania	1898	Febr.	24
-	*Oswald Schmiedeberg* in Straßburg	1910	Juli	28
-	*Otto Schott* in Jena	1916	Juli	6
-	*Hugo von Seeliger* in München	1906	Jan.	11
-	*Ernest Solvay* in Brüssel	1913	Mai	22
-	*Johann Wilhelm Spengel* in Gießen	1900	Jan.	18
Sir	*Joseph John Thomson* in Cambridge	1910	Juli	28
Hr.	*Gustav Edler von Tschermak* in Wien	1881	März	3
-	*Woldemar Voigt* in Göttingen	1900	März	8
-	*Hugo de Vries* in Lunteren	1913	Jan.	16
-	*Johannes Diderik van der Waals* in Amsterdam	1900	Febr.	22
-	*Otto Wallach* in Göttingen	1907	Juni	13
-	*Eugenius Warming* in Kopenhagen	1899	Jan.	19
-	*Emil Wiechert* in Göttingen	1912	Febr.	8
-	*Wilhelm Wien* in Würzburg	1910	Juli	14
-	*Edmund B. Wilson* in New York	1913	Febr.	20

Philosophisch-historische Klasse

		Datum der Wahl		
Hr.	*Karl von Amira* in München	1900	Jan.	18
-	*Klemens Baeumker* in München	1915	Juli	8
-	*Friedrich von Bezold* in Bonn	1907	Febr.	14
-	*Joseph Bidez* in Gent	1914	Juli	9
-	*James Henry Breasted* in Chicago	1907	Juni	13
-	*Harry Breßlau* in Straßburg	1912	Mai	9
-	*René Cagnat* in Paris	1904	Nov.	3
-	*Arthur Chuquet* in Villemomble (Seine)	1907	Febr.	14
-	*Franz Cumont* in Rom	1911	April	27
-	*Louis Duchesne* in Rom	1893	Juli	20
-	*Franz Ehrle* in Rom	1913	Juli	24
-	*Paul Foucart* in Paris	1884	Juli	17
Sir	*James George Frazer* in Cambridge	1911	April	27
Hr.	*Wilhelm Fröhner* in Paris	1910	Juni	23
-	*Percy Gardner* in Oxford	1908	Okt.	29
-	*Ignaz Goldziher* in Budapest	1910	Dez.	8

	Datum der Wahl		
Hr. *Francis Llewellyn Griffith* in Oxford	1900	Jan.	18
- *Ignazio Guidi* in Rom	1904	Dez.	15
- *Georgios N. Hatzidakis* in Athen	1900	Jan.	18
- *Bernard Haussoullier* in Paris	1907	Mai	2
- *Johan Ludvig Heiberg* in Kopenhagen	1896	März	12
- *Antoine Héron de Villefosse* in Paris	1893	Febr.	2
- *Harald Hjärne* in Uppsala	1909	Febr.	25
- *Maurice Holleaux* in Versailles	1909	Febr.	25
- *Christian Hülsen* in Hoheneck bei Ludwigsburg	1907	Mai	2
- *Hermann Jacobi* in Bonn	1911	Febr.	9
- *Adolf Jülicher* in Marburg	1906	Nov.	1
Sir *Frederic George Kenyon* in London	1900	Jan.	18
Hr. *Georg Friedrich Knapp* in Straßburg	1893	Dez.	14
- *Axel Kock* in Lund	1917	Juli	19
- *Karl von Kraus* in München	1917	Juli	19
- *Basil Latyschew* in St. Petersburg	1891	Juni	4
- *Friedrich Loofs* in Halle a. S.	1904	Nov.	3
- *Giacomo Lumbroso* in Rom	1874	Nov.	12
- *Arnold Luschin von Ebengreuth* in Graz	1904	Juli	21
- *John Pentland Mahaffy* in Dublin	1900	Jan.	18
- *Wilhelm Meyer-Lübke* in Bonn	1905	Juli	6
- *Ludwig Mitteis* in Leipzig	1905	Febr.	16
- *Georg Elias Müller* in Göttingen	1914	Febr.	19
- *Karl von Müller* in Tübingen	1917	Febr.	1
- *Samuel Muller Frederikzoon* in Utrecht	1914	Juli	23
- *Franz Praetorius* in Breslau	1910	Dez.	8
- *Pio Rajna* in Florenz	1909	März	11
- *Moriz Ritter* in Bonn	1907	Febr.	14
- *Karl Robert* in Halle a. S.	1907	Mai	2
- *Michael Rostowzew* in St. Petersburg	1914	Juni	18
- *Edward Schröder* in Göttingen	1912	Juli	11
- *Eduard Schwartz* in Straßburg	1907	Mai	2
- *Bernhard Seuffert* in Graz	1914	Juni	18
- *Eduard Sievers* in Leipzig	1900	Jan.	18
Sir *Edward Maunde Thompson* in London	1895	Mai	2
Hr. *Vilhelm Thomsen* in Kopenhagen	1900	Jan.	18
- *Ernst Troeltsch* in Berlin	1912	Nov.	21
- *Paul Vinogradoff* in Oxford	1911	Juni	22
- *Girolamo Vitelli* in Florenz	1897	Juli	15
- *Jakob Wackernagel* in Basel	1911	Jan.	19
- *Adolf Wilhelm* in Wien	1911	April	27

	Datum der Wahl		
Hr. *Ludvig Wimmer* in Kopenhagen	1891	Juni	4
- *Wilhelm Wundt* in Leipzig	1900	Jan.	18

Inhaber der Bradley-Medaille

Hr. *Friedrich Küstner* in Bonn (1918)

Inhaber der Helmholtz-Medaille

Hr. *Santiago Ramón Cajal* in Madrid (1905)
- *Emil Fischer* in Berlin (1909)
- *Simon Schwendener* in Berlin (1913)
- *Max Planck* in Berlin (1915)
Richard von Hertwig in München (1917)

Verstorbene Inhaber:

Emil du Bois-Reymond (Berlin, 1892, † 1896)
Karl Weierstraß (Berlin, 1892, † 1897)
Robert Bunsen (Heidelberg, 1892, † 1899)
Lord *Kelvin* (Netherhall, Largs, 1892, † 1907)
Rudolf Virchow (Berlin, 1899, † 1902)
Sir *George Gabriel Stokes* (Cambridge, 1901, † 1903)
Henri Becquerel (Paris, 1907, † 1908)
Jakob Heinrich van't Hoff (Berlin, 1911, † 1911)

Inhaber der Leibniz-Medaille

a. Der Medaille in Gold

Hr. *James Simon* in Berlin (1907)
- *Ernest Solvay* in Brüssel (1909)
- *Henry T. von Böttinger* in Elberfeld (1909)
Joseph Florimond Duc *de Loubat* in Paris (1910)
Hr. *Hans Meyer* in Leipzig (1911)
Frl. *Elise Koenigs* in Berlin (1912)
Hr. *Georg Schweinfurth* in Berlin (1913)
- *Otto von Schjerning* in Berlin (1916)
- *Leopold Koppel* in Berlin (1917)
- *Rudolf Havenstein* in Berlin (1918)

b. Der Medaille in Silber

Hr. *Karl Alexander von Martius* in Berlin (1907)
- *Adolf Friedrich Lindemann* in Sidmouth. England (1907)

Hr. *Johannes Bolte* in Berlin (1910)
- *Albert von Le Coq* in Berlin (1910)
- *Johannes Ilberg* in Leipzig (1910)
- *Max Wellmann* in Potsdam (1910)
- *Robert Koldewey* in Babylon (1910)
- *Gerhard Hessenberg* in Breslau (1910)
- *Werner Janensch* in Berlin (1911)
- *Hans Osten* in Leipzig (1911)
- *Robert Davidsohn* in München (1912)
- *N. de Garis Davies* in Kairo (1912)
- *Edwin Hennig* in Tübingen (1912)
- *Hugo Rabe* in Hannover (1912)
- *Josef Emanuel Hibsch* in Tetschen (1913)
- *Karl Richter* in Berlin (1913)
- *Hans Witte* in Neustrelitz (1913)
- *Georg Wolff* in Frankfurt a. M. (1913)
- *Walter Andrae* in Assur (1914)
- *Erwin Schramm* in Dresden (1914)
- *Richard Irvine Best* in Dublin (1914)
- *Otto Baschin* in Berlin (1915)
- *Albert Fleck* in Berlin (1915)
- *Julius Hirschberg* in Berlin (1915)
- *Hugo Magnus* in Berlin (1915)

Verstorbene Inhaber der Medaille in Silber:

Karl Zeumer (Berlin, 1910, † 1914)
Georg Wenker (Marburg, 1911, † 1911)

Beamte der Akademie

Bibliothekar und Archivar der Akademie: . . . . . .
Archivar und Bibliothekar der Deutschen Kommission: Dr. *Behrend.*
Wissenschaftliche Beamte: Dr. *Dessau*, Prof. — Dr. *Harms*, Prof. — Dr. *von Fritze*, Prof. — Dr. *Karl Schmidt*, Prof. — Dr. Frhr. *Hiller von Gaertringen*, Prof. — Dr. *Ritter*, Prof. — Dr. *Apstein*, Prof. — Dr. *Paetsch.* — Dr. *Kuhlgatz.*

Registrator und Kalkulator: *Grünheid.*
Hausinspektor und Kanzlist: . . . . . .
Akademiediener: *Hennig.* — *Janisch*, nimmt die Geschäfte des Hausinspektors wahr. — *Siedmann.*
Hilfsdiener: *Glaeser.*

Verzeichnis der Kommissionen, Stiftungs-Kuratorien usw.

Kommissionen für wissenschaftliche Unternehmungen der Akademie.

Acta Borussica.

Hintze (geschäftsführendes Mitglied). Meinecke. Kehr.

Ägyptologische Kommission.

Erman. E. Meyer. W. Schulze.
Außerakad. Mitglieder: Junker (Wien). H. Schäfer (Berlin). Sethe (Göttingen). Spiegelberg (Straßburg).

Corpus inscriptionum Etruscarum.

Diels. Hirschfeld. W. Schulze.

Corpus inscriptionum Latinarum und Griechische Münzwerke.

Hirschfeld (Vorsitzender, leitet die epigraphischen Arbeiten). Dragendorff (leitet die numismatischen Arbeiten). Diels. von Wilamowitz-Moellendorff. Imhoof-Blumer (Winterthur). Schöne (Berlin).

Corpus medicorum Graecorum.

Diels. Sachau. von Wilamowitz-Moellendorff.

Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts.

Roethe. Schäfer. Hintze. Sering. Holl. Meinecke.

Deutsche Kommission.

Roethe (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Burdach. W. Schulze. Heusler. Morf. Hintze. Kehr. Schröder (Göttingen). Seuffert (Graz).

Dilthey-Kommission.

Erdmann (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Stumpf. Burdach. Roethe. Seckel.

Geschichte des Fixsternhimmels.

Struve (geschäftsführendes Mitglied). G. Müller.
Außerakad. Mitglied: Cohn (Berlin).

Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen.

Hintze (geschäftsführendes Mitglied). Meinecke. Kehr.

Fronto-Ausgabe.

Diels. Hirschfeld. Norden.

Herausgabe der Werke Wilhelm von Humboldts.

Burdach (geschäftsführendes Mitglied). von Wilamowitz-Moellendorff. Meinecke.

Herausgabe des Ibn Saad.

Sachau (geschäftsführendes Mitglied). Erman. W. Schulze. F. W. K. Müller.

Inscriptiones Graecae.

von Wilamowitz-Moellendorff (Vorsitzender). Diels. Hirschfeld. W. Schulze.

Kant-Ausgabe.

Erdmann (Vorsitzender). Diels. Stumpf. Roethe. Meinecke.
Außerakad. Mitglied: Menzer (Halle).

Ausgabe der griechischen Kirchenväter.

von Harnack (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Hirschfeld. von Wilamowitz-Moellendorff. Holl. Loofs (Halle). Jülicher (Marburg).
Außerakad. Mitglied: Seeck (Münster), für die Prosopographia imperii Romani saec. IV—VI.

Leibniz-Ausgabe.

Erdmann (geschäftsführendes Mitglied). Schwarz. Planck. von Harnack. Stumpf. Roethe. Morf.

Nomenclator animalium generum et subgenerum.

von Waldeyer-Hartz. Heider.

Orientalische Kommission.

E. Meyer (geschäftsführendes Mitglied). Diels. Sachau. Erman. W. Schulze. F. W. K. Müller. Lüders.
Außerakad. Mitglied: Delitzsch (Berlin).

„Pflanzenreich“.

Engler (geschäftsführendes Mitglied). Schwendener. von Waldeyer-Hartz.

Prosopographia imperii Romani saec. I—III.

Hirschfeld. Dressel.

Strabo-Ausgabe.

Diels. von Wilamowitz-Moellendorff. E. Meyer.

„Tierreich“.

von Waldeyer-Hartz. Heider.

Herausgabe der Werke von Weierstraß.

Planck (geschäftsführendes Mitglied). Schwarz.

Wörterbuch der deutschen Rechtssprache.

Roethe (geschäftsführendes Mitglied).

Außerakad. Mitglieder: Frensdorff (Göttingen). von Gierke (Berlin). Huber (Bern). Frhr. von Künßberg (Heidelberg). Frhr. von Schwerin (Straßburg). Frhr. von Schwind (Wien).

Wissenschaftliche Unternehmungen, die mit der Akademie in Verbindung stehen.

Corpus scriptorum de musica.

Vertreter in der General-Kommission: Stumpf.

Luther-Ausgabe.

Vertreter in der Kommission: von Harnack. Burdach.

Monumenta Germaniae historica.

Von der Akademie gewählte Mitglieder der Zentral-Direktion: Schäfer. Hintze

Thesaurus der japanischen Sprache.

Sachau. W. Schulze. F. W. K. Müller.

Sammlung deutscher Volkslieder.

Vertreter in der Kommission: Roethe.

Wörterbuch der ägyptischen Sprache.

Vertreter in der Kommission: Erman.

Bei der Akademie errichtete Stiftungen.

Bopp-Stiftung.

Vorberatende Kommission (1918 Okt.—1922 Okt.).

W. Schulze (Vorsitzender). Lüders (Stellvertreter des Vorsitzenden). (Schriftführer). Roethe. K. Meyer.

Außerakad. Mitglied: Brückner (Berlin).

Charlotten-Stiftung für Philologie.

Kommission.

Diels. Hirschfeld. von Wilamowitz-Moellendorff. W. Schulze. Norden.

Eduard-Gerhard-Stiftung.

Kommission.

Dragendorff (Vorsitzender). Hirschfeld. von Wilamowitz-Moellendorff. Dressel. E. Meyer. Schuchhardt.

Humboldt-Stiftung.

Kuratorium (1917 Jan. 1—1920 Dez. 31).

von Waldeyer-Hartz (Vorsitzender). Hellmann.

Außerakad. Mitglieder: Der vorgeordnete Minister. Der Oberbürgermeister von Berlin. P. von Mendelssohn-Bartholdy.

Akademische Jubiläumsstiftung der Stadt Berlin.

Kuratorium (1917 Jan. 1—1920 Dez. 31).

Planck (Vorsitzender). von Waldeyer-Hartz (Stellvertreter des Vorsitzenden). Diels. Hintze.

Außerakad. Mitglied: Der Oberbürgermeister von Berlin.

Stiftung zur Förderung der kirchen- und religionsgeschichtlichen Studien im Rahmen der römischen Kaiserzeit (saec. I—VI).

Kuratorium (1913 Nov.—1923 Nov.).

Diels (Vorsitzender). von Harnack.

Außerdem als Vertreter der theologischen Fakultäten der Universitäten Berlin: Holl, Gießen: Krüger, Marburg: Jülicher.

Graf-Loubat-Stiftung.

Kommission (1918 Febr.—1923 Febr.).

Sachau. Seler.

Albert-Samson-Stiftung.

Kuratorium (1917 April 1—1922 März 31).

von Waldeyer-Hartz (Vorsitzender). Planck (Stellvertreter des Vorsitzenden). Rubner. Orth. Penck. Correns. Stumpf.

Stiftung zur Förderung der Sinologie.

Kuratorium (1917 Febr.—1927 Febr.).

de Groot (Vorsitzender). F. W. K. Müller. Lüders.

Hermann-und-Elise-geb.-Heckmann-Wentzel-Stiftung.

Kuratorium (1915 April 1—1920 März 31).

Roethe (Vorsitzender). Planck (Stellvertreter des Vorsitzenden). Erman (Schriftführer). Nernst. Haberlandt. von Harnack.

Außerakad. Mitglied: Der vorgeordnete Minister.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

GEDÄCHTNISREDE AUF GUSTAV VON SCHMOLLER

VON

OTTO HINTZE

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Gehalten in der öffentlichen Sitzung am 4. Juli 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 27. August 1918.

Heute vor acht Tagen hat sich ein Jahr vollendet, seit GUSTAV V. SCHMOLLER uns entrissen worden ist, kurz nach dem Eintritt in sein 80. Lebensjahr. Wenn wir heute versuchen, nach Brauch und Herkommen unserer Akademie das Charakterbild des Verewigten in der Erinnerung festzuhalten, so sind wir uns dabei bewußt, daß er nicht bloß als Fachgelehrter zu würdigen ist, sondern als einer der führenden Männer, in denen der Geist und die Bildung unseres Zeitalters ihren charakteristischen Ausdruck gefunden haben. Er hat es selbst bei dem Eintritt in unsere Körperschaft am Leibniztage 1887 ausgesprochen, daß er versucht habe, Historiker und Nationalökonom zugleich zu sein; und vielleicht ist er in diesem Kreise in der ersteren Eigenschaft noch öfter und wirksamer hervorgetreten als in der anderen, obschon stets beides eng miteinander verbunden war. Aber auch diese eigentümliche Verbindung zweier Studienkreise reicht noch nicht aus, sein Wesen zutreffend zu kennzeichnen; dazu gehört noch der Hinweis auf die außerordentliche Weite des Horizonts, den sein wissenschaftlicher Blick umspannte, und auf die ungemeine Vielseitigkeit der praktischen Bestrebungen, die ihm am Herzen lagen und die seiner Förderung je länger, je mehr bedurften. In der zuverlässigen, nie versagenden Stetigkeit und Gleichmäßigkeit seines Wirkens und Schaffens war er wie ein Polarstern, um den eine Welt von wissenschaftlichen und gemeinnützigen Interessen sich bewegte. Er war ein öffentlicher Charakter von hervorstechender Eigenart und, ohne jemals als Parteipolitiker oder Ministerkandidat hervorzutreten, ein bedeutender Faktor in unserem öffentlichen Leben. Wenige haben so wie er verstanden, die moderne Idealgestalt eines deutschen Professors in sich auszubilden und darzustellen; und mit Dank empfinden wir, wie sehr er den Schwung und das Ansehen unseres Universitätslebens gestärkt hat. Der Studienkreis, in dem er wirkte, gab freilich besonderen Anlaß dazu. In

den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich in der Zeit von 1815 bis 1840, einer Zeit fruchtbarer innerer Sammlung, überwogen in unserem Universitätsleben die literarisch-ästhetischen Interessen einer vorwiegend philologischen Bildung in Verbindung mit weltbürgerlich-humaner auf die universalen Zusammenhänge gerichteter Betrachtung von der Art Hegelscher Geschichtsphilosophie und mit den Einflüssen der historischen und romantischen Schule. In dem bewegteren Zeitraum von 1840 bis 1870 vollzog sich der Umschwung, der die ethisch-politischen Triebkräfte ganz besonders in der Geschichtschreibung und in den staats- und verfassungsrechtlichen Studien zu maßgebender Geltung brachte: neben Ranke, der jetzt erst auf die Höhe seiner Wirksamkeit kam, traten Männer wie Duncker und Droysen, Mommsen und Gneist, Sybel und Treitschke; die wirtschaftlichen Staatswissenschaften aber hatten weder in diesem noch im vorigen Zeitraum eine führende Stellung auf den deutschen Universitäten, wie denn ihre Vertretung in Berlin bis zur Berufung Adolf Wagners im Jahre 1870 ganz besonders mangelhaft war. Gerade die volkswirtschaftlichen und die mit ihnen zusammenhängenden sozialen Probleme rückten nun aber bald in den Brennpunkt des öffentlichen Lebens. Auf die Epoche der großen auswärtigen Politik Bismarcks und der Reichsgründung folgte die Epoche des inneren Ausbaues unseres Staats- und Wirtschaftslebens und der damit verbündenen Partei- und Interessenkämpfe, die auch die starke Hand des großen Staatsmanns nur mühsam zu bändigen vermocht hat. Diese eigentümlich charakterisierte Epoche unserer nationalen Geschichte rief die wirtschaftlichen Staatswissenschaften auf den Plan; sie bildet auch den Hintergrund für die wissenschaftliche und politische Wirksamkeit Gustav Schmollers.

Schmoller gehört zu den ausgezeichneten Kräften, die der preußische Staat aus anderen Teilen Deutschlands von jeher an sich zu ziehen und festzuhalten vermocht hat.

Geboren am 24. Juni 1838 in Heilbronn, wo sein Vater Kameralverwalter war, wurzelt er durch seine Erziehung und Bildung ganz und gar in der schwäbischen Heimat, deren Mundart auch noch oft, namentlich im lebhafteren Ausdruck, unverkennbar bei ihm hervortrat.

Er hat außer Tübingen keine andere Universität besucht, nur in Genf nach dem Abschluß seiner Studien eine Zeitlang gelebt, um sich im Französischen zu vervollkommnen und die Institutionen der Schweiz kennen zu lernen. Mit 26 Jahren erhielt er 1864 einen Ruf als Extraordinarius an

die Universität Halle, deren Kurator, der frühere Oberpräsident v. Beurmann, mit Beifall eine Abhandlung gelesen hatte, in der er die württembergische Gewerbezählung von 1861 statistisch bearbeitet hatte. Zugleich war ihm die württembergische Beamtenlaufbahn, für die er anfangs bestimmt war, dadurch versperrt worden, daß er als Verfasser einer sehr freimütigen Broschüre bekannt wurde, die in der Krisis des Zollvereins 1862 für Preußen und den französischen Handelsvertrag gegenüber der württembergischen Regierung und ihrem Verbündeten, Österreich, eintrat.

Die Gelehrtenpersönlichkeit des jungen Dozenten war in der Anlage damals schon fertig, sowohl in der theoretischen Richtung auf eine historisch-realistische und psychologisch-ethische Neubegründung der Staats- und Sozialwissenschaften wie in dem praktischen Ziel maßvoller sozialpolitischer Reformen zur Hebung der Arbeiterklasse. Niemand hat auf die Richtung seiner Studien und seines wissenschaftlichen und politischen Charakters stärkeren Einfluß geübt als sein um 23 Jahre älterer Schwager Gustav Rümelin, der bekannte schwäbische Staatsmann, Statistiker und Sozialphilosoph, der 1889 als Kanzler der Universität Tübingen gestorben ist, und von dem Schmoller in dem schönen biographischen Denkmal, das er ihm gesetzt hat, erklärt: dieser väterliche Freund und Mentor sei ihm der Führer durchs Leben gewesen und habe ihm immer als Vorbild vorgeschwebt. Ganz besonders nach zwei Richtungen hin macht sich der entscheidende Einfluß Rümelins bemerkbar: einmal darin, daß der junge Schmoller nach seinem Vorbild von Anfang an eine ausgesprochene Scheu davor hatte, ein bloßer Fachmensch und Spezialist zu werden, daß er vielmehr vor allem danach strebte, eine möglichst ausgedehnte allgemeine wissenschaftliche Bildung zu erwerben und neben seinem Fachstudium namentlich eine ausgebreitete historische und philosophische Lektüre trieb; zum andern aber darin, daß die Achtung und Sympathie, die Rümelin Preußen gegenüber empfand, und die sich nicht nur auf die Macht und Größe dieses Staates, sondern auch auf die geistigen Kräfte richtete, die Rümelin bei einem Studienaufenthalt in Berlin kennen gelernt hatte, sich von ihm auf seinen jugendlichen Schwager übertrugen, während sonst diese Stimmung damals in Württemberg ganz vereinzelt blieb.

So war es doch kein Zufall, daß Schmoller an eine preußische Universität kam; und einmal eingetreten in den Bannkreis des preußischen Wesens, hat er dessen Anziehungskraft um so stärker gespürt, als eine innere Wahl-

verwandtschaft ihn mit der ethischen Natur des preußischen Staates, wie er sie auffaßte, mit den Ideen von Ordnung und Gerechtigkeit verband.

Der weitere Lebensgang Schmollers bewegte sich äußerlich in den herkömmlichen Geleisen einer deutschen Professorenlaufbahn: acht Jahre in Halle, wo ihm ein Ruf nach Zürich schon 1865 das Ordinariat verschaffte und wo er sich seinen Hausstand gründete, zehn Jahre in Straßburg, wo die neubegründete Reichsuniversität einen auserwählten Kreis frischer junger Professoren vereinte, denen bald eine wachsende Schar hochstrebender Schüler zuströmte — ein Schauplatz fruchtbarer Tätigkeit und angeregten Verkehrs, von dem sich Schmoller nur schwer getrennt hat —, endlich noch 35 Jahre in Berlin, wo seine Wirksamkeit im Mittelpunkt der wissenschaftlichen und praktischen Interessen, die ihn bewegten, erst auf die volle Höhe des Einflusses und Erfolges gelangte. Forschung und Lehre, rein wissenschaftliche und sozialpolitische Schriftstellerei, preußische Geschichte und Nationalökonomie gingen dabei beständig Hand in Hand. Die literarische Hauptfrucht der hallischen Jahre war das Buch zur Geschichte des deutschen Kleingewerbes im 19. Jahrhundert gewesen (1870), die der Straßburger Zeit das durch den Genius loci hervorgerufene Werk über die dortige mittelalterliche Tucher- und Weberzunft (1879). Nebenher ging eine bedeutende organisatorische und publizistische Tätigkeit, die nur zum Teil mit dem Lehrbetrieb zusammenhing. Zwei große literarische Instrumente hatte sich Schmoller zur Verwirklichung seines Lebensplans geschaffen, das eine waren die »Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen«, eine große, beständig wachsende Sammlung von Monographien, vorwiegend wirtschafts- und verwaltungsgeschichtlichen Inhalts, die die Bausteine des geplanten neuen Lehrgebäudes liefern sollten, meist Arbeiten aus seinem Seminar oder von jüngeren Gelehrten verwandter Richtung; das andere war das »Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft«, das mehr für die Erörterung der praktischen Tagesfragen bestimmt war und eine fortlaufende, sehr prompte und aufschlußreiche Berichterstattung über die neuen Erscheinungen der gesamten staats- und sozialwissenschaftlichen Literatur unter eifriger und regelmäßiger Beteiligung des Herausgebers brachte. Dazu kam seit dem Eintritt Schmollers in unsere Akademie das neue große Unternehmen der Acta Borussica, das auf den 17jährigen Archivstudien Schmollers und den daraus erwachsenen Sammlungen sich aufbauend, die preußische Verwaltungsgeschichte des 18. Jahr-

hunderts im ganzen sowie in einzelnen besonders wichtigen oder charakteristischen Zweigen in einer groß angelegten Aktenpublikation zu quellenmäßiger Darstellung bringen sollte. Dadurch ist SCHMOLLER zugleich als umsichtiger und weitblickender Organisator mit den Studien zur preußischen Geschichte in einen engen Zusammenhang getreten: die Reorganisation des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg im Sinne eines landesgeschichtlichen Forschungs- und Publikationsinstituts, die Begründung seines regelmäßigen Organs der »Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte«, die Erweiterung der »Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten« über den ursprünglichen Plan hinaus auf das Gebiet der inneren Verwaltung — das alles ist vornehmlich sein Werk gewesen. Eine Zeitlang hat er sich wohl mit dem Gedanken getragen, eine Biographie und Verwaltungsgeschichte Friedrich Wilhelms I. zu schreiben; sehr erhebliche Vorarbeiten, Bruchstücke und Skizzen dazu sind von ihm im Lauf der Jahre veröffentlicht worden; schließlich kam es doch dazu, daß diese Studien in die große akademische Aktenpublikation einmündeten und daß SCHMOLLER sich vielmehr unter dem Einfluß seines Freundes und Verlegers, Carl Geibel, entschloß, den Rest seines Lebens vornehmlich der systematischen Zusammenfassung seiner nationalökonomischen Studien zu widmen. So entstand sein »Grundriß der Volkswirtschaftslehre«, der eine sorgsam durchdachte Zusammenfassung alles dessen war, was er im Laufe einer 35jährigen Lehrtätigkeit für seine Vorlesungen über theoretische und praktische Nationalökonomie als das immer wieder von neuem geläuterte und vervollständigte Ergebnis zahlloser Einzelforschungen aufgezeichnet hatte. Wie in seinen Vorlesungen, so war er auch hier vor allem bestrebt, anschauliche Vorstellungen zu geben, die der weiteren Verstandesarbeit als Stoff und Unterlage dienen konnten. Aber andererseits hütete er sich auch, die Dinge als einfacher und klarer darzustellen, als sie in der Wirklichkeit sind; er fand, daß nichts den nationalökonomischen Adepten beim Eintritt in das praktische Leben mehr verwirre als die Wahrnehmung, daß die verwickelten Verhältnisse und Zusammenhänge des Lebens der scheinbaren Klarheit und Einfachheit der Schulbegriffe so wenig entsprechen. Er betonte das Hypothetische in den theoretischen Grundanschauungen, das Problematische in den praktischen Aufgaben der Wirtschaftspolitik, die relative Berechtigung der entgegengesetzten Standpunkte, die örtliche und zeitliche Bedingtheit aller wirt-

schaftspolitischen Maßregeln. Allen radikalen Lösungen und schematischen Vereinfachungen war er abhold: es war nicht Schul-, sondern Lebensweisheit, was er lehren wollte. So ist der Grundriß ein monumentales Werk geworden, bei dem der immense Gelehrtenfleiß eines langen Lebens sich verband mit großen umfassenden geschichts- und kulturphilosophischen Gesichtspunkten. Auf einer breiten anthropologischen, psychologisch-ethischen und soziologischen Grundlage ist hier ein ganz neues Lehrgebäude der Volkswirtschaft errichtet, das überall in Zusammenhang steht mit der allgemeinen Kultur- und Zivilisationsgeschichte nach dem Motto: »Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib' im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben«. Man spürt es überall: dies ist die reife Frucht eines langen Sammler- und Denkerlebens. Aber es ist doch nur ein Grundriß; etwas Gedrängtes, Kompendiöses, Gedämpftes ist darin. Wer die Kraft und den Schwung des Stils, den kühnen Gedankenflug der besten Jahre Schmollers kennen lernen will, der muß auch seine früheren Werke, namentlich seine Reden und Aufsätze, zur Hand nehmen.

Dem Kern seines wissenschaftlichen Wesens kommt man wohl am nächsten, wenn man von seiner historisch-realistischen und psychologisch-ethischen Betrachtungsweise ausgeht. Er hat damit nicht etwas absolut Neues in seine Wissenschaft eingeführt; aber die Art, wie er diese Betrachtungsweise handhabte, und die Konsequenzen, die er daraus ableitete, unterscheiden ihn doch wesentlich von seinen Vorgängern und bedeuten einen erheblichen Fortschritt auf der von ihnen gewiesenen Bahn. Schon sein schwäbischer Landsmann Friedrich List hatte von einem historisch-realistischen, deutsch-nationalen Standpunkt aus die Allgemeingültigkeit des englischen Systems der Nationalökonomie, wie es Adam Smith begründet hatte, bestritten; Bruno Hildebrand hatte schon 1848 die Losung ausgegeben, daß es gelte, wirtschaftliche Entwicklungsgesetze aufzufinden; Wilhelm Roscher hatte begonnen, das überlieferte System durch die Anwendung einer ähnlichen Methode, wie sie die historische Juristenschule seit Savigny und Eichhorn geübt hatte, zu läutern und fortzubilden; Karl Knies schlug zu Anfang seiner Laufbahn ähnliche Wege ein. Was aber Schmoller charakterisiert und ihn von diesen älteren Vertretern der historischen Nationalökonomie unterscheidet, das ist vor allem der Entschluß, mit dem alten System der sog. klassischen Nationalökonomie in der Hauptsache zu brechen und auf einem frischen, historisch und psychologisch viel

fester begründeten Fundament einen völligen Neubau aufzuführen. Er wollte sich nicht begnügen, wie Roscher an den vorhandenen historischen Darstellungen die überlieferte nationalökonomische Theorie zu prüfen und je nach Befund zu bestätigen oder zu verändern, sondern er wollte eine Ära besonderer wirtschaftsgeschichtlicher und beschreibend-statistischer Monographien ins Leben rufen, um damit die Bausteine für das neue Lehrgebäude der Zukunft zu gewinnen: und er wollte die Grundlage, auf der es errichtet werden sollte, viel breiter und tiefer anlegen, als sie bisher gewesen war. Es handelte sich für ihn nicht bloß um die Volkswirtschaftslehre im engeren Sinne, sondern um den weiteren Kreis der Staats- und Sozialwissenschaften. Er stellte tiefgründige universalgeschichtliche Untersuchungen an über Arbeitsteilung, soziale Klassenbildung, über die Formen der Unternehmung. Die Verbindung der Volkswirtschaft mit dem Staat stand für ihn im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen und praktischen Interessen. Zu welchen bedeutenden Resultaten ihn die energische Durchführung dieses Gedankens in der Wirtschaftsgeschichte geführt hat, ist bekannt. Er hat den ökonomischen Stufengang Hildebrands: Naturalwirtschaft — Geldwirtschaft — Kreditwirtschaft — ergänzt durch die aus dem konkreten Beispiel der deutschen Wirtschaftsgeschichte abgeleitete Epochenfolge der Stadtwirtschaft, Territorialwirtschaft, Volkswirtschaft. In seinem Straßburger Tucherbuch hat er die städtischen Wirtschaftsverhältnisse des Mittelalters in ihrem Zusammenhang mit der politischen Verfassung gleichsam paradigmatisch nach allen Beziehungen und Richtungen erläutert. Seine preußischen Forschungen, die den für Deutschland so charakteristischen Übergang von der territorialen zur staats- und volkswirtschaftlichen Epoche beleuchten, haben ihn zu einer ganz neuen Würdigung des Merkantilsystems geführt, das man bisher meist nach dem Vorgange von Adam Smith als eine große allgemeine Verirrung angesehen hatte und das er nun begreifen lehrte als ein notwendiges Durchgangsstadium der europäischen Wirtschaftspolitik, als die wirtschaftliche Begleiterscheinung des großen Prozesses der neueren Staatenbildung. Aber nicht nur auf diese Verbindung der Volkswirtschaft mit dem Staat kam es ihm an, sondern zugleich auch auf die des Wirtschaftslebens mit Sitte, Moral und Recht, mit dem Ganzen der ethischen Kultur und Zivilisation. Daß er auf der anderen Seite auch die Bedeutung der Technik nicht verkannte, ist besonders bezeichnend für seine Auffassung und wurzelt schon in den Anregungen seiner Tübinger Studienzeit, wo er auch Chemie,

Physik, Technologie und Maschinenkunde getrieben hatte. Aber die Haupttriebkraft für sein Forschen und Denken war doch neben den geschichtlichen Studien die Philosophie geworden. Ihr hatte er nach dem Abschluß seiner Universitätszeit ein eifriges jahrelanges Studium gewidmet, damals in der Absicht, ein Buch zu schreiben, das die Abhängigkeit der nationalökonomischen Theorien von den philosophischen Systemen der Zeit von 1750 bis 1850 nachweisen sollte. Dieses Buch ist nie zustande gekommen: aber die Studien, die es vorbereiten sollten, haben einen großen Teil der späteren literarischen Produktionen Schmollers befruchtet: sie haben den Grundstock eines umfassenden philosophischen Wissens gebildet, das er beständig zu mehren und auf der Höhe zu halten bemüht war. Dabei stand ihm immer die Überzeugung von der psychologischen Verbindung der wirtschaftlich-sozialen Organisationsformen mit dem allgemeinen Zustand der ethischen Kultur des Volkes als regulierendes Prinzip vor Augen. Er ging in seinen philosophischen Anschauungen mehr von Herbart als von Hegel aus; er hat von Theodor Waitz und Rümelin, auch von Comte und Spencer, von Lotze und namentlich von Dilthey, zuletzt auch von Wundt gelernt. Mit Comte stimmte er (wie auch Dilthey) überein in der Annahme eines mythisch-theologischen und eines metaphysischen Zeitalters, die der gegenwärtigen Epoche des Denkens vorhergegangen seien. Aber die Illusion des Positivismus, als ob eine völlige Ersetzung der metaphysisch-theologischen Anschauungen durch die exakte wissenschaftliche Forschung erreichbar sei, teilte er nicht; er erkannte an, daß doch immer nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der uns gegebenen Wirklichkeit durch exakte wissenschaftliche Forschung kausal erklärt werden könne, daß im übrigen die teleologischen Vorstellungen, wie sie namentlich aus den Religions- und Moralsystemen stammen, ihren Platz behaupten werden. Nur wollte er, daß das Gebiet der exakten Erkenntnis fortschreitend ausgedehnt werden sollte und daß die metaphysischen Vorstellungen zu einem entsprechenden Zurückweichen oder zur Anpassung an die wissenschaftlichen Resultate sich genötigt sähen. In diesem Sinne sah er mit Dilthey das Wesen der Geisteswissenschaften und so auch der Staats- und Sozialwissenschaften in der fortschreitenden Analyse eines im unmittelbaren Wissen und im Verständnis von vornherein besessenen Ganzen.

Die exakte Wissenschaft sollte also seiner Meinung nach durch die Weltanschauung mit ihren sittlichen Idealen ergänzt werden. Die sittlichen

Ideen aber, die unser Handeln regulieren, erschienen ihm nicht als transszendentale Mächte, sondern als Erzeugnisse eines Gemeingeistes und Gemeinwillens, der zuletzt auf dem Zusammenwirken individualpsychologischer Prozesse beruht. Anthropologie und Psychologie erschienen ihm — auch darin stimmte er mit Dilthey überein — als die Grundlage aller Geisteswissenschaften.

Dabei hatte er freilich eine praktische Psychologie im Auge, wie sie mehr aus der Beobachtung des Lebens und aus dem Studium geschichtlicher oder poetischer Werke sich ergibt, als aus psycho-physischen Experimenten. Er war ein ausgezeichneter Menschenkenner und besaß eine natürliche Gabe der Beobachtung von Lebensverhältnissen, die frühzeitig geschult und fortgebildet worden war. Die leichte und geschickte Behandlung schwieriger Geschäfte des praktischen Lebens beruhte ebenso darauf wie die glänzende Fähigkeit, Charakterbilder zu entwerfen, die ihn als Schriftsteller auszeichnete. Er hatte das Bedürfnis, sich die Menschen nach ihren verschiedenen Lebenskreisen und Berufen, nach Herkunft und Bildung, nach Rasse und Nationalität in bestimmten Charaktertypen vorzustellen, wie er sie zum Teil in seinem Grundriß der Volkswirtschaftslehre mit wenigen Strichen meisterhaft gezeichnet hat. Aus solchem Vorstellungsmaterial belebte und ergänzte er dann auch die historische Überlieferung naher und ferner Vergangenheit. Seine Ansichten, z. B. über die Entstehung des Zunftwesens, beruhen ebenso auf solchen psychologischen Apperzeptionsmassen wie auf der Interpretation des dürftigen Urkundenmaterials. Er hatte keine eigentlich methodische philologisch-historische Schulung genossen; mit Mommsen hat er wohl einmal darüber gescherzt, ob man ohne eine solche überhaupt als ein anständiger Gelehrter gelten könne. Dabei verstand er aber das historische Rüstzeug virtuos zu handhaben zu dem Zweck, der ihm vorschwebte, nicht bloß die Worte, sondern auch die Sachen zu verstehen und vor allem das Seelenleben der Menschen, die hinter den Sachen stehen. Er wollte nichts wissen von einer isolierenden psychologischen Methode, die sich einen abstrakten Markt- und Wirtschaftsmenschen konstruiert, der lediglich von dem ökonomischen Interesse, vom egoistischen Wirtschafts- und Erwerbstrieb regiert wird. Es war der Hauptpunkt seines Konflikts mit Karl Menger, daß dieser es lächerlich fand, in der Nationalökonomie von den allgemeinen psychologischen Eigenschaften der Menschen statt von dem ökonomischen Egoismus auszugehen. Schmoller

verglich ein solches Verfahren dem eines Chemikers, der bei der Untersuchung der atmosphärischen Luft sich nur an den Stickstoff als das vorherrschende Element halten wollte.

Er beurteilte jede wirtschaftliche Organisation immer nach dem Einfluß, den sie auf den ethischen Kulturzustand eines Volkes ausübt: aus diesem Gedankenzusammenhang entsprangen auch seine sozialpolitischen Forderungen, die ja heute Gemeingut unserer öffentlichen Meinung geworden sind. Es hat doch heftiger Kämpfe bedurft, bis es dazu gekommen ist; und in der Durchfechtung dieser Kämpfe besteht die sichtbarste Leistung Schmollers für unser öffentliches Leben. Schon ein Aufsatz über die Arbeiterfrage, den er 1864 für die Preußischen Jahrbücher schrieb, enthält das Programm, das später 1872 die Begründer des Vereins für Sozialpolitik einigte. Bei der Gründung dieses Vereins, der dem damals in wirtschaftlichen Fragen maßgebenden manchesterlich-freihändlerischen Kongreß der Volkswirte entgegentrat, hat Schmoller die einleitende Ansprache gehalten. Darin stellte er alle die sozialpolitischen Forderungen auf, die heute zum größten Teil erfüllt sind, damals aber den heftigsten Widerspruch gegen die »Kathedersozialisten« hervorriefen. Nach den schlimmen Erscheinungen der Gründerjahre, in denen auch maßlose Ansprüche und Roheiten der Arbeiterschaft hie und da sich bemerkbar gemacht hatten, ist selbst ein maßvoller Freund der neuen Richtung wie Heinrich von Treitschke gegen Schmollers Ansichten und Forderungen aufgetreten; der Streit mit ihm, der 1874, in urbanen Formen, aber mit schneidigen Geisteswaffen ausgefochten wurde, bezeichnet eine der wichtigsten Krisen in der Geschichte unserer Bildung und unseres öffentlichen Geistes. Der sozialaristokratischen These Treitschkes, daß ein gewisses niedriges Niveau in der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen die unerläßliche Voraussetzung für jede höhere Kulturentwicklung sei, stellte Schmoller die zuversichtliche Behauptung entgegen, daß eine Hebung der unteren Klassen der Bildung und Gesittung nicht schaden werde: daß sie vielleicht eine weniger glänzende, aber dafür gesundere und dauerhaftere Kultur herbeiführen werde, als etwa die antike war, die auf der Sklavenarbeit beruhte. Ihn beseelte der optimistische Glaube, daß es einen wirtschaftlich-sozialen Fortschritt im Laufe der geschichtlichen Entwicklung gebe, daß bei gerechterer Verteilung der Güter die Produktion im ganzen nicht abnehmen, sondern wachsen werde: vor allen Dingen aber trieb ihn der mächtige sittliche Drang nach sozialer Gerechtigkeit, in der er zugleich das

Heilmittel für die Gefahren der Zukunft sah. Er hatte die Genugtuung, daß wenige Jahre später bei der großen Umwendung des Bismarckschen Regierungssystems mit der Steuer- und Wirtschaftsreform zugleich auch die Ära der Sozialpolitik in seinem Sinne eröffnet wurde, deren erster großer Markstein die Kaiserliche Botschaft von 1881 war. Wie seitdem diese Ideen durchgedrungen sind, wie sie die Gesetzgebung beeinflußt und unser ganzes Staats- und Gesellschaftsleben umgestaltet haben, ist allgemein bekannt. Viele ausgezeichnete Männer haben in der Verwaltung und Volksvertretung dabei entscheidend mitgewirkt; und auch unter den Theoretikern darf man Männer wie Adolf Wagner und Lujo Brentano nicht vergessen. Aber Schmoller nimmt in diesem Kreise die maßgebende und führende Stellung ein, wie er denn auch seit 1890 an der Spitze des Vereins für Sozialpolitik stand. Diese Stellung beruhte nicht etwa darauf, daß er der schärfste und entschiedenste Vertreter der Reformideen gewesen wäre, sondern darauf, daß er unter den entschiedenen Anhängern der Reform der maßvollste war, der es am besten verstand, die auseinandergehenden Meinungen und Wünsche durch den Hinweis auf das Gemeinwohl immer wieder zusammenzuhalten, daß er die relative Berechtigung der einander entgegenstehenden Klasseninteressen am klarsten zu erkennen und am feinsten abzuwägen wußte, daß er überhaupt ein so hohes Maß von persönlichem Takt und politischem Verstand besaß, daß er vor allem auch von einem so großartigen Vertrauen zur Leistungsfähigkeit der Staatsgewalt und des Beamtentums von jeher erfüllt war.

Es gehörte zu seinen festesten Überzeugungen, daß der Staat die großartigste sittliche Institution der Geschichte sei, daß er namentlich in den neueren Jahrhunderten die eigentliche Erziehungsschule der Menschheit darstelle. Insonderheit dem Königtum der Hohenzollern schrieb er den historischen Beruf zur sozialen Reform zu. Seine preußischen Geschichtsstudien sind durch diese Idee, wenn nicht geradezu beherrscht, so doch belebt und angeregt worden, ähnlich wie einst die Droysens durch die nationale Idee. Eingehendere Forschung hat dann wohl eine übertriebene Auffassung von der sozialpolitischen Bedeutung der friderizianischen wie der Stein-Hardenbergschen Epoche auf das richtige Maß zurückgeführt; aber die Idee vom sozialen Königtum, die ja auch schon Lorenz von Stein vertreten hatte, saß fest im Geiste Schmollers und bildete das Zentrum seiner politischen Überzeugungen. Eben darum war er ein so überzeugter Monarchist, weil er eine

starke Monarchie und ein von ihr erzogenes Beamtentum für das unentbehrliche Mittel hielt, um die Klassengegensätze von einem neutralen Standpunkt aus zu mäßigen und um den brutalen Klassenkampf, der alle Kultur vernichtet, durch rechtzeitige Reformen zu verhüten. Er sah überhaupt den Staat mehr unter dem Gesichtspunkt der sozialen Wohlfahrt und Gerechtigkeit als unter dem der Macht. Er hielt sich mehr an Friedrich Wilhelm I., den eigentlichen Begründer der preußischen Zucht und Ordnung, als an Friedrich den Großen, und der Bismarck von 1878 bis 1888 war ihm noch interessanter als der von 1864 bis 1870. Die Monarchie erschien ihm mehr noch als eine sozialpolitische wie als eine machtpolitische Notwendigkeit. Darum war er auch nicht für parlamentarische Regierungsweise, weil sie im Grunde immer ein Partei- und Klassenregiment bedeute; eine fortschreitende Demokratisierung des Staates aber, die auch er als eine Notwendigkeit empfand, hielt er für wohl vereinbar mit einer starken monarchischen Regierung.

Das ist der Sinn und Geist der Lebensarbeit Gustav Schmollers, der Kern seiner Lehren und Überzeugungen. Wir können aber die Erinnerung an ihn heute nicht beschließen, ohne noch einen kurzen Blick zu werfen auf seine menschliche Persönlichkeit und ihre Beziehungen.

Wer ihn in den ersten Jahren seiner Berliner Lehrtätigkeit oder in früherer Zeit gekannt hat, erinnert sich gewiß noch deutlich der gewinnenden, von dem älteren Professorentypus abweichenden, weltmännisch-gewandten Erscheinung des temperamentvollen Dozenten mit dem wallenden dunklen Bart und den blitzenden Augen: uns allen aber steht noch das Bild seines Alters vor der Seele, das freundlich-ernste, vornehme, gedankenvolle Greisenantlitz mit dem Ausdruck abgeklärter Weisheit und milder Güte, wie es Lenbach und Schulte im Hofe mit Meisterhand für die Nachwelt festgehalten haben. Daß er, der in der Jugend schwach und kränklich, eine Zeitlang der Schwindsucht verdächtig gewesen war, zu einem so gesunden und starken Manne geworden und bis ans Ende seiner Tage so rüstig und frisch zur Arbeit geblieben ist, das verdankt er nicht nur einer von Jugend auf geübten hygienischen Vorsicht der Lebensweise, sondern ganz besonders auch dem Segen einer früh begründeten idealen Häuslichkeit. Sie war ihm gleichsam der Jungbrunnen, der ihn frisch erhielt und seine Kräfte stählte zu den Arbeiten und Kämpfen der Welt. Haus- und Familienglück waren der Kristallisationskern, um den alle seine Lebensideale in

fester, harmonischer Ordnung sich zusammenschlossen. Das ganze Wesen des Mannes, wie es der Welt vor Augen trat, wird nur auf diesem Hintergrunde ganz verständlich. Er lebte wenig nach außen; er unternahm keine großen Reisen, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Er war einer der häuslichsten Gelehrten, die es in unserer unruhig-bewegten Zeit gegeben hat. Am Schreibtisch oder auf dem Katheder, in Konferenzen und Sitzungen, im Nachdenken auf einsamen Spazierwegen ging ihm der Tag hin; auch die notwendigen Erholungsreisen unterbrachen kaum den regelmäßigen Gang seiner Arbeit. Er liebte einen angeregten Verkehr; in seinem gastlichen Haus traf sich eine erlesene Gesellschaft; aber er hatte nicht eigentlich das Bedürfnis nach engerem freundschaftlichen Anschluß; er öffnete selten sein Inneres; eine gewisse höfliche und freundliche Zurückhaltung fiel gerade denen auf, die näher mit ihm bekannt waren. Er fand eben in der Häuslichkeit, in der engen Seelengemeinschaft mit der edlen und klugen, ganz in der Sorge für sein Wohl aufgehenden Gattin, einer Enkelin Niebuhrs, eine so vollkommene Befriedigung aller Gemütsbedürfnisse, daß er an die Außenwelt in dieser Beziehung kaum noch Ansprüche zu stellen hatte. Dabei war er aber hilfsbereit, gütig und mitleidig, wie es nur jemand sein kann, den die dankbare Empfindung des eignen Lebensglückes zum Mitgefühl gegenüber minder Begünstigten stimmt.

Ehren und Auszeichnungen aller Art wurden ihm mit dem zunehmenden Alter reichlich zuteil; er hat sie dankbar hingenommen und sich darüber gefreut, ohne sie jemals zu überschätzen oder auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Edle Frauen haben ihn durch ihre Gunst ausgezeichnet, so die Kaiserin Friedrich, Frau von Helmholtz, Frau Cosima Wagner. Mit Staatsmännern, wie Fürst Bülow und Handelsminister von Berlepsch, mit hohen Verwaltungsbeamten vom ersten Range, wie den Ministerialdirektoren Lohmann, Thiel, Althoff, stand er in vertrauensvollem und einflußreichem Verkehr. Er war seit 1884 Mitglied des Staatsrates und vertrat seit 1899 unsere Universität im Herrenhause: sein Rektorat von 1897/98 ist in guter Erinnerung geblieben. Wir preisen ihn glücklich, weil es ihm vergönnt gewesen ist, das große Werk seines reichen Arbeitslebens in einem Maße zu vollenden, wie es nur selten einem Gelehrten beschieden ist; und wir haben die Empfindung, daß mit seinem Hingang eine große und glänzende Epoche seiner Wissenschaft abgelaufen ist. So zahlreich seine Schüler sind,

eine eigentliche Schule hat er nicht begründet, dazu waren seine Interessen zu eigenartig und vielgestaltig, dazu hat er auch der jüngeren Generation zuwenig mehr an seinem Werke zu tun übriggelassen. Zudem ist der Geist der Zeit in einer Wandlung begriffen; die Unruhe und Ungeduld unserer Gegenwart findet vielfach den Weg historischer Forschung zu lang, um eine staatswissenschaftliche Theorie zu begründen; sie verlangt raschere Resultate, rundere Antworten, entschiedenere Stellungnahme; ihr Blick ist, soweit er nicht an der Gegenwart haftet, mehr in die Zukunft als in die Vergangenheit gerichtet. Aber wir dürfen vertrauen, daß alle, die einen Hauch vom Geiste unseres Meisters verspürt haben — und ihrer sind viele, — dem Grundsatz treu bleiben werden, den der Verewigte einst für seine Wissenschaft aufgestellt hat und der, in seinen eigenen Worten ausgedrückt, hier den Schluß unserer Betrachtung bilden mag: »Das Suchen der Wahrheit soll nicht heute und nicht morgen seinen Lohn fordern ... es soll immer ein Priesteramt bleiben im Dienst des Volkes und der Menschheit ... Nicht auf dem Markt des Tages soll den Götzen des Tages, sondern in der stillen Zurückgezogenheit soll durch Versenkung in das Ewige und Allgemeine den Göttern geopfert werden, die Vergangenheit und Zukunft in ihrer Hand halten.«

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 1

EMPFINDUNG UND VORSTELLUNG

VON

C. STUMPF

BERLIN 1918
VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt in den Sitzungen der phil.-hist. Klasse vom 13. März 1913 und vom 26. Oktober 1916
Zum Druck eingereicht am 4. Februar, ausgegeben am 18. April 1918.

Durch die Sammeltätigkeit der Psychologen in Verbindung mit Pädagogen und Medizinern ist umfangreiches Material über die typischen Verschiedenheiten der Vorstellungen zusammengebracht. Was man im allgemeinen schon lange wußte, daß nämlich der eine sich besser Töne, der andere Farben oder Gestalten oder Muskeltätigkeiten vergegenwärtigen kann, daß manche überhaupt eine schwache, andere eine starke Fähigkeit zu sinnlich-anschaulichen Vorstellungen besitzen, daß vielfach, bei manchen Menschen vorwiegend, bloße Symbole und Abstraktionen an die Stelle der gemeinten anschaulich-konkreten Vorstellungen treten: dies und vieles andere ist jetzt durch Einzelheiten genugsam bekräftigt und erläutert. Aber wir wissen immer noch nichts Definitives darüber, wie sich überhaupt bloße Vorstellungen von den ursprünglichen Sinneseindrücken unterscheiden. Vielmehr stehen sich die beiden Grundanschauungen, die eines spezifischen und die eines bloß graduellen Unterschiedes, noch schroff gegenüber[1]. Die eine ist gestützt durch die Kluft, die das bloß Vorgestellte von dem wirklich Gesehenen, Gehörten trennt, die andere durch die tatsächlich vorkommenden Verwechselungen oder Zweifel über die Zugehörigkeit zu der einen und anderen Klasse. Geht man ins Einzelne, so türmen sich in der Tat für die Theorie, ja für die bloße Beschreibung, viele Schwierigkeiten auf, während uns im Leben doch nichts leichter scheint, als zwischen einem gesehenen und einem bloß eingebildeten Gegenstand, einer gehörten und einer bloß erinnerten Melodie zu unterscheiden. »Das Paradoxe an den Phantasievorstellungen«, sagt TITCHENER einmal mit Recht[2], »ist dies, daß sie so leicht mit Empfindungen verwechselt und doch wieder so leicht

---

[1] Unter einer spezifischen Verschiedenheit ist in diesem Zusammenhang der kontradiktorische Gegensatz zur bloß graduellen, also eine unüberbrückbare, den stetigen Übergang ausschließende Verschiedenheit gemeint.

[2] American Journal of Psychology Bd. 21 (1910). S. 417.

und sicher von ihnen unterschieden werden.« Aber es ist ja nicht der einzige Fall, daß das scheinbar Einfachste gerade am schwersten theoretisch zu fassen ist.

Nur um für den Eintritt in die Untersuchung die Ausdrücke an Beispielen zu erläutern, nicht zum Zweck einer vollgültigen Definition, bezeichnen wir zunächst als empfunden einen Ton, eine Farbe oder Gestalt, die uns von außen gegeben sind, als vorgestellt denselben Ton, dieselbe Farbe oder Gestalt, wenn sie uns in der Erinnerung vorschweben. Es muß vorerst dahingestellt bleiben, ob die gehörte, gesehene und die bloß vorgestellte Erscheinung bei einer naturgemäßen Klassifikation der Erscheinungen statt durch das Merkmal der äußeren und der inneren Entstehung nicht besser durch andere Merkmale gegeneinander abgegrenzt werden. Ferner sollen die Ausdrücke »Empfindung« und »Vorstellung« zunächst sowohl Gruppen von Bewußtseinsinhalten, also das Empfundene und Vorgestellte, als auch das Bewußtsein von diesen Inhalten, das Empfinden und Vorstellen, bezeichnen. Ob sich überhaupt die Notwendigkeit einer Unterscheidung in dieser Hinsicht, einer Trennung von Inhalt und Akt des Empfindens bzw. Vorstellens, innerhalb der vorliegenden Aufgabe geltend machen wird, bleibe der Untersuchung überlassen.

Man nennt den hier gemeinten Unterschied auch den der Wahrnehmungsvorstellungen gegenüber den Gedächtnis- und Phantasievorstellungen, wobei also der Ausdruck »Vorstellung« selbst in einem weiteren Sinne, als gemeinsame Gattungsbezeichnung dessen, was wir Empfindung und Vorstellung nennen, verstanden wird. Doch sehen wir hier von dieser weiteren Wortbedeutung ab und gebrauchen »Vorstellung« nur in dem prägnanten, engeren Sinne, in dem die Vorstellung der Empfindung gegenübergestellt wird.

Die zu lösende Aufgabe ist für den Psychologen vorerst die einer reinen Beschreibung der im Bewußtsein gegebenen Tatsachen. Ob sich die Beschreibung ganz von der Erklärung, der Rückführung auf kausale Gesetzlichkeiten abtrennen läßt, muß sich zeigen. Zunächst sind aber soweit als möglich in rein beschreibender Absicht Erscheinungen und Zustände der einen und anderen Art miteinander zu vergleichen, um die unterscheidenden Merkmale zu finden. Man kann dies in jedem Augenblick unter den alltäglichen Beobachtungsumständen tun, wie es von ARISTOTELES bis zu LOTZE und BRENTANO von großen Meistern psychologischer Analyse

geübt wurde. Man kann auch ungewöhnliche, sich zufällig darbietende Erfahrungen heranziehen, wie zuerst JOHANNES MÜLLER in seiner Schrift über die phantastischen Gesichtserscheinungen. Man kann statistisch Selbstbeobachtungen sammeln, wie zuerst FECHNER im zweiten Bande der Psychophysik und GALTON in seinen Inquiries on Human Faculty. Man kann endlich auch systematisch-experimentell vorgehen, indem man nach einem festgelegten Plane die Selbstbeobachtungen über vorgeschriebene Fälle, z. B. auf Grund vorgelegter »Reizwörter«, von Versuchspersonen, die dann eben zugleich Beobachter sind, ausführen läßt.

Alle diese Wege laufen auf dasselbe, nämlich auf möglichst genaue Selbstbeobachtung hinaus[1]. Das Experiment als solches ist überall nur Vorbereitung, nirgends aber ist dies nachdrücklicher zu betonen als in der Psychologie. Experimentell herbeigeführt waren schließlich auch die Beobachtungen eines ARISTOTELES, eines HUME, wenn sie sich bestimmte Gegenstände absichtlich in die Vorstellung riefen, um das Vorgestellte mit dem Wahrgenommenen zu vergleichen. Systematisch-experimentell sind auch FECHNER und GALTON bereits vorgegangen, indem sie einer Anzahl von Personen bestimmte Aufgaben in Hinsicht der Vorstellungsleistungen stellten. Bei FECHNER lassen sich diese Aufgaben, deren Formulierung er leider nicht direkt anführt, aus den Antworten ziemlich rekonstruieren. GALTON benutzte namentlich die berühmt gewordene Anweisung, sich ein englisches Frühstück vorzustellen. Aber wertvoll werden alle diese Maßnahmen erst durch die Selbstbeobachtungen, zu deren Herbeiführung sie bestimmt sind.

Man darf in dieser Hinsicht die systematisch-experimentelle Methode nicht als die alleinseligmachende ansehen. Es kommt dabei vor allem auf die Qualität der Versuchspersonen an. Solche, die sich interessant machen wollen und statt der zu beobachtenden Erscheinungen die erstaunlichen »Erlebnisse« schildern, die in ihnen dadurch hervorgerufen (oder gar erst nachträglich konstruiert) wurden, sind natürlich streng auszuscheiden. Aber auch unter den brauchbaren gibt es starke Unterschiede je nach Anlage und Übung. Unsystematische Beobachtungen früherer Forscher können darum Beachtenswerteres bieten als die so mancher Versuchspersonen. Überdies würde sich leicht an Beispielen zeigen lassen, daß die Auslegungen,

[1] Den Ausdruck Selbstbeobachtung verstehen wir hier in seinem weiteren Sinn, in dem er nicht nur die Beobachtung psychischer Funktionen, sondern auch die Beobachtung von Bewußtseins*inhalten* als solchen umfaßt.

die der Versuchsleiter den Angaben seiner Versuchspersonen bei den systematischen Reizwörterversuchen zuteil werden läßt, sehr wesentlich durch die Ergebnisse seiner eigenen »Schreibtischexperimente« bestimmt werden. Weiter ist bei solchen Versuchsreihen zu bedenken, daß durch die ganze Situation selbst bei tüchtigen Versuchspersonen gegenüber der freien und unsystematischen Beobachtung eine Art Zwangslage geschaffen wird, die ungünstig auf den Ausfall ihrer Vorstellungstätigkeit wirken kann. Endlich darf der Einfluß unbeabsichtigter Suggestion von seiten des Versuchsleiters nicht außer acht gelassen werden. Schon die Form der Instruktion, aber auch kleine Nebenbemerkungen und das ganze unwillkürliche, nicht in Worten ausgedrückte Verhalten des Leiters können gefährlich werden. Den Einfluß der Schule erkennt man in den Protokollen häufig schon an dem verräterischen Gebrauche bestimmter Kunstausdrücke.

Man darf sich also den Protokollen solcher Versuche trotz des schuldigen Respekts vor allem, was Protokoll heißt, nicht ohne weiteres gefangengeben. Vieles ist in der Welt, das nicht in den Akten steht, und es ist auch manches nicht in der Welt, das darin steht.

In der uns beschäftigenden Frage glaubt K. Koffka[1] auf Grund der Protokolle seiner Versuchspersonen alle gewöhnlich aufgeführten Unterscheidungsmerkmale für Empfindungen und Vorstellungen als unwesentlich erwiesen zu haben. Das Hauptmerkmal, das der geringeren Intensität bloßer Vorstellungen, soll schon durch zwei bis drei Sätze aus den Protokollen widerlegt sein. So stellte sich *VpA* eine Burg vor, »ganz prachtvoll, glaube nicht, daß ich sie schon in Natur so schön gesehen habe«. Aber ist denn in dieser ästhetischen Bewertung überhaupt etwas über die Intensität der Vorstellung gesagt? Ebensowenig beweist ein vorgestelltes Blinken oder Glänzen oder gar die vorgestellte weiße Farbe eines Gegenstandes sofort, daß die Vorstellungen die Intensität von Empfindungen hatten. Denn dies sind keine eindeutigen Intensitätsbezeichnungen. Sollten aber die Versuchspersonen selbst eine besondere Stärke ihrer Erscheinungen darunter verstanden haben, so beweist dies zunächst, daß sie sich psychologisch unscharf ausdrückten; außerdem aber würden die Anhänger der alten Lehre einen solchen Fall gerade für sich in Anspruch nehmen können, da sie doch immer Gewicht darauf legten, daß von der

[1] Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze. 1912. S. 192 ff.

schwächsten Vorstellung bis zur stärksten Empfindung alle möglichen Zwischenstufen vorkommen.

Anderseits muß allerdings zugegeben werden, daß die älteren Psychologen vor FECHNER sich zu wenig um die individuellen und typischen Unterschiede gekümmert haben, und daß sie zu sehr geneigt waren, das an sich selbst Gefundene zu verallgemeinern. In dieser Richtung darf sicherlich die Reizwörtermethode ein Verdienst beanspruchen, und sie bleibt auch sonst in vieler Hinsicht nützlich, vorausgesetzt, daß sie sich von den angedeuteten Fehlern und Einseitigkeiten frei hält.

Es ist noch eine andere Weise experimenteller Untersuchungen in unserer Frage angewandt worden, die nicht in erster Linie auf Selbstbeobachtung angewiesen ist: indem man die objektiv kontrollierbaren Fehler feststellte, die von Versuchspersonen bei der Deutung gegebener Bewußtseinsinhalte auf objektive Gegenstände begangen werden, und die Umstände, unter denen Empfindungen mit Vorstellungen und umgekehrt unter künstlich hergestellten Bedingungen verwechselt wurden (KÜLPE, SEASHORE, PERKY). Wir werden an entsprechender Stelle von den Ergebnissen Gebrauch machen.

Die folgenden Untersuchungen bedienen sich, soweit Tatsächliches vom Verfasser selbst beigebracht wird, der alten Methode der zufälligen und der absichtlich herbeigeführten (experimentellen) Selbstbeobachtung. Sie ziehen aber selbstverständlich das bereits früher auf demselben oder auf anderem Wege beigebrachte zuverlässige Material mit heran.

Es erscheint notwendig, wenn Verständigung über die prinzipiellen Fragen erzielt werden soll, diese Fragen zuerst an dem Material eines einzelnen Sinnes zu erörtern. Die Verhältnisse brauchen ja nicht überall gleich zu liegen. Am besten geht man vom Gehörsinne aus. Die Empfindungen und Vorstellungen des Gesichtssinnes sind durch die starke Beteiligung des räumlichen Elementes kompliziert. Will man sich Farben vorstellen, so erscheinen sie immer zugleich räumlich ausgedehnt und mehr oder weniger bestimmt lokalisiert. Es entstehen Unterschiede, je nachdem man das Vorgestellte in den mit offenen Augen gesehenen Raum oder in das Augenschwarz oder in einen sogenannten Vorstellungsraum verlegt. Diese Unterschiede sind in sich selbst nicht leicht zu beschreiben, scheinen aber auch auf die qualitative Seite, die farbigen Eigenschaften des Vorstellungsbildes, Einfluß zu haben. Außerdem stößt man bezüglich des am meisten umstrittenen Merkmals, des der Intensität, beim Gesichtssinn auf die Frage, ob und inwie-

fern auch nur den Empfindungen dieses Sinnes Intensitätsunterschiede zugeschrieben werden dürfen. Haben schon die Empfindungen keine Stärke, wie gegenwärtig zumeist behauptet wird, so kommt natürlich ein solcher Unterschied auch zwischen Empfindung und Vorstellung hier von vornherein nicht in Frage. Wie der Gesichtssinn ist auch der Tastsinn wegen der Komplikation durch die räumlichen Eigenschaften nicht zur ersten Entscheidung geeignet.

Der Tonsinn dagegen bietet besonders große und fein abgestufte Intensitätsunterschiede der Empfindungen dar und liefert darum für die Frage, ob die bloßen Vorstellungen nur schwächere Empfindungen sind, die beste Anschauungsgrundlage. Wir werden aber auch nebenbei Geruchs-, Geschmacks-, Muskelempfindungen (es sei der Kürze halber gestattet, sie als »niedere Sinne« zu bezeichnen) zur Vergleichung heranziehen und werden die Beispiele für die aufzustellenden Fragen, Beschreibungen, Unterscheidungen auch diesen Sinnen entnehmen.

Vorausgesetzt wird bei diesen vergleichenden Betrachtungen durchweg das Vorhandensein konkret-anschaulicher Vorstellungen des betreffenden Sinnes. Wer sich Töne überhaupt nicht vorstellen kann, ist natürlich nicht dazu berufen, vorgestellte mit empfundenen Tönen zu vergleichen. In dieser Hinsicht gehen die individuellen Unterschiede bekanntlich außerordentlich weit. Die psychologischen Darstellungen des Anatomen Stricker z. B. bezeugen, ihre Zuverlässigkeit vorausgesetzt, eine fast gänzliche Unfähigkeit zu Tonvorstellungen, die von Müller-Freienfels äußerste Dürftigkeit des konkret-anschaulichen Vorstellungslebens überhaupt. Das Vorstellungsmaterial solcher Personen kann mit dem Empfindungsmaterial der »Einsinnigen« verglichen werden. Wenn ein solcher Zustand, der nach Galtons Statistik besonders bei Gelehrten vorzukommen scheint, als der Normalzustand hingestellt wird, ist dies natürlich ein großer Fehler. Zwar darf man bezweifeln, ob überall eine richtige Interpretation der Selbstbeobachtungen dabei stattgefunden hat, aber dies vorausgesetzt, scheiden solche Individuen aus der Diskussion für das fragliche Gebiet aus. Die Art, wie sie sich behelfen, bleibt dabei lehrreich. Namentlich scheinen Muskelvorstellungen (Gedächtnisbilder der Muskelempfindungen) als Symbole der übrigen Vorstellungen einzutreten, wobei dann freilich bezüglich ihres Verhältnisses zu den Muskelempfindungen selbst genau dieselben prinzipiellen Fragen wiederkehren. Unleugbar

bleibt es auch, daß die zu konkret-anschaulichen Vorstellungen Fähigen keineswegs durchgängig von dieser Fähigkeit Gebrauch machen. Unser Denken operiert vielleicht zum größeren Teile tatsächlich mit bloßen Symbolen und Begriffen. Aber man darf diese Tatsache, deren Bedeutung durchaus nicht bestritten werden soll, nicht so verallgemeinern, als gäbe es überhaupt keine konkret-anschaulichen Vorstellungsbilder. Sollen denn Künstler aller Gattungen, sollen zahlreiche Geometer und Konstrukteure, sollen Schachspieler, speziell diejenigen unter ihnen, die beim Blindspiel ihre Figuren und deren Anordnung in voller Anschaulichkeit vorstellen, sollen zahllose Menschen gewöhnlichen Schlages mit lebhafter Imagination gar nicht gerechnet werden?

Auch bei Erblindeten bestehen, wenn sie visuell veranlagt sind, lebhafte Gesichtsvorstellungen Jahre und Jahrzehnte lang fort; wenigstens beschreiben sie ihr Vorstellungsleben dementsprechend. Interessante Selbstbeobachtungen hierüber bei L. Cohn, Beiträge zur Blindenpsychologie, Beiheft 16 der Zeitschr. f. angewandte Psychologie 1917, S. 73 ff. Der Verfasser war bis zu seinem 6. Lebensjahre sehend, ist jetzt seit mehr als 30 Jahren blind, glaubt aber noch richtige und kräftige Farbenvorstellungen zu haben, auch perspektivische Raumvorstellungen, wobei die Körperempfindungen des Tast- (und Muskel-) Sinnes auffrischend wirken. Nach seiner Angabe sehen die meisten Blindgewordenen im Traume. Er selbst liest im Traume Zeitungen, sieht Sonnenuntergänge (ein solcher war das letzte, was er sah).

Für lebhafte und reichgegliederte Tonvorstellungen Taubgewordener pflegt man mit Recht auf Beethoven hinzuweisen. Bei Robert Franz ist das »Vikarieren der Augen« für die taub gewordenen Ohren, wie er es selbst nannte, jedenfalls auch auf Gehörvorstellungen von größter Lebhaftigkeit beim Anblick der Noten zu deuten (s. meine Tonpsychologie I, S. 415 ff., wo auch noch Beispiele für Gesichtsvorstellungen Blindgewordener ausgeführt sind, die dem Obigen durchaus parallel gehen).

Wesentlich neues Material, das die Entscheidung durch sich allein in andere Bahnen lenken könnte, ist, soviel ich sehe, zu unseren Prinzipienfragen aus dem Tonsinn und den genannten niederen Sinnen kaum mehr beizubringen. Was noch fehlt, ist eine durchgeführte Vergleichung der sämtlichen in Betracht kommenden theoretischen Anschauungen mit Rücksicht auf ihre Konsequenzen. Betrachtungen, die auf die methodischen Erfordernisse der Klarheit, Widerspruchslosigkeit und Folgerichtigkeit das entscheidende Gewicht legen, werden allerdings von solchen, die selbst darum weniger besorgt zu sein pflegen, gern als »Logizismus« gebrandmarkt. Aber schließlich wird man doch um die Forderungen der Logik auch in der Psychologie auf die Dauer nicht herumkommen.

Erster Abschnitt.

Vorstellungen des Tonsinnes und der niederen Sinne im Vergleich zu den Empfindungen.

§ 1. Unterscheidung durch das Vorhandensein und Fehlen von äußeren Ursachen.

Empfindungen — so pflegt jeder vor näherer Besinnung festzusetzen — kommen von außen, Vorstellungen von innen, aus rein psychischen oder aus physiologischen Ursachen oder aus beiden zugleich.

Aber wir haben Muskelempfindungen, Schmerzempfindungen, Ohrenklingen und andere »subjektive Empfindungen« ohne jeden äußeren Reiz; und sie tragen doch den vollen Charakter der Empfindungen. Von den Halluzinationen gilt das Nämliche. Überdies hinterlassen alle diese sinnlich-anschaulichen Erscheinungen aus inneren Ursachen, ebenso wie die von außen erregten, Gedächtnisvorstellungen, und so taucht die Frage nach dem Unterschied auch hier wieder auf. Wenn wir wirklich die Muskelempfindungen, die subjektiven Töne und die Halluzinationen zu den bloßen Vorstellungen rechnen wollten, was sollten wir dann mit den Gedächtnisbildern dieser Erscheinungen machen?

Überdies wäre mit der Definition durch die Ursachen nur eine genetische, nicht eine deskriptive Bestimmung gegeben. Für unsere phänomenologischen Zwecke ist aber die Hauptfrage, ob und wie sich die beiden Klassen durch immanente, dem Bewußtseinstatbestand entnommene Merkmale unterscheiden lassen. Wer einen solchen Unterschied ganz und gar in Abrede stellt, mag sehen, wie er mit den eben erwähnten Erscheinungen fertig wird. Aber offenbar widerspricht eine solche völlige Leugnung jedes inneren Unterschiedes dem psychischen Tatbestande. Irgend ein Unterschied **ist** vorhanden und ein nicht unerheblicher, da wir im Leben beständig damit operieren. Man muß sich also zu einer der beiden Ansichten bekennen, daß ein spezifischer oder daß nur ein gradueller Unterschied sei, aber man darf diesem Dilemma nicht ausweichen, indem man auf eine unvermeidliche deskriptive Frage eine genetische Antwort gibt[1].

---

[1] Daß Wundt sich mit dieser Grenzziehung genügen läßt, kann in Erstaunen setzen. In deskriptiver Hinsicht führt er die bekannten Merkmale der geringen Intensität, der Flüchtigkeit der Vorstellungen u. dgl. an, läßt aber keines als durchgreifend gelten, indem er eben auch subjektive Erscheinungen von bedeutender Stärke, wie die Halluzinationen,

Die Sache liegt schon anders, wenn man statt der bloß physikalischen Tatsache einer äußeren Verursachung das Bewußtsein dieser äußeren Verursachung oder allgemeiner die bewußte Beziehung einer Erscheinung auf ein äußeres Objekt als Kennzeichen der Empfindung ansieht. Dies wäre ein immanenter Unterschied. Auf ihn kommen wir noch zurück.

§ 2. Unterscheidung durch spezifische Verschiedenheit der Inhalte.

1. In Hinsicht der Qualität. Als Qualität bezeichnen wir die Grundeigenschaft einer Empfindung, nach der sie benannt wird, wie bei den Farben Blau, Rot, bei den Geschmäcken Süß, Sauer. Bei den Tönen ist es noch strittig, worin man das qualitative Moment zu suchen habe: in der parallel den Schwingungszahlen veränderlichen Tonhöhe oder in der mit jeder höheren oder tieferen Oktave wiederkehrenden »musikalischen Qualität«, die dem d^1 und d^2, ebenso dem f^1 und f^2 gemeinsam ist (und wofür zweckmäßig die Frakturbuchstaben 𝔇, 𝔉 gebraucht werden) oder endlich in einer »Tonfarbe«, als dem Grundfaktor der Klangfarbe. Wir brauchen in diese Streitfrage nicht einzutreten; es genügt, daß Tonhöhen, musikalische Qualitäten und Klangfarbenunterschiede tatsächlich in der Empfindung gegeben sind. Es fragt sich nur, ob in bezug auf eine dieser Eigenschaften zwischen empfundenen und bloß vorgestellten Tönen ein charakteristischer Unterschied stattfinde. Wir werden uns natürlich an die Töne mittlerer Oktaven halten, die von solchen, denen das Tongedächtnis nicht überhaupt versagt ist, unschwer in der Vorstellung reproduziert werden können, während bei den höchsten und tiefsten Tönen wohl nicht mit Unrecht behauptet wird, daß man bei dem Versuche, sie vorzustellen, leicht in mittlere Oktaven zurückfalle.

Die Antwort kann nicht anders als negativ lauten: es besteht kein charakteristischer Unterschied. Man vermag jede Tonqualität, jede Tonhöhe und jede vorher gehörte Klangfarbe ebenso vorzustellen wie zu emp-

---

noch zu den Vorstellungen rechnet (Physiol. Psychologie[6] III, S. 103 f., II, S. 384 ff.). Die Schwierigkeiten, die das Intensitätsmerkmal überhaupt mit sich führt (z. B. die Frage, wieso es eine sinnliche Erscheinung noch unterhalb der Empfindungsschwelle, einen Ton, der noch leiser wäre als der eben merkliche, geben kann), scheinen seiner Beachtung entgangen zu sein. Die Behauptung eines spezifischen Unterschiedes lehnt er einfach mit der beliebten Unterstellung methodischer Irrwege (Hereinziehung der Erkenntnistheorie) ab. Aber so leichten Kaufes können wir uns in dieser »fundamentalsten Frage«, wie er sie selbst nennt, nicht aus der Affäre ziehen.

finden. »Man« bedeutet natürlich immer »zahlreiche Individuen«, nicht »alle«. Der Verfasser selbst vermag nicht nur Unterschiede der Tonhöhe, sondern auch viele Unterschiede der Klangfarbe, wie sie durch die wichtigsten musikalischen Instrumente gegeben sind, sich deutlich vorzustellen, wobei allerdings das optische Vorstellungsbild der Instrumente eine gute, wenn auch nicht unentbehrliche Hilfe bildet. Wenn viele Personen angeben, sich Töne nur mit Hilfe des inneren Singens, also in Verbindung mit vorgestellten oder auch schwach ausgeführten Kehlkopfbewegungen, vorstellen zu können, so dürfte für diese Individuen wohl auch die Klangfarbe aller vorgestellten Töne die der eigenen Stimme sein. Aber sie unterscheiden dann doch die wirklich gehörte und die bloß vorgestellte eigene Stimme, und sie unterscheiden diese nicht durch die Klangfarbe.

Es kann also nicht die Rede davon sein, daß sich notwendig und in allen Fällen etwas Qualitatives an dem Tone veränderte, wenn er empfunden und wenn er später bloß vorgestellt wird. In der qualitativen Seite des Bewußtseinsinhaltes ist ein durchgängiger und charakteristischer Unterschied dieser beiden Fälle nicht zu finden.

Es war besonders Meynert, der eine qualitative Inhaltsverschiedenheit vertrat. Hören wir seine Darstellung[1]: »Die Erinnerung an das blendenste Sonnenlicht enthält nicht so viel einer Leuchtkraft vergleichbaren Inhaltes, als ein Billiontel von der Leuchtkraft einer Lampyride betragen könnte; das sogenannte Erinnerungsbild des Donners der furchtbarsten Explosion enthält nichts von einer Schallintensität, welches dem Billiontel des Schalles eines auf Wasser fallenden Haares gleichkäme. Man sollte daher den Inhalt der Vorderhirnleistungen nicht Erinnerungsbild sondern Erinnerungszeichen nennen; derselbe steht dem Sinnesbild nicht näher als ein algebraisches Zeichen dem Gegenstande, auf den es bezogen wird.«

Nimmt man diese Darstellung wörtlich, so könnte man aus dem ersten Satze allenfalls noch einen bloß graduellen, wenn auch sehr großen Unterschied herauslesen, ja es könnte damit sogar eine Art Maßbestimmung (kleiner als . . . .) verträglich scheinen. Aber der letzte Satz behauptet geradezu eine qualitative und spezifische Unterscheidung: denn ein Pluszeichen hat schlechterdings keine Verwandtschaft mit der Operation des Addierens und

[1] Psychiatrie I (1884). S. 264. Ebenso in der Sammlung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen S. 44 ff.

x, y keine mit den benannten Größen, die man dafür einsetzen kann. Daß dies nun zu weit geht, ist offenbar; wären doch sonst die vorgestellten Farben und Töne überhaupt keine Farben und Töne. Das Wort »Grün« würde etwas gänzlich Anderes, Unvergleichbares bedeuten, wenn es auf Gesehenes und wenn es auf Vorgestelltes angewandt würde, der Komponist würde in seinem inneren Ohre nur Zeichen der Töne, nicht Töne vernehmen, und auch nicht einmal Noten würde seine Phantasie vor sich sehen, sondern Zeichen der Noten, die doch selbst schon nur Zeichen sind.

2. In Hinsicht der Intensität. Wer einen spezifischen Unterschied in dieser Hinsicht annehmen will, könnte den bloß vorgestellten Tönen entweder eine Intensität in ganz anderem Sinne als den gehörten oder überhaupt keine zuschreiben. Diese beiden Ansichten sind immerhin aufmerksamer Erwägung wert, aber für richtig kann ich keine davon halten.

a) Die weitestgehende Ansicht, die den Vorstellungen jeglichen der Intensität der Empfindungen vergleichbaren Gradunterschied abspricht, ist im offenbaren Widerspruche mit der Beobachtung. Unleugbar hört man auch in der bloßen Vorstellung die Unterschiede von Forte und Piano, die Akzente der Sprache, das Anschwellen und Nachlassen des Donners. Wer den vorgestellten Tönen Stärkeunterschiede gänzlich abspricht, der müßte etwa, um diesen Tatsachen gerecht zu werden, auf gewisse begleitende und mitvorgestellte Nebenumstände hinweisen. Das vorgestellte Forte müßte sich z. B. durch die mitvorgestellte starke Exspiration des Sängers oder Bläsers, durch die mitvorgestellte Anspannung der Kehlkopfmuskulatur, allenfalls auch durch eine begleitende wirkliche Anspannung von dem Piano unterscheiden. Aber eine wirkliche Anspannung findet doch keineswegs notwendig statt; namentlich wenn man nicht einen von uns selbst gesungenen oder gespielten, sondern einen von unserer Betätigung unbhängigen Ton, etwa das Fortissimo eines Theaterorchesters oder den Hupenton eines nahen Automobils oder das Krachen einer Gewehrsalve vorstellt. Soll aber die bloße Vorstellung einer Anspannung der Muskeln die Stärkeunterschiede der vorgestellten Töne ersetzen, so würden eben Stärkeunterschiede dieser Spannungsvorstellungen vorausgesetzt: also dasjenige, was man den Tonvorstellungen abspricht, würde den Muskelvorstellungen zuerkannt. Man sieht aber nicht ein, warum nur den Gedächtnisbildern von Muskelempfindungen Stärkeunterschiede zukommen sollen und nicht auch denen

anderer Empfindungen. Jedenfalls könnte man den Satz von der Intensitätslosigkeit der Vorstellungen nicht mehr allgemein festhalten.

Oder sollen vielleicht statt der Spannungsvorstellungen visuelle Nebenvorstellungen helfen? Man würde sagen: »Wer ein fortissimo spielendes Orchester vorstellt, hat zahlreichere und ausgedehntere Gesichtsvorstellungen: er sieht die ausgiebigen Bewegungen der Streicher, die mit Luft gefüllten Backen der Bläser, den wirbelschlagenden Pauker im Geiste vor sich. Der von ihnen hervorgebrachte Ton dagegen besitzt in seiner Vorstellung keine Stärke. Ebenso stellt man sich den Geruch nicht stark und nicht schwach, wohl aber begleitet von der visuellen Vorstellung einer mehr oder minder großen Erweiterung der Nasenlöcher vor.« Es würde sich also alles auf die räumlichen Eigenschaften begleitender Gesichtsvorstellungen reduzieren. Beim Blindgeborenen, bei dem sich so oft besonders lebhafte Tonvorstellungen entwickeln, müßte man ihre Stärkeunterschiede auf die räumliche Ausdehnung begleitender Berührungs- und sonstiger Körperempfindungen zurückführen.

Aber bei der Pickelflöte ist, wie das Instrument, so auch die sichtbare Bewegung des Spielers sehr klein, und doch übertrifft sie auch in der Vorstellung leicht die übrigen Instrumente an Stärke. Außerdem führen jene äußeren Zeichen stärkster Tongebung für den akustisch Veranlagten geradezu eine Nötigung zu intensiven Tonvorstellungen selbst mit sich. Kann man beispielsweise die Richtersche Zeichnung der zur Drehorgel schreienden alten Moritatensängerin ohne die lebhafteste Vorstellung ihrer krähenden Stimme betrachten, ja auch nur vorstellen?

Wir brauchen wohl nicht länger bei dieser Hypothese zu verweilen. Die Meisten werden von vornherein eine solche prinzipielle Ausmerzung aller den Stärkeunterschieden entsprechenden Gradunterschiede aus den Vorstellungen ihrer Beobachtung widersprechend finden. Es ist auch nicht abzusehen, wie und warum gerade diese Eigenschaft von fundamentaler Wichtigkeit in den Vorstellungen völlig verschwinden sollte, während alle anderen Eigenschaften mehr oder weniger erhalten bleiben können.

b) Nun bliebe, um hinsichtlich der Intensität einen spezifischen Unterschied behaupten zu können, noch die andere Möglichkeit, daß ein der Empfindungsstärke entsprechender Unterschied bei den Vorstellungen zwar bestehe, aber eben nur ein entsprechender, nicht ein identischer. Dem Unterschiede des Pianissimo und Fortissimo würde in den Vorstellungen etwas korrespon-

dieren, eine bestimmte immanente Eigenschaft würde ihm parallel laufen, die man aber nicht selbst als Stärke bezeichnen dürfte; ähnlich wie etwa das System der Schriftzeichen dem an sich ganz unähnlichen System der gesprochenen Laute korrespondiert.

Diese Darstellungsweise hat etwas Ansprechendes. Aber man könnte sich zu ihr doch nur entschließen, wenn es ganz unmöglich sein sollte, Stärkeunterschiede im eigentlichen und ursprünglichen Sinne, dem der Empfindungsstärke, bei den Vorstellungen festzuhalten. Ich sehe nicht, wo diese Unmöglichkeit überzeugend dargetan wäre. Daß der vorgestellte Donner an Stärke nicht den gehörten Donner, ja nicht einmal ein gehörtes leises Brummen erreicht, wird man leicht zugeben, aber daß Stärke hier etwas ganz anderes bedeute wie beim wirklichen Hören, folgt daraus nicht, vielmehr dürfte aus jener so vielfach gebrauchten Wendung an sich das Gegenteil zu folgern sein. Piano und Forte bedeuten doch in der Tat auch bei den Vorstellungen keinen anderen als einen Stärkeunterschied. Auch würde man wieder nicht verstehen, wie und warum gerade die Stärkeunterschiede allein in etwas Heterogenes beim bloßen Vorstellen umgewandelt werden sollen, während alle übrigen Eigenschaften im gleichen Sinn erhalten bleiben.

Immerhin wird man diese Anschauung gewissermaßen in Reservestellung, für den Fall, daß der bloß graduelle Unterschied sich nicht restlos durchführen ließe, im Auge behalten dürfen.

3. In Hinsicht eines anderen Attributs. Wenn nun also die Vorstellungen weder der Qualität noch der Intensität nach einen spezifischen Unterschied gegenüber den Empfindungen aufweisen, liegt er vielleicht in einem sonstigen, etwa nur der einen Klasse zukommenden Attribut?

a) Die Annahme eines nur den Empfindungen eigentümlichen, den Vorstellungen aber fehlenden Attributs finden wir bei Ziehen. Er nennt es sinnliche Lebhaftigkeit[1].

Wir fragen: Ist dies eine Eigenschaft, die den Empfindungen in graduell verschiedenem Maße zukommt, so daß die stärkeren Empfindungen auch zugleich lebhafter sind als die schwachen, oder ist sie allen Empfindungen, schwachen wie starken, in gleichem Maße eigen?

Im ersten Falle besteht kein Anlaß, dieses Attribut überhaupt von dem der Stärke zu unterscheiden. Die Ansicht würde also darauf hinauslaufen,

[1] Leitfaden der Physiologischen Psychologie[10] S. 225 ff. (9. Vorlesung).

daß die Vorstellungen, indem ihnen dieses Attribut fehlte, keine Intensität hätten: eine Ansicht, die für uns nicht mehr in Betracht kommt.

Ist es aber bei den Empfindungen ohne alle graduellen Unterschiede, dann sieht man nicht ein, warum bei sehr schwachen Empfindungen Zweifel auftauchen können, ob es sich nicht um bloße Vorstellungen handle. Denn das charakteristische Attribut wäre bei den schwächsten Empfindungen ebenso ausgeprägt vorhanden wie bei den stärksten.

Man könnte allenfalls noch an einen Mittelweg denken: daß bei den »übermerklichen« Empfindungen dieses Attribut allerdings ganz unveränderlich wäre, bei den Empfindungen in der Schwellengegend aber jählings bis Null abnähme und darum Zweifeln Raum gäbe. Indessen leuchtet auch hier nicht ein, was mit dem neuen Empfindungsattribut eigentlich gewonnen sein soll. Soviel erscheint mir sicher: welche Schwierigkeiten auch immer der Annahme bloß gradueller Verschiedenheit anhaften mögen, sie werden durch die Lebhaftigkeitstheorie nicht gelöst, sondern kehren ebenso wieder.

b) Auf dem umgekehrten Wege hat Ebbinghaus die Lösung versucht: er findet bei den Vorstellungen ein Attribut mehr als bei den Empfindungen, und zwar seltsamerweise ein mit demselben Namen bezeichnetes: die Vorstellungen haben außer den Stärkeunterschieden, die ihnen mit den Empfindungen gemeinschaftlich sind, auch noch Unterschiede der Lebhaftigkeit. Sie sind stark oder schwach und außerdem lebhaft oder blaß. Beide Unterschiede sind graduell abgestuft, aber der Art nach verschieden. Sie gehen auch nicht parallel (sonst wäre kein Anlaß zu ihrer Unterscheidung), sondern sind mehr oder weniger unabhängig voneinander. »Die Eigenschaft der Vorstellungen, Blässe und Lebhaftigkeit zu haben, steht zweifellos in irgendeinem inneren Zusammenhang mit der Eigenschaft der Empfindungen, stark und schwach zu sein, mit dem, was man gewöhnlich als ihre Intensität bezeichnet. Trotzdem aber sind beide in anderer Hinsicht auch wieder etwas durchaus voneinander Unabhängiges und müssen daher wohl auseinandergehalten werden. Starken Empfindungen, wie betäubenden Geräuschen, blendend hellen Farben, durchdringenden Gerüchen, sind nicht etwa ohne weiteres auch Vorstellungsabbilder größerer Lebhaftigkeit zugeordnet, noch entspricht den schwächsten Empfindungen durchweg die blasseste Vorstellung, sondern hier besteht jede mögliche Freiheit. Ich kann mir schwächste Geräusche, wie schlürfende Tritte, ein leises Kratzen an der Tür mit einer so empfindungsähnlichen Lebhaftigkeit vorstellen, daß ich erschreckt zu-

sammenfahre, und kann anderseits bei der Vorstellung eines neben mir abgefeuerten Geschützes rein sinnlich nicht mehr hören, als von dem Schall eines auf Wasser fallenden Haares[1]«.

Auch diese Formulierung kann keinesfalls als definitive Lösung des Problems gelten. Wir brauchen nur zu fragen: wie verhält sich denn ein mit höchster Lebhaftigkeit vorgestelltes Knistern zu dem wirklich gehörten Knistern? Nähert es sich ihm oder bleibt es immer noch ebenso weit davon entfernt wie ein mit der geringsten Lebhaftigkeit vorgestelltes? Zweifellos nähert es sich ihm, da man daraufhin zusammenfahren kann. Also scheinen doch die Lebhaftigkeitsunterschiede in gleicher Linie zu liegen mit den Intensitätsunterschieden und nicht eine neue Dimension zu bilden. Überhaupt aber: wenn Stärke und Schwäche auch bei den Vorstellungen erhalten bleiben, und zwar in gleichem Sinne (was Ebbinghaus zugibt), so entsteht doch notwendig die Frage: wie verhalten sich die Stärken der Vorstellungen zu den Stärken der Empfindungen? Unvermeidlich kommt man dann auf bloße Gradunterschiede der beiden Klassen, und die in diesem Postulate liegenden Schwierigkeiten, die man vermeiden möchte, kehren wieder. Es bleibt also nichts übrig, als ihnen ins Auge zu sehen.

Ich bestreite nicht die Richtigkeit der Bewußtseinstatsachen, auf die sich Ebbinghaus bezieht. Sie sind sogar von großer Tragweite, aber sie scheinen mir nicht genau genug beschrieben. Wir haben an den Vorstellungsinhalten, ebenso wie an den Empfindungsinhalten, auseinanderzuhalten die Erscheinungen selbst und gewisse hinzukommende Auffassungen. Auf diese positive Seite der Sache müssen wir zurückkommen.

4. In Hinsicht begleitender Erscheinungen. Lotze spricht öfters davon, daß den Empfindungen ein charakteristisches »Ergriffen- oder Erschüttertsein« eigne. Dies könnte man auf begleitende Organempfindungen deuten. Die periphere Erregung jeden Organs, würde man sagen, führt außer der betreffenden Sinnesqualität auch noch eine allen Sinnen gemeinschaftliche, die Sinnesempfindung von den Vorstellungen unterscheidende »Organqualität« mit sich.

[1] Grundzüge der Psychologie[1] S. 528. In der Bearbeitung der 3. Auflage durch Dürr ist dieser Abschnitt beibehalten. Einige Seiten später (577ff.) vertritt aber Dürr in den von ihm hinzugefügten Ausführungen die Ansicht, daß in den bloßen Vorstellungen nichts entdeckt werden könne, was sie von Empfindungen unterscheide. Denn durch verschiedene Grade »der Lebhaftigkeit und Intensität« unterschieden sich auch peripherisch angeregte Empfindungen. Dadurch kommt aber ein innerer Widerspruch in die Darstellung.

In neuerer Zeit glaubte C. Wernicke in solchen begleitenden Organempfindungen geradezu den definierenden Unterschied zu finden. Er verstand darunter zunächst Gefühlsempfindungen, wie sie bei stärkerer Reizung aller Sinne auftreten, aber auch die Lokalzeichen der Netzhaut, endlich die Muskel- und Eingeweideempfindungen[1].

Wenn dies nun aber Empfindungen sind, dann sollte man denken, daß es davon ebenso auch wieder Vorstellungen geben könne, und es würde die Frage sofort wiederkehren: wie unterscheiden wir die Empfindung einer Organqualität von ihrer bloßen Vorstellung[2]? Insbesondere gilt, daß diese begleitende Organempfindung, durch die sich der schwächste wirklich gehörte Ton von dem stärksten bloß vorgestellten unterscheiden soll, doch wohl je nach der Stärke des gehörten Tones auch wieder abgestufte Stärke besitzen, also bei den leisesten Tönen auch nur minimal sein muß. Dann gehen aber die Stärkeunterschiede der Organempfindungen denen der gehörten Töne selbst parallel, und sie nützen gar nichts zur Beantwortung der Frage, was ein vorgestelltes Fortissimo von einem gehörten Pianissimo unterscheide. Das »Ergriffensein« ist dann eben beim Pianissimo genau so schwach wie der gehörte Ton selbst; und es taucht wieder die Frage auf: geht die schwächste Organqualitätsempfindung stetig oder geht sie sprungweise in die stärkste Organqualitätsvorstellung über, und worin liegt letzterenfalls die spezifische Differenz? Endlich zeigt die Erfahrung zwar nicht selten, aber doch auch nicht regelmäßig und ausnahmlos solche begleitende Organempfindungen. Man müßte zu unmerklichen Empfindungen greifen und käme damit ins Gebiet der Hypothesen. So wird es auch methodisch richtiger sein, es zunächst mit genauerer Durchprüfung des Gegebenen zu versuchen.

§ 3. Unterscheidung durch spezifische Verschiedenheiten der Akte.

Neue Möglichkeiten eröffnen sich, wenn man von den Bewußtseinsinhalten zu den Bewußtseinsakten übergeht. Wenn in den Tönen selbst und in dem ganzen gegebenen Material des Bewußtseins spezifisch verschiedene Merkmale nicht aufzutreiben sind, so könnten sie in den Tätigkeiten

---

[1] Grundriß der Psychiatrie[2] 1916, S. 39ff.

[2] Wernicke spricht in der Tat unbefangen von der »Summe der Erinnerungsbilder aller Organempfindungen«, die den Inhalt des Bewußtseins der Körperlichkeit ausmache (S. 44), ohne zu bemerken, daß er damit seine eigene Lösung der Vorstellungsfrage illusorisch macht.

oder Zuständen, Akten, Funktionen liegen. Das Betreten dieses Weges setzt die nicht allgemein zugestandene Unterscheidung zwischen Erscheinungen und psychischen Funktionen, zwischen Inhalten und Akten voraus. Ich selbst bin für diese Unterscheidung im Prinzip eingetreten. Aber ob sie hier hilft, ist eine andere Frage. Die elementarste psychische Betätigung gegenüber sinnlich-anschaulichen Erscheinungen ist doch wohl die des einfachen Bemerkens, wodurch Teile der Erscheinungsmasse für sich erfaßt, wahrgenommen werden. Wiefern sollte aber diese Funktion eine andere sein, je nachdem es sich um gesehene oder um bloß vorgestellte Farben, um gehörte oder um bloß vorgestellte Töne, z. B. um die Teile einer vorgestellten Landschaft, die Töne eines vorgestellten Akkordes oder einer vorgestellten Tonfolge handelt?

Um indessen nichts zu übersehen, mögen auch hier die verschiedenen möglichen Wege hypothetisch ins Auge gefaßt werden. Es sind ähnliche Möglichkeiten wie bei den Inhalten zu unterscheiden: es kann sich um verschiedene Beschaffenheiten (Qualitäten) der beiderseitigen Akte handeln, oder um spezifische Verschiedenheiten ihrer Intensitäten oder um solche von begleitenden Akten, die zu denen des Empfindens oder Vorstellens noch hinzukommen[1].

1. Wenn ich mir einen Ton, den ich etwa zu hören erwarte, seiner genauen Höhe nach bereits vorstelle, so kann ich nicht finden, daß in dem Augenblick, wo er wirklich erklingt, mein intellektuelles Verhalten als solches irgendwie anders würde. Es kann zwar die Identifikation des Gehörten mit dem Erwarteten und ein Urteil über das objektive Vorhandensein einer Schallquelle h i n z u k o m m e n. Aber nach solchen hinzukommenden Akten ist hier zunächst nicht gefragt, sondern nach denen des Vorstellens und Empfindens selbst. Auch wäre es wieder schwer begreiflich, wie in gewissen Fällen überhaupt Zweifel eintreten könnten, ob ein Ton empfunden

[1] Auf eine qualitative Aktverschiedenheit sieht sich Jodl geführt. »Wir kopieren in der Vorstellung die Empfindung; aber sozusagen in einem anderen Material. Die Reproduktion ist dem Reproduzierten ähnlich, ja unter Umständen völlig gleich; aber sie ist etwas psychisch anderes, weder eine schwache noch eine starke Empfindung, sondern gar keine Empfindung. Und da dieser Unterschied nicht oder nicht allein im Inhalte liegen kann, so kann er nur in der Art der psychischen Tätigkeit gesucht werden.« (Lehrb. d. Psychologie[2] II, S. 91 ff.). Auch Witasek findet (Psychologie S. 250 ff.) eine qualitative Aktverschiedenheit wenigstens wahrscheinlich.

Für die beiden anderen Erklärungswege werden wir sogleich Vertreter nennen.

oder bloß vorgestellt wird, wenn der ganze Unterschied in der psychischen Stellungnahme bestände. Denn ich kann wohl zweifeln, ob meinem Bewußtsein augenblicklich von zwei vielleicht schwer unterscheidbaren Inhalten dieser oder jener gegeben ist; ich kann auch zweifeln, was ein gegebener identischer Inhalt im einen oder anderen Falle bedeute und woher er stamme: aber wie sollte ich zweifeln, ob ich ihn empfindend oder vorstellend erfasse, wenn dies zwei spezifisch verschiedene psychische Verhaltungsweisen sind? Wie ich mich zu ihnen stelle, das ist doch schließlich meine Sache; und müßte ich nicht jeden beliebigen Inhalt aus einer Vorstellung in eine Empfindung oder umgekehrt verwandeln können? Man sage nicht: die Ausführbarkeit oder Leichtigkeit der Operation kann von dem Stärkeunterschied der Inhalte abhängen. Denn diesen hat man ja eben geleugnet und die ganze Unterscheidung in die Akte verlegt.

Aber auch wenn sich dieser Konsequenz irgendwie ausweichen ließe: tatsächlich ist doch der vorgestellte wie der empfundene Ton einfach gegeben, der vorgestellte kann auch wie der empfundene ohne unser Zutun gegeben sein und ist es in tausend Fällen unwillkürlicher Vorstellungsverknüpfungen. Es ist in beiden Fällen ein bloßes Erscheinen eines sinnlichen Inhaltes, der nur erfaßt oder bemerkt zu werden braucht; wie denn auch der Ausdruck des Aristoteles für das sinnlich-anschauliche Vorstellen, φάντασμα, und unsere heutige technische Bezeichnung »Phantasievorstellung« auf dasselbe φαίνεσθαι zurückgreifen.

2. Man ist nun auch aus dem Gesichtspunkte der Aktpsychologie auf die Intensität zurückgekommen und hat die Annahme versucht, daß der Akt des Vorstellens sich von dem Akte des Hörens zwar nicht qualitativ, wohl aber durch das Fehlen einer Intensität unterscheide.

Darauf läuft z. B. Lotzes spätere und definitive Ansicht hinaus. Zuerst[1] hatte er gelehrt, daß sowohl Empfindungen wie Vorstellungen als psychische Tätigkeiten überhaupt keine Stärke besäßen, daß alle Stärkeunterschiede in die Inhalte fielen. Dann[2] finden wir die Fassung, daß die Empfindung eine Erregung der Seele von ungleich eindringlicherer Heftigkeit, daß sie ein unvergleichlich machtvolleres Vorstellen sei. Also ein gradueller Unterschied, aber nicht der Inhalte, sondern der Zustände

[1] Seele und Seelenleben 1846. In den »Kleinen Schriften« II, S. 106ff.
[2] Über die Stärke der Vorstellungen 1853. »Kleine Schriften« III, 1, S. 72ff.

oder **Tätigkeiten**. Doch ist dies wohl nur eine vorübergehende laxere Ausdrucksweise Lotzes, da er in derselben Abhandlung an späterer Stelle (S. 96) ganz wie in früheren Darstellungen den Vorstellungsakten jede Intensität überhaupt abspricht. Zuletzt, vom Mikrokosmus an, in der Metaphysik und den veröffentlichten Vorlesungen, heißt es: bei den Empfindungen komme sowohl dem Inhalte wie der Tätigkeit Intensität zu, und zwar gehe die Stärke der Tätigkeit immer mit der Stärke des Inhaltes parallel, dagegen bei den Vorstellungen fänden sich zwar noch Unterschiede in der Stärke des Inhaltes, aber keine in der Stärke der Tätigkeit. Lotze faßt sie also als gänzlich intensitätsfreie Zustände auf und als dadurch von den Empfindungen unterschieden.

Auch Äußerungen Ziehens und anderer Psychiater scheinen in dieselbe Bahn zu führen. Ziehen meint, wir stellten uns wohl einen Ton **als starken** vor, aber nicht **stark**, die Empfindungen hingegen seien **selbst** stark oder schwach — ganz so wie Lotze sagt: es gibt Vorstellungen des Stärkeren und Schwächeren, aber nicht stärkere und schwächere Vorstellungen. Da freilich Ziehen sonst nicht zu den Anhängern der Funktionspsychologie gehört, so weiß ich mir diese Unterscheidung bei ihm nicht ohne weiteres zu deuten.

Der Formulierung Lotzes aber steht die Frage entgegen: welches Recht haben wir auch nur bei den **Empfindungen**, von einer Intensität des Empfindungs**aktes** zu reden? Hört man einen starken Ton, so braucht darum das **Hören** nicht stärker zu sein als bei einem schwachen, sondern nur eben der **Ton**, der erscheinende Inhalt unseres Bewußtseins. Und wenn Lotze bei der Empfindung eine vollständige Parallelität zwischen der Stärke des Hörens und der Stärke des Tones annimmt, so fällt damit auch rein empirisch die Möglichkeit fort, das eine vom anderen zu trennen. Wir hätten nur dann dazu Veranlassung, wenn die eine Intensität sich irgendwie unabhängig von der andern veränderte.

Die Aufmerksamkeit freilich kann einem Tone von gegebener Stärke in sehr verschiedenen Graden zugewandt sein. Sie kann sich gerade einem schwächeren Tone mehr als einem starken und einem an der Schwelle liegenden sogar mit höchster Intensität zuwenden. Aber die Stärke des Aufmerkens ist es offenbar nicht, die Lotze mit der Stärke des Empfindungsaktes meint. Sonst würde er nicht einen Parallelismus zwischen Tonstärke und Stärke der empfindenden Tätigkeit behaupten. Und wenn er sie meinte,

so würde hierin wieder kein Unterschied gegenüber den bloßen Vorstellungen liegen: denn auch da gilt, daß wir uns ein Pianissimo mit höchster Aufmerksamkeit vorstellen können. Es würden also Unterschiede der Vorstellungsstärke ebenso wie solche der Empfindungsstärke gegeben sein.

Es ist auch nichts weniger als klar, wie Lotzes eigene Beschreibungen des Vorstellens sich mit dieser seiner Definition des Unterschiedes der beiden Klassen vereinigen lassen. Seine immer wiederkehrende berühmte Formel lautet: »Die Vorstellung des hellsten Glanzes leuchtet nicht, die des stärksten Schalles klingt nicht, die der größten Qual tut nicht weh; bei alledem aber stellt die Vorstellung ganz genau den Glanz, den Klang oder den Schmerz vor, den sie nicht wirklich reproduziert.« Das Nichtleuchten deutet auf den Mangel einer Helligkeit oder auch einer Intensität des vorgestellten Lichtes, also des Vorstellungsinhaltes. Ebenso scheint das Nichtklingen, das Nichtwehetun anzudeuten, daß der Ton, die Schmerzqualität im vorstellenden Bewußtsein ihre Stärke vollständig eingebüßt haben. Das sind aber Inhalte, nicht Tätigkeiten. Wir kommen also wieder auf die Intensitätsunterschiede der Inhalte zurück. In dieser Hinsicht aber haben wir einen spezifischen Unterschied, speziell ein absolutes Fehlen der Intensität bei den Vorstellungen, nicht zugeben können.

Es scheint, daß Lotze den Fall eines bloß symbolischen Vorstellens im Auge hatte und vielleicht dafür auch eine individuelle Disposition besaß; ebenso wie Meynert, dessen oben angeführte Darstellung sich augenscheinlich an Lotze anschließt. Es kommt in der Tat tausendfach vor, daß wir statt der Töne Noten oder Tasten oder Kehlkopfbewegungen vorstellen, statt eines Schmerzes seine Äußerungen usw. Aber nicht immer ist es so und kann auch nicht immer so sein; denn die Noten wenigstens sind dann in sich selbst, als visuelle Erscheinungen, die Kehlkopfbewegungen als kinästhetische Qualitäten, die Schmerzäußerungen als visuelle oder muskuläre und taktile Erscheinungen vorgestellt. Auch das Symbol ist eine bloße Vorstellung und nicht eine Empfindung, es sei denn, daß wir die Anfänge gewisser Bewegungen unwillkürlich ausführen und die entsprechenden Muskelkontraktionen empfinden[1].

[1] Titchener betrachtet Lotzes vielzitierte Formel als Beispiel eines »Stimulus-Error«, d. h. einer Verwechselung der Beschreibung von Empfindungen mit der von Reizen. Davon kann aber bei Lotze, der gerade für die saubere Scheidung beider vorbildlich ist, nicht im geringsten die Rede sein.

3. Endlich hat man den gesuchten spezifischen Unterschied in begleitenden psychischen Akten gefunden, die zu denen des Empfindens oder des Vorstellens noch hinzukämen. Und zwar sollte zunächst bei den Empfindungen das Bewußtsein der äußeren Verursachung, allgemeiner gesprochen eine bewußte Beziehung auf äußere Gegenstände stattfinden, bei den Vorstellungen aber fehlen oder durch das Bewußtsein des Fehlens solcher Beziehung ersetzt sein. Was die Psychiater KANDINSKY und JASPERS den »Objektivitätscharakter« oder die »Leibhaftigkeit« der Empfindungen gegenüber dem Subjektivitätscharakter oder der Bildhaftigkeit der Vorstellungen nennen, kommt wohl im wesentlichen auf dieses Merkmal hinaus[1].

Daß man nun bei den Sinnesempfindungen immer und notwendig an ihre äußere Verursachung, bei einer bloßen Vorstellung an das Fehlen eines äußeren Reizes dächte, wäre sicher zuviel behauptet. Wer augenblicklich gerade über die Kausalitätsfrage nachdenkt, mag darauf kommen; aber dies ist ein besonderer Fall, während die Unterscheidung von Empfindungen und bloßen Gedächtnisvorstellungen zu den allergewöhnlichsten Leistungen unseres täglichen Denkgebrauches gehört. Man müßte also in allgemeinerer Form die bewußte Deutung auf äußere Gegenstände, ohne daß der Kausalbegriff dabei eine Rolle zu spielen brauchte, als Kennzeichen der Empfindung aufstellen. Wir fassen, würde man sagen, die Erscheinung im Empfindungsfalle eben als Erscheinung eines äußeren Gegenstandes, ohne uns der besonderen Natur der Beziehung bewußt zu sein, die den Gegenstand mit der Erscheinung verknüpft.

Aber auch so gefaßt, versagt das Merkmal sofort wieder bei den subjektiven Empfindungen. Hier kann es zwar auch geschehen, daß man sie fälschlich auf äußere Objekte bezieht, unter Umständen sogar diese Objekte unter dem Begriffe der Ursache denkt (nicht selten wird ein starkes Ohrenklingen anfänglich als fernes Glockenläuten und dergleichen gedeutet); aber in unzähligen Fällen ist man sich des subjektiven Ursprunges voll-

[1] V. KANDINSKY. Kritische und klinische Betrachtungen im Gebiete der Sinnestäuschungen 1885. JASPERS, Zur Analyse der Trugwahrnehmungen. Zeitschr. f. d. gesamte Neurologie VI, Heft 4, S. 461 ff.

An JASPERS hat sich KOFFKA angeschlossen (Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze. S. 270 ff). Daß KOFFKA unter »Akt« nicht einen Gegensatz zum Inhalt, sondern eine besondere unanschauliche, »gedankliche Qualität« des Inhaltes selbst verstehen will, macht für die folgende Beurteilung der Lehre nichts aus. Ich kann aber diesen Sprachgebrauch nicht glücklich finden.

kommen bewußt, und doch werden sie von bloßen Vorstellungen unterschieden. Nun ist zwar auch die Beziehung auf das Ohr oder das Gehirn als Quelle oder Sitz von Empfindungen auch schon in gewissem Sinn eine Beziehung auf äußere — nämlich physische — Gegenstände. Aber es braucht auch diese Beziehung nicht mitgedacht zu werden; man hört den subjektiven Ton, ohne ihn auf irgend etwas zu beziehen, hört ihn aber genau so und in gleichem Maße wie den objektiven.

Umgekehrt kann ich aber auch, ohne objektiv oder subjektiv läuten zu hören, mir die bloße Vorstellung eines fernen Geläutes bilden, das aus einer bestimmten Richtung an mein Ohr dringt, kann sogar außerdem überzeugt sein, daß jetzt zufällig auch wirklich in dieser Richtung, in diesem Rhythmus und mit diesem Tonfalle Glocken läuten, gleichzeitig aber überzeugt sein, es nicht wirklich zu hören. Das bloße Vorstellen einschließlich des daran geknüpften Wissens ist immer noch keine Empfindung, solange nicht jene sinnliche Lebhaftigkeit, worin sie auch bestehen möge, gegeben ist. Die Beziehung auf ein äußeres Objekt kann das unterscheidende Merkmal nicht sein, wenigstens nicht das einzige und allein ausschlaggebende. Auch müßte man doch wieder fragen, unter welcher Bedingung sich jenes Deuten auf äußere Gegenstände an eine gegebene sinnliche Erscheinung knüpfe. Es muß doch ein immanenter Unterschied in den Erscheinungen selbst liegen, dessen Folge das verschiedene intellektuelle Verhalten ist. So wird man wieder auf Unterschiede des Inhaltes zurückgeführt.

Man kann nun weiter den gesuchten Unterschied auch so auszudrücken versuchen, daß bei den Vorstellungen ein Bewußtsein der Unwirklichkeit des Vorgestellten vorhanden sei, bei den Empfindungen aber nicht. Dann würde also vielmehr bei den Vorstellungen ein Aktmerkmal hinzukommen, das den Empfindungen fehlte. Manchem wird das vielleicht mehr zusagen. Aber psychologisch wäre die Fassung ebenso unrichtig und aus ähnlichen Gründen. Wenn man ganz und gar, ohne jede psychologische Reflexion, in anschaulichen Vorstellungen bestimmter Situationen lebt (»Wachträumen«), so ist der Fall sowohl inhaltlich wie zuständlich in keiner Weise unterschieden von dem der sinnlichen Wahrnehmung und des dadurch geleiteten Handelns. Der Unterschied liegt nur darin, daß im einen Fall ein Handeln auch äußerlich stattfindet, im anderen Falle nicht. Aber dies ist kein innerer, sondern ein äußerer Unterschied und gehört nicht in die Beschreibung des rein psychologischen Sachverhaltes.

Endlich sei eine Bestimmung erwähnt, durch die Fr. Brentano unsere Frage zu lösen versucht hat, vorausgesetzt, daß wir dabei seine nicht veröffentlichte Lehre genau wiedergeben[1]. Er findet keinen hinreichenden Unterschied in den Inhalten, weist aber darauf hin, daß ein und derselbe Inhalt einmal in eigentlicher (direkter), das andere Mal in uneigentlicher (indirekter) Weise vorgestellt werden könne. Das letztere sei der Fall bei Begriffen mit einem anschaulichen Kern, die wir als Surrogate der augenblicklich oder überhaupt fehlenden Anschauungen benutzen. Und dies seien die sogenannten Phantasievorstellungen. Wir faßten sie als Repräsentanten der damit gemeinten Anschauungen. Dieses Bewußtsein der Repräsentanz also komme als das spezifisch Unterscheidende hinzu[2].

Auch dieser Fassung kann ich mich nicht anschließen, aus teilweise ähnlichen Gründen wie den vorigen. Phantasievorstellungen, mögen sie sehr ausgeführt sein oder nur sehr dürftig (darin als in einem inhaltlichen Unterschiede will ja Brentano nicht das Wesentliche erblicken), können ohne jedes Bewußtsein einer solchen repräsentativen Funktion vorhanden sein und sind es tausendfach. In solchen Fällen aber von Wahrnehmungsvorstellungen oder Empfindungen zu reden, scheint mir gegen die Interessen einer natürlichen Klassifikation. Anderseits ist doch unleugbar irgendein ganz erheblicher inhaltlicher Unterschied in den gewöhnlichen, unzweifelhaften Fällen des Vorstellens gegenüber dem wirklichen Sehen und Hören vorhanden. Nicht bloß zeigt ihn die unbefangene Beobachtung, sondern er muß auch gerade daraus erschlossen werden, daß wir die Erscheinungen der einen Klasse als Symbole und Surrogate für die der anderen benutzen und nicht umgekehrt. Die Frage kann nur sein, wie er zu beschreiben ist.

Wenn wir nun alle diese Formen der Lehre, die in einem hinzukommenden psychischen Akte den primären, entscheidenden Unterschied

---

[1] Brentano hat die Frage einmal in seiner überaus gründlichen Weise in einer Vorlesung (Über ausgewählte Fragen der Psychologie und Ästhetik 1885/86) behandelt, von der ich durch Nachschriften Husserls Kenntnis habe. Husserls eigene Ansicht und die spätere Martys stehen sicherlich unter dem Einflusse dieser Untersuchungen, und da Jaspers, Specht, Th. Conrad, Grünbaum u. a. in dieser Sache von Husserl, und Koffka wieder von Jaspers beeinflußt ist, so sieht man an dem einzelnen Beispiel den weitreichenden Einfluß des großen Denkers und Lehrers. Ich selbst, obgleich in vielen noch wichtigeren Punkten sein Schüler, konnte mir in dieser Beziehung seine Ansicht niemals zu eigen machen.

[2] Ebenso Cornelius, Psychologie (1897) S. 22ff. Einleitung in die Philosophie S. 175—177. 210—213.

finden, ablehnen, so soll damit doch nicht gesagt sein, daß sie nicht Wahres und Bedeutsames enthielten. Wir werden alsbald die bewußte Beziehung auf äußere Reize zur Definition der Empfindungsschwelle heranziehen, werden auch die wechselnde begriffliche Zuordnung von Vorstellungsstärken zu Empfindungsstärken, eine Art symbolischer Funktion, als einen wichtigen Zug hervorheben, werden schließlich (3. Abschnitt) den Unterschied in Hinsicht des unmittelbaren Glaubens an die Realität als sekundären neben den primären Unterschieden anerkennen.

§ 4. Graduelle Verschiedenheit in Hinsicht der Intensität der Erscheinung.

Es hat sich als vergeblich erwiesen, einen spezifischen Unterschied in irgendeiner Richtung zu formulieren. Begnügt man sich, was auch zuweilen geschieht, mit der Behauptung eines solchen ohne jede nähere Angabe, worin er etwa liegen möge, im Akt oder Inhalt, in der Qualität oder einem anderen Merkmal, so ist dagegen freilich schwer etwas anderes zu sagen, als daß es heißt die Flinte ins Korn werfen. Es heißt sich mit der einfachen Konstatierung jener Paradoxien begnügen, die den Anfang, aber nicht das Ende der Untersuchung bilden dürfen: der vorgestellte Ton habe alle Eigenschaften des gehörten und habe sie doch wieder nicht, habe auch eine Intensität und doch wieder keine, kurz, alles sei in einer unbeschreiblichen Weise dasselbe und auch nicht dasselbe. Findet eine Veränderung statt, so muß zum mindesten angebbar sein, in welcher Richtung sie stattfindet.

So werden wir nun versuchen, die alte Lehre einer bloß graduellen Verschiedenheit, und zwar in erster Linie einer Intensitätsverschiedenheit zwischen den vorgestellten und den empfundenen Inhalten durchzuführen. Andere Unterschiede, die aber gleichfalls nur gradueller Art sind, sollen späterhin kurz erwähnt werden.

Von vornherein ist diese Auffassung durch die zahllosen Fälle begünstigt, die einen direkten Übergang darzustellen scheinen oder ebensogut zur einen wie zur andern Klasse gerechnet werden können. Oft genug entstehen aus anfänglich schwachen Vorstellungen zuletzt Halluzinationen von voller Empfindungsstärke, oft genug verwechseln wir nur Vorgestelltes mit Gehörtem, Gesehenem, oder sind zweifelhaft, ob wir bloß vorstellen oder empfinden. Der Frontsoldat hört nach langen Kampftagen beständig noch weiter schießen, der Akustiker, der sich lange mit Schwebungen beschäftigt hat, hört sie bei völliger Stille fortklingen, die junge Mutter meint

das Kind schreien zu hören, auch wenn es schläft, der Dichter sieht und hört seine Gestalten in allen Abstufungen der Stärke von schwächsten abstrakten Schemen bis zu voller Realität.

Damit jedoch diese Lehre den Tatsachen voll gerecht werde, ist eine speziellere Ausgestaltung und sind gewisse Hilfsannahmen erforderlich.

A. Nähere Bestimmungen.

1. Der vorgestellte Ton ist zwar nicht ohne jede Stärke, aber seine Stärke ist im allgemeinen außerordentlich viel geringer als die des gehörten. Und zwar ist ein vorgestelltes Fortissimo schwächer als ein gehörtes Pianissimo. Zwischen den Stärkezonen, denen die gewöhnlichen übermerklichen Empfindungen und die gewöhnlichen sehr schwachen Vorstellungen angehören, liegt noch eine Strecke von Intensitäten, innerhalb deren nur in besonderen Fällen Bewußtseinsinhalte auftreten, die dann einen wirklichen Übergang zwischen Vorstellungen und Empfindungen bilden.

Die Existenz dieser Kluft erschließen wir daraus, daß in den gewöhnlichen Fällen bloße Vorstellungen ohne weiteres von Empfindungen unterschieden werden. So ausgeprägt ist der Unterschied, daß viele Forscher ihn für einen spezifischen, unüberbrückbaren erklären konnten. Solchen Äußerungen, wie wir sie von Lotze, Meynert und anderen hörten, liegt doch sicher etwas Richtiges zugrunde. Da aber anderseits tatsächlich Übergänge auftreten, so muß eben innerhalb der Intensitätsskala eine nicht zu enge Strecke vorhanden sein, die in gewöhnlichen Fällen unvertreten ist. Dann verstehen wir immerhin, daß der Schein spezifischer Verschiedenheit entstehen kann.

2. Die Beobachtung scheint zu ergeben, daß die Intensitätszone der gewöhnlichen Vorstellungen eine geringere Ausdehnung besitzt als die der Empfindungen. Die Extreme liegen dort weniger weit auseinander als hier, das vorgestellte Fortissimo ist von dem vorgestellten Pianissimo weniger verschieden als das empfundene Fortissimo von dem empfundenen Pianissimo. Die Stärkeverhältnisse bleiben im Gedächtnis erhalten, aber die Stärkeunterschiede erscheinen bedeutend verringert, in Miniatur.

3. Hervorragend starke (lebhafte) Vorstellungen, die gleichwohl von Empfindungen noch deutlich verschieden sind, kann man willkürlich besonders auf zwei Wegen herbeiführen: zuerst auf dem von Fechner empfohlenen und leicht zu bestätigenden Wege, daß man kurz nach dem Auf-

hören eines äußeren Reizes (und seiner etwaigen Nachbilder, die noch zu den Empfindungen zu rechnen sind) sich die Erscheinung mit Aufmerksamkeit vergegenwärtigt. Auch solche, die nur geringe Anlage zu Vorstellungen eines bestimmten Sinnesgebietes haben, z. B. zu visuellen oder zu akustischen, können dadurch die Stärke ihrer Vorstellungen momentan, vielleicht auch habituell steigern. Gleichwohl liegen diese »Erinnerungsnachbilder« (Fechner) unter gewöhnlichen Umständen sämtlich in der Stärkezone der Vorstellungen, sie bleiben noch erheblich unter der Empfindungsstärke. Wenn ein merklicher Ton nicht etwa langsam abnehmend allmählich verschwindet, sondern plötzlich aufhört, wird er nicht durch eine annähernd gleich starke Vorstellung fortgesetzt, was ja auch zu biologisch unmöglichen Folgen führen würde.

Auch in Zuständen gespannter und affektbetonter Erwartung gewinnen bekanntlich die zugrunde liegenden Vorstellungen an Intensität, können sogar in Halluzinationen übergehen (Schillers »Erwartung«). Hätte Galton seine Versuchspersonen angewiesen, ihre Vorstellungen des englischen Frühstücks bei nüchternem Magen zu untersuchen, so hätten sich vielleicht auch bei den Gelehrten lebhaftere Bilder gefunden. Man könnte also in Analogie zu den Erinnerungsnachbildern von »Erwartungsvorbildern« reden. Aber als Methode willkürlicher Erzeugung lebhafter Vorstellungen zum Behuf der psychologischen Analyse kommen sie weniger in Betracht. In anderer Richtung, als Fehlerquellen sonstiger Beobachtungen und Ausgangspunkte von Beobachtungshalluzinationen, werden wir ihnen später (§ 3, 2, b) begegnen.

Ein zweites Mittel, starke Vorstellungen zu erzeugen, besteht in der Vergegenwärtigung oder Herbeiführung von Sinneseindrücken, die mit der bezüglichen Vorstellung derart assoziiert sind, daß sie zusammen ein Ganzes bilden. So wird man sich den Klang eines Instrumentes lebhafter vorstellen, wenn das Instrument selbst nicht bloß genannt, sondern sinnlich-anschaulich vorgestellt oder noch besser wirklich gesehen wird. Man mag hier auch wieder an Richters Bänkelsängerin denken oder an die Wirkung eines guten Bildes, wenn uns die gesehene Farbenfläche eine Person mit ihren Bewegungen, ihrer Sprache, oder einen Wald mit Duft und Vogelgesang leibhaftig vorzaubert. Die Reproduktion kann an sich auch durch den Namen oder ganz zufällige äußere Umstände bewirkt werden; aber eine solche gegenseitige Hebung zweier Vorstellungsinhalte erfolgt nur, wenn sie für unser Denken ein Ganzes im engeren Sinne bilden.

Auf solche Erfahrungen weisen wir hin, um das Vorhandensein einer gewissen Zone von Stärkeunterschieden innerhalb des Vorstellungsgebietes auch denen, die im allgemeinen nur schwacher Vorstellungen fähig sind, zum Bewußtsein zu bringen.

B. Lösung von Schwierigkeiten.

Es sind nun eine Anzahl von Einwendungen und Bedenken zu besprechen, die auch dieser Fassung des gesuchten Unterschiedes sich entgegenstellen, die aber überwindlich scheinen.

1. Zunächst eine Schwierigkeit, die manche von vornherein abgeschreckt hat: es scheint auf den ersten Moment sinnlos, von einem »vorgestellten Fortissimo« zu reden, wenn der Hauptunterschied der Vorstellung gegenüber der Empfindung gerade darin besteht, daß sie noch schwächer ist als das schwächste Pianissimo.

Wer so spricht, denkt nicht an die gewaltige Rolle der durch die Erfahrung geleiteten Auffassungen bei der Deutung unserer sinnlichen Erscheinungen. Schon innerhalb der Empfindungszone selbst wird keineswegs alles, was wir Fortissimo nennen, mit höchster Intensität gehört. Daß ein ferner Kanonenschuß nicht wirklich fortissimo gehört wird, liegt auf der Hand. Aber bei geringerer Entfernung täuschen wir uns doch über die Stärke unserer eigenen Empfindungen, indem wir sie für größer halten, als sie ist. Der stärkste Ton eines Konzertsängers auf dem Podium, ja das Fortissimo eines ganzen Orchesters gelangen bei einiger Entfernung des Hörenden mit einer geringeren physikalischen Tonstärke zum Ohre des Hörenden, als sie etwa eine kräftig angeschlagene Stimmgabel, dicht vor das Ohr gehalten, besitzt. Kürzlich angestellte Versuche haben dies in höherem Maße, als ich dachte, bestätigt. Es ist daher die Sinnesempfindung bei dem sogenannten Fortissimo des Sängers oder Orchesters, wenn es aus einiger Entfernung gehört wird, nur etwa gleich dem Mezzoforte einer an das Ohr gehaltenen Gabel, und somit keineswegs das Stärkemaximum für unser Ohr. Daraufhin würden Komponisten in der Erzeugung von Getösen immer noch ruhig weiterschreiten können: das Ohr wird noch lange nicht geschädigt.

Wenn wir nun gleichwohl den in solchen Fällen gehörten Schall, obgleich er nur eine mittelstarke Empfindung ist, als Fortissimo auffassen und bezeichnen, so geschieht es mit Rücksicht auf die Stärke, die er haben

würde, wenn er dem Ohr näher erklänge: ähnlich wie wir ein weißes Papier auch in der Dämmerung als weißes Papier bezeichnen, obgleich es nahezu schwarz ist, mit Rücksicht auf die Helligkeit, die es bei Tageslicht haben würde. (Daß dabei sogar eine gewisse zentrale Erhellung der Empfindung, nicht bloß eine Urteilsleistung stattfindet, kann hier außer Betracht bleiben; ein tageshelles Weiß entsteht dadurch eben doch nicht.)

Ähnliches findet nun und in höherem Maße statt, wenn wir ein bloß vorgestelltes Fortissimo als solches auffassen und bezeichnen. Wiederholt man eine gehörte Melodie in der Erinnerung, so kehren die Stärkeverhältnisse wieder, aber nicht die absoluten Stärken. Da wir nun nach allen übrigen Kennzeichen, den Intervallverhältnissen, Zeitverhältnissen, nach der ganzen Gestalt, die erinnerte Melodie wiedererkennen, so übertragen wir auch die Stärkebezeichnungen von der gehörten auf die vorgestellte Melodie, benennen einen relativ starken Ton als forte, einen relativ schwachen Ton als piano, obgleich tatsächlich die Intensität beider Tonerscheinungen weit unter dem gehörten Pianissimo liegt.

Natürlich ist diese Übertragung nicht so zu verstehen, als faßten wir die vorgestellten Töne zuerst ihren wirklichen minimalen Stärken nach auf und übersetzten dann erst diese Stärken in die der höheren Stärkezone, sondern wir fassen sie sogleich, durch den psychischen Mechanismus gezwungen, unter den aus dem Empfindungsgebiete gewohnten Begriffen auf. Was hier Deutung oder begriffliche Auffassung genannt wird, ist nicht eine Beziehung auf eine frühere oder mögliche Sinneswahrnehmung oder auf einen äußeren Gegenstand oder Vorgang. Wir meinen nicht, daß dabei die tatsächliche gegebene Vorstellungsstärke als mit einer früheren Empfindungsstärke oder gar mit der Stärke eines äußeren Vorganges äquivalent oder korrespondierend erkannt würde: dies würde eine sehr viel weiter gehende Bewußtseinsleistung darstellen.

Es kommt aber noch die Mitwirkung von Nebenvorstellungen hinzu. Konnten wir auch nicht zugeben, daß die begleitenden Vorstellungen der aufgeblasenen Backen und der vom Baßgeiger und Paukenschläger geleisteten Arbeit mit dem, was Intensität der Tonvorstellungen genannt wird, überhaupt identisch wären, so bleibt ihnen doch diese Bedeutung, daß sie die Auffassung der an sich sehr schwachen Vorstellungsintensität als Fortissimo unterstützen. Auch die vorgestellten Wirkungen auf die Zuhörer helfen mit. In der Erinnerung an das Andante der »Symphonie mit dem Pauken-

schlag« hebt sich der akustisch vorgestellte Paukenschlag nicht bloß in sich selbst von seinen Nachbartönen ab, wie er es beim wirklichen Hören tut, sondern er ist auch durch die Vorstellung des Aufschreckens und Zusammenfahrens als Nebenwirkung eines sehr starken und plötzlichen Tones ausgezeichnet (HAYDN soll ja bei der ersten Aufführung gerade auf eine solche Nebenwirkung bei dem schlafenden Teil des Publikums gerechnet haben). Und so gibt es noch andere Nebenvorstellungen, die sich mit den Stärkeunterschieden verknüpft haben und deren Reproduktion zur Auffassung eines vorgestellten Tones als Forte oder Piano beiträgt. Ähnlich ist es auch bei der Vorstellung eines starken plötzlichen Lichtes, wo etwa die Vorstellung des Blinzelns oder der Blendung mit auftreten kann. Es können sogar statt der bloßen Vorstellungen dieser Nebenwirkungen die wirklichen Nebenwirkungen eintreten, bei der Vorstellung eines starken Tones ein merkliches Zusammenfahren, bei der eines heftigen Lichteindruckes ein leichtes wirkliches Blinzeln. Dann dienen solche Nebenwirkungen um so mehr dazu, die Auffassung des an sich schwachen Vorstellungsinhaltes als eines sehr starken zu festigen.

Die Rolle der Deutungen kann sich aber noch weitergehend und komplizierter gestalten. Es ist nicht etwa ein für alle Mal eine bestimmte Stärke der oberen Zone einer bestimmten Stärke der unteren zugeordnet. Sondern es kann einunddieselbe vorgestellte Tonstärke einmal als Fortissimo, ein anderes Mal als Pianissimo gelten; und es können umgekehrt verschiedene vorgestellte Tonstärken oder eine stetig wachsende vorgestellte Tonstärke als Repräsentanten einer identischen und gleichbleibenden empfundenen Tonstärke dienen. Wir kommen hier auf die Fälle zurück, die EBBINGHAUS veranlaßten, zwischen Lebhaftigkeit und Stärke der Vorstellungen zu unterscheiden. Wir können uns, sagt er, ein Geräusch als ein sehr leises Knistern und dennoch mit solcher Lebhaftigkeit vorstellen, daß wir erschrecken. Diesen Fall würde ich so auslegen: Die tatsächliche Stärke unseres Vorstellungsinhaltes ist hier relativ groß; aber durch die Qualität des vorgestellten Geräusches und durch den ganzen Zusammenhang des Denkens ist die Deutung auf ein leises Knistern gegeben und haftet daran unabhängig von der zufälligen Stärke der Vorstellung. Was also EBBINGHAUS Lebhaftigkeit nennt, ist die w i r k l i c h e Stärke des vorgestellten Bewußtseinsinhaltes. Was er Stärke und Schwäche nennt, ist dessen Stärke, bezogen auf bestimmte Empfindungsstärken, aufgefaßt unter den von den Empfindungsstärken überkommenen Begriffen und Maßstäben.

Wieder können hier gewisse Analogien aus dem Empfindungsgebiete selbst herangezogen werden. Wenn wir in der Nacht einen Lichtschimmer, den wir als ferne helle Straßenlampe aufgefaßt hatten, plötzlich als den schwachen Glanz eines dichtbenachbarten Objektes, etwa der Zigarre eines unvermutet vor uns stehenden Menschen erkennen, so können wir gleichfalls erschrecken, während sich die Intensität der Erscheinung nicht oder wenigstens nicht in entsprechendem Maße geändert hat. Ebenso wenn ein Geräusch zuerst als das eines ferne rollenden Wagens, dann als Knurren eines dicht vor uns stehenden Köters aufgefaßt wird. Der Schrecken hängt eben mit der veränderten Beziehung auf ein nahes Objekt statt eines fernen zusammen.

Analog kann nun innerhalb des Vorstellungsgebietes die Vorstellung eines in unmittelbarer Nähe abgefeuerten Schusses mit der Vorstellung eines ganz leisen dumpfen Geräusches die nämliche wirkliche Stärke besitzen. Der augenblickliche Zusammenhang der Vorstellungsinhalte, die Beziehung auf verschiedene vorgestellte Gegenstände und Situationen gibt den Ausschlag für die Deutung, die augenblickliche Disposition zu mehr oder minder intensiven Vorstellungen hingegen bestimmt die zufällige wirkliche Stärke der Vorstellungsinhalte, die von Ebbinghaus sogenannte Lebhaftigkeit.

Hier liegt auch der Punkt, von dem aus die obenerwähnte Lehre Brentanos, wonach die Vorstellungen von Empfindungen durch einen hinzukommenden Akt des Denkens unterschieden seien, ihre Würdigung finden kann. Ebenso ist die Unterscheidung Ziehens, wenn er lehrt, daß wir etwas überhaupt nicht stark oder schwach, sondern nur als stark oder schwach vorstellen können, hiernach zu verstehen. Dieses »als stark oder schwach« ist die Deutung, die wir dem Vorstellungsinhalte geben, aber sie schließt das Vorhandensein wirklicher Stärkeunterschiede nicht aus. Nur darf nicht behauptet werden, daß die wirklichen mit den gedeuteten zusammenfallen. Die gleiche Verkennung des Tatbestandes liegt zugrunde, wenn J. Specht gegen die Theorie der bloßen Intensitätsverschiedenheit einwendet, es müsse danach die Vorstellung eines lauten Tones in eine leise Empfindung übergehen[1]. Gewiß muß eine starke Tonvorstellung bei weiterer Verstärkung in eine schwache Tonempfindung übergehen, aber nicht notwendig gilt dies

[1] Zur Phänomenologie und Morphologie der pathologischen Wahrnehmungstäuschungen. Zeitschr. f. Psychopathologie Bd. 2, S. 540.

von der Vorstellung eines starken Tones. Diese kann ebensowohl eine schwache wie eine starke Vorstellung sein. Der Begriff »Forte« kann sich mit der einen und anderen verbinden.

So löst sich auch ein Einwand, den vor Jahren einer meiner Zuhörer gegen die Lehre von der bloß graduellen Verschiedenheit der Empfindungen und Vorstellungen richtete: »Wenn ich, an einer Äolsharfe vorübergehend, zuletzt meine Vorstellung mit der Empfindung verwechsele und den Ton noch ganz leise zu hören glaube, während ich ihn nur noch vorstelle, so wird hier nicht, wie es nach der Lehre von der graduellen Verschiedenheit allerdings möglich wäre, eine höchste Vorstellungsstärke mit einer niedrigsten Empfindungsstärke verwechselt, sondern ein vorgestelltes Pianissimo mit einem empfundenen Pianissimo. Diese Verwechselung wäre unbegreiflich.« Der Einwurf erledigt sich auf demselben Wege: durch das vorherige Hören des Pianissimo ist die Deutung auch der bloßen Vorstellung vorgezeichnet, es wird hier in gleicher Weise wie bei dem Knistern von Ebbinghaus eine in Wirklichkeit der Empfindungszone naheliegende Vorstellungsstärke unter den Begriff des Pianissimo subsumiert. Ein anderes Mal kann dieselbe tatsächliche Vorstellungsstärke als eine vorgestellte Gewehrsalve aufgefaßt und bezeichnet werden. Es kommt ganz auf den Maßstab an, den man mitbringt[1].

2. Eine zweite Schwierigkeit könnte der Lehre von der bloß graduellen Intensitätsverschiedenheit vom Standpunkte der messenden Psychologie entgegengestellt werden. Wenn es sich nämlich bei den vorgestellten Stärken um Stärken und Stärkeunterschiede in demselben Sinne handelt wie bei den empfundenen, so müßten prinzipiell auch messende Vergleichungen der Stärkeunterschiede möglich sein, wie sie innerhalb der Empfin-

[1] Weniger scharfsinnig und nur durch ihre grobe Fassung auffallend ist eine Einwendung Müller-Freienfels' (Zeitschr. f. Psychol. Bd. 60, S. 382): »Die Anschauung, unsere Vorstellungen seien bloß durch geringere Intensität von den Wahrnehmungen unterschiedene Kopien der letzteren, ist so grob, daß sie wohl kaum mehr ernst zu nehmende Vertreter findet. Noch niemals ist es jemand eingefallen, seine eigene Vorstellung eines Donners etwa für ein Poltern im Nebenraum zu halten. Wir erachten es für überflüssig, dieser alten Theorie auch noch unsererseits einen Gnadenstoß zu erteilen.« Hierauf kann man nur antworten, daß die Verwechselung eines bloß vorgestellten mit einem starken wirklichen Geräusche doch auch niemals von einem Anhänger der alten Lehre für möglich gehalten wurde. Wer so wenig Verständnis dafür besitzt, daß er derartige Konsequenzen zieht, dem stehen »Gnadenstöße« überhaupt nicht zur Verfügung. Sieht nicht der Vollmond aus wie eine gelbe Oblate? Warum wird er nicht damit verwechselt? Eine gleich gefährliche Frage.

dungen möglich sind. Wir müßten namentlich die sogenannte Methode der übermerklichen Unterschiede oder Distanzvergleichungen anwenden können, nicht bloß innerhalb der oberen und der unteren Zone der Intensitäten (der Empfindungen und der Vorstellungen), sondern auch von der einen zur anderen. Nun haben wir zwar tatsächlich schon eine dahingehende Behauptung aufgestellt: die über den geringeren Abstand der Extreme bei den bloßen Vorstellungsintensitäten. Aber es müßte auch z. B. die Fragestellung zugelassen werden: »Wie verhält sich der Unterschied zwischen der schwächsten und stärksten Vorstellung in einem gegebenen Falle zu dem Unterschiede zwischen dieser und der schwächsten Empfindung?« (Methode der Mitteschätzungen.) Oder wir müßten sagen können: »Eine Vorstellung von bestimmter Stärke verhält sich zu einem bestimmten empfundenen Pianissimo wie dieses selbst wieder zu einer bestimmten stärkeren Empfindung.«

Indessen weiß man, wie schwer solche Distanzvergleichungen schon innerhalb der Empfindungen sind, die durch äußere Reize in einer unveränderlichen festen Tonstärke gegeben werden. Bei den bloß vorgestellten Tönen aber ist außer ihrer geringen absoluten Stärke auch noch die den Vorstellungen eigene Labilität und Flüchtigkeit hinderlich, die damit zusammenhängt, daß wir die ihnen zugrunde liegenden Gehirnprozesse nicht in gleicher Weise wie die Empfindungsprozesse experimentell festlegen und konstant erhalten können. Es kommt noch das besondere Hindernis hinzu, daß wir uns bei den bloßen Vorstellungen an eine ganz entgegengesetzte Beurteilungsweise gewöhnt haben, indem wir etwas uns an sich äußerst schwach Erscheinendes als Fortissimo bezeichnen, es in Hinsicht der Stärke einem empfundenen Fortissimo gleichbehandeln, und daß dies die einzige Art der Schätzung ist, an der wir im Leben ein Interesse haben. Diese gewohnte Beurteilung muß nun die Vergleichung der tatsächlichen Erscheinungsstärken zwischen beiden Gebieten sehr empfindlich stören. Es begreift sich also leicht, daß und warum wir an solche messende Vergleichung nicht herantreten können, obgleich allgemeinere und unbestimmtere Schätzungen wie in unserer obigen These möglich sind.

3. Eine weitere Frage entsteht in bezug auf die Tatsache, daß sehr schwache Empfindungen von sehr starken unterdrückt werden, was bei allen Sinnen zu beobachten ist, und zwar auch so, daß die schwachen sich nicht mehr als Modifikation des Gesamteindruckes geltend

machen, sondern völlig verschwinden, so daß man rein empirisch (abgesehen von der Hypothese unmerklicher Empfindungen) überhaupt nicht mehr vom Vorhandensein von Empfindungen reden kann, sondern nur vom Vorhandensein entsprechend schwacher Reize. Wenn nun die Vorstellungen eines Sinnes so außerordentlich schwache Intensitäten darstellen, daß sie unter den schwächsten Empfindungen liegen, so sieht man zunächst nicht ein, wie sie überhaupt gleichzeitig mit starken Empfindungen desselben Sinnes vorhanden sein können. Und doch ist dies sicher der Fall. Wir können einen Ton hören und einen anderen vollkommen deutlich dazu vorstellen.

Die Lösung dieser Schwierigkeit kann nur eine physiologische sein. Schon im Gebiete der Empfindungen muß die Unterdrückung darauf beruhen, daß durch einen starken Nervenprozeß der allzuschwache innerhalb der nämlichen Gehirnsphäre (vielleicht in gewissen Fällen auch in einer anderen Sphäre) völlig verdrängt und aufgehoben wird. Es besteht schon unter gleichstarken Tönen ein gewisser physiologischer Antagonismus, wenn auch nur in geringem Maße, infolgedessen der eine dem anderen etwas von seiner Stärke abzieht. Besonders aber geschieht dies bei großen Stärkeunterschieden. Dabei kommt es auch noch auf andere Momente an, der tiefere entzieht dem höheren mehr als umgekehrt usw.

Liegt aber eine Tonerscheinung in der unteren Intensitätszone, ist sie bloße Vorstellung, dann ändern sich diese Gesetzlichkeiten infolge der veränderten physiologischen Bedingungen dieser schwachen Tonerscheinungen. Über diese Bedingungen ist noch wenig bekannt. Aber gerade die hier besprochene Tatsache ließe sich mit den zu erwägenden Hypothesen in Zusammenhang bringen. Wenn beispielsweise angenommen würde, daß die Unterscheidbarkeit gleichzeitiger Töne von der verschiedenen Lokalität, an die sie im Gehirn geknüpft sind, mitbedingt wäre, und daß die winzigen Nervenerregungen, die den bloß vorgestellten Tönen entsprechen, räumlich nicht zusammenfielen mit den stärkeren, die durch die peripherische Reizung hervorgerufen werden, so ließe sich die Verträglichkeit der einen mit den anderen ohne Unterdrückung des schwächeren Teiles leicht verstehen. Hierüber ist zur Zeit noch jede Hypothese möglich[1].

[1] Bekanntlich lassen manche bei der Empfindung das periphere Organ direkt (nicht nur als Ausgangspunkt der Erregung, sondern als ihre unmittelbare Unterlage) mitbeteiligt sein, andere wenigstens die subkortikalen Zentren. Ob die Rindenzentren für Empfindungen

Wir bemerken aber ausdrücklich, daß auch bei gleicher Lokalisierung der Vorstellungen und Empfindungen im Gehirn sich für das Zusammenvorkommen beider physiologische Grundlagen ausdenken lassen würden.

Für die Anhänger einer spezifischen Verschiedenheit und namentlich einer Aktverschiedenheit liegt diese Frage zunächst leichter: denn bei dieser Annahme begreift sich von vornherein, daß ein Ton empfunden, ein anderer zugleich vorgestellt werden kann. Aber dann sollte man erwarten, daß auch der nämliche Ton zugleich empfunden und vorgestellt werden könne, was, soviel mir scheint, nicht der Fall ist. Man kann höchstens einen Ton aus einer Richtung hören und einen Ton von gleicher Höhe zugleich aus anderer Richtung, etwa von einem anderen Instrumente kommend, vorstellen.

Man findet gelegentlich folgenden Versuch, die vorliegende Schwierigkeit vom Standpunkte der reinen Erscheinungslehre selbst, ohne Zurückgreifen auf die Physiologie zu lösen. Wie beim Gesichtssinn, so sei auch bei den Tönen ein Empfindungs- und ein Vorstellungsraum zu unterscheiden. Der hinzuvorgestellte Ton erscheine in einem ganz andersartigen Raum wie der wirklich gehörte. Dadurch sei es möglich, daß der viel schwächere neben dem stärkeren, ohne unterdrückt zu werden, im Bewußtsein gegenwärtig sei.

Wir werden beim Gesichtssinn auf diese Unterscheidung eines Empfindungs- und eines Vorstellungsraumes näher eingehen. Beim Tonsinn scheint mir von vornherein schon den Empfindungen eine Räumlichkeit nur in übertragenem Sinne eigen. Töne liegen nicht nebeneinander in dem Sinne wie Farben. Zur Unterscheidung eines Vorstellungsraumes von einem Empfindungsraum aber scheint mir bei den Tönen vollends kein Anlaß gegeben. Es ist wohl richtig, daß wir Töne in die Außenwelt verlegen, d. h. mit der Gesichtserscheinung bestimmter Gegenstände aufs engste verbinden. Und so können wir auch, während der Ton einer Flöte in die unmittelbare Nähe der Blasöffnung verlegt wird, gleichzeitig einen anderen, etwa gesungenen, Ton in der Vorstellung dazu ergänzen, der uns

---

und Vorstellungen eines Sinnes die nämlichen sind oder nicht, ist auch noch unentschieden. Doch scheinen die pathologischen Erfahrungen, infolge der Kopfschußverletzungen des Krieges jetzt so stark vermehrt, im Ganzen mehr auf getrennte Lokalisation hinzuweisen. Vgl. besonders für den Gesichtssinn Wilbrand und Saenger, Die Neurologie des Auges Bd. 7, 1917, S. 393ff. 442ff.

aus dem Munde einer vorgestellten Sängerin zu kommen scheint. Aber die Lokalisation ist in beiden Fällen eine visuelle Lokalisation, und man sieht nicht ein, inwiefern durch diese bloß assoziierte Ortsverschiedenheit die Unterdrückung des schwächeren durch den stärkeren Ton verhindert werden soll. Überdies glaube ich bestimmt auch ohne solche assoziierte visuelle Ortsverschiedenheiten zu einem gehörten Tone einen anderen bloß vorgestellten hinzufügen zu können.

4. Ernstlichere Schwierigkeiten erwachsen der Lehre von der bloß graduellen Intensitätsverschiedenheit aus den Tatsachen der Schwelle.

a) Wir bezeichnen einen gewissen Schall als eben merklich und haben den Eindruck, daß er auf der Linie der möglichen Schallstärken dicht neben dem Nullpunkt liege, nicht aber, daß noch eine ganze Zone von Stärken unter ihm liege. Es scheint uns unterhalb der Schwelle schlechterdings kein Platz mehr für noch schwächere Tonerscheinungen vorhanden. Die Wendung, es sei eben von der Empfindungs-, nicht von der Vorstellungsgrenze die Rede, würde im rein deskriptiven Sinne für unseren Standpunkt nicht mehr brauchbar sein; denn wir erkennen ja einen spezifischen Unterschied nicht mehr an, es gibt, wenn die vorstehenden Erwägungen zutreffen, rein erscheinungsmäßig gesprochen, nur einen Nullpunkt der Schallintensität, und dieser liegt jenseits der geringsten Vorstellungsintensität, erheblich entfernt von der Stärke der sogenannten ebenmerklichen Empfindung.

Die hier vorliegenden Schwierigkeiten sollen in mehrere Einzelfragen zerlegt und jede soll für sich beantwortet werden.

α) Wie kommen wir überhaupt dazu, auf der stetigen Linie der Intensitäten einen Teilstrich anzubringen, durch den zwei Klassen von Erscheinungen voneinander gesondert werden?

Offenbar läßt sich der Punkt, wo die Vorstellung aufhört und die Empfindung beginnt, also die Empfindungsschwelle, auf Grund des Intensitätsmerkmals für sich allein genommen, rein erscheinungsmäßig, überhaupt nicht definieren. Die Empfindungsschwelle oder die schwächste eben merkliche Empfindung ist vielmehr definiert durch den schwächsten äußeren Reiz, der noch eine Tonerscheinung hervorruft. Der Unterschied der beiden Klassen, Empfindung und Vorstellung, liegt in diesem Falle wirklich im *Vorhandensein* eines äußeren Reizes, genauer in dem Bewußtsein des Hörenden, daß eine Tonerscheinung durch einen äußeren Reiz veran-

laßt sei. Wenn wir sagen sollen, ob wir einen objektiv schwach gegebenen Ton eben noch hören, so ist die Meinung der Frage zweifellos keine andere als die: ob wir eine Tonerscheinung bemerken, die sich eben noch auf einen äußeren Reiz als Ursache beziehen läßt. Denn eine Tonerscheinung, abgesehen von diesem Umstande, haben wir ja in der bloßen Vorstellung. Über das Vorhandensein einer solchen könnte ein Zweifel nicht bestehen. Hier greift also die populäre Unterscheidung, die wir als allgemeines Unterscheidungsmerkmal für Empfindung und Vorstellung nicht brauchbar fanden, in der Tat Platz. Die Marke, die wir in unserem Bewußtsein auf der stetigen Intensitätslinie anbringen, hat keine immanente, sondern eine transzendente, keine subjektive, sondern eine objektive Bedeutung.

Ausdrücklich ist zu betonen, daß das bloße Vorhandensein eines äußeren Reizes auch hier kein psychologisches Unterscheidungsmerkmal wäre. Die Auffassung der gegebenen schwachen Erscheinung als einer äußerlich verursachten ist es, die die Erscheinung zur Empfindung macht. Hier darf der Einwand des »psychologischen Fehlschlusses«, der Verwechselung des reflektierenden Wissens mit der Beschreibung des psychischen Tatbestandes, nicht erhoben werden. Vielmehr gehört der Gedanke der äußeren Verursachung in diesem Falle selbst mit zu dem zu beschreibenden Tatbestande.

Bekanntlich wird die Schwelle in doppelter Richtung ermittelt: indem man von unmerklichen allmählich zu merklichen Reizen übergeht, und umgekehrt; beispielsweise indem man eine ferne noch unhörbare Schallquelle allmählich dem Ohre nähert, oder indem man eine hörbare Schallquelle allmählich immer weiter bis zur Unhörbarkeit entfernt. Man erhält durchschnittlich einen tieferen, geringeren Wert der Schwelle, d. h. des zugehörigen Reizes, bei der zweiten Methode. Selbstverständlich hängt dies mit der Verschiedenheit der psychologischen Bedingungen zusammen. Im ersten Falle haben wir zunächst überhaupt keine konkrete Tonvorstellung oder wenigstens keine so eindeutig bestimmte (in Hinsicht der Qualität, räumlichen Richtung usw.). Im zweiten Falle ist uns eine festbestimmte Tonerscheinung gegeben, und wir haben nur die Aufgabe, den Moment abzupassen, von dem an wir jeden anderen Ton ebensogut in der Vorstellung an ihre Stelle setzen können oder denselben Ton in jede andere Richtung verlegen können; was uns als Kennzeichen dient, daß die Tonerscheinung

nicht mehr durch den äußeren Reiz zwangsmäßig gegeben ist. Die auf die Erscheinung konzentrierte Aufmerksamkeit bewirkt hier eine tatsächliche Verschiebung der Grenze. Im ersten Falle, bei der sich nähernden Klangquelle, sucht die Aufmerksamkeit gleichsam im Leeren, im zweiten Falle, bei der sich entfernenden, hält sie nur ein Gegebenes möglichst lange fest.

Ich habe hundertfach Gelegenheit gehabt, das Verklingen subjektiver Töne zu beobachten. Da liegt der zweite Fall vor; nur kann man natürlich die Reizschwelle, bei der der Ton unhörbar wird, nicht feststellen, da es sich um noch unbekannte innere Reize handelt. Interessant ist es nun aber, daß in diesem Falle der Moment des Erlöschens sich weit weniger scharf angeben läßt, als in den Fällen objektiver Tonquellen. Man kann nach einiger Zeit zwar sagen, daß keine Spur mehr vorhanden ist, und daß man nur mehr ein Erinnerungsbild des Tones im Bewußtsein hat. Aber der Übergang scheint gleichmäßiger, nicht mit so raschem Abfall zu erfolgen.

β) Wie verhält es sich aber mit jenem Eindruck, daß der Schwellenwert der Empfindung g a n z d i c h t a m N u l l p u n k t aller möglichen Tonerscheinung überhaupt liege?

Es fragt sich, was uns das Recht gibt, so zu sprechen. Es scheint eine Täuschung vorzuliegen, bei der es sich nur darum handelt, ihr Zustandekommen glaubwürdig zu erklären. Zunächst kann man rein psychologisch allenfalls den Abstand einer Empfindung von einer anderen als groß oder klein bezeichnen, z. B. den Abstand eines Piano von einem Forte; aber es hat psychologisch keinen Sinn, von dem Abstand einer gegebenen Empfindung vom Nichtsempfinden zu reden und ihn groß oder klein zu nennen. Abstand zweier Sinneserscheinungen heißt Grad ihrer Unähnlichkeit. Aber man kann doch nicht von einer Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit Null sprechen. Nur bei einer physischen Skala, wo der sogenannte Nullpunkt ein reell vorhandener Strich ist, oder bei Zahlen, wo man durch fortgesetzte Subtraktion schließlich auf die Null kommt, kann man verständlich sagen, ein gegebener Punkt der Skala liege dicht beim Nullpunkt. Der Eindruck, als läge die schwächste Empfindung dem Nullpunkt der Tonerscheinung überhaupt ganz nahe, scheint auf einer unberechtigten Übertragung solcher Analogien zu beruhen.

Wer gleichwohl über diesen Eindruck nicht hinauskommt, müßte allerdings darauf verzichten, den Vorstellungen eine unterhalb der Empfindungsschwelle liegende Stärke in gleicher Bedeutung dieses Wortes zuzuschreiben.

Er müßte dann aber die Tatsachen, die einen stetigen Übergang von Vorstellungen in Empfindungen zu beweisen scheinen (wovon namentlich beim Gesichtssinne mehr zu reden sein wird), in einer anderen und komplizierteren Weise deuten. Etwa so, daß den Vorstellungen keine Stärkeunterschiede in demselben Sinne wie den Empfindungen, wohl aber »Lebhaftigkeitsunterschiede« zukämen, und daß sehr lebhaften Vorstellungen sich aus physiologischen Ursachen sehr schwache und dann stärker werdende Empfindungen zugesellten, bis diese zuletzt allein übrigblieben. Dadurch würde der Schein eines stetigen Überganges entstehen.

Man würde damit auf die S. 14 unter b besprochene Anschauung zurückkommen. Ich will nicht behaupten, daß diese Anschauung unmöglich wäre. Aber sie ist erheblich komplizierter als die unsrige, und ich sehe keine Notwendigkeit, diese durch jene zu ersetzen. Wir ziehen daher vor, die graduellen Unterschiede der Vorstellungen selbst als Stärkeunterschiede im eigentlichsten Sinne zu bezeichnen und sie direkt in die Empfindungen übergehen zu lassen.

γ) Nun könnte man das vorige Bedenken auf das physische Gebiet selbst übertragen. Sei es inkorrekt, von der schwächsten Empfindung zu sagen, daß sie dem Nullpunkte der Empfindung ganz nahe liege, so sei doch unbestreitbar und klar, daß der Schwellenwert des Reizes, d. h. der Reiz, bei dem die schwächste Empfindung stattfindet, dem Nullpunkt des Reizes sehr nahe liege, wenn man damit die mächtigen Reizunterschiede vergleiche, die den verschiedenen möglichen Stärkegraden der Empfindungen entsprechen.

Unbestreitbar ist, daß der winzige Betrag von physischer Energie, der unsere Sinnesnerven noch erregen kann, immer wieder in Erstaunen setzt. Sie beträgt z. B. für den Ton von 400 Schwingungen nach M. WIENS Untersuchungen $\frac{1.6}{10^{10}}$ Erg. Die zugehörige Amplitude berechnet sich nach RAYLEIGH auf ungefähr 0.65 $\mu\mu$. Aber wer sagt uns, ob dieser winzige Anstoß nicht am zentralen Ende der Nervenbahn im Gehirn ein größeres Energiequantum auslöst, so daß darunter noch erhebliche Abstufungen bis zum physischen Nullwerte denkbar bleiben? Nach der früher allgemein angenommenen PFLÜGERschen Lehre vom Anschwellen der Nervenerregung wäre dies zu erwarten. Und wenn auch die gegenwärtige Physiologie dieser Lehre skeptischer gegenübersteht, ja wenn wir noch eine Verkleinerung

des Energiebetrages im Zentrum annehmen wollten: für die Nervenzellen könnten ganz andere Maßstäbe gelten wie für das Organ. Da mag die Durchschnittsenergie der in den feinsten Fibrillen sich abspielenden, etwa unseren Vorstellungen zugrunde liegenden Prozesse von einer Größenordnung sein, die noch ebensoweit von der des peripherischen Nervenprozesses entfernt ist wie dieser wieder von der durchschnittlichen Energie einer am Ohr anlangenden hörbaren Tonschwingung. Da mögen unterhalb der durch den schwächsten äußeren Reiz erregten zentralen Energie noch erhebliche Strecken kleinerer Werte liegen, denen dann die bloßen Vorstellungsintensitäten entsprächen. Nicht im mindesten also braucht die Reizschwelle bzw. der durch sie veranlaßte Energiewert der Nervenerregung »dicht am Nullpunkte« zu liegen.

Man kann fast das Argument umkehren. Daß die physiologischen Intensitäten noch weit unter den Wert sinken können, der der Reizschwelle entspricht, ist klar. Ebenso daß den Vorstellungen solche Prozesse geringerer physiologischer Intensität zugrunde liegen können. Die Frage kann nur sein, welche Eigenschaft der Vorstellungen dieser geringen Intensität der zugrunde liegenden Prozesse entspricht. Und da ist die einfachste Annahme doch offenbar, daß es eben ihre Intensität ist, und daß, wenn die physiologischen Intensitäten unter der Reizschwelle, auch die Vorstellungsintensitäten unter der dieser zugeordneten Empfindungsschwelle liegen. Gewiß zum mindesten eine naheliegende Betrachtungsweise, wenn wir auch nicht daran denken, auf physiologische Möglichkeiten psychologische Beweise zu gründen.

δ) Wir sprachen bisher von der absoluten Schwelle. Auch bezüglich der Unterschiedsschwelle bzw. der Vorstellung von Unterschieden, die dieser Schwelle entsprechen, erhebt sich eine Schwierigkeit. Man könnte fragen: »Wie ist es denkbar, daß wir sehr feine Intensitätsunterschiede, z. B. bei den Wortakzenten eines in der Erinnerung reproduzierten Satzes, noch deutlich in der Vorstellung auseinanderhalten können, wenn die absoluten Intensitäten der Vorstellungen unter den schwächsten hörbaren Intensitäten liegen? Wir wissen zwar aus dem Weberschen Gesetz, daß nicht der Unterschied der Reize, sondern ihr Verhältnis für die Merklichkeit der Erscheinungsunterschiede entscheidend ist; und das Reizverhältnis könnte bei den den bloßen Vorstellungen zugrunde liegenden Prozessen dasselbe sein. Aber dieses Gesetz, soweit es überhaupt bestätigt ist, leidet schon in der Nähe

der Empfindungsschwelle keine Anwendung mehr. Um so weniger haben wir ein Recht, es auf die bloßen Vorstellungsstärken zu übertragen.«

Wir antworten: Gewiß ist es richtig, daß man dieses Gesetz nicht ohne weiteres übertragen darf. Aber denkbar bleibt, daß die Störungen durch gleichzeitige andere Nervenprozesse oder sonstige Faktoren, die seine Gültigkeit in der Schwellengegend beeinträchtigen, bei den bloßen Vorstellungen und den ihnen zugrunde liegenden zentralen Prozessen wieder hinwegfallen. Abgesehen aber vom Weberschen Gesetze wird man überhaupt sagen müssen, daß die Merklichkeit eines Unterschiedes ebenso in der zweiten wie in der ersten Intensitätszone nicht von den erscheinenden Bewußtseinsinhalten allein abhängen wird, sondern daß in allen Fällen physiologische Mitbedingungen da sein werden, über die wir a priori nichts wissen können.

Außerdem kommen aber auch hier Nebenvorstellungen als Hilfsmerkmale in Betracht. Es könnte sein, daß wir zwei Vorstellungsstärken in sich selbst nicht mehr unterscheiden und sie doch als verschieden beurteilen infolge verschiedener daran geknüpfter Nebenvorstellungen, z. B. des Unterschiedes der mitvorgestellten Bewegungen des Spielers oder der eigenen Atemwerkzeuge. Diese Mitvorstellungen können unter Umständen weit größere Unterschiede besitzen als die akustischen Vorstellungen selbst. Die Unterschiede der wirklichen Sprechbewegungen bei sehr geringen Akzenten sind natürlich auch sehr gering, aber sie können in der Vorstellung vergröbert und in dieser Vergröberung kleineren, ja vielleicht augenblicklich ganz fehlenden Unterschieden der akustischen Vorstellungsstärken, gleichsam als Intensitätszeichen, zugeordnet werden. Der Komplex der akustischen Vorstellungen plus diesen Nebenvorstellungen ist es dann, den wir als verschiedene vorgestellte Stärke des Tones fassen.

b) Die Tatsache der Schwelle führt noch zu einer anderen seltsamen Frage, die auf den ersten Blick die ganze Anschauung von bloßen Stärkeunterschieden der beiden Erscheinungsklassen über den Haufen wirft. Versetzen wir uns einmal probeweise wieder auf den rein deskriptiv-psychologischen Standpunkt zurück, indem wir von den physiologischen Ursachen für die Verstärkung oder Schwächung der dem Bewußtsein gegebenen Tonerscheinungen ganz absehen und nur das Verhalten des Bewußtseins selbst zu den gegebenen Erscheinungen in Betracht ziehen. Wie ist es dann denkbar, daß eine Tonerscheinung, die bei fortgesetzter Vermin-

derung ihrer Stärke verschwindet, bei noch tieferen Stärkegraden doch wieder merklich wird? Wenn wirklich kein anderer konstitutiver Unterschied zwischen Empfindung und Vorstellung besteht als dieser, daß Vorstellungen noch schwächer sind als schwächste Empfindungen, dann liegt hierin eine Paradoxie. Wir müssen dann zwei weit verschiedene Minima für einunddenselben Inhalt konstatieren. Sie als »Vorstellungs- und Empfindungsminimum« auseinanderzuhalten, hilft nichts, solange der einzige Unterschied eben in der Stärke selbst gesucht wird.

Gleichwohl scheint auch dieser gefährliche Einwand nicht unlösbar. Seine Kraft ruht auf einer Voraussetzung, die dem Psychologen zunächst selbstverständlich scheinen könnte, es aber nicht ist: daß nämlich bei fortgesetzter Schwächung einer sinnlichen Erscheinung ihr schließliches Verschwinden aus dem Bewußtsein, ihr Unmerklichwerden, lediglich die Folge dieses Schwächerwerdens sei.

Überlegt man genauer, so wird man diese Voraussetzung keineswegs selbstverständlich finden. Sie ist es nur, solange man sich darauf versteift, von der rein deskriptiv-psychologischen Betrachtungsweise nicht abzugehen. Dann freilich folgt, daß die Konzentration und Verstärkung der Aufmerksamkeit, um die schwache Erscheinung von den gleichzeitigen und zeitlich benachbarten sonstigen Bewußtseinsinhalten zu unterscheiden, nicht unbegrenzt wachsen kann. Aber warum sollen nicht auch bei der Merklichkeit der Erscheinungen außerhalb des Bewußtseins liegende, speziell physiologische Faktoren ein entscheidendes Wort mitsprechen? Die einer Empfindung zugrunde liegenden Nervenvorgänge hören wahrscheinlich bei einer gewissen Schwäche des Reizes überhaupt auf, und damit hört auch die Empfindung auf, der Reiz kann die physiologische Reibung, wenn der Ausdruck gestattet ist, nicht mehr überwinden. Es kommt dann also, wenn die äußeren Reize noch schwächer werden, im Gehirn nicht ein schwächerer, sondern überhaupt kein von äußeren Reizen erregter Nervenprozeß mehr zustande, dagegen kann infolge der aus selbständigen inneren Ursachen fortlaufenden physiologischen Prozesse dieselbe Tonerscheinung noch in weit geringeren Stärkegraden auftreten, um dann wieder, wenn diese Prozesse schwächer und schwächer werden, bei einer diesen zentralen Prozessen eigentümlichen Schwelle zu verschwinden. Sobald wir also die physiologischen Faktoren mitberücksichtigen, verschwindet die Paradoxie und wird das Bestehen eines doppelten Minimums begreiflich, ohne daß wir genötigt wären, Emp-

findungen und Vorstellungen selbst rein phänomenal anders als durch graduelle Stärkeverschiedenheiten zu definieren.

c) Eine dritte Hauptfrage in Hinsicht der Schwelle wäre diese: wie sind auch nur Zweifel möglich, ob wir eine Tonerscheinung noch hören oder nicht, wenn die Stärke der Tonerscheinungen in der Schwellengegend noch eine ganze Intensitätsstrecke unter sich hat? Man sollte erwarten, daß dann bei allmählicher Verstärkung eines Reizes von Null an die Erscheinung plötzlich mit einem entsprechenden Stärkegrade da wäre und umgekehrt bei allmählicher Schwächung in der Schwellengegend plötzlich verschwände oder sprungweise auf einen tieferen Wert herabsänke, und daß man gar nicht im Zweifel sein könnte, woran man ist. Der Zweifel scheint ja nur darauf beruhen zu können, daß in der Schwellengegend die Stärke der Tonerscheinung verschwindend gering ist.

Hierauf läßt sich nun mehreres erwidern. Vorerst ist es bekannt, daß in der Schwellengegend Schwankungen der Erscheinung stattfinden. Der Reiz hat mit wechselnden inneren Widerständen zu kämpfen, denen er bald unterliegt, bald wieder überlegen ist; ähnlich wie schon im äußeren Gebiet ein Glockenklang durch den Wind einmal zugetragen wird, dann wieder verschwindet. Das Ticken einer an der Grenze der Hörweite befindlichen Taschenuhr zeigt ein intermittierendes Auftauchen und Verschwinden. Es handelt sich dabei nicht bloß um Schwankungen der Aufmerksamkeit, wie man öfters gemeint hat, sondern sicherlich um Schwankungen der physiologischen Prozesse, von denen die zentrale Stärke dieser hohen Töne selbst abhängig ist. Infolge dieser tatsächlichen Schwankungen kann für einen, der nichts von solchen Schwankungen weiß und sie nicht bemerkt, ein Zweifel entstehen, ob er die Erscheinung während eines gegebenen Zeitabschnittes höre oder nicht. Es können aber auch Schwankungen der Aufmerksamkeit hinzukommen, indem gleichzeitige andere Sinnesempfindungen die Aufmerksamkeit leichter abziehen, wenn es sich um die Wahrnehmung relativ schwacher Erscheinungen handelt. Doch dürften diese Schwankungen bei nicht zu langer Dauer des Versuches vermeidbar sein.

Für sich allein würden diese Erklärungsgründe immerhin nicht genügen. Denn schließlich überzeugt man sich eben in solchen Fällen doch, daß man die Erscheinung bald hört, bald nicht hört, kommt also aus dem Zweifel heraus. Es gibt aber Fälle, in denen man längere Zeit hindurch,

ja dauernd zweifelhaft bleibt; wie wenn es sich um eine konstant klingende Tonquelle mittlerer Höhe handelt, wobei subjektive Stärkeschwankungen weniger oder nicht aufzutreten scheinen. Hier können Umstände hergestellt werden, unter denen man aus dem Zweifel nicht herauskommt.

Es scheint mir, daß ein Zweifel in diesen Fällen nur dann eintreten kann, wenn man eine vollkommen deutliche und verhältnismäßig starke Vorstellung eines nach seiner Höhe und räumlichen Richtung bestimmten Tones bereits hat. So ist es, wenn die Schallquelle aus der Nähe sich allmählich entfernt, oder wenn man eine aus der Ferne allmählich näherrückende Schallquelle kurz vorher schon gehört und sich ihre Höhe und die Richtung, aus der sie kommt, eingeprägt hat, oder auch, wenn man einem mit absolutem Tonbewußtsein begabten Menschen die Höhe des zu erwartenden Tones und seine Richtung vorher in Worten angegeben hat. In diesen Fällen liegt aber die Stärke des bei höchstgespannter Aufmerksamkeit vorgestellten Tones der Stärkezone der Empfindungen schon ganz nahe und geht tatsächlich nach unserer Auffassung stetig in diese Zone über. Der Zweifel kann sich hier wieder nicht darauf beziehen, ob eine sinnliche Erscheinung von der fraglichen Beschaffenheit aus der Grenzregion der Empfindungsstärke im Bewußtsein vorhanden sei, sondern nur darauf, ob diese Tonerscheinung, die wir deutlich im Bewußtsein vorfinden, durch die äußere Klangquelle verursacht sei oder nicht. Dies ist die Meinung der Frage, ob wir ihn hören oder nicht; rein erscheinungsmäßig gesprochen hören wir ihn ohne allen Zweifel, wenn man »Hören« in der weiteren Bedeutung des sinnlich-anschaulichen Gegebenseins einer Tonerscheinung versteht.

Das Kriterium, dessen Anwendung in solchen Fällen Schwierigkeiten macht, dürfte hauptsächlich dieses sein: ob wir die Erscheinung in Hinsicht der Tonhöhe und des Ortes und ihrer sonstigen Beschaffenheiten beliebig verändern können oder nicht. Wir wissen aus Erfahrung, daß die Tonerscheinungen von einer gewissen Stärke an uns der Regel nach von außen gegeben und infolgedessen ihrer Beschaffenheit nach im allgemeinen dem Einflusse des Willens entzogen sind, während die Tonerscheinungen der unteren Stärkezone diesem Einfluß im weitestgehenden Maße zugänglich sind. Die subjektiven Töne bilden hier allerdings Ausnahmen, insofern sie nicht auf äußeren Reizen beruhen, sich aber dem Willen gegenüber in der Hauptsache wie die von außen kommenden verhalten,

weshalb sie denn auch öfters mit solchen verwechselt werden. Dieses Kriterium ist es nun, das uns in den Zweifelsfällen im Stiche läßt. Wir werden nicht leicht klar darüber, ob in der unserem Bewußtsein vorschwebenden Tonerscheinung etwas ist, das als fester widerstehender Kern der beliebigen Veränderung durch unseren Willen widerstrebt, ob wir den uns vorschwebenden Ton so leicht wie sonst bei bloßen Vorstellungen umformen und anders lokalisieren können. Der Widerstand, den der Wille hier findet, nimmt in der Schwellengegend stetig bis zu Null ab. Da können also in der Tat Zweifel entstehen, ob die Nullgrenze des Widerstandes, die völlig ungehinderte Veränderlichkeit durch den Willen, schon erreicht sei oder nicht. Die Nullgrenze der Erscheinungsstärke hingegen ist tatsächlich noch lange nicht erreicht. Darauf können sich Zweifel nicht beziehen.

Hätte die gerade Linie, in die wir sämtliche Intensitäten von der stärksten Empfindung bis zur schwächsten Vorstellung eintragen können, irgendwo eine Lücke, innerhalb deren niemals sinnliche Erscheinungen vorkämen, so brauchten wir keine äußeren Merkmale heranzuziehen, sondern würden nach hinreichender Erfahrung imstande sein, auf Grund absoluter Stärkeurteile eine gegebene sinnliche Erscheinung der tieferen, eine andere der höheren Intensitätszone zuzuweisen. Wir tun dies auch wirklich in allen gröberen Fällen, wo entweder eine starke Empfindung oder eine schwache Vorstellung vorliegt. Zweifelsfälle treten nur ein bei den relativ seltenen Fällen höchster Vorstellungs- oder geringster Empfindungsstärke, in der Grenzzone.

Wie sie aber eintreten sollten, wenn es sich überhaupt nicht um einen graduellen, sondern um einen spezifischen, scharfen Unterschied handelte, das ist schwer zu sagen. Auch die Schwankungen des Nervenzustandes, denen zufolge einundderselbe äußere Reiz einmal schon eine Empfindung hervorruft, ein anderes Mal nicht, würden den Zweifel unter dieser Voraussetzung nicht begründen können, da eben in Fällen der angegebenen Art eine bestimmte sinnliche Erscheinung im Bewußtsein allemal vorhanden ist und sich der Zweifel nur darauf bezieht, ob wir ihr Empfindungscharakter zuzuschreiben haben oder nicht.

So sind die Schwierigkeiten, die aus den Schwellentatsachen für unsere Auffassung zu fließen scheinen, nicht unlösbar, und ihre Lösung führt zugleich zu näheren Bestimmungen. Die entgegengesetzte Anschauung aber

vermag nicht nur den vorher besprochenen Forderungen an klare Formulierung sondern auch den Schwellentatsachen selbst nicht in gleicher Weise gerecht zu werden. So sehe ich keinen Grund, sie gegen die alte Lehre umzutauschen.

Man kann den Kern des Gedankenganges, der uns bis hierher führte, vielleicht am prägnantesten in folgende Fragen und Erwägungen zusammenfassen: 1. Haben die Bewußtseinsinhalte, die wir bloße Vorstellungen nennen, überhaupt Stärkeunterschiede? 2. Wenn es der Fall ist, handelt es sich um Stärkeunterschiede in gleichem Sinne wie bei den Empfindungen? 3. Ist auch dies, wie wir glauben, zu bejahen, wie verhalten sich dann die Vorstellungsstärken zu der Reihe der Empfindungsstärken? Hier sind nur noch zwei Fälle möglich: entweder sie müssen in den gewöhnlichen, leicht unterscheidbaren Fällen unterhalb der schwächsten Empfindung des betreffenden Sinnes liegen, oder aber samt und sonders in die Reihe der Empfindungsstärken einzuordnen sein. Da das letztere zu fortwährender Verwechselung führen müßte (gegen die nur etwa verwickelte Überlegungen, wie wir sie tatsächlich im gewöhnlichen Leben nicht anstellen, schützen könnten), so bleibt nur die erste Möglichkeit.

Wir haben diese Folgerungen nun noch am Material des Gesichtssinnes zu prüfen.

Zweiter Abschnitt.

Vorstellungen des Gesichtssinnes im Vergleich mit seinen Empfindungen.

§ 1. Die Stärke der Gesichtsvorstellungen.

Gemäß den Erörterungen S. 21 ff. verstehen wir hier von vornherein den Begriff der Vorstellungsstärke nicht im Sinne der Stärke von Vorstellungs*akten* (etwa in der Weise der Herbartschen Psychologie), sondern von Vorstellungs*inhalten*. Jetzt also handelt es sich um die Intensität vorgestellter *Farben*.

Wäre es nun richtig, was seit Herings scharfsinnigen Ausführungen (1874) von vielen behauptet wird, daß schon den Gesichts*empfindungen* das Merkmal der Intensität im eigentlichen Sinne abginge, so könnte man

natürlich auch Vorstellungen und Empfindungen dieses Sinnes nicht durch ihre Stärkeunterschiede auseinanderhalten. In der vorangehenden Abhandlung »Die Attribute der Gesichtsempfindungen« glaube ich jedoch gezeigt zu haben, daß diese Anschauung zu weit geht. Wenn auch Helligkeitsunterschiede nicht, wie es vor Hering geschah, als Stärkeunterschiede anzusehen sind, so lassen sich doch neben ihnen noch Stärkeunterschiede im eigentlichsten Sinn unter den Gesichtsempfindungen feststellen. Die tatsächlichen Verschiedenheiten und Veränderungen der Gesichtserscheinungen können, so schien es uns, vollständig doch nur unter Mitberücksichtigung eines derartigen Attributes beschrieben werden.

Wird diesen Ausführungen Überzeugungskraft zugesprochen, wird berücksichtigt, daß das Augenschwarz nicht der Mangel einer Gesichtsempfindung, sondern eine positive Empfindung ist — was seit Helmholtz fast ausnahmslos von Physiologen wie Psychologen zugegeben ist —, daß ihm aber unter allen Gesichtsempfindungen die geringste Stärke zukommt: dann steht nichts im Wege, den Unterschied der bloßen Vorstellungen von den Empfindungen auch hier primär als einen Stärkeunterschied zu fassen, und zwar wird man als Vorstellungen einfach diejenigen optischen Erscheinungen zu bezeichnen haben, deren Stärke noch unterhalb der Stärke des Augenschwarz liegt.

Ja es wird sogar unter den angegebenen Voraussetzungen die Anerkennung des bloß graduellen Unterschiedes vielen hier leichter werden als beim Gehörsinne. Denn dort kann man immerhin bei Schwellenversuchen, wenn wir den Reiz schwächer und schwächer werden lassen, den Eindruck haben, daß wir der absoluten Stille, dem Nichts von Ton und Schall, unmittelbar nahe kämen, und es hat daher eine gewisse Schwierigkeit, anzunehmen, daß zwischen dem sogenannten Schwellenwert und dem absoluten Nullpunkt der Empfindungen noch die ganze Summe der bloß vorgestellten Tonstärken liege. Hier hingegen besteht beim Wegfall äußerer Reize eben eine deutliche positive Empfindung, und man hat nicht einmal den Eindruck, daß sie dem Nullpunkt der optischen Erscheinungen überhaupt unmittelbar nahe läge.

Schon A. Marty und G. E. Müller haben daher geradezu den Unterschied der Vorstellungen von den Empfindungen als ein besonders überzeugendes Beispiel für die Anwendung des Intensitätsbegriffes auf Gesichtsempfindungen benutzt. Daß man Helligkeit und Stärke auseinanderhalten

muß, zeigt sich unter Voraussetzung dieser Anschauung gleichfalls besonders **klar**: denn die Gesichtsvorstellungen sind zwar schwächer, aber nicht **dunkler** als die Gesichtsempfindungen. Sie müßten ja sonst samt und sonders schwärzer als das Augenschwarz sein. Niemals könnte ein Blau oder gar ein Weiß vorgestellt werden. Fechner, der Helligkeit und Stärke nicht auseinanderhält, kam in der Tat zu dem merkwürdigen Schlusse, daß die Vorstellungen, da sie schwächer seien als die schwächste Empfindung, dunkler sein müßten als das reine Augenschwarz[1]. Danach gäbe es nur eine einzige vorstellbare Farbe: tiefes Schwarz. Fechner selbst gibt denn auch an, sich Farben bei aller Bemühung nicht oder nur in flüchtigem zweifelhaftem Scheine bei Erinnerung an sehr frappante Eindrücke reproduzieren zu können, z. B. wenn er an durchschnittene Eier auf Spinat denke. Aber schon dieser eine Fall hebt den Satz auf und beweist, daß an den Prämissen seines Schlusses etwas unrichtig sein muß.

Innerhalb der Stärkezone, die unter dem Augenschwarz liegt, bestehen nun noch weitere Abstufungen der Intensität. Dieselbe Farbe kann mit verschiedener Stärke vorgestellt werden, bald nur eben anklingend, bald so stark, daß sie der empfundenen nahekommt. Was wir Lebendigkeit oder Lebhaftigkeit einer Vorstellung nennen, ist primär ihre Stärke, sekundär allerdings auch ihr Reichtum an Einzelheiten.

Daß es Individuen gibt, die Farben überhaupt nicht oder nur sehr undeutlich vorstellen, tut nichts zur Sache; hier kommt es nur darauf an, daß es andere Individuen gibt, die beliebige Farbenqualitäten in voller Kraft und Deutlichkeit vorzustellen vermögen.

Handelt es sich um sogenannte Mischfarben, richtiger Zwischenfarben, so kann natürlich die relative Stärke der Bestandteile, richtiger der dazu vorgestellten oder gedachten Grundfarben, völlig dieselbe sein wie bei den Empfindungen. Wir können Grundfarben, wir können ebenso beliebige Zwischenfarben von demselben Farbenton, wie sie wahrgenommen

[1] Elemente der Psychophysik II, S. 470: »Erinnerungsbilder hingegen machen mir (gegenüber Nachbildern) im allgemeinen einen schwächeren Eindruck als das Schwarz selbst. Von Weiß zu Schwarz gibt es eine Skala kontinuierlich abgestufter Helligkeit, und das tiefste Schwarz ist das reine Augenschwarz. Frage ich mich nun, wohin diese Skala führen würde, wenn ich sie noch unter das Schwarz fortgesetzt dächte, so würde man meines Erachtens auf den undeutlichen Eindruck der Erinnerungs- und Phantasiebilder geführt.«

werden, auch vorstellen[1]. Bezüglich der Grundfarben selbst kann man die Frage stellen, ob man sie nicht in der Phantasie sogar reiner, gesättigter vorstellen könne, als sie beim wirklichen Sehen vorkommen. Ich will diese schwer zu lösende Frage hier dahingestellt lassen; jedenfalls können wir in dieser Richtung nicht viel über die Wahrnehmungen hinausgehen, wahrscheinlich bleibt vielmehr selbst die stärkste Künstlerphantasie dahinter zurück.

In Hinsicht aller übrigen Eigenschaften außer der Stärke, also der Qualität, Helligkeit, und, wie wir noch besonders erläutern werden, auch in räumlicher Hinsicht, können die Gesichtsvorstellungen den Gesichtsempfindungen völlig gleich sein. In der Stärke der Erscheinung also muß der Unterschied liegen. Hier müßte er selbst von denen gesucht werden, die den Gesichtsempfindungen untereinander keine Stärkeunterschiede zuerkennen. Sie müssen dann eben unterhalb des konstanten Wertes der Empfindungsstärken die veränderliche Stärke der Vorstellungen beginnen lassen. Jedenfalls gilt, daß erst durch Mitberücksichtigung des Vorstellungsgebietes die ganze Skala der Stärkeunterschiede optischer Erscheinungen zu ihrem Rechte kommt.

Daß es nicht angängig ist, die Gesichtsvorstellungen gegen die Gesichtsempfindungen durch spezifische Unterschiede der Inhalte oder der Akte abzugrenzen, brauchen wir nicht auseinanderzusetzen. Die beim Gehörsinne angestellten Betrachtungen lassen sich in dieser Hinsicht einfach übertragen. Unter anderem ist auch die Frage, wie es möglich sei, sehr intensives Licht vorzustellen, wenn doch alle Gesichtsvorstellungen sehr schwach sind, analog wie beim Gehör zu beantworten.

[1] Eine eigentümliche Konsequenz ergibt sich für die von uns freilich nicht gebilligte Ansicht, nach der wir aus einer Mischfarbe die Komponenten tatsächlich in demselben Sinne heraussehen könnten, wie wir aus einem Zweiklange die Töne heraushören, und zugleich die Stärke des Ganzen als Summe der Teilstärken zu definieren wäre. Sämtliche in dieser Weise herausgesehenen Bestandteile wären dann ex definitione bloße Vorstellungen. Denn selbst bei der schwächsten Empfindung, der des Augenschwarz, das niemals vollkommen schwarz ist, muß der stärkste darin vertretene Bestandteil, das der Voraussetzung gemäß herausgesehene absolute Schwarz, schwächer sein als die gegebene Gesamtempfindung selbst. Dadurch ginge aber diese Lehre vom Heraussehen in die andere Lehre über, wonach es sich bei der subjektiven Analyse von Gesichtsempfindungen stets nur um ein Analysieren in der bloßen Vorstellung, um ein Hinzuvorstellen oder Hinzudenken bestimmter Grundfarben handelt. Vgl. die vorausgehende Abhandlung »Die Attribute der Gesichtsempfindungen« S. 46 und 71.

Dagegen macht noch besondere Betrachtungen erforderlich die dem Gesichtssinn eigentümliche Komplikation, die das Vorstellungsleben durch die räumlichen Bestimmtheiten der Erscheinungen und die es durch die beständige Konkurrenz des Augenschwarz erfährt. Auf beide Punkte, die in enger Verbindung miteinander stehen, beziehen sich vortreffliche neuere Untersuchungen. Wir beschränken uns auf die Hervorhebung solcher Tatsachen, die für den gegenwärtigen Zusammenhang besonders wichtig scheinen. Im Anschluß daran ist noch das Eigentümliche visueller Schwellenerscheinungen und sind die Übergänge zwischen Empfindungen und Vorstellungen besonders zu besprechen.

§ 2. Die räumlichen Eigenschaften der Gesichtsvorstellungen.

1. Lokalisation im sogenannten Vorstellungsraum unter gänzlichem Verschwinden des Gesehenen.

Bis in die jüngste Zeit hat man sich, wie J. Segal richtig bemerkt[1], mit den räumlichen Eigenschaften unserer Vorstellungen zuwenig beschäftigt, wenn ich ihm auch nicht zugeben würde, daß man sich mit der Intensitätsfrage zuviel beschäftigt habe. Nach den ihm noch unbekannten ausführlichen Untersuchungen G. E. Müllers[2] und seinen eigenen liegt aber nunmehr doch eine größere Anzahl gut miteinander übereinstimmender Angaben zuverlässiger Beobachter vor[3]. Es kommt uns hier nicht auf die zahlreichen Einzelheiten des psychischen Verhaltens und der Erscheinungen an, die sich in dieser Hinsicht feststellen lassen, sondern wesentlich nur

---

[1] Über das Vorstellen von Objekten und Situationen. Münchener Studien zur Psychologie und Philosophie. 4. Heft, 1916, S. 425.

[2] Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufes. 1911—1917 (Ergänz.-Bd. 5, 9, 8 der Zeitschr. f. Psychol. Im Folgenden als Bd. I, II, III zitiert). Das Prinzipielle bezüglich der Lokalisation auch bereits 1912 in dem Bericht über den 5. Kongreß f. exp. Psychol. S. 118ff.

[3] Unter den Früheren kommen Fechner, Galton, Milhaud, H. B. Alexander besonders in Betracht. Auch die Versuchsprotokolle Miss Lillien J. Martins (Die Projektionsmethode und die Lokalisation visueller und anderer Vorstellungsbilder, 1912) enthalten viel Tatsächliches. Aber leider läßt die Ordnung der Darstellung in der Schrift fast alles zu wünschen. Man muß sich das Brauchbare aus der Masse des angehäuften Stoffes zusammensuchen. Dazu kommen methodische Bedenken, wie sie G. E. Müller (a. a. O. II, S. 356ff., 360ff.) zum Ausdruck bringt. Das bei ihren Versuchen angewandte Verfahren mit offenen Augen bezeichnet Martin als »Projektionsmethode« und hält sie für besonders vorteilhaft zur Untersuchung der Vorstellungen.

auf die allgemeine Beschaffenheit des sogenannten Vorstellungsraumes und sein Verhältnis zum Sehraum.

Zuvor eine Bemerkung über das visuelle Vorstellen bei offenen und bei geschlossenen Augen. Man kann in beiden Fällen sinnlich-anschauliche Vorstellungen bilden, die mit den augenblicklich gesehenen Flächen oder Gegenständen nichts zu tun haben, kann eine beliebige Farbe oder einen beliebigen Gegenstand (der als Sehding wie als visuelles Vorstellungsding nichts anderes ist als ein räumlich gestalteter Farbenkomplex) im Phantasiebild erzeugen. Aber dieser Unterschied des Vorstellens mit offenen und mit geschlossenen Augen ist nicht von prinzipieller Wichtigkeit. Dem einen scheint dieser, dem anderen jener Modus bequemer. Den meisten wird das Vorstellen bei geschlossenen Augen leichter fallen; manche geben aber ausdrücklich an, daß ihre Vorstellungstätigkeit bei offenen Augen leichter und ergiebiger vor sich gehe[1]. In diesem Falle wird aber doch eine gleichmäßige und möglichst unauffällig gefärbte oder graue, mehr dunkle als helle Fläche vorgezogen, wodurch sich der Fall dem Augenschwarz bei geschlossenem Auge annähert[2].

Damit nun, sei es bei offenen oder geschlossenen Augen, Gesichtsvorstellungen in dem hier festgehaltenen Sinne entstehen, d. h. sinnlich-an-

[1] Fechner, Elemente der Psychophysik II, S. 471: »Was mir sehr unerwartet war und ich doch bei wiederholten Beobachtungen nicht anders finden kann, ist, daß es mir leichter gelingt, Erinnerungsbilder mit einer, zwar stets nur sehr geringen, aber doch verhältnismäßig größeren Deutlichkeit bei offenen als bei geschlossenen Augen zu erzeugen; nur muß ich dabei gänzlich die Aufmerksamkeit vom Äußeren abstrahieren, so daß es mir entschwindet, was mir an sich nicht schwer ist und umso leichter gelingt, wenn ich die Augen niederschlage und wie träumend gegen den Boden richte. Es kommt mir sozusagen vor, als ob bei gänzlichem Schluß der Augen der Lichtstoff fehle, die Bilder daraus zu wählen, als wenn das Augenschwarz nichts dazu hergäbe und störender für ihre Wahrnehmung wirkte als des Tages sanfte Helligkeit.« Unter den von Fechner ausgefragten Personen hatten der Physiker Hankel und der Mediziner Eduard Weber dieselbe Eigentümlichkeit (S. 489).

Fechner nennt dieses Verhalten nicht mit Unrecht unerwartet. Denn anschauliche Vorstellungselemente, die nicht zum Wahrnehmungsinhalt gehören, ihn auch nicht im Sinne der Erfahrung ergänzen, sind bei offenen Augen — so sollte man denken — biologisch unzweckmäßig.

[2] Martin S. 10, 16. Müller S. 356. Da man auch bei offenen Augen ins Leere und Dunkle blicken kann und sich das Gesehene dann in keiner Weise von dem bei geschlossenen Augen unterscheidet, so würde man überhaupt richtiger das Vorstellen beim Sehen eines leeren und eines mit verschiedenen Formen oder Gegenständen erfüllten Raumes einander gegenüberstellen. Aber auch so wäre der Unterschied ein fließender.

schauliche Gesichtserscheinungen, deren Stärke unterhalb der charakteristischen Empfindungsschwelle bleibt, ist es durchaus notwendig, daß die Aufmerksamkeit sich willkürlich oder unwillkürlich von dem Gesehenen, also bei geschlossenen Augen vom Augenschwarz, abwende. Dadurch wird das Gesehene für unser Bewußtsein vernichtet und tritt das Vorgestellte samt seinen räumlichen Bestimmtheiten vor uns hin. Es entsteht der »Vorstellungsraum«. Der Vorgang ist derselbe, wie wenn wir während eines Redestromes oder des Lärms einer Bahnfahrt inneren Tönen lauschen oder abstrakte Gedanken verfolgen, nur daß eben Töne und Gedanken nicht unmittelbar räumlich erscheinen. Bei großer Aufdringlichkeit des Gesehenen oder sonst Empfundenen ist der Übergang erschwert. Außerdem aber tritt momentan, sobald die Aufmerksamkeit abschwenkt, auch der Flug ins Reich der Vorstellungen ein und führt zum völligen Verschwinden des Empfundenen, das aber ebenso momentan wiederkehren kann: eine immerfort wirksame, alltägliche und doch sehr wunderbare Registervorrichtung unseres Gehirns.

Eine ähnliche Vernichtung des Gesehenen durch zentrale Vorgänge (zentrale Anästhesie nach E. B. Holts Bezeichnung) findet auch beim gewöhnlichen Lesen während der Augenbewegungen statt, da wir nach den Nachweisungen von Erdmann und Dodge während der Bewegungen des Auges nicht lesen.

Wir brauchen übrigens nur das eine Auge zu schließen, um das völlige Verschwinden eines Gesichtseindruckes durch Ablenkung der Aufmerksamkeit zu erleben: denn wir sehen dann mit dem offenen Auge die Gegenstände, als wäre das Augenschwarz des geschlossenen Auges gar nicht vorhanden (vgl. dazu Hering, Grundz. d. Lehre vom Lichtsinn S. 212). Man kann ferner hinweisen auf die Ignorierung des einen Auges bei solchen Personen, deren Augen ungleiche und nicht beiderseits korrigierte Sehschärfe haben. Sie lesen nur mit dem besseren Auge und finden sich nicht gestört durch die gleichwohl immer vorhandenen undeutlichen Bilder des schlechteren. Ebenso pflegen viele Schielende das eine Auge mit der Zeit zu vernachlässigen. Auch die beständig im normalen Auge vorhandenen subjektiven Gesichtserscheinungen werden nur in Ausnahmefällen beachtet.

Aber in diesen Fällen sind es immerhin die undeutlicheren oder schwächeren Eindrücke, die ignoriert werden, während bei der Hinwendung zum Vorstellungsraume der lebendigste peripherische Sinneseindruck zum sofortigen Verschwinden gebracht werden kann.

Statt des Augenschwarz oder des bei offenen Augen Gesehenen erscheint nunmehr das Vorgestellte mit allen seinen Eigenschaften, seiner Farbe, seinem Glanz, auch seiner Räumlichkeit. Die Farbe, in dieser Weise vorgestellt, kann so vollkommen gesättigt erscheinen wie irgendeine gesehene. Die Figuren und Objekte werden in jeder Entfernung, Lage, perspektivischen Ansicht, Größe vorgestellt, in der wir sie auch sehen können.

Wir selbst befinden uns, psychologisch genommen, auf einem der erscheinenden Größe und Körpergestalt entsprechenden objektiven Standpunkt[1].

Mit Recht legt SEGAL Gewicht darauf, daß das gesamte Verhalten des Bewußtseins beim visuellen Vorstellen ganz dasselbe sei wie bei Wahrnehmungen. Vor allem ist die Behauptung vieler sicherlich grundverkehrt, daß der Gedanke der bloßen Bildlichkeit all unsere Vorstellungen begleiten müsse. Vielmehr sind es geradezu Ausnahmefälle, in denen er uns mit vollem Bewußtsein gegenwärtig ist. Übergangszustände mögen allerdings auch hier häufiger sein. Wer aber dieses Bewußtsein der Bildlichkeit als das eigentlich Unterscheidende des Vorstellens gegenüber dem Wahrnehmen bezeichnet und den Gedanken, daß die Vorstellungen bloße Residuen und Abbilder von Wahrnehmungen seien, in die Seele des Vorstellenden hineinlegt, macht sich einfach jenes »psychologischen Fehlschlusses« (JAMES) schuldig, bei dem die Reflexionen und Definitionen des forschenden Psychologen als Tatsache des erforschten Bewußtseins selbst ausgegeben werden. Auch die Angabe einzelner Beobachter, daß sie die vorgestellten Erscheinungen im Auge oder im Schädel lokalisierten, dürfte auf solcher Einmischung des psychophysischen Wissens in die Beschreibung der Vorstellungsbilder beruhen. Der Kölner Dom, im Schädel lokalisiert, etwa von den Schädelwänden umrahmt, müßte ja auch ein seltsames Bild ergeben[2].

Es kommt für unseren gegenwärtigen Zweck wenig darauf an, ob bei dem Vorstellen mit Ignorierung des wirklich Gesehenen doch das Bewußtsein der augenblicklichen realen Situation des Vorstellenden in einem gewissen Grade vorhanden ist, ob er z. B. eine ferne Landschaft oder

[1] SEGAL unterscheidet S. 344 ff. drei Faktoren, die hierbei mitwirken: gewisse einleitende motorische Prozesse, auf die er aber mit Recht gegenüber MILHAUD geringeres Gewicht legt; zweitens die auf den vorgestellten Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit, wodurch das Bewußtsein der realen Lage, auch der augenblicklichen Körperempfindungen, in den Hintergrund tritt, was durch den Augenschluß wesentlich erleichtert wird; drittens den visuellen Inhalt selbst, als den Hauptfaktor, durch welchen automatisch auch der Standort des Subjektes mitgegeben wird.

Über den funktionellen Zusammenhang zwischen Größe und Entfernung bei bloßen Vorstellungen (bald Verkleinerung, bald Vergrößerung, bald Gleichbleiben mit wachsender Entfernung). Ausführliches und Lehrreiches bei MÜLLER II. S. 363 ff. Für Halluzinationen ebenda S. 389 ff.

[2] Näheres hierzu bei MÜLLER II, S. 357 ff.

Person mit dem Bewußtsein vor sich sieht, selbst gleichwohl in seiner Arbeitsstube zu sein. Darin sind, wie nicht anders beim Wahrnehmen selbst, Übergänge aller Art möglich[1]. Für uns ist nur wesentlich, daß eine vollkommene Ausschaltung der eigenen augenblicklichen realen Situation im Bewußtsein möglich ist, und daß dann erst die Vorstellung die vollste Lebhaftigkeit erreicht, deren sie als solche fähig ist. Aber auch wenn ein Bewußtsein der eigenen Örtlichkeit und Stellung und der weiten Entfernung des Vorgestellten vorhanden ist, heißt dies noch nicht notwendig, daß das Vorgestellte als bloßes Bild aufgefaßt würde. Man kann es doch so vor sich sehen, wie wenn es leibhaft vor uns stände, und nur eben die große Entfernung, von der wir uns ja ohnedies niemals eine Anschauung, immer nur einen Begriff bilden können, in der anschaulichen Vorstellung verkürzen.

Das Vorstellungsleben zeigt in räumlicher Hinsicht im allgemeinen eine »Tendenz zum Wahrnehmungsgemäßen«[2], derzufolge das Vorgestellte sich den Bedingungen der Wahrnehmung nach Möglichkeit anpaßt. So gibt es auch bei den bloßen Vorstellungen den Unterschied des deutlich Gesehenen von einer undeutlichen Umgebung, weshalb schon A. Binet von einer »Stelle des deutlichsten Sehens« bei den Phantasiebildern gesprochen hat[3]. Unrichtig scheint es mir allerdings, hierin in erster Linie eine Nachwirkung der besonderen Einrichtung der Netzhaut zu erblicken. Es handelt sich vielmehr um einen allgemeinen Zug des Vorstellens wie des Wahrnehmens, der mit den Gesetzen der Aufmerksamkeit, der »Enge des Bewußtseins«, zusammenhängt und sich darum ebenso beim Gehör und anderwärts findet. Doch mag die Besonderheit des Gesichtssinnes mitbeteiligt sein, wenn bei dessen Vorstellungen Mittelpunkt und Hintergrund auseinandertreten[4].

Über die Beschaffenheit des Vorstellungshintergrundes findet man namentlich bei Müller[5] Ausführlicheres. Er bezeichnet ihn in bestimmten

---

[1] Sehr Eingehendes hierüber bei Müller und Segal, die systematische Einteilungen der möglichen Verhaltungsweisen vornehmen.

Bei den Visionen kommen ähnliche Unterschiede vor. Siehe C. Österreich, Einführung in die Religionspsychologie (1917) S. 38.

[2] Müller II, S. 60, 238 ff.

[3] La vision mentale, Revue Philos. Bd. 17 (1889), S. 365.

[4] An Phantasmen, die Mach nach dem Erwachen bei noch geschlossenen Augen beobachtete, glaubte er zu bemerken, daß alle auch weit voneinander abliegenden Teile zugleich deutlich erschienen (Analyse d. Empfindungen[2] S. 130/131).

[5] I, S. 51 ff.

Fällen als das »innere Dämmerungsgrau«. Personen mit guter visueller Vorstellungsfähigkeit sind in dieser Hinsicht, wie auch schon Galton bemerkte, mehr als andere an die Reproduktionen der wirklich gesehenen Umgebung gebunden. Ihre Vorstellungsfähigkeit ist darin weniger frei als die visuell schlechter begabter Individuen[1]. Dies hängt damit zusammen, daß ihre Aufmerksamkeit beim Wahrnehmen ein größeres Feld gleichzeitig mit der Aufmerksamkeit umspannt als die der schlechter Visuellen. Sie haben die Fehler ihrer Vorzüge.

In bezug auf die dritte Dimension scheint das Vorstellen sogar eine Neigung zu haben, Tiefenunterschiede hinzuzufügen. Auch solche Gesichtseindrücke, die man flächenhaft innerhalb einer Ebene wahrgenommen hat, tragen im Vorstellen nicht selten raumhaften Charakter; z. B. erschienen Müllers Versuchspersonen die gesehenen farbigen Buchstaben auf Weiß in der Vorstellung als farbige oder farblose Nebel, deren Form die Gestalt der Buchstaben annahm[2]. Die Art, wie hierbei Körperlichkeit vorgestellt wird, ist jedenfalls dieselbe wie beim wirklichen Sehen.

Zweifellos ist es möglich, in der Vorstellung undurchsichtige Zwischenwände durchsichtig zu machen, sich eine Rübe im Erdboden, einen Menschen im Nebenzimmer so vorzustellen, als wären die Zwischenwände von Glas oder nicht vorhanden[3]. Natürlich liegt aber hier nicht ein prinzipieller Unterschied gegenüber den Empfindungen vor, da es ja genug durchsichtige Substanzen auch für diese gibt, sondern nur die allgemeine Fähigkeit, Situationen und Gegenstände in der Vorstellung beliebig umzuändern.

Mehrfach wird angegeben, daß man etwas als hinter, über, unter dem Vorstellenden befindlich in anschaulicher Weise vorstellen könne[4]. Hier mag man doch fragen, ob nicht vielmehr eine Art Umdrehen des

---

[1] Auffallende Beispiele bei Müller II, S. 48 ff.

[2] Müller I, S. 57.

[3] Müller II, S. 249. Segal S. 342.

[4] Fechner II, S. 473: »Da wir die Gegenstände immer vor uns sehen, so bin ich allerdings auch von selbst geneigt, die Gegenstände, an die ich mich erinnere, vielmehr vor mir als hinter mir befindlich vorzustellen; aber ich kann sie nicht nur beliebig weit vor mir, sondern auch hinter mir, seitlich, über, unter mir befindlich vorstellen, kann mir selbst zugleich oder in schnellem Wechsel einen Turm vor mir oder einen Turm hinter mir vorstellen, die Gegenstände vor mir ebensowohl hintereinander als nebeneinander vorstellen.«

Auch bei Segals Personen findet sich öfters die Angabe, daß sie Gegenstände hinter sich vorstellten (S. 343, 348 ff., 434).

eigenen Körpers oder eine Versetzung des Gegenstandes in der Vorstellung stattfinde[1]. Doch sind die Angaben so bestimmt und so häufig, von so guten Beobachtern gemacht, daß man die Leistung auch ohne geistige Umdrehung, Kopfhebung, Kopfsenkung für möglich halten sollte, was dann allerdings eine starke Überschreitung des »Wahrnehmungsgemäßen« bedeuten würde.

Kann man die Umgebung ringsum als geschlossenes Raumbild sinnlich-anschaulich auf einmal vorstellen? — Hier scheint mir doch nur ein Wissen davon vorzuliegen, daß wir bei Umdrehung um unsere vertikale Achse eine in sich zusammenhängende und in sich zurückkehrende Reihe von Erscheinungen haben werden. Gerade im Gebiete der Raumvorstellung verknüpfen sich nicht nur anschauliche Vorstellungen, sondern auch bloße Begriffe und abstraktes Wissen vielfach aufs innigste mit den von außen gegebenen sinnlichen Erscheinungen. In einem dunklen Zimmer habe ich das lebhafte Bewußtsein, daß rings um mich dunkler dreidimensionaler Raum ist: aber daß man ihn allen seinen Teilen nach gleichmäßig und gleichzeitig anschaulich vorstellen könnte, scheint mir zuviel behauptet. »Einen vierseitig umschlossenen Hof«, sagt Lotze mit Recht[2], »überblicken wir auch in der Erinnerung nur dann gleichzeitig, wenn wir uns in die Vogelperspektive versetzen, die einen gleichzeitigen Eindruck auch während der wirklichen Sinneswahrnehmung zulassen würde.«

Auch die Aufgabe, sich einen Menschen streng zugleich nach seiner Vorder- und Rückseite, überhaupt rundum nach seiner gesamten Oberfläche vorzustellen, dürfte nur in dieser Weise, unter Mitwirkung eines unanschaulichen Wissens, lösbar sein[3].

---

[1] In dieser Weise äußern sich unter Fechners Personen A. W. Volkmann, Drobisch und Fechners Gattin.

[2] Seele und Seelenleben. Kleine Schriften II, S. 114.

[3] Ebenso Fechner S. 471. Dagegen schreibt Galton (Inquiries S. 98) manchen Personen diese Fähigkeit in wörtlichem Sinne zu. "I find, that a few persons can, by what they often describe as a kind of touch-sight, visualise at the same moment all round the image of a solid body. Many can do so nearly, but not altogether round that of a terrestrial globe. An eminent mineralogist assures me that he is able to imagine simultaneously all the sides of a crystal with which he is familiar. I may be allowed to quote a curious faculty of my own in respect to this. It is exercised only occasional and in dreams, or rather in nightmares, but under those circumstances I am perfectly conscious of embracing

In allen wesentlichen Beziehungen also verhält sich das Vorgestellte räumlich wie das Gesehene. Das Vorstellen wiederholt die Unterschiede, die Gesetzlichkeiten, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Sehens. Wenn wir gleichwohl im Einklange mit neueren Autoren hier von einem »Vorstellungsraum«, einem Versetzen aus dem Sehraum in diesen Vorstellungsraum und einer Unverträglichkeit beider Räume sprechen[1], so bedarf diese Ausdrucksweise einer Erläuterung und einer Abwehr möglicher Mißverständnisse. Nicht wirklich um eine andere Art von Raum kann es sich hier für unser Bewußtsein handeln, sondern nur um eine andersartige Erfüllung und Ausdeutung des allezeit gleichen und identischen Raumes, der uns erscheinungsmäßig allein gegeben sein kann. Der Vorstellungsraum ist ebenso ein euklidischer Raum von drei Dimensionen (bzw. die Anschauungsgrundlage eines solchen) wie der Sehraum. Er ist in gleicher Weise mit Qualitäten und mit gleichen Qualitäten erfüllt. Worin soll der Unterschied, die Unvergleichlichkeit beider Räume bestehen?

Wir nennen Raum, rein phänomenal gesprochen, das Ganze der Ortsbestimmtheiten (des rechts, weiter rechts, links, weiter links, oben, unten, mitten, fern, nah usw.), mit denen aufs innigste verknüpft die farbigen Qualitäten unserem Bewußtsein gegeben sind. Der Raum in diesem Sinne ist wohl zu unterscheiden von dem Raume, in den wir die Dinge und uns selbst eingefügt denken, obgleich dieser objektive Raum, der mehr ein Begriff als eine Anschauung ist, sich aus jenem in unserem Denken herausgebildet hat. Jener phänomenale Raum ist nun das eine Mal ausgefüllt mit Erscheinungen der höheren, ein anderes Mal mit solchen der tieferen Intensitätszone, das eine Mal mit gesehenen, sei es auch nur

---

an entire sphere in a single perception. It appears to lie within my mental eyeball, and to be viewed centripetally."

Galton gibt noch Einzelheiten über verschiedene Methoden dieses Körperlich-Vorstellens, worunter auch das obenerwähnte Durchsichtigmachen eine Rolle spielt. Bei alledem scheint mir fraglich, ob die betreffenden Personen ihre Erscheinungen genau genug analysiert haben.

[1] Besonders von psychiatrischer Seite (Kandinsky, Goldstein, Jaspers) ist diese Unverträglichkeit stark betont und gelegentlich geradezu als Inkongruenz bezeichnet worden. »Es ist deshalb für das Bewußtsein nicht derselbe Raum, der die Wahrnehmungen enthält, wie der, in dem die Erinnerungsbilder sich befinden. Diese räumliche Diskontinnität läßt schließen, daß es sich um verschiedenartige Phänomene handelt« (Goldstein, Die Halluzination 1912, S. 55).

dem Augenschwarz, das andere Mal mit bloß vorgestellten. Es treten dann an die Stelle aller gesehenen Gestalten, Entfernungen und sonstigen räumlichen Verhältnisse die Gestalten, Entfernungen und Verhältnisse der vorgestellten Gegenstände. Infolgedessen finden wir uns an eine andere, vielleicht weit entfernte Stelle des objektiven Raumes versetzt, sind »im Geiste entrückt«. Aber die Gesamtheit der angeschauten Orte selbst, der »Raumwerte« — mit Hering zu sprechen —, ist in beiden Fällen, rein erscheinungsmäßig betrachtet, die nämliche. Es handelt sich also wieder um eine Verwebung begrifflicher Auffassungen mit den Erscheinungen. In der verschiedenen begrifflichen Deutung liegt das Wesentliche und Unterscheidende des Vorstellungsraumes gegenüber dem Sehraum. Hier gehört aber die begriffliche Deutung durchaus mit zu dem zu beschreibenden psychologischen Tatbestande selbst. Dem Erwachsenen sind niemals räumliche Anschauungen ohne jede solche Deutung gegeben, weder beim Sehen noch beim Vorstellen, und vor allem ist ihm das Eingeordnetsein des augenblicklich Gesehenen oder Vorgestellten in einen Gesamtraum jederzeit mehr oder weniger bewußt[1]. Es steht mit dem Raum in dieser Hinsicht nicht anders als mit der Zeit. Erinnere ich mich an eine gestern ausgeführte Tätigkeit, so ist es nicht die gestrige Zeit, die ich erlebe, sondern die heutige, gegenwärtige, einzig gegebene, aber ich deute sie um.

Im übrigen stellen wir doch nicht immer nur räumlich Entferntes, Weitabgelegenes oder gar nicht vorhandene selige Inseln vor. Wer die Augen schließt, nachdem er soeben einen vor ihm stehenden Menschen gesehen, kann nicht bloß die abstrakte Überzeugung hegen, daß der Mensch noch vor ihm steht, sondern ihn auch anschaulich und leibhaft im Bewußtsein gegenwärtig haben: und dann ist doch auch selbst die Entfernungs- und Größenschätzung sowie die Deutung und die Einordnung in den ob-

[1] Ich möchte hier nicht mit Segal (S. 445 ff.) auf die Illusionen hinweisen, in denen Gesehenes durch Vorgestelltes ergänzt oder modifiziert, also Vorstellungen im Sehraume selbst lokalisiert würden. Denn sinnlich-anschauliche Vorstellungen können, scheint mir, solange sie nicht in Halluzinationen übergehen, niemals mit dem Gesehenen gleichlokalisiert erscheinen. Wenn ferner Segal auch die Ergänzung der Tastobjekte durch visuelle Vorstellungen heranzieht, so würde daraus zunächst nur eben die Konformität des visuellen Vorstellungs- mit dem Tastraum hervorgehen, die mit dem Sehraum erst, wenn man die Gleichsetzung des Tast- und Sehraumes zugibt. Doch bedarf es solcher Umwege nicht: die Homogeneität des vorgestellten und gesehenen Raumes muß sich vor allem der direkten Vergleichung offenbaren.

jektiven Raum durchaus dieselbe wie vorher bei dem Gesehenen. Ich wüßte nicht, in welchem Zuge hier noch eine Heterogenität oder überhaupt ein Unterschied des Vorstellungsraumes gegenüber dem Sehraume gesucht werden könnte. Unverträglich bleiben sie auch dann. Immer ist es ein Sprung vom Augenschwarz zum vorgestellten Menschen, der das Augenschwarz zum Verschwinden bringt; aber nicht darum, weil die beiden Räume disparat, heterogen wären, sondern weil Gesehenes und Vorgestelltes nicht im Erscheinungsraum zusammen bestehen können. Sie können es ebensowenig wie zweierlei Gesehenes. Eines muß das andere verdrängen[1].

Mit großer Entschiedenheit hat neuerdings C. Rieffert die Unvergleichbarkeit beider Räume behauptet[2]. Selbst wenn er ein Erinnerungsbild hier rechts neben das wirkliche Blatt Papier projiziere und es mit lebhaftester Intensität und in bestimmtester Lokalisation dort sehe, könne er ihm nicht eine Spur von Lokalisation in dem Sinne zugestehen, wie sie Wahrnehmungsinhalten eigen sei. Es fehle den Bestandteilen, die in einer Erinnerung vorgestellt werden, ein Individualzeichen nach Analogie der topogenen Eigenart, wie es Wahrnehmungen zukomme.

Soweit ich diesem Gedankengange zu folgen vermag, liegt ihm die Tatsache zugrunde, daß wir imstande und sogar gezwungen sind, ein Gesehenes nach allen Seiten mit anderem Gesehenen in eine lückenlose, durch den Zwang der äußern Reize uns aufgedrängte, von uns nicht willkürlich modifizierbare Verknüpfung zu bringen, während Vorstellungen in Hinsicht der Lokalisation willkürlichen Veränderungen in hohem Maße zugänglich sind. Gewiß liegt hier ein bedeutsamer Unterschied in dem Verhalten der Vorstellungen gegenüber unserem Willen und in ihrer Funktion für das gesamte geistige Leben. Aber es scheint mir nicht nötig und nicht in den Bewußtseinstatsachen begründet, den Zwang, dem wir bei den Sinneswahrnehmungen unterliegen, ihre durchgängige Bestimmtheit und ihren unzerreißbaren lokalen Zusammenhang auf ein ihnen eigenes, den Vorstellungen aber fehlendes »topogenes Merkmal« zurückzuführen. Das Bewußtsein zeigt mir nichts als die Raumwerte selbst, und diese sind den Vorstellungen in gleichem Sinn eigen wie den Empfindungen. Der Unterschied des Verhaltens ist ein genetischer, aber nicht ein deskriptiver. Schließlich ist übrigens die Zugänglichkeit der Vorstellungen für Willenseinflüsse in räumlicher Hinsicht nur ein Spezialfall ihrer allgemeinen Beeinflussung durch den Willen: wir können sie ebensowohl in qualitativer wie in räumlicher Hinsicht umwandeln.

[1] Die Unverträglichkeit des Vorstellungsraumes mit dem Sehraume, die wir jetzt also richtiger als Unverträglichkeit des Vorgestellten mit dem Gesehenen bezeichnen, hat auch zu physiologischen Folgerungen geführt. G. E. Müller schloß aus dem Umstande, daß die Vorstellungen sich nicht in das Augengrau einzeichnen, daß sie an andere Nervenzentren gebunden seien als die Empfindungen. (Zur Psychophysik der Gesichtsempfindungen. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 14, S. 63, Anm.). Ob man den Schluß mit Sicherheit ziehen könne, möchte ich dahingestellt lassen, wenn auch diese These selbst als wahrscheinlich gelten darf. Vgl. o. S. 35 Anm.

[2] Grundlegung einer psychogenetischen Theorie der Raumwahrnehmungen. Zeitschr. f. Psychol. Bd. 76, S. 493 ff.

2. Lokalisation im Sehraum unter partieller Verdrängung des Gesehenen und mit Übergang der Vorstellungen in Empfindungen.

Außer der Lokalisation im »Vorstellungsraume« wird nun häufig auch eine Lokalisation der Vorstellungen im Sehraume selbst, d. h. im Augenschwarz oder innerhalb einer mit offenen Augen gesehenen Fläche angegeben. Ein vorgestelltes Dreieck, ein eingebildeter Gegenstand erscheine auf dem Hintergrund der Zimmerwände oder auf der Himmelsfläche oder im dunklen Raume eingefügt in das Gesehene.

Gewiß kommt dies vor; aber es dürfte in Wirklichkeit seltener stattfinden, als es nach den Angaben scheinen könnte. Denn es ist nur unter der Bedingung möglich, daß der betreffende Teil des Empfindungsinhaltes durch das Vorgestellte verdrängt wird, und dies ist, wenn nicht eine Abwendung der Aufmerksamkeit stattfindet, wie in den vorher betrachteten und gewöhnlichen Fällen, nur unter der Bedingung möglich, daß die Vorstellung die Empfindung an Intensität übertrifft, also selbst in eine Empfindung (Halluzination) übergegangen ist.

Wir müssen bei Behauptungen der obigen Art die Fälle abscheiden, wo es sich um bloße Surrogate anschaulicher Gesichtsvorstellungen handelt, etwa um den bloßen Begriff eines Dreiecks oder das bloße Wort »Rot«, motorisch oder akustisch vorgestellt. Das anschauliche Bild eines Dreiecks im Augenschwarz ist nur so möglich, daß helle Linien das Dunkel stellenweise verdrängen, und die anschauliche Vorstellung eines Dreiecks auf hellem Grunde nur so, daß dunkle Linien in den hellen Grund hineingearbeitet werden. Ebenso kann eine blaue, grüne Fläche nur so innerhalb des Augenschwarz anschaulich vorgestellt werden, daß eben an Stelle des Augenschwarz innerhalb der betreffenden Grenzen die blaue, grüne Farbe gesetzt wird.

Gestalten und Gegenstände, so im Augenschwarz vorgestellt, richtiger gesehen, scheinen sich stark zu verkleinern. Dies hängt mit der Vorstellung der Nähe bei Konzentration auf das Augenschwarz zusammen, die auch von Konvergenz der Augen begleitet ist.

Nennen wir Halluzinationen im weitesten Sinn alle von innen heraus durch zentrale Ursachen hervorgerufenen Erscheinungen, die den gewöhnlichen Sinnesempfindungen an Intensität gleichkommen, so handelt es sich hier um willkürliche Halluzinationen. Möglich sind sie offenbar und scheinen

manchen Personen sogar leicht zu fallen. Aber selbst bei diesen dürfte mehr ein rascher Wettstreit zwischen dem Gesehenen und dem Halluzinierten als eine ruhig verharrende Halluzination den Sachverhalt ausmachen. Man stelle sich bei geschlossenen Augen oder im nächtlichen Dunkel, während die Aufmerksamkeit unverwandt auf das dunkle Gesichtsfeld selbst gerichtet bleibt, die leuchtende Mondscheibe vor: leuchten wird sie schwerlich. Im besten Falle tritt, wenigstens für meine Person, an der bezüglichen Stelle eine ins Gelbliche spielende leichte Modifikation des Schwarz auf, in deren unbestimmte Umrisse die Gestalt des Mondes hineingedeutet wird. Eine ausgeprägte gesättigte Farbe, ein Dreieck mit scharfen weißen Grenzlinien, wie es auf der Tafel steht, dürfte selbst ein mit lebhafter visueller Phantasie Begabter im normalen Zustand nicht zuwege bringen, solange nicht etwa auch der gesehene Grund selbst für sein Bewußtsein zurücktritt oder verschwindet.

Daraus geht nebenbei auch wieder hervor, wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß das Augenschwarz eine positive Empfindung ist: denn wäre es ein Null von Empfindung, so könnte für einen, der überhaupt des visuellen Vorstellens fähig ist, nicht das geringste Hindernis bestehen, sich bei geschlossenen Augen innerhalb des Sehraumes jede beliebige gesättigte Farbe vorzustellen. So aber bleibt die vorgestellte Farbe bei dieser Art des Vorstellens äußerst ungesättigt. Sie ist nur ein Schwarz mit geringer lokaler Farbentönung (abgesehen von der etwas bläulichen Färbung, die dem Augenschwarz als solchem meist anhaftet).

Nur in einer Beziehung wird schon im gewöhnlichen Vorstellungsleben und wohl bei jedem ziemlich leicht das räumliche Bild auf Grund von Vorstellungen sinnlich umgestaltet: in Hinsicht seiner plastischen Eigenschaften. Das durch Erfahrung bekannte Relief wird in ein gut gemaltes Porträt, in eine durch kräftige Schatten und sonstige Anhaltspunkte körperlich wirkende Photographie, namentlich beim Betrachten durch die hohle Hand oder einen Tubus oder eine Lupe, noch besser durch den Zeiss'schen Veranten, im eigentlichsten Sinne hineingesehen. Die Vorstellungselemente werden in Hinsicht der räumlichen Eigenschaften an Intensität den Empfindungselementen vollkommen gleich, d. h. die Empfindung wird von innen heraus, infolge entgegenkommender Vorstellung, in räumlicher Hinsicht anders gestaltet, als sie es ohne diesen Faktor sein würde. Bei den bekannten Inversionsfiguren ist der Umschlag von einem Relief ins andere so zwingend,

wie wenn die beiden umgekehrt gestalteten Gegenstände selbst real dargeboten würden. Dies hängt damit zusammen, daß die dritte Dimension in viel höherem Maße als die zwei ersten durch zentrale Faktoren mitbedingt ist.

Man könnte nun noch an einen ganz anderen Modus des Vorstellens denken, bei dem ohne Übergang von Vorstellungen in Empfindungen und ohne jede Verdrängung des Gesehenen das Vorgestellte gleichwohl im Sehraum erscheinen würde. Es ist von Hering, Katz u. a. darauf hingewiesen, daß bei »Oberflächenfarben« in bestimmten Fällen (Glanz, Flimmern, Spiegelung usf.) eine farbige Fläche auf einer andersfarbigen aufliegend, also vor ihr erscheine[1]. Könnte nicht Ähnliches bei den anschaulichen Gesichtsvorstellungen gegenüber den Gesichtsempfindungen stattfinden?

Ob man wirklich unter diesen Umständen ein Hintereinander zweier Flächen im eigentlichen Sinne sehen kann, scheint mir sehr fraglich, wenn auch zuzugeben ist, daß der physiologische Tatbestand, die Projektion alles Hintereinanderliegenden auf der Netzhautfläche, in dieser Hinsicht nichts beweist. Es dürfte sich immer nur um eine qualitative Modifikation des Gesehenen handeln, die uns veranlaßt, es auf zwei objektiv hintereinander liegende Flächen zu beziehen, sowie um eine abwechselnde Einstellung auf die eine und andere Fläche[2]. Und so auch, wenn man versucht, zu einer gegebenen Farbenfläche eine andere beliebige, über ihr liegende bloß vorzustellen. Je anschaulicher und lebhafter die Vorstellung, um so klarer auch, daß der Hintergrund aus dem Bewußtsein verschwindet. Es ist ein Wettstreit, nicht ein Zugleichgegebensein[3].

Wenn J. Ward behauptet, man könne zugleich den Himmel blau sehen und rot vorstellen, ebenso wie man im warmen Bette liegen und sich in der Kälte spazierengehend vorstellen könne, die Vorstellung ströme gleichsam in ihren eigenen Kanälen über die Empfindungen dahin[4], — so wäre dies

---

[1] Hering, Mitteilungen zur Lehre vom Lichtsinne S. 67 (§ 24); Grundzüge der Lehre vom Lichtsinne S. 8ff. Katz, Erscheinungsweisen der Farben S. 156ff.

[2] Vgl. die vorausgehende Abhandlung »Die Attribute der Gesichtsempfindungen« S. 67. Auch die von Hering und vielen gegenwärtigen Psychologen vertretene Ansicht, daß wir Flüssigkeiten und andere durchsichtige Medien tatsächlich durch und durch sehen können, scheint mir einer Umformung im gleichen Sinne zu bedürfen.

[3] Auch Milhaud verneint (a. a. O.) die Möglichkeit, zwei Objekte anschaulich hintereinander vorzustellen; womit zugleich gesagt ist, daß man nicht eine Vorstellung vor einer gesehenen Fläche lokalisieren kann.

[4] Artikel »Psychology« der Encyclopaedia Britannica Bd. XX, S. 58.

wohl in obiger Weise zu interpretieren. Ich würde aber auch bei den Temperaturempfindungen sagen, daß eine sinnlich-anschauliche Vergegenwärtigung der Kältequalität an bestimmter Körperstelle oder über den ganzen Körper hin nur möglich sei, wenn durch Abwendung der Aufmerksamkeit die Wärmeempfindung währenddessen verschwinde.

Külpe gibt sogar an[1], daß er ein Vorstellungsbild, etwa das eines auf dem Boden liegenden Schlüssels, dem Wahrnehmungsbilde desselben Gegenstandes superponieren könne. Das Wahrgenommene scheine durch das Vorgestellte wie durch eine körperlose Luftgestalt hindurch. Er schließt daraus auch auf eine getrennte Lokalisierung der Wahrnehmungen und Erinnerungsbilder im Gehirn. In der Tat: wenn man Ungleiches superponieren kann, warum nicht auch Gleiches? Ich möchte aber trotz der Autorität Külpes weder die Beobachtung noch die physiologische Folgerung für so sicher halten.

Auch Mach spricht über diese Frage[2]. Ihm bleiben das Gesehene und das Vorgestellte scharf unterschieden, auch wenn er sich auf der Tafel ein weißes Sechseck oder eine farbige Figur aufs lebhafteste vorstellt. Er fühlt, wie er beim Übergang zur Vorstellung die Aufmerksamkeit vom Auge abwendet und anderswohin richtet. »Der auf der Tafel gesehene und der auf derselben Stelle vorgestellte Fleck unterscheiden sich durch diese Aufmerksamkeit wie durch eine vierte Koordinate. Die Tatsachen würden nicht vollständig gedeckt, wenn man sagen würde, das Eingebildete lege sich über das Gesehene wie das Spiegelbild in einer unbelegten Glasplatte über die hindurchgesehenen Körper. Im Gegenteil scheint mir das Vorgestellte durch einen qualitativ verschiedenen sinnlichen Reiz verdrängt zu werden und auch letzteren zeitweilig zu verdrängen.« In dieser Beschreibung würde ich nur etwa dem Ausdruck »qualitativ verschieden« nicht zustimmen, während sie mir sonst zutreffend erscheint.

Wenn ein Maler oder Zeichner aus der Erinnerung einen Gegenstand auf der Leinwand oder dem Papier wiedergibt, dürfte der Zeichnung auch nicht eine »Projektion« seines Vorstellens auf die Fläche selbst zugrunde liegen, sondern ein rascher Wechsel des Bewußtseins zwischen dem vorgestellten Bild und der gesehenen Fläche.

---

[1] Psychologie und Medizin. Zeitschr. f. Psychopathologie Bd. 1, S. 42 Anm.
[2] Beiträge zur Analyse der Empfindungen[2] S. 127.

Ebenso verhält es sich beim »Hineinvorstellen« von Grundfarben in sogenannte Mischfarben. Wir halten fest, daß es phänomenologisch keine Mischfarben, sondern nur einfache Farben gibt, daß wir aber gewisse Farbeneindrücke auf Grundfarben, zwischen denen sie liegen, beziehen und diese unter Umständen nicht nur dazudenken, sondern auch anschaulich vorstellen. Dies ist auch nicht anders als im vorstehenden Sinne zu fassen. Es ist ein Abwechseln zwischen dem gesehenen Violett und den vorgestellten Grundfarben. Denn sonst müßte das Gesehene durch das anschaulich Vorgestellte wesentlich verändert werden.

Zusammenfassend unterscheiden wir also zwei Modalitäten des Vorstellens in räumlicher Hinsicht: entweder Verdrängung des Gesehenen überhaupt durch Vorgestelltes unter dem Einfluß eines Aufmerksamkeitswechsels, wobei unter Umständen ein rasches Hin und Her (Wettstreit) das Zugleichbestehen beider vortäuschen kann, oder aber Verdrängung des Gesehenen einem Teile nach durch Vorstellungen, die die Empfindungsschwelle überschreiten (Halluzinationen). Im ersten Falle sprechen wir von einem Ersatz des Sehraums durch einen Vorstellungsraum, im zweiten von Einordnung des Vorgestellten in den Sehraum selbst. Es klingt freilich paradox: das zweite Mal verdrängen die Vorstellungen die Empfindung, weil sie stärker sind, das erste Mal, obgleich sie schwächer sind. Für die Herbartsche oder Lippssche Psychologie, die alles durch rein psychologische Wechselwirkungen zu erklären versucht, würde hierin auch wirklich eine Unmögkeit liegen. Aber die kausale Erklärung der Vorgänge muß eben hier auf dem physiologischen Gebiet gesucht werden. Es müssen zwei grundverschiedene Mechanismen im einen und anderen Falle spielen, das eine Mal eine allgemeine Schaltvorrichtung, die die Empfindungen antagonistisch gegenüber den Vorstellungen verschwinden und wiederkommen läßt, das andere Mal ein gleichsinniges Zusammenwirken der zentralen Empfindungs- mit den Vorstellungsprozessen.

Da Übereinstimmungen in Sachen der Selbstbeobachtung besonders erwünscht sind, mögen hier noch einige Angaben über das Verhältnis der visuellen Vorstellungen zum Augenschwarz Platz finden.

Fechner, Elemente der Psychophysik II, S. 474: »Um ein Erinnerungs- oder Phantasiebild wahrzunehmen, muß ich die Aufmerksamkeit vom schwarzen Sehfeld in demselben Sinne abziehen, als ich sie dazu von der Sphäre der Gehörs-, Getastempfindungen usw. abziehen muß, und je mehr ich sie davon abziehe, desto deutlicher vermag mir ein Erinnerungs- oder Phantasiebild zu erscheinen. Manchmal scheint es mir zu gelingen, ein Er-

innerungs- oder Phantasiebild auf das schwarze Sehfeld zu projizieren oder dahinzuverlegen. Es gelingt mir doch nicht so, daß ich mir der Verhältnisse des Bildes zum Felde ruhig bewußt werden könnte; sondern ich finde dabei eine eigentümliche Anstrengung ..... und werde mir auch nie eines vollkommenen Gelingens bewußt.« FECHNER beschreibt dann auch ein eigentümliches Spannungsgefühl, das bei aufmerksam wahrgenommenen Sinnesinhalten im Organ, bei den Phantasievorstellungen aber im Gehirn lokalisiert werde.

Unter den bei FECHNER gesammelten Selbstbeobachtungen anderer (daselbst S. 478 ff.) sagt CH. H. WEISSE (Philosoph), daß er die Aufmerksamkeit ganz vom Sehfeld, auch vom Augenschwarz zurückziehen müsse, um Erinnerungsbilder zu erhalten, und daß es ihm durchaus unmöglich sei, Erinnerungsbilder in das Sehfeld selbst hineinzumalen. A.W. VOLKMANN (Physiologe) muß bei geschlossenem Auge die Aufmerksamkeit dermaßen im Erinnerungsbilde konzentrieren, daß darüber die Empfindung des schwarzen Sehfeldes an Deutlichkeit verliert; auch ihm gelingt es nicht, ein Erinnerungsbild so in das schwarze Sehfeld hineinzumalen, daß es von ihm umgeben schiene. W. HANKEL (Mathematiker) kann keine bestimmte Beziehung der Erinnerungsbilder zum schwarzen Sehfeld angeben, muß dabei vielmehr die Aufmerksamkeit von diesem ebenso wie von äußeren Gegenständen abziehen, und kann gleichfalls kein Erinnerungsbild in das schwarze Sehfeld malen. Ebenso DROBISCH (Philosoph und Mathematiker): das Augenschwarz entschwindet seinem Bewußtsein, während er sich mit sichtbaren Gegenständen in der Vorstellung beschäftigt. FECHNERS Gattin kann einzelne Erinnerungsbilder, wie das einer Rose, in das Augenschwarz einzeichnen, so daß sie davon wie umgeben scheint, doch kostet ihr dies viel mehr Anstrengung, als wenn sie das Erinnerungsbild unabhängig davon zu produzieren sucht. Eine Gegend sieht sie bei geschlossenen Augen in Farben mit Vorder- und Hintergrund deutlich vor sich, wobei das Augenschwarz ganz verschwindet.

Eine Ausnahme macht nur der Reisende und Schriftsteller Dr. M. BUSCH: dieser richtet mit geschlossenen Augen die Aufmerksamkeit bei geläufigen Erinnerungsbildern geradezu auf das schwarze Sehfeld, malt mit Leichtigkeit begrenzte Erinnerungsbilder farbig und in festen Konturen hinein, stellt sich eine ganze Gegend vor das Auge und fühlt die Tätigkeit, mit der er sie sieht, nicht im Gehirn, sondern »wie in den Augen«. Dieser Gewährsmann war nach seinen Beschreibungen in hohem Grade visuell veranlagt.

SEGAL, der bei seiner Untersuchung besonders auf die räumlichen Modifikationen geachtet hat (3. u. 5. Kapitel), unterscheidet drei Fälle: Das Vorgestellte wird im realen Raume, wo es sich wirklich befindet, vorgestellt, oder völlig unlokalisiert (was er als Vorstellungsraum im prägnanten Sinne bezeichnet), oder »irgendwo«. Aber die beiden letzten Fälle sind ihm nur Vorstufen des ersten, in den sie bei Ergänzung der Vorstellung übergehen. SEGAL hält dafür, daß eigentlich alle Vorstellungen lokalisiert erschienen, daß aber die genauen Lokalisationen nicht immer von uns bemerkt würden (S. 392).

Die Vorstellungsversuche SEGALS fanden alle bei geschlossenen Augen der Beoachter statt. Diese äußern sich über das Verhältnis des Vorstellungsraumes zum Augenschwarz teilweise allerdings so, daß sie ihn mit dem Augengrau identifizieren, teilweise aber unterscheiden sie ihn scharf davon. So Versuchsperson X, S. 390: »Der Vorstellungsraum darf nicht mit dem Augenschwarz verwechselt werden. Wenn eine Vorstellung da ist, ist kein Augenschwarz da.« Die Äußerungen anderer, die den Vorstellungsraum ganz oder teilweise mit dem Augengrau identifizieren, sind recht undeutlich (S. 387 ff.). Sie scheinen auf der Voraussetzung zu beruhen, daß unter Vorstellungsraum eben gerade das Augengrau zu verstehen sei, und betonen nur, daß man das Vorgestellte zwar darin suche, es aber schließ-

lich im realen Raume finde. »Im realen Raume«: damit will man sagen, daß man den Mont Blanc eben auch in der Vorstellung von Chamounix oder sonst einem Punkte der Umgebung aus sieht. Man will sagen, daß für das Bewußtsein kein Unterschied der Räumlichkeit des bloß Vorgestellten und der des Gesehenen ist. Dem würden wir ja auch nur zustimmen können.

§ 3. Optische Erscheinungen in der Schwellengegend.

1. Deutung der optischen Schwellenbeobachtungen.

Soll die absolute Schwelle einer Lichtempfindung bestimmt werden, d. h. die physikalische Intensität des Reizes, bei dem die schwächste, eben noch wahrnehmbare Lichtempfindung eintritt, und die, bei der sie eben verschwindet (zwei Werte, die im allgemeinen etwas verschieden sind, und aus denen man die Mitte nimmt), so ist irgendein Hintergrund oder eine Grundempfindung immer gegeben. Beim Ohre werden wir nach Möglichkeit alle übrigen akustischen Eindrücke ausschließen, beim Auge ist Analoges von vornherein unmöglich, da wir es stets mit einer bereits vorhandenen Empfindung zu tun haben, und zwar mit einer Empfindung von erheblicher Stärke, wie sie auch dem Augenschwarz noch zukommt. Es kann sich hier nur darum handeln, bei welcher Reizstärke eines von außen kommenden Lichtes die bereits vorhandene Empfindung, sei sie nun Schwarz oder irgendeine andere, an irgendeiner Stelle des Gesichtsfeldes oder im ganzen Gesichtsfeld durch die vom Reiz hervorgerufene Erscheinung eben verdrängt wird, anders ausgedrückt, bei welcher Reizstärke sich die neue Erscheinung von der alten abhebt. Eine absolute Schwelle gibt es insofern überhaupt nicht; es handelt sich, wie schon Fechner und Aubert betonten[1], psychologisch immer schon um eine Unterschiedsschwelle gegenüber einem Hintergrunde[2].

Bekanntlich macht auch die räumliche Ausdehnung des durch einen äußeren Lichtreiz erfüllten Teiles des Gesichtsfeldes einen Unterschied, indem die räumliche Vergrößerung in gewissem Grade der Verstärkung äquivalent ist. Auch von der zeitlichen Dauer ist die Schwelle nicht

[1] Fechner, Psychoph. II, S. 240. Aubert, Physiologie der Netzhaut S. 50.

[2] Auch beim Ohr kann eine einigermaßen analoge Aufgabe gestellt werden: man kann fragen, bei welcher Reizstärke ein höherer Ton durch einen tieferen, ein tieferer durch einen höheren (oder ein Ton durch ein Geräusch) eben verdrängt wird. Untersuchungen über diese Fragestellung sind allerdings bisher nur in Anfängen vorhanden, weil für die physikalische Messung der Tonstärke noch keine bequemen und allgemein verwendbaren Methoden ausgebildet sind.

ganz unabhängig. Die erhaltenen Schwellenwerte können daher nur unter der Bedingung gleicher räumlicher und zeitlicher Ausdehnung des Reizes miteinander verglichen werden.

In der Aufgabe der absoluten Schwellenbestimmung ist überall eo ipso eingeschlossen die Aufgabe der Unterscheidung einer bloßen Vorstellung von einer schwächsten Empfindung; denn man soll eben möglichst sicher sein, nicht eine bloße Vorstellung vor sich zu haben. Und zwar weiß bei den gewöhnlichen experimentellen Schwellenuntersuchungen der Beobachter im voraus, welche Art von Empfindung er zu erwarten hat. Seiner Urteilstätigkeit ist also in qualitativer Hinsicht die genaue Richtung angewiesen. Um so notwendiger, daß er Verwechselungen mit bloßen Vorstellungen vermeidet. Die Aufgabe und die Intention des Beobachters laufen, wie beim Gehör, darauf hinaus, festzustellen, wann eine Sinneserscheinung der erwarteten Art eintritt, die durch einen äußeren Reiz veranlaßt ist. Wird die Schwelle für Verdunkelung bestimmt, so hat die Helligkeitsverminderung des objektiven Lichtes als äußerer Reiz zu gelten.

Auch die Kriterien, auf die sich das Urteil hierbei stützt, wenn wir also z. B. einen Lichtschimmer als empfunden und nicht als bloß vorgestellt auffassen, sind im ganzen dieselben wie beim Gehör: es ist in erster Linie die zwangsmäßige Bestimmtheit der Erscheinungen, die mit dem Überschreiten der Schwelle mehr und mehr sich geltend macht. Wir können immer weniger und bald gar nicht mehr durch unsere Willkür die Qualität und die Örtlichkeit des Erscheinenden verändern. Die Lokalisation und die räumliche Ausdehnung spielen, wie überhaupt beim Gesichtssinne, so auch in diesem Falle eine durchaus entscheidende Rolle. Wir können das Gesehene nicht beliebig rechts oder links, oben oder unten, größer oder kleiner sehen (abgesehen von gewissen Veränderungen mit Hilfe von Entfernungsvorstellungen, Akkommodationsänderungen oder Aufmerksamkeitseinstellungen). In den allerersten Stadien, den schwächsten Graden der Empfindung, ist dies noch möglich oder können wenigstens Zweifel über die räumliche Beschaffenheit des Erscheinenden entstehen; bald aber tritt bei Verstärkung des Reizes der Punkt völliger Bestimmtheit ein, wir sprechen dann von deutlich merklicher Empfindung. Inwiefern Augenschluß und Augenbewegungen Unterscheidungsmerkmale liefern, soll uns später beschäftigen.

Verwechselungen bloßer Vorstellungen mit schwachen Empfindungen und Übergänge aus der einen in die andere Zone sind gerade beim Gesichtssinn äußerst häufig. Tatsächliches darüber ist, wie beim Gehör, schon aus dem gewöhnlichen Leben genugsam bekannt. Im folgenden sollen nur Fälle, die zu wissenschaftlichen Untersuchungen Anlaß gaben, besprochen werden. Obgleich auch diese nicht unbekannt sind, erscheint es gegenüber den Anwälten eines spezifischen Unterschieds, einer unausfüllbaren Kluft zwischen Vorstellungen und Empfindungen notwendig, an die Fülle und Beweiskraft dieser Vorkommnisse nachdrücklich zu erinnern. Wenn wir dabei von Halluzinationen sprechen, so wird dieser Ausdruck in dem weitesten Sinne gebraucht, wonach er alle zentral entstehenden, keinem objektiven Reiz entsprechenden Sinneserscheinungen umfaßt, die bereits der oberen Intensitätszone angehören, wenn sie auch nur an ihren Anfängen, in der Grenzgegend, liegen.

2. Überschreitung der Schwelle unter dem Einflusse gespannter Aufmerksamkeit.

a) Experimentell erzeugte Halluzinationen.

In Külpes Untersuchungen über Objektivierung und Subjektivierung von Sinneseindrücken (in der Hauptsache 1891 ausgeführt, aber erst 1902 in Wundts Philosophischen Studien Bd. 19 veröffentlicht) wurde im Dunkelzimmer ein sehr schwacher Lichtschein von quadratischer Form an die Wand geworfen, wobei die Helligkeit, Größe und Zeitdauer variierten. Die Versuchspersonen wußten nur, daß sie gelegentlich etwas zu sehen bekamen, ohne daß es jedesmal angekündigt wurde, und hatten die Aufgabe, alles, was sie erblickten, zu schildern und zu sagen, ob sie es für subjektiv oder objektiv hielten. Als objektiv bezeichneten sie, was von äußeren Reizen veranlaßt wird, alles übrige als subjektiv (S. 549).

Es ergaben sich sehr zahlreiche falsche Objektivierungen. Das Verhältnis der falschen oder zweifelhaften Fälle zu den richtigen war bei einigen Versuchspersonen etwa 1 : 3, bei anderen sogar 1 : 2. Es zeigten sich starke individuelle Unterschiede des Verhaltens auch in bezug auf die Zuversichtlichkeit der Aussagen, eine Vp[1] war sehr vorsichtig, eine andere äußerst zuversichtlich. Ein Beobachter erkannte regelmäßig das Objektive als solches und hatte gar keine subjektiven Erscheinungen, da er außerstande war, sich etwas Farbiges vorzustellen[2]. Im ganzen war eine vorwiegende Tendenz zur Objektivierung unverkennbar. Die falschen Objektivierungen überwogen die falschen Subjektivierungen (S. 515, 520, 530). Natürlich war die Intensität und Größe des Reizes von erheblichem Einflusse. Die Entstehung und Beschaffenheit der subjektiven Phänomene (also die Zahl der Fälle, in denen

---

[1] Die seither allgemein gebräuchliche Abkürzung Vp ist in Külpes Abhandlung zuerst angewandt.

[2] Diese Angabe in Külpes Grundriß der Psychologie S. 85.

ohne äußeren Reiz das Auftreten von Erscheinungen angegeben und diese beschrieben wurden) war nicht unabhängig von der der objektiven. »Hat man einige Zeit im Dunkelzimmer gesessen, und ist die Nachwirkung der vorherigen hellen Umgebung einigermaßen vergangen, so beginnen die subjektiven Erscheinungen unter den Einfluß der hier wahrnehmbaren Reize zu geraten und sich ihnen mehr oder weniger anzugleichen. Mit der Zahl merklicher Reize wächst, wie ich oft beobachten konnte, auch im allgemeinen die Zahl der angegebenen beobachtet subjektiven Phänomene.«

Als Kriterien für die Unterscheidung des Objektiven vom Subjektiven bei den Gesichtserscheinungen benutzten die Vp: die größere Helligkeit des objektiv Gegebenen, seine Unveränderlichkeit, die Plötzlichkeit seines Auftretens, die größere räumliche Bestimmtheit und den Lokalisationszwang, das Verschwinden bei Augenschluß und die Unbeweglichkeit bei Augenbewegungen. Külpe fügt hinzu, daß alle diese Kriterien, das letzte ausgenommen, etwas Relatives an sich hätten, aber sie reichten aus, um bei Geübten schon gegenüber eben merklichen Empfindungen eine große Zuverlässigkeit des Urteils zu bewirken.

Später stellte Külpe im Würzburger Physiologischen Institut analoge Versuche mit ähnlichen Ergebnissen auch am Hautsinn an (542 ff.).

Er faßt das Ergebnis seiner Studien dahin zusammen (S. 553): »Unsere Beobachtungen zeigen, daß das, was subjektiviert und objektiviert wird, nicht toto genere verschieden voneinander ist . . ., daß es also keine immanenten Merkmale sind, welche diese Unterscheidung begründen und herbeiführen. An sich ist ein Eindruck weder subjektiv noch objektiv, das Denken macht ihn erst dazu, d. h. in diesem Falle die Beziehung auf ein Objekt oder ein Subjekt. Diese Beziehung hängt von Kriterien ab, deren Kenntnis erworben werden muß, und deren Anwendung bei einem und demselben Phänomen a priori nach beiden Richtungen möglich ist.«

In unserer Ausdrucksweise heißt dies: Vorstellung und Empfindung sind nicht spezifisch verschieden; der Grenzstrich zwischen beiden wird auf Grund jener Kriterien durch die Erfahrung gezogen. So gibt Külpe auch in seinem Grundriß der Psychologie S. 184 ff. keine spezifische Unterscheidung zu, ja er definiert die Vorstellungen nur als zentral erregte Empfindungen. Was ich hier vermisse, ist nur die positive Betonung des gewaltigen Intensitätsunterschiedes, der eben doch in den gewöhnlichen Fällen besteht.

C. E. Seashore hat in einer interessanten Experimentaluntersuchung gesunde und intelligente Versuchspersonen förmlich auf Halluzinationen schwacher Sinneserscheinungen dressiert[1]. Die Methode bestand darin, daß er zuerst schwache, aber noch wahrnehmbare Reize eines Sinnesgebietes gab, die regelmäßig nach einem bestimmten Signal und in bestimmter Zwischenpause eintraten. Dadurch entstand in den Vp die gespannte Erwartung, die Suggestion, daß die Sinneserscheinung nach Abschluß der Pause eintreten werde. Infolge dieser Suggestion trat sie denn auch in vielen Fällen, in denen kein Reiz gegeben wurde, mit aller Deutlichkeit auf. Beispielsweise waren bei Tönen unter 60 Versuchen 34 erfolgreich. Die Vp gab auch wohl an, der Ton sei ebenso stark wie vorher; es wurde also die Stärke der so erzeugten subjektiven Empfindung der der vorherigen objektiven gleichgeschätzt, diese aber war durch die Reizstärke festzulegen. Insofern konnte man sogar von einer Messung der halluzinierten Empfindungen reden.

---

[1] Measurements of Illusions and Hallucinations in Normal Life. Studies from the Yale Psychological Laboratory Vol. 3 (1895), p. 1 ff. (Hier kommt nur p. 29 ff. in Betracht.)

Es wurden auf solche Weise Helligkeitsveränderungen, Wärme-, Ton-, Tast-, Geschmack-, Geruchserscheinungen, auch Gesichtserscheinungen von Objekten (farbigen Kügelchen) halluzinatorisch erzeugt, und zwar kamen Erscheinungen zutage, die deutlich über der experimentell festgestellten Empfindungsschwelle lagen. Der Verfasser betont mit Recht, daß sich hier eine starke Fehlerquelle für Schwellenbeobachtungen, auch für solche von Unterschiedsschwellen eröffne (S. 45, 55). Er hebt ferner, wie Külpe, die realistische Neigung hervor (»People really see ghosts«), verweist auf die durch Suggestion in der Hypnose erzeugten Sinneserscheinungen, die er für wahrhafte Empfindungen erklärt (hier wären wohl nicht alle Fälle gleich zu behandeln), auf spiritistische Sitzungen u. dgl., und empfiehlt den Psychiatern unter die Ursachen der Halluzinationen auch die erwartende Aufmerksamkeit aufzunehmen (Erwartungsvorbilder, vgl. o. S. 28).

Perkys Versuche[1] sind gewissermaßen die Umkehrung der Seashoreschen: er traf Einrichtungen, infolge deren seine Vp von außen erregte Empfindungen für bloße Vorstellungen nahmen. Es wurden im Dunkelzimmer außerordentlich schwache farbige Eindrücke von bestimmter Form (der eines bekannten Objektes, eines Paradiesapfels, eines Baumblattes) hervorgebracht, die Konturen etwas verwischt, das Bild etwas schwankend gemacht, um es einer bloßen Vorstellung anzunähern. Nach diesen den Vp unbekannten Vorbereitungen wurde ein Fixationspunkt vorgeschrieben und die Instruktion gegeben, sich ein farbiges Objekt, z. B. einen Paradiesapfel, vorzustellen. Sobald die Vp angab, daß sie sich das Objekt vorstelle, wurde ihre Aufmerksamkeit durch irgendeine indifferente Frage etwas abgelenkt und zugleich das Bild des betreffenden Objektes in Wirklichkeit erzeugt. Es zeigte sich nun, daß 24 männliche und weibliche Personen, darunter sehr geübte Beobachter, das wirklich Gesehene, obgleich es über der experimentell festgestellten Empfindungsschwelle lag, für eine bloße Vorstellung nahmen. Sie beschrieben die Eigenschaften dessen, was sie wirklich sahen, während sie glaubten, die Merkmale ihrer Vorstellungsbilder zu beschreiben. Sie waren fast indigniert über die Frage, ob das Bild bloß phantasiert oder wirklich gesehen sei. Immerhin arbeitete die Vorstellung mit der Empfindung öfters in der Weise zusammen, daß die letztere ergänzt oder in einer bestimmten Umgebung erschien, die nicht wirklich gegeben war; der Paradiesapfel erschien auf einer Kanne gemalt u. dgl. Mit Tonreizen hat Perky, wie Külpe, nicht experimentiert.

Wie das Ergebnis solcher Versuche mit der Annahme eines spezifischen Unterschiedes vereinbar sein soll, kann ich mir nicht denken. Daß solche Verwechselungen und daß eine so innige Verschmelzung in den Wirkungen der äußeren und inneren Reize zustande kommen, beweist, daß dem Wesen nach eine Kluft nicht vorhanden ist.

Die von Perky berührte Fehlerquelle für Schwellenbeobachtungen, die in der subjektiven Erzeugung einer mit gespannter Aufmerksamkeit erwarteten Erscheinung liegt, läßt sich dadurch umgehen, daß die zu beobachtende Erscheinung eben nicht mit allen ihren Bestimmtheiten dem Beobachter vorher angegeben, sondern ein gewisser Spielraum gelassen wird. Die Versuche dürfen in dieser Beziehung nicht völlig wissentliche sein. In gewissem Grade sind sie es ja immer: man wird bei Schwellenbeobachtungen nicht die Instruktion geben, »irgend etwas« sich in der nächsten Zeit Darbietendes zu beobachten, sondern die Erscheinung ihrem allgemeinen Begriffe nach mehr oder weniger festlegen, als einen Ton,

---

[1] Experimental Study of Imagination. American Journal of Psychology Vol. 21 (1910), p. 422 ff.

einen hohen Ton, eine Farbe, eine helle Farbe an einer gewissen Stelle des Gesichtsfeldes u. dgl. Aber es muß so viel Spielraum bleiben, um eine bloß subjektiv entstandene Erscheinung durch ihre Schwankungen und Abweichungen gegenüber der objektiv erzeugten zu verraten.

b) Beobachtungshalluzinationen.

Der Übergang intensiver Vorstellungen in eben merkliche Empfindungen wird auch durch bemerkenswerte Vorkommnisse aus der Geschichte der beobachtenden Wissenschaften bestätigt. An einige darunter, die absichtlich den exaktesten Disziplinen entnommen sind, möge kurz erinnert werden. Es handelt sich immer um Fälle, bei denen die angestrengteste Aufmerksamkeit auf die Beobachtung einer erwarteten Erscheinung gerichtet war, und die Erscheinung gerade durch die Anstrengung der Aufmerksamkeit selbst erst entstand.

Die Odlehre des Freiherrn von Reichenbach aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mag als erstes Beispiel dienen. Der Entdecker des Kreosot und Paraffin, der freilich nebenbei eine stark mystische Ader hatte, glaubte sowohl durch das Auge als durch die Zunge und die Haut einen Stoff wahrzunehmen, der von den beiden Polen eines Magneten und von den entgegengesetzten Spitzen eines Bergkristalls ausströmen sollte. Eine Menge von Versuchen sollten dies bestätigen. Er berief sich aber auch auf Naturforscher wie Berzelius und Fechner, denen er es gezeigt habe. Fechner sagte sich in einer besonderen Schrift von ihm los, wenn er auch gewisse Erscheinungen zugab, die eine nähere Untersuchung verdienten[1].

Noch in frischem Andenken steht die kurze, aber in mehr als einer Beziehung denkwürdige Episode der N-Strahlen 1903/04[2]. Der Physiker Blondlot in Nancy (die N-Strahlen sind der Stadt zu Ehren so genannt) glaubte zu beobachten, daß eine Nernstlampe durch einen Aluminiumschirm hindurch auf eine schwach beleuchtete Fläche Strahlen sende, die eine merkliche Erhellung bewirkten. Acht verschiedene Arten solcher N-Strahlen sollte es geben, deren Brechungsexponenten nach den Regeln der Kunst bestimmt wurden. Durch einen Magneten sollten sie abgelenkt werden. Aber auch N_1-Strahlen mit verdunkelnder Wirkung wurden konstatiert. Der glückliche Entdecker erhielt einen der großen Preise der französischen Akademie. Zahlreiche französische Naturforscher von Ruf beteiligten sich an den Versuchen, die Comptes rendus der Akademie füllten sich mit Berichten. Auch Pflanzenteile, wie keimende Samen, im Dunkeln aufbewahrt, sollten noch tagelang solche Strahlen aussenden. Die Luftkompression bei Schallwellen sei ebenfalls eine solche Strahlenquelle, man sehe daher eine tönende Sirene im halbdunklen Zimmer besser als eine nichttönende. Selbst reines Wasser, eine Zeitlang bestrahlt, gebe die Strahlung weiter. Chloroform, Tabakrauch sollten sie vernichten. Drehung der Polarisationsebene wurde beobachtet, der Drehungswinkel gemessen. Transparent für die Strahlen fanden sich außer Aluminium auch Zink,

[1] Fechner, Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre 1876.

[2] Comptes rendus de l'Academie 1903/04, S. 136—138. Übersichten in den »Fortschritten der Physik« 1903, 2. Abt., S. 188ff.; 1904, 2. Abt., S. 285ff. Kritisches in den Berichten der Deutschen Physikalischen Gesellschaft 1903 (S. 416ff.), sowie in der Physikal. Zeitschrift 1903 (S. 732, 868) und 1904 (S. 126ff., 606, 674. Nach S. 789ff. hatte auch R. W. Wood aus Brüssel in einem der französischen Laboratorien selbst, wo N-Strahlen untersucht wurden, nur absolute Mißerfolge). Den Einfluß der Autosuggestion hat bereits W. Stern, Beiträge zur Psychologie der Aussage II. Folge, 2. Heft (1905), S. 153, zur Erklärung herangezogen.

Quecksilber, Pappe, die menschliche Hand u. a. Als endlich BROCA eine Bleiröhre, deren eines Ende mit einem Schwefelkalziumschirm verschlossen, deren anderes der N-Strahlenquelle zugewandt war, am Schädel eines Menschen oder Tieres vorbeiführte, konnte er aus dem verschiedenen Aufleuchten des Schirmes die Lage der Hirnwindungen bestimmen, freilich nur, wenn er selbst die Röhre bewegte und nachdem erst eine sechswöchentliche »Übung« voransgegangen war.

Bekanntlich haben weder deutsche noch englische Forscher diese Ergebnisse irgendwie bestätigen können. Nach der von RUBENS und LUMMER geübten Kritik und den Diskussionen auf deutschen und britischen Naturforscherversammlungen ist kein Zweifel, daß das Ganze eine Täuschung war. LUMMER verweist auf die Möglichkeit einer physiologischen Täuschungsursache: die Dunkeladaptation der Stäbchen in der Netzhaut (BLONDLOT will, daß man indirektes Sehen benutze, wobei die Stäbchen in Funktion treten), aber er vermutet auch psychologische Motive, insbesondere infolge allzu anhaltender Beobachtung: MASCART habe ihm geschrieben, er habe einen vollen Tag gebraucht, um die N-Strahlen wahrzunehmen. Ähnliches hörten wir ja auch soeben von BROCA.

Die Heranziehung der Stäbchen scheint mir hier kaum von Nutzen. Denn man kann nicht wohl annehmen, daß deutsche und englische Netzhäute anders gebaut wären als französische, oder daß sie nicht imstande wären, eine Erscheinung in indirektem wie direktem Sehen zu beobachten. Läge wirklich eine durch das Auge bedingte optische Erscheinung vor, dann müßte sie eben auch von allen normal sehenden Physikern bemerkt werden können. Auch kann man die zahlreichen Modifikationen der Beobachtungen unmöglich auf diese Ursache zurückführen. Vielmehr sind hier sicherlich zentral bedingte Erscheinungen im Spiele gewesen. Es waren wissenschaftliche Halluzinationen. Es war die Zeit, in der nach der Entdeckung der Röntgen- und der Radiumstrahlen die Phantasie der Forscher sich in solchen Bahnen bewegte, und es war der Ort, wo die Praxis der Suggestion zur höchsten Höhe gediehen ist, wo auch diese Autosuggestion geboren wurde. Bezeichnend ist ja auch, daß die Erscheinung nur bei »wissentlichen« Versuchen mit Regelmäßigkeit gesehen wurde. Bei unwissentlichen gab WEISS (Zürich), der sie in kritischer Absicht anstellte, mehrmals eine Erhellung an, ohne daß die Lichtquelle überhaupt vorhanden war. Nimmt man dazu die physische und geistige Verfassung nach stundenlanger, tagelanger Bemühung, so ist es verständlich, daß bloße Vorstellungen schließlich über die Schwelle der Empfindung gehoben würden.

In solchen Fällen verbleibt immer der Psychologie die Leichenschau, und sie hat Nutzen davon wie die Pathologie von tödlich verlaufenen Krankheitsfällen.

Es ist lehrreich, was ein nüchterner und zugleich psychologisch denkender Physiker wie MACH aus eigenen Erfahrungen über die Wirkung der Erwartung bei Beobachtungen berichtet. »Sehr oft glaubte ich beim Aufsuchen von Interferenzstreifen die ersten matten Spuren derselben im Gesichtsfeld deutlich wahrzunehmen, während mich die Fortführung des Versuches überzeugte, daß ich mich gewiß getäuscht hatte. Einen Wasserstrahl, dessen Hervortreten aus einem Kautschukschlauch ich erwartete, glaubte ich im halbdunklen Raume wiederholt deutlich zu sehen und erkannte den Irrtum erst durch Tasten mit dem Finger. Solche schwachen Phantasmen scheinen sich gegen den Einfluß des Intellektes sehr nachgiebig zu verhalten, während dieser gegen die starken lebhaft gefärbten (MACH denkt hier an die von ihm vorher erwähnten subjektiven Erscheinungen im dunklen Sehfelde) nichts auszurichten vermag. Erstere stehen den Vorstellungen, letztere den Sinnesempfindungen näher[1].«

---

[1] MACH, Die Analyse der Empfindungen[2], S. 131.

Minutiöseste Beachtung von Erscheinungen, die der Schwelle naheliegen, spielt bekanntlich in der Astronomie eine entscheidende Rolle. Der als guter Beobachter bekannte Astronom Otto Struve glaubte seit 1873 einen theoretisch vermuteten Begleiter des Procyon wiederholt an bestimmter Stelle zu beobachten, und die Messungen wurden von einem Mitbeobachter auch gelegentlich bestätigt. Ein anderes Mal allerdings ergaben sich Differenzen, auch solche zwischen seinen eigenen Beobachtungen. Die Washingtoner Astronomen konnten die Beobachtungen überhaupt nicht verifizieren. Und so kam Struve selbst zu der Vermutung, daß es sich nur um ein Produkt seines Auges handeln möge. In der Tat sah er auch neben Regulus mehrfach ein Lichtpünktchen in ähnlicher Richtung und Entfernung, ebenso bei Capella und Arcturus; auch sein Mitbeobachter fand wieder das gleiche. Bei Wiederholung fanden sie beide nichts, obgleich die Erwartung in verstärktem Maße bestand[1].

Hier kann man nun gewiß nicht von einer unkritischen Disposition sprechen, im Gegenteil ist die Selbstkritik des Beobachters mustergültig. Man hat an eine optische Eigenschaft des Instrumentes gedacht; aber wahrscheinlicher bleibt doch die psychologische Erklärung, der Übergang lebhafter Vorstellungen in schwache Sinneserscheinungen. Solche Vorstellungen zeigen ja auch nicht selten eine Neigung zur »Perseveration«. Daß die Überschreitung der Grenze bald erfolgte, bald aber bei noch stärkerer Erwartung nicht erfolgte, würde nicht entgegenstehen. Denn dergleichen zentral bedingte Schwellenerscheinungen sind äußerst variabel, und niemals können wir sagen, daß sie unter bestimmten angebbaren Umständen eintreten müssen. Auch war ja nicht nur die Erwartung im einzelnen Falle, sondern vor allem auch zugleich die allgemeine kritische Verfassung der Beobachter gegenüber dieser Erscheinung immer mehr gewachsen.

Auch die bekannte Streitfrage der Marskanäle hat auf psychologische Untersuchungen geführt. Photographische Aufnahmen lehren zwar, daß eine gewisse reale Unterlage der Beobachtungen vorhanden ist. Aber das ganze System der 398 Kanäle, wie es beschrieben wurde, beruht zum Teil doch auf Mitwirkung der Phantasie. Wie bereits in manchen anderen Fällen von der Astronomie das psychophysische Experiment herangezogen wurde, so hat nach Lowells Vorgange Newcomb Versuche über die Sichtbarkeit und die Deutung schwacher dunkler Linien auf hellem Grunde angestellt[2]. Eine kurze Linie erschien verlängert, ein Papier, von dem Newcomb wußte, daß es keine sichtbaren Linien trug, schien ein System kontinuierlicher Linien zu enthalten, ähnlich dem früher an anderen Papieren beobachteten. So stark war dieser Eindruck, daß Newcomb, hätte er die Versuchsumstände nicht gekannt, die Linien unbedenklich als objektiv vorhandene beschrieben hätte. Ein geringfügiger äußerer Anlaß lag jedoch auch hier in minimalen unregelmäßigen Verschiedenheiten der Struktur des Papieres, das auf eine Fensterscheibe geklebt war. Man würde also nach den gewöhnlichen Bezeichnungen hier eher von einer Illusion als einer Halluzination zu reden haben. In diesem Sinne deutet denn auch Newcomb die über die Wirklichkeit hinausgehenden Beobachtungen über Marskanäle. Aber der Begriff der Illusion darf hierbei nicht im Sinne eines bloß begrifflichen Deutens gesehener Erscheinungen, sondern muß im Sinne eines zentral gefälschten Sehens verstanden werden[3].

---

[1] O. Struve, Über den vermeintlichen Procyon-Begleiter. Mélanges math. et astronom. Bull. de l'Acad. Impér. de St.-Petersbourg. T. V, p. 337 ff.

[2] The Optical and Psychological Principles involved in the Interpretation of the so called Canals of Mars. Astrophys. Journ. Vol. 26 (1907). p. 1 ff.

[3] Vgl. hierzu auch Münsterberg, Grundzüge der Psychotechnik 1914. S. 675 ff.

Als CERULLI mit dem Opernglas auf dem Mars Linien beobachtete, die ihn lebhaft an die Marskanäle erinnerten, sah er sie ebenso auf dem Monde, wo sie sicher Truglinien sind. Auch er gibt eine psychologische Erklärung: das Auge strebe danach, eine möglichst einfache Anordnung in die unregelmäßig verteilten und durch das unvollkommene Instrument schlecht voneinander trennbaren Hauptflecke des Mondes zu bringen. Es ziehe durch die dunklen Flecke Verbindungslinien. Auch die Verdoppelungen der Marskanäle seien so verständlich [1].

Um einen analogen Fall aus dem Gebiete der Gehörsempfindungen hier anzureihen, sei auf die angeblichen Beobachtungen von 5 bis 6 Differenztönen eines Tonpaares in FELIX KRUEGERS ausgedehnten Untersuchungen verwiesen. Unter Benutzung einer Anzahl von Mitbeobachtern glaubte er neben den zwei Differenztönen, die unzweifelhaft vorhanden sind, auch eine Anzahl anderer festgestellt zu haben, die aber sicher auf Täuschung beruhten. Die außerordentlichen Abweichungen der Beobachtungen untereinander und von den theoretisch zu erwartenden Tonhöhen, die KRUEGER nur durch Vermittelung eines unzulässigen Deutungsverfahrens zu Schlußfolgerungen verwertet, und das Ausbleiben sämtlicher Erscheinungen, die an die fraglichen Töne nach akustischen Gesetzen geknüpft sein müßten lassen hieran nicht zweifeln. Früher hatte auch ANTON APPUNN mit großer Bestimmtheit Angaben über Kombinationstöne veröffentlicht, in denen sein geübtes akustisches Vorstellungsvermögen ihn weit über die Grenze seines geübten Hörvermögens hinausführte [2].

In solchen Fällen ist es eine naheliegende, nur zu wohlfeile Erwiderung, es fehle dem Leugner an Beobachtungsfähigkeit oder Sinnesschärfe. Auf diese Art kann man sich nicht über innere Widersprüche oder Unwahrscheinlichkeiten und ebensowenig über die mißlingende Verifikation, d. h. die Abweichung aller aus der fraglichen Behauptung zu ziehenden Folgerungen von der Erfahrung, hinwegsetzen. Der einzige Weg der Entscheidung ist, soweit nicht etwa nur vollkommenere Instrumente gegen unvollkommene stehen, eben dieser: aus der bezweifelten Beobachtung müssen Schlüsse gezogen und diese wieder an Beobachtungen, die einen Zweifel nicht zulassen, geprüft werden.

c) Absichtliche (eingeübte) Halluzinationen.

Auch durch willkürliche Aufmerksamkeit gelingt es oft, die Stärke von Sinnesvorstellungen in hohem Maße zu steigern. Bei den meisten experimentellen Vorstellungsforschungen gehört gerade dieses, sich möglichst intensive anschauliche Vorstellungen absichtlich zu vergegenwärtigen, zu den Aufgaben der Versuchspersonen. Daß es sowohl bezüglich der Vorstellungen überhaupt, als auch bezüglich einzelner Sinnesklassen Verschiedenen in sehr verschiedenem Maße gelingt, ist bekannt und durch überreiches Tatsachenmaterial belegt. Hier nur einiges über Fälle, in denen die Empfindungsschwelle überschritten wurde, also geradezu Empfindungen durch den Willen erzeugt wurden.

So gibt der Chirurg HUNTER bereits 1786 bei Besprechung des tierischen Magnetismus an, er könne durch Fixierung der Aufmerksamkeit auf einen Teil seines Körpers mit Sicherheit eine Empfindung darin hervorrufen [3]. Dann hat der Physiologe G. H. MEYER systematische

---

[1] CERULLI, Marskanäle und Mondkanäle. Astron. Nachr. Bd. 146, S. 155.

[2] Zu KRUEGERS Untersuchung s. meine ausführliche Kritik: Beobachtungen über Kombinationstöne. Ztschr. f. Psychol. Bd. 55, S. 3 ff. (in m. Beiträgen zur Akustik und Musikwissenschaft 5. Heft). Zu APPUNN ebenda S. 18.

[3] Zitiert nach HACK TUKE, Geist und Körper S. 5.

Versuche ausgeführt, in denen er es nach langer Übung dahin brachte, Gesichter und andere Gegenstände in aller Lebendigkeit und Schärfe wie Wahrnehmungsobjekte vor sich zu sehen [1]. Auch auf der Haut konnte er an beliebigen Stellen subjektive Empfindungen von Wärme und Druck hervorbringen, nicht dagegen in den übrigen Sinnen. Die Versuche stellte er bei Tag oder Nacht in ruhiger Rückenlage mit geschlossenen Augen in stiller Umgebung an. Er sah in den ersten gelingenden Versuchen das ganze Bild leuchten, später helle Umrißlinien auf dunklem Grunde, endlich beliebige Gegenstände in ihrer natürlichen Farbe und Beleuchtung auf einem meist dämmerigen Grunde. Einzelne Male gelang es auch, reine Farben ohne Objekte zu sehen, die dann das ganze Sehfeld ausfüllten. Erscheinungen unbekannter Gegenstände gelangen häufig nicht, ihnen substituierten sich ähnliche bekannte oder geläufigere Gegenstände. Daran erkennt man deutlich den Einfluß der vorhandenen Vorstellungsdisposition. Zu beachten ist, daß MEYER auch schon unabhängig von solcher systematischen Übung zu spontanen Halluzinationen bei ganz gewöhnlichen Anlässen hinneigte, indem Vorstellungen, die nach dem gewöhnlichen Laufe der Assoziationen reproduziert wurden, gelegentlich mit vollkommener sinnlicher Lebendigkeit auftraten (a.a.O. S. 235 ff.). »Es geschieht mir nämlich außerordentlich häufig, daß ich verschiedene Gegenstände, über welche ich gerade nachdenke oder von welchen ich mit jemand spreche, plötzlich in aller Lebhaftigkeit vor Augen sehe. Namentlich sind es mikroskopische Objekte und Landschaften, zwei Gegenstände, an welchen ich besonders vieles Interesse nehme . . . . Die günstigsten Verhältnisse für diese Erscheinungen sind mir eine düstere Beleuchtung, und sie erscheinen mir besonders, wenn ich mich zu gleicher Zeit körperlich bewege; gewöhnlich treten sie ein, wenn ich über die etwas düstere Hausflur in meiner Wohnung gehe oder in der Abenddämmerung einen Spaziergang mache. Sie treten dann plötzlich und mit einer solchen Lebhaftigkeit vor mich, daß ich schon manchmal davon ganz überrascht worden bin.« So sah er auch, als er in der Abenddämmerung ein Schaf blöken hörte, das Bild eines weißen Lämmchens mit rotem Halsbande aufs allerlebhafteste vor Augen usw. »Durch die Bilder hindurch sehe ich dann die umgebenden Gegenstände wie durch einen Schleier hindurchschimmern.«

In KÜLPES obenerwähnten Versuchen wurden außerhalb der sonst unwissentlichen Versuchsreihen die Versuchspersonen auch gelegentlich aufgefordert, subjektive Erscheinungen willkürlich zu erzeugen (a. a. O. S. 525 ff.). Die Disposition dazu war individuell sehr verschieden, aber mehrere Teilnehmer konnten dieser Aufgabe mehr oder weniger prompt nachkommen. Es gelang ihnen, eine bestimmte Farbe nach kürzerer oder längerer Zeit auf gegebene Suggestion hin subjektiv zu erzeugen, allerdings nicht in voller Lebendigkeit. Bei einem z. B. wurde auf die Anregung, Gelb zu sehen, das Gesichtsfeld sofort heller und etwas gelblich. Die Aufforderung, Violett zu sehen, hatte nach 10 Sekunden ein undeutliches violettes Bild zur Folge. Einem anderen (WARREN) gelang es nach vorangehender Übung, Farben verschiedenen Tones sogar mehr oder weniger tief gesättigt hervorzubringen, teils als einzelne Flecken oder Streifen, teils als Tingierung des ganzen Gesichtsfeldes. Sie schienen sogar Nachbilder zu hinterlassen. Andere Versuchspersonen dagegen konnten, wie sie sich selbst ausdrückten, die verlangten Farben zwar vorstellen, aber nicht sehen [2].

---

[1] Untersuchungen über die Physiologie der Nervenfaser 1843, S. 237 ff. Längere Auszüge bei FECHNER II, S. 484 ff.

[2] KÜLPE selbst zweifelt (S. 528), ob überhaupt jemals »zentral erregte Empfindungen« bei seinen Versuchspersonen mitgespielt haben (während er sich früher, Grundriß d. Psychol. S. 185, bestimmter dafür ausgesprochen hatte). Er denkt mehr an die von HELMHOLTZ ge-

Wahrscheinlich handelt es sich auch bei den vorher unter a) beschriebenen Experimenten der Amerikaner des öfteren um solche Erscheinungen, die infolge absichtlicher darauf gerichteter Anstrengung nicht bloß der Empfindlichkeitsschwelle nahekamen, sondern sie überschritten. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht besonders die Fälle von negativen Nachbildern, über die weiter unten zu sprechen sein wird.

Bekannt ist Goethes Angabe, daß eine Blume, die er sich bei geschlossenen Augen vorstelle, sich sofort auseinanderlege und immer neue Blumen mit fertigen Blättern daraus entständen, regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Ähnlich geht es Wundt mit Gesichtern, die in Fratzen übergehen (Physiol. Psychol.[6] III, S. 453). Auch in solchen Fällen dürften überschwellige Erscheinungen vorliegen. Der Wille setzt hier aber nur den Anfang, während die Fortsetzung seinem Einfluß entzogen ist.

Auf dem von G. H. Meyer eingeschlagenen Wege hat es kürzlich der Lyzealprofessor der Chemie L. Staudenmaier in Freising sogar bis zum Stimmenhören und Geistersehen gebracht und will dadurch die Magie als Wissenschaft neu begründet haben (Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft 1916). Er gibt für die Erzeugung von Halluzinationen aller Sinne und den Verkehr mit den so selbsterzeugten unterbewußten Geistern in allem Ernst methodische Anleitung, obgleich er am eigenen Leibe die unvermeidliche Folge dieses antibiologischen Unternehmens, tiefe Zerrüttung des Nervensystems, erfahren. Einmal praktiziert, mag die neue schwarze Kunst als Beitrag zur Entstehungsgeschichte spiritistischer und religiöser Visionen immerhin einen gewissen Wert haben, aber eine weitere Entwickelung ist ihr nicht zu wünschen.

§ 4. Abspaltung der getönten Farben von den tonfreien bei bloßen Vorstellungen und bei Halluzinationen.

Fechner gab an, daß er von gesehenen Objekten nur unbestimmte, verwaschen umrissene Erinnerungsbilder habe, daß er aber Farben bei aller Bemühung überhaupt nicht oder nur in flüchtigem zweifelhaften Scheine bei Erinnerung an sehr frappante Eindrücke reproduzieren könne, wenn er z. B. an durchschnittene Eier auf Spinat denke[1]. Dieser Unterschied

---

schilderten Flecken, Bänder, Streifen, an den Lichtnebel und dergleichen Erscheinungen, die aus dem Inneren des Auges und aus der Netzhaut stammen. Aber wie sollten diese peripherischen Erscheinungen unter so entschiedenem Einfluße des Willens und der Übung stehen? Oder ist gemeint, daß diese bereits vorhandenen subjektiven Erscheinungen nur infolge der aufgetragenen Aufgabe erst bemerkt wurden, nachdem sie vorher wie gewöhnlich unbemerkt geblieben waren?

[1] Elem. d. Psychoph. II, S. 470. Vgl. auch Koffka: Zur Analyse der Vorstellungen S. 211. Der Verfasser meint, daß hier zwei verschiedene Fälle vorliegen können, die Vorstellung kann wirklich phänomenal farblos sein, oder die Farbe kann vorhanden sein, ohne beachtet zu werden. Doch sei der Unterschied nicht essentiell. Nach seinen neueren Veröffentlichungen wird er wohl unbeachtete und doch vorhandene Merkmale überhaupt nicht mehr zugeben.

H. B. Alexander gibt an (Psych. Review Bd. 11, S. 320), daß seinen im übrigen gut entwickelten Gesichtsvorstellungen die Farbe zunächst fehle, aber mit wachsender Aufmerksamkeit mehr hervortrete.

zwischen farblosen und farbigen Vorstellungen findet sich aber nicht bloß bei Personen von geringer Vorstellungsfähigkeit, sondern auch bei visuell gut veranlagten Personen. Manche können Vorstellungen von Gestaltengut, Vorstellungen von Farben nur schlecht reproduzieren, andere wieder umgekehrt. Auch bei den Malern sind entsprechende Unterschiede allbekannt, es kann einer ein guter Schwarzweißkünstler und ein weniger guter Ölmaler sein.

Nach einigen Angaben in neueren Untersuchungen scheint dies nun soweit zu gehen, daß gewisse Personen mit gut ausgeprägter visueller Vorstellungsfähigkeit sich gleichwohl Farben überhaupt nicht vorzustellen vermögen. Solches berichtet z. B. Segal über eine seiner Versuchspersonen, die er als »ausgezeichnet« qualifiziert. Dieser ist nach der zu Protokoll gegebenen Beschreibung seiner Vorstellungen hervorragend visuell begabt, und zwar bilden sich bei ihm die klarsten und ausgeführtesten Vorstellungen von solchen Objekten (Landschaften, Gebäuden), die er niemals gesehen, von denen er nur Beschreibungen gelesen hatte. Die Einfahrt in den Hafen von New-York z. B. sieht er mit einer Menge von genau lokali-

Eine Anzahl von Beobachtungen über solche Unterschiede hinsichtlich der Farbigkeit von Gedächtnisbildern bei Urbantschitsch, Über subjektive optische Anschauungsbilder 1907, S. 26. Ich kann jedoch nicht mit Jaensch (s. u.) darin eine Entdeckung des Verfassers erblicken. Noch weniger möchte ich dieses und das sich daran anschließende Buch »Über subjektive Hörerscheinungen und subjektive optische Anschauungsbilder«, 1908, als »grundlegend« für die Erforschung der Anschauungsbilder (anschaulichen Gedächtnisbilder) bezeichnen. Das Wesentlichste darin sind die Angaben über Beeinflussung der Gedächtnisbilder durch Sinnesreize, und hierüber finden sich haufenweise Angaben, die das allergrößte Mißtrauen gegen die wissenschaftliche Beobachtungsfähigkeit der benutzten Versuchspersonen erwecken. Durch Einwirkung bestimmter Töne sollen die im Gedächtnisbilde verschwundenen Farben wieder hervorgeholt werden; ebenso sollen die Töne C, c^2 usf. verschiedene Teile des optischen Bildes, etwa den Kopf oder Rumpf eines Mädchens hervorrufen — und dies nicht etwa auf dem Wege der Reproduktion infolge früher gestifteter zufälliger Assoziationen, sondern infolge rein physiologischer Zusammenhänge, deren Gesetzlichkeit vollkommen im Dunkel bleibt. Ein vierstimmiger Akkord wird vorgestellt: bei Einwirkung der gelben Farbe erhöht sich der oberste Ton um einen Ton, bei Blau der zweite, ein folgendes Mal beim gleichen Reiz der dritte. Eine vorgestellte Beethovensche Romanze geht bei Kälteeinwirkung auf die Stirne um einen Ton in die Höhe, bei derselben Einwirkung auf die Wange um einen Ton herunter. Von der Melodie des Liedes »Wenn der Frühling auf die Berge steigt, O Täler weit, o Höhen« — das sind, nebenbei bemerkt, die Anfänge zweier verschiedener Lieder — hört die Vp. beim Anlegen der Anode ans rechte Ohr, der Kathode ans linke die zweite Zeile, bei Vertauschung der Pole die erste. Und so weiter Seite für Seite! Mir will scheinen, daß alle in der Einleitung vorliegender Abhandlung angedeuteten Fehlgriffe beim Arbeiten mit Versuchspersonen sich hier vereinigt haben.

sierten Einzelheiten. Dabei erklärt er aber, seine Vorstellungen seien niemals farbig[1]. Auf diesen Punkt wäre bei weiteren Untersuchungen noch mehr zu achten, da es zur Kennzeichnung der engen Beziehung der Vorstellungen zu den Empfindungen beiträgt, wenn die Trennbarkeit der tonfreien von den getönten Farben, die wir bei total Farbenblinden beobachten, sich in typischer Weise in das Gebiet der bloßen Vorstellungen fortsetzt.

Interessant ist es nun, daß auch bei Halluzinationen, die wir ihrem Erscheinungscharakter nach nicht zu den Vorstellungen, sondern zu den Empfindungen rechnen, die aber den zentralen Ursprung mit den Vorstellungen teilen, eine solche Abspaltung vorzukommen scheint. Ich füge hier den Bericht eines Kollegen (Hrn. Brandl) bei, der seine Halluzinationen in den Fieberzuständen während einer heftigen Lungenentzündung gut beobachtet hat und hervorhebt, daß sie trotz großer Lebendigkeit doch fast farblos waren.

Er sah immerfort chaotische Steinmassen aus grauem Material, die sich bewegten, auch in fratzenhafte menschliche und tierische Formen übergingen, aber kein Grün und kein Wasser. Da ihn dies quälte, versuchte er aus der Erinnerung, sich braune, rote, gelbe Gegenstände vorzustellen, und prägte sich die bei offenen Augen gesehenen Farben ein, um die Vorstellungen zu unterstützen. Aber umsonst: sobald er die Augen schloß, wieder dieselben grauen Felsmassen. Nur ein schmutziges Rot wird gelegentlich in der Beschreibung erwähnt. Nach zwei Tagen erscheint auch Wasser zwischen den Steinmassen, die jetzt andere Formen (von Schloßbauten usw.) angenommen hatten: aber es hat nur eine schmutziggelbliche Färbung. Grün vorzustellen ist immer noch unmöglich. Es erscheinen phantastische Kombinationen von Gebäuden mit Menschen, ein Kamin schwingt grüßend den Hut, bewegte Ornamente haben Vogelform. Er ist erfreut, wenigstens die gelbbraune Erdfarbe wieder zu sehen. Am nächsten Tage konnte er sich auch wieder grüne Hänge, wenn auch nur mattgrün, wie im Spätherbst, vorstellen. Mit der Gesundheit kehrten die vollen Farbenvorstellungen wieder.

Wir wissen, daß die Zapfen der Netzhaut wesentlich die Farbenunterschiede, die Stäbchen wesentlich die Helligkeitsunterschiede vermitteln. Da der Berichterstatter beim Sehen selbst keine Farbenstörung hatte, so muß man wohl annehmen, daß in der Hirnrinde, wo die Halluzinationen sich bildeten, eine der totalen Farbenblindheit analoge Abspaltung eingetreten war. Denkt man sich für die Stäbchen und Zapfen in der zentralen Sehsphäre verschiedene Endgebilde (Wilbrand) oder wenigstens verschiedene Prozesse, so würde sich ein solches Vorkommnis begreifen.

Vielleicht ist die Vermutung nicht zu kühn, daß die graue Farbe der Gespenstererscheinungen und die blendende Weiße, in der nach den Ur-

[1] Segal a. a. O. S. 485 ff.

kunden verschiedener Religionen mit großer Regelmäßigkeit Engel oder verklärte Heilige erscheinen, auf demselben Vorgang beruhen. In Fällen der letzteren Art wird man annehmen dürfen, daß die Intensität des farblosen zentralen Prozesses wirklich den höchsten Grad der durch äußeres Licht zu erzielenden erreiche. Natürlich liegt es der religiösen Phantasie auch aus rein psychologischen Gründen nahe, mit dem Begriff einer übernatürlichen Erscheinung zugleich den der höchsten objektiven Lichtintensität zu verknüpfen; und daß bei solcher Intensität alles weiß wie die Sonne erscheint, ist eine zu allgemeine Erfahrung, als daß auch eine die Erfahrung weit überflügelnde Phantasie sie umgehen und etwa ein Rot oder Blau von einer Intensität, wie sie in Wirklichkeit bei diesen Farben niemals erzielt werden kann, vorzustellen versuchen würde. Aber wenn auch Motive solcher Art die Ausgangspunkte der Weißfärbung bilden, so muß doch in Fällen, wo tatsächlich keine äußere Lichteinwirkung die Verdrängung der farbigen durch farblose Nervenprozesse bewirkt, eben eine zentrale Verdrängung oder Abspaltung stattfinden. Es ist keineswegs selbstverständlich, daß auch ohne Einwirkung des äußeren Lichtes die höchste Erscheinungsintensität nur in Verbindung mit Weißfärbung gegeben sein könne.

So lassen sich die typischen individuellen Unterschiede der Vorstellungsfähigkeit in Hinsicht der getönten und tonfreien Farben mit halluzinatorischen Erscheinungen, die schon Empfindungscharakter tragen, in Parallele setzen; und diese selbst weisen wieder auf gleiche zentrale Bedingungen hin, wie die bekannten Fälle totaler Farbenblindheit. Daß auch diese ihre Mitbedingungen in der Hirnrinde habe, ist wahrscheinlich[1]. Jedenfalls zeigt sich, rein empirisch betrachtet, auch in dem speziellen Punkte der Abtrennbarkeit der tonlosen von den getönten Farben die Kontinuität der von den Empfindungen zu den Vorstellungen führenden Erscheinungsreihe[2].

[1] Neuerdings hat Goldstein (Jahresversammlung der Gesellsch. deutscher Nervenärzte, Bericht im Neurolog. Centralblatt v. 16. 10. 1917. Nr. 20, S. 862) bei Hirnverletzungen durch Kopfschüsse eigentümliche Farbensinnstörungen festgestellt: es fand sich relativ häufig erworbene Rotgrünblindheit. Dabei aber niemals eine sektorenförmige oder hemianopische Gesichtsfeldstörung, wie sie bei Verletzungen der Calcarina eintreten. Goldstein vermutet daher, daß die verletzte Stelle außerhalb dieser Sphäre gelegen sei. Wie dem sei: jedenfalls lag der Sitz der Farbensinnstörung in der Rinde.

[2] In einer vorläufigen Mitteilung von Jaensch über »Die experimentelle Analyse der Anschauungsbilder« (Sitzungsber. d. Gesellsch. zur Beförderung der gesamten Naturwissen-

Dritter Abschnitt.

Allgemeines.

§ 1. Abgrenzung der Vorstellungen gegen die Empfindungen.

Das Bisherige bezog sich wesentlich auf das am meisten umstrittene Merkmal der Stärke und auf die Frage, ob dieser bloß graduelle Unterschied als der in erster Linie maßgebende angesehen werden kann oder ob irgend eine spezifische Verschiedenheit angenommen werden muß. Wir fanden die erste Anschauung, zugleich die zeitlich älteste, bestätigt. Es ist nicht nötig, in dieser Hinsicht auch noch auf andere Sinne als den Gehörs- und Gesichtssinn ausführlich einzugehen.

Nun sind neben diesem Unterschied der Stärke von jeher noch andere Merkmale erwähnt worden, von denen wir auch einige, wie den Einfluß des Willens auf die Vorstellungen, in der Untersuchung zu berücksichtigen hatten. Wir stellen jetzt die Liste der in Betracht kommenden Merkmale zusammen[1].

1. Die sinnlich-anschaulichen Erscheinungen einer bestimmten Gattung bilden ihrer Stärke nach eine stetige Reihe von den schwächsten bis zu den stärksten. In dieser Reihe gibt es an und für sich, rein erscheinungsmäßig betrachtet, keinen bestimmten Trennpunkt, der zwei Klassen voneinander schiede. Daß eine solche Scheidung im Bewußtsein des heranwachsenden Menschen sich allmählich vollzieht, hängt mit der Unterscheidung des eigenen Körpers von der Umgebung und mit der Erkenntnis zusammen, daß Erscheinungen, die einer gewissen oberen Stärkezone angehören, der Regel nach durch Einwirkung äußerer Objekte und Vorgänge auf unsere Sinnesorgane zustande kommen. Die Frage, ob wir in einem einzelnen

schaften zu Marburg. Dezember 1917) wird angegeben, daß auch bei physiologischen Nachbildern, d. h. den Nachempfindungen, die unmittelbar auf einen äußeren Reiz folgen, bekannte Typen von Farbenblindheit aufträten. Man muß betreffs näherer tatsächlicher Angaben den ausführlichen Bericht abwarten.

[1] Die im folgenden erwähnten Kriterien, wenigstens die ersten drei, werden vielfach als die »Ebbinghausschen Merkmale« angeführt. Selbstverständlich finden sie sich auch bei früheren Psychologen, wenn auch bald das eine, bald das andere vorwiegend oder allein hervorgehoben wird. Ziemlich vollständig z. B. in Külpes Grundriß der Psychologie 1893, S. 187. Ich selbst habe, wie ein für die Vorlesung lithographierter Grundriß der Psychologie aus dem Jahre 1887 bezeugt, bereits damals die sämtlichen im obigen Texte zu erläuternden Gesichtspunkte in dieser Reihenfolge und Bewertung angegeben.

Falle einen Gegenstand wirklich hören, sehen, riechen, oder ob wir seinen Ton, sein Bild, seinen Geruch, seine Berührung nur anschaulich vorstellen, hat in diesem Falle, wenn es sich also um die in der Schwellengegend liegenden Erscheinungen handelt, keinen anderen Sinn als diesen: ob die sinnliche Erscheinung, die uns in beiden Fällen qualitativ gleichartig gegeben ist, auf äußeren Einwirkungen beruhe oder nicht. Die Kriterien, nach denen wir uns dabei richten, sind durch Erfahrung erworben und genügen in den meisten Fällen, lassen aber auch vielfach Zweifeln und Irrtümern Raum. Die Erfahrung hat uns einen gewissen Stärkegrad, richtiger ausgedrückt: einen gewissen engen Bereich der Erscheinungsintensitäten (die Schwellengegend) kennen gelehrt, innerhalb dessen die von äußeren Reizen hervorgebrachten Sinneserscheinungen einer bestimmten Gattung ihren Anfang nehmen. Die Bestimmung der zugehörigen geringsten Reizstärke ist Sache der Wissenschaft, aber für die deutlich übermerklichen Empfindungen ist uns die charakteristische Erscheinungsintensität durch die gewöhnliche Lebenserfahrung soweit bekannt, daß wir danach bloße Vorstellungen zumeist praktisch genügend von Empfindungen zu scheiden vermögen. Dazu hilft aber sehr wesentlich auch die bestimmte, bei größerer Stärke vom Willen unbeeinflußbare Lokalisation, überhaupt die zwangsmäßige Bestimmtheit der Erscheinungen in allen Beziehungen mit. Dem Erwachsenen sind diese Merkmale so geläufig, daß er in gewöhnlichen Fällen ohne jede Überlegung die Unterscheidung und die Zuteilung zur einen oder anderen Klasse der Erscheinungen mechanisch vollzieht.

Es ist zur Klarheit in dieser Sache durchaus notwendig, das Verhältnis zwischen dem Intensitätsmerkmal und dem der bewußten Beziehung auf einen äußeren Reiz genau im Auge zu behalten. Die Bedeutung des letzteren innerhalb der ontogenetischen Entwickelung erkennen wir vollkommen an: die Entstehung der ganzen Unterscheidung zwischen Empfindung und bloßer Vorstellung ist darauf zurückzuführen. Aber damit ist nicht gesagt, daß es für die wissenschaftliche Klassifikation das entscheidende sein dürfte. Vielmehr bleiben die S. 23 dagegen gerichteten Einwendungen bestehen. Nachdem einmal die geringste einem äußeren Reiz entsprechende Erscheinungsintensität als untere Grenze der höheren Zone festgelegt ist, müssen alle Erscheinungen, deren Intensität diesen Punkt überschreitet, zu den Empfindungen gerechnet werden, auch wenn die bewußte Beziehung auf einen äußeren Reiz fehlt oder durch die Beziehung

auf einen inneren ersetzt ist. Die Schwellentatsachen dienen nur zur Eichung der Intensitätsskala. Sie spielen eine ähnliche Rolle wie die Gefriertemperatur des Wassers für die Fixierung eines Punktes innerhalb der stetigen Ausdehnung des Quecksilbers. Aber damit ist ihre Leistung erschöpft. Das so geeichte Thermometer der Intensitäten ist nunmehr ein selbständiges Maßinstrument geworden, mit dem wir die Zuteilung einer Erscheinung zur Gruppe der oberen und unteren Intensitäten vollziehen.

Bloße Sinnesvorstellungen anschaulichen Charakters sind also erscheinungsmäßig in erster Linie definiert als Erscheinungen der unteren Intensitätszone. So ist der früher angewandte Ausdruck: »Erscheinungen zweiter Ordnung«, der nicht präjudizieren sollte[1], nunmehr bestimmter zu definieren, bleibt aber als bequemere Ausdrucksweise stets verwendbar.

2. Als zweites, wenn auch nicht so allgemein anwendbares Merkmal kommt hinzu: Vorstellungen sind Erscheinungen von geringerer Fülle, d. h. geringerem Reichtum an immanenten und begleitenden Merkmalen gegenüber gleichnamigen Empfindungen. Bei diesem Kriterium darf natürlich eine Vorstellung eines Sinnesgebietes nicht mit einer beliebigen Empfindung desselben Gebietes verglichen werden, sondern nur mit einer gleichnamigen. Die bloße Vorstellung der Sixtinischen Madonna oder der Straßburger Domfront kann reicher an angebbaren Einzelheiten sein als die Sinnesempfindung einer geraden Linie oder einfarbigen Fläche. Aber ein vorgestellter Stuhl erscheint im allgemeinen weniger detailliert als ein gesehener Stuhl. Die Vorstellungen verhalten sich in dieser Hinsicht ähnlich den Empfindungen unter ungünstigen Umständen, etwa bei wachsender Entfernung oder schlechterer Beleuchtung eines gesehenen Gegenstandes; womit zugleich die bloß graduelle Natur dieses Unterschiedes illustriert wird.

Wenn wir nach Lotze geneigt sind, gleichzeitig Wahrgenommenes in der Vorstellung in ein sukzessives zu verwandeln, z. B. einen gehörten Akkord in eine Aufeinanderfolge der drei Töne, das Gesicht eines Freundes in eine Aufeinanderfolge einzeln vorgestellter Teile[2], so dürfte diese Neigung, soweit sie vorhanden ist (auch hierin gibt es individuelle Unterschiede),

---

[1] Erscheinungen und psychische Funktionen. Abhandlungen der Akademie v. J. 1906, S. 4.

[2] Kleine Schriften III, 1, S. 84.

gerade auf dem Bedürfnis beruhen, der zu wenig differenzierten Vorstellung durch wechselnde Aufmerksamkeitsverteilung nachzuhelfen.

Daß in bezug auf den Reichtum an Einzelheiten des Vorgestellten gewaltige individuelle Unterschiede bestehen, ist bekannt. Visuell oder akustisch Begabte übertreffen die Unbegabten wie an Stärke so an Detail der Vorstellungen. Gleichwohl ist die Fülle der in der Empfindung gegebenen, sei es bei der ersten Wahrnehmung schon auffälligen, sei es durch die Absicht der Beschreibung und Analyse herauszuholenden oder hinzukommenden Einzelheiten wohl überall größer als die bei den gleichnamigen Vorstellungen, die sich auch in dieser Hinsicht den Empfindungen nur als einem Grenzfalle nähern. Wenn bei manchen Schriftstellern, dramatischen oder erzählenden, und bei bildenden Künstlern, Vorstellungen von einer den Sinneswahrnehmungen fast gleichkommenden Fülle auftreten, wenn sie Personen leibhaftig vor sich sehen und reden hören, oder wenn Komponisten vielstimmige Harmonien mit den Klangfarben der verschiedenen Instrumente innerlich hören, so gehen hierbei eben auch die bloßen Vorstellungen bereits mehr oder weniger in Halluzinationen, d. h. wirkliche Empfindungen, über[1].

Da Bilder sich von den wirklichen Gegenständen im allgemeinen gleichfalls durch die geringere Farbenintensität und Helligkeit wie durch geringeres Detail unterscheiden, so ist es verständlich und gerechtfertigt, wenn die psychologische Theorie die Vorstellungen als Abbilder der Wahrnehmungen bezeichnet. Auch insofern trifft die Analogie zu, als die Intensitäten der Vorstellungen (vielleicht abgesehen vom Gesichtssinn) geringere Unterschiede untereinander zeigen, als die der Empfindungen: denn dasselbe gilt von den Intensitäten bezw. Helligkeiten der Gemäldefarben gegenüber denen der Gegenstände (WOLLASTON, HELMHOLTZ)[2]. Nur darf man nicht

[1] K. GOLDSTEIN, Die Halluzinationen 1912, S. 7, berichtet über einen 54jährigen neuropathischen, sonst aber normalen Mann, der nach seiner Angabe schon als Knabe sich ganze Buchseiten als Gesichtsbild einprägte und nachher durch einfaches Ablesen an dem Erinnerungsbild wiedergeben konnte. Ganz dasselbe beobachtete bereits DROBISCH (Empirische Psychologie 1842, S. 95) an einem von ihm untersuchten 14jährigen, früher für blödsinnig gehaltenen Knaben. Auch in der Hypnoseliteratur werden derartige Hypermnesien berichtet. Doch dürfte es sich empfehlen, in neu vorkommenden Fällen einmal das Tatsächliche genauer festzustellen.

[2] Andere Gründe, die wenigstens in vielen Fällen mitwirken, erwähnt SEGAL S. 429 ff., 440 ff. (bei kleinen und isolierten Vorstellungsobjekten).

das Bewußtsein der Bildlichkeit als einen charakteristischen Zug in die Beschreibung des Bewußtseinsinhaltes des Vorstellenden selbst hineinnehmen oder gar das definierende Merkmal darin sehen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob und wie es möglich sei, daß auch abstrakte Merkmale einer Empfindung, also solche, die niemals für sich gegeben sein, sondern nur als Teilinhalte in einem gegebenen Inhalt unterschieden werden können, in der bloßen Vorstellung in Wegfall kommen. So behauptete der Anatom HENLE, der eine im übrigen sehr gute musikalische Vorstellungsfähigkeit hatte, daß die Unterschiede der Klangfarbe für ihn dabei hinwegfielen[1]. Es ist bekannt, daß man bei sinnlichen Wahrnehmungen so einseitig auf irgendein Moment, z. B. die Gestalt, achten kann, daß man unmittelbar nachher nichts über andere Eigenschaften, wie die Farbe, auszusagen weiß[2]. Die Frage ist nun, ob in solchen Fällen, wenn man sich bemüht, die Erscheinung so deutlich und anschaulich als nur möglich zu reproduzieren, die Vorstellung tatsächlich als farblos (und zwar nicht bloß als frei von getönter sondern auch von grauer Färbung) bezeichnet werden muß. Es würde dann in der bloßen Vorstellung Räumliches ohne jede farbige Qualität auftreten können, was in der Sinnesempfindung niemals geschehen kann. Eine Eigenschaft, die in der Empfindung nur durch Abstraktion erfaßt werden kann, könnte in der bloßen Vorstellung als selbständiger Bewußtseinsinhalt auftreten. Ich halte dies aber nicht für möglich, glaube vielmehr annehmen zu müssen, daß auch bei den bloßen Vorstellungen beachtete und unbeachtete Teilmerkmale vorkommen. Es dürfte sich in Fällen wie dem HENLES

[1] Siehe meine Tonpsychologie I, S. 160. Ähnliches berichtet SÁNDOR KOVÁCS (Untersuchungen über das musikalische Gedächtnis, Zschr. für angewandte Psychol. Bd. 41, S. 132) über die Gehörsbilder seiner Klavierschüler: sie waren keine Klaviertöne, erinnerten überhaupt an keine Instrumente, sondern waren gewissermaßen Abstrakta. Die größte Ähnlichkeit hatten sie noch mit dem Gesang, und zwar mit der eigenen Stimme. Eine durchgängige Eigentümlichkeit der Tonvorstellungen ist aber dieser Verlust der Klangfarbenunterschiede nicht. Sie dürften bei solchen, die ihre Aufmerksamkeit gerade auch auf Klangfarben zu richten pflegen (Dirigenten, Orchesterkomponisten) allgemein bestehen bleiben. Vgl. auch oben S. 11—12. Systematisch hat KUHLMANN Gehörserinnerungen untersucht und die Veränderungen und Verschiedenheiten der »Qualität« beschrieben: Analysis of Auditory Memory Consciousness, Amer. Journal of Psychology Bd. 20, S. 194 ff. Gegen die Einrichtung der Versuche wäre aber manches einzuwenden.

[2] Vgl. KÜLPES Abstraktionsversuche in dem Bericht über den 1. Kongreß für experimentelle Psychologie 1904, S. 56.

statt der verschiedenen wahrgenommenen Klangfarben und aus ihnen in den Vorstellungen eine stereotype indifferente Klangfarbe herausgebildet haben, was besonders dann geschehen wird, wenn man den melodischen und harmonischen Eigenschaften, für welche die Klangfarbe nur eine geringe Bedeutung hat, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden gewohnt ist. Bei musikalischen Personen bildet sich leicht diese einseitige Interessenrichtung aus. Wenn man sie aber fragt, ob auch die Unterschiede gesprochener Vokale in der Vorstellung für sie hinwegfallen, wird man wahrscheinlich nur verneinende Antworten erhalten: ein A, E, O glaubt jeder, der überhaupt akustischer Vorstellungen fähig ist, deutlich vorstellen zu können. Und doch sind dies gleichfalls Unterschiede der Klangfarbe. Bei den visuellen Vorstellungen werden an die Stelle der getönten Farben eben die tonlosen treten, die gleichwohl vollgültige Qualitäten sind. Segal statuiert auch unbeachtete Ortsunterschiede und führt darauf die unbestimmte Lokalisation bei Vorstellungen zurück: »Sind nicht alle Vorstellungen seitens der Versuchspersonen lokalisierbar, so sind sie doch in Wirklichkeit alle ebenso wie Wahrnehmungen lokalisiert« (S. 392). Doch hängt diese ganze Frage mit dem allgemeineren Problem der Möglichkeit unmerklicher Teilinhalte zu eng zusammen, um hier ausführlicher erörtert zu werden.

Intensität und Fülle zusammengenommen machen das aus oder tragen zu dem bei, was allgemein als geringere Deutlichkeit der Vorstellungen gegenüber den Empfindungen und als verschiedene Deutlichkeit der Vorstellungen unter einander bezeichnet wird. Ob der Begriff damit erschöpft ist (wie Lotze in seinen schönen Analysen gegenüber der Herbartschen Psychologie behauptet), mag hier dahingestellt bleiben. Wir ließen die Frage nach einem besonderen Attribut der Deutlichkeit auch bei den Empfindungen des Gesichtssinnes offen. Jedenfalls würde ein prinzipieller Unterschied der Vorstellungen gegenüber den Empfindungen hier nicht liegen[1].

Die beiden bisherigen Merkmale können wir gewissermaßen statische, ihnen gegenüber die beiden folgenden dynamische nennen, sofern jene sich

[1] Bezüglich der Gesichtsvorstellungen hat besonders A. Messer auf diesen Punkt geachtet (Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Denken, Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 8, S. 52 ff.). Seine Auffassung erscheint mir richtig, wenn auch nicht erschöpfend. Allgemein und ausführlich bespricht Müller die Deutlichkeitsfrage III, S. 505 ff.

auf den Bestand, diese sich auf die Bedingungen für die Entstehung und Veränderung der Erscheinungen beziehen:

3. Vorstellungen sind im allgemeinen in hohem Maße flüchtig, jedenfalls ihrer Dauer nach nicht so scharf begrenzt wie Empfindungen. Diese können bei kurzer Reizdauer gleichfalls schnell vorübergehen, aber ihr Auftreten und Verschwinden ist auch in diesem Fall, schwächste Empfindungen ausgenommen, schärfer markiert.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Unterschied im einzelnen eine Menge Ausnahmen erfährt, auch abgesehen von individuellen Verschiedenheiten; man braucht nur an pathologische Erscheinungen zu denken. Aber im allgemeinen ist die Labilität der Vorstellungen, die Schwierigkeit, sie unverändert festzuhalten oder auch nur in genau identischer Weise zu erneuern, mit Recht immer als ein charakteristischer Zug betrachtet worden. Die individuellen Unterschiede in diesem Punkte (wie z. B. FECHNERS Gattin oder SEGALS Versuchsperson X S. 401 ff. eine Vorstellung unverändert festhalten zu können angaben) dürften vielfach doch nur auf beständiger Wiedererneuerung beruhen. Jedenfalls darf aus solchen besonderen Fällen nicht auf die Unbrauchbarkeit dieses Merkmals geschlossen werden. Lassen uns doch auch bei naturwissenschaftlichen Klassifikationen oft genug einzelne Merkmale in einzelnen Fällen im Stich, ohne dadurch wertlos zu werden.

4. Vorstellungen sind in hohem Maße willkürlich modifizierbar, besonders in räumlicher Hinsicht, während Empfindungen dem Einfluße des Willens der Regel nach und in den meisten Richtungen entzogen sind. Wir können Vorstellungen bestimmter Art auf Verlangen (unter Benutzung der Assoziationen, sei es auch nur des entsprechenden Wortes) hervorrufen, können ihre Intensität bis zu einem gewissen Grade steigern, können die Färbung, die Raumlage und -größe eines vorgestellten Objektes ohne Veränderung unserer eigenen Stellung verändern. Daß auch überschwellige Sinneserscheinungen, also Empfindungen, in schwächeren Graden durch den Willen hervorgerufen oder beeinflußt werden können, ist erwähnt worden. In bestimmten Fällen mögen selbst Empfindungen stärkeren Grades einem Einfluß des Willens noch zugänglich sein. Als regelmäßige und gewöhnliche Vorkommnisse wüßte ich in dieser Hinsicht nur zwei anzuführen: zuerst das sofortige Verschwinden bei Hinwendung der Aufmerksamkeit auf ein anderes, damit unverträgliches Gebiet; zweitens den Einfluß des

Willens auf die Tiefendimension. Von beidem ist des näheren die Rede gewesen[1].

Die zwangsmäßige Lokalisation der Empfindungen gegenüber der willkürlichen der Vorstellungen dürfte ganz besonders den Schein einer spezifischen Verschiedenheit begünstigen, wie sie ja auch der Theorie eines heterogenen »Vorstellungsraumes« mit zugrunde liegt (oben S. 60). Und nicht minder gilt dies von dem zwangsmäßigen und dem willkürlichen Charakter der beiden Erscheinungsgruppen überhaupt. Der ganze Verlauf wird im einen Fall nur in geringfügigem Maße, im anderen bei normalem Geisteszustand in weitestem Umfange vom Willen direkt beeinflußt. Aber der Unterschied ist ein gradueller und überdies ein nur sekundärer, da er doch augenscheinlich in dem der geringen Stärke und der damit zusammenhängenden Labilität der Hirnprozesse bei Vorstellungen wurzelt (wenn man nicht etwa auch eine verschiedene Rindenlokalisation damit in Zusammenhang bringen will).

Man hat beim Gesichtssinn auch die Wirkung des Augenschlusses und der Augenbewegungen als Unterscheidungskriterium zwischen Empfindungen und Vorstellungen herangezogen: Empfindungen verschwänden bei Augenschluß und behielten ihren Ort bei Augenbewegung, während bei Vorstellungen das Gegenteil stattfände. Aber diese Kriterien können, soweit überhaupt, nur entscheiden zwischen optischen Erscheinungen, die von außen, und solchen, die vom Inneren des Organismus stammen. Zu den letzteren gehören aber nicht bloß die Vorstellungen, sondern auch die subjektiven Empfindungen und Halluzinationen. Man könnte also, die Zuverlässigkeit der Kriterien im übrigen vorausgesetzt, z. B. aus dem Bestehenbleiben einer Erscheinung bei Augenschluß zunächst nur schließen, daß sie keine objektiv verursachte Empfindung darstelle; aber zwischen den beiden Möglichkeiten der subjektiven Empfindung oder Halluzination und der bloßen Vorstellung wäre noch die Entscheidung zu treffen. Ebenso machen »flie-

[1] Einen gewissen Einfluß hat die Willkür innerhalb eines engen Spielraumes auch zuweilen auf die qualitative Seite der Empfindungen. So kann man sehr schwache oder tiefe einfache Töne anscheinend beliebig bis zu einem halben Ton tiefer oder höher hören (Tonpsychol. I, S. 243, 261; II, S. 114, Anm.). Außer Zweifel steht die Möglichkeit einer willkürlichen Verstärkung schwacher Teilempfindungen; aber auch sie hat enge Grenzen (vgl. ebenda die im Register zu »Aufmerksamkeit, n« angeführten Stellen).

Über den Einfluß des Willens auf subjektive Empfindungen s. m. »Beobachtungen über subjektive Töne und über Doppelthören«, Zschr. f. Psychol. Bd. 21, S. 100ff.

gende Mücken« und Nachbilder, die durchaus Empfindungscharakter tragen, die Bewegungen des Auges gleich den bloßen Vorstellungen mit.

Überdies sind auch sonst gewisse Einschränkungen erforderlich. So kann unter Umständen eine bloße Vorstellung durch Augenschluß, selbst durch Blinzeln, verschwinden, da bei der Labilität des Vorstellens dadurch irgendein Anlaß zum Wechsel gegeben sein kann. Daß die gesehenen Gegenstände bei der Augenbewegung ihren Ort behalten, gilt auch nur von dem Ort, wie er unter dem Einfluß der Erfahrungen erscheint. An sich verändert ja vielmehr das Bild seine Stelle auf der Netzhaut, erhält daher auch fortwährend andere »Raumwerte« in der Empfindung.

Ferner bemerkt Fechner richtig[1], daß es bei der Mitbewegung bloßer Vorstellungen auf die Intention des Vorstellenden ankommt: »Doch hat es mir immer geschienen, daß z. B. ein Turm, ein Baum, der Mond am Himmel, wenn ich mir sie nur (sei es mit offenen oder geschlossenen Augen) feststehend vorstelle, auch ihre Lage in der Vorstellung beibehalten, während ich Kopf oder Augen hin und her bewege.« Das gleiche fand sich bei Fechners Gattin. Wenn Volkmann angab, daß die Lage seiner Erinnerungsbilder im absoluten Raume sich mit der Augenstellung ändere, so daß er sich beim Erheben der Augen das Erinnerungsbild auch oben vorstelle, so wirft Fechner mit Recht die Frage auf, ob er bei dieser Angabe auch geblieben wäre, wenn ausdrücklich vorgeschrieben worden wäre, sich den Gegenstand als feststehend vorzustellen. Es kommt nach G. E. Müllers Ausdrucksweise darauf an, ob die Vorstellungen in Beziehung auf das Blicksystem oder auf das Kopfsystem lokalisiert sind[2].

Nur im großen und ganzen also kann man die obigen Regeln festhalten, und werden sie demgemäß auch beständig im Leben benützt, vorausgesetzt, daß man nach den Umständen des Falles nicht mit subjektiven Empfindungen und Halluzinationen zu rechnen hat.

Analoge Betrachtungen über das Verhältnis von Empfindungsänderungen infolge von Bewegungen würden für den Tastsinn anzustellen sein und sind bereits von E. H. Weber in seiner Untersuchung »Über die Ursachen, warum wir nur manche Empfindungen auf Objekte beziehen können« angestellt worden[3]. Es ist nicht nötig, sie hier weiter zu verfolgen.

---

[1] Elem. d. Psychoph. II, S. 472.

[2] Müller, a. a. O. II, S. 81.

[3] Die Lehre vom Tastsinn und Gemeingefühl. Sonderausgabe 1851, S. 15ff.

Man kann den vorstehenden Unterscheidungsmerkmalen endlich noch zwei hinzufügen, die den psychischen Folgeerscheinungen der beiden Gruppen entnommen sind:

5. Wenn überhaupt die Frage nach der realen Bedeutung der Erscheinungen auftaucht, ist sie gegenüber Erscheinungen zweiter Ordnung mit dem Bewußtsein verknüpft, daß der Glaube an die Realität einer Rechtfertigung bedarf, während gegenüber denen erster Ordnung dieser Glaube wenigstens für das naive Bewußtsein ein unmittelbarer ist.

So verklausuliert muß, um gegen Einwände gesichert zu sein, das Merkmal der »Objektivierung« ausgedrückt werden, durch das man vielfach Empfindungen von Vorstellungen scheidet. Vor allem existiert dieses Merkmal für das Bewußtsein so lange nicht, als die Entwicklung noch nicht infolge des Erlebens von Sinnestäuschungen u. dgl. zu einem kritischen Verhalten gegenüber den sinnlichen Erscheinungen nötigt, und es existiert auch nach diesem Zeitpunkte nur in den Fällen, wo wir Veranlassung haben, uns die Frage nach der Herkunft und objektiven Bedeutung einer Erscheinung vorzulegen. Dann freilich wird der normale erwachsene Mensch ohne weiteres zugeben, daß sein Glaube an die Realität von Peking oder an die geschichtliche Realität von Wallenstein nicht durch die bloße anschauliche Vorstellung selbst schon gerechtfertigt ist, sondern, rein logisch genommen, einer Rechtfertigung bedarf. Können wir uns doch beliebig unwirkliche, ja unmögliche Gegenstände in gleicher Anschaulichkeit vorstellen. Wenn bei den als Beispielen angeführten Vorstellungen Gründe auf der Hand liegen, so gibt es doch genug andere Fälle, in denen bei gleich anschaulichen Vorstellungsinhalten die Beweisführung schwereren Stand hat.

Gegenüber diesem Rechtfertigungsbedürfnis bei bloßen Vorstellungen pflegt der naive, nicht philosophisch geschulte oder überhaupt nicht reflektierende Mensch das Bedürfnis einer logischen Rechtfertigung nicht anzuerkennen, wenn es sich um Erscheinungen erster Ordnung handelt. Sie sind ihm wirklich, eben weil er sie sieht, hört, fühlt. Eine rationelle Begründung ist dies nicht; denn Sehen, Hören, Fühlen bedeuten eben nur wieder das Wahrnehmen einer optischen, akustischen, haptischen Erscheinung erster Ordnung. Es ist also vielmehr ein unmittelbarer Glaube an die Realität des Erscheinenden. Wieweit dieser Glaube auf Erfahrung und Gewöhnung beruht, wieweit auf einem angeborenen Trieb, einer natürlichen Tendenz zur Objektivierung, lassen wir hier dahingestellt. Die

S. 69ff. angeführten Tatsachen zeigen aber, wie selbst bei philosophisch Geschulten im Moment ausdrücklicher Reflexion über die Objektivitätsfrage noch diese Tendenz in schwierigen Fällen nachwirkt. Es genügt, auf die Tatsachen der Suggestion, der Träume, des Verhaltens der Naturvölker hinzuweisen, um die allgemeine Bedeutung dieses Faktors zu erkennen.

Der letzte Grund aber, warum das Bewußtsein sich gegenüber den Erscheinungen erster und zweiter Ordnung in dieser Hinsicht verschieden verhält, liegt natürlich wieder in den primären Merkmalen der Stärke und Fülle. Alle Folgeerscheinungen können nur als sekundäre Unterscheidungsmerkmale betrachtet werden.

6. Vorstellungen führen durchschnittlich schwächere Gefühlswirkungen mit sich als Empfindungen.

Dieses letzte Kriterium darf unter allen nur die geringste Allgemeingültigkeit beanspruchen. Das Erinnerungsbild eines Verstorbenen kann tiefste Gemütserregung mit sich führen, das bloße Lesen einer Symphonie einem gebildeten Musiker schon infolge des Fehlens störender Nebenerscheinungen und Unvollkommenheiten höheren Genuß bereiten als das Anhören. Aber im großen und ganzen ist es doch so, wie die These sagt.

Von den an Sinnesvorstellungen geknüpften eigentlichen Gefühlen und Gemütsbewegungen sind zu unterscheiden die dadurch erweckten Gedächtnisvorstellungen sinnlicher Gefühle, die »Gefühlssinnesvorstellungen«. Auch von ihnen gilt aber vielfach Ähnliches: der Feinschmecker, dem schon das Lesen der Speisekarte Vorgenüsse bereitet, zieht immerhin das wirkliche Essen noch vor. Auch dem Musiker ersetzen doch die Noten und vorgestellten Töne nicht die sinnlich wohltuende Wirkung des wirklichen Hörens. Es sind also auch die das Tonvorstellen begleitenden Gefühlssinnesvorstellungen im allgemeinen weniger intensiv als die das Hören begleitenden Gefühlsempfindungen. Doch habe ich schon anderwärts darauf hingewiesen, daß Gefühlssinnesvorstellungen die Eigenheit haben, leicht die Empfindungsschwelle zu überschreiten. Bei lebhafter Vorstellung eines Geschmackes kann auch die Vorstellung seiner Annehmlichkeit so lebhaft werden, daß »das Wasser im Munde zusammenläuft«. Es entsteht dann eine Art normaler Gefühlssinneshalluzination. Mit Rücksicht darauf kann man auch für die sinnlichen Gefühlswirkungen bloßer Vorstellungen die Regel, daß sie schwächer seien als die an Empfindungen geknüpften, nur im großen und ganzen aussprechen.

Die unter 3 bis 6 angeführten sekundären Merkmale können, obgleich sie den Abhängigkeitsbeziehungen und Folgeerscheinungen entnommen sind, doch wenigstens insofern als immanente und zur Beschreibung gehörige betrachtet werden, als sie sämtlich auf Bewußtseinszustände und Eigenschaften von solchen, nicht etwa auf bloß physiologische oder unbewußte Prozesse, Bezug nehmen.

Unsere Übersicht lehrt, daß die sekundären Merkmale, obgleich sie nicht ausnahmslos zutreffen, immerhin zur Unterscheidung der durch die primären, vor allem durch die Intensitätsverschiedenheit gebildeten Klassen beitragen. Sie sind, wenn nicht zur Definition, doch zur Beschreibung mit heranzuziehen.

Damit ist unsere wesentliche Aufgabe, die Festlegung deskriptiver Unterscheidungsmerkmale, gelöst. Freilich ist die Hoffnung gering, daß man ganz aufhören werde, das populäre genetische Merkmal »Entstehung aus inneren Ursachen« für das Wesentliche der Vorstellungen zu halten. Man wird immer wieder der Redeweise begegnen, daß Vorstellungen die Empfindungen an Stärke übertreffen können, und was dergleichen mehr ist, während wir sagen müssen, daß es sich hier eben nicht mehr um Vorstellungen handle. Zu einer wirklichen Konsequenz wird man nur dann gelangen, wenn man das Intensitätsmerkmal als das primäre und entscheidende festhält.

Zu bedenken ist dabei auch dies, daß bei den gewöhnlichen Sinnesempfindungen, wie sich mehr und mehr herausstellt, zentrale Prozesse sich modifizierend mit den peripherischen verknüpfen. Die »Gedächtnisfarben« und Verwandtes, die Erscheinungen des räumlichen Sehens, besonders auch die Fülle der geometrisch-optischen und anderer Sinnestäuschungen, liefern hierzu Belege. Man kann sie nicht einfach auf das Hinzutreten bloßer Vorstellungen oder Urteile zu den an sich unveränderten Empfindungen deuten. Zumeist handelt sich's doch wohl um infolge zentraler physiologischer Faktoren wirklich veränderte Empfindungen. Noch weitergreifende Beteiligung solcher Faktoren zeigen die im folgenden Paragraphen zu besprechenden Erscheinungen.

§ 2. Zur Definition der subjektiven Empfindungen und der Halluzinationen.

Was zu Anfang dieser Untersuchung von der Überfülle des Materials gegenüber dem Mangel scharfer und allgemein anerkannter Begriffsbestimmungen gesagt wurde, gilt speziell auch von den unter den obigen Aus-

drücken befaßten Erscheinungen. Wir versuchen, im Anschluß an das Vorstehende Vorschläge zu machen.

Subjektive Empfindungen im weitesten Sinne können alle überschwelligen Sinneserscheinungen heißen, die ohne direkte äußere Reizung der entsprechenden Sinnesnerven durch Reizvorgänge in den peripherischen oder subkortikalen Organen entstehen. Sie unterscheiden sich erscheinungsmäßig nicht von den objektiv erregten Empfindungen; wenigstens ist irgendein prinzipieller und durchgreifender Unterschied nicht vorhanden, wenn auch in vielen Fällen gewisse Eigentümlichkeiten auftreten (so z. B. bei den subjektiven Tonempfindungen fast immer eine sehr ausgeprägte Lokalisation innerhalb eines Ohres, auch ein vorausgehender eigentümlicher, im Ohr lokalisierter Eindruck der Stille[1]). Auch die im Augenschwarz auftretenden Farbenerscheinungen pflegen nicht nach außen verlegt zu werden. Sie können auch eine ganz bedeutende Stärke erlangen, ja kräftige objektive Empfindungen verdrängen. Der einzige prinzipielle Unterschied gegenüber den von außen kommenden Empfindungen ist eben nur die Entstehungsweise selbst, die aber dem Subjekt nicht bekannt zu sein braucht. Deshalb werden im einzelnen Falle subjektive Empfindungen oft genug für objektive gehalten.

Des näheren kann man drei Gruppen auseinanderhalten:

a) Empfindungen, die ausschließlich oder in der Regel auf subjektivem Wege entstehen. So entsteht das gewöhnliche Schwarz nur durch innere Reize. Das tiefste Schwarz ist allerdings nur durch Kontrast mit Weiß, also unter Mitwirkung äußerer Lichtreize zu erzielen und fällt darum unter eine andere Klasse (c). So entstehen ferner kinetische Empfindungen in der Regel durch Muskelkontraktion infolge innerer Reize, wenn auch ausnahmsweise durch Galvanisierung Kontraktionen und Kontraktionsempfindungen bewirkt werden.

b) Empfindungen, die augenblicklich durch innere Ursachen veranlaßt sind, aber an sich, ihrer Art nach, ebensogut von außen veranlaßt sein könnten. Dahin die entoptischen Erscheinungen, die Farbenerscheinungen der Netzhaut, die Lichterscheinungen, die nach Exstirpation des Auges und Degeneration der Sehnerven noch eintreten können (J. Müller, Helmholtz),

[1] Vgl. m. Abhandlung »Beobachtungen über subjektive Töne und über Doppelthören«. Ztschr. f. Psychol. Bd. 21, S. 100 ff.

die einzelnen Töne und Geräusche, die infolge katarrhalischer und anderer noch unbekannter Reizvorgänge innerhalb des Ohres entstehen.

c) Empfindungen, die zwar von äußeren Reizen, aber nur indirekt, d. h. durch Erregung anderer als der diesen Reizen entsprechenden Nervenprozesse, ausgelöst werden. Dahin gehören die Nachempfindungen, Kontrastempfindungen, die subjektiven Kombinationstöne und die Mitempfindungen, die durch vorausgehende Reize oder durch gleichzeitige Einwirkung eines Reizes auf benachbarte Teile desselben Sinnes oder auf einen anderen Sinn entstehen. Bei den Gesichtsempfindungen hat man auch die auf zentraler Induktion beruhende Ausfüllung des blinden Fleckes nach Maßgabe der Umgebung zu den Mitempfindungen zu rechnen; sowie in Hinsicht der Raumwahrnehmung den plastischen Charakter der ohne Querdisparation (also nur einäugig oder mit identischen Zeichnungen für beide Augen) gegebenen Eindrücke, wobei infolge früherer Erfahrungen Reliefunterschiede mit voller sinnlicher Lebendigkeit hineingearbeitet werden.

Auch gewisse optische Bewegungserscheinungen wird man am besten unter die Mitempfindungen rubrizieren. Es hat namentlich P. LINKE gezeigt[1], daß man einen sinnlich-anschaulichen Bewegungseindruck erhält, wenn zwei Bilder von bedeutend größerer Verschiedenheit, als sie in kinematoskopischen Vorführungen benutzt wird, in entsprechendem (nicht zu großem, nicht zu kleinem) Zeitabstande dargeboten werden. Ein aufrecht stehender Mensch stellt sich auf den Kopf, ein Dreieck verwandelt sich in ein Quadrat, sogar ein Mensch in ein Dreieck, durch stetigen Übergang. Nachwirkung von Erfahrungen kann dabei nur insofern stattfinden, als das Zentralorgan durch Einwirkung wirklicher Bewegungen zur Wahrnehmung von Bewegungen unter bestimmten Reizverhältnissen generell erzogen sein mag. Aber diese Gewohnheit überträgt es nun auch auf unmögliche Fälle.

Wer den Empfindungsbegriff durch das Vorhandensein eines der Erscheinung korrespondierenden äußeren Reizes definiert, der muß alle diese Erscheinungen zu den Vorstellungen rechnen. Aber eben daran zeigt sich die Unbrauchbarkeit dieser Definition, die das erscheinungsmäßig vollkommen Gleichartige auseinanderreißen würde.

Auch für unseren Standpunkt scheint allerdings zunächst eine Schwierigkeit daraus zu entstehen, daß die beiden Zonen, in welche die an sich

[1] Bericht über den 5. Kongreß f. experimentelle Psychologie 1912. S. 196 ff.

stetige Reihe der Sinneserscheinungen einer Gattung ihrer Stärke nach zerlegt werden, abgegrenzt sind durch diejenige Intensität des äußeren Reizes, die minimal zur Erzeugung einer Erscheinung erforderlich ist. Wie sollen dann subjektive Empfindungen gegen bloße Vorstellungen abgegrenzt sein? — Die Lösung ist indessen einfach. Eine gegebene subjektive Erscheinung ist dann eine Empfindung zu nennen, wenn ihre Intensität so groß ist, daß sie der Intensität einer von äußeren Reizen hervorgerufenen Sinneserscheinung mindestens gleichkommt. Diese Intensitätsstufe ist uns ihrem absolutem Werte nach durch die Erfahrung bekannt und wird wiedererkannt, ohne daß eine Vergleichung im einzelnen Fall erforderlich wäre. Außerdem stehen uns die früher erwähnten Merkmale (Bestimmtheit der Lokalisation usw.) zur Verfügung. Diese Merkmale wenden wir in gleicher Weise bei den subjektiven Empfindungen an. Auch hier, z. B. bei den subjektiven Tönen, gibt es ein Verklingen, bei dem man sich ebenso wie bei den äußeren Tönen fragt: ist die Empfindung noch da oder ist eine bloße Vorstellung an ihre Stelle getreten? Auch hier ist der Übergang an sich stetig und heben sich die Zonen nicht völlig scharf, sogar noch weniger scharf als bei den objektiven Empfindungen voneinander ab. Aber die Kriterien, die überhaupt ein Urteil ermöglichen, sind dieselben wie dort.

Von den Halluzinationen gilt Ähnliches wie von den subjektiven Empfindungen. Wer den Empfindungsbegriff kurzweg und uneingeschränkt durch das Vorhandensein äußerer Ursachen definiert, der muß sie zu den bloßen Vorstellungen rechnen. Gilt aber das Merkmal der Intensität als das primär unterscheidende, so sind sie Empfindungen. Wir definieren sie als überschwellige im Zentralorgan entstehende Sinneserscheinungen. Im weitesten Sinne umfassen sie auch die aus inneren Anlässen nur eben über die Schwelle tretenden Erscheinungen (s. oben S. 69ff.). In einem engeren Sinne pflegt man nur stärkere zentrale Sinneserscheinungen, wie sie in Träumen, in spiritistischen Sitzungen, in religiösen Visionen und Auditionen auftreten, als Halluzinationen zu bezeichnen. Im engsten Sinn endlich, dem der Psychiatrie, heißen so nur die pathologischen zentralen Erscheinungen. Bei diesen handelt es sich zumeist auch nicht um isolierte Empfindungen einzelner Töne, Farben, Gerüche, sondern um die Erscheinung ganzer Objekte, das Hören ganzer Melodien oder Akkorde oder redender Stimmen. Doch kommen auch einfache Sinneserscheinungen pathologischen

Ursprungs vor. Anderseits ist freilich auch die Abgrenzung durch das Merkmal des Pathologischen selbst keine ganz scharfe, da eben das Pathologische vom Normalen nirgends völlig scharf zu sondern ist. Auch scheinen subjektive Empfindungen der Klasse b, wenn sie häufig auftreten, einen gewissen neurasthenischen Zustand vorauszusetzen, und gehen dergleichen Empfindungen öfters als Keime, die durch krankhafte Gehirnvorgänge weitergebildet werden, in die pathologischen Erscheinungen ein.

Auch die Grenze zwischen subjektiven Empfindungen und Halluzinationen überhaupt ist nicht scharf zu ziehen. Physiologisch ist die angegebene Unterscheidung, Entstehung außerhalb oder innerhalb des Zentralorgans, zwar an sich scharf, aber zur Zeit noch nicht überall mit Sicherheit durchführbar. Rein phänomenologisch aber lassen sich nur die bewußte Lokalisierung im Organ und die Einfachheit der subjektiven Empfindungen gegenüber der objektiven Lokalisierung und dem komplizierteren Inhalt der Halluzinationen als einigermaßen regelmäßig anwendbare Unterscheidungsmerkmale anführen.

Ganz falsch, d. h. einer sachgemäßen Einteilung widersprechend wäre es, den Glauben an die Realität des Erscheinenden in den Begriff der Halluzinationen aufzunehmen. Bei kritischen, namentlich medizinisch oder psychologisch geschulten Halluzinanten kommt es oft genug vor, daß sie sich der Unrealität ihrer Erscheinungen vollkommen bewußt sind, während die Erscheinungen gleichwohl ihre volle sinnliche Intensität und objektive Lokalisation behalten. Auch gibt es zwischen dem vollen Glauben und dem vollen Unglauben Übergänge, worüber schon FECHNER und besonders neuere Psychiater genug Material beigebracht haben. Ferner ist in Hinsicht des Realitätsurteils ein Unterschied zwischen Gesichts- und Gehörshalluzinationen. Beim Gesicht sind die Halluzinationen mit Realitätscharakter weniger häufig. Dies hängt damit zusammen, daß sie sich ihrer räumlichen Erscheinung nach von den Wahrnehmungen vielfach durch einen mehr flächenhaften Charakter unterscheiden und sich nicht überzeugend genug in das Ganze des Wahrnehmungsbildes einordnen[1].

---

[1] Zur Realitätsfrage bei Halluzinationen vgl. u. a. WERNICKE, Grundriß der Psychiatrie 1906, S. 186. JASPERS, Zur Analyse der Trugwahrnehmungen, Zeitschr. f. d. ges. Neurologie Bd. 6, S 490ff. GOLDSTEIN, Zur Theorie der Halluzinationen, Archiv für Psychiatrie Bd. 44, S. 18ff., 122ff. PICK, Über das Realitätsurteil bei Halluzinationen, Neurolog. Zentralbl. 1909, S. 66. PICK verweist, um die Motive des Realitätsurteils zu erläutern, auch auf

Anderseits ist es natürlich auch verkehrt, die Abgrenzung zwischen Empfindungen und Halluzinationen gerade darin zu suchen, daß nur bei ersteren der Realitätsglaube vorhanden wäre. Er ist auch dort, wie wir schon betonten, nicht unbedingt und allgemein vorhanden und ist umgekehrt oft genug mit Halluzinationen verknüpft.

Bei der allgemeinen Charakterisierung der Halluzinationen ist die Entstehungsfrage zu eng mit den deskriptiven Fragen verbunden, um hier ganz übergangen zu werden. Das gesamte Verhalten der Halluzinationen unter subjektiven und objektiven Einflüssen dient eben auch mit zur Charakterisierung. Die Tatsachen lehren vor allem, daß sie teilweise und häufig unter dem Einfluß des bewußten Vorstellungs- und Gedankenverlaufes entstehen, vielfach aber auch ohne erkennbare Veranlassung in den augenblicklichen Bewußtseinszuständen, ohne reproduzierendes Moment, das nach den Gesetzen der Assoziation eine entsprechende Vorstellung herbeiführen könnte, und ohne Grundlage in dem Zusammenhang des Denkens. Joh. Müller legt z. B. bezüglich seiner vor dem Einschlafen beobachteten »phantastischen Gesichtserscheinungen« darauf Gewicht, daß nicht der Zusammenhang des Vorstellungslaufes dazu geführt habe, sondern daß sie spontan auftauchten. Ähnliches wird hundertfach berichtet. Es gehören dahin auch die von Henle, H. Meyer, Fechner, Mach beschriebenen Erscheinungen des sogenannten »Sinnengedächtnisses«, des plötzlichen Auftauchens sinnenfälliger Gesichtsobjekte, die früher mit Anstrengung der Aufmerksamkeit lange betrachtet worden waren (wie mikroskopische Präparate), nachdem Stunden, ja Tage und Wochen verflossen sind[1]. Auch hierfür sind Zustände der Ermüdung des Nervensystems und ist die Zeit vor dem Schlafe besonders günstig. Es gibt eben auch eine rein physiologische

---

die interessante Untersuchung Strattons über die allmähliche Ausbildung des Realitätsurteils bei seinen Versuchen mit umkehrenden, alles auf den Kopf stellenden Brillen.

Bei den Halluzinationen im Haschischrausche soll das immer wiederkehrende Gefühl der Unwirklichkeit der Situation charakteristisch sein. S. Parish, Die Trugwahrnehmungen S. 37.

[1] Mach, Die Analyse der Empfindungen S. 130. Optische Erscheinungen dieser Art habe ich gleichfalls vielfach beobachtet, in einzelnen Fällen auch akustische, immer nach angestrengter Beschäftigung mit Gegenständen der bezüglichen Art. Dabei bot sich kürzlich auch Gelegenheit, den Unterschied des direkt und des indirekt Gesehenen bei solchen Erscheinungen zu beobachten. Es tauchten früh nach dem Erwachen gedruckte Zeilen der Korrekturbogen dieser Abhandlung mit genau denselben Lettern auf, an denen das Fixierte von dem seitwärts Gesehenen sich deutlich abhob.

Reproduktion ohne reproduzierende Veranlassung im Bewußtsein[1]. Bekanntlich werden ja auch durch narkotische Mittel leicht ausgiebige Halluzinationen erzeugt[2].

Häufiger scheint aber doch der andere Fall des Entstehens von Halluzinationen infolge von Vorstellungen und aus Vorstellungen. Eine durch assoziative Zusammenhänge oder durch den sonstigen Verlauf des Denkens herbeigeführte Vorstellung nimmt bei pathologischer Disposition des Subjektes die Stärke von Sinnesempfindungen an. Die Plötzlichkeit des Halluzinierens steht damit nicht in Widerspruch. Man kann sich das Überschreiten der Empfindungsschwelle ruckweise erfolgend denken, ähnlich der Dissoziation der Moleküle beim Überschreiten des Siedepunktes einer Flüssigkeit. Im übrigen gehen wir auf die physiologischen Streitfragen über die Vorgänge beim Entstehen von Halluzinationen (zentrifugale bis in das Sinnesorgan reichende Prozesse?) hier nicht ein.

Aus dem Einfluß der Vorstellungsreproduktion begreift es sich, daß auch die Autosuggestion große Macht über Halluzinationen gewinnt, und daß dadurch bestimmte Veränderungen herbeigeführt werden, die sonst nur für objektiv verursachte Sinnesempfindungen gelten, wie solche in den unten folgenden kurzen Charakteristiken der räumlichen Eigenschaften visueller Halluzinationen vorkommen. Auch die von Taine so genannten progressiven Halluzinationen, bei denen ein Sinn nach dem anderen in gleicher Richtung zu halluzinieren beginnt und so die erfahrungsmäßige gegenseitige Kontrolle der Sinne Platz greift, die uns sonst als Beweis für

[1] Als gewaltsame Abgrenzung erscheint es mir, wenn Wundt definiert: »Wir nennen ein Phantasma dann eine Halluzination, wenn der auslösende Sinneseindruck so schwach oder an Ausdehnung so beschränkt ist, daß er nicht bemerkt wird.« (Physiol. Psychologie[6], III. S. 622.) Der auslösende Sinneseindruck kann tatsächlich auch vollständig fehlen.

Daß die Träume in weitem Umfange von Halluzinationen rein physiologischen Ursprungs durchsetzt seien, scheint mir eine durchaus berechtigte Annahme zu sein. Wenn Wundt geneigt ist, sie nur als Illusionen anzusehen und alles aus dem Laufe der Assoziationen in Verbindung mit Sinneseindrücken herzuleiten, so kann ich nur sagen, daß die Selbstbeobachtung mir dies nicht bestätigt und Zergliederungsversuche in dieser Richtung sehr vielfach mit negativem Ergebnis endigen. Es kommt freilich in solchen Dingen auch darauf an, wie hohe Ansprüche man an die Wahrscheinlichkeit einer Erklärung stellt. Siehe die »Erklärungen« Freuds und seiner Anhänger.

[2] A. Guttmann verwandte zu Versuchszwecken das sogenannte Meskal der Indianer. Experimentelle Halluzinationen durch Anhalonium Lewini. Bericht über den 6. Kongreß für experimentelle Psychologie 1914, S. 75 ff.

die objektive Richtigkeit unserer Sinneswahrnehmungen dient[1], erklären sich aus der Abhängigkeit der Halluzinationen von dem gewöhnlichen Vorstellungs- und Gedankenverlauf und den dadurch begründeten Erwartungen.

Daß auch Sinneswahrnehmungen oft als auslösende Reize wirken, ist teilweise aus den Assoziationsgesetzen, teilweise aber nur aus rein physiologischen Zusammenhängen zu verstehen. Gegen die obige Definition der Halluzinationen kann daraus ein Einwand nicht hergeleitet werden. Denn die äußeren Reize dienen hier eben nur als zufällige Auslösungsvorgänge für die den Halluzinationen zugrunde liegenden zentralen Prozesse, mit denen sie nicht im Verhältnis irgendeiner funktionellen Zuordnung stehen. Es verhält sich damit wie mit den indirekt von außen erzeugten subjektiven Empfindungen (Klasse c)[2].

Bezüglich der visuellen Halluzinationen ist von besonderem Interesse ihre räumliche Erscheinungsweise. Sie pflegen im Sehraum zu erscheinen und in die gesehene Umgebung wohl oder übel eingefügt zu werden, derart, daß sie Teile davon verdecken und verdrängen. Bei geschlossenen Augen verdrängen sie ebenso Teile des Augenschwarz. Die halluzinierten Gegenstände erscheinen dann auch wohl stark verkleinert, ähnlich wie die Nachbilder.

Es kommt sogar vor, daß eine halluzinierte Erscheinung sich scheinbar den physikalischen Gesetzen der Lichtvorgänge unterworfen zeigt: sie wird ganz oder teilweise verdeckt durch eine dazwischengestellte Wand oder den davortretenden Arzt[3]. Sie wird vergrößert oder verkleinert durch ein richtig oder verkehrt gehaltenes Opernglas, verdoppelt durch einen Spiegel[4]. Selbstverständlich handelt es sich hier um Autosuggestionen des Patienten, der von solchen Gesetzlichkeiten weiß. Was sich Störring unter »peripherer Verursachung« in solchen Fällen denkt, ist mir nicht klar.

Halluzinationen können aber trotz ihrer Empfindungsnatur auch im sogenannten Vorstellungsraum erscheinen, indem der Halluzinierende den Zusammenhang mit der Umgebung verliert und sich in eine ferne Welt

---

[1] Taine, Der Verstand I, S. 311. Vgl. auch Wernicke a. a. O. S. 188 ff. (»Kombinierte Halluzinationen«). Specht, Zeitschr. f. Psychopath. Bd. II, S. 13 ff.

[2] Über die neuerdings öfters angestellten interessanten Versuche experimenteller Hervorrufung von Halluzinationen durch inadäquate Reize, auch durch den galvanischen Strom, vgl. die Übersicht und die eigenen Versuche bei Goldstein a. a. O. S. 54 ff.

[3] Fechner II, S. 512 nach Scott.

[4] Seppilli bei Störring, Vorlesungen über Psychopathologie, S. 53 ff.

entrückt findet. So ist es bei den normalen Traumhalluzinationen und vielen pathologischen Halluzinationen. Die Lokalisation im Vorstellungsraume bildet keinen Einwand gegen die Empfindungsnatur dieser Erscheinungen. Denn der Vorstellungsraum ist ja nicht eine Räumlichkeit in anderem Sinn als der Empfindungsraum, sondern nur eine andere Deutung des einzigen phänomenal gegebenen Raumes. Wenn lebhafte Vorstellungen, die das Subjekt in eine ferne Gegend versetzen, in Halluzinationen übergehen, so bleibt diese Deutung an ihnen haften. Solche Fälle lehren also nur wieder den engen, sowohl deskriptiven als genetischen Zusammenhang und den graduellen Übergang aus der einen Zone in die andere.

In bezug auf die Wirkung des Augenschlusses und der Augenbewegungen gilt dasselbe wie bei den bloßen Vorstellungen, da es sich eben hier wie dort um sinnliche Erscheinungen aus inneren Ursachen handelt: daß nämlich im allgemeinen visuelle Halluzinationen bei Augenschluß bestehen bleiben und sich bei Augenbewegungen mitbewegen. Es kommt aber auch hier vor, daß eine Halluzination mit dem Augenschluß verschwindet, ja durch bloßes Blinzeln verscheucht wird[1]; und es kommt nicht minder vor, daß halluzinierte Gegenstände bei Augenbewegungen ihren Ort behalten wie wirkliche Gegenstände[2], ja, daß sie je nach der Stellung des Subjektes verschiedene entsprechende Erscheinungsformen annehmen, z. B. einmal von der Seite, einmal von vorn gesehen werden[3]. Dies ist natürlich wieder als Wirkung von Selbstsuggestionen gemäß den Erfahrungen beim Sehen wirklicher Gegenstände zu verstehen.

---

[1] Fechner S. 511 unten, Kandinsky S. 26.

[2] So sah ein Patient nach Jaspers S. 481 ff. den Kopf Ludwig II. von Bayern tagelang nur an einer bestimmten Stelle der Wand.

In manchen Fällen versteht sich das Haften eines halluzinierten Bildes an bestimmter Raumstelle aus dem Einflusse des Vorstellungslebens. So wenn das Bild eines Menschen an der Tür erscheint, durch die er hereinzukommen pflegt (G. E. Müller). Im Jasperssehen Falle hatte der Patient vielleicht einmal ein Bild des Königs an der Wand hängen sehen. Wenn dagegen in anderen Fällen der Halluzinant überall, wohin sein Blick sich wendet, Feuer oder schreckhafte Gestalten sieht, so können subjektive Empfindungen mitspielen.

Näheres über Lokalisation von Gesichtshalluzinationen bei Müller II. S. 410 ff.

[3] Ein russischer Knabe sah nach Kandinsky S. 74 ff. den heiligen Makarius wochenlang regelmäßig von vorn, wenn er selbst auf dem Sofa saß; wenn er sich aber an seinen Arbeitstisch setzte, im Profil, und wenn er an die entgegengesetzte Wand blickte, mit der Rückenansicht.

In der neueren Psychiatrie ist mehrfach von Pseudohalluzinationen die Rede. BAILLARGER hatte 1844 psychosensorielle und psychische Halluzinationen unterschieden, welchen letzteren das sinnliche Element fehlen und nur die Eigenschaft des Erdichteten zukommen sollte. Besonders rechnete er das Stimmenhören dazu. Diese Klasse nannte HAGEN 1868 Pseudohalluzinationen. KANDINSKY nahm die Bezeichnung auf und verstand darunter Erscheinungen von sinnlicher Lebendigkeit, die sich von den echten Halluzinationen dadurch unterscheiden sollten, daß ihnen der Objektivitäts- oder Wirklichkeitscharakter fehle. Er rechnete dahin die manchen Personen eigentümlichen Bilder vor dem Einschlafen (Schlummerbilder, hypnagogische Halluzinationen), aber auch viele pathologische Erscheinungen. Einem ärztlichen Kollegen z. B., der früher an echten Halluzinationen litt, erschienen nach Einnahme von Opiumtropfen eine Reihe von Bildern, die nach außen projiziert wurden, aber ohne Verhältnis zum schwarzen Sehfeld und ohne den Charakter der Objektivität, immerhin in einer bestimmten Entfernung vom »inneren sehenden Auge«, am häufigsten in der Entfernung des klaren Sehens. Ähnliches auch beim Gehörssinn. KANDINSKY betrachtet die Pseudohalluzinationen von Geisteskranken als eine pathologische Art der Erinnerungs- und Phantasievorstellungen (S. 137) oder als ein Mittelding zwischen ihnen und den echten Halluzinationen. Aber das Fehlen der Objektivität bilde eine scharfe Grenze gegenüber den letzteren.

JASPERS will gleichfalls den Pseudohalluzinationen volle sinnliche Anschaulichkeit, aber nicht den Charakter der Leibhaftigkeit und Objektivität zuerkennen, da sie im subjektiven, nicht im objektiven Raume erschienen. Den Glauben an die Realität will er von der Objektivierung der Erscheinungen noch unterschieden wissen. Ein solcher Glaube könne auch bei Pseudohalluzinationen vorkommen.

Es ist indessen JASPERS, obschon er sich besonders um psychologische Formulierungen bemüht, nicht gelungen, das, was er Leibhaftigkeit nennt und was die Halluzinationen scharf von den Pseudohalluzinationen trennen soll, genauer zu definieren; und das an interessanten Beschreibungen reiche Buch KANDINSKYS enthält auch genug Fälle, bei denen sich der Verfasser Mühe geben muß, den von ihm behaupteten Unterschied festzuhalten und zu begründen. Da wir einen spezifischen Unterschied selbst zwischen bloßen Vorstellungen und echten Halluzinationen nicht zugeben, werden wir auch einen solchen zwischen Pseudohalluzinationen und echten

Halluzinationen nicht anerkennen. Nach den Beschreibungen dürften zumeist besonders lebhafte Vorstellungen vorliegen, die aber noch nicht die Schwelle der Empfindung überschreiten[1]. Die Unabhängigkeit von Willenseinflüssen, von der Kandinsky (S. 50) berichtet, unterscheidet sie allerdings von den meisten bloßen Vorstellungen, doch sind auch Erscheinungen von unzweifelhaftem Vorstellungscharakter nicht ganz selten gegen alle Willenseinflüsse renitent. Die Pseudohalluzinationen sind also nur wieder ein Beweis, daß es eben Übergänge gibt. Die Schlummerbilder tragen nach den Beschreibungen zum Teil denselben Charakter lebhafter Vorstellungen, zum anderen Teile dürften sie überschwellige Erscheinungen, also Halluzinationen sein, die aber nicht voll zur Entwicklung kommen und in Hinsicht der Labilität sich den bloßen Vorstellungen ähnlich verhalten. Für diese Klasse würde sich der alte Ausdruck »Phantasmen« empfehlen.

Auch über Pseudohalluzinationen und Schlummerbilder sind die Ausführungen G. E. Müllers, der häufig selbst Schlummerbilder beobachten konnte, zu vergleichen. (A. a. O. S. 412 ff.). Er bestreitet durchaus, daß die Schlummerbilder in den »Vorstellungsraum« lokalisiert würden. Sie erscheinen ihm genau so vor seinen wirklichen Augen, vor seinem gegenwärtigen Ich, wie irgendein von ihm erblicktes Wahrnehmungsbild. Aus ihrer hohen Labilität (sie schwinden meist schon bei Eintritt einer Augenbewegung oder bei beginnender Reflexion) erklärt es Müller, daß sie auch bei Hinwendung der Aufmerksamkeit auf das subjektive Augenschwarz oder ein wahrnehmbares Gesichtsobjekt nicht zu verharren vermögen. Joh. Müllers Schlummerbilder bewegten sich niemals mit den Augen; dagegen hat G. E. Müller auch solche beobachtet, die sich mitbewegen.

Die in den Krankenberichten ebenso wie bei religiösen Ekstatikern tausendfach vorkommende Ausdrucksweise, »man sehe etwas nicht mit leiblichen Augen, höre es nicht mit leiblichen Ohren, sondern mit denen des Geistes«, wird von Kandinsky und Jaspers, die darauf großes Gewicht legen, auf den »Vorstellungsraum« gedeutet. C. Österreich erblickt in seiner Einführung in die Religionspsychologie 1917, S. 34, in dieser Ausdrucksweise einen Beweis, daß es sich um Pseudohalluzinationen handle, die

[1] Wenn in einem von Jaspers berichteten Fall der Kranke aussagte, die Stimmen, die er hörte, seien noch leiser gewesen als das leiseste Flüstern des Arztes (S. 518), so ist dies genau die Formel, mit der wir die bloßen Vorstellungen von den Empfindungen unterscheiden. Es ist kein Grund, mit Jaspers die Ausdrücke so umzudeuten, daß der Kranke den Mangel der »Leibhaftigkeit« mit geringerer Stärke verwechselte. Von dem normalen »inneren Sprechen« sagte bereits Egger (La parole intérieure 1881), es sei selbst bei größter Stärke immer noch leiser als das leiseste wirklich gesprochene Wort. Nähert es sich nun diesem, und macht zugleich die Deutung auf die eigene der auf eine fremde Stimme Platz (die immerhin am eigenen Leibe lokalisiert werden kann), so wird es zur Pseudohalluzination, und überschreitet es die Empfindungsschwelle, zur echten Halluzination.

er aber auch nur als Vorstellungen von großer Lebhaftigkeit faßt. Indessen erscheint mir der Schluß nicht zwingend. Auch der im eigentlichsten und vollsten Sinne Halluzinierende kann mit Wahrheit sagen, er sehe etwas nicht mit den Augen des Leibes, wenn er sich bewußt ist, daß es ihm eben nicht durch das Organ, sondern durch das Gehirn aufgedrängt wird; und dieses Bewußtsein ist doch häufig genug vorhanden. Ich möchte auch die Visionen und Auditionen der heiligen Teresa, die angibt, die Worte noch weit deutlicher gehört zu haben als bei leiblichem Hören, durchaus für Halluzinationen halten.

§ 3. Bestätigungen für die spezifische Gleichartigkeit der Empfindungen und Vorstellungen.

Aus allem Voranstehenden dürfte hervorgehen, daß kein entscheidender Grund vorliegt, die alte Lehre von der bloß graduellen Verschiedenheit mit der einer spezifischen zu vertauschen, daß im Gegenteil auch heute noch die Tatsachen in ihrer Gesamtheit nur mit der ersten Anschauung verträglich sind. Was im folgenden hinzugefügt wird, würde für sich allein keinen strengen Beweis dieser These ergeben, da es sich mehr oder weniger schwer auch anders deuten ließe. Aber nunmehr tritt es doch bestätigend, erhärtend hinzu.

1. Das gewöhnliche assoziative Gedächtnis.

Nach der allgemeinsten Regel der mechanischen Reproduktion begründet jede Sinneswahrnehmung eine Disposition zum späteren Auftreten einer ähnlichen Vorstellung unter ähnlichen Umständen (F. Brentano). Wenn wir hierbei von einer Wiederkehr oder Reproduktion reden, so ist dies zwar nicht im eigentlichsten Sinne zu verstehen, da es sich nicht um ein Wiederauftreten der vergangenen individuellen Sinnesempfindung handeln kann. Aber jenen so gewöhnlichen Ausdrücken liegt doch das richtige Bewußtsein zu Grunde, daß das Eintreten der Vorstellung für die Empfindung unter gleichen Umständen auf eine Wesensgleichheit hinweist.

2. Die Verschmelzung reproduzierter mit wahrgenommenen Elementen zu einem einheitlichen empirischen Gegenstande.

Vielfach ist schon darauf hingewiesen worden, daß sich mit den wahrgenommenen Eindrücken reproduzierte, also bloße Vorstellungen, zu einem Ganzen verbinden, das wir einen wahrgenommenen Gegenstand nennen. Ein gesehener Gegenstand ist schon seiner visuellen Erscheinung nach durch bloße Vorstellungselemente ergänzt, außerdem aber auch

durch reproduzierte Eindrücke anderer Sinne[1]. Dennoch erscheint er unserem Bewußtsein als ein einheitlicher Gegenstand, innerhalb dessen nicht zweierlei grundverschiedene Elemente auseinandertreten. Der Künstler »sieht mit tastender Hand«, der Feinschmecker genießt die Süßigkeit des Gerichtes schon mit den Augen[2]. Aristoteles führt diese lebhaften reproduzierten Elemente geradezu als eine Klasse der Sinneswahrnehmungen an (αἰσθητὰ κατὰ συμβεβηκός), wenn er auch hinzufügt, daß sie nicht im eigentlichen Sinne, sondern nur dem Namen nach Wahrnehmungsinhalte seien.

3. Die assoziative Reproduktion und das Wiedererkennen bloßer Vorstellungen.

Ebenso wie Sinnesempfindungen und nach gleichen Gesetzen werden auch bloße Vorstellungen zu Ausgangspunkten gedächtnismäßiger Reproduktion. Hat man von einer Begebenheit nur reden hören, ohne sie zu erleben, so prägt sie sich doch prinzipiell ebenso ein, wird sogar öfter als wünschenswert mit einer wahrgenommenen verwechselt. Daß es auch ein Wiedererkennen gegenüber bloßen Vorstellungen gibt (und schon deshalb die Definition des Wiedererkennens als Verschmelzung von Wahrnehmung und reproduzierter Vorstellung unzulässig ist), hat Segal mit Recht hervorgehoben[3].

4. Die Gleichheit der sensorischen und motorischen Wirkungen.

a) Es gibt Perseveration, d. h. ein fortgesetztes Wiederkehren aus rein physiologischen Ursachen ohne erkennbare psychische Veranlassung, ebenso bei Vorstellungen wie bei Sinnesempfindungen. Bei den letzteren

[1] Früher wurden vielfach die Tatsachen des »Verlesens« in gleichem Sinne angeführt, sofern bloß Vorgestelltes dabei an die Stelle des Gesehenen oder in Lücken des Gesehenen eintrete. Aber schon Külpe hat gegen Münsterberg erinnert, daß es sich dabei nicht immer um Ergänzungen durch aktuelle Buchstabenvorstellungen handelt, sondern oft genug um eine bloße falsche Interpretation eines undeutlich gesehenen Bildes. Doch dürfte auch ein Hineinsehen auf Grund anschaulicher Vorstellungen vorkommen.

[2] Für Gerüche vgl. Henning, Der Geruch, Zeitschr. f. Psychologie Bd. 74, S. 396: »Ich selbst kann Geruchsvorstellungen nur gegenständlich und an das visuelle Bild des Geruchsträgers gebunden erleben. In zahlreichen Fällen machte ich die Beobachtung, daß das visuelle Bild zeitlich einen Moment früher auftritt, und daß der Geruchsteil gleichsam hineinschmilzt.« Allerdings ist hier von einer Verschmelzung der beiden Vorstellungen unter sich die Rede; aber das gleiche findet offenbar auch statt, wenn der Gegenstand, statt visuell vorgestellt zu werden, wirklich gesehen wird.

[3] A. a. O. S. 448 ff.

in der Form des »Sinnengedächtnisses« (oben S. 97), bei den ersteren in bekannten zahlreichen Gedächtniserscheinungen, auf die besonders G. E. Müller und Pilzecker hingewiesen haben[1], nachdem Irrenärzte in pathologischen Fällen (Erschöpfungspsychosen, angeborenem Schwachsinn usf.), schon früher vielfach von Perseverieren gesprochen haben. Ermüdung ist für das Auftreten solcher rein physiologischen Reproduktionen ebenso wie beim »Sinnengedächtnis« günstig. In den pathologischen Fällen gehen die so reproduzierten Vorstellungen auch wohl direkt in reproduzierte Halluzinationen über.

b) Daß auch Nachbilder bei lebhaften Vorstellungen vorkommen, wird mehrfach angegeben, bedarf aber noch der Nachprüfung. Zunächst sind sie in Fällen berichtet, die man schon zu den überschwelligen Erscheinungen rechnen muß. So von Gruithuisen und H. Meyer bei Traumvorstellungen, von Joh. Müller bei Schlummerbildern, von H. Meyer auch bei den meisten seiner subjektiv erzeugten Gesichtserscheinungen, wenn er während der Dauer schnell die Augen öffnete (so hinterließ ein lange vergegenwärtigter silberner Steigbügel ein gleichfalls lange dauerndes dunkles Nachbild). Ähnliches in Külpes Versuchen bei einem seiner Beobachter (Warren). Ob auch bei Wundt und Féré[2], die angeben, von einer lebhaften Rotvorstellung ein grünes Nachbild auf weißer Fläche erzielt zu haben, die Empfindungsschwelle erreicht war, läßt sich nicht sagen. Perky behauptet, daß in seinen Versuchen hierin ein Unterschied hervorgetreten sei zwischen Gedächtnisbildern und Phantasiebildern (images of memory — images of imagination). Die letzteren hätten Nachbilder ergeben, die ersteren nicht. Über diesen Unterschied s. u. § 4; im wesentlichen dürfte es sich um den Unterschied anschaulicher Vorstellungen von großer Lebendigkeit und nichtanschaulicher oder weniger anschaulicher Vorstellungen gehandelt haben.

---

[1] Experimentelle Beiträge zur Lehre vom Gedächtnis. Ztschr. f. Psychol. Ergänzungsband 1, S. 58ff. Auch den erweiterten Betrachtungen Müllers über physiologische (»apsychonome«) Reproduktionen III, S. 396ff., ist durchaus beizustimmen. Nur möchte ich Urbantschitsch' sehr bedenkliche Experimente nicht dafür heranziehen, vielmehr das schon von Müller dazugesetzte Fragezeichen verdoppeln. Es stehen genug unverdächtige Erfahrungen zur Verfügung.

[2] Ch. Féré, Sensation et Mouvement. Revue philos. Bd. 20, S. 364. Féré betont die große Seltenheit des Vorkommnisses. Hoffentlich ist er sich selbst gegenüber kritischer gewesen als gegenüber den Angaben seiner hysterischen Versuchspersonen in dem gleichnamigen Buche.

Auch die Vorstellungen, die in der Hypnose durch Suggestion hervorgerufen werden, sollen gelegentlich Nachbilder hinterlassen.

Versuche über die Nachbildfrage hat Miss E. Downey[1] mit einer besonders stark visuell veranlagten 21 jährigen Dame angestellt, die theoretisch noch gar nichts von Nachbildern wußte, daher nicht durch Selbstsuggestion beeinflußt war. Sie hatte ihre Vorstellungsbilder meistens auf einem weißen Hintergrund zu entwerfen und nach einigen Sekunden die Augen zu schließen. Sie gab dann an, Nachbilder zu sehen, deren Farbe ziemlich mit der auf Grund der Nachbildgesetze zu erwartenden übereinstimmte. Wurde statt des Augenschwarz ein farbiger Hintergrund für das Nachbild gewählt, so verdeckte es entweder diesen Hintergrund oder es entstand eine Mischfarbe, und dies wieder nach den Gesetzen der Farbenmischung. Übrigens verhielten sich die einzelnen Hauptfarben verschieden in bezug auf die Leichtigkeit, Nachbilder hervorzurufen. Die Verfasserin gibt schließlich zu, daß Irrtümer nicht völlig ausgeschlossen seien, und meint, daß das »unterbewußte Gedächtnis« und die Selbstsuggestion doch in Betracht kämen; der Leser möge seine eigenen Schlüsse ziehen. So müssen wir also wohl den Schluß ziehen, daß die Experimente noch manche Zweifel gestatten.

Überblickt man diese Angaben, so sind allerdings bisher Nachbilder mit Sicherheit doch nur bei Erscheinungen beobachtet, von denen man annehmen darf, daß sie die Empfindungsschwelle überschritten hatten. Man wird vielleicht auch vermuten dürfen, daß in solchen Fällen eine zentrifugale Erregung bis ins Organ oder die Gehirnbasis vorgedrungen sei[2]. Immerhin sind es Erscheinungen, die durchaus auf dem gewöhnlichen Wege der Vorstellungsbildung, durch bloße Konzentration der Aufmerksamkeit auf sie, zu solcher Lebhaftigkeit gebracht wurden; und das Auftreten von Nachbildern ist nur die Quittung dafür, daß der Übergang in Empfindungen erzielt wurde. Insofern können doch auch sie unter den bestätigenden Tatsachen aufgezählt werden.

Nach einer Angabe von Jaensch soll auch Farbenmischung zwischen vorgestellten und empfundenen Farben möglich sein. »Man läßt ein blaues Quadrat betrachten und hiervon ein Anschauungsbild [Erinnerungsnachbild] erzeugen; sodann bringt man genau an die Stelle des Anschauungsbildes ein gleichgroßes gelbes Quadrat, so daß das wirkliche gelbe Quadrat und das blaue Anschauungsbild aufeinanderfallen. Abgesehen von Fällen, die

[1] An Experiment on getting an After-Image from a Mental Image. Psych. Review Bd. 8 (1901), S. 42 ff.

[2] Wir wissen noch nichts Genaueres über den eigentlichen Entstehungsort der Nachbilder. Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann er in die subkortikalen Zentren verlegt werden. Man mag sich hierbei auch der Bemerkung von Hering erinnern, daß wir kein Recht haben, die Mitbeteiligung peripheriewärts gelegener Teile des Nervensystems als direkter Unterlagen unserer normalen Sinnesempfindungen zu leugnen (Grundzüge d. Lehre v. Lichtsinne S. 22).

eine genauere Besprechung erfordern würden, wird dann die Mischfarbe, also bei geeigneter Objektwahl Grau gesehen (Herwig), ein Ergebnis, das bestimmt nicht auf Suggestion zurückführbar ist, weil der Beobachter als Mischungsresultat, seiner irrigen Ansicht gemäß, Grün erwartet[1].« Auch hier wird man aber abwarten müssen, ob die Erscheinung mit genügender Regelmäßigkeit bei verschiedenen Individuen auftritt und der Nachprüfung zugänglich ist: eine Bedingung, auf der wir meines Erachtens in der Phänomenologie und Psychologie ganz ebenso wie in der Naturwissenschaft bestehen müssen[2].

d) Es können Mitempfindungen ebenso durch bloße Vorstellungen wie durch Empfindungen selbst hervorgerufen werden. Bekanntlich erzeugt bei vielen Personen schon der Anblick eines Messers, mit dem ein anderer Glas oder Porzellan zu kritzeln im Begriffe steht, intensive Schmerzempfindungen[3]. »Wenn ich nur daran denke,« sagt Herbert Spencer, »daß ein Schleifstein mit einem trockenen Schwamme gerieben wird, so geht durch meinen Körper dasselbe schrille Gefühl, das das wirkliche Zusehen hervorbringt.« An Stelle einer Gehörsempfindung ruft hier eine an die Gesichtsempfindung oder Gesichtsvorstellung assoziierte Gehörsvorstellung von großer Lebhaftigkeit eine aktuelle Schmerzempfindung hervor. Die bloße längere Konzentration der Aufmerksamkeit auf irgendein Glied unseres Körpers vermag allerlei Empfindungen darin zu erzeugen[4]. Eine Mitempfindung im Kehlkopf habe ich selbst öfters beobachtet, wenn ich einem Sänger oder auch einer Sängerin zuhörte, die mit Schwierigkeiten der Tongebung, mit stimmlicher Indisposition oder mit Versagen der hohen Stimmlagen und zu tiefer Intonation zu kämpfen

[1] Sitz.-Ber. d. Gesellsch. zur Beförderung d. ges. Naturw. zu Marburg Dez. 1917 S. 57.

[2] Nur einen Beleg aus früherer Zeit wüßte ich für solche Farbenmischung zu nennen, aber er ist selbst nicht einwandfrei: den auf dem Londoner Psychologenkongreß 1892 von dem rumänischen Psychologen Gruber vorgetragenen Fall, wo das Wort doi = zwei bei einem großen rumänischen Gelehrten und Dichter ein gelbes Photisma so stark hervorrief, daß es mit einem objektiven Rot zusammen Orange gab (Internat. Congress of Psychol. 1892, S. 14). Noch viel wundersamere Einzelheiten dieses Falles, die lebhaft an die N-Strahlen erinnern, gibt nach brieflichen Mitteilungen Flournoy, Des Phenomènes de Synopsie 1893, S. 249ff. Es ist aber auch bisher dabei geblieben.

[3] Erasmus Darwin, Zoonomie, Deutsche Übersetzung I, 1, S. 34.

[4] In einem von H. Meyer berichteten, auch von Fechner zitierten Falle entstand ein dreitägiger anhaltender heftiger Schmerz durch den bloßen Anblick eines eingeklemmten Fingers. Vielfache, wenn auch nicht immer streng geordnete Angaben dieser Art bei Hack Tuke, Geist und Körper, Übers. 1888, S. 13ff. Hierzu und zum Folgenden auch Taine, Der Verstand, Deutsch I, S. 69ff.

hatte: bald nachher spürte ich eine deutliche Rauhigkeit im Kehlkopf. Daß die eigenen Stimmlippenmuskeln in Mitleidenschaft gezogen waren, glaube ich nicht, da ein wirkliches Mitsingen nicht stattfand, sondern nehme an, daß die durch Assoziation ausgelöste, nur halbbewußte bloße Vorstellung eigenen angestrengten Singens, gewissermaßen um dem Sänger nachzuhelfen, die Heiserkeitsempfindung verursachte.

Auch die Synästhesien im Sinne der bekannten Photismen und Phonismen können schon auf bloße Vorstellungen hin eintreten. Hier ist aber auch bei den Folgeerscheinungen selbst oft schwer zu sagen, ob es sich nur um assoziierte Vorstellungen oder um wirkliche Empfindungen handelt. Es möge daher der allgemeine Hinweis genügen.

e) Vorstellungen können dieselben Veränderungen im zugehörigen Sinnesorgan hervorrufen wie Empfindungen.

Hierfür liefert der Gesichtssinn einige Belege. Erasmus Darwin gibt an[1]: wenn er mit geschlossenen Augen sich sehr lebhaft einen Würfel in Elfenbeinfarbe oder in grüner, blauer Farbe vorstelle, so finde er sich bei Öffnung des Auges nach Verfluß der ersten Sekunde und Kontraktion der Pupille nicht im mindesten geblendet, wie es der Fall ist, wenn man aus dem Dunkeln plötzlich ins Helle kommt. Er schließt daraus, daß schon die bloße Vorstellung eines glänzenden Objektes eine Helladaptation (wie wir es ausdrücken würden) mit sich führe. Die Richtigkeit dieser Behauptung möchte ich dahingestellt lassen. Der Augenarzt Isakowitz berichtet[2], daß er des öfteren beim Lesen ein ausgesprochenes Blendungsgefühl habe, sobald eine Situation geschildert sei, in der ein besonders helles, blendendes Objekt im Mittelpunkt der Darstellung stehe. Dieses Blendungsgefühl könne sich soweit steigern, daß die Schrift vor ihm undeutlich werde und verschwinde, oder daß er die Augen abwenden oder schließen müsse. Erst dann würden unter einer Art farblosen Abklingens die Buchstaben wieder sichtbar. Der Fall bietet auch eine Analogie zu dem obenerwähnten Heiserkeitsgefühl im Kehlkopf, nur daß dieser kein Sinnesorgan ist.

Neuerdings hat Segal (S. 436ff.) an einem völlig Erblindeten, dessen Augen auf objektives Licht nicht mehr durch Pupillenveränderung reagierten, beobachtet, daß gleichwohl eine solche eintrat bei bloßer Vorstellung

[1] A. a. O. S. 370.

[2] Über Blendung durch Assoziation. Klin. Monatsblätter f. Augenheilkunde 1913, S. 213ff.

sehr heller Objekte, etwa eines hellbrennenden elektrischen Lichtes oder der Sonne, des Schnees. Je stärker die Konzentration auf die Vorstellung, je deutlicher diese selbst, um so größer war die Verengerung der Pupille: in besonders günstigen Fällen betrug sie etwa 4 mm. Der Erfolg trat mit großer Präzision mit allen Versuchen ein, derart daß sich aus der Beobachtung der Pupille die Lebhaftigkeit des Vorstellens erschließen ließ. Die Pupillenreaktion war nicht etwa durch Akkommodation oder Konvergenz der Augen bedingt, da die Augen gemäß der ärztlichen Untersuchung weder der Akkommodation noch der Konvergenz fähig waren.

f) Daß unwillkürliche Muskelkontraktionen, Ausdrucks-, Abwehrbewegungen usw. auf bloße Vorstellungen ebenso wie auf Empfindungen hin erfolgen, lehren zahllose altbekannte Tatsachen, wie das Zusammenzucken bei der Vorstellung eines schreckhaften Erlebnisses, das Mienenspiel bei allen möglichen affektbetonten Vorstellungen, die automatischen Bewegungen, die dem Gedankenlesen und Tischrücken zugrunde liegen, die Schwingungen eines in der Hand gehaltenen Pendels unter dem Einflusse von Vorstellungen oder Wünschen usw. Doch ist in allen diesen Fällen das Zwischenglied irgendein Gefühlszustand, der das eine Mal durch Sinneswahrnehmungen, das andere Mal durch bloße Vorstellungen herbeigeführt wird. Die aus beiden in gleicher Weise hervorgehende Wirkung ist also psychischer Art. Will man nicht ein eigentliches Kausalverhältnis zwischen dem Affekt und seinen psychischen Grundlagen zugeben, so wird man den Sachverhalt so formulieren, daß Vorstellungen wie Empfindungen nur unter der Bedingung einer gleichen Gefühlsbetonung die gleiche Bewegung auslösen. Immerhin bleibt auch so die Identität der Wirkungen bestehen.

Nicht minder bekannt sind die Wirkungen des bloßen Vorstellens auf Schlafen und Wachen, auf den Blutkreislauf, auf die glatten Muskeln (suggerierte Arzneimittel, Stigmata, Erröten, Erbrechen usw.).

Sinneswahrnehmungen werden von Bewegungen nicht bloß begleitet, sondern durch sie vielfältig und wesentlich unterstützt, namentlich beim Gesichts- und Tastsinn. Ganz ebenso wieder bloße Vorstellungen. Wir erwähnten schon, um wieviel deutlicher und lebhafter sie dadurch werden. Es können sogar Bewegungen, die beim Sehen oder Hören nicht wirklich ausgeführt wurden und nur etwa in Form gewohnheitsmäßiger, unbewußt bleibender Nervenimpulse vorhanden waren, bei der Reproduktion des Sinneseindrucks als Vorstellung zur vollen Entwicklung gelangen.

So begegnet es mir öfters bei unruhigem Schlaf (ich berichte es auf die Gefahr hin, einer »Psychanalyse« zum Opfer zu fallen), im Traum Violine oder Cello zu spielen, obgleich ich das erste Instrument gegenwärtig äußerst selten, das zweite seit 40 Jahren überhaupt kaum mehr anzurühren pflege. Vor kurzem hörte ich einen Freund die schwere BACHsche Chaconne in D-Moll für Cello transkribiert mit großer Fertigkeit ausführen, aus der Nähe und mit voller Aufmerksamkeit zuhörend, aber ohne das Bewußtsein, innerlich mitzuspielen. 3 bis 4 Tage später quälte ich mich im Traume lange mit den verwickeltsten Akkordgriffen auf dem Cello ab, wobei die kinästhetischen Vorstellungen mindestens so lebhaft waren wie die Tonvorstellungen, und wahrscheinlich beide die Stärke von Halluzinationen besaßen. Ähnliche Fälle, die man auch zu den Perseverationserscheinungen rechnen kann, sind mir öfters vorgekommen.

Bei LOTZE, in einer seiner frühesten psychologischen Arbeiten[1], findet man die merkwürdige Behauptung: »Zugleich sich eine Schlange und einen Löwen vorzustellen, ist unerreichbar; dies würde verlangen, daß unsere Phantasie zwei verschiedene nachkonstruierende Bewegungen gleichzeitig verrichte, die sich unaufhaltsam stören würden; den Kampf beider können wir dagegen wohl vorstellen, obgleich auch hier die Aufmerksamkeit, wenn sie von diesem Verhältnisse sich auf die Gestalt der Kämpfer schärfer richten wollte, immer nur von einer abwechselnd zur anderen überspringen würde«. Die Tatsachen dürften hier doch eine etwas veränderte Beschreibung erfordern. Zunächst sind »nachkonstruierende Bewegungen«, aus denen LOTZE die Unmöglichkeit des gleichzeitigen Vorstellens folgert, nicht ein unbedingtes Erfordernis des Vorstellens überhaupt. Wir können räumliche Vorstellungen ebenso wie Anschauungen ohne jede Bewegung haben. Dann aber ist es doch tatsächlich ganz wohl möglich, die beiden Tiere auch schlafend nebeneinander gleichzeitig und ohne Wanderung der Aufmerksamkeit in einem einheitlichen Bilde vorzustellen, wenn auch eine Neigung, sie der größeren Deutlichkeit halber sukzessive vorzustellen, ebenso wie bei der Sinneswahrnehmung besteht. Ganz unmöglich ist es nur, beide gleichzeitig *ohne jede räumliche Beziehung zueinander* vorzustellen. Sie müssen Teile eines einheitlichen Raumbildes sein. Eine Analogie bieten die Töne: man kann zwei Töne nur unter der Bedingung zugleich vorstellen, daß sie Teile eines Tonganzen sind, daß sie in irgendeinem Grade »verschmelzen« (denn auch die schroffste Dissonanz hat immer noch einen gewissen Verschmelzungsgrad). Aber hierin liegt wieder kein Unterschied gegenüber dem Verhalten der Empfindungen selbst, vielmehr verhalten sich auch in diesem Punkte die Vorstellungen durchaus empfindungsmäßig.

Sehr richtig ist aber, was LOTZE am Schlusse dieses Passus und in den weiter folgenden Ausführungen über das Wandern der Aufmerksamkeit und die damit in Verbindung stehenden Bewegungsvorstellungen bemerkt, wobei gerade auch die Einheitlichkeit des resultierenden Gesamtbildes betont wird: »Eine Gegend mit ihren Farben, Tönen, Düften und Luftströmungen stellen wir uns nie anders vor, als so, daß wir in unserem Erinnerungsbilde selbst wieder als auffassende Subjekte mit auftreten, und wie in der wirklichen Wahrnehmung, so hier unsere Sinnesorgane den ankommenden Reizen öffnen, um ihnen in unserer Gesamtempfindung eine sonst unanschauliche Einheit zu geben. Einen vierseitig umschlossenen Hof überblicken wir auch in der Erinnerung nur dann gleichzeitig, wenn wir uns in die Vogelperspektive versetzen, die einen gleichzeitigen Eindruck auch während der wirklichen Sinneswahrnehmung zulassen würde, und so ist überhaupt unsere Erinnerung niemals ein bloßes

[1] Seele und Seelenleben. Kleine Schriften II, S. 114.

Wiederauftauchen von Vorstellungen, sondern eine Reproduktion unseres ganzen Benehmens und Strebens während früherer Wahrnehmungen. Und wie jedes Streben an den Bewegungen des Körpers einen sehr natürlichen Ausdruck findet, so assoziiert es sich auch so leicht mit diesen, daß beide zusammen für eine einzige Tat gelten können.«

Überall also auch hierin gleiches Verhalten mit den Empfindungen.

g) Endlich kann auch der Übergang bloß vorgestellter in wirkliche Bewegungen am leichtesten verstanden werden, wenn Bewegungsvorstellungen den Bewegungsempfindungen gleichartig sind. Dann findet einfach eine Umkehr des Prozesses statt: zuerst entsteht infolge der Muskelkontraktion und der zentripetalen Leitung die Muskelempfindung, dann aus einer Bewegungsvorstellung, d. h. einer schwächeren Muskelempfindung, durch zentrifugale Leitung wieder die Muskelkontraktion. Ob dabei die nämlichen Leitungswege und die nämlichen Zentren vermitteln, mag dahingestellt bleiben; aber wenigstens psychologisch ist der Endpunkt des einen und der Anfangspunkt des andern Vorganges dem Wesen nach derselbe und die Umkehrung insofern besser verständlich als bei spezifischer Verschiedenheit. Daß nicht bloß der Anblick einer Bewegung zu ihrer Ausführung reizt (Nachahmungsbewegungen), sondern auch die bloße Vorstellung die Ausführung nach sich zieht, ist leicht zu verstehen, wenn es sich um wesensgleiche Erscheinungen handelt, bedarf hingegen einer besonderen Erklärung, wenn die gesehene und die bloß vorgestellte Bewegung zwei gänzlich verschiedene Zustände oder Inhalte des Bewußtseins darstellen.

§ 4. Gedächtnis-, Erinnerungs- und Phantasievorstellungen.

Wir sprachen öfters von Erinnerungsnachbildern im Sinne Fechners, d. h. den durch bloßen Willensakt hervorzurufenden Vorstellungen kurz vorher wahrgenommener Sinneserscheinungen. Nun ist es aber eine der Grundtatsachen des normalen Bewußtseins, daß jeder Eindruck, auch der kürzeste, eine Weile im Bewußtsein verharrt und währenddessen sich selbst zeitlich modifiziert, sich in der Zeitlinie zurückschiebt. Bei Aufeinanderfolge zweier momentaner, nur durch eine kurze Pause getrennter Eindrücke ist der erste noch gegenwärtig, wenn der zweite eintritt, aber gegenwärtig als vergangener. Es handelt sich hier natürlich nicht um Nachbilder, weder um Empfindungs- noch um Erinnerungsnachbilder, sondern um eine besondere Klasse von Vorstellungen, die durch die ihnen immanenten Zeitindizes ausgezeichnet sind. Die schwere Aufgabe, zu beschreiben, was es heiße und wie es möglich sei, als Vergangenes gegenwärtig zu sein,

ist identisch mit der Untersuchung über den Ursprung und Sinn des Zeitbewußtseins überhaupt. Es sei hier dahingestellt, ob es sich um eine spontan-gesetzmäßige inhaltliche Umwandlung der Vorstellungen oder um eine solche des Vorstellungsaktes handelt[1]. Für die gegenwärtige Untersuchung ist nur wesentlich, zu betonen, daß auch im letzteren Fall ein sofortiger starker Abfall der Erscheinungsintensität, ein Übergang der Empfindung in bloße Vorstellung, stattfindet. Wir haben hier also eine besondere Klasse von Vorstellungen anzuerkennen, die sich von allen übrigen durch das ihnen (sei es inhaltlich oder funktionell) immanente Zeitmerkmal unterscheiden. Für sie dürfte der Ausdruck »primäre Gedächtnisbilder«, der zuweilen auch für Erinnerungsnachbilder gebraucht wird, am besten geeignet sein. Man könnte auch sagen, sie seien produzierte gegenüber den reproduzierten Vorstellungen, wenn nicht gewisse Mißverständnisse zu befürchten wären.

Innerhalb der gewöhnlichen, sekundären oder reproduzierten Vorstellungen liegt nun gleichfalls ein wesentlicher, wenn auch nicht so wesentlicher Unterschied des psychischen Tatbestandes vor, je nachdem ein Gegenstand oder Vorgang uns mit oder ohne Einordnung in den Zeitverlauf unseres eigenen Lebens erscheint. Wird ein Klassenname genannt, z. B. Tisch, Pferd, so kann uns ein anschauliches Bild eines individuellen Exemplares vorschweben, ohne jedes Bewußtsein davon, daß wir es heute oder gestern oder auch nur irgendeinmal gesehen haben. Das Hineintragen eines solchen Bewußtseins wäre geradezu eine Fälschung der Beschreibung im Sinne des »psychologischen Fehlschlusses«. Es liegt dann eine Gedächtnisvorstellung im objektiven Sinne vor, da alle Erscheinungen zweiter Ordnung solche erster Ordnung voraussetzen, aber nicht eine Gedächtnisvorstellung im subjektiven Sinne. Besser gesagt: eine Gedächtnis-, aber keine Erinnerungsvorstellung. Denn von Erinnerung allerdings sprechen wir nur in dem Falle, daß jenes Bewußtsein vorhanden ist, daß wir also das Erscheinende irgendwo und irgendwann, sei es auch nur sehr unbestimmt, in unserem vergangenen Leben unterbringen, in seinen Zeitverlauf

[1] Das letztere ist Brentanos spätere Lehre (Von der Klassifikation der psychischen Phänomene 1911, S. 131 ff.). Marty vertritt in der nachgelassenen Schrift »Raum und Zeit«, deren Untersuchungen sorgfältige Beachtung verdienen, S. 197 ff., eine dritte Auffassung, wonach es sich primär um Urteilsmodi, sekundär aber um inhaltliche Veränderungen handeln würde.

einordnen. Das Zeitmerkmal ist aber hier nicht wie bei den primären Gedächtnisbildern den Vorstellungen immanent, sondern erst hinzugefügt, manchmal spontan durch den ganzen augenblicklichen Zusammenhang des Vorstellens oder Denkens, manchmal aber auch infolge umständlicher Überlegungen.

Nicht ganz identisch, aber verwandt mit dieser Unterscheidung ist eine neuerdings von amerikanischer Seite empfohlene: zwischen Gedächtnis- und Phantasievorstellungen[1]. Die Gedächtnisvorstellungen scheinen von den Vertretern dieser Unterscheidung mit den eben genannten Erinnerungsvorstellungen identifiziert zu werden: sie erscheinen bekannt und schließen eine Beziehung zum vergangenen Leben ein, die den Phantasievorstellungen fehlt. Aber es werden noch andere Unterschiede behauptet und durch die Aussagen von Versuchspersonen gestützt: die Gedächtnisvorstellungen seien mit Bewegungen und Bewegungsempfindungen verbunden (Augen-, Kehlkopf-, Nasenflügelbewegungen), die Einbildungsvorstellungen aber nicht. Nur bei den ersteren finde ein Wiedererkennen, ein Bekanntschaftseindruck statt, während die letzteren neu und überraschend erschienen. Die Gedächtnisvorstellungen seien nebelhaft und gäben keine Nachbilder, die Einbildungsvorstellungen substantiell und von Nachbildern begleitet, usw. Damit wird in Verbindung gebracht die Flüchtigkeit der Gedächtnisvorstellungen und ihre Bedeutung für die Intelligenzleistungen, die relative Beständigkeit der Einbildungsvorstellungen und ihr Wert für die künstlerische Phantasie.

Unterschiede dieser Art sind nun zwar vielfach beobachtbar, aber fraglich bleibt, ob sie sich in der angegebenen Weise decken und nicht vielmehr mannigfach kreuzen. Bemerkenswert und schon früher öfters hervorgehoben ist die weitgreifende Verknüpfung aller Sinnesvorstellungen mit Bewegungsempfindungen oder Bewegungsvorstellungen, die der Bedeutung der Bewegungen selbst für unsere Sinneswahrnehmungen, namentlich für die des Auges und Tastsinnes, aber auch des Gehörs (Singen und Spielen) entspricht. Wir erwähnten auch bereits den Zuwachs an Lebendigkeit, den passive Vorstellungen durch solche Verknüpfung erfahren. Für viele Individuen scheinen Gehörvorstellungen sogar überhaupt nur unter dieser Bedingung möglich. Aber daraus würde doch umgekehrt folgen, daß die von

[1] Perky a. a. O. Ebenso Titchener, Lehrbuch d. Psychologie 1909, deutsche Ausgabe II, S. 417 ff. Gegen die Unterscheidung bereits Koffka, Zur Analyse d. Vorstellungen, S. 224 ff. Segal, a. a. O. S. 404 ff.

Bewegungsempfindungen begleiteten Vorstellungen die »substantielleren« wären. Die populäre Unterscheidung der Gedächtnis- und der Phantasietätigkeit, der Gedächtnis- und der Phantasiemenschen hängt mit bestimmten Eigentümlichkeiten des Vorstellungs**verlaufes** enger zusammen, als mit den Eigentümlichkeiten der Vorstellungen selbst. Übrigens hebt TITCHENER selbst hervor, daß es zwischen den typischen Gedächtnis- und den typischen Phantasievorstellungen in seinem Sinne viele Übergangsformen gebe, wodurch die Schärfe der Unterscheidung aufgehoben wird.

SEGAL bestimmt die Phantasie dadurch, daß der Vorstellende in der vorgestellten Situation verweile und handle. Sie sei ein »Denken, Fühlen und Wollen in vorgestellten Situationen mit Wirklichkeits- und Gegenwartscharakter«[1]. So **kann** man definieren und damit die ganz populäre und unbestimmte Unterscheidung der Begriffe durch eine etwas schärfere ersetzen, die den Sinn und die Absicht dieser Einteilung in wesentlicher Beziehung trifft. Aber es ließen sich mit gleichem Recht auch noch andere Bestimmungen treffen. Da die Natur der Vorstellungen selbst nicht verschieden zu sein braucht, wenn wir in einer vorgestellten Situation handeln, bzw. zu handeln vorstellen, und wenn uns die Situation nur passiv vorschwebt, so würde ein weiteres Eingehen auf diese Frage der zweckmäßigsten Definition der Phantasie aus dem Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung herausfallen.

---

[1] A a. O. S. 373, 404, 481 ff.

Inhalt.

Dritter Abschnitt.

Allgemeines.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 2

HERONS BELOPOIIKA

(SCHRIFT VOM GESCHÜTZBAU)

GRIECHISCH UND DEUTSCH

VON

H. DIELS UND E. SCHRAMM

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt in der Gesamtsitzung am 28. Februar 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 29. Mai 1918.

ZUR EINLEITUNG.

Über den griechischen Text von Heron's Belopoiika[1].

Die Revision des R. Schneiderschen Textes[2], dem Einleitung und Schlußkapitel hinzugefügt wurden, konnte für den Philologen, der zur Zeit keine Möglichkeit hat, die maßgebende Pariser Hs. des Mynas zur Behebung einiger Lücken der Wescher'schen Ausgabe einzusehen, nur darin bestehen, die Mängel der beiden letzten Ausgaben zu vermeiden und die endgültige Feststellung des Textes der großen Heronausgabe der Bibliotheca Teubneriana zu überlassen, deren II. Bd. zweiter Teil auch die Belopoiika umfassen wird.

Über Wescher's Leistung sprach sich R. Schneider, Mitt. d. K. d. arch. Instit., Rom 1905 (XX), S. 144 so aus: »Diese Arbeit entspricht durchaus den Anforderungen einer kritischen Ausgabe, wie sie die heutige Philologie stellt: man merkt nur, daß dem Verf. technische Kenntnisse fehlen, die ihm der General de Reffye leicht hätte schaffen können.« Wir sind nicht in der Lage, das günstige Urteil über die philologische Leistung vollständig uns anzueignen. Richtig ist die recensio der Hs. und der Vorrang, welcher der alten Hs. des Mynas eingeräumt wird. Aber die Anordnung des Apparates ist, abgesehen von einzelnen Unklarheiten und Lücken, so unübersichtlich wie möglich. Die anfängerhaften paläographischen Anmerkungen stören, und für die Emendation fehlt ihm an den schwierigeren Stellen nicht nur Sachverständnis, sondern auch grammatische und kritische Schulung.

So hat R. Schneider hier wie an den anderen Stellen, wo er Wescher's Poliorketika erneuert hat, ein dankbares Feld der Betätigung gehabt. Sein Text ist ein großer Fortschritt, doch hat der leidenschaftlich mit den Problemen ringende Geist unseres verstorbenen Freundes an manchen Stellen über das Ziel hinausgeschossen. Es war geboten, diese Versager nicht durch Erwähnung in den Noten zu verewigen.

---

[1] Der auffallende Titel βελοποιϊκά stammt aus Philon Mech. synt. IV p. 49, 5. Er teilt mit, daß andre ὀργανοποιϊκά vorzogen. Aus jenem Namen möchte H. Schöne die auffallende Definition Philons c. 5 p. 51, 12 und Herons c. 3 (S. 8, 1 ff.) erklären.

[2] Geschütze auf handschriftlichen Bildern, herausgegeben und erläutert von Dr. Rudolf Schneider. Metz 1907 (Ergänzungsheft z. Jahrb. d. Ges. f. lothr. Geschichte u. Altertumskunde II).

Eine wertvolle Hilfe bot uns Hr. Richard Schöne, der uns sein Handexemplar Wescher's freundlich zur Verfügung stellte. Es finden sich darin nicht nur einige Berichtigungen der Wescher'schen Kollation des Kodex M, sondern auch eigene Beiträge zur Emendation der Schrift, die wir dankbar benutzt haben. Während der Korrektur ist uns auch die Kollation der Hs. M von Hermann Schöne zugänglich geworden. Auch ihm danken wir von Herzen. Orthographische Varianten sind in den kritischen Noten in der Regel nicht berücksichtigt.

Heron ist von allen Kriegsschriftstellern, die über Geschütze geschrieben haben, der brauchbarste: da sich Text und Zeichnungen ergänzen, bekommt man ein ziemlich klares Bild der Geschütze. Trotzdem muß er ohne genaue Kenntnis von Philon und Vitruv teilweise unverständlich bleiben. Erst der fortgesetzte Vergleich aller Schriftsteller und die damit Hand in Hand gehende Rekonstruktion und Prüfung jedes einzelnen Teiles kann völlige Klarheit geben.

Die technischen Bezeichnungen des Altertums sind nach Möglichkeit in die richtigen technischen Bezeichnungen der Gegenwart übersetzt worden; wo das nicht möglich war, sind die alten Bezeichnungen übernommen worden, z. B. Peritret usw. Diostra könnte auch stehenbleiben, aber da wir in dem Rechenschieber ein allgemein bekanntes Instrument haben, dessen Schieber sich recht gut mit der Diostra vergleichen läßt, so ist diese Übersetzung gewählt.

ERKLÄRUNG DER ABKÜRZUNGEN.

M = Paris. Suppl. gr. 607
P = Par. gr. 2442
V = Vatic. gr. 1164
F = Fragm. Vindob. 120
$M^a P^a V^a$ erste Hand, $M^b P^b V^b$ zweite Hand von MPV
MPV = Übereinstimmung der maßgebenden Hss.; F nur aushilfsweise
Jüng. Hss. = Hss. ohne Quellenwert
Philon = Philonis mechanicae syntaxis l. IV et V rec. R. Schoene. Berol. 1893
Baldus = Heronis Belopoeca ed. Baldus. Augsburg 1616
Thévenot = Vett. Mathematici ed. Thévenot. Paris 1693
Köchly = Köchly u. Rüstow Gr. Kriegsschriftst. Lpz. 1853
Wescher = Poliorcétique des Grecs. Paris 1867
R. Schn. = R. Schneider
D = Diels

ΗΡΩΝΟΣ ΚΤΗΣΙΒΙΟΥ ΒΕΛΟΠΟΙΙΚΑ.

(Wescher p. 71) 1 Τῆς ἐν φιλοσοφίᾳ διατριβῆς τὸ μέγιστον καὶ ἀναγκαιότατον μέρος ὑπάρχει τὸ περὶ ἀταραξίας, περὶ ἧς (p. 72) πλεῖσταί τε ὑπῆρξαν ζητήσεις παρὰ 5 τοῖς μεταχειριζομένοις τὴν σοφίαν καὶ μέχρι νῦν ὑπάρχουσιν· καὶ νομίζω μηδὲ τέλος ποτὲ ἕξειν διὰ τῶν λόγων τὴν περὶ αὐτῆς ζήτησιν. μηχανικὴ δὲ ὑπερβᾶσα τὴν διὰ 10 λόγων περὶ ταύτης διδασκαλίαν ἐδίδαξεν πάντας ἀνθρώπους ἀταράχως ζῆν ἐπίστασθαι δι' ἑνὸς καὶ ἐλαχίστου μέρους αὐτῆς, λέγω δὴ τοῦ κατὰ τὴν καλουμένην βελο- 15 ποιίαν, δι' ἧς οὔτε ἐν εἰρηνικῇ καταστάσει ταραχθήσονταί ποτε ἐχθρῶν καὶ πολεμίων ἐπανόδοις, οὔτε ἐνστάντος πολέμου ταραχθήσονταί ποτε τῇ παραδιδομένῃ ὑπ' 20 αὐτῆς διὰ τῶν ὀργάνων φιλοσοφίᾳ. διὸ τοῦ μέρους τούτου ἐν παντὶ

HERON'S SCHRIFT VOM GESCHÜTZBAU.

1 Der größte und notwendigste Teil der Weltweisheit ist der, welcher von der Seelenruhe handelt, über welche bei den Philosophen die meisten Untersuchungen angestellt worden sind und bis heute angestellt werden, und ich glaube auch, daß die theoretischen Untersuchungen darüber nie ein Ende finden werden. Die Mechanik aber schritt über die theoretische Lehre von der Seelenruhe hinweg und lehrte allen Menschen die Wissenschaft: durch einen einzigen, minimalen Teil von ihr, der von dem sogenannten Geschützbau handelt, in Seelenruhe zu leben. Denn durch ihn wird man in die Lage gesetzt, sich weder im Friedenszustande durch Angriffe innerer oder äußerer Feinde, noch bei Kriegsausbruch zu beunruhigen, infolge der von ihm mitgeteilten Lehre von den Maschinen. Daher muß man sich nur zu jeder Zeit dieses Teiles der Mechanik befleißigen und jede Vorsorge

Titel ἥρωνος κτησιβίου . . . . (Rasur 8 Buchst., letzte Buchst. etwa ρα) βελοποηκά M: ἥρωνος κτησιβίου· βελοποιικά V: ἥρωνος ἀλεξανδρέως βελοποιητικά FP (R. Schöne, dem die Angabe der Lücke zu verdanken ist, vermutet mit Grund, daß der Schreiber beabsichtigt hatte, die in M 10 Blätter später folgende Χειροβαλίστρα abzuschreiben, bis er, seinen Irrtum bemerkend, innehielt, und nun erst die Βελοποιϊκά gab.)

1, 3 ἀταραξίας PV: ἀταξίας MF 4 σοφίαν F: φιλοσοφίαν MPV 7 ποτ' ἄξειν VP 12 ἐπιτᾶσθαι M 16 ποτε fehlt F 17 ἐφόδοις V 18 nach πολέμου fügt οὐ zu M 19 nach ποτε nimmt Lücke an Herm. Schöne παραδεδομένῃ F

χρόνῳ ⟨ἔμπειρον⟩ καταστῆναι δεῖ
καὶ πᾶσαν πρόνοιαν ποιεῖσθαι. εἰρή-
νης γὰρ πολλῆς ὑπαρχούσης προσ-
δοκήσαιτο ἄν τις πλείονα ταύτην
5 γενέσθαι, ὅταν ἐν τῷ περὶ τὴν βελο-
p. 73 ποιίαν μέρει καταγίνωνται· αὐτοί τε
κατὰ συνείδησιν ἀτάραχοι διαμενοῦ-
σιν, καὶ οἱ ἐπιθυμοῦντες ἐπιβου-
λεύειν ὁρῶντες τὴν περὶ αὐτὰ γιγνο-
10 μένην αὐτῶν διατριβὴν οὐκ ἐπε-
λεύσονται· ἀμελησάντων δὲ πᾶσα
ἐπιβουλή, κἂν ἐλαχίστη τυγχάνῃ,
ἐπικρατήσει ἀπαρασκεύων τῶν ἐν
ταῖς πόλεσι περὶ ταῦτα ὑπαρχόντων.

15 Ἐπεὶ οὖν οἱ πρὸ ἡμῶν πλείστας
μὲν ἀναγραφὰς περὶ βελοποιικῶν
ἐποιήσαντο μέτρα καὶ διαθέσεις ἀνα-
γραψάμενοι, οὐδὲ εἷς δὲ αὐτῶν οὔτε
τὰς κατασκευὰς τῶν ὀργάνων ἐκτί-
20 θεται κατὰ τρόπον οὔτε τὰς τούτων
χρήσεις, ἀλλ' ὥσπερ γινώσκουσι πᾶσι
τὴν ἀναγραφὴν ἐποιήσαντο, καλῶς
ἔχειν ὑπολαμβάνομεν ἐξ αὐτῶν
τε ἀναλαβεῖν καὶ ἐμφανίσαι περὶ
25 τῶν ὀργάνων τῶν ἐν τῇ βελο-
ποιίᾳ, ὡς μηδὲ ἴσως ὑπαρχόντων,
ὅπως πᾶσιν εὐπαρακολούθητος γέ-
νηται ἡ παράδοσις.

dafür treffen. Gerade im tiefen Frieden kann man erwarten, er werde sich noch mehr befestigen, wenn man sich mit dem Geschützbau beschäftigt. Dann werden sie nicht nur in diesem Bewußtsein die Seelenruhe bewahren, sondern auch solche, die böse Absichten haben, im Hinblick auf die Beschäftigung mit dieser Technik keinen Angriff wagen. Wird das aber vernachlässigt, so wird jeder Anschlag, wenn er auch noch so unbedeutend ist, Erfolg haben, wenn die Bewohner der Städte in bezug hierauf keine Vorbereitung getroffen haben.

2 Da nun unsere Vorgänger viele Schriften über Geschützbau verfaßt und Maße und Anordnung aufgeschrieben haben, aber nicht einer von ihnen die Konstruktion der Maschinen und ihren Gebrauch ordentlich dargelegt, sondern ihre Niederschriften so gemacht haben, als ob alle sachverständig wären, so, meine ich, ist es gut, in der Geschützlehre damit zu beginnen und die Erklärung der Maschinen beim Geschützbau so zu geben, als ob sie noch gar nicht vorhanden wären, damit alle der Mitteilung leicht folgen können.

1 ⟨ἔμπειρον⟩ fügte zu D καταστῆναι FPV: καταστασταστῆσαι M: καταστῆσαι F^a P^a V^a 7 διαμένωσι PVF 9 ἐπιβουλεύειν M: ἐπιβουλεύσειν PV 9. 10 τὴν περιγιγνομένην (ohne αὐτὰ) PV 12 ἐλαχίστη Köchly: ἐλάχιστος MPV 18 οὔτε Wescher: οὐδὲ MPV 21 πᾶσι verdoppelt M 23 αὐτῶν τε PVF: αὐτοῦ M 24 ἐμφανίσαι Köchly: ἐμβασανίσαι MPV 26 μηδὲ M: δὲ PVF: δισσῶν Köchly

Ἐροῦμεν οὖν περὶ κατασκευῆς
τῶν ὅλων τε καὶ τῶν ἐν αὐτοῖς κατὰ
p. 74 μέρος τοῖς ὀργάνοις καὶ περὶ τῶν
ὀνομάτων, καὶ περὶ τῆς συνθέσεως
5 αὐτῶν καὶ ἐξαρτίσεως, ἔτι δὲ
καὶ περὶ τῆς ἑκάστου χρείας καὶ
μέτρων, προειπόντες περὶ τῆς
τῶν ὀργάνων διαφορᾶς καὶ ὡς
τὴν ἀρχὴν ἕκαστον αὐτῶν προε-
10 βιβάσθη.

3 Τῶν οὖν εἰρημένων ὀργάνων
τὰ μέν ἐστιν εὐθύτονα, τὰ δὲ πα-
λίντονα καλεῖται. τὰ δὲ εὐθύτονά
τινες καὶ σκορπίους καλοῦσιν ἀπὸ
15 τῆς περὶ τὸ σχῆμα ὁμοιότητος.
τὰ μὲν εὐθύτονα ὀιστοὺς μόνους
ἀφίησι, τὰ δὲ παλίντονα ἔνιοι καὶ
λιθοβόλα καλοῦσιν διὰ τὸ λίθους
ἐξαποστέλλειν· πέμπει δὲ ἤτοι
20 ὀιστοὺς ἢ ⟨λίθους ἢ⟩ καὶ συναμφό-
τερα.

Wir werden also von der Konstruktion der Maschinen im ganzen und in ihren Einzelteilen handeln, von ihren Benennungen und ihrer Zusammenstellung und Verbindung, wie auch von dem Gebrauch und den Maßverhältnissen eines jeden Teiles, nachdem wir über den Unterschied der Maschinen und wie jede von Anfang an entstanden ist zuvor gehandelt haben.

Von den genannten Maschinen sind die einen Euthytona, die anderen heißen Palintona[1]. Die Euthytona werden von einigen auch Skorpionen genannt wegen der Ähnlichkeit der Gestalt. Die Euthytona entsenden nur Pfeile. Die Palintona nennen einige auch Steinwerfer, weil sie Steine entsenden; sie werfen entweder Pfeile oder Steine oder aber auch beides.

2 τῶν F: fehlt MPV τῶν ἐν αὐτοῖς κατὰ μέρος τοῖς ὀργάνοις Wescher: τοῖς ἐν αὐτοῖς κ. μ. ὀργάνοις M: τῶν ἐν αὐτοῖς κ. μ. ὀργάνων PVF 4 nach ὀνομάτων fügt τοῖς zu (aus Z. 17) M 5 ἐξαρτήσεως MF 7 προεῖπον M 12 εὔτονα M 13 τὰ fehlt PV 14 ἅ τινες PV 18 λίθους PV: νοογο M 19 nach ἐξαποστέλλειν fügen zu ἢ καὶ ὀιστοὺς MPV πέμπει δέ τοι ὀϊστοὺς ἢ (Lücke von 4 Buchst.) καὶ ουν αμφοτερα M: πέμπειν ἢ καὶ συναμφότερα. Das zugefügte ἢ καὶ ὀίστοὺς ist, wie R. Schöne zuerst sah, die Verbesserung der folgenden Lesart, die Lücke vor καὶ (s. M) füllte mit ⟨λίθους ἢ⟩ aus H. Schöne

ΕΥΘΥΤΟΝΟΝ ΤΟΞΟΝ
Bild 1.

ΠΑΛΙΝΤΟΝΟΝ ΤΟΞΟΝ
Bild 2.

[1] Das εὐθύτονον τόξον war einfach gekrümmt, das παλίντονον τόξον war doppelt gekrümmt.

Ὅρος δὲ τῆς βελοποιικῆς ἐστι τὸ μακρὰν ἀποστέλλειν τὸ βέλος ἐπὶ τὸν δοθέντα σκοπόν, εὔτονον τὴν πληγὴν ἔχον, περὶ οὗ δεῖ πᾶσαν 5 τὴν φροντίδα ποιῆσαι ἐπὶ τοῖς εἰρημένοις ὀργάνοις.

Die Aufgabe der Geschützbaukunst ist es, das Geschoß auf große Entfernung und mit Wucht gegen das gegebene Ziel zu entsenden. Darauf muß das ganze Bestreben bei den genannten Maschinen gerichtet sein.

p. 75 Βέλος δὲ καλεῖται πᾶν τὸ ἐξαποστελλόμενον ὑπὸ τῶν ὀργάνων ἢ ὑπὸ ἄλλης τινὸς δυνάμεως, 10 οἷον τόξου, σφενδόνης ἢ ἄλλου τινός.

Geschoß aber heißt alles, was von Geschützen oder irgendeiner anderen Kraft z. B. Bogen, Schleuder oder irgendeiner anderen ⟨Maschine⟩, entsendet wird.

Τὴν μὲν οὖν ἀρχὴν ἤρξαντο γίνεσθαι τῶν προειρημένων ὀργάνων αἱ κατασκευαὶ ἀπὸ τῶν χει- 15 ρουργικῶν τόξων· βιαζόμενοι γὰρ ἐξαποστέλλειν δι᾽ αὐτῶν μεῖζόν τι βέλος καὶ ἐπὶ πλείονα τόπον αὐτὰ μείζονα ἐποίουν καὶ τοὺς ἐν αὐτοῖς τόνους, λέγω δὴ τὰς ἐκ τῶν ἄκρων 20 κάμψεις, τουτέστι τὰς [ἐκ] τῶν κεράτων σκληρότητας· ἐκ τούτου δὲ συνέβαινε, δυσπειθῶς καμπτομένων αὐτῶν, μείζονος δυνάμεως δεῖσθαι ἢ τῆς γιγνομένης 25 ἀπὸ τῆς χειρὸς ἕλξεως. πρὸς δὴ τοῦτο ἐμηχανήσαντό τι τοιοῦτον.

4 Ursprünglich ist die Konstruktion der obengenannten Maschinen von dem Handbogen ausgegangen. Man sah sich gezwungen, mit diesen ein größeres Geschoß auf weitere Entfernung zu schießen; und deshalb machte man die Bogen größer und ebenso ihre Spannkraft, ich meine den Biegungswiderstand der Bogenenden, d. h. die Stärke der Hörner. Da sich diese nun schwer biegen ließen, so brauchte man eine stärkere Kraft als die Hand zum Spannen. Zu diesem Zwecke also wurde folgendes erfunden[1]:

(Siehe Bild 3 S. 9, Bild 4 S. 10, Bild 5 S. 11.)

2 Vgl. oben S. 4[1]: Philo mech. synt. p. 51. 12   4 δεῖ PV: δὴ M   5 ποιῆσαι M: πεποιῆσθαι PV   ἐπὶ H. Schoene   14 αἱ fehlt M   19 πόνους P[a]   20 [ἐκ] Köchly   24 γινομένης PV

[1] Das Bild auf M 47v (Fig. 3. S. 9) stellt das ganze Gewehr und die Einzelteile dar. Die Einzelteile sind: die Klaue mit den Ständern ἡ διὰ χειρὸς περόνη καὶ τῶν στηματίων. Bei der nach unten zeigenden Spitze hat der Zeichner vermutlich an den zur περόνη gehörigen Stachel gedacht: der Abzug σχαστηρία; die Sperrklinke κόραξ ἤτοι κατακλείς; die Zahnstange ϙ϶:

cod. P. fol. 72v. M. 5:11

Bild 3 (siehe c. 4 Z. 27).

die Klaue ΧΕΙΡ ΗΤΟΙ ΔΑΚΤΥΛΟϹ mit den Buchstaben ΝΞΟ; die beiden Ständer ΚΑΤΟΧΕΥϹ, ϹΤΗΜΑΤΙΟΝ.

Das ganze Gewehr ist aus folgenden Teilen zusammengesetzt:

der Bogen ΑΓΚΩΝ mit der Bogensehne;

die Pfeife mit der Beischrift ϹΥΡΙΓΞ, die linke Seite ЄΖ ist vollständig gezeichnet, die rechte ist unterbrochen, das untere Ende mit dem Buchstaben Θ ist zu weit links gezeichnet;

der Schieber, unten schwalbenschwanzförmig eingeschoben, mit Pfeilrinne ЄΠΙΤΟΞΙΤΙϹ und Buckel, aus den 2 Ständern, dem Bolzen und der um diesen drehbaren Klaue;

das Spannholz, hinten an der Pfeife mit dem konkaven Einschnitt für den Bauch und den beiden Handgriffen;

die Sperrklinke Γ, Δ läuft, und zwar auf jeder Seite eine, beim Spannen über die Zähne der Zahnstange und hält die Spannung fest. Α, Β bezeichnet die Stellung der Sperrklinke am Schieber.

Die beigegebenen maßstabgerechten Zeichnungen (Bild 4 S. 10) mit den Beischriften aus beiden Bildern von M und P sind wohl auch ohne Beschreibung verständlich.

Der Schieber soll nach der Beschreibung ebenso breit sein als die Pfeife, in der Ausführung ist das ganz unmöglich, gemeint ist jedenfalls nur der hintere Teil, denn zu beiden Seiten des Schiebers müssen auch noch die Zahnstangen Platz haben. Auf den Bildern ist der Schieber wesentlich schmäler als die Pfeife.

ΓΑΣΤΡΑΦΕΤΗΣ, *Bauchgewehr*

Bild 4 Umzeichnung der Abbildungen in PM (Bild 3 und 5).

Die seitliche Verbreiterung des Schiebers am Ende bis auf die ganze Breite der Pfeife ist einmal nötig, um den senkrechten Zapfen des Abzuges anbringen zu können, dann wird aber auch durch sie das Hochschlagen der Sperrklinken vermieden.

Beim Vorschieben des Schiebers umfaßt die rechte Hand den Abzug, und der Zeigefinger drückt die rechte Sperrklinke, und dadurch beide, die durch einen Bolzen fest miteinander verbunden sind, in die Höhe. Das Gewehr und die Zahnstange (ς ϡ) sind in $^1/_{10}$, alle übrigen Teile in $^1/_5$ dargestellt.

cod. M. fol. 47v. M. 10:19

Bild 5 (siehe c. 4 Z. 27).

5 Ἔστω γὰρ τὸ εἰρημένον τόξον τὸ
ΑΒΓΔ, ἔχον τὰς ἐπικαμπτομένας
ἄκρας τὰς ΑΒ, ΓΔ βιαιοτέρας τῆς
διὰ τῆς χειρὸς τοῦ ἀνθρώπου γιγνο-
5 μένης καταγωγῆς· ἡ δὲ τοξῖτις
νευρὰ ἡ ΑΔ. τῷ δὲ τόξῳ κατὰ
μέσην τὴν κοίλην γραμμὴν συμ-
φυὴς ἔστω κανὼν ὁ ΕΖΗΘ, ἔχων
ἐν τῇ ἐπάνω ἐπιφανείᾳ σωλῆνα
10 πελεκινοειδῆ τὸν ΚΛ. τούτῳ δὲ
ἁρμοστὸς γεγονέτω ἄρρην ἰσομήκης
p. 76 αὐτῷ, ἔχων ἔκ τε τῆς ἄνω ἐπι-

Der genannte Bogen sei ΑΒΓΔ, und
die zu biegenden Bogenenden des-
selben ΑΒ und ΓΔ so stark, daß sie
nicht von Menschenhand gespannt
werden können. Die Bogensehne ist
ΑΔ. Am Bogen ist in der Mitte der
Biegung ein Schaft ΕΖΗΘ befestigt,
der auf der Oberseite eine schwal-
benschwanzförmige Nute hat, ΚΛ;
in diese Nute passend soll eine
gleichlange schwalbenschwanzför-
mige Feder gemacht werden, die

3 τὰς PV: τὰς ἀπὸ M 5 τοξιτις M Figur: τοξοτὶς M Text: τοξίτης PV
6 ἡ ΑΔ M: ἡ ΑΒ PV 7 γραμμὴ M 11 γεγονε τῷ M

φανείας συμφυῆ ἕτερον κανόνα ἀνα-
πληροῦντα πᾶν τὸ μῆκος καὶ τὸ
πλάτος τοῦ ΕΖΗΘ κανόνος, καὶ
ἔχοντα ἐκ τῆς ἄνω ἐπιφανείας μέσον
5 κοίλασμα περιφερὲς ἰσόμηκες τῷ
ΚΛ πελεκίνῳ εἰς ὃ ἐπιτίθεται τὸ
βέλος. ἐν δὲ τῷ λοιπῷ μέρει αὐτοῦ
τῷ κατὰ τὸ ΕΖΗΘ μέρος ἐκ τῆς
ἄνω ἐπιφανείας τοῦ ἐπάνω κανό-
10 νος ἔστω τινὰ στήματα ὀρθὰ σιδηρᾶ
δύο ἐνηλωμένα καὶ συγκεκοινω-
μένα ἐκ τῶν ὑποκάτω μερῶν, ἀπέ-
χοντα ἀπ' ἀλλήλων βραχύ· μεταξὺ
δὲ τούτων ἐγκείσθω σιδηροῦς δά-
15 κτυλος ἐπικεκαμμένος εἰς τὰ κάτω
μέρη ἐκ τῶν πρὸς τῷ Λ μερῶν
τοῦ κανόνος, καὶ ἐσχισμένος ἔστω
ἐκ τοῦ ἐπικεκαμμένου ἄκρου, ὥστε
δίχηλον γενέσθαι καθάπερ τῶν κα-
20 λουμένων σκενδυλίων· τοσοῦτον
δὲ διεσχίσθω, ὅσον μεταξὺ δέ-
ξασθαι τὸ τοῦ βέλους πάχος· καὶ
διὰ τῶν στημάτων καὶ τοῦ εἰρη-
μένου δακτύλου διώσθω περόνη
25 μέση στρογγύλη.

Ἔστω οὖν ὁ εἰρημένος δά-
κτυλος ὁ ΝΞΟ, δίχηλον δὲ τὸ Ν,
ἡ δὲ διωσμένη περόνη ἡ ⟨Μ, καὶ⟩
πρὸς τῷ ΞΟ μέρει τοῦ δακτύλου
p. 77 ὑποβε|βλήσθω κανόνιον σιδηροῦν
31 τὸ ΠΡ, κινούμενον περὶ περόνην
τὴν Π, πεπηγυῖαν ἐν τῇ ἐπιφα-

die Länge und Breite des Schaftes ΕΖΗΘ ausfüllt und die auf der oberen Seite mit einem gleichen Stück verbunden ist, das oben in der Mitte eine runde Rinne hat, ebenso lang wie die schwalbenschwanzförmige Nute ΚΛ; in diese Rinne wird das Geschoß gelegt. An dem hinteren Teil des oberen Stückes, der nach ΕΖΗΘ zu liegt, sollen auf der Oberseite 2 senkrechte eiserne Ständer mit ihrem unteren Teile eingelassen und mit geringem Abstande voneinander zusammengefügt werden, zwischen ihnen soll eine eiserne Klaue (Finger) liegen, die bei Λ nach unten gebogen ist. An dem umgebogenen Ende sei sie gespalten, daß sie wie eine Kneipzange 2 Backen hat. Der Spalt ist so breit, daß das Geschoß darin Platz findet; und durch die Ständer wie die Klaue wird ein runder Bolzen gesteckt.

Die genannte Klaue sei ΝΞΟ, der Spalt Ν, der durchgesteckte Bolzen Μ: unter dem Teile ΞΟ der Klaue sei ein eiserner Riegel (Abzug) ΠΡ untergeschoben, der sich um den Zapfen Π dreht, welcher auf der Oberseite der oberen Latte senkrecht be-

1 ἀναπληροῦν M 4 ἔχοντα Köchly: ἔχων MPV 5 ἐπιφερὲς M 8 τῷ PV: τὸ M 10 στόματα V 11 συγκοινωμένα M (vgl. c. 17 S. 30, 19) 12 ἀπέχοντα M: fehlt PV 16 τῶι M: τὸ PV 19 δίχειλον PV 27 ὁ ΝΞΟ MP: $\overline{\text{Ο}}\overline{\text{Ν}}\overline{\text{Ξ}}\overline{\text{Ο}}$ V 28 ⟨Μ, καὶ⟩ R. Schn. 29 τῷ PV: τὸ M 30 ὑποβεβλήσθωι P 32 ἐπιφανείᾳ τοῦ PV: fehlt M

νείᾳ τοῦ ἐπικειμένου κανόνος ὀρθίαν. ἐπὰν οὖν ὑποβληθῇ τὸ ΠΡ κανόνιον ὑπὸ τὸν δάκτυλον, ἀποσφηνοῖ αὐτὸν ὥστε ἀνανεῦσαι μὴ
5 δύνασθαι· ὅταν δὲ ἐπιλαβόμενοι τοῦ Ρ ἄκρου ἐπισπασώμεθα τὸ ΠΡ κανόνιον ἐπὶ τὰ πρὸς τῷ ΞΟ μέρη, τότε ἀνανεύσει ὁ δάκτυλος ἐκ τῶν ΞΝ μερῶν.

festigt ist. Wenn dieser Riegel ΠΡ unter die Klaue geschoben wird, so keilt er sie fest, daß sie nicht hochschlagen kann; wenn wir aber das Ende Ρ fassen und den Riegel ΠΡ nach der Richtung von Ξ nach Ο ziehen, so schlägt die Klaue an dem Teile ΞΝ hoch.

10 Τῷ δὲ ΕΖΗΘ κανόνι συμφυὴς γεγονέτω ἕτερος κανὼν ὁ ΤΥΦΧΨ, ἔχων τὴν ΤΥΦ κυρτήν, τὴν δὲ ΧΨ κοίλην.

6 Der Schaft ΕΖΗΘ sei mit einem andern Stück ΤΥΦΧΨ, das in dem Teile ΤΥΦ konvex ist, in dem Teile ΧΨ aber konkav.

Ἐκάλουν δὲ τὸν μὲν ΕΖΗΘ
15 κανόνα σύριγγα, διώστραν δὲ τὸν ἐπικείμενον αὐτῷ κανόνα· τὸ δὲ δεχόμενον τὸ βέλος κοίλασμα ἐπιτοξίτιδα· τὸ δὲ μεταξὺ τῶν ΞΟ μέρος τοῦ ἐπι-
p. 78 κειμένου κανόνος χελώνιον (ἦν
21 γὰρ καὶ ὑψηλότερον τοῦ ἐπικειμένου κανόνος)· τὸν δὲ ΝΞΟ δάκτυλον χεῖρα· τὰ δὲ εἰρημένα στημάτια κατοχεῖς· τὸ δὲ ΠΡ
25 κανόνιον σχαστηρίαν· τὸν δὲ ΤΥΦΧΨ κανόνα καταγωγίδα· τὰ δὲ ΑΒ, ΓΔ ἄκρα τοῦ τόξου ἀγκῶνας.

Den Schaft ΕΖΗΘ nannte man »die Pfeife«, das daraufliegende Stück »den Schieber«, die das Geschoß aufnehmende Rinne »die Pfeilrinne«, den zwischen Ξ und Ο liegenden Teil des oberen Stückes »den Buckel« (denn er war höher als das obere Stück), die Klaue ΝΞΟ »die Hand«, die genannten Ständer »die Halter«, den Riegel ΠΡ »den Abzug«, das Stück ΤΥΦΧΨ »das Spannholz« und die Bogenenden ΑΒ und ΓΔ »die Arme«.

(Siehe Bild 5a und 5b S. 14.)

Ταύτης δὲ τῆς κατασκευῆς
30 γενηθείσης, εἰ ἠβούλοντο ἐντεῖναι τὸ τόξον, ἀνῆγον τὴν διώστραν ἐπὶ τὰ πρὸς τῷ Κ μέρη, ἄχρι ἂν

War die Konstruktion fertig und man wollte den Bogen spannen, so schob man den Schieber in Richtung auf Κ so weit vor, bis die Klaue sich

7 ἐπὶ τὰ F: ἔπειτα MPV τῷ PV: τὸ M μέρη F: μέρει MPV 8 ἀνανεῦσαι PV 10 τῷ PV: τὸ M 11 γεγονάτω M ΤΥΦΧΨ M: ΤΥΦΧΨΩ PV 16 αὐτῷ κανόνα PV: fehlt M 17 κοίλασμα so auch M 19 ΞΟ PV: ΖΟ M 22 ΝΞΟ F: ΗΞΟ MPV 24 κατοχεῖς Wescher: κατοχειο M: κατοχῆς PV 27 τὰ δὲ ΑΒΓΔ M: τὸ δὲ ΑΒΓ PV 30 ἐντεῖναι Köchly: ἐντιθέναι MPV 32 τῷ so auch M μέρει M ἄχρι ἂν R. Schn.: χρείαν M: ἄχρι PV

Bild 5 a. Bild 5 b.

(Siehe c. 6 S. 13, 28.)

ἀνανεύσασα ἡ χεὶρ ὑπερβῇ τὴν
τοξῖτιν νευράν· ἔστιν δὲ ἐπάνω
τῆς διώστρας· εἶτα ἐπινεύσαντες
αὐτὴν ὑπέβαλλον τὴν σχαστηρίαν,
5 ὥστε ἀνανεῦσαι μηκέτι δύνασθαι
τὴν χεῖρα· καὶ μετὰ ταῦτα ⟨τὸ⟩
διωσθὲν ἄκρον τῆς διώστρας εἰς
τὸ ἔξω μέρος ἀντήρειδον τοίχῳ
τινὶ ἢ τῷ ἐδάφει, καὶ ταῖς χερσὶ
10 κατέχοντες τὰ ἄκρα τῆς ΤΥΦΧΨ
καταγωγίδος, ἐπήρειδον τὴν γαστέ-
ρα ἐπὶ τοῦ ΧΨ κοιλάσματος, καὶ
βιαζόμενοι τῷ ὅλῳ σώματι διώθουν
p. 79 τὴν διώστραν, καὶ κατῆγον τὴν
15 τοξῖτιν νευράν, δι᾽ ἧς συνέβαινε
κάμπτεσθαι τοὺς ΑΒ, ΓΔ ἀγκῶνας
τοῦ τόξου. ὅτ᾽ οὖν ἔδοξεν αὐτάρκης

vorn hebend über die Bogensehne griff, die über dem Schieber liegt. Dann drückte man die Klaue nieder und schob den Abzug unter, so daß die Klaue sich nicht mehr heben konnte. Hierauf stemmte man das nach außen geschobene Ende des Schiebers gegen eine Wand oder auf den Boden, faßte mit den Händen die Enden des Spannholzes ΤΥΦΧΨ, drückte den Bauch in die Höhlung ΧΨ, stieß mit der ganzen Körperkraft den Schieber zurück und zog so die Bogensehne zurück, wodurch die Bogenarme ΑΒ, ΓΔ gebogen

4 αὐτὴν M: αὐτὸν PV   ὑπερβάλλον M   6 ταῦτα ⟨τὸ⟩ Köchly   8 ἀντερεῖδον M   11 τὰ ἄκρα τῆς ΤΥΦΧΨ καταγωγίδος R. Schn.: τὰ ΤΥΦΧΨ ἄκρα (ἄκρας PV) τῆς καταγωγίδος MPV   ἐπερεῖδον M   17 ὅτ᾽ οὖν Köchly: ὅτ᾽ ἂν οὖν PV: τανοῦν M   ἀτάρκης M

ἡ καταγωγὴ γεγονέναι, ἐπιθέντες τὸ βέλος ἐπὶ τὴν ἐπιτοξίτιδα, ἀπέσχαζον τὴν χεῖρα σπαράξαντες τὴν σχαστηρίαν, καὶ συνέβαινεν τὴν (5) ἐξαποστολὴν τοῦ βέλους βιαίαν γίνεσθαι.

7 Δεῖ δὲ τὴν διώστραν καταχθεῖσαν μηκέτι ὑπὸ τῆς τοξίτιδος ἀνάγεσθαι εἰς τὸ ἄνω μέρος, ἀλλὰ (10) μένειν, ἄχρι ἂν ἐπιτεθὲν τὸ βέλος ἐκτοξευθῇ ἐπὶ τὸν δοθέντα σκοπόν. ἐγίγνετο οὖν καὶ τοῦτο οὕτως· νοείσθω γὰρ τῆς ΕΖΗΘ σύριγγος κρόταφος ὁ κατὰ τὸ μῆκος ὁ ΩϚ. (15) ἐν δὲ τούτῳ προσηλωμένον κανόνιον ὠδοντωμένον τὸ ϙϡ· τῇ δὲ διώστρᾳ κατὰ τὸ ͵Α͵Β προσκείσθω κόραξ ὁ ͵Γ͵Δ, κινούμενος περὶ περόνην. καταγομένης οὖν (20) τῆς διώστρας, συνέβαινε τὸν ͵Γ͵Δ κόρακα, ὃν δὴ κατακλεῖδα ἐκάλουν, ἐπιπορεύεσθαι κατὰ τῶν ὀδόντων πλάγιον. διεθείσης δὲ τῆς διώστρας, (p. 80) ἀντήρειδον τὴν κατακλεῖδα πρὸς (25) ἕνα τῶν ὀδόντων, ὥστε μηκέτι ὑπὸ τῆς τοξίτιδος ἀνάγεσθαι τὴν διώστραν. τὸ δὲ αὐτὸ καὶ ἐκ τοῦ (p. 81) ἑτέρου μέρους ἐγίγνετο τῆς σύ-

wurden. Wenn die Spannung zu genügen schien, so legte man das Geschoß in die Pfeilrinne, zog den Abzug zurück, machte dadurch die Klaue frei, um das Geschoß gleichzeitig mit Kraft zu entsenden.

Ist aber der Schieber zurückgedrückt, so darf er von der Sehne nicht gleich wieder mit nach vorn gerissen werden, sondern muß stehenbleiben, bis das aufgelegte Geschoß auf das gegebene Ziel abgeschossen worden ist. Dies wurde nun auch folgendermaßen bewerkstelligt. Man stelle sich die Seitenansicht der Pfeife ΕΖΗΘ nach der Länge vor, und zwar das Stück ΩϚ, an diesem Stück sei eine Zahnstange ϙϡ angenagelt, am Schieber aber ͵Α͵Β ein Haken ͵Γ͵Δ angebracht, der sich um einen Bolzen dreht. Wurde der Schieber zurückgedrückt, so lief zugleich der Haken, den man auch »Sperrklinke« nannte, über die Zähne weg; war aber der Schieber durchgestoßen, so stemmte man die Sperrklinke gegen einen der Zähne, so daß nunmehr der Schieber nicht mehr von der Bogensehne nach vorn gezogen werden konnte. Die gleiche Einrichtung war auch auf der

1 ἐπιτιθέντες PV 2 ἐπιτοξιτιδα Wescher: τοξίτιδα MPV 3 παρατάξαντες M 5 βιαίαν fehlt M 15 προσηλωμεν M 16 ϙϡ (Fig.) M: ϚΤ M (Text) PV 17 ͵Α͵Β M: ΑΒ PV προσκείσθω V: προσκεκείσθω M: προκεισθω P 18 ͵Γ͵Δ M (Fig.): ΓΔ so M (Text) PV 21 δὴ ⟨καὶ⟩ R. Schn. 23 διεθεισης D: δεθεισης MPV: καταχθεισης R. Schn. 24 ἀντέρειδον M 26 τοξιδος M

ριγγοϲ. ἐκάλουν δὲ τὸ ὅλον ὄρ-
γανον γαϲτραφέτην, ἐπειδήπερ διὰ
τῆϲ γαϲτρὸϲ ἡ καταγωγὴ τῆϲ τοξί-
τιδοϲ ἐγίγνετο.

5 Διὰ δὲ τοῦ προειρημένου ὀρ-
γάνου ϲυνέβαινε μεῖζον βέλοϲ ἐξ-
αποϲτέλλεϲθαι καὶ ἐπὶ πλείονα τό-
πον.

Βουλόμενοι δὲ ἐπαυξῆϲαι ἀμ-
10 φότερα, τό τε βέλοϲ καὶ τὴν ἐξα-
ποϲτολήν, ζητοῦντεϲ ⟨τοὺϲ⟩ τοῦ
τόξου ἀγκῶναϲ αὐτῶν εὐτονωτέ-
ρουϲ ποιῆϲαι, μὴ δυνάμενοι δὲ
διὰ τῶν κεράτων τυχεῖν τοῦ προ-
15 κειμένου, τὰ μὲν ἄλλα ἐποίουν
ὁμοίωϲ τοῖϲ προειρημένοιϲ, τοὺϲ
δὲ ἀγκῶναϲ ποιήϲαντεϲ ἐξ εὐτόνου
ξύλου καὶ μείζοναϲ τῶν ἐν τῷ
τόξῳ καταϲκευάϲαντεϲ, τοιοῦτον
20 πλινθίον ἔπηξαν ἐκ κανόνων δ
ἰϲχυρῶν, οἷον τὸ ΑΒΓΔ, τόρμουϲ
ἔχον ἐκ τῶν ὀρθίων κανόνων τῶν
ΑΒ, ΓΔ· περὶ δὲ τοὺϲ πλαγίουϲ
τοὺϲ ΑΔ, ΒΓ περιέβαλλον νευρὰν
25 πλέξαντεϲ ἐξ ὀργάνου ϲχοινίων
ϲυμβολίου μήρυμα αὔταρκεϲ ποιή-
ϲαντεϲ, καὶ περιθέντεϲ ϲυνέτεινον
p. 82 ϲφόδρα καὶ βίᾳ πρῶτον δόμον·
ἔπειτα κατὰ τὸ ἑξῆϲ περιθέντεϲ

anderen Seite. Die ganze Maschine nannte man Bauchgewehr, weil man durch den Bauch das Spannen der Bogensehne bewirkte.

8 Mit der beschriebenen Maschine konnte man ein größeres Geschoß entsenden und auf weitere Entfernung.

Da man aber beides, Geschoß und Schußweite, vergrößern wollte und deshalb die Bogenarme noch stärker zu machen suchte, als sie waren, konnte man den Zweck mit den (Bogen-) Hörnern nicht mehr erreichen. Deshalb machte man sonst alles geradeso wie vorher gesagt, aber die Arme aus starkem Holze und länger als die Bogenarme. Dann zimmerte man aus 4 starken Hölzern einen Rahmen wie ΑΒΓΔ mit Zapfen an den senkrechten Ständern ΑΒ und ΓΔ. Um die Schwellen ΑΔ und ΒΓ schlang man einen Strang aus Sehnen, die man mit der Maschine aus einzelnen Strähnen zu einem starken Strang zusammengeflochten hatte, und nachdem er umgelegt war, zog man ihn als ersten Schlag mit

3 τοξιδοϲ M 5 εἰρημένου PV 6 μειζονα M 11 ⟨τοὺϲ⟩ Köchly 12 αὐτων Wescher: αὐτὸν M: fehlt PV 13 ποιῆϲαν M 15 τόξῳ M: fehlt PV 16 ἔπηξα M 18 εχων M 24 τοὺϲ ΑΔ, ΒΓ M: τοὺϲ τὰ ΒΓ PV περιέβαλλον PV: εκβαλλον M 25 ϲχοινίων Wescher nach dem Scholion PV ϲυμβολίου ϲχοινιου μηρυμα: ϲτοιχειων M: ϲτοιχεῖον PV: ϲτοιχηδὸν ἐξ ὀργάνου ϲυμβολίου ⟨ϲχοινίου⟩ Schneider Saxo; vermutlich ist ὀργάνου als Glossem zu streichen und ϲυμβολέωϲ nach Hesych (s. o.) zu schreiben D 26 μηρυκα M 27 ϲυνέτεινον PV: ϲυνενὰν M: etwa ϲυνένα⟨ϲϲο⟩ν? D (vgl. Philo mech. 65, 40) 28 καὶ fehlt PV 29 περιθέντεϲ R. Schn.: θέντεϲ MPV

ἄλλον δόμον καὶ σφυρίῳ κρούοντες
τὰ κῶλα, ὅπως καλῶς συνερείδῃ
πρὸς ἄλληλα, ἔπειτα ἑτέρους δό-
μους ποιοῦντες, ἕως ἅπαν κα-
5 ταχρήσωνται τὸ μήρυμα. τὴν ἐσχά-
την ἀρχὴν ὑπέβαλλον ὑπὸ πάντας
τοὺς στήμονας· εἶτα διὰ μέσων
τῶν νεύρων διέβαλλον ἕνα τῶν
ἀγκώνων. καὶ ἔτι ὑπὸ τοὺς στή-
10 μονας ἐπὶ τῶν ΑΔ, ΒΓ διαπη-
γμάτων ἐτίθεσαν σιδηρᾶ ἀξόνια· ἃ
δὴ ἐπιστρέφοντες βίᾳ συνέτεινον
τὰ νεῦρα, καὶ ὁ ἀγκὼν κατείχετο
βίᾳ ὑπὸ τῶν νεύρων τῆς ἐπι-
15 στροφῆς γενομένης. ἔστω οὖν ὁ
μὲν εἰρημένος ἀγκὼν ὁ ΕΖ, νευρὰ
δὲ ἡ ΗΘ, ἀξόνια δὲ τὰ ΚΛ, ΜΝ.

aller Kraft an, daneben legte man den zweiten Schlag, schlug ihn mit dem Hammer dicht an den ersten und legte weitere Schläge um, bis der ganze Strang aufgebraucht war; das letzte Ende zog man fest unter allen Schlägen hindurch. Nun schob man durch die Mitte der Spannsehnen einen der Arme und legte ferner unter die Schläge auf den Schwellen ΑΔ und ΒΓ eiserne Bolzen; wenn man diese dann umdrehte, wurden die Spannsehnen zugleich angezogen, und der Arm wurde durch diese Drehung von den Sehnen ganz festgehalten. Der genannte Arm sei ΕΖ, die Sehne ΗΘ, die Bolzen ΚΛ und ΜΝ.

9 Τοιοῦτον δὴ καὶ ἕτερον πλιν-
θίον κατασκευάσαντες καὶ συνδή-
20 σαντες ἀμφότερα ἑνὶ περιπήγματι
διὰ κανόνων, ὥστε τοὺς ἀγκῶνας
εἰς τὸ ἐκτὸς μέρος τὴν ἀνάπτωσιν
καὶ τὴν βίαν ἔχειν, ἐξῆπτον ἐκ
τῶν ἄκρων αὐτῶν τὴν τοξῖτιν νευ-
p. 83 ράν, | ἀγκύλας ποιήσαντες, καὶ ταύ-
25 τας ⟨ἐν⟩ τοῖς ἀγκῶσι περόναις ἀπο-
λαβόντες ταῖς ΞΠ, ΟΡ, ὥστε μὴ
ἐκπίπτειν τὴν νευράν· καὶ τὰ λοιπὰ
τὰ αὐτὰ ἐποίουν τοῖς προειρημέ-
30 νοις. ἐκάλουν δὲ τὰ μὲν συν-
έχοντα τοὺς ἀγκῶνας νεῦρα τό-

Ebenso wurde ein zweiter Rahmen gemacht und beide durch Riegel zu einem einzigen Rahmen verbunden, so daß die Arme ihren Ausschlag und ihre Kraft nach außen richten konnten; an deren Enden wurde die Bogensehne mittels Schleifen befestigt, welche an den Armen mittels Durchsteckern ΞΠ und ΟΡ festgehalten wurden, so daß die Bogensehne nicht abgleiten konnte. Alles übrige machte man wie vorher gesagt. Das, was durch die Sehnenbündel die Arme festhält, nannte man

1 σφυρίῳ R. Schn. (vgl. Philo a. a. O.): σφινίδα M: σφηνίδια PV: σφηνιδίῳ Thévenot διακρούοντες H. Schöne 4 ἕως PV: ὡς M 7 εἶτα — στήμονας (10) fehlt PV 10 ΑΔ, ΒΓ Köchly: ΑΒΓΔ MPV 12 ἃ διεπιστρέφοντες M 15 γενομένης R. Schn.: γινομένης MPV 18 ἕτερον M: τὸ ἕτερον PV 24 τὴν fehlt V 25 ταύτας Köchly: ταῦτα MPV 26 ⟨ἐν⟩ R. Schn. 27 ΞΠΟΡ M: ΞΟΠΡ PV

νον· ἔνιοι δὲ ἑνάτονον· ἔνιοι δὲ ἡμιτόνιον· τὰ δὲ ἐπιστρέφοντα τὸν τόνον ἀξόνια, ἐπιζυγίδας· ἐποίουν δὲ αὐτὰς σιδηρᾶς.

5 Ἐπεὶ δὲ συνέβαινεν ἐκ τῆς εἰρημένης κατασκευῆς τὴν ἐπιστροφὴν καὶ τάσιν τῶν νεύρων μὴ ἐπὶ πολὺ γίγνεσθαι διὰ τὰ ΑΔ, ΒΓ διαπήγματα μὴ δυνάμενα δέξασθαι 10 τὸν τόνον· τὰς οὖν ἐπιζυγίδας ἐπιθέντες τοῖς τρυπήμασι τὰ αὐτὰ ἐποίουν τοῖς εἰρημένοις. καὶ οὕτω δὲ πάλιν ἡ ἐπιστροφὴ τῆς ἐπιζυγίδος δυσέργειαν εἶχεν, διὰ τὸ 15 τὴν ἐπιζυγίδα ἐπικαθεζομένην τῷ διαπήγματι μὴ στρέφεσθαι, καὶ κατὰ πᾶν μέρος ψαύειν αὐτοῦ· ὅθεν ἠναγκάσθησαν καὶ τὰς καλουμένας χοινικίδας προσθεῖναι. περὶ ὧν ἑξῆς 20 ἐροῦμεν.

p. 84 Τῆς οὖν τῶν ἀγκώνων βίας ἰσχυρᾶς γενομένης, δεῖ καὶ τὴν καταγωγὴν ἰσχυρὰν γενέσθαι διὰ τὸ ἴσης δεῖσθαι βίας πρὸς τὸ τοὺς ἀγ-

Tonos[1], einige auch Henatonos, andere Hemitonion, die Bolzen, welche die Spannsehnen andrehten, Spannbolzen: man machte sie aus Eisen.

Da nun aber bei den beschriebenen Konstruktionen das Andrehen und Spannen des Sehnenbündels nicht erheblich sein konnte, da die Schwellen ΑΔ und ΒΓ die Spannsehnen nicht aufnehmen konnten, so setzte man die Bolzen über die Bohrlöcher und machte sonst alles wie vorher gesagt. Aber auch so machte wiederum die Umdrehung des Spannbolzens Schwierigkeit, weil der auf der Schwelle aufliegende Bolzen sich nicht drehen ließ und sich überall auf derselben rieb. Deshalb war man gezwungen, noch die sogenannten Buchsen hinzuzufügen, von denen ich gleich reden werde.

10 Da nun die Kraft der Arme verstärkt war, mußte auch die Spannvorrichtung stärker werden, weil zum Spannen der Arme jedesmal

1 ἑνάτονον so MPV (vgl. ἑνάενος): ἀνάτονον unrichtig Turnebus 4 δὲ αὐτὰς PV: fehlt M 5 ἐπεὶ δὲ Köchly: ἐπειδὴ MPV 8 γίνεσθαι M: δύνασθαι PV τὰ.. διαπήγματα H. Schöne: τοῦ.. διαπήγματος MPV 9 δυνάμενα PV: δυνάμενοι M 10 Hinter τὸν τόνον nimmt Lücke an R. Schöne, da τοῖς τρυπήμασι die Erwähnung der Peritrete voraussetze 13 ἡ fehlt M 14 δυσέργειαν M: δύο ἐνεργείας PV διὰ τὸ τὴν ἐπιζυγίδα ἐπικαθεζομένην Baldus: διὰ τῆς ἐπιζυγίδος τῷ ἐπικαθεζομένην (so) M: διὰ τῆς ἐπιζυγίδος ἐπικαθεζομένην PV 16 μὴ fehlt M καὶ κατασπᾶν PV 19 χονικίδας M 21 ἀγκώνων PV: ἀναγκαίων ὧν M 22 ἔδει H. Schöne 23 διὰ τὸ ἴσης R. Schn.: δια τοῖς ως M: διὰ τὸ PV

[1] Tonos ist wohl am zutreffendsten mit »Spanner« zu übersetzen, wie in Luftspanner und Erzspanner, also Henatonos mit Einzelspanner, Hemitonion mit Halbspanner. Da es sich um einen Rahmen handelt, in dem die Spannung entsteht, ist »Einzelrahmen« und »Halbrahmen« vielleicht verständlicher.

κῶναϲ κατάγεϲθαι. διὸ ἀντὶ τῆϲ καλουμένηϲ ἐπὶ τοῦ ἐπάνω θεωρήματοϲ καταγωγίδοϲ ἄξονα προϲέθηκαν τῇ ϲύριγγι ἐπὶ τοῦ ὀπίϲω αὐτῆϲ ἄκρου πλάγιον ϲτρεφόμενον εὐλύτωϲ· ἐκ δὲ τῶν ἄκρων αὐτοῦ τετραγώνουϲ ϲκυτάλαϲ ποιοῦντεϲ ἐπέϲτρεφον αὐτόν. διὰ δὲ τῆϲ ἐπιϲτροφῆϲ ϲυνέβαινεν τὴν διώϲτραν κατάγεϲθαι ἔχουϲαν τὴν τοξῖτιν οὕτωϲ. ἐκ γὰρ τῶν ἄκρων τῆϲ διώϲτραϲ τῶν πρὸϲ τῷ χελωναρίῳ ὅπλα ἐξάψαντεϲ ἀπεδίδοϲαν εἰϲ τὸν εἰρημένον ἄξονα· ὧν ἐπειλουμένων ἐγίγνετο ἡ καταγωγή. ἐπὶ δὲ τῶν μειζόνων ⟨ὀργάνων⟩ καὶ οὕτωϲ ϲυνέβαινε βίᾳ κατάγεϲθαι τοὺϲ ἀγκῶναϲ· ὅθεν πολυϲπάϲτῳ κατῆγον. ἐξάψαντεϲ τὸ μὲν ἓν μάγγανον τοῦ πολυϲπάϲτου πρὸϲ τῷ χελωνίῳ, τὸ δὲ ἕτερον πρὸϲ τῷ ἄκρῳ τῆϲ ϲύριγγοϲ τῷ ἄξονι ἤτοι ὀνίϲκῳ, καὶ τὰϲ

eine entsprechend große Kraft nötig ist. Statt des ebenerwähnten Spannholzes brachte man am hinteren Ende der Pfeife eine horizontale Welle an, die sich leicht drehen ließ; an deren Enden wurden vierkantige Handspeichen eingesetzt, womit man sie drehte. Durch diese Drehung wird der Schieber samt der Bogensehne auf folgende Weise zurückgezogen. An dem Ende des Schiebers, wo sich die Abzugsvorrichtung befindet, wurden Taue angebracht und mit der erwähnten Welle verbunden; durch das Aufwickeln der Taue ward das Spannen bewirkt. Bei größeren Geschützen konnten aber auch so die Arme nur mit Mühe zurückgezogen werden; deshalb benutzte man hier zum Spannen den Flaschenzug. Der eine Kloben[1] des Flaschenzuges wurde nächst dem Abzug, der andere nächst der Welle oder dem

1 κατάγεϲθαι PV: καταγενέϲθαι M 3 προϲέθηκαν M: ἐπέθηκαν PV 7 τετραγώνου ὡϲκυτάλαϲ M ποιοῦντεϲ MPV: ἐμποιοῦντεϲ R. Schn. 10 ἔχουϲαν — κατάγεϲθαϲ (18) fehlt M 12 τῶν Köchly: τῆϲ MPV 16 ⟨ὀργάνων⟩ R. Schn. 17 οὕτωϲ Thévenot: ὄντωϲ PV βιαν PV 23 τῷ M: πρὸϲ τῷ PV ὀνίϲκῳ M: τῷ ὀνίϲκῳ PV

[1] Es muß wohl hier statt »Kloben« »Ende des Taues« zu setzen sein. Dann sind 3 Stufen der Kraftanwendung beim Spannen möglich:

1 2 3

Spannvorrichtungen, Schema.

Bild 6.

sonst würden die Beschreibungen der beiden letzten Arten der Spannvorrichtung dieselbe Kraftleistung erläutern.

ἀγομέναϲ ἀρχὰϲ τοῦ πολυϲπάϲτου
ἀποδόντεϲ εἰϲ τὸν ἄξονα, ἐπέϲτρε-
φον αὐτόν. καὶ οὕτωϲ ϲυνέβαινεν
p. 85 τὴν κατα|γωγὴν εὐχερεϲτέραν γί-
5 νεϲθαι, βραδυτέραν δὲ διὰ τὸ τα
τοῦ πολυϲπάϲτου κῶλα πλείονα
ὄντα εἰϲ ἕνα τόπον τὴν ἐπείλη-
ϲιν ποιεῖϲθαι καὶ διὰ τοῦτο ἐμ-
βραδύνειν.

10 Δύναται δὲ τὸ πολύϲπαϲτον
ἄλλωϲ μετατεθῆναι, ὅταν οἱ μὲν
ἐν τῷ ἑνὶ μαγγάνῳ αὐτοῦ τρόχι-
λοι ἐν τῷ χελωνίῳ τεθῶϲιν, οἱ δὲ
ἐν τῷ ἑτέρῳ ἐν τῇ ϲύριγγι παρὰ
15 τὸ κάτω μέροϲ τὸ πρὸϲ τῷ ἄξονι.

Ἵνα δὲ μὴ δυϲχερῶϲ ἡ διώϲτρα 11
ἀνάγηται ἐπὶ τῶν μειζόνων ὀργά-
νων, ἀλλὰ καὶ αὐτὴ τὰ ἐναντία
ἐπιϲτρεφομένου τοῦ ἄξονοϲ ἀνά-
20 γηται, ἔϲται οὕτωϲ, ἐὰν τῷ ἄρρενι
πελεκίνῳ ὑπὸ τὸ ἄκρον αὐτῆϲ τῆϲ
διώϲτραϲ παρὰ τὸ κάτω μέροϲ ἄξονα
πλάγιον ἐμβάλλωμεν, εἶτα πρὸϲ τῷ
ἄξονι ἐξάπτωμεν ὅπλα δύο, ὧν
25 τὰϲ ἑτέραϲ ἀρχὰϲ ἐνεγκόντεϲ εἰϲ
τὸ ἄνω μέροϲ τῦϲ ϲύριγγοϲ διά
τινων τροχίλων ἐν αὐτῷ τῷ ἀκρῷ
πεπηγμένων καὶ κατενεγκόντεϲ
ἐξάυωμεν πάλιν εἰϲ τὸν ἄξονα,
30 ὥϲτε, τὰ ἐναντία αὐτοῦ πάλιν ἐπι-

Haspel befestigt und die gezogenen Enden mit der Welle verbunden, die man dann drehte. Damit wurde natürlich das Spannen erleichtert, aber zugleich auch verlangsamt, weil beim Flaschenzug das Tau in mehreren Schlägen läuft, aber nur an einer Stelle aufgewickelt wird und deshalb langsam läuft.

Man kann aber den Flaschenzug auch anders anbringen, wenn die Rollen des einen Klobens beim Abzug angebracht werden, die des anderen aber am hinteren Ende der Pfeife bei der Welle.

Daß der Schieber bei größeren Geschützen nicht schwer vorzuschieben sei, sondern gleichfalls durch die umgekehrte Drehung der Welle vorgebracht werde, wird sich dadurch erreichen lassen, daß man unter der schwalbenschwanzförmigen Feder an dem hinteren Ende des Schiebers eine Welle anbringt. Sodann werden an dieser Welle 2 Taue befestigt, die über das Vorderende[1] der Pfeife über Rollen, die an der Spitze derselben befestigt sind, bis wieder zur Welle zurückgehen, wo sie befestigt werden. Wird daher die Spannwelle in

1 ἀγομενας MPV: λεγομένας R. Schn 5 δὲ fehlt M διὰ τὸ τὰ τοῦ PV: δια τε τοῦ M 12 ενὶ PV: fehlt M 16 μὴ δυϲχερῶϲ Baldus: μὴ διὰ χειρὸϲ MPV 17 ὀργάνων fehlt P 20 οὕτω V 21 τῆϲ MVP^b: fehlt P^a 23 εἶτα Thévenot: ειϲ τὰ MPV 24 ἐξάπτωμεν Thévenot: ἐξάπτομεν MPV: ἐξάυομεν R. Schn. 29 ἐξάυομεν MPV

[1] Nur beim Euthytonon bis hierher nötig.

στρεφομένου, τὰ μὲν τοῦ πολυσπάστου ὅπλα ἐπειλεῖσθαι· ἐπειλούμενα γὰρ | ἀνάγει τὴν διώστραν. δύναται δὲ ἀντὶ πολυσπάστου τύμπανον συμφυὲς γενόμενον τῷ ἄξονι καὶ διὰ σκυταλῶν ἐπιστρεφόμενον δι' ὅπλου ἁπλοῦ τὴν καταγωγὴν ποιεῖσθαι.

umgekehrter Richtung gedreht, so werden die Taue des Flaschenzuges aufgewickelt, wodurch der Schieber nach vorn gebracht wird[1]. Statt des Flaschenzuges kann man auch ein Rad an der Welle anbringen, das mit Handgriffen gedreht wird und durch ein einfaches Tau die Spannung bewirkt[2].

12 Δεῖ δὲ καὶ τὸ ὅλον ὄργανον μετέωρον ἐπὶ βάσεως κεῖσθαι, ὅπως ἡ καταγωγὴ εὐχερεστέρα γένηται, καὶ ἐπιστρέφεσθαι αὐτό, ὡς ἂν τις προαιρῆται, δύνηται καὶ ἐπινεύειν⟩

Das ganze Geschütz muß aber auf einer Basis ruhen, damit das Spannen erleichtert wird und man die Höhen- und Seitenrichtung nehmen kann, damit man nach dem Auf-

4 τύμπανον M: τρύπανον PV   5 γενόμενον Wescher: γενάμενον M: γινόμενον PV   13 ⟨δύνηται καὶ ἐπινεύειν⟩ R. Schn.

[1] In der von Heron beschriebenen Weise ist das Vorbringen nur bei einfacher Anwendung einer Welle zum Spannen möglich.

Vorrichtung zum Vorbringen des Schiebers 1:40

1 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 dm

Bild 7.

Die Taue zum Vorbringen sehen auf der Zeichnung wie ein einziges Tau aus. Es müssen aber tatsächlich 2 Taue sein, denn ein einziges würde, auch wenn es mehrmals um die Welle geschlungen ist, sich allmählich ausrecken und dann auf der Welle nicht mehr die genügende Reibung haben. Bei Geschützen mit Flaschenzügen muß die langsamere Bewegung der Spannwelle durch Vorgelege oder Riemenübertragung in die notwendige schnellere Bewegung der Vorbringerwelle umgesetzt werden.

[2] Bei der Zeichnung in M fol. 49 ist der Buchstabe Z am linken Arme weggeschnitten, am rechten Arme der obere Vorstecker.

Zu beiden Seiten der Leiter sind die unverhältnismäßig klein gezeichneten Halbrahmen des Palintonon dargestellt, mit den Bogenarmen und der Sehne.

Rahmen, Spannsehnen und Spannbolzen sind deutlich zu erkennen, ebenso die Arme mit den Vorsteckern und der Sehne.

Der Mittelteil zeigt, von oben gesehen, die Leiter, den Schieber mit Pfeilrinne, die Klaue mit den Ständern, den Abzug und die Verbreiterung des Schiebers am Hinterende, die Welle Ͻ A, die Handspeichen und die Taue, ohne Flaschenzug.

καὶ ἀνανεύειν, ὡς μετὰ τὸ ἐπιτεθῆναι τὸ βέλος καταστήσαντες αὐτὸ ἐπὶ τὸν σκοπὸν ⟨τὸ⟩ νεῦρον ἀποσχάσωμεν. διὰ γὰρ τοῦ μήκους τῆς
5 σύριγγος διοπτεύοντες ἐπιτευξόμεθα τοῦ σκοποῦ. ἑξῆς οὖν καὶ τὰ περὶ τὴν βάσιν τοῦ ὀργάνου ἐροῦμεν.

Ἔστω οὖν σύριγξ ἡ CTYΦ· διώστρα δὲ ἡ XΨΩ· ὁ δὲ ἐν τῇ ἀρχῇ
10 τῆς σύριγγος ἄξων ὁ ϶A τρήματα ἔχων σκυταλίδων δύο· νοείσθωσαν οὖν σκυτάλαι αἱ ϶BAΓ. ὅπλα δὲ
p. 87 τὰ ἐκ τῆς διώστρας εἰς τὸν ἄξονα ἤτοι ἁπλᾶ ἤτοι καὶ διὰ πολυσπάστων
15 τὰ ,Δ,Є,Ϛ,Z.

legen des Geschosses dieses nach dem Ziele richten und die Sehne zum Abschuß bringen kann. Denn indem man längs der Pfeife visiert, wird man das Ziel treffen. Über die Basis des Geschützes will ich gleich reden[1].

13 CTYΦ sei die Pfeife, XΨΩ der Schieber, die Welle am Ende der Pfeife ϶A, mit Löchern für zwei Handspeichen. Unter ϶,B, A, ,Γ stelle man sich die Handspeichen vor, unter Δ, Є, Ϛ, Z die Taue vom Schieber zur Welle, einfach oder von Flaschenzügen.

(Siehe Bild 8 und 9 S. 23. Bild 10 S. 24.)

p. 88 Ἡ δὲ βάσις κατασκευάζεται τὸν τρόπον τοῦτον. γεγονέτω στυλίσκος ὁ AB, πάχος ἔχων ὥστε δύνασθαι τὸ ἐπικείμενον ὄργανον βαστάζειν,

Die Basis wird auf folgende Weise gemacht. Eine Säule, AB, so stark, daß sie das aufliegende Geschütz tragen kann, 1 1/2 Ellen hoch, sei

1 ἀνανεύειν PV: ἀνάνευσιν M ὡς D: ὥστε PV: ωστι M; das τε ist aus dem zugefügten τὸ vor νεῦρον verderbt, das an falscher Stelle eingefügt wurde 2 τὸ βέλος — γὰρ τοῦ (9) fehlt P 3 ⟨τὸ⟩ D vgl. c. 14 Z. 19: fehlt MV νεῦρον Thévenot: νεῦον MV ἀποχάσωμεν M 8 σύριξ PV ἡ CTYΦ M: H TYΦ V: ἡ TYΦ P 10 ὁ ↑A M: ὁ TA PV 11 σκυταλιδῶν δύο PV: στυταλίδων δύο M: tilgte R. Schn. αἱ TBAΓ PV 15 τὰ ,Δ,Є,Ϛ,Z Wescher 'ex figura cod. M': τὰ ,Δ,Є,Ϛ,Δ MPV 17 σχοιλίσκος M

[1] Die nun folgenden Angaben und Buchstaben beziehen sich auf M. 49v ein Euthytonon, und zwar ein Übergangsgeschütz, das einen einfach gekrümmten Bogen hat, der am linken Ende der Pfeife verkehrt gezeichnet ist.

Der Oberteil des Geschützes ist nur skizziert, zeigt aber die Beischriften συριξ und διωστρα. Die Säule A B der Basis heißt στυλος (im Texte στυλίσκος). Zapfen und Drehkopf sind deutlich zu erkennen. Die Streben an der Basis sind mangelhaft gezeichnet. Das Fußdreieck fehlt. Möglicherweise soll das obere Dreieck das Scharnier für die Strebe, αντειρεις (d. i. ἀντηρίς), bedeuten, das an diese Stelle gehört. Von dem Widerlager (χελωνάριον im Text) ist der linke Teil mit dem Buchstaben P weggeschnitten, der rechte mit dem Buchstaben Π erhalten. Die Stütze αναπαυστηρια ist bei Є richtig und drehbar angesetzt. Der Drehbolzen YΦ sitzt etwas zu tief. Er sollte etwas höher durch die Wände des Kopfes und die Pfeife gehen.

cod. M. fol. 49v. M. 3 : 5

Bild 8 (siehe c. 13 S. 22. 15).

cod. P. fol. 74v. M. 1 : 2

Bild 9 (siehe c. 13 S. 22. 15).

4 spithamiges Euthytonon 1:20.

1 dm 0 — 1 m

1 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Kaliber

Bild 10 (siehe c. 13 S. 22, 15).

ὕψος ἔχων πήχεος ας ἐπὶ βάσεως πεπηγὼς τρισκελοῦς τῆς ΓΔ, τόρμον δὲ ἔχων ἐν τῷ ἄνω ἄκρῳ στρογ-

auf einem horizontalen Dreifuß ΓΔ befestigt, sie hat oben einen runden Zapfen, ЄΖ, um den der sogenannte

1 πῆχος M ας Thévenot: ἑνὸς ἡμίσους M: ἑνὸς ἥμισυ PV 2 τῆς PV: τε M 3 ἐχέτω PV ἐν PV: fehlt M

γύλον τὸν ΕΖ, περὶ ὃν περικείσθω
τὸ λεγόμενον καρχήσιον τὸ ΗΘΚΛ.
τοῦτο δὲ πῆγμά ἐστιν ἐκ τεσσάρων
τοίχων συμπεπηγός, ὧν οἱ μὲν
5 πλάγιοι οἱ ΗΘ, ΜΝ τρήματα ἔχουσι
στρογγύλα δυνάμενα δέξασθαι τὸν
ΕΖ τόρμον, οἱ δὲ ὄρθιοι οἱ ΗΚ, ΛΘ
παρυπερέχουσιν τοῦ ΜΝ τοίχου
ἤτοι κανόνος ἐπὶ τὰ ἄνω, καὶ
10 ἀπέχουσιν ἀπ᾽ ἀλλήλων τοσοῦτον,
ὥστε δέξασθαι μεταξὺ αὐτῶν τὸ
τῆς σύριγγος πλάτος. ἔστω δὲ καὶ
πρὸς τὸν κίονα ἐν μέσῳ ἕτερον
p. 89 ξύλον τὸ ΞΟ, | πρὸς μὲν τῷ Ξ
15 ἄκρῳ ἐν στροφώματι κινούμενον,
ἵνα ᾖ τὸ στρόφωμα ἀφαιρετὸν ἀπὸ
τοῦ κίονος. τὸ δὲ ἕτερον ἄκρον
ἐστὶ τὸ Ο χελωνάριον ἔχον τὸ
ΠΡ συμφυὲς βεβηκὸς ἐπὶ τοῦ
20 ἐδάφους. καλεῖται δὲ τὸ ΞΟ ἀν-
τηρίδιον. πρὸς δὲ τούτῳ κατὰ μέσον
ἕτερον ὄρθιον ἔστω τὸ ΣΤ, κινού-
μενον περὶ ⟨τὸ⟩ Σ, ὥστε κατακλί-
νεσθαι καὶ ἀνορθοῦσθαι δύνασθαι.
25 καλεῖται δὲ ἀναπαυστηρία.

Ἐμβληθείσης οὖν τῆς σύριγγος
μεταξὺ τῶν τοίχων τοῦ καρχησίου
διαβάλλεται περόνη σιδηρᾶ στρογ-
γύλη ἡ ΥΦ διά τε τῶν τοίχων τοῦ

Drehkopf liegt, ΗΘΚΛ. Dieser Kopf ist aus 4 Brettern zusammengefügt, von denen die beiden wagerechten, ΗΘ und ΜΝ, runde Löcher haben, die den Zapfen ΕΖ aufnehmen können, die senkrechten, ΗΚ und ΛΘ, ragen oben seitlich über das Holz oder Brett ΜΝ so weit hinauf und haben so viel Abstand voneinander, daß sie die Breite der Pfeife zwischen sich aufnehmen können. Ferner sei in der Mitte der Säule ein anderes Holz ΞΟ angebracht, das sich mit seinem einen Ende Ξ in einem von der Säule abnehmbaren Scharnier bewegt; das andere Ende Ο hat eine festsitzende Stütze, welche sich auf den Boden stützt. Das Holz ΞΟ heißt »Strebe«. In der Mitte desselben soll ein zweites, stehendes Holz ΣΤ befestigt werden, das sich um Σ bewegen läßt, also[1] umgeklappt und aufgerichtet werden kann, dieses heißt »die Stütze«[1].

14 Hat man die Pfeife zwischen die Wände des Drehkopfes eingelegt, steckt man einen runden Bolzen aus Eisen ΥΦ durch die Backen des

1 περικείσθω M: κείσθω PV 2 καρχήσιον Wescher: χαλκήσιον MPV τὸ ΚΘΚΛ P 4 οἱ M: fehlt PV 7 ὄρθιοι M: ὀρθοὶ PV οἱ ΗΚΛΘ PV: οἱ ΚΛΘ M 8 τοῦ ΜΝ — ἀπέχουσιν (10) fehlt PV 12 ἔστω MPV: ἐρηρείσθω R. Schn. καὶ MPV: vielleicht κεκλιμένον 16 ἵνα ᾖ D (vgl. S. 38, 19: ᾖ für ἔσται unten S. 51. 23): ἵνα ἔσται MPV (Verlesung des Compend.): καὶ ἔστω Köchly 21 τοῦτο (so) M 23 ⟨τὸ⟩ D 27 καρχησίου M: χαλκησίου PV 4 διά τε τῶν M: διὰ τῶν PV

[1] nach vorn.

Bild 11. cod. M. fol. 49. M. 3:5

χαρχησίου καὶ διὰ τοῦ πλευροῦ τῆς σύριγγος, ὥστε εὐλύτως στρέφεσθαι.

Kopfes und quer durch die Pfeife, so daß es sich leicht drehen läßt.

(Siehe Bild 11 oben und Bild 12 S. 27.)

Ὅταν οὖν δέῃ κατάγειν τὴν τοξῖτιν, ἐπιτιθέασιν τὴν σύριγγα ἐπὶ τὴν 5 ἀναπαυστηρίαν ἀνανεύσαντες αὐτὴν καὶ ἀντερείσαντες τῷ ὑπὸ γαστέρα μέρει τῆς σύριγγος ὄντος τινὸς κωλύματος. εἶτα κατάξαντες τὴν διώστραν ἐπαίρουσι τὴν σύριγγα

Soll die Sehne gespannt werden, legt man die Pfeife auf die Stütze, nachdem man diese vorher hochgeklappt und in einen Ausschnitt auf der Unterseite der Pfeife gesteckt hat. Dann zieht man den Schieber zurück, hebt die Pfeife

1 χαρχησίου M: χαλκησίου PV τῆς M: τοῦ PV 2 ὥστε nach ὑφ (S. 25, 29) MPV: versetzte R. Schn. 5 ἀναπαυστηρίαν PV: αὐστηρίαν M 6 ἀντερείσαντες Wescher: ἀντηρείσαντες MP: ἀντιρείσαντες V ὑπογαστέρα M: ὑπογαστέρῳ PV; vgl. Hero III 286, 25: V 172, 4. 7.

cod. P. fol. 74. M. 10 : 19

Bild 12 (siehe c. 14 S. 26, 2).

ἀπὸ τῆϲ ἀναπαυϲτηρίαϲ, καὶ περιά-
ξαντεϲ αὐτὴν διὰ τοῦ καρχηϲίου,
ἐπινεύϲαντεϲ καὶ ἀνανεύϲαντεϲ διὰ
τῆϲ ΥΦ περόνηϲ, καὶ διοπτεύϲαν-
p. 90 τεϲ τὸν ϲκο|πὸν ἐπιθέντεϲ τὸ βέλοϲ
6 ἀποϲχάζουϲι τὴν ϲχαϲτηρίαν.

Γίνεται δὲ τὰ πλεῖϲτα μέρη τοῦ
παντὸϲ ὀργάνου ἀφαιρετά, ὅπωϲ,
ἐὰν δέῃ μεταφέρεϲθαι τὸ ὄργανον,
10 λύϲαντεϲ αὐτὸ εὐκόπωϲ μεταφέρω-
ϲιν· μόνα δὲ τὰ ἡμιτόνια ἀδιάλυτα

von der Stütze; nachdem man sie mittels des Drehkopfes gedreht und mittels des Querbolzens ΥΦ höher oder tiefer gerichtet und das Ziel genommen hat, zieht man ab.

Die meisten Teile des Geschützes sind zerlegbar, damit man es, wenn es nötig ist, auseinandernehmen und bequem transportieren kann; nur die Halbrahmen werden nicht aus-

1 περιάξαντε M 2 χαρκηϲίου M: χαλκηϲίου PV 10 μεταφέρωϲι Wescher: μεταφέρουϲιν MPV 11 τὰ PV: fehlt M

διαμένει, ἕνεκα τοῦ τοὺς τόνους εὐκόλως ἐντίθεσθαι εἰς αὐτά.

einandergenommen, damit sich die Spannsehnen leicht einziehen lassen.

p. 91 Ταῦτα μὲν οὖν περὶ τὴν σύριγγα γίνεται κατὰ τὸν ὑποδεδειγμένον τρόπον. τὰ δὲ περὶ τὸ πλινθίον, λέγω δὴ τὸ ἡμιτόνιον, ὅπως διαλλάσσῃ, ἐροῦμεν δὴ ὡς ἕκαστον τῶν περὶ αὐτὸ γινομένων. καὶ πρότερον ἐπὶ τοῦ παλιντόνου. ἐπεὶ οὖν σύγκειται ἐκ τεσσάρων τοίχων, δύο τε τῶν ὀρθίων καὶ δύο τῶν πλαγίων, ἐν οἷς τὰ τρήματά ἐστιν δι' ὧν ὁ τόνος διαβάλλεται, ἔκ τε τῶν ἐπικειμένων τοῖς πλαγίοις τοίχοις χοινικίδων, καὶ ἔτι τῶν ἐπιζυγίδων περὶ ἃς ὁ τόνος καθάπτεται, ἑκάστου τῶν προειρημένων δεῖ τά τε ὀνόματα καὶ τὰ σχήματα ἐκθέσθαι.

15 Die Herstellung der Pfeife erfolgt also auf die angegebene Art. Die Einrichtung des Spannrahmens bzw. des Halbrahmens in ihren verschiedenen Arten will ich nun im einzelnen erläutern, und zwar zunächst das Palintonon. Der Rahmen besteht also erstens aus 4 Hölzern, 2 Ständern und 2 Schwellen, in welch letzteren sich die Bohrlöcher befinden, sodann aus den auf den Schwellen aufsitzenden Buchsen und endlich den Spannbolzen, um welche die Spannsehnen gezogen werden: so muß ich nun von jedem Teile Namen und Form angeben.

Seitenständer 1:40.

Bild 13.

Τῶν οὖν ὀρθίων τοίχων ὁ μὲν καλεῖται παραστάτης, ᾧ προσαναπίπτει ὁ ἀγκών· ὁ δὲ ἕτερος ἀντιστάτης, πρὸς ᾧ ἐστιν ἡ τοῦ

16 Von den beiden Ständern heißt einer »Seitenständer«, gegen ihn schlägt der Bogenarm; der andere »Gegenständer«, an dem das dicke

2 ἐντίθεσθαι M: τίθεσθαι PV: viell. ἐντείνεσθαι D Schramm 8 γινομένων Köchly: γινόμενον MPV 9 ἐπὶ] περὶ Pa 9. 10 παλιντόνου· ἐπεὶ οὖν PV: παλλιντόνους ποιοῦν M 13 ἐκ R. Schn.: ἐπί MPV 15 σχοινικίδων M ὑποζυγίδων V 19 ὀρθίων R. Schn.: ὀρθῶν MPV 20 προσανάπτει M

ἀγκῶνος πτέρνα. ὁ μὲν οὖν παραστάτης γίνεται τόνδε τὸν τρόπον· δεῖ λαβόντα σανίδα ἐξ εὐτόνου ξύλου ὀρθογώνιον ἀπεργάσασθαι (ἔστω δὲ ἐφ' ἧς τὰ ΑΒΓΔ) καὶ
5 ἐκ μὲν τῆς ΓΔ πλευρᾶς κατὰ τὸ | μέσον κοίλασμα ποιῆσαι καθάπερ ἡμικύκλιον ἐν τῷ πάχει αὐτῆς, ὑπὲρ τοῦ τοὺς ἀγκῶνας
10 ἔτι μᾶλλον προσαναπίπτειν καὶ πλέον ἀλλήλων ἀπέχειν, ὡς τὸ ΕΖΗ, χωροῦν τὸ τοῦ ἀγκῶνος πάχος· ἐν τούτῳ γὰρ ἀναπίπτει ὁ ἀγκών. ἐκ δὲ τῆς ἑτέρας τὸ ἴσον
15 τῇ ἐκκοπῇ κυρτὸν ἀπεργάζεσθαι κατὰ τὰ αὐτὰ κείμενον τῷ κοίλῳ, οἷόν ἐστιν τὸ ΘΚΛ, ὅπως τὴν τῆς ΕΖΗ ἐκκοπῆς ἀσθένειαν ἐν τῷ ξύλῳ ἀναπληρώσῃ ἡ ΘΚΛ κυρ-
20 τότης.

Τὰ δὲ ΜΘ, ΛΝ ἀπευθῦναι παράλληλα ταῖς ΔΗ, ΕΓ. δεῖ δὲ καὶ ἐκ τοῦ ὕψους τοῦ παραστάτου καταλεῖψαι ἐξ ἑκατέρου μέρους
25 διτορμίαν, οἷά ἐστὶν ἡ Ξ, Ο καὶ ἡ Π, Ρ. τὰς δὲ κτηδόνας τοῦ ξύλου εἰς τὸ ὕψος τοῦ παραστάτου ⟨δεῖ ποιεῖν καὶ λεπίδας περιτιθέναι κατὰ τὰς πλευρὰς τοῦ παραστάτου⟩
30 ἐξ ἑκατέρου μέρους κατὰ τὴν

p. 92

Ende des Bogenarmes anliegt. Der Seitenständer wird folgendermaßen hergestellt: Man muß ein Bohlenstück aus starkem Holze nehmen und es rechtwinklig zurichten, es heißt ΑΒΓΔ, auf der Seite ΓΔ in der Mitte durch die ganze Dicke eine halbkreisförmige Höhlung machen, damit die Arme noch stärker ausschlagen und sich weiter voneinander entfernen, so daß ΕΖΗ die Dicke des Bogenarmes aufnimmt, denn in diese Höhlung schlägt der Arm. Auf der anderen Seite erhält er eine Ausbiegung gleichlaufend[1] dem gegenüberliegenden Ausschnitt, sie sei z. B. ΘΚΛ, damit die Schwächung des Holzes durch den Ausschnitt ΕΖΗ durch die Ausbiegung ΘΚΛ wieder ausgeglichen werde.

Dann mache man ΜΘ, ΛΝ parallel zu ΔΗ, ΕΓ. Ferner muß man an den beiden Enden des Seitenständers (der Höhe nach) Doppelzapfen ΞΟ und ΠΡ stehenlassen. Die Fasern des Holzes des Seitenständers sollen vertikal laufen und diese sollen mit beiden Seiten vorn längs ΜΘΚΛΝ, hinten längs ΤΕΖΗΔ mit Bändern be-

11 πλέον M: πλεῖον PV 15 ἐγκοπῇ M ἀπεργάζεται MPV: verb. H. Schöne 18 ἐγκοπῆς M: ἐκκοπῆς M[a] 21 ἀπευθῦναι ⟨δεῖ⟩ D 27 δεῖ — παραστάτου erg. D (vgl. S. 33, 16); λεπίσι περιλαβεῖν fügte schon Köchly nach ΓΕΖΗΔ (S. 30, 2) zu

[1] Wenn die durch den Ausschnitt erfolgte Schwächung des Ständers wieder ausgeglichen werden soll, kann das nur durch eine entsprechende Ausbiegung auf der Gegenseite geschehen.

ΜΘΚΛΝ γραμμὴν καὶ κατὰ τὴν ΓΕΖΗΔ, καὶ ἥλοις συγκοινῶσαι ταύτας· περιτιθέναι δὲ καὶ περὶ τὰς διτορμίας κατά τε τὴν ΝΔ 5 καὶ κατὰ τὴν ΓΜ κυκλικὰς ⟨δεῖ⟩ λεπίδας καὶ ὁμοίως ἥλοις συνκοινῶσαι, ὅπως πάντοθεν ὁ παραστάτης | (p. 93) συνδεδεμένος ὑπάρχῃ πολλὴν ὑπομένων κακοπάθειαν.

schlagen und genagelt werden. Aber auch um die Doppelzapfen soll man bei ΝΔ und ΓΜ gerundete Kappen legen und sie ebenso mit Nägeln befestigen, damit der Seitenständer nach allen Seiten gefestigt ist und viele Strapazen aushalten kann.

10 Δεῖ δὲ καὶ τὸν ἀντιστάτην τούτῳ ἴσον ποιῆσαι, ἴσον μὲν ἔχοντα μῆκος τῷ ΜΝ, πλάτος δὲ ἴσον τῷ ΝΔ, καὶ ὁμοίως διτορμίας ἐξ ἑκατέρου μέρους 15 οἵας τὰς ΜΓΝΔ ὀρθάς. οὗτος δὲ οὐ λαμβάνει οὔτε τὴν κοίλην οὔτε τὴν κυρτὴν περιφέρειαν. καὶ τοῦτον δὲ ὁμοίως ταῖς λεπίσι περιλαμβάνοντας τοῖς ἥλοις δεῖ συγκοινοῦν. 20 λαμβάνει δὲ οὗτος ὁ ἀντιστάτης ἐκ τοῦ ἐντὸς μέρους χελώνιον κατὰ τὴν τοῦ ἀγκῶνος πτέρναν, πρὸς ἣν ἐρείσας ὁ ἀγκὼν ἀναπαύεται· καλεῖται δὲ ὑποπτερνίς.

17 Der Gegenständer muß diesem gleich angefertigt werden, die Länge gleich ΜΝ und die Breite gleich ΝΔ und ebenso mit senkrechten Doppelzapfen auf beiden Seiten, ΜΓΝΔ. Aber der Gegenständer erhält weder den kreisförmigen Ausschnitt noch die Ausbiegung, doch muß man auch ihn mit den Bändern umgeben und diese durch die Nägel befestigen. Auf der Innenseite bekommt dieser Gegenständer ein Lager für das dicke Ende des Bogenarmes, darauf stützt sich der Arm in der Ruhlage, er heißt deshalb Widerlager.

(Siehe Bild 14 S. 31.)

25 Οἱ δὲ πλάγιοι τοῖχοι καλοῦνται μὲν περίτρητα, γίνονται δὲ | (p. 94) τὸν

18 Die Schwellen heißen Peritrete[1], sie werden folgendermaßen angefer-

2 ΓΕΖΗΘ PV ἥλοις MV[a]: ὅλοις PV 4 ΝΔ R. Schn.: ΜΔ MPV 5 τὴν ΓΜ R. Schn.: τὴν ΓΗ MV: ΓΗ P κυκλικὰς δεῖ D Schramm: κυκλικὰς M: κυκλικὰς δὲ P: κυκλικάς τε V λενίδας M 6 ὁμοίως MP[b]: ὁμοίας P[a]V συγκοινῶσαι Wescher: οὖν κοινῶσαι MPV 11 τούτῳ M: τούτοις PV 12 τῷ ΜΝ Wescher: τὸ ΜΗ MPV 13 τῷ ΝΔ Wescher: τὸ ΝΔ V: τὸν Δ P: τῷ ΗΔ M 15 ΜΓΝΔ R. Schn.: ΜΝΓΔ MPV 16 λαμβάνειν M 17 περιφέρειν M 18 δὲ D: δὴ MPV: δεῖ R. Schn. [ταῖς] R. Schn. περιλαμβάνοντας Wescher: περιλαμβάνοντος MPV 19 [τοῖς] R. Schn. δεῖ: δὴ MPV συγκοινοῦν MV: συγκονοῦν P 21 ἐντὸς R. Schn.: ἐνὸς MPV 22 πρὸς ὃ Köchly ἀγκὼν verdoppelt M 25 τοίχοι PV: τοίχου M

Bild 14 (siehe c. 17 S. 30. 24).

τρόπον τοῦτον· ἐγκεῖσθαι δεῖ πα-
ραλληλόγραμμον ὀρθογώνιον τὸ
ΑΒΓΔ, διπλῆν ἔχον τὴν ΑΒ τῆς
ΒΓ, καὶ ἐπιζευχθείσης τῆς ΑΓ,
5 παράλληλον ἀγαγεῖν δεῖ ταύτῃ
διὰ τοῦ Δ τὴν ΔΕ, καὶ ἔσται
τὸ σχῆμα τοῦ περιτρήτου τὸ
ΑΓΕΔ· ἐπιζευχθείσης δὲ καὶ τῆς
ΑΕ, περὶ κέντρον τὸ Ζ κύκλον
10 γράψαι ἴσον τῷ τρήματι τῷ τὸν
τόνον δεχομένῳ, καὶ διὰ τούτου
τοῦ κύκλου ἐκκόψαι τὸ εἰρημένον
τρῆμα· ἀγαγόντα δὴ ταῖς ΑΔΓΕ
παραλλήλους τὰς ΗΘΚΛ ἀπο-
15 λαμβανούσας πρὸς τὰς ΑΔΓΕ
πλάτη τὰ αὐτὰ τοῖς πάχεσιν τοῦ
παραστάτου καὶ ἀντιστάτου, ἐκ-
κόψαι τὰ τρήματα τοῖς τόρμοις
ἀραρότα τοῦ τε παραστάτου καὶ
20 τοῦ ἀντιστάτου τὰ Μ, Ν, Ξ, Ο, μὴ
δι' ὅλου δὲ τοῦ πάχους τοῦ περι-
τρήτου, ἀλλὰ καταλείποντα τοῖς
τορμικοῖς ὡς τὸ τρίτον μέρος τοῦ

tigt. In einem rechtwinkligen Parallelogramm ΑΒΓΔ, dessen Seite ΑΒ doppelt so groß ist als ΒΓ, verbindet man Α mit Γ und zieht zu dieser Linie durch Δ eine Parallele ΔΕ, so entsteht die Figur des Peritrets ΑΓΕΔ. Dann verbindet man Α mit Ε und beschreibt um deren Mittelpunkt Ζ einen Kreis von gleichem Durchmesser wie das Loch zur Aufnahme der Spannsehnen und schneidet nach dieser Kreislinie das genannte Loch aus. Nun zieht man zu ΑΔ, ΓΕ die Parallelen ΗΘ, ΚΛ, welche von ΑΔ, ΓΕ so weit entfernt sind, als die Dicke der Seitenständer und Gegenständer beträgt, und schneidet Löcher für die Zapfen der Seitenständer und Gegenständer Μ, Ν, Ξ und Ο passend aus, jedoch nicht durch die ganze Dicke des Peritretes, sondern so, daß man den dritten Teil für die Verzapfung stehenläßt wegen

1 ἐγκεῖσθαι M: ἐκκεῖσθαι PV 4 τῆς ΑΓ Wescher: τε ΑΓ M: τε PV 5 δεῖ Köchly: δέοι MPV ταύτῃ PV: ταύτην MV^b 8 δή, vielleicht δὲ D 14 ΝΘΚΛ P 20 ΜΝΖΟ P 21 τοῦ περιτρήτου — τοῦ πάχους (S. 32, 1) fehlt PV

πάχουϲ ϲτερεώματοϲ καὶ εὐπρεπείαϲ ἕνεκα.

Καὶ τὰ περίτρητα δὲ δεῖ ποιεῖν (19) ἐξ εὐτόνου | ξύλου, (p. 95) καὶ περι- (5) τιθένταϲ κύκλῳ κατὰ τὸ πάχοϲ λεπίδαϲ ἥλοιϲ ϲυγκοινοῦν, καθάπερ ἐπὶ τῶν παραϲτατῶν καὶ ἀντιϲτατῶν εἴρηται. τοὺϲ δὲ ἥλουϲ διὰ τῆϲ ϲτερεᾶϲ ⟨διιέντεϲ⟩ φυλάϲϲομεν, (10) ὅπωϲ μήτε διὰ τοῦ τρήματοϲ τοῦ τὸν τόνον δεχομένου, μήτε δι' ἑτέρου τῶν τρημάτων, ἐν οἷϲ εἰϲιν οἱ τόρμοι, οἱ ἧλοι διεκπίπτωϲιν πλαγίωϲ διερχόμενοι· ἐπεὶ ἀϲθενὴϲ (15) αὐτῶν γίνεται ἡ καθήλωϲιϲ, τουτέϲτιν ἡ ἀπὸ τοῦ ξύλου κατοχή. τὰ δὲ ΑΓΔΕ πάχη οὐκ ἐπ' εὐθείαϲ εἶναι δεῖ ἀλλὰ περιφερείαϲ, οἷαί εἰϲιν αἱ ΑΠΓΔΡΕ· καὶ αὗται δὲ (20) ϲτερεώματοϲ ἕνεκα τοῦ περιτρήτου. γίνονται δὲ αἱ περιφέρειαι κύκλῳ οὖϲαι· τηλικούτου οὖν διάμετροϲ ἡ τριπλαϲία ἐϲτὶν τῆϲ διαμέτρου (p. 96) τοῦ τρήματοϲ τοῦ τὸν τόνον (25) δεχομένου. ἐπεὶ οὖν τὸ περίτρητον ἀϲθενὲϲ ὑπάρχει διὰ τὸ πάντη ἐκτετρῆϲθαι, πειρῶνται ϲιδηρᾶϲ κανονίδαϲ περιτιθέναι αὐτοῖϲ, ἐγκειμέναϲ τοῖϲ τε παραϲτάταιϲ καὶ (30) ἀντιϲτάταιϲ, κειμέναϲ δὲ καὶ κατὰ τὰϲ ΑΠΓ, ΔΡΕ περιφερείαϲ.

der Festigkeit und des guten Aussehens.

19 Auch die Peritrete muß man aus festem Holze machen und ringsum in ihrer Dicke Bänder legen und festnageln, wie bei den Seitenständern und Gegenständern angegeben. Beim Einschlagen der Nägel müssen wir uns hüten, sie schief zu schlagen, so daß sie quer durch die für die Spannsehnen bestimmte Bohrung oder in eins der Zapfenlöcher dringen, denn sonst würde die Nagelung, d. h. der Halt im Holze, zu schwach werden. Die Seiten ΑΓ, ΔΕ dürfen nicht geradlinig sein, sondern gerundet wie ΑΠΓ, ΔΡΕ; auch diese Rundungen sind nötig, um die Peritreten fester zu machen. Die Rundung entspricht einem Kreisbogen, dessen Durchmesser dreimal so groß ist als der des Bohrloches für die Spannsehnen. Da also das Peritret geschwächt ist, weil es auf allen Seiten ausgeschnitten ist, sucht man dadurch abzuhelfen, daß man eiserne Bänder darum legt, die an den Seiten- und Gegenständern angebracht sind, aber auch die Rundungen ΑΠΓ, ΔΡΕ umfassen.

4 περιτιθένταϲ Köchly: περιτιθένтεϲ MPV 9 ⟨διιέντεϲ⟩ R. Schn.: vgl. Philon mech. IV p. 64, 20 11 δι' — δὲ P[a] 13 οἱ fehlt V 18 εἶναι δεῖ V[b]: εἰϲὶν αἱ δὲ M: εἰϲὶν αἱ δει PV ἄλλαι M περιφερείαϲ Wescher: περιφερεῖϲ MPV 19 γένονται PV 22 verderbt: κύκλῳ ἴϲαι τηλικούτῳ οἵου ἡ δ. τριπλ. H. Schöne 24 τὸν fehlt M 29 καὶ ἀντιϲτάταιϲ fehlt P 30 κειμέναϲ Wescher: κειμέναιϲ MPV καὶ D: ἡ V (auch P?): fehlt M

Ἡ δὲ χοινικὶς γίνεται τόνδε 20
τὸν τρόπον· ἐμβολέα δεῖ κατα-

Die Buchse wird folgendermaßen gemacht[1]. Man muß ein Modell

A B
Ε Ζ
Γ Δ
Η Θ
Bronze-
Bild 15.

Buchse

Hölzerne, eisenbeschlagene

Μ Ν
Κ Λ
Spannbolzen

0 1 2 3 4 Kaliber

Bild 16.

σκευάσαι ὅμοιον τῷ ΑΒΓΔΕΖ
ὑπογεγραμμένῳ, ἔχοντι τὰς μὲν
5 ΑΕ, ΒΖ περιφερείας, τὰς δὲ ΕΓ, ΖΔ
εὐθείας, τὴν δὲ ΑΒ ἴσην τῇ τοῦ
τρήματος διαμέτρῳ, καὶ πρὸς τοῦ-
τον ἐκτορνεύσασθαι τὴν χοινικίδα·
ἐὰν μὲν χαλκῆ μέλλῃ ὑπάρχειν,
10 διαπλάσαντα κύκλῳ χυτὴν ποιῆσαι
ἀπὸ ἐλατοῦ χαλκοῦ, πάχος ποιοῦντα
τὸ αὔταρκες πρὸς τὴν τοῦ ὀργάνου
βίαν· ἐπὶ δὲ τῶν μειζόνων ὀρ-
γάνων, ἐὰν ξύλιναι γίνωνται, τὰς
15 κτηδόνας τοῦ ξύλου εἰς τὸ ὕψος
p. 97 τῆς χοινικίδος δεῖ ποιεῖν, καὶ
περιτιθέναι ὁμοίως κατὰ τὴν ἄνω
πλευρὰν τὴν ΑΒ καὶ κατὰ τὴν κάτω

machen wie unten in der Figur ΑΒΓΔΕΖ, woran die Seiten ΑΕ und ΒΖ rund sind, ΕΓ und ΖΔ gerade und ΑΒ gleich dem Durchmesser des Bohrloches, und nach diesem Modell muß man die Buchse ausbohren. Wenn sie aus Erz sein soll, muß man sie ringsum nach dem Gusse in die richtige Form aus gehämmertem Erz schmieden, dessen Dicke der Leistungsfähigkeit des Geschützes entspricht. Bei größeren Geschützen, wenn die Buchsen aus Holz gemacht werden, müssen die Holzfasern senkrecht stehen und rings um den oberen Rand ΑΒ und den unteren ΓΔ

2 ἐμβολέα Wescher: ἐμβολαῖα M: ἐμβόλαια PV 4 μὲν fehlt M 5 ΕΓΖΔ M: ΕΓΓΔ PV 7 τρήματος M: σχήματος PV 8 ἐκτορνεύεσθαι PV 10 κύκλῳ χυτὴν MPV: κυκλοτὴν Rand M (?): κύκλῳ αὐτὴν Köchly 15 κτηδόνας MV: καθαδόνας P

[1] Große runde hölzerne Buchsen sind durchaus unwahrscheinlich. Sie würden, bei größeren Kalibern, beim Drehen der Spannbolzen mit dem Spannschlüssel zerdreht werden. Dieser muß deshalb an die Buchse selbst angesetzt werden, welche infolgedessen viereckig sein muß, wie sie Philon beschreibt.

τὴν ΓΔ κύκλῳ λεπίδας, καὶ πάλιν
ἥλοις συγκοινοῦν, καταλιπόντας
ἐκ τῆς κάτω πλευρᾶς κύκλῳ τόρ-
μους ὁποῖοί εἰσιν οἱ ΗΘ, ὥστε
5 ἐμβαλεῖν αὐτοὺς ἐν ὀπαῖς περὶ
τὸ περίτρητον γινομέναις ἀντὶ
τόρμων. καὶ δι' ὅλου ἐντορνία
γίνεται, καὶ εἴς τινα σωλῆνα ἐμπίπτει
περὶ τὸ περίτρητον γινόμενον [ἣ]
10 ἐν κύκλῳ πρὸς τὸ μὴ παραβαίνειν
τὴν χοινικίδα τόπον ἐκ τόπου.
γίνεται δὲ ἔσθ' ὅτε ὑπόθεμα τῇ
χοινικίδι ἐπικείμενον καὶ συγκε-
κοινωμένον τῷ περιτρήτῳ, ἐν ᾧ
15 ἐστιν ὁ εἰρημένος σωλήν. τοῦτο
δὲ γίνεται ἕνεκα τοῦ μὴ ἐκκο-
πῆναι τὸ περίτρητον ὑπὸ τοῦ
σωλῆνος καὶ ἀσθενὲς γενέσθαι.
καλεῖται δὲ ἡ καταλειφθεῖσα ἐν-
20 τορνία τριβεύς. ὅταν δὲ ἐν-
τορνία ἀντὶ τόρμων καταλειφθῇ,
⟨...⟩.

Bänder legen und sie wiederum mit Nägeln befestigen; und am unteren Ende muß man ringsum ⟨einen⟩ Zapfen stehen lassen, z. B. ΗΘ, so daß man sie in die Nuten einsetzen kann, die auf dem Peritret dem Zapfen entsprechend angebracht sind. Die Verzapfung läuft ringsum und greift in eine kreisförmige Nute des Peritretes ein, damit sich die Buchse nicht verschieben kann. Zuweilen bringt man auch eine Unterlage unter der Buchse an, welche auf dem Peritrete befestigt ist, in dieser wird dann die genannte Rinne angebracht. Das geschieht, um das Peritret nicht selbst für die Rinne auszuschneiden und dadurch zu schwächen. Das rings um den Zapfen Stehengebliebene heißt das Lager. Wenn aber ein solches Lager statt der Einzapfung stehengeblieben ist ...[1].

21 Ἐκ τῆς ἄνω πλευρᾶς τῆς κατὰ
τὸ ΑΒ εὐθείας ἐκκοπαὶ γίνονται
p. 98 β̄ κατὰ διά|μετρον κείμεναι, ἐν
26 αἷς ἐστιν κατερχομένη ἡ καλουμένη
ἐπιζυγὶς κατὰ κρόταφον κειμένη.
αὕτη δὲ ἔσται σιδηρᾶ, ἐκ καθαροῦ

Am oberen Rande werden bei AB zwei Ausschnitte in der Richtung des Durchmessers gemacht, in die eingreifend der sogenannte Spannbolzen ruht. Er wird aus Eisen, und zwar aus reinem Eisen, herge-

2 καταλιπονται M: καταλειπονται PV 5 αὐτοὺς R. Schn.: αὐτας MPV 7 ἐντορμια Pb 8 γίνονται M 9 [ἣ] Köchly 11 χοινικίδα Wescher: χοινικα MPV 12 ὑπόθεμα PV: μα M 13 ὑποκείμενον R. Schoene συνκεκοινωμένον M 15 εἰρημένος M: ἑωραμένος PV 17 ὑπὸ M: ἐπι PV 19 καταληφθεῖσα M ἐντορμία Pb 20 τριβεὺς — ἐντορνια fehlt PV 21 καταλειφθῇ M: καταληφθῇ ὑπὸ τοῦ εἰρημένου σωλῆνος PV (vgl. Z. 17): καταλ. ὑπόντος τοῦ εἰρ. σωλ. verm. R. Schöne 22 ⟨...⟩ R. Schn. 24 τὸ AB PV: τὸ B M 25 κατὰ τὸ διάμετρον PV ετιν M 28 ἔσται M: ἐστι PV

[1] Der Zapfen sitzt an der Buchse, das Lager im Peritrete oder in der Unterlegeplatte.

σιδήρου γιγνομένη, κ[α]τα έν τῆ χαλκεία καλῶς τετελειωμένη, ὡς πᾶσαν ὑπομένουσα τὴν τοῦ ὀργάνου βίαν· περὶ γὰρ ταύτην ὁ
5 τόνος καμπτόμενος γίγνεται. ἔσται δὲ [ἡ] αὐτη ὡς ΚΛΜΝ.

Τούτων δὲ ἤδη διασεσαφηνισμένων δεῖ συνθέντα τὸ ἡμιτόνιον ἔκ τε τοῦ ⟨παραστάτου⟩ καὶ ἀντιστάτου
10 τῶν τε δύο περιτρήτων καὶ τῶν δύο χοινικίδων τὰς ἐπιζυγίδας ἐναρμόσαι, καὶ περὶ μίαν αὐτῶν ἐξάψαντα τὴν μίαν ἀρχὴν τοῦ τόνου, τὴν δὲ ἑτέραν διὰ τῶν
15 τρημάτων διεκβαλόντα, μηρύεσθαι τὸν τόνον, ὅπως πᾶς ὁ τῶν τρημάτων τόπος πληρωθῇ τοῦ τόνου διαμεμηρυσμένου.

p. 99 Δεῖ δὲ | εὖ μάλα διεκτείνειν 22
20 τὸν τόνον διὰ τοῦ καλουμένου ἐντονίου, περὶ οὗ τῆς κατασκευῆς ἐροῦμεν· ὁμοίως δὲ καὶ τὰ αὐτὰ ἐν τῷ ἑτέρῳ ἡμιτονίῳ συνθεῖναι.

25 Νοείσθω οὖν ἐντεταμένα, ὡς εἴρηται, τὰ δύο ἡμιτόνια, καὶ κείμενα ἐπί τινων κανόνων, καὶ

stellt und dann in der Schmiede gut ausgearbeitet; denn er hat die ganze Kraft des Geschützes auszuhalten, weil um ihn das Spannsehnenbündel gewunden wird; er hat die Gestalt von ΚΛΜΝ.

Nachdem nunmehr dies alles im einzelnen klargemacht ist, muß der Halbrahmen aus Seiten- und Gegenständer, den beiden Peritreten und den beiden Buchsen und eingesetzten Spannbolzen zusammengefügt werden: an dem einen Spannbolzen befestigt man das eine Ende der Spannsehne, das andere wird durch die Löcher gesteckt und die Spannsehne durchgezogen, damit das ganze Innere der Bohrlöcher mit der vollständig eingezogenen Spannsehne ausgefüllt wird.

Man muß ihn aber sehr stark anspannen mit der sogenannten Spannleiter, deren Konstruktion später besprochen werden soll. In gleicher Weise sind auch die entsprechenden Teile in dem anderen Halbrahmen zusammenzusetzen.

Angenommen, die beiden Halbrahmen sind, wie angegeben, bespannt und in einem Abstande etwas

1 κ[α]τα D: καὶ τὰ M: καὶ PV 6 αὐτη R. Schn.: ἡ αὐτὴ MPV 7 δὲ ἤδη (so) M: δὴ PV 8 συνιέντα M 9 ⟨παραστάτου⟩ Köchly 10 περιτρήτιν P 12 μίαν M[a]PV: μίας M 15 διεκβαλόντα R. Schn.: διεκβάλλοντα MPV 16 ὅπως MPV: ἕως R. Schn. 18 τόνου MP[b]: τόπου VP[a] 20 τὸν τόνον Thévenot: τουτονον M: τοῦτον ὃν PV 21 τῆς κατασκευῆς Thévenot: τὴν κατασκευὴν MPV 22 ⟨ἑξῆς⟩ fügte nach κατασκευῆς zu R. Schn. δὲ MPV: δεῖ Wescher; eher δὲ ⟨δεῖ⟩ D καὶ R. Schn.: κατὰ MPV 25 ἐντεταμένα jüng. Hss.: ἐντεταγμένα MPV

ἀφεστῶτα ἀπ' ἀλλήλων μικρῷ μεῖζον
διπλάσιον τὸ τοῦ ἑνὸς ἀγκῶνος
μῆκος. νοείσθω δὲ τὰ κάτω περί-
τρητα τῶν ἡμιτονίων τὰ ΑΒΓΔ,
5 ΕΖΗΘ, τόρμους ἔχοντα ἐξ αὐτῶν

größer als die doppelte Länge eines Armes[1], auf einigen Riegeln ruhend, une ferner angenommen, die unteren Peritrete beider Halbrahmen ΑΒΓΔ, ΕΖΗΘ seien mit Dübeln versehen

Bild 17. Cod. P. fol. 76v (vgl. S. 37 Anm. 1).

1 ἑφεστῶτα MV μεῖζον MPV: μεῖον Köchly 3 μῆκος M (?): μήκους PV
4 τὰ PV: τὸ M τόρμους MP^bV^b: τόρμω οὓς P^aV^a

[1] Philon gibt die Länge der Bogensehne zu $2^1/_{10}$ der Länge des Bogenarmes an. 2.1 · 6 = 12.6 Kal. Eingesetzt in die Konstruktionszeichnung ergibt dies einen Abstand der Spannachsen von 4.45 Kal. Davon abgezogen 2 · $^1/_2$ = 1 ganze Peritretenbreite, verbleibt 4.45 − 2.75 = 1.7 Kal. für die Breite des Zwischenraumes zwischen den beiden Halbrahmen. Die

τοὺς ΚΛΜΝ, ΞΟΠΡ συνεχόμενα ὑπὸ κανόνων ΣΤ, ΥΦ ἐν οἷς εἰσιν οἱ τόρμοι. καὶ ἄνω δὲ τὰ αὐτὰ ἐπινοεῖν δεῖ. οἱ δὲ κάτω 5 κανόνες καὶ διαπήγμασι συνέχονται πλείοσιν ὥσπερ τοῖς Χ, Φ, Ψ, Ω, καὶ ἐπὶ δὲ τὰ διαπήγματα σανὶς ἐπιτίθεται ἀναπληροῦσα πάντα τὸν μεταξὺ τῶν κανόνων τόπον. καλεῖ- 10 ται δὲ τὸ πῆγμα τὸ συγκείμενον ἔκ τε τῶν κανόνων καὶ τῶν διαp. 100 πηγμάτων καὶ τῆς σανίδος τράπεζα.

ΚΛΜΝ, ΞΟΠΡ, und von dem Geschränke ΣΤ und ΥΦ zusammengehalten, indem die Dübel stecken, und oben muß man sich dasselbe denken[1]. Die unteren Riegel werden aber auch durch mehrere Querriegel zusammengehalten Χ, Φ, Ψ, Ω; und auch auf diese Querriegel wird eine Täfelung aufgelegt, die den Rahmen zwischen den Riegeln ganz ausfüllt. Das Gerüst aber, das sich aus den Riegeln, Querriegeln und Täfelung zusammensetzt, heißt der Tisch.

23 Οὕτως δὲ συντεθέντων τῶν 15 ἡμιτονίων καὶ τῶν ἀγκώνων εἰς τὸ ἐκτὸς ἀναπεπτωκότων, τοῦ

Sind so die Halbrahmen zusammengestellt und schlagen die Bogenarme nach außen, der eine in ΑΒΓΔ

2 ΣΤΥΦ Wescher: ΤΥΦ MPV 5 συν ἔχοντας M 6 ΧΦΨΩ M: ΧΨΩϚ PV 7 και επειδε τὰ M: ἐπὶ δὲ τὰ PV 9 τῶν fehlt PV 10 πῆγμα PV: διάπηγμα M 14 οὕτω PV συντεθέντων Schramm: ἐνταθέντων R. Schn.: ταθέντων MPV

Leiterbreite im Lichten ist $1^1/_5$ Kal. Die Dicke der Leiterbäume je $^1/_4$ Kal.; $1^1/_5 + 2 \cdot {}^1/_4 = 1.7$ Kal. Also entspricht die ganze Leiterbreite dem lichten Abstand der Halbrahmen.

Beim 20minigen Palintonon beträgt dieser Abstand 62 cm, das ist etwas mehr als die doppelte Ellbogenlänge eines Menschen. Wahrscheinlich hat also Heron dieses Geschütz im Auge gehabt und die Ellbogenlänge, nicht Bogenarmlänge gemeint. Die Angabe stimmt nicht für größere und kleinere Kaliber, da aber die Angabe von $1^1/_2$ Ellen als Säulenhöhe sich auch nur auf das 2ellige Euthytonon bezieht, und gleichfalls nicht für größere und kleinere Kaliber stimmt, wird die Wahrscheinlichkeit vergrößert.

[1] Das Bild auf P 76ᵛ zeigt die beiden Halbrahmen aus dem Seitenständer mit dem halbkreisförmigen Ausschnitt, dem Gegenständer, ἀντιστάτης rechts, und dem Peritret, περίτρητον 4 mal, zusammengesetzt. Auf den oberen Peritreten: die Buchsen, χοινικίς 2 mal, an den Vorder- und Hinterseiten die Zapfen, ursprünglich mit τόρμος bezeichnet; die Spannsehnen, τόνος rechts und links und die Arme, ἀγκών 2 mal. Zwischen den Gegenständern und den Spannsehnen zu beiden Seiten die Streben, ἀντερίς an der richtigen Stelle. Nur Vitruv gibt ihre Abmessungen. Philon erwähnt sie überhaupt nicht. Die oberen und unteren Peritreten werden durch Zangen und Binder eines Geschränkes zusammengehalten. συνεχόμενα ὑπὸ κανόνων Ε, Τ, Υ, Φ, abgekürzt bezeichnet durch ΔΚΑ(ΝΟΝΕΣ) 2 mal, oben, und διαπεξ 2 mal, den Tisch, τραπεζα 2 mal, und die Leiter, κλιμακις ητοι συριξ. Die Spannvorrichtung und der Schieber sind deutlich erkennbar. Die Klaue fehlt.

μὲν ἐν τῷ ΑΒΓΛ ἐπὶ τὰ πρὸς τὸ Υ ὥσπερ τοῦ ϚϿ, τοῦ δὲ ἐν τῷ ΕΖΗΘ ἐπὶ τὰ πρὸς το Φ ὥσπερ τοῦ Χϙ, δεῖ δὴ τὴν τοξῖτιν 5 νευρὰν κατάγειν, ὡς εἴρηται, καὶ ἐπιθέντα τὸ βέλος ἀποσχάζειν. ἡ δὲ σύριγξ, ἐν ᾗ ἐστιν ἡ διώστρα καὶ τὸ χελώνιον καὶ ἡ χείρ, ἐπὶ μὲν τῶν εὐθυτόνων σύριγξ κέ- 10 κληται, ἐπὶ δὲ τῶν παλιντόνων κλιμακίς, ἐπειδήπερ πλεῖον πλάτος ἔχει καὶ διαπήγμασι συνέχεται πλείοσιν, καθάπερ καὶ ἡ τράπεζα.

nach Υ, d. i. ϚϿ, der andere in ΕΖΗΘ nach Φ, d. i. Χϙ, so muß man die Bogensehne spannen, das Geschoß auflegen und abziehen.

Die Pfeife, auf der sich Schieber, Zapfenlager und Klaue befinden, heißt beim Euthytonon die Pfeife, beim Palintonon aber heißt sie die Leiter, weil sie eine größere Breite hat und durch mehrere Sprossen verbunden ist, wie auch der Tisch.

(Siehe Bild 18 S. 39.)

Γίνεται δὴ ἡ κλιμακὶς οὕτως· 15 διάπηγμα κατασκευάζεται ἐκ τεσσάρων κανόνων συνεστηκός, ἐπὶ δὲ τοῦ μέσου ἔχον κατὰ τὸ πλάτος ἄλλους κανόνας πεπηγότας ἐπὶ p. 101 τῶν κατὰ τὸ μῆκος κανό|νων, ἵνα 20 ᾖ τὸ γινόμενον κλιμακίς. ἐπάνω δὲ τῶν κατὰ τὸ μῆκος κανόνων, τουτέστιν τῶν διαπηγμάτων, κανόνια β ἐπιτίθεται, ἰσομήκη τῇ κλιμακίδι παρὰ τὰ σκέλη αὐτῆς, 25 ταπεινότερα δὲ τῶν σκελῶν τῆς κλιμακίδος, ἐφ' ἃ ἡ διώστρα κινεῖται ἔχουσα τὸ πλάτος ἴσον τῷ διαπήγματι τῆς κλιμακίδος. αὕτη οὖν ἡ κλιμακὶς τίθεται ἐπὶ τὴν 30 σανίδα τὴν ἐπικειμένην ἐπὶ τῶν Ϛ, Ω, Χ, Ψ διαπηγμάτων· ὅλον δὲ τὸ ἐκ πάντων συντεθὲν ὄργανον

24 Die Leiter wird folgendermaßen gemacht: Es wird ein Gerüst zusammengesetzt, das aus 4 Hölzern besteht, und in der Mitte werden nach der Breite, andere Hölzer angebracht, die an den Langbäumen befestigt werden, damit das Ganze eine Leiter werde. Über den Querhölzern, d. h. den Sprossen, werden 2 Hölzer von gleicher Länge wie die Leiter längs deren Schenkeln, aber niedriger als die Leiterschenkel, angebracht, auf denen sich der Schieber bewegt, der so breit wie die Länge der Leitersprosse sein soll.

Diese Leiter wird nun auf die Täfelung gelegt, die auf den Querhölzern ϚΩΧΨ ruht. Das ganze, aus allen Teilen zusammengesetzte Ge-

1 ἐπὶ τὰ MP[b]: ἔπειτα P[a]V 2 τοῦ ϛϿ M: τοῦ ϛϙ PV 4 δεῖ δὴ D: δεῖ δὲ MP 7 ἐν ᾗ Köchly: ἐν ᾧ MPV 11 κλιμακὶς PV: καὶ μάγις M 14 ἡ κλιμακὶς PV: ἡ μάγις M 17 τοῦ μέσου R. Schn.: τὸ μέσον MPV 18 επι aus εκ corr. M 22 τουτέστι ⟨ἐπὶ⟩ R. Schn. 26 (nicht 28) κλιμακος M 30 κειμένην PV

10 miniges Palintonon 1:40.

Bild 18 (siehe c. 23 S. 38, 13).

p. 104 ἀπέ|χειν. οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ οἱ παραστάται ἐξεκόπησαν τὰς εἰρημένας κοιλασίας τῆς αὐτῆς αἰτίας ἕνεκεν. καὶ τὰ μὲν ἐπὶ τῶν πα-
5 λιντόνων ἐπὶ τοσοῦτον εἰρήσθω.

schlagen können; aus demselben Grunde erhalten ja auch die Seitenständer die erwähnten Ausschnitte. Soviel wäre über die Palintona zu sagen.

(Siehe Bild 19 und 20 S. 41.)

Τὰ δὲ εὐθύτονα τὰ μὲν ἄλλα πάντα τὰ αὐτὰ ἔχει τῷ παλιντόνῳ, πλὴν ὅτι τὰ δύο ἡμιτόνια εἰς ἓν πλινθίον σύγκειται, ἀπέχοντα
10 ἀλλήλων τὸ τῆς διώστρας πλάτος· δι' ὃ δὴ οὔτε τράπεζαν οὔτε τοὺς ἄνω κανόνας οὔτε τὰς ἀντηρίδας λαμβάνει. γίγνεται δὲ τὰ κάτω δύο περίτρητα ἐξ ἑνὸς
15 ξύλου, καὶ ὁμοίως τὰ ἄνω.

26 Die Euthytona[1] haben alles übrige wie das Palintonon, nur daß die beiden Halbrahmen, die um die Breite des Läufers voneinander entfernt sind, in einem Rahmen zusammen vereinigt sind; sie erhalten deshalb weder Tisch, noch Riegel noch Streben. Beide oberen Peritreten wie die unteren werden aus einem einzigen Stück gemacht.

Συλλογισάμενος δὴ τά τε πάχη τῶν παραστατῶν καὶ τῶν μεσοστατῶν, οὓς δὴ ἀντιστάτας ἐπὶ τῶν παλιντόνων ἐκαλοῦμεν, καὶ
20 ἔτι τὰς τῶν τρημάτων διαμέτρους, καὶ τὸ τῆς διώστρας πλάτος (ὃ δὴ μεταξύ ἐστιν τῶν μεσοστατῶν)

Man rechnet also die Dicken der Seitenständer und der Mittelständer, welche ich beim Palintonon Gegenständer nannte, ferner die Durchmesser der Bohrlöcher und die Breite des Schiebers[2] (der zwischen den Mittelständern ist) zusammen[3] und

6 εὐθύτονα MV^b: εὔτονα PV 7 τὰ αὐτὰ M: αὐτὰ PV τῷ fehlt M
8 πλὴν PV: πάλιν M 12 τοὺς fehlt P 17 τῶν fehlt P 18 οὓς PV: οὐ M
19 ἐκάλουν R. Schn. 20 ἔτι PV: cτι M

[1] Beschreibung und Buchstaben passen zu dem Bild 19 (S. 41) dargestellten Plinthion eines Euthytonon: ΑΒΓΔΕ ist das obere Peritreton, die Seitenständer sind mit je 4, die Mittelständer mit je 2 Buchstaben bezeichnet, die Bohrlöcher ohne Buchstaben. Das untere Peritreton ist nicht mit Buchstaben bezeichnet. Zwischen beiden sind die Seiten- und Mittelständer nicht ganz an den richtigen Plätzen dargestellt. Arme mit Vorsteckern und Bogensehne sind in der Mitte. Von den 2 Rahmen aus Querriegeln und Brettern, die zwischen den Mittelständern stehen, hat der untere die Beischrift πῆγμα πλάγιον. In der Mitte ist der Verbindungsbolzen dargestellt.

[2] Müßte richtiger Pfeife heißen.

[3] Fehlt 4mal ¼ K. Abstand, der zwischen Bohrloch und Ständern vorhanden sein muß.

ἔκθου ἐπὶ σανίδος τηλικαύτην εὐθεῖαν τὴν ΑΒ, καὶ ταύτῃ πρὸς ὀρθὰς ἀγαγὼν τὰς ΑΓΒΔ, ὧν ἑκατέρα ἴση ἐστὶν τῇ τοῦ τρήματος διαμέτρῳ, ἢ μικρῷ μείζων, περίγραψον περιφέρειαν κύκλου διὰ τῶν ΓΔ | τὴν ΓΕΔ. καὶ p. 105 ἔσται σοι τὸ ΑΒΓΔΕ σχῆμα τὸ κάτω μέρος τοῦ περιτρήτου ἐν τῷ εὐθυτόνῳ τῷ συγκειμένῳ ἐκ τῶν δύο περιτρήτων. ἀπολαβὼν οὖν τὰς ΑΖΘΒ ἴσας τῷ πάχει τοῦ παραστάτου, καὶ ἀγαγὼν πρὸς ὀρθὰς ἐν τῇ σανίδι τῇ ΑΒ τὰς ΖΗ ΘΚ, περίγραψον τὰ τρήματα τὰ δεχόμενα τὸν τόνον τὰ Μ Λ μικρὸν ἀπέχοντα ἀπὸ τῶν ΖΗ, ΘΚ· εἶτα ἐφεξῆς θεὶς τὰ πάχη τῶν μεσοστατῶν τὰ ΝΞ ΟΠ, ἄγαγε πρὸς ὀρθὰς τῇ ΑΒ, καὶ ἔσται τὸ μεταξὺ τῶν ΞΟ τὸ πλάτος τῆς διώστρας.

zieht auf einer Schwelle eine Gerade von dieser Länge, AB, und rechtwinklig dazu die Linien ΑΓ, ΒΔ, jede gleich oder etwas größer als der Durchmesser des Bohrlochs. Vom Mittelpunkt[1] aus beschreibe man endlich einen Kreisbogen von Γ zu Δ: ΓΕΔ, dann wird die Figur ΑΒΓΔΕ als untere der beiden Peritrete sein, aus denen das Euthytonon zusammengesetzt ist. Man mache nun ΑΖ und ΘΒ gleich der Dicke der Seitenständer, ziehe rechtwinklig zu AB auf der Schwelle die Linien ΖΗ und ΘΚ und reiße dann die Löcher für die Spannsehnen an, Μ und Λ in geringem Abstande von ΖΗ und ΘΚ, dann trage man die Dicken der Mittelständer ΝΞ und ΟΠ rechtwinklig zu AB ab, dann wird der Abstand zwischen Ξ und Ο gleich der Breite des Schiebers sein.

27 Δεῖ οὖν καὶ ἄλλο κατασκευάσαι ὅμοιον σχῆμα τῷ εἰρημένῳ, ὅπερ μετὰ τὸ παγῆναι τοὺς παραστάτας καὶ τοὺς μεσοστάτας, δηλονότι τόρμων γενομένων, ἐπάνω ἐπιτιθέαμεν· καὶ λοιπὸν ἐμβαλόντες τὰ

Nun muß man noch ein zweites Stück gleicher Form anfertigen, das, nachdem Mittel- und Seitenständer mittels der Zapfen eingesetzt sind, oben darauf angefügt wird. Bringt man dann die Spannsehnen, die

3 ΑΓΒΔ Wescher 'ex figura': ΑΓΒΔ MPV 5 ἢ D: καὶ MPV μικρῷ μεῖζον M: μικρὸν μείζω PV περίγραψον R. Schn.: περίγραψον μὲν Wescher: περιγράφομεν PV: περιγραφομένη M: das η in M scheint Verbesserung des fehlerhaften καὶ Z. 5 7 τὴν M: τὴν δὲ PV 10 τῷ ἐν τῷ P τῷ συγκειμένῳ Thévenot: τὸ συγκείμενον PV: τῶ (?) συγκειμένοον (so) M 12 ΑΖΟΒ M τάχει M 17 μακρὰν P 18 θεὶς PV: θήσεις M 19 τὰ ΝΞΟΠ ἄγαγε R. Schn.: τὰ ΝΞΟΠ ἄραγε (so) M: παράγαγε PV 24 ὅπερ M: ὅπως PV 25 τοὺς fehlt V 27 γενομένων R. Schn.: γινομένων MPV ἐπιτιθέαμεν Wescher: ἐπιθέαμεν M: ἐπιτιθέασι μὲν PV 28 ἐμβαλόντες D (vgl. S. 44. 2): ἐμβάλλοντες Köchly: βάλλοντες MPV

[1] Von AB.

νεῦρα καὶ τὰς χοινικίδας καὶ τὰ λοιπὰ τὰ ἄνω εἰρημένα, διαβαλόντες δὲ καὶ τοὺς ἀγκῶνας, ἔχομεν ἐν ἑνὶ πλινθίῳ συνεσταλμένα 5 πολλὰ μέρη τοῦ ὀργάνου. οἱ δὲ ἀγκῶνες τίθενται, ὡς οἱ ΤΡ, ΥC, ἀναπεπτωκότες πρὸς τοῖς παραστάταις. οἱ δὲ μεσοστάται λαμβάνουσι δύο ἴσα διαπήγματα πλά- p. 106 για δι᾽ ὅλου τοῦ πλάτους αὐτῶν· 11 δι᾽ ὧν βαστάζεται ἡ σανὶς ἡ τὴν σύριγγα ἔχουσα ἐπάνω. ἐκ δὲ τῆς σύριγγος καὶ τοῦ διαπήγματος τόρμος ἁρμοστὸς διωθεῖται, ὅπῃς γε- 15 νομένης ἐν μέσῳ τοῦ κάτω περιτρήτου, ἀνέχων ὅλον τὸ πλινθίον. τὰ δὲ ἄλλα πάντα, ὡς εἴρηται ἐπὶ τοῦ παλιντόνου, τὰ αὐτὰ γίνεται.

Buchsen und die übrigen obengenannten Teile an und steckt die Bogenarme durch, so haben wir da viele Geschützteile in der einen Kammer vereinigt. Die Bogenarme werden wie ΤΡ und ΥC eingesetzt, so daß sie gegen die Seitenständer schlagen. Die Mittelständer erhalten durch ihre ganze Breite zwei gleiche Querriegel, auf denen das Brett ruht, das die Pfeife trägt. Durch Pfeife, Querriegel und die Mitte des unteren Peritrets geht ein passender Bolzen, der den ganzen Rahmen trägt. Alles übrige macht man ebenso, wie beim Palintonon angegeben.

(Siehe Bild 21 S. 45.)

p. 107 Τὰ δὲ καλούμενα ἐντόνια κα- 20 τασκευάζεται τόνδε τὸν τρόπον· ξύλα δεῖ λαμβάνειν τετράγωνα β ἴσα τὰ ΑΒ, ΓΔ· καὶ διαπήγμασι τέσσαρσι συλλαβεῖν ἴσοις τοῖς Ε, Ζ, Η, Θ, ὧν δύο τὰ ἄκρα τόρ- 25 μους ἐχέτω διεκπίπτοντας εἰς τὸ ἔξω μέρος, ὥστε εἰς τὰς ὑπεροχὰς τρημάτων ὄντων σφῆνας διῶσαι τοὺς συνέχοντας τὸ πῆγμα. πρὸς δὲ τοῖς ἄκροις τῶν τετρα- 30 γώνων ξύλων ὀνίσκοι ἔστωσαν πλάγιοι στρεφόμενοι οἱ ΚΛ, ΜΝ,

28 Die sogenannten Spannleitern[1] werden folgendermaßen hergestellt. Man muß 2 gleichlange Vierkanthölzer ΑΒ und ΓΔ nehmen, verbindet sie durch 4 gleichlange Querriegel Ε, Ζ, Η, Θ, die an beiden Enden Zapfen haben, welche nach außen durchgehen; in die mit Löchern versehenen Überstände dieser Zapfen schlägt man Keile ein, die das Gestell zusammenhalten. An den Enden der Vierkanthölzer werden horizontale, drehbare Haspelwellen ΚΛ, ΜΝ an-

2 τὰ ἄνω PV: ἄνω M   διαβαλόντες D: διαβάλλοντες R. Schn.: βάλλοντες MPV 3 ἐν M: fehlt PV   7 πρὸς M: fehlt PV   14 ἁρμοστὸς R. Schöne, vgl. c. 31 (S. 50, 14): ἁρμὸς M: ἁρμός PV: ἁρμος tilgte Köchly   γινομένης V   21 δεῖ M: δὴ PV   β Thévenot: ΑΒ MPV

[1] Die Beschreibung und die Zeichnung M 54 (Bild 21 S. 54) sind so klar, daß eine Erläuterung nicht nötig erscheint.

Spannleiter. cod. M. fol. 54. M. 5 : 9
Bild 21 (siehe c. 27 S. 44, 18).

τρήματα ἔχοντες, ὥστε ἐμβάλλεσθαι σκυτάλας ἐν τοῖς ἄκροις ἢ καὶ ἐν μέσῳ, δι' ὧν ἐπιστραφήσονται. ἐπὶ δὲ τῶν Ε, Ζ, Η, Θ (5) διαπηγμάτων ⟨δύο ἄλλα ἔστωσαν ξύλα⟩ ὑπερέχοντα τῶν τετραγώνων ξύλων εἰς τὸ ἄνω μέρος.

Ὅταν οὖν βουλώμεθα ἐντεῖναι ἤτοι τὰ τοῦ παλιντόνου ἡμιτόνια (10) ἢ τοῦ εὐθυτόνου τὸ πλινθίον, συνθέντες, ὡς προείρηται, τόν τε παραστάτην καὶ ἀντιστάτην καὶ τὰ

gebracht mit Löchern an den Enden oder in der Mitte, so daß man die Handspeichen einsetzen kann, um sie zu drehen. Auf den Querriegeln Ε, Ζ, Η, Θ ⟨seien 2 Hölzer angebracht⟩, welche die Vierkanthölzer nach oben überragen.

Wenn wir nun die Halbrahmen des Palintonon oder den Rahmen des Euthytonon bespannen wollen, nachdem zuvor Seiten- und Gegenständer und die beiden Peritrete in der an-

1 ἔχοντες PV: νεύοντες M 4 τῶν M: τοῦ PV 5 διαπηγμάτων ⟨. . . .⟩ R. Schn.: διαπήγματα MPV: Lücke füllte D 11 συνθέντες R. Schn.: συντιθέντες MPV

δύο περίτρητα, καὶ προσθέντες τὰς
ἐπιζυγίδας, κατακλίνουμεν ἐπὶ τὰ
μέσα διαπήγματα τὰ Ε, Ζ, Η, Θ
καὶ σφηνώσαντες καλῶς πρὸς τὰς
p. 108 ἐκ τῶν διαπηγμάτων ὑπεροχὰς ἐξά-
6 ψομεν τὴν μίαν ἀρχὴν τοῦ τόνου
ἐκ τῆς μιᾶς ἐπιζυγίδος· τὴν δὲ
ἄλλην ἀποδόντες διὰ τοῦ ἀντι-
κειμένου τρήματος εἰς τὸν ἐφεξῆς
10 ὀνίσκον ⟨ἐκτενοῦμεν⟩ ἄχρις οὗ
ἀναιρεθῇ τοῦ πάχους τῆς τριχέας
τοῦ τόνου τὸ τρίτον μέρος· εἶτα
ἀπολαβόντες παρὰ τὴν χοινικίδα
τὸν τόνον περιστομίδι τινί, ἐκλύ-
15 σομεν τὸν τόνον ἐκ τοῦ ὀνίσκου·
καὶ τὴν ἀρχὴν αὐτοῦ διαβαλόντες
διὰ τῶν τρημάτων ἀποδώσομεν εἰς
τὸν ἕτερον ὀνίσκον, καὶ ταὐτὰ ποιή-
σομεν ⟨ἀεὶ⟩ ἀνιέντες κατὰ βραχὺ
20 τὴν περὶ τὴν ἐπείλησιν περιστομί-
δα· ἡ δὲ περιστομίς ἐστιν ξύλον
μῆκος ἔχον ὡς παλαιστῶν β ἢ γ,
καὶ ἐκ τῆς οὐρᾶς ἀνατομὴν ἔχον
πρὸς τὸ τοῦ τόνου πάχος. δια-
25 μηρυθέντος δὲ τοῦ τόνου, ὅταν
τὰ τρήματα τὰ δεχόμενα αὐτὸν
δυσχερῶς παραλαμβάνῃ διὰ τὸ πε-

gegebenen Weise zusammen verbunden und die Spannbolzen aufgelegt sind, so legt man den Halbrahmen oder den Rahmen mitten auf die Querriegel Ε, Ζ, Η, Θ und keilt sie an den über den Querriegeln liegenden Hölzern tüchtig fest, knüpft dann das eine Ende der Spannsehne an den einen Spannbolzen, das andere Ende wird durch das Bohrloch auf der anderen Seite bis zu dem daran angebrachten Haspel gezogen, dann zieht man die Spannsehne so stark an, daß sich ihre Dicke um $^1/_3$ vermindert. Dann keilt man die Spannsehne mit einer Klammer in der Buchse fest, wickelt die Spannsehne vom Haspel ab, zieht sein Ende durch die Löcher bis zur anderen Welle. Und ebenso werden wir es immer machen, indem wir dabei die das Aufgespannte festhaltende Klammer ein wenig nachlassen. Die Klammer ist ein Holz von 2 bis 3 Palästen[1] Länge und hat an der Spitze eine Auskehlung entsprechend der Dicke der Spann-

4 σφηνώσαντες PV: εφ' ηνωσαντες M 9 εἰς PV: οἷς M 10 ⟨ἐκτενοῦμεν⟩ aus Philo IV p. 54, 44 R. Schn. 11 ἀναιρεθῇ R. Schn.: συναιρεθῇ MPV τῆς M: fehlt PV τριχέας MPV: τροχιᾶς Köchly aus Philo IV p. 54, 41 13 τη χοινικίδα M: τῃ χοινικίδι PV 14 περιστομίδι τινὶ PV: ' περιτομιδινι M 16 διαβαλόντες D: διαβάλλοντες PV: διαλαβόντες M 18 ταὐτὰ R. Schöne: ταῦτα MPV 19 ⟨ἀεὶ⟩ D ἀνιέντες Köchly: ἀνιόντες PV: ανιόν M κατὰ βραχὺ τὴν περὶ τὴν ἐπείλησιν περιστομίδα (nach Köchlys Übersetzung) D: τὴν ἐπείλησιν [επίλησιν M] τὴν περὶ τὴν ἐπιστομίδα MPV (Köchlys Text); τὴν ἐπείλησιν war ausgelassen und an falscher Stelle nachgetragen: τὴν ἐπείλησιν τὴν ἐπὶ τὴν περιστομίδα Wescher 23 οὐρᾶς R. Schn.: κουρᾶς MPV 26 τὰ (nach τρήματα) fehlt V 27 διὰ PV: fehlt M

[1] zu je 7,39 cm.

πληρῶϲθαι, δεῖ ϲιδηρᾶϲ κέϲτραϲ
ϲτρογγύλαϲ καὶ λείαϲ οὔϲαϲ καὶ ἐκ
τοῦ ἄκρου λεπτὰϲ διωθεῖν διὰ τῶν
εἰρημένων τρημάτων καὶ ϲφύρᾳ ἐν-
5 κρούειν. ἐπὰν δὲ δόξῃ ἱκανὸϲ τόποϲ
γεγενῆϲθαι πρὸϲ τὸ παραδέξαϲθαι
τὸν τόνον, οὕτωϲ δεῖ διαβάλλειν
p. 109 αὐτόν. ὅταν δὲ καὶ οὕτωϲ δυϲ-
χερῶϲ παραδέχηται, ῥαφίδα ϲιδηρᾶν
10 δεῖ λαβόντα διεῖραι τὴν ἀρχὴν τοῦ
τόνου διὰ τοῦ ἐν αὐτῇ τρήματοϲ,
καὶ αὐτὴν τὴν ῥαφίδα διώϲαντα
ἐπιϲπᾶϲθαι τὸν τόνον. ὅταν δὲ
καλῶϲ δόξῃ ϲοι πεπληρῶϲθαι τὰ
15 τρήματα, τὸ καταλειπόμενον τοῦ
τόνου, ἐὰν μὲν πολὺ ᾖ, ἀποκόψειϲ
παρ' ὀλίγον· ἐὰν δὲ ὀλίγον ᾖ, ἐάϲειϲ
καὶ ἐπειλήϲειϲ αὐτὸ περὶ τὸ ἥμιϲυ
τοῦ τόνου· εἶτα διαβαλὼν τὸν ἀγ-
20 κῶνα τὰ ἑξῆϲ πρᾶττε, ὡϲ προεί-
ρηται.

p. 110 Ἐὰν δὲ ἐν ταῖϲ πυκναῖϲ κατα-
γωγαῖϲ ὁ τόνοϲ χάλαϲμα λάβῃ, ἐπι-
ϲτρέψειϲ τὰϲ χοινικίδαϲ, ὡϲ προεί-
25 ρηται, τῷ μόχλῳ τῷ ϲιδηρῷ τῷ
ἔχοντι τὸν κρίκον.

sehne. Ist die Spannsehne so viele Male durchgezogen, daß die fast vollen Löcher ihn nur schwer aufnehmen, müssen glatte, runde zugespitzte Eisenpfriemen in die Löcher gesteckt und mit dem Hammer eingetrieben werden; wenn genügend Raum für die Spannsehne vorhanden zu sein scheint, muß man sie auf diese Art durchziehen, nimmt sie aber das Loch auch dann noch schwer auf, so fädelt man das Ende der Spannsehne durch das Öhr einer eisernen Nadel, steckt die Nadel durch das Loch und zieht die Sehne nach. Erscheinen die Bohrlöcher genügend gefüllt, so schneidet man das Ende der Spannsehne, wenn es zu lang ist, bis auf ein kleines Stück ab, ist es kurz, läßt man es so und flicht es um die Hälfte des Sehnenbündels; dann steckt man die Bogenarme durch und macht alles andere, wie oben gesagt.

29 Wenn aber vom häufigen Spannen die Spannsehne schlaff wird, so dreht man die Buchsen in der angegebenen Weise mittels des eisernen Hebels mit Ring an[1].

3 δι' ἀ ὠθεῖν MPV: corr. Thévenot 4 τρημάτων PV: τρόπων M ϲφύρα PV: ϲφύρῃ M 9 u. 12 ῥαφίδα Köchly: ῥανίδα MPV 12 διώϲαντα M: λειώϲαντα PV 16 πολὺ ᾖ PV πολὺν M 18 ἥμιϲυ richtig MPV: μήρυμα R. Schn. 19 διαβάλλων M 24 τὰϲ PV: πρὸϲ τὰϲ M

[1] Eine flüchtige Zeichnung des Hebels mit Wurzelring befindet sich beim Anonymus W. 254. Der Ausdruck »Wurzelring« rührt wahrscheinlich daher, weil, wie auch noch heutzutage, Baumstümpfe mit einem ähnlichen Instrument ausgerodet wurden. Auch Zahnwurzeln werden mit einem ähnlichen Instrument gezogen.

Νεύροις δὲ δεῖ χρῆσθαι, ἤτοι ὠμιαίοις ἢ νωτιαίοις, καὶ πάντων τῶν ζῴων πλὴν συῶν· ἀποίητα γάρ. διανοεῖσθαι δὲ δεῖ, ⟨δι'⟩ ὅτι εὔ-
5 χρηστα τὰ νωτιαῖα ἤτοι ὠμιαῖα τῶν ἄλλων ζῴων· εὕρηται γὰρ ⟨ὅτι τὰ⟩ ἐπιπλέον γυμναζόμενα τοῦ ζῴου νεῦρα εὐτονώτερα τυγχάνει· οἷον ἐλάφου μὲν τὰ ἐκ τῶν ποδῶν,
10 ταύρου δὲ τὰ ἐπὶ τοῦ αὐχένος· καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων δὲ διανοοῦ οὕτως.

Die Sehnen macht man aus den Schulter- und Rückensehnen aller Tiere mit Ausnahme der Schweine, denn diese sind nicht zu verwenden. Man überlege auch, warum bei den anderen Tieren auch die Schulter- und Rückensehnen brauchbar sind, sowie beim Hirsch die Fußsehnen, beim Stier die Nackensehnen, und auch bei den übrigen Tieren muß man ähnlich schließen[1].

Τὴν δὲ τοξῖτιν νευρὰν ἐκ τῶν εὐτονωτάτων νεύρων δεῖ πλέκειν. μία γὰρ οὖσα πολλὰ ἀπερ-
15 γάζεται, καὶ ὑπομένει τὴν τῆς ἐξαποστολῆς βίαν. διάφοροι δὲ γίνονται τῇ πλοκῇ τοξίτιδες. ἡ μὲν γὰρ τοῦ εὐθυτόνου στρογγύλη γίνεται, ἐπείπερ εἰς τὴν τοῦ ὀϊστοῦ
p. 111 ἐμπίπτει | χηλήν. ταύτην δὲ ἡ κατά-
21 γουσα χεὶρ διπλῆ γίνεται, κεχηλωμένη πρὸς τὸ μεταξὺ τῶν χηλῶν δέξασθαι τὸ τοῦ βέλους πάχος. ἡ δὲ τοῦ παλιντόνου πλατεῖα γί-

30 Die Bogensehne muß aus den stärksten Tiersehnen geflochten werden, denn sie ist nur ein einzelner Strang und muß viel leisten, denn sie hält die Gewalt des Schusses aus. Die Flechtart der Bogensehnen ist verschieden. Beim Euthytonon ist sie rund, weil sie in die Kerbe des Pfeiles eingreift; und die Klaue, die diese Sehne zurückzieht, ist doppelt, d. h. gespalten, um zwischen den Backen die Dicke des Geschosses aufzunehmen. Beim Palintonon aber ist sie breit wie ein Gürtel, und sie

1 δεῖ Wescher: ἀεὶ M: ἀεὶ PV 4 ⟨δι'⟩ D ὅτι PV: ὅτε M 6 εὕρηται — ζῴου M: fehlt PV εὕρηται Wescher: εὕρετε M ⟨ὅτι τὰ⟩ D 10 τοῦ αὐχένος Köchly: τοὺς αὐχένας MPV 15 τὴν τῆς PV: τὰ τῆς M 17 τῆς πλόκηι M τοξιτίδες, ε aus ο corr. M 19 ὀϊστοῦ Thévenot: ἰστοῦ PV: οἷς τοῦ M 20 ἐμπίπτει Jüng. Hss.: ἐκπίπτει MPV 22 χηλῶν M: χελῶν Pb: βελῶν PaV 24 πλάτεια (so) Pb: πλαγία M: πλάγια PaV

[1] Der Versuch zur Herstellung von Spannsehnen für die Saalburggeschütze aus Tiersehnen ist gescheitert; ein Probeseil aus Seide war außerordentlich fest, infolge der ungeschickten Herstellung zu wenig elastisch und sehr teuer; Hanf auch zu wenig elastisch, so daß in Ermangelung von Frauenhaar jetzt sämtliche Geschütze Roßhaarbespannung haben. Gutes Material hat gute Schießresultate gegeben und sich auch lange gehalten, schlechtes aber nicht.

νεται καθάπερ ζώνη· καὶ ἐκ μὲν
τῶν ἄκρων ἀγκύλαϲ ἔχει, εἰϲ ἃϲ
οἱ ἀγκῶνεϲ ἐμβιβάζονται, ἐκ δὲ
τοῦ μέϲου ἐξ ἑνὸϲ τοῦ περὶ τὴν
5 χεῖρα μέρουϲ καθάπερ κρίκον ἐξ
αὐτῶν τῶν νεύρων πεπλεγμένον,
εἰϲ ὃν ἡ χεὶρ ἐμβιβάζεται, οὐκέτι
κεχηλωμένη, ἀλλ' ἁπλῆ καθάπερ
δάκτυλοϲ. τὸ δὲ [τι] πλάτοϲ τῆϲ
10 τοξίτιδοϲ ὀρθὸν τίθεται, ὅπωϲ ἀπο-
ϲχαϲθείϲηϲ τῆϲ χειρὸϲ ὁ λίθοϲ
κατὰ τὸ πλάτοϲ ὑπὸ τῆϲ τοξίτι-
δοϲ ληφθεὶϲ καλῶϲ ἐξαποϲτέλληται.
καὶ ἡ μὲν ἐπὶ τῶν εὐθυτόνων
15 νευρὰ παρ' αὐτὴν τὴν διώϲτραν
τίθεται ἀπέχουϲα ἀπ' αὐτῆϲ βραχύ·
ἡ δὲ ἐπὶ τῶν παλιντόνων πλεῖον
ἀπέχουϲα τῆϲ διώϲτραϲ, ὅπωϲ ἀπο-
p. 112 ϲχαϲθεῖϲα κατὰ | μέϲον τὸ ὕψοϲ
20 τοῦ λίθου πλήξῃ· οὕτω γὰρ βιαι-
ότεροϲ ἐξαποϲταλήϲεται· μικρὸν
γὰρ ἀνωτέρω ἢ κατωτέρω τεθεῖϲα
ἤτοι ὑπελεύϲεται τὸν λίθον ἢ ὑπερ-
πεϲεῖται αὐτόν.

25 Ὁ δὲ ἐν τοῖϲ ἀγκῶϲι τόνοϲ
καὶ ἐκ τριχῶν γίνεται γυναικείων·
αὗται γὰρ λεπταί τε οὖϲαι καὶ
μακραὶ καὶ πολλῷ ἐλαίῳ τραφεῖϲαι,
ὅταν πλακῶϲιν, εὐτονίαν πολλὴν

hat an ihren Enden Ösen, in die die Arme gesteckt werden, aber in der Mitte nach der einen Seite in der Nähe der Klaue hat sie eine Art Ring, der aus den Sehnen selbst geflochten wird, in den die Klaue eingreift, die hier nicht gespalten, sondern einfach ist wie ein Finger. Die Bogensehne steht aufrecht mit ihrer Breite, damit der Stein, wenn die Klaue losgelassen wird, an der Breite gefaßt und richtig abgeschossen wird. Ferner liegt beim Euthytonon die Sehne dicht neben dem Schieber mit wenig Abstand, beim Palintonon aber steht sie weiter vom Schieber ab, damit sie, wenn sie losgelassen wird, den Stein genau in der Mitte der Höhe trifft; denn so wird er mit stärkerer Kraft fortgeschleudert; wenn sie aber ein wenig höher oder tiefer liegt, schlüpft sie unter dem Steine durch oder gleitet über ihn weg.

Die Spannsehnen können auch aus Frauenhaaren angefertigt werden; denn diese sind dünn und lang und mit vielem Öle getränkt. Sie gewinnen, wenn sie geflochten werden,

2 εἰϲ ἃϲ P: εἰ ἃϲ V: ειϲθεαϲ M 3 ἐμβιβάζονται Wescher (vgl. Z. 7): ἐκβιβάζονται MPV 4 ἐπὶ τὴν χεῖρα Köchly 6 πεπλεγμένον P^b: πλεπλεγμένον M: πεπλεγμένων P^aV 7 εἰϲ ὃν M: εἰϲ ὅϲον PV ἐμβιβάζεται M: ἐκβιβάζεται PV 8 κεχελωνημένη P_a V 9 τὸ δέ τι MPV: τι tilgte R. Schöne 12 πλâτυϲ M 13 ληφθεὶϲ M: τυφθεὶϲ PV 14 εὐτόνων PV 15 νευρὰν P^aV παρ' αὐτὴν τὴν MPV; hinter αυτην wiederholt M καλῶϲ — νευρὰ (Z. 13—15), dann folgt τὴν διώϲτραν; von παραυτην ist υτην wie das wiederholte später gestrichen 18 τῆϲ διώϲτραϲ M: ἀπ' αὐτῆϲ βραχὺ τῆϲ διώϲτραϲ PV ἀποϲχιϲθεῖϲα V 20 οὕτω PV: οὔτε M βιαιότερον P^b 22 ἢ PV: ἢ καὶ M

λαμβάνουσιν, ὥστε μὴ ἀπᾴδειν τῆς διὰ τῶν νεύρων ἰσχύος.

eine große Spannkraft, so daß sie hinter der Stärke derer aus Tiersehnen nicht zurückstehen.

Ἱκανῶς οὖν καὶ κεφαλαιωδῶς περὶ τῆς κατασκευῆς καὶ χρήσεως 5 τῶν εὐθυτόνων καὶ παλιντόνων εἰρηκότες, ἑξῆς καὶ τὰ μέτρα ὑπογράψομεν.

Nachdem wir nun über die Hauptsachen beim Bau und Gebrauche der Geschütze hinlänglich gesprochen haben, wollen wir ferner noch die Maße angeben.

31 Εἰδέναι δὲ δεῖ, ὅτι ἡ τῶν μέτρων ἀναγραφὴ ἐξ αὐτῆς τῆς 10 πείρας ἐλήφθη. οἱ γὰρ παλαιότεροι, μόνον τὸ σχῆμα καὶ τὴν διάθεσιν ἐπινοήσαντες, οὐ πάνυ τι ηὐδοκίμουν εἰς τὴν ἐξαποστολὴν τοῦ βέλους, διὰ τὸ ἁρμοστοῖς συμ- p. 113 μετρίαις μὴ χρῆσθαι. οἱ δὲ μετὰ 15 ταῦτα, ἀφ' ὧν μὲν ἀφαιροῦντες, οἷς δὲ προστιθέντες σύμφωνα κατέστησαν καὶ ἐνεργὰ τὰ εἰρημένα ὄργανα. συνίσταται δὲ τὰ 20 προειρημένα ὄργανα, οἷον τὰ κατὰ μέρος ἐν αὐτοῖς πάντα, ἀπὸ τῆς τοῦ τρήματος διαμέτρου τοῦ τὸν τόνον δεχομένου. ἀρχὴ γὰρ καὶ ἡγούμενον ὁ τόνος.

Man muß wissen, daß die Bestimmung der Maße aus der Erfahrung selbst genommen ist. Da nämlich die Älteren nur auf die Form und Zusammensetzung ihr Augenmerk richteten, erreichten sie keine große Tragweite des Geschosses, da sie keine harmonischen Verhältnisse nahmen. Die Späteren aber, als sie einige Teile verkleinerten, andere vergrößerten, machten dadurch die genannten Geschütze übereinstimmend und wirksam. Die genannten Geschütze, d. h. alle einzelnen Teile, werden nach dem Durchmesser des Loches für die Spannsehnen bestimmt. Die Spannsehne ist also das leitende Prinzip für das Maß.

32 25 Δεῖ οὖν τὸ τοῦ λιθοβόλου ὀργάνου τρῆμα συνίστασθαι οὕτω. ὅσων ἐὰν ᾖ μνῶν ὁ μέλλων ἐξα-

Das Kaliber der Steinwerfer muß folgendermaßen bestimmt werden: 'Gewicht in Minen des zu verschie-

1 λαμβάνουσιν Jüng. Hss: λαμβάνωσιν MPV 6 εὑρηκότες P^aV καὶ fehlt PV 6. 7 ὑπογράψωμεν M 8 δὲ M: fehlt PV 14 ἁρμοστοῖς M: ἁρμοσταῖς PV: vgl. Plato Tim. 37d κινητὸν: Meno 76d αἰσθητός: Arist. Metaph. Δ 6. 1016^b 30 θετὸς στιγμή: doch ist vielleicht ἀναρμόστοις (ohne μὴ Z. 15) richtig D συμμετρίαις PV: ἀμμετρίαις M μὴ P^b: fehlt MP^aV 16 ἀφαιροῦντες PV: ἀφοροῦντες M 19 συνίσταται — ὄργανα PV: fehlt M 24 ἡγούμενον P^b (vgl. Philo IV p. 63. 14 ἀρχὴ γὰρ καὶ ἡγούμενον ὁ τόνος): ἠρυμένον PV: εἰρημένον M 27 ἐὰν MPV (vgl. Heron ed. Schmidt I Suppl. S. 153): ἂν Wescher wie S. 51. 4. 19.

ΠΟCΙÉΛΛΕCΘΑΙ ΛÍΘΟC, ΤΑΫ́ΤΑ ἙΚΑ-
ΤΟΝΤÁΚΙC ΠΟΙΉCΑC, ΛÁΒΕ ΤΩ͂Ν ΓΕ-
ΝΟΜÉΝΩΝ ΚΥΒΙΚῊΝ ΠΛΕΥΡÁΝ, ΚΑῚ
ὍCΩΝ ἘÀΝ ΕΥΡῌC ΜΟΝÁΔΩΝ ΤῊΝ ΠΛΕΥ-
5 ΡÀΝ ΠΡΟCΘΕῚC ΤΑΪ́C ΕΫ́ΡΕΘΕÍCΑΙC ΤÒ
ΔÉΚΑΤΟΝ ΜÉΡΟC, [ΚΑῚ] ΤΟCΟΫ́ΤΩΝ ΔΑ-
ΚΤΎΛΩΝ ΠΟÍΕΙ ΤῊΝ ΤΟΫ͂ ΤΡΉΜΑΤΟC
ΔΙÁΜΕΤΡΟΝ. ΟἿΟΝ ἜCΤΩ Ὁ ΛÍΘΟC
ΜΝΩ͂Ν ὈΓΔΟΉΚΟΝΤΑ'. ἙΚΑΤΟΝΤÁΚΙC
10 ΤΑΫ͂ΤΑ ΓÍΝΕΤΑΙ ⟨͵Η· Ἡ ΔÈ ΚΥΒΙΚῊ
ΠΛΕΥΡÀ⟩ Κ ΚΑῚ ΤÒ ΔÉΚΑΤΟΝ ΑΫ́ΤΩ͂Ν
p. 114 ΔΎΟ· ΓÍΝΕΤΑΙ ΚΒ· ΤΟCΟΫ́ΤΩΝ ἜCΤΑΙ
Ἡ ΤΟΫ͂ ΤΡΉΜΑΤΟC ΔΙÁΜΕΤΡΟC. ἘÀΝ
ΔÈ ΜῊ ἜΧῌ Ὁ ΓΕΝÓΜΕΝΟC ΚΥΒΙΚῊΝ
15 ΠΛΕΥΡÁΝ, ὩC ἜΓΓΙCΤΑ ΔΕΪ͂ ΛΑΜΒÁ-
ΝΟΝΤΑ ΤÒ ΔÉΚΑΤΟΝ ΜÉΡΟC ΠΡΟCΤΙ-
ΘÉΝΑΙ.

ΤÒ ΔÈ ΤΟΫ͂ ΕΫ́ΘΥΤÓΝΟΥ ΤΡΗΜΑ
CΥΝÍCΤΑΤΑΙ ⟨ΟΫ́ΤΩC⟩· ὍCΟΝ ἘÀΝ ἜΧῌ
20 ΜΗ͂ΚΟC Ὁ ΜÉΛΛΩΝ ἘΞΑΠΟCΤÉΛΛΕCΘΑΙ
ΟΪ́CΤÓC, ΤΟΎΤΟΥ ΤÒ ἜΝΑΤΟΝ ἘCΤΑΙ
Ἡ ΤΟΫ͂ ΤΡΉΜΑΤΟC ΔΙÁΜΕΤΡΟC. ΟἿΟΝ
ἜCΤΩ ΤΡÍΠΗΧΥ ΤÒ ΒÉΛΟC, ὯΝ ἘΝΑΤΟΝ
ΓÍΝΕΤΑΙ ΔÁΚΤΥΛΟΙ ὈΚΤΏ· ΤΟCΟΫ́ΤΩΝ
25 ἜCΤΑΙ Ἡ ΔΙÁΜΕΤΡΟC ΤΟΫ͂ ΤΡΉΜΑΤΟC.

33 Ἔ CΤΙ ΔÈ ΚΑῚ ἈΠÒ ΜΙΑ͂C ΔΙΑΜÉΤΡΟΥ
ΔΟΘΕÍCΗC ΤÀC ΛΟΙΠÀC CΥΝÍCΤΑCΘΑΙ
ΤΩ͂Ν ΛΙΘΟΒÓΛΩΝ ὈΡΓÁΝΩΝ ΚΑΤÀ ΤÒΝ
ΤΟΫ͂ ΚΥΒΟΥ ΔΙΠΛΑCΙΑCΜÓΝ. ἘCΤΙ Δ'

ßenden Steines $\times 100$, $\sqrt[3]{\ }$ aus dem Produkt, dazu $^1/_{10}$ des Resultats. Das ist das Kaliber in Daktylen.

$$\delta = 1{,}1 \sqrt[3]{100\,\mu},$$

z. B. Steingewicht = 80 ΜΝΑΪ͂,

$$100 \times = 8000,$$

$$\sqrt[3]{8000} = 20 \qquad {}^{20}/_{10} = 2;$$

$$2 + 20 = 22.$$

Kalibermaß = 22 ΔÁΚΤΥΛΟΙ.

Gibt die $\sqrt[3]{\ }$ keine ganze Zahl, so rundet man unter Hinzufügung von $^1/_{10}$ ab.

Das Kaliber des Euthytonon wird nach der Länge des zu entsendenden Geschosses bestimmt, deren 9. Teil ist das Kaliber, z. B. Geschoßlänge = 3 Ellen (72"), $^1/_9$ = 8"; so sei das Kaliber des Loches.

Aus einem gegebenen Durchmesser kann man aber auch den der übrigen Steinwerfer durch Verdoppelung[1] des Kubus finden; man

1 ΤΑΎΤΑC Köchly ἙΚΑΤΟΝΤÁΚΙC PV: ἙΚΑΤΟΝΤÁΚΙ M 3. 4 ΚΑῚ ὍCΩΝ ἘÁΝ ΕΥΡΗC Ā ΤῊΝ ΠΛΕΥΡÀΝ so M: fehlt PV 4 ΜΟΝÁΔΩΝ M (vgl. Philo IV p. 51, 26 mit R. Schönes Anm.): ΜΝΩ͂Ν las falsch Wescher: vielleicht ist schon S. 50, 27 ΜΝΩ͂Ν in ΜΟΝÁΔΩΝ zu bessern; denn das konkrete Gewicht wird erst Z. 9 ff. eingeführt. D am Rand von M steht ein Scholion: ΤῊΝ ΚΥΒΙΚῊΝ ΠΛΕΥΡÀΝ ΛÉΓΕΙ ΤῊΝ ͵Η ΤΑ Κ ΕΠΙ ΤΑ Κ̄ ΓÍΝΕΤΑΙ Ϋ· ΤΑ Κ̄ ΕΠΙ ΤΑ Ϋ ΓÍΝΕΤΑΙ ͵Η ΚΑῚ ΑΫ (ΑΫ́ΤΩ͂Ν?) Ἡ Κ̈ ΚΥΒΙΚΗ ΠΛΕΥΡΑ 5 ΠΡÓCΘΑΙC PV (d. i. ΠΡÓCΘΕC P[b]) ΔÉΚΑΤΟΝ PV: ΔÈ ΚÁΤΩ M [ΚΑΊ] Wescher 9 ἙΚΑΤΟΝ-ΤÁΚΙC D: ἙΚΑΤΟΝΤÁΚΙ MPV 10. 11 ͵Η — ΠΛΕΥΡÀ erg. Wescher aus dem Schol.: fehlt MPV 12 ΤΟCΟΫ́ΤΩΝ H. Schöne (vgl. Index Hero III 362): ΤΟCΟΫ͂ΤΟΝ MPV 14 ΓΕΝÓΜΕΝΟC] sc. ἈΡΙΘΜÓC 19 ⟨ΟΫ́ΤΩC⟩ Wescher 23 ἜCΤΩ D: Ᾱ M: ΕἸ PV: über das Compendium vgl. Hultsch Pappus III 1 S. 1168, 12 und III 2 S. 126 unten: ἜCΤΑΙ statt Ᾱ c. 13 (S. 25, 16) 24 ΤΟCΟΫ́ΤΩΝ H. Schöne: ΤΟΎΤΩΝ MPV 27 CΥΝÉCΤΑCΘΑΙ PV 29 ΤΟΫ͂ fehlt PV ἘCΤΙ Δ' [oder ἜCΤΑΙ Δ'] D: ἜCΤΙΝ MPF

[1] Vervielfältigung.

ἐπιτυχόντος κατασκευῆς ὀργάνου
[εὐδοκιμήσαντος] τὰ ἄλλα συνί-
στασθαι ἀπὸ τούτου οὕτως. ἔστω
γὰρ ἡ τοῦ ὀργάνου διάμετρος ἡ
5 ΑΒ, καὶ δέον ἔστω ἀπὸ τούτου
ἕτερον ὄργανον κατασκευάσαι βάλ-
λον, εἰ τύχοι, τριπλάσιον βέλος
p. 115 τοῦ προειρημένου. ἐπεὶ οὖν αἴτιός
ἐστιν ὁ τόνος τῆς τοῦ λίθου ἐξα-
10 ποστολῆς, δεήσει ἄρα τὸ μέλλον
συνίστασθαι ὄργανον τριπλασίονα
τόνον ἔχειν, οὗ ἡ διάμετρός ἐστιν
ἡ ΑΒ, οὐκ ἐν τυχόντι δὲ τρήματι,
ἀλλ' ἀνὰ λόγον ἔχοντος τοῦ ὕψους
15 τοῦ τόνου τῷ τρήματι, ὥστε γι-
νεσθαι τοὺς κυλίνδρους ⟨ὁμοίους⟩
τοὺς ἐκ τῶν τόνων γινομένους.
ἐπεὶ οὖν ὅμοιοι κύλινδροι πρὸς
ἀλλήλους ἐν τριπλασίονι λόγῳ εἰσὶν
20 τῶν ἐν ταῖς βάσεσι διαμέτρων,
νενοήσθω ηὑρημένη ἡ τοῦ τρή-
ματος διάμετρος ἡ ΓΔ. ὁ ἄρα
ἀπὸ τῆς ΑΒ κύλινδρος πρὸς τὸν
ἀπὸ τῆς ΓΔ κύλινδρον τριπλασίονα
25 λόγον ἔχει ἥπερ ἡ ΑΒ πρὸς ΓΔ.
πεποιήσθω δή, ὡς ἡ ΑΒ πρὸς
τὴν ΓΔ, οὕτως ἥ τε ΓΔ πρὸς
τὴν ΕΖ καὶ ἡ ΕΖ πρὸς ΗΘ.
ἕξει ἄρα καὶ ἡ ΑΒ πρὸς ΗΘ

kann aber nach der gelungenen Konstruktion eines Geschützes die übrigen folgendermaßen zusammenstellen: Das Kaliber des (gegebenen) Geschützes sei AB, die Aufgabe sei, danach ein zweites Geschütz zu konstruieren, das z. B. ein 3mal so schweres Geschoß wirft als das erstere. Da von den Spannsehnen der Wurf des Steines abhängt, muß das zu bauende Geschütz einen 3mal so großen Tonos haben als das mit Kaliber AB, aber nicht bei willkürlichem Kaliber, sondern so, daß die Höhe (Länge) des Tonos im richtigen Verhältnis zu seinem Durchmesser steht, und daß die Zylinder beider Sehnenbündel ähnlich werden. Da der Kubikinhalt ähnlicher Zylinder sich verhält wie der Kubus des Durchmessers ihrer Grundflächen, so ist, bei richtig gefundenem Kaliber $\Gamma\Delta$,

$$\text{Zylinder von } \Gamma\Delta : \text{Zylinder von } AB = \Gamma\Delta^3 : AB^3.$$

Ist nun:

$$AB : \Gamma\Delta = \Gamma\Delta : EZ = EZ : H\Theta$$

so ist $AB : H\Theta = AB^3 : \Gamma\Delta^3$.

2 εὐδοκιμήσαντος tilgte als Erklärung zu ἐπιτυχόντος D 6 βάλλον PV: μᾶλλον M 8 οὖν fehlt nicht in V Vgl. Philo IV p. 68, 1 ἐπεὶ αἴτιός ἐστιν ὁ τόνος τῆς τοῦ ἀγκῶνος βίας, ἡ δὲ τοῦ ἀγκῶνος βία τῆς τοῦ βέλους ἀποστολῆς: danach ist nach τῆς (Z. 9) vermutlich τοῦ ἀγκῶνος βίας· ἡ δὲ τοῦ ἀγκῶνος βία τῆς durch Homoeoteleuton ausgefallen D 12 τόνον M: λόγον PV 13 ἡ fehlt V ἐν τυχόντι Thèvenot: ἐντυχόντι MPV 14 τοῦ ὕψους τοῦ PV: τοῦ ὑψίστου M: τὸ ὕψος τοῦ verm. R. Schöne 16 ⟨ὁμοίους⟩ Thèvenot 19 εἰσὶ Pb: ἡ ἐστιν M: ἔτι PV: das ἡ in M gehört als Korrektur zu ὑρημενῆς (Z. 21) 21 ηὑρημένη PV: ὑρημενῆς M 22 ὁ fehlt PV 26 δή PV: δεῖ M ὡς fehlt V 28 πρὸς τὴν ΗΘ F

τριπλασίονα λόγον ἤπερ ἡ AB πρὸς ΓΔ. ἔστιν ἄρα, ὡς ὁ ἀπὸ τῆς AB κύλινδρος πρὸς τὸν ἀπὸ τῆς ΓΔ κύλινδρον, οὕτως ἡ AB πρὸς ΗΘ. τρίτον δὲ μέρος ἐστὶν ὁ ἀπὸ τῆς AB κύλινδρος τοῦ ἀπὸ τῆς ΓΔ κυλίνδρου· καὶ ἡ AB p. 116 ἄρα τρίτον μέρος ἐστὶν τῆς | ΗΘ.

Also Zylinder von AB : Zylinder von ΓΔ = AB : HΘ da Zylinder AB = $^1/_3$ Zylinder ΓΔ und AB = $^1/_3$ HΘ. Da AB und somit auch HΘ gegeben ist, so sind ΓΔ, EZ die beiden mittleren Proportionalen zwischen

Bild 22.

καὶ ἔστι δοθεῖσα ἡ AB, δοθεῖσα ἄρα καὶ ἡ ΗΘ· καὶ εἰσὶν τῶν ABΗΘ δύο μέσαι ἀνὰ λόγον αἱ ΓΔΕΖ· δοθεῖσα ἄρα ἐστὶν ἡ ΓΔ· δεήσει ἄρα εἰς τὴν ὀργανικὴν κατασκευὴν λαβεῖν τῆς AB τριπλασίαν τὴν ΗΘ, ἐπειδήπερ τὸ βέλος τοῦ βέλους ἐστὶν τριπλάσιον, καὶ τῶν ABΗΘ δύο μέσας ἀνὰ λόγον λαβεῖν τὰς ΓΔΕΖ, καὶ ἔσται ἡ τοῦ ζητουμένου τρήματος διάμετρος ἡ ΓΔ.

Ὡς δὲ δεῖ, δύο δοθεισῶν εὐθειῶν, δύο μέσας ἀνὰ λόγον p. 117 λαβεῖν, ἑξῆς ἐροῦμεν. |

AB und HΘ. Ferner sei gegeben ΓΔ, also wird man, um das Geschütz zu konstruieren, HΘ 3mal so groß als AB machen müssen. Da das Geschoß 3mal so groß sein soll als das der gegebenen, und dann die beiden mittleren Proportionalen ΓΔ, EZ zwischen AB, HΘ nehmen, dann wird ΓΔ das gesuchte Kaliber sein.

Wie man zu den beiden gegebenen Geraden die mittleren Proportionalen findet, werde ich sogleich sagen.

2 ὁ fehlt P 3 τὸν M: fehlt PV 8 ΗΘ MV: ΝΘ P 11 ἀνάλογοι P[b] 13 εἰς τὴν PV: ἐστιν M 15 τὴν ΗΘΕ M ἐπειδήπερ M: ἐπειδὴ περὶ PV 16 τριπλάσιος PV

Bild 23.

34 Ἔϲτωϲαν αἱ δύο δοθεῖϲαι εὐθεῖαι αἱ ΑΒ, ΒΓ πρὸϲ ὀρθὰϲ ⟨ἀλλήλοιϲ⟩ κεῖϲθαι. ὧν δεῖ δύο μέϲαϲ ἀνὰ λόγον εὑρεῖν καὶ ϲυμπεπληρώϲθω
5 τὸ ΑΒΓΔ παραλληλόγραμμον. καὶ ἐπεζεύχθωϲαν αἱ ΑΓ, ΒΔ. καὶ ἐκβεβλήϲθωϲαν αἱ ΔΓ, ΔΑ· καὶ παρακείϲθω παρὰ τὸ Β ϲημεῖον κανὼν τέμνων τὰϲ ἐκβαλλομέναϲ
10 εὐθείαϲ, καὶ κινείϲθω ὁ εἰρημένοϲ κανὼν περὶ τὸ Β ϲημεῖον, ἄχριϲ ἂν αἱ ἀπὸ τοῦ Ε ἐπὶ τὰϲ τομὰϲ ἐπιζευγνύμεναι ἴϲαι ἀλλήλαιϲ ὦϲι· καὶ ἔϲτω ὁ μὲν κανὼν θέϲιν
15 εἰληφὼϲ οἵαν ἔχει ἡ ΖΒΗ εὐθεῖα· αἱ δὲ ἄλλαι δύο εὐθεῖαι αἱ ΕΖ, ΕΗ. λέγω ὅτι τῶν ΑΒ, ΒΓ εὐθειῶν

Es seien die beiden Geraden ΑΒ, ΒΓ, zu denen man die mittleren Proportionalen finden soll, rechtwinklig zueinander. Man ergänzt das Rechteck ΑΒΓΔ, zieht ΑΓ und ΒΔ (Diagonale durch Ε), verlängert ΔΓ und ΔΑ, legt an Β ein Lineal, das diese 2 Verlängerungen schneidet und dreht es um Β, bis die beiden Linien von Ε nach den Schnittpunkten gleich sind. Es hat dann das Lineal die Lage der Geraden ΖΒΗ, die beiden anderen Geraden seien ΕΖ, ΕΗ, so müssen ΑΖ, ΗΓ die mittleren Proportionalen der

34, 3 ff. frei excerpiert von Eutocius comm. in Archim. de sphaera et cyl. III[2] 58 Heiberg aus den Belopoiika und Pappus coll. III 25. 26 (I p. 62 f. Hultsch) aus Herons Mechanika 1 δοθεῖϲαι δύο Eutoc.: δύο fehlt Papp. πρὸϲ ὀρθὰϲ ἀλλήλαιϲ κεῖμεναι Papp.: ἀλλήλαιϲ fehlt MPV: κείϲθωϲαν ὥϲτε ὀρθὴν γωνίαν περιέχειν τὴν πρὸϲ τῷ Β hinter ἀνὰ λόγον εὑρεῖν gestellt Eutoc. 4 εὑρεῖν Papp., Eutoc.: λαβεῖν MPV 5 ΑΒΓΔ] ΒΔ Eutoc. παραλληλόγραμμον Papp., Eutoc.: παραλληλόγραμμοϲ M παρ. — ΑΓ ΒΔ (6) fehlt PV 6 ΑΓ ΒΔ Eutoc.: ΑΒΓΔ M: ΑΒΓΑ Papp., der καὶ ἐπεζ. αἱ ΑΒΓΑ hinter ΔΓΔΑ (7) stellt 9 ff. frei bei Papp. und Eutoc. bearbeitet κανὼν M: κανόνιον Papp., Eutoc. Hier hört P auf 11 ἄχριϲ ἂν F: ἄχριϲ οὗ Papp.: ἄχρι V: fehlt M αἱ ἀπὸ τοῦ Ε Wescher: αἱ ἀπὸ τὸ Ε MF: αἱ ἀπὸ τὸ Β V 14 ἔϲτω MF: ἔϲται V 15 ἡ ΖΒ ἡ εὐθεῖα F: ἡ ΖΒ εὐθεῖα MV 16 αἱ δέ — ΕΗ MFV: ἴϲαι δὲ αἱ ΕΗ ΗΖ Papp., was Hultsch tilgen wollte: ἴϲων, ὡϲ εἴρηται, γινομένων τῶν ΕΗ ΕΖ Eutoc. δύο nach Thévenot Wescher: Γ MFV 17 λέγω οὖν Papp.

p. 118 αἱ μέσαι ἀνὰ λόγον εἰσὶν αἱ ΑΖ, ΓΗ· καὶ πρώτης οὔσης τῆς ΑΒ, δευτέρα μὲν ἔσται ἡ ΑΖ, τρίτη δὲ ἡ ΓΗ, τετάρτη δὲ ἡ ΒΓ. ⟨ἐπεὶ (5) γὰρ διαγώνιόν ἐστιν τὸ ΑΒΓΔ παραλληλόγραμμον, αἱ τέσσαρες εὐθεῖαι αἱ ΔΕ, ΕΑ, ΕΒ, ΕΓ ἴσαι ἀλλήλαις εἰσίν⟩· ἐπεὶ γὰρ ἴση ἐστὶν ἡ ΑΕ τῇ ΕΔ καὶ διῆκται ἡ (10) ΕΖ, τὸ ἄρα ὑπὸ ΔΖΑ μετὰ τοῦ ⟨ἀπὸ⟩ ΑΕ ἴσον ἐστὶν τῷ ἀπὸ τοῦ ΕΖ. διὰ τὰ αὐτὰ δὴ καὶ τὸ ὑπὸ ΔΗΓ μετὰ τοῦ ἀπὸ ΓΕ ἴσον ἐστὶν τῷ ἀπὸ ΕΗ· καὶ ἐστιν ἴση (15) ἡ μὲν ΑΕ τῇ ΕΓ, ἡ δὲ ΕΖ τῇ ΕΗ. ἔσται ἄρα καὶ τὸ ὑπὸ ΔΖΑ ἴσον τῷ ὑπὸ ΔΗΓ. ὡς ἄρα ἡ ΗΔ πρὸς ΔΖ, οὕτως ἐστιν ἡ ΑΖ πρὸς ΓΗ. ἀλλ' ὡς ἡ ΗΔ (20) πρὸς ΔΖ, ἥτε ΑΒ πρὸς ΑΖ, καὶ ἡ ΖΑ πρὸς ΓΗ, καὶ ἡ ΗΓ πρὸς p. 119 ΓΒ· ἔσται ἄρα καὶ ὡς ἡ ΒΑ πρὸς ΑΖ, οὕτως καὶ ἡ ΗΓ πρὸς ΓΒ· τῶν ἄρα ΑΒ, ΒΓ δύο μέσαι (25) ἀνὰ λόγον εἰσὶν αἱ ΑΖ, ΓΗ.

Geraden ΑΒ, ΒΓ ergeben, u. z. wenn ΑΒ die erste Linie, so ist ΑΖ die zweite, ΓΗ die dritte, ΒΓ die vierte. Da aber zu dem Parallelogramm ΑΒΓΔ die Linien ΔΕ, ΕΑ, ΕΒ, ΕΓ diagonal sind, so sind sie einander gleich.

Es ist aber $ΑΕ = ΕΔ$, zieht man ΕΖ, so ist $(ΔΖ \cdot ΖΑ) + ΑΕ^2 = ΕΖ^2$ und aus dem gleichen Grunde $(ΔΗ \cdot ΗΓ) + ΓΕ^2 = ΕΗ^2$, und es ist $ΑΕ = ΕΓ$ und $ΕΖ = ΕΗ$, also auch $ΔΖ \cdot ΖΑ = ΔΗ \cdot ΗΓ$, also auch $ΗΓ : ΔΖ = ΑΖ : ΗΔ$ und $ΗΔ : ΔΖ = ΑΒ : ΑΖ$ und daher $ΑΒ : ΑΖ = ΑΖ : ΗΓ$. Ferner ist $ΑΒ : ΑΖ = ΗΓ : ΓΒ$: also sind ΑΖ und ΓΗ die beiden mittleren Proportionalen zwischen ΑΒ und ΒΓ.

ΗΡΩΝΟΣ ΚΤΗΣΙΒΙΟΥ ΒΕΛΟΠΟΙΙΚΑ.

1 αἱ μέσαι Jüng. Hss.: ἡ μέσα M: μέσαι (so) VF 3 ΑΖ Wescher: ΑΒΖ MVF τρίτη δὲ ἔσται V 4 ⟨ἐπεὶ — εἰσιν⟩ Pappus: in MVF wegen Homoeoteleuton ausgefallen 5 διαγώνιον Schramm: ὀρθογώνιον Papp. 9 ΕΔ FV: ΕΑ M 8 μετὰ τοῦ ΑΕ FV und so auch M 9. 11 ⟨ἀπὸ⟩ aus Eutoc. und Pappus τῷ FV: τὸ M 15 ἡ ΑΕ μὲν FV 16 καὶ τὸ F: καὶ τῷ M: καὶ τῆς V nach ΔΖΑ fügt Papp. zu: μετὰ τοῦ ἀπὸ ΑΗ (d. i. nach seiner Figur = Heron ΑΕ) 17 nach ΔΗΓ (= Papp. ΔΕΓ) fügt Papp. zu μετὰ τοῦ ἀπὸ ΓΗ (= Heron ΓΕ) τῆς ἀπὸ ΔΝΓ V Nach ΔΗΓ fügt Papp. zu: ὧν τὸ ἀπὸ ΓΗ (= Her. ΓΕ) ἴσον ἐστὶν τῷ ἀπὸ ΗΑ· λοιπὸν ἄρα τὸ ὑπὸ ΔΕΓ ἴσον ἐστὶν τῷ ἀπὸ ΗΑ· λοιπὸν ἄρα τὸ ὑπὸ ΔΕΣ ἴσον ἐστὶν τῷ ὑπὸ ΔΖΑ 17. 18 ἡ ΗΔ πρὸς ΔΖ Wescher (nach Eutoc., der aber umstellt): ἡ ΗΓ πρὸς ΔΖ MF: η ΝΓ πρὸς Δ V . 19 πρὸς ΓΗ M: πρὸς ΓΝ V ΗΔ M: ΝΔ V . 20. 21 καὶ ἡ ΖΑ πρὸς ΓΗ aus Pappus Wescher: fehlt MV καὶ ἡ ΗΓ πρὸς ΓΒ M: καὶ ἡ ΛΙΓ πρὸς ΓΗ V 22. 23 ἔσται ἄρα — πρὸς ΑΖ V: fehlt M 23 Nach ΑΖ fügt Papp. zu: ἥ τε ΖΑ πρὸς ΓΕ (= Her. ΓΗ) οὕτως — ΓΒ V: fehlt M δύο fehlt Papp. Eutoc.

Berichtigungen

zu E. Schramms Vitruvübersetzung (X 10—12)
in den Sitzungsberichten der Kgl. Pr. Ak. d. W. 1917 LI. 13. Dezember.

S. 718 Z. 12 lies den statt »dem«
S. 719 Anm. 1 lies S. 127. 8 statt »S. 11, 8.? v. u.«
S. 723 Z. 13 lies $^3/_4$ statt »34«
S. 725 Z. 4 v. u. lies 1,1 statt »1.1«
S. 727 Z. 23 lies $6^1/_4''$ und $7^1/_4''$ statt »$6^1/_2$« und »$7^1/_2$«
S. 727 Z. 24 lies $8^1/_4''$ statt »$8^1/_2$«
Z. 29 lies $1'\ 12^1/_4''$ statt »$1'\ 12^1/_2''$«
S. 732 Z. 13 lies crassitudo S statt »crassitudos«
S. 733 Zeichnung ist durch die neue zu ersetzen.

20 udige ballista 1:40.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 3

ZWEI ÄGYPTISCHE EHEVERTRÄGE AUS VORSAÏTISCHER ZEIT

VON

Prof. Dr. GEORG MÖLLER

MIT 3 TAFELN

BERLIN 1918
VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Erman in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 21. Februar 1918.
Zum Druck eingereicht am 28. Februar, ausgegeben am 1. Juni 1918.

Der hieratische Papyrus 3048 der Ägyptischen Abteilung der Königlichen Museen zu Berlin gehört zu den alten Beständen der Sammlung: er wurde im Jahre 1845 durch Lepsius in Theben erworben, zusammen mit anderen Handschriften — P. 3053+3014 und 3055 (Rituale für den Kult des Amon und der Mut) P. 3049. 3050. 3056 (Hymnen). Gewiß entstammen die zweifellos einander gleichaltrigen und zum Teil von demselben Schreiber angefertigten Papyrus demselben Funde. Proben aus den Hymnentexten hat Lepsius in seinen Denkmälern (Abt. VI 115—121) gegeben, später wurden alle sechs Handschriften in den beiden ersten Bänden der »Hieratischen Papyrus aus den Königlichen Museen« (herausgegeben von der Generalverwaltung, Leipzig 1901 u. 1905) veröffentlicht.

Die Ritualtexte der Papyrus 3053+3014 und 3055 bedecken beide Seiten der Rollen, während bei den Hymnenhandschriften wie üblich nur die eine Seite beschriftet war. Nachdem diese Papyrus als Makulatur aus der Tempelbibliothek ausgeschieden waren, hat man die Rückseiten für allerhand Rechnungen, Notizen und Entwürfe von Urkunden verwendet. Diese geschäftlichen Texte sind, von einer kleinen Schriftprobe auf Tafel 1 des dritten Bandes meiner Hieratischen Paläographie abgesehen, unveröffentlicht: der schlechte Erhaltungszustand und besonders der sehr kursive Schriftcharakter dieser Texte bot einstweilen der Entzifferung noch unüberwindliche Schwierigkeiten. Nur einzelne Gruppen, meist häufig wiederkehrende Eigennamen und Titel, konnten mit Sicherheit gedeutet werden; was hieraus zu gewinnen war für die Charakterisierung der Kursivschrift der 22. Dynastie, der der Handschriftenfund angehört, hat Hr. Erman in seiner Ausgabe der »Märchen des Papyrus Westcar« (Berlin 1890) auf Seite 48 des zweiten Bandes zusammengestellt.

Der Text, den die Lichtdrucktafeln I und II wiedergeben, steht auf der Rückseite von Seite 1 und 2 des Papyrus 3048, dessen Vorderseite zwei Hymnen an den Gott Ptah enthält. Die hieroglyphische Umschrift lautet folgendermaßen:

3

6

9

12 sic

15 k l m

18

a Die Schreibung statt ist in einer hierat. Hs. ungewöhnlich. *b* = . als kommaähnlicher krummer Strich auch — in Angleichung an das darüberstehende Zeichen — in der Gruppe Z. 12. *c* — so auch Z. 19 — steht sonst in der spät-hieratischen Kursive für , vgl. Griffith, PSBA. XXXI S. 213 Anm. 8. *d* Zu der seltsamen Form des Determinativs vgl. Z. 19 (und 18), wo der das Haar wiedergebende Punkt des hieratischen Zeichens zu einem langen schrägen Strich geworden ist. *e* Das ist wiederum — in Angleichung an das folgende (zu einem Häkchen geworden. *f* Der Name ist ebenso wie die Namen der Vorfahren, die in der nächsten Zeile standen, ausgelöscht. Die geringen Schriftspuren hinter passen besser zu als zu . Wahrscheinlich handelt es sich um den älteren der beiden bei Weil, Die Veziere des Pharaonenreichs (Straßburg 1908) S. 141, belegten Veziere *Ḥrj*. Die beiden Harsiēsis (ebenda Nr. 2 und 4) kommen schwerlich in Betracht, da sie erst etwa unter den Äthiopenkönigen gelebt haben werden. *g* Wohl Kurzform des gegen Ende des NR. mehrfach belegten Namens *Pꜣ-ꜥ-n-bik* (z. B. Pap. Abbott 1. 11[b], Pap. Reinhardt — 21. Dynastie, unveröffentlicht — passim), griech. ΠΑΜΒΗΧΙΣ (P. Oxyr. 125. 4. 24 usw.). *h* Hier Reste einer weggewaschenen früheren Beschriftung, man erkennt noch (rechtwinklig zur Schriftrichtung unseres Textes). *i* in verbessert. *k* (absichtlich?) ausgelöscht. *l* eine ligaturenfreie Schreibung in einem andern Text derselben Hs. (E 2) lehrt, daß der Titel so zu umschreiben ist. *m* Vgl. Lieblein, Namenwörterbuch 2544 (S. 994).

Auf den ersten Blick erkennt man, daß wir keinen zusammenhängenden Text, sondern ein buntes Durcheinander von Daten, Namen und abgerissenen Sätzen vor uns haben. Den Schlüssel zum Verständnis liefern Sätze wie Z. 4/5 verbunden mit Z. 11/12: »*Jahr 11, sechster Hathyr des Pharaos Take-*

lothis[1], *des Sohnes der Isis*[2], *geliebt von Amon. An diesem Tage trat in das Haus des Propheten des Amonrasonther, Stadtvorstehers und Veziers Ḥrj* (Z. 12) *der Prophet des Amon, Schatzhausvorsteher des Pharao Bk-n-ʾImn,* dann weiter Z. 13: . . . . . *Frau. Der Wert der Sachen, von denen er sagt: »ich werde sie geben . . . .«* [*beträgt*] *10 Deben Silber, 1000 Maß Korn. Er sagt: »Bei Amon, beim Pharao, beim ersten Propheten des Amon — möge ihm Amon den Sieg geben«* . . . . endlich Z. 18 *»wenn ich sie zu entlassen wünsche und ein anderes Weib liebe außer* (*wegen*) *der großen Sünde, die beim Weib gefunden wird, so gebe ich ihr die oben verzeichneten Sachen.«*

Nach diesen Proben kann kein Zweifel bestehen, daß wir es mit Auszügen aus Heiratsverträgen zu tun haben. Um Ordnung in diese abgerissenen Sätze zu bringen, wird es sich empfehlen, die beiden Eheverträge zu vergleichen, die bisher für die ältesten aus Ägypten galten: Revillout, Corpus papyrorum Ægypti Nr. 18 aus dem 5. Jahre König Psammetichs II. und Nr. 19 aus dem 22. Jahre des Amasis. Diese Texte sind vor etwa einem Jahrzehnt durch Griffith (PSBA. Bd. 31, S. 212 ff.) einer Bearbeitung unterzogen worden; die im folgenden gegebene Umschrift weicht, abgesehen von paläographischen Einzelheiten und Nebensächlichkeiten, nur an einer Stelle erheblich von derjenigen Griffiths ab. Als willkommene Ergänzung tritt ein Ehevertrag aus dem Jahre 13 (oder 14) des Taharka hinzu, den ich durch Zusammenfügung der Fragmente Pap. 30907+30909 des Museums in Kairo (veröffentlicht bei Spiegelberg, Catalogue général des Antiquités égyptiennes: Die demotischen Papyrus, Tafel 69) gewonnen habe (Tafel III).

a Pap. 3048

b Kairo 30907 und 30909

[1] Welcher der beiden Könige dieses Namens in Frage kommt, ist nicht zu entscheiden, da beide länger als 14 Jahre regiert haben.

[2] Vgl. zu dieser Bezeichnung des Königs (als Inkarnation des Horus) in den Urkunden der 22.—25. Dynastie Demot. Pap. Kairo (ed. Spiegelberg) 30852 (Tafel 65 der Publikation) sowie Griffith, Rylandspap. S. 33 Anm. 1.

c Corp. 18

d Corp. 19

a (2)

b (2)

c (2)

d (1)

a (12/13) ... (13)

b (2/3) ... (3)

c (2/3) ... (3)

d (2)

a **fehlt**

b (3)

c (3)

d (2)

a (13/14) (14)

b (4)

c (3/4) (4)

d (3)

a (14)

b (5)

c (4/5) sic (5)

d (3/4) (4)

a fehlt

b (5/6) (6)

c (5)

d (4)

a (17/18) (18)

b fehlt

c (6)

d (4/5) (5)

a (18)
b (6/7) ... (7) ...
c (6)
d (5)

a (18/19) ... (19) ...
b (7/8) ... (8) ...
c (6/7) ... (7) ...
d (5/6) ... (6) ...

a (19)
b (8)
c (7)

d (6) ...

a (19/20) (20) .... hiermit bricht der Text ab

b (8/9) (9)

c (7/8) (8) ...

d (6/7) (7) ...

b (9/10) (10)

c (8)

d (7)

b 12—15 Reste von 2 Zeugenunterschriften (Zeichnenden). b II, 1—8 Reste von 4 weiteren Zeugenunterschriften (Zeilenanfänge).

[1] Die wenigen Zeichen, die noch vom Vertrag fehlen, sind verlorengegangen. Die untere Hälfte des Papyrus mit vier Zeugenunterschriften ist nur in schematischer Abschrift (unter Nr. 8[bis] auf S. 90—95 in Revillouts Contrats égyptiens archaïques, Paris 1911) veröffentlicht.

d (7) … (8) … (9) …

Folgen in Z. 9—14 die Unterschriften des Notars und dreier Zeugen.

1 Das Datum ist hergestellt nach Zeile 13/14 und Col. 2. 2. 2 So dürfte die späthieratische und demotische Kursivform für *š* zu umschreiben sein, vgl. Pap. demot. Kairo 30584, 1 (Zeit des Taharka). 3 Das Datum hergestellt nach Zeile 8. 4 Dieser Name ist auch sonst belegt, jedoch als N. pr. f.: … (Apisstele Louvre 241 [WB.]), die Bedeutung »Kühl (d. h. froh) ist das Herz der Isis« schließt nicht aus, daß er auch von Männern geführt wurde. Die Lesung ist sicher. In verkürzter Form liegt der Name demotisch als *ḳb-ḥ3tj* vor (Pap. demot. Straßburg 43, 3. 44, 3. Pap. Brit. Mus. III 881). An letztgenannter Stelle entspricht im griechischen Text Κοβαετηcιc, Κοβαεθηcιc, Κβαετηcιc, hier ist also die volle Form bewahrt. 5 Vgl. die Form von … im Pap. Vatican 10574, 20 (ed. Griffith, PSBA. Bd. 32 S. 5 ff.). 6 Vgl. meine Hieratische Paläographie Bd. II Nr. 194 (Form des Pap. Abbott). 7 Zeile 3: 2 Silberdeben. 8 … ist nicht … …, sondern … . Es liegt die altertümlichere, weniger verkürzte Form des Zeichens vor, vgl. z. B. Pap. Louvre 3228c 6 und 22 (Zeit des Taharka, publ. Revillout und Boudier, Textes archaïques). 9 *ỉr* in der auch sonst (z. B. Berlin P. 3048 B. 6) in späthieratischer Kursive zu belegenden Ligatur. … ist nachträglich eingefügt. 10 Zu dieser Schreibung des alten … vgl. die der wohl kaum wesentlich älteren Handschrift der Maximes d'Ani … (5, 12, 7, 10, 8, 15 — WB.). 11 Die Ligatur … kommt auch sonst in der späthieratischen Kursive vor, auch altdemotisch, vgl. Rylandspap. IX 24, 3. 12 … nachträglich eingefügt. 13 … nachträglich eingefügt.

Übersetzung.

a *14 Jahr, 26 Hathyr des Pharaos Takelothis, des Sohnes der Isis, geliebt von Amon*
b *13 (?) Jahr 28 Epiphi des Pharaos Taharka*
c *5 Jahr 21 Mesore des Pharaos Psammetich*
d *22 Jahr 5 Epiphi des Pharaos Amasis*
(b–d:) *der lebt, heil und gesund ist*
(a–d:) *an diesem Tage trat ein in das Haus des*

a *Propheten des Amonrasonther, Stadtvorstehers und Veziers Hori der Prophet des Amon, Schatzhausvorsteher des Pharao Bekenamon, Sohn des ......*

b *Choachyten Kobaetēsis, Sohnes des .... der Choachyt .... Sohn des ....*

c *Choachyten Poër ...., Sohnes des Nemenchamon der Choachyt Ḫꜣʿ-w-šw-ꜣs·t*[1] *Sohn des ꜣs·t-tnw.*

d *Choachyten Teos, Sohnes des Amyrtaios der Choachyt Ithorōys, Sohn des Petesis*

um seine Frauenurkunde[2] *zu machen für die Frauensperson*
{ *b* *Bb Tochter des Kobaetesis*
c *... Tochter der ...*
d *Senchnumis Tochter der Rwrw*

dessen weibliches Kinde an diesem Tage[3]. *Der Wert der Sachen, von denen er sagt: »Ich gebe sie ihr als Frauengabe«, beträgt a: 10, b ...., c* und *d: 2 Deben Silber und a: 1000, b: 10, c* und *d: 50* (?) *Maß bd·t-*[4] *Korn. Er sagt: »Beim Amon, beim Pharao*

a *beim ersten Propheten des Amon*[5],
b, c, d *möge er gesund sein und*
} *möge ihm Amon den Sieg verleihen:*

wenn ich die Frauensperson N.N., meine Schwester, die mir gehört, entlasse und veranlasse, daß das schwere Los (?)[6] *sie ergreife,* (weil) *ich sie zu entlassen wünsche* { (*a*:) *und* / (*b, c, d*) *oder* } *ein anderes Weib liebe* (*c, d: mehr als sie*) *außer* (wegen) *der großen Sünde die*
{ *a: beim Weib gefunden wird*
b, c, d: man beim Weib findet

---

[1] Etwa * Kosēse, vgl. ΚΟϹΟϹΙΡΙϹ Petriepap. ed. Mahaffy-Smyly 99. 7.

[2] Das alte Wort , im NR. (18. Dyn.) als (Leiden D. 43 — WB.).

[3] Fehlt bei *a*.

[4] Nach dem Material des Wörterbuchs wohl Emmer.

[5] Bezeichnend für die Zeitverhältnisse ist, daß in der Eidformel der 22. Dynastie der Hohepriester des Amon, in der der 25. Dynastie gelegentlich die Priesterfürstin von Theben erscheint, vergl. Louvre Pap. 3228 A Z. 7 (Revillout-Boudier, Textes archaïques, Taf. 1).

[6] Nämlich das Los (? o. ä) der geschiedenen Frau. Die Übersetzung von *tnw* ist nur geraten. Griffith: »The (heavy) reckoning (?)«.

a *so gebe ich ihr die oben schriftlich aufgeführten Sachen*

b *so gebe ich ihr die ... Deben Silber und die 10 Maß Emmer (?), die oben aufgeführt sind*

c, d *so gebe ich ihr die 2 Deben Silber und die 50 (?) Maß Emmer (?), die oben schriftlich aufgeführt sind*

b, c, d *außer jedem Maß und jedem Gewinn*[1], *den ich mit ihr machen werde*

b . . . . } *auf den Namen ihrer Kinder, die sie*
c *samt meinem Vater- und Muttergut* } *mir gebären wird*

d *samt einem Teil meines Vaterguts auf den Namen meiner Kinder*[2], *die sie mir geboren hat*[3].«

Zusatz bei D: *Ich will diese Frauenschrift am 5 Epiphi Jahr 22 des Pharaos Amasis — der lebt, heil und gesund ist — ausstellen an Stelle dieser Frauenschrift, die ich im Jahre 15 des Pharaos Amasis — der lebt, heil und gesund ist — ausgestellt habe, von der ich gesagt habe: »sie ist nichtig«.*

Wenden wir uns nunmehr wieder dem Papyrus 3048 zu, so bleibt die Frage zu erörtern, zu welchem Zweck der Schreiber Daten, Namen und abgerissene Sätze aus Eheverträgen aufgezeichnet hat. Schwerlich als Grundlagen für ein Eheregister der Amonspriester von Theben, denn für diesen Zweck würden die Daten und Namen der Kontrahenten unter einer erklärenden Überschrift genügt haben; was uns der Schreiber sonst noch aus den Vertragsformeln bewahrt hat — genug, um das Schema des Ehevertrags der 22. Dynastie fast völlig herzustellen —, würde hierfür überflüssig sein. Ich glaube daher, daß wir es mit den Konzepten von vier

[1] [Hieroglyphen] ... [Hieroglyphen] zweifellos unorthographische Schreibung des Kausativs von *ḫpr*. In der Perserzeit heißt es an der entsprechenden Stelle (nach Berlin Pap. 3078, 6; Zeit des Darius) [Hieroglyphen] *Alles und jedes des Landes, was ich erwerben* (wörtl.: *entstehen lassen*) *werde*.

[2] Ein Sohn dieses Ehepaares, *Ḥ3ʿ-w-s-n-Mwt*, ist, wie Griffith (PSBA. 31 S. 218 Anm. 21) gesehen hat, aus dem demotischen Papyrus Revillout. Corpus 26, 2 bekannt. Er war 13 Jahre nach Ausfertigung unseres Ehevertrages als Choachyt im Amte und in rechtsfähigem Alter.

[3] Die Sprache der kursivhieratischen Urkunden ist noch bis in die 26. Dynastie als Neuägyptisch zu bezeichnen, vgl. Griffith, Rylandspap. S. 182. Archaisierend verwendet *d* noch das Tempus *sḏm-nf*.

Heiratsverträgen zu tun haben, für die der Schreiber, etwa ein Kanzlist des Notariats[1] vom thebanischen Amonstempel, sich außer den Daten und Familienangaben das Wesentliche aus den Vertragsformeln notiert hat, vielleicht auf Diktat, wofür die mit jeder Zeile flüchtiger werdende Schrift spricht. Zeile 1—3 dürften zuletzt zugefügt sein, das nicht besonders angegebene Datum wird das der beiden vorhergehenden Verträge (Z. 8—10, Z. 11—20) sein. Nach diesen flüchtigen Notizen wird dann der Schreiber später in Muße die Originalverträge aufgesetzt haben.

Die Bedeutung der Texte des Papyrus 3048 liegt darin, daß wir nunmehr den Gebrauch, die Ehe durch wohlverklausulierte Verträge zu schließen, über die Gesetzgebung des Bocchoris[2] oder, was W. Max Müller für das Wahrscheinlichere hielt, über »die juristische Entwicklung der Perserzeit[3]« hinaus um anderthalb bis dreieinhalb Jahrhunderte, bis in die Zeit um 850 v. Chr. zurückverfolgen können. Es steht jetzt nichts mehr der Annahme entgegen, daß er auch noch um einiges älter ist.

Wir wollen nunmehr den ältesten Ehevertrag, wie er uns in den Urkunden der 22.—26. Dynastie vorliegt, mit den jüngeren, demotisch ausgefertigten Heiratsverträgen über Vollehen vergleichen, von denen uns eine stattliche Anzahl vorliegt. Für jedes der im folgenden aufgestellten Schemata sind die zur Zeit bekannten Vertreter mit Angabe der Herkunft und der Datierung — ich denke vollzählig — in den Anmerkungen zusammengestellt. Auch einige unveröffentlichte Urkunden konnte ich benutzen.

I. Kursivhieratische Urkunden der 22.—26. Dynastie, oberägyptisch[4].

Datum.

An diesem Tage trat A in das Haus des B ein, um für die C, Tochter des B, seine Ehefrauenurkunde zu machen.

---

[1] In fast allen Fällen, wo der Notar seinem Namen eine Berufsbezeichnung beifügt, ist er Priester. Das Notariat für ägyptische Urkunden hat offenbar in den Händen der Priesterschaften gelegen, auf deren Vorschlag die weltlichen Behörden bestimmte Mitglieder mit der Wahrnehmung des Notariatsgeschäfts beauftragten. Vgl. hierzu die von Schubart, Amtliche Berichte a. d. Kgl. Kunstsamml., 36. Jahrgang, Berlin 1914/15, S. 94 ff., behandelte griechische Urkunde aus ptolemäischer Zeit, Berlin P. 11706.

[2] Revillout, Cours de droit S. 56.

[3] Müller, Liebespoesie S. 6.

[4] Alle zur Zeit bekannten, nach diesem Schema abgefaßten Urkunden sind oben S. 7—15 umschrieben und übersetzt. Angaben über die Datierung dortselbst. Herkunft bei *a*, *c* und *d* sicher, bei *b* höchstwahrscheinlich Theben.

§ 1. A erklärt: Ich gebe ihr eine Frauengabe im Betrage von .... Deben Silber und ... Maß Emmer (?)[1].

§ 2. Er schwört: Wenn ich C verstoße, aus welchem Grunde es sei, außer wegen Ehebruchs, so gebe ich ihr obige ... Deben Silber und ... Maß Emmer (?) (die Frauengabe), ferner jeden während der Dauer der Ehe erzielten Vermögenszuwachs.

§ 3. Mein elterliches Erbe (bzw. [d] ein Teil davon) geht auf die Kinder über, die sie mir gebären wird (oder schon geboren hat).

Unterschrift des Notars und der Zeugen.

II. Demotische Urkunden der Perserzeit, oberägyptisch[2].

Datum.

Die Frauensperson X spricht zu Y:

§ 1. Du hast mich zur Ehefrau[3] gemacht.

§ 2. Du hast mir .... Kite Silber als meine Frauengabe gegeben.

§ 3. Wenn ich dich als Gatten verstoße, so gebe ich dir .... Kite Silber (den halben Betrag der Frauengabe[4]) und zediere dir alles (Pap. Libbey: ein Drittel dessen), was wir während der Ehe erwerben[5].

---

[1] Eine Zusammenstellung über die Beträge der Frauengabe unten S. 30 und 31.

[2] Nur zwei Beispiele: *a* Berlin Pap. 3078, veröffentlicht in den Demot. Pap. a. d. Kgl. Museen Tafel 2, Übersetzung S. 4, aus dem 30. Jahre Darius' I. (493/2 v. Chr.) und *b* Pap. Libbey, veröffentlicht von Spiegelberg, Straßburg 1907, aus dem ersten Jahre des Rebellenkönigs *Ḫbbš* (um 340 v. Chr.). Beide Urkunden stammen aus Theben. Sie dürften nicht den Normaltypus darstellen, sofern die Frau der redende Teil ist, der sich die »Entlassung« des Gatten vorbehält. — Pap. Brit. Mus. Anastasi 1054 (publ. v. Revillout, TSBA. VIII Taf. 2/3, Text S. 20 ff., vgl. Griffith, Rylandspapyri S. 116) aus dem 5. Jahre des Darius (518/7 v. Chr.) ist kein Heiratsvertrag, sondern ein während der Ehe von dem Gatten der Ehefrau ausgestellter Schuldschein, in dem die Möglichkeit einer Scheidung berücksichtigt ist.

[3] In den Verträgen der Perserzeit , sonst heißt die Ehefrau stets (also = uxor; mulier heißt). Zu vgl. Spiegelberg, Papyrus Libbey S. 7 Anm. 2.

[4] »der Frauengabe«, nicht »zuzüglich der Frauengabe« (so Griffith, Rylandspap. S. 117 zweifelnd), ferner Nietzoldt, Die Ehe S. 44 nach Spiegelberg i. d. Demot. Pap. a. d. Kgl. Museen S. 4. Der Wortlaut des Pap. Libbey schließt jeden Zweifel aus.

[5] Das Bedenken von Mitteis, Grundzüge der Papyruskunde S. 211 Anm. »die Frau pflegt nichts zu erwerben. Es müßte denn eine Handelsfrau gewesen sein« ist hinfällig, der Wortlaut des Papyrus ist völlig eindeutig, eine andere Übertragung ausgeschlossen.

§ 4. (Nur im Pap. Libbey.) Ich lasse dir diese Urkunde in einem zweiten Exemplar, signiert von 16 Zeugen, ausfertigen. Eine Änderung des Vertragsdatums ist ausgeschlossen.

Unterschrift des Notars und der Zeugen[1].

III. Demotische Urkunden aus der älteren Ptolemäerzeit, oberägyptisch[2].

Datum.

A spricht zur Frauensperson B:

§ 1. Ich habe dich zur Ehefrau gemacht.

§ 2. Ich habe dir . . . Deben Silber als deine Frauengabe gegeben.

§ 3. Ich gebe dir . . . Maß Korn . . . . Hin Öl alljährlich als deine Alimentation[3].

§ 4. Du[4] hast das Exekutionsrecht bezüglich von Rückständen deiner Alimentation, die mir obliegt.

§ 5. Ich gebe sie dir an dem Ort[5], den du bestimmst.

§ 6. Dein und mein ältester Sohn ist der Herr von allem und jedem, was ich habe und was ich erwerben werde.

§ 7. Wenn ich dich als Ehefrau verstoße, gebe ich dir . . . Deben Silber[6].

[1] Beim Pap. Berol. 3078 vier Zeugen, wie seit der Perserzeit stets auf der Rückseite des Papyrus, im Papyrus Libbey tritt zuerst die für die Folgezeit feststehende — vermutlich gesetzlich vorgeschriebene — Anzahl von 16 Zeugen auf. Vgl. hierzu Spiegelberg, Pap. Libbey S. 2 Anm. 4.

[2] Die mir zugänglichen Urkunden dieses Schemas gehören der Zeit von 315—186 v. Chr. an. Es sind: *a* Pap. Rylands 10 (315 v. Chr., Theben). *b* Pap. Bryce (publ. Griffith, PSBA. Bd. 31 S. 47 ff., um 260 v. Chr., Theben). *c* Pap. Louvre 2433 (Revillout, Chrestomathie démot. S. 241 ff., 253/2 v. Chr., Theben). *d* Berlin Pap. 3109 (Demot. Pap. a. d. Kgl. Museen Taf. 6, 225 v. Chr., Theben). *e* Pap. Vatican . . . . . (Abschrift b. Revillout, Revue ég. I Taf. 4, 220/19 v. Chr., wohl Theben). *f* Berlin P. 3075 (Demot. Pap. Taf. 6 u. 7, 210 v. Chr., Theben). *g* Berlin Pap. 3145 (Demot. Pap. Taf. 37, um 203 v. Chr., Theben). *h* Pap. Marseille Nr. 96 (Revillout, Chrest. S. 395 ff., um 186 v. Chr., Theben). *i* Pap. Kairo 31207 (veröff. Spiegelberg, Catal. gén. Taf. 123. Kl. Bruchstücke, Datierung nicht erhalten. Angeblich Gebelên).

[3] Fehlt bei *c*. Bei *a*—*c* und *h* auch Kleider- bzw. Taschengeld.

[4] *a*: Dein Vertreter (*rd*, griechisch durch ὁ παρὰ τοῦ δεῖνα wiedergegeben, s. Sethe, Sarapis S. 88. — Der Paragraph fehlt bei *e*.

[5] *b*: und zum Zeitpunkt.

[6] Obiges Schema nach *d*.

§ 8. Alles was ich habe und was ich erwerben werde, bürgt dir für die Einhaltung des obigen Vertrages[1].

Unterschrift des Notars; Namen der 16 Zeugen auf der Rückseite der Urkunde.

IV. Demotische Urkunden aus der älteren Ptolemäerzeit, unbekannter Herkunft[2].

Datum:

A spricht zur Frauensperson B:

§ 1. Ich habe dich zur Ehefrau gemacht.

§ 2. Die Kinder, die du gebären wirst[3], erben alles was ich habe und was ich erwerben werde.

§ 3. Ich darf[4] davon nichts Fremden zuwenden.

§ 4[5]. Ich gewähre dir eine Alimentation in Korn, Öl und Geld[6].

§ 5[5]. Du hast das Exekutionsrecht bezüglich etwaiger Rückstände deines Lebensunterhalts, den ich dir schulde und ausfolgen werde, wo du willst.

§ 6. Wenn ich dich als Ehefrau verstoße, gebe ich dir eine Entschädigung[6].

§ 7. Weigere ich mich, sie zu zahlen, so habe ich binnen 30 (?) Tagen 5 Deben Strafgeld zu zahlen.

Der Vater des Ehemanns genehmigt den Vertrag und verbürgt seine Einhaltung[7].

Unterschrift des Notars, auf der Rückseite der Urkunde die Namen von 16 Zeugen[8].

---

[1] § 8 nur bei *c* und *h*. — Der Vater des Mannes genehmigt und garantiert den Vertrag: *c*.

[2] Die beiden bisher bekannten Urkunden dieses Schemas stammen aus einem Kultort des Min und gehören der Zeit des dritten Ptolemäers oder seines Vorgängers an. Es sind: *a* Pap. Kairo 31177, veröffentlicht von Spiegelberg, Cat. gén. Taf. 115 (280/79 oder 242/1 v. Chr.). *b* Pap. Kairo 30601, veröffentlicht a. a. O. Taf. 1—2, 11 (231/30 v. Chr.).

[3] *a*: gehören dir. Sie erben usw.

[4] *a*: du darfst.

[5] Der Paragraph fehlt bei *a*.

[6] Über die Beträge vgl. die Tabelle S. 30 und 31.

[7] Fehlt bei *a*.

[8] Die Zeugennamen fehlen bei *a*. — Das Schema ist nach *b* aufgestellt. — Zur Erklärung der Abweichungen des Schemas IV von dem gleichartigen Schema III mag außer örtlichen Unterschieden für Pap. 30601 noch angeführt werden, daß der Vater der Frau sicher, die Mutter des Mannes wahrscheinlich Fremde (Semiten) sind, vgl. Griffith, PSBA. Bd. 31 S. 52.

V. Demotische Urkunden der jüngeren Ptolemäerzeit, soweit die Herkunft bekannt ist, oberägyptisch[1].

Datum.

A spricht zur Frauensperson B:

§ 1. Ich habe dich zur Ehefrau gemacht.

§ 2. Ich habe dir .... Deben Silber als deine Frauengabe gegeben.

§ 3. Ich gebe dir ... Maß Korn, ... Hin Öl, ... Deben Öl als deine Alimentation[2].

§ 4. Du hast das Exekutionsrecht bezüglich etwaiger Rückstände deiner Alimentation, die ich dir schulde[3].

---

[1] Daß der Unterschied der Schemata III und V nicht, wie Revillout meinte, örtlich (thebanisch-memphitisch), sondern zeitlich begründet ist, haben Spiegelberg (Pap. Libbey S. 7) und Griffith (Rylandspap. S. 114 u. 134 ff.) zuerst festgestellt. Für das Schema V liegen Urkunden aus der Zeit vom letzten Drittel des 3. Jahrhunderts bis zum Beginn des 1. Jahrh. v. Chr. vor. Es waren mir zugänglich: *a* Pap. Hauswaldt 4 (veröffentlicht Spiegelberg, Hauswaldtpap. Taf. 9, wohl Zeit Ptolemäus' III., um 230 v. Chr., Edfu). *b* Louvre Pap. ... (Abschrift Revillouts, Revue ég. I Taf. 4 u. 5. 227/6 v. Chr., Herkunft?). *c* Pap. Hauswaldt 6 (a. a. O. Taf. 10 u. 25. 220/19 v. Chr., Edfu). *d* Pap. Hauswaldt 15 (a. a. O. Taf. 21, Zeit Philopators, 211—204 v. Chr., Edfu). *e* Pap. Hauswaldt 14 (a. a. O. Taf. 21. 209/8 v. Chr., Edfu). *f* Berlin Pap. 13593 (unveröffentlicht, 198/7 v. Chr., Theben). *g* Pap. Reisner 2 (unveröffentlicht, 187/6 v. Chr., Herkunft?). *h* Pap. Kairo 30800 (veröffentlicht Spiegelberg, Catal. gén. Taf. 64, Zeit des Philometor[?], 180—145 v. Chr.[?], Gebelên[?]). *i* Turin Pap. 169, 13 (Abschrift von Revillout, Revue ég. I Taf. 3 u. 4. 171/0 v. Chr., Theben). *k* Pap. Bibl. Nat. 236 (behandelt bei Revillout, Précis du droit S. 1052, 170/69 v. Chr.). *l* Pap. Rylands 16 (152 v. Chr., Gebelên). *m* P. Kairo 30688 (Spiegelberg, Cat. gén. S. 110, 147/6 v. Chr., Gebelên[?]). *n* Pap. dem. Straßburg 56 (Spiegelberg, Pap. Libbey Taf. 2. 118/7 v. Chr., Theben). *o* Pap. Rylands 20 (116 v. Chr., Gebelên). *p* Pap. Rylands 22 (115—108 v. Chr., Gebelên). *q* Pap. Rylands 27 (108—101 v. Chr., Gebelên). *r* Pap. Rylands 38 (ca. 120—100 v. Chr., Gebelên). *s* Pap. dem. Straßburg 43 (veröffentlicht Spiegelberg, Demot. Pap. d. Straßb. Bibl. Taf. 8 u. 14. 103/2 v. Chr., Gebelên). *t* Pap. Kairo 31058 (Bruchstücke eines Ehevertrags? Spiegelberg, Cat. gén. Taf. 83. 2. Jahrh. v. Chr., Gebelên[?]). *u* Pap. Kairo 30718 (Spiegelberg, a. a. O. Taf. 57. Ende des 2. Jahrh. v. Chr., Gebelên). *v* Pap. Kairo 30970 (a. a. O. Taf. 73. Ende des 2. Jahrh. v. Chr., Gebelên[?]). *w* Pap. Rylands 42 (zweite Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr., Herkunft unbekannt). *x* Pap. Rylands (um 100 v. Chr., Gebelên). *y* Pap. Rylands 28 (91 v. Chr., Gebelên). *z* Pap. Rylands 30 (89 v. Chr., Gebelên). — Ferner gehören diesem Schema an die unveröffentlichten Papyrus *α* Heidelberg 701 (erwähnt bei Spiegelberg, Recueil Bd. 28 S. 203). *β* Pap. Kairo 30650, *γ* Pap. Kairo 30681, *δ* Pap. Kairo 30673 und wahrscheinlich *ε* Pap. Kairo 30733, *ζ* Pap. Kairo 30797, *ν* Pap. Kairo 30819.

[2] § 3 fehlt bei den übrigen Hss. außer *w*.

[3] § 4 fehlt bei den übrigen Hss. außer *w* (*w*: »dein Vertreter« statt »du«).

§ 5. Dein und mein ältester Sohn ist der Herr von allem und jedem, was ich habe und was ich erwerben werde.

§ 6. Wenn ich dich als Ehefrau verstoße, gebe ich dir . . . Deben, abgesehen von obigen . . . . Deben Silber (der Frauengabe)[1].

§ 7. Liste der Mitgift[2], die du in mein Haus gebracht hast — folgt Aufzählung mit Wertangaben —, worüber ich quittiere.

§ 8. Deine Mitgift bleibt mit dir oder geht mit dir fort[3].

§ 9. Dein ist ihr *šj*[4], mein ihr *sjḫf*[5].

§ 10. Wenn[6] ich dich als Ehefrau verstoße oder du aus eigenem Antrieb[7] fortgehst, gebe ich dir die oben aufgezählten Mitgiftsachen außer allem oben Angegebenen (gemeint das unter § 6 Genannte) oder ihren Wert in Geld, wie angegeben.

---

[1] § 6 fehlt bei *n, o, p, s, y, z*. — Die Frau erhält im Falle der Scheidung außerdem ein Drittel des während der Ehe Erworbenen: *a—e, l, x*. — Dieses Drittel fällt ihr auf alle Fälle zu: *b, f*.

[2] Der Gebrauch, eine Liste der von der Frau mit in die Ehe gebrachten Gegenstände unter genauer Angabe des Geldwertes in den Heiratsvertrag aufzunehmen, ist den Ägyptern wohl ursprünglich fremd: er ist in babylonischen Eheurkunden (s. Meissner, Aus dem babylonischen Recht [Der alte Orient Bd. VII 1] S. 22) sowie auch in dem aramäischen Ehevertrag aus der jüdischen Kolonie von Elephantine (Sayce-Cowley, Aramaic papyri [G.] S. 43, berichtigt durch Lidzbarski, Ephemeris für semit. Epigraphik III S. 129—31) aus dem Jahre 441/0 v. Chr. nachweisbar. Bei den semitischen Kolonisten mögen die Ägypter diesen Gebrauch zuerst kennengelernt haben; wirklich eingebürgert hat er sich aber erst gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr., und zwar wohl, wie Frese (Aus dem griechisch-ägyptischen Rechtsleben [Halle 1909] S. 46) bemerkt, unter dem Einflusse griechischer Rechtsanschauungen.

[3] § 8 fehlt bei *a, c—f*.

[4] Fehlt bei *a, c, e*.

[5] Fehlt bei *a—c, e—f*. — Griffith (Rylandspap. S. 135) übersetzt diesen Paragraphen: »thou art their user (?), I am their trustee (?)«. Ich gestehe, daß mir die von Spiegelberg (Hauswaldtpap. S. 66) im Einverständnis mit Sethe und Partsch vorgeschlagene Übersetzung »Dir (Frau) steht ihre Verwaltung zu, mir (Mann) steht ihr Verbrauch zu« insofern sachliche Bedenken erregt, als es sich doch durchweg um weibliches Toilettengerät und Schmuck handelt (vgl. die Listen bei Griffith, a. a. O. S. 136), für die der Mann persönlich keine Verwendung hat. Auch soll die Mitgift nach § 10 ja nicht verbraucht werden, sondern für den Scheidungsfall stets, sei es in natura, sei es nach ihrem Geldeswert, zur Verfügung der Frau stehen, offenbar nach dem Grundsatz: Frauengut soll nicht wachsen noch schwinden (Mitteis, Grundz. S. 221).

[6] Außer bei *b* und *i* — wenn hier die Abschriften Revillouts in Ordnung sind sonst stets »zur Zeit wo«.

[7] *n*: bei freiwilligem Fortgang der Ehefrau erhält sie den Geldeswert der Mitgift, im Falle der Verstoßung noch 100 Deben Silber dazu.

§ 11. Ich kann dir keinen Eid auferlegen wegen deiner Mitgift, indem ich behaupte, du habest sie nicht mit dir in mein Haus gebracht[1].

§ 12[2]. Du hast in bezug darauf mir gegenüber das Exekutionsrecht[3].

Unterschrift des Notars, auf der Rückseite der Urkunde die Namen von 16 Zeugen[4].

VI. Demotische Urkunde der jüngeren Ptolemäerzeit, unterägyptisch[5].

Datum.

A spricht zu der Frauensperson B:

§ 1. Ich habe dich zur Ehefrau gemacht.

§ 2. Du hast mir 750 Deben = 3750 Stateren = 2 Silbertalenten 150 Deben gezahlt. Ich quittiere über den richtigen und vollzähligen Empfang.

§ 3. Wenn ich dich als Ehefrau entlasse vom obigen Tage an oder du aus freien Stücken gehst, so gebe ich dir obige 750 Deben innerhalb 30 Tagen, vom Zeitpunkt deiner Entlassung oder von deinem Fortgang an gerechnet, zurück.

§ 4. Zahle ich dir die 750 Deben nicht innerhalb 30 Tagen aus, so gebe ich dir ....

§ 5. Ich gebe dir ..... Maß Weizen. 1/2 Hin Öl monatlich,
7 1/2 Deben Taschengeld (od. ä.) monatlich,
200 Deben jährlich als Alimentation an dem Ort, den du bestimmst.

§ 6. Du hast das Exekutionsrecht bezüglich etwaiger Rückstände der obigen Bezüge, die ich dir schulde.

§ 7. Alles was ich habe und was ich erwerben werde, dient dir als Pfand für jede Bestimmung, die obige Urkunde enthält.

---

[1] § 11 fehlt bei *f, g, n*.

[2] § 12 fehlt bei *a, c, e, f, g, n*.

[3] Das Schema ist aufgestellt nach *i*.

[4] Die Zeugen fehlen bei *a* und *g*. — Der Vater des Ehemannes genehmigt und garantiert den Vertrag: *a, i*. — Griechischer Registraturvermerk: *n*.

[5] Pap. Leiden S. 373[a], veröffentlicht Leemans, Monumenten II[e] Afd. Taf. 185/6. 131/30 v. Chr., aus Memphis (Saḳḳara).

§ 8. Ich kann nicht behaupten, ich hätte dir eine Geldschuld, die aus dieser Urkunde resultiert, unter der Hand (d. h. ohne ordnungsgemäße Quittung) gegeben.

Die Mutter des Ehemanns genehmigt den Vertrag und garantiert der Braut seine Einhaltung.

Unterschrift des Notars, auf der Rückseite die Namen von 16 Zeugen.

Griechischer Registraturvermerk.

Es ist sicher kein Zufall, daß dieser einzige uns erhaltene demotische Ehevertrag, der sicher aus Unterägypten stammt, in vielen Punkten von dem Schema der gleichzeitigen oberägyptischen Urkunden abweicht, und zwar unverkennbare Übereinstimmungen mit den griechisch-ägyptischen Eheverträgen der späteren Ptolemäerzeit zeigt: wie dort fehlt die Frauengabe (der einzige Fall, abgesehen von den beiden des Schemas IV), statt ihrer steht die Quittung des Mannes über die Mitgift (ΦΕΡΝΗ) an erster Stelle. Das ist auch Nietzoldt nicht entgangen, wenn er, diesen in der Reihe der gleichzeitigen Heiratsurkunden isoliert dastehenden Vertrag irrtümlicherweise als typisch herausgreifend, schreibt: »Unleugbar besteht eine größere Ähnlichkeit zwischen den demotischen und griechischen Ehekontrakten der späteren Ptolemäerzeit als zwischen den demotischen Heiratsverträgen der früheren und späteren Ptolemäerzeit« (Die Ehe in Ägypten zur ptol.-röm. Zeit S. 46).

VII. Demotische Urkunde über eine zeitlich begrenzte Ehe, Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr.[1]

Datum.

A spricht zur B:

§ 1. Ich deponiere für dich im Hathortempel zu Händen des Verwalters 2 Deben Silber und den gleichen Betrag im Tempel der *Sn(?)-tꜣ*, Summa 4 Deben.

§ 2. Du bist in meinem Hause als Ehefrau (*ḥm-t*) für die Zeit von fünf Monaten.

§ 3. Kehrst du vor Ablauf des Termins in dein Haus zurück, so gehst du der 4 Deben verlustig.

§ 4. Lasse ich dich vor dem Termin gehen, so verfällt dir das Geld.

[1] In Luksor gekauft. Veröffentlicht von Spiegelberg, ÄZ. Bd. 46 S. 112 ff.

§ 5. Mein Verwalter . . . . . . dir . . . .

§ 6. Ich lege dir keinen Fraueneid auf außer dem Eid, den du mir geleistet hast bezüglich dieses Silbers[1], über das wir uns auseinandergesetzt haben.

§ 7. Der Eid des Priesters (?) ist in meinem Hause, um ihn mir später zu leisten.

Keine Zeugenunterschriften, kein Notar.

Spiegelberg hat (a. a. O.) dieses Schriftstück einen Vertrag über eine Probeehe genannt. Ich glaube nicht, daß wir es mit einem solchen zu tun haben: bei einer Probeehe, die doch wohl nur den Zweck haben könnte, die Fruchtbarkeit der Frau vor dem Eingehen einer dauernden Bindung zu prüfen, würde der Schreiber wohl klar und unbedenklich geschrieben haben: »bist du am 1. Choiak des Jahres 17 (nach 5 Monaten) nicht schwanger, so lasse ich dich gehen, und das Geld verfällt dir«. Es werden hier persönliche Verhältnisse vorgelegen haben, die dem Ehemann verboten, der Frau eine längere Dauer der Ehe in Aussicht zu stellen, etwa eine geplante längere Auslandsreise od. dergl. Gegenüber Mitteis' Bemerkung (Grundzüge S. 204) muß ausdrücklich festgestellt werden, daß der Vertrag beide Kennzeichen einer Vollehe trägt: die Frau wird zur »Ehefrau« erklärt und erhält die Frauengabe, die hier — wie wohl auch sonst — für sie deponiert wird[2].

Die vom Manne beim Eingehen einer Vollehe übernommenen pekuniären Verpflichtungen sowie die Höhe der Mitgift sind auf Grund sämtlicher für die Schemata I—VII verwerteten Urkunden in der Tabelle am Schluß (S. 30/31) zusammengestellt. Die Angaben über den Stand des Mannes mögen einen ungefähren Anhalt für die Vermögenslage der Eheschließenden bieten.

Das Kennzeichen einer Vollehe ist in den ägyptischen Eheverträgen die Erklärung der Frau zur »Ehefrau«, die in keinem der bisher behandelten Kontrakte fehlt. Das zweite Merkmal ist die »Frauengabe« *špë n s-ḥm·t*, welche nur in den drei Urkunden der Schemata IV und VI nicht erwähnt wird, die, wie wir gesehen haben, wohl nicht unbeeinflußt durch unägyptische Rechtsanschauungen sind. Das Wort *špë* (alt *šsp*, nicht *šbw*) ist einmal als **ϣⲁⲡ** im gleichen Zusammenhange belegt, vgl. Crum bei Petrie, Gizeh und Rifeh S. 42, und bedeutet nach Griffiths Feststellungen (Rylands-

[1] Der obigen 4 Deben.

[2] Vergleiche hierüber S. 25.

pap. S. 268 Anm. 2) Geschenk, entspricht also der lat. »donatio«. Dieses »Frauengeschenk«, das der Mann der Frau bei Abschluß des Ehevertrags zu gewähren hatte, stand ihr nicht zur freien Verfügung, sondern verfiel ihr erst im Falle der Scheidung. Das geht besonders aus den unter I aufgeführten Urkunden hervor, vgl. oben S. 14f. Auch in den späteren Verträgen wird das *špē* häufig[1] ausdrücklich unter den Entschädigungen genannt, die der Frau im Falle der Scheidung vom Manne zu gewähren sind. Mit Recht bemerkt somit Nietzoldt (Die Ehe S. 64) »in den freien Genuß der donatio tritt die Frau erst im Falle der Scheidung oder des Todes des Mannes«. Das *špē* ist demnach schwerlich eine »compensation for the change from maidenhood to wife[2]«, d. h. eine Morgengabe. Wenn die Auffassung der »Frauengabe« als »Rest eines rudimentär gewordenen Frauenkaufs« (Mitteis, Grundz. S. 224), als »Nachklang aus einer Zeit, wo der Brautkauf existiert hat« (Nietzoldt, Die Ehe S. 59) zu Recht besteht, so müßte sich dieses Rudiment durch die drei Jahrtausende gehalten haben, die unsern ältesten Ehevertrag von der vorgeschichtlichen Zeit trennt[3], was möglich

[1] III *g*, V *c—f*, *i*, *l*, *m*, *x*, *z*.

[2] So Griffith, Rylandspap. S. 115 Anm. 8.

[3] Im Ägypten der historischen Zeit ist für das Institut des Brautkaufs kein Platz. Damit will ich mir die besonders von Revillout immer wieder verkündete Lehre von der besonders freien rechtlichen Stellung der Frau im alten Ägypten, die auch Mitteis (Grundz. S. 211f.) zu Bedenken Anlaß gegeben hat, in keiner Weise zu eigen machen. Wir müssen einmal über die Frage ins klare kommen, was wir denn eigentlich von der rechtlichen Stellung der Frau bei den Ägyptern wissen? Tatsächlich doch nur das, was uns die Urkunden der Spätzeit, insbesondere die Eheverträge, erkennen lassen, wozu noch die bekannte Stelle bei Diodor (I 27) kommt. In der Perserzeit und der unmittelbar anschließenden Zeit, der Diodors hauptsächlicher Gewährsmann, Hekatäus von Abdera, angehört, mag die Rechtsstellung der Frau tatsächlich sehr bevorzugt gewesen sein: sie konnte, wie wir gesehen haben (Schema II), die Ehe nicht nur durch Verlassen des ehelichen Wohnsitzes, sondern sogar durch »Entlassung«, d. h. Verstoßung des Ehemannes auflösen und selbständig, ohne Geschlechtsvormundschaft des Mannes, Rechtsgeschäfte abschließen. Aber dieser Selbständigkeit hat schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts der Ptolemäerherrschaft die fortschreitende Hellenisierung des ägyptischen Rechts ein Ende gemacht, und ob sie so sehr alt gewesen ist, mag angesichts der Tatsache billig bezweifelt werden, daß nach den ältesten uns bekannten Heiratsurkunden der 22.—26. Dynastie (s. S. 13f.) der Vertrag nicht zwischen den künftigen Eheleuten, sondern zwischen dem Mann und dem Brautvater geschlossen wird. Das geschieht nach I *d*, Zeile 7—9 (s. S. 13 und 15) sogar in einem Falle, wo die Frau schon vorher, offenbar in »loser«, doch durch Vertrag geschlossener Ehe, sieben Jahre lang mit dem Manne zusammengelebt hat. Für die Zeit vor der 22. Dynastie wissen wir über die rechtliche Lage der ägyptischen Frau, wie gesagt, gar nichts, und wenn immer wieder von der

ist. In der Zeit, der die ältesten ägyptischen Eheverträge angehören, faßte man die »Frauengabe« zweifellos als Versorgung für den Fall der Scheidung oder des Todes des Mannes auf. Den Einwand Mitteis' (Grundz. S. 224), daß die Beträge hierfür zu gering seien, mag die Tatsache entkräften, daß man zur Zeit, wo der Normalsatz der »Frauengabe« zwei Deben Silber betrug (22.—26. Dynastie), in Theben 32 Sklaven, Männer und Weiber, zusammen für 15 Deben 1/3 Kite kaufen konnte[1] und daß unter der 25. Dynastie ein unterägyptischer Sklave in Theben 2.4 Deben kostete[2]. In den letzten beiden Jahrhunderten v. Chr. konnte die Frauengabe freilich bei der zunehmenden Entwertung des Geldes in keiner Weise mehr für eine Versorgung der Ehefrau im Fall der Vereinsamung genügen. In dieser Zeit wurde die Gewährung der Frauengabe ein antiquierter Gebrauch, der jedoch als rechtsbindend wenigstens in Oberägypten nie unterblieb. Es ist dieselbe Zeit, in der es wohl unter dem Einfluß der griechischen Sitte[3] üblich wurde, daß sich die Frau durch eine wirklich mitgebrachte oder fiktive Mitgift, über die der Mann zu quittieren hatte, für die Zukunft sicherte.

Verträge über »lose« Ehen.

Neben den Verträgen, durch die die Frau unter Gewährung einer »Frauengabe« zur »Ehefrau« erklärt wird, ist uns eine kleine Anzahl von demotischen Urkunden erhalten, die offenbare Verbindungen loserer Form zum Gegenstand haben. Die Verträge, auf deren Bedeutung Spiegelberg (Recueil Bd. 28 S. 190 ff.) zuerst hingewiesen hat, gehören sämtlich der jüngeren Ptolemäerzeit an. Zu den von Spiegelberg verwerteten Papyrus aus Tebtynis (im Fajûm) treten noch drei schon vor Jahren von Revillout (Revue ég. II S. 92 f.) behandelte memphitische Urkunden, die jedoch erst durch jene

besonders freien Stellung der Frau bei den alten Ägyptern geredet wird (so zuletzt noch Müller, Liebespoesie S. 6), so verwechseln wir die gesellschaftliche mit der rechtlichen Stellung; daß beide nicht immer auf gleicher Höhe stehen beweist zur Genüge unser Mittelalter.

[1] ÄZ. Bd. 35 S. 24. Zeit eines Königs Osorkon, 22. oder 23. Dynastie.

[2] Pap. Louvre 3228 A Z. 4, herausgegeben von Revillout und Boudier, Quelques textes démotiques archaiques (Paris 1895) Taf. 1. Vgl. Griffith, Rylandspap. S. 15.

[3] Frese, Aus dem griechisch-ägyptischen Rechtsleben (Halle 1909) S. 46.

verständlich geworden sind. Allen liegt das gleiche Schema[1] zugrunde, das folgendermaßen aussieht:

1. Alimentationsschrift[2].

Datum.

A spricht zur B:

§ 1. Ich quittiere dir über .... Deben Silber vollwertiger Münze, deine Alimentation (*ś-ᶜnḫ*).

§ 2. Den Kindern, die du mir gebierst[3], gehört alles, was ich habe und erwerben werde an unbeweglicher und beweglicher Habe.

§ 3. Ich gebe dir .... Artaben Weizen, ... Deben Silber jährlich als Lebensunterhalt und zwar am von dir zu bestimmenden Orte.

§ 4. Du kannst das Exekutionsrecht mir gegenüber anwenden bezüglich etwaiger Rückstände deines besagten Lebensunterhalts, den ich dir schulde.

§ 5. Alles, was ich habe und was ich erwerben werde, bürgt dir für deinen besagten Lebensunterhalt.

§ 6. Du hast die Zeit zu bestimmen, wo du ihn von mir empfangen willst.

§ 7. Wenn man dir einen Eid auferlegt, um ihn mir zu leisten, so leistest du ihn mir an Gerichtsstelle.

2. »Geldschrift«[4].

Datum.

A spricht zur B:

---

[1] Ich kenne folgende Urkunden dieses Schemas: *a* Pap. Leiden J 381 (veröff. Leemans. Monumenten IIᵉ Afd. Taf. 212 u. 213. 226/5 v. Chr.. Memphis-Saḳḳara). *b* Pap. Kairo 30607 (Spiegelberg. Catal. gén. Taf. 16 u. 20 Text S. 23 f.. 129 8 v. Chr.. Tebtynis). *c* Pap. Kairo 30608 + 30609 (Spiegelberg. a. a. O. Taf. 17—19 Text S. 32—36. 124/3 v. Chr.. Tebtynis). *d* Louvre Pap. 2419 + 3265 (besprochen von Revillout. Revue ég. Bd. 2 S. 94 Anm. 1: Dévéria. Cat. des Manuscr. ég. S. 218/9 u. 226. 103 v. Chr.. Memphis-Saḳḳara). *e* Pap. Kairo 30616 (Spiegelberg. a. a. O. Taf. 24—62 Text S. 50 ff.. 79 8 v. Chr.. Tebtynis). *f* Pap. demot. Bibl. Nat. 224 + 225 (Abschrift von Revillout. Revue ég. Bd. 2 Taf. 44/5. Memphis-Saḳḳara).

[2] Bei *a* nicht erhalten.

[3] *c*: Die Kinder, die du mir gebierst, sind Herren über die 21 Silberdeben Beitrag (?) zum (?) Silber (?) deiner Alimentation, welche deponiert sind (?) im Schatz (?) des Tempelguts (?) im Osten von Tebtynis ....

[4] Bei *b* nicht erhalten. Über das Verhältnis der »Geldschrift« zur »Alimentationsschrift« bei den Verträgen über »lose« Ehen, das dem der »Geldschrift« zur »Zessionsschrift« bei den Kaufverträgen entspricht, vgl. Spiegelbergs Ausführungen Cat. gén. demot. Pap. Text

§ 1. Ich quittiere dir über die Geldsumme[1] für alles und jedes, was ich habe und was ich erwerben werde an unbeweglicher und beweglicher Habe.

§ 2. Dir gehört es vom obigen Tage an; niemand, ich selbst einbegriffen, hat Gewalt darüber außer dir.

§ 3. Wer dein Eigentumsrecht anficht, den werde ich von dir pflichtgemäß entfernen.

§ 4. Ich garantiere es dir gegen jedes Schriftstück, jede Urkunde, jede Einrede (?).

§ 5. Dir gehört jedes Schriftstück, das darüber ausgestellt ist, sei es mir oder meinen Eltern, kurz jeder urkundliche Schutz, der sich darauf bezieht.

§ 6. Den Eid und den Beweis, den man dir (etwa) auferlegt, darüber zu leisten, den werde ich leisten.

§ 7. Ich stelle dir die obige »Geldschrift« aus, du kannst das Recht gegen mich geltend machen, das aus der »Alimentationsschrift« resultiert, die ich dir über 21 Deben ausgestellt habe[2].

§ 8. Ich genüge den aus beiden Schriften resultierenden Verpflichtungen[3].

Unterschrift des Notars, Namen von 16[4] Zeugen auf der Rückseite[5]. Griechischer Registraturvermerk[6]. } Auf beiden Urkunden (Alimentations- und Geldschrift).

Spiegelberg hat die nach diesem Schema errichteten Verträge als Urkunden über den aus griechischen Texten bekannten ἄγραφος γάμος be-

S. 36. Die Formeln der »Geldschrift« unserer Verträge sind einfach denen der Kaufverträge entlehnt, und zwar in recht gedankenloser Weise. So erklärt sich der Widerspruch von § 7 der »Alimentationsschrift« und § 6 der »Geldschrift«.

[1] *e*: Über 21 Deben Silber Beitrag (?) zur Alimentation, welche deponiert sind (?) im Schatz (?) des Tempelguts (?) im Osten von Tebtynis ....

[2] § 7 fehlt bei *e*.

[3] § 8 fehlt bei *e*.

[4] *e*: 9 Zeugen.

[5] Das Schema ist nach *e* aufgestellt.

[6] Fehlt bei *a*. — Bei *e* Ehekonsens der Mutter des Ehemannes. — Die Beträge der nach den hier benutzten Urkunden von den Kontrahenten einander zu leistenden Zahlungen sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt.

zeichnet[1]. Völlig sicher ist, daß wir es hier mit der συγγραφὴ τροφῖτις zu tun haben: Der Ausdruck entspricht wörtlich dem demotischen *sš s-ʿnḫ* (Pap. Kairo 30609 [= *c*], 4), nimmt man aber die συγγραφὴ τροφῖτις für den γάμος ἄγραφος in Anspruch, wie dies Mitteis (Grundz. S. 206) tut, so kann man nicht umhin, auch das nunmehr auf sechs demotischen Urkunden beruhende obige Schema als den Normaltypus des spätptolemäischen ἄγραφος γάμος wenigstens für Unterägypten und das Fajum gelten zu lassen[2].

Bezeichnung	Datierung der Urkunde	Stand des Mannes	Die Frau zahlt ein	Sie erhält vom Manne jährlich	
				Deben Silber	Artaben Korn
a	226/5 v. Chr.	Archentaphiast (hieroglyph)	?	?	?
b	129/8 »	Ὀρπαις (hieroglyph) und ἐμνιθης	21 Deben	2.4	72
c	124/3 »	Ὀρπαις und Seevorsteher	21 »	2.4	72
d	103 »	?	50 »	?	?
e	79/8 »	Kanalvorsteher	21 »	2.4	72
f	58 »	Archentaphiast	21 »	2.4	36
g	147 »	?	25 »	3.6	60

Unter *g* sind die in der griechischen Prozeßurkunde Pap. Taurin. 15 ed. Peyron (aus Memphis) genannten Beträge aufgenommen (zur Umrechnung: 1 Deben = 20 Drachmen).

[1] Recueil Bd. 28 S. 190ff. und Catal. gen. Text S. 29ff.

[2] Es ist von papyrologischer Seite mehrfach die Frage erörtert, ob beim ἄγραφος γάμος schriftliche Abmachungen überhaupt stattgefunden haben können. Der in der Bezeichnung ἄγραφος liegende scheinbare Widerspruch ist von Mitteis (Grundzüge S. 203 Anm. 4) beseitigt: beim ἄγραφος γάμος konnte, beim ἔγγραφος γάμος mußte eine Eheurkunde errichtet werden. Auffallend ist, daß von den demotischen Urkunden diejenigen über Vollehen fast nie, die »Alimentationsschriften« fast immer griechische Registraturvermerke tragen. Offenbar faßte man diese lediglich als vermögensrechtliche Akte auf, deswegen fügte man ihnen die »Geldschrift« an und unterwarf sie der ἀναγραφή. Ob etwa der ἔγγραφος γάμος dafür einer — bei demotischen Urkunden von ägyptischer Seite auszuführenden — Eintragung in ein Personenstandsregister unterworfen wurden, muß dahingestellt bleiben. Für Ehen innerhalb priesterlicher Familien machen die wenigstens in römischer Zeit von jedem angehenden Priester beizubringenden Nachweise über seine Abkunft die Führung solcher Listen zum mindesten wahrscheinlich.

Schema	Bezeichnung der Urkunde	Datierung der Urkunde	Stand des Mannes	Betrag der Frauengabe: Deben[1] Silber	Betrag der Frauengabe: Maß Korn	Jahresbetrag der Alimentation: Maß Korn	Jahresbetrag der Alimentation: Hin Öl	Jahresbetrag der Alimentation: Deben Silber	Wert der Mitgift	Im Scheidungsfall erhält die Frau	Kinder schon vorhanden?[2]
I	*a* Z. 1–3	um 850 v. Chr.	Sohn eines Priesters	2	?	—	—	—	—	–	—
	a Z. 11 ff.	" 850 "	Amonsprophet, Schatzhausvorsteher	10	1000	—	—	—	—	Die Frauengabe verfällt ihr[3],	—
	b	" 675 "	Choachyt	?	10	—	—	—		außerdem alles,	—
	c	588 "	Choachyt	2	50(?)	—	—	—	—	was der Ehemann während der Dauer	—
	d	547 "	Choachyt	2	50(?)	—	—	—		d. Ehe erworben hat	ja
II	*a*	493/2 v. Chr.	Choachyt	0,1	—	—	—	—	–	Dem Mann[4] verfällt außer ½ der Frauengabe das ⅓ des während der Ehe Erw.	—
	b	um 340 "	Pastophor	0,5	—	—	—	—	—		—
III	*a*	315 v. Chr.	Zimmermann	2	—	72	24	2.2	—	10 Deben	—
	b	um 260 "	?	?	—	36	36	Kleiderstoff	—	?	—
	c	253/2 "	Pastophor	1		72	—	2.4	—	20 Deben	—
	d	225 "	Pastophor	2	—	36	24	1.2		10 "	—
	e	220/19 "	Weber	1	—	—	—	—		5 Deben + ⅓ d. während der Ehe Erworbenen	ja
	f	210 "	Pastophor	„die Frauengabe“	—	36	24	2.4		10 Deben	
	g	um 203 "	Wechsler	2	—	36	24	2.4	–	10 "	—
	h	" 186 "	Pastophor	1	—	36	12	1.2		5 "	—
	i	?	?	?	?	?	?	?	—	?	ja
IV	*a*	280 od. 242 v. Chr.	Landmann	—	—	—	—		—	Die Hälfte der beweglichen Habe des Mannes	—
	b	231/0 v. Chr.	Wechsler	—	—	72	48	2.4		10 Deben. 400 Maß Korn. geht der Mann eine anderweitige Verbindung[5] ein, das Doppelte	
V	*a*	230 v. Chr.	Landmann	1	—	—	—	—	2.6 Deben	1 Deben + ⅓ d. Erwerbs	ja
	b	227/6 "	Grieche, in Ägypten geboren	1	—	—	—	—	5 "	2 Deben	—
	c	220/19 "	Blemmyer, in Ägypten geboren	2	—	—	—	—	3.1 Deb., 5 Artaben Weizen	2 Deben + ⅓ d. währ. d. Ehe Erw.	ja
	d	211–4 "	Megabarer, in Ägypten geboren	1	—	—	—		2.3 Deben	2 " + ⅓ d. währ. d. Ehe Erw.	ja

V	*e*	209/8 v. Chr.	Landmann	1	—	—	—	—	8.3 Deben	1 Deben + 1/3 d. währ. der Ehe Erworbenen	ja
	f	198/7 "	*'fntj*	3		—	—	—	87.8 "	5 Deben	ja
	g	187/6 "	Pastophor	0.4	—	—	—	—	1.4 "	5 "	
	h	180—145(?) v. Chr.	?	?	?	—	—	—	2000 + x Deben	300 Deben + 30 Artaben Weizen	—
	i	171/0 v. Chr.	Taricheut	10	—	24	24	60	300 Deben	100 Deben	—
	k	170/69 "	Goldschmied	10	—	18	24	96[6]	350 "	50 Deben außer der Rückgabe d. Mitgift	—
	l	152 "	Blemmyer } in Ägypt. geboren	400	10	—	—	—	810 "	30 Deb. + 1/3 d. Erworb.	ja
	m	147/6 "	Grieche } in Ägypt. geboren	200	20	—	—	—	?	?	—
	n	118/7 "	Pastophor	10	—		—	—	1930 Deben	bei Verstoßung 100 Deben[2]	ja
	o	116 "	Kleruch (?)	100	10	—		—	2071.3 "		aus früherer Ehe des Mannes
	p	115—108 "	Taricheut	100	5	—	—	—	760.3 Deb., 10 Art. Weizen	Rückgabe d. Mitgift	—
	q	108—101 "	Grieche. in Ägypt. geb.	100	10	—	—	—	830 Deben		—
	r	120—100 "	?	?	?	—	—	—	170 Deben, 5 Art. Weizen		—
	s	103/2 "	Grieche. in Ägypt. geb.	100	10	—	—	—	1480 Deben		—
	t	2. Jahrh. "	?	?	?	—	—	—	?		—
	u	Ende 2. Jahrh. v. Chr.	?	?	?	—	—	—	?	?	—
	v	" " "	?	?	?	—	—	—	?	?	—
	w	" " "	?	?	?	?	?	?	3000 Deben	10[1] Deben	—
	x	um 100 v. Chr.	?	25	?	—		—	600 "	Rückgabe d. Mitgift	—
	y	91 "	Landmann	100	5	—	—	—	1200 "	Rückgabe d. Mitgift	—
	z	89 "	Landmann	100	5	—	—	—	785 "	Rückgabe d. Mitgift	—
VI		131/0 v. Chr.	Arc'entaphiast	—	—	?	6	290	750 Deben	—	—
VII		Ende 1. Jahrh. v. Chr.	Gänsezüchter	4	—	—	—	—	—	Die Frauengabe	—

[1] Ein Deben hat 10 Kite, ein Deben = 5 Stateren (Tetradrachmen). 300 Deben = 1 Talent.
[2] Zumeist wohl aus vorhergehender »loser« Ehe. Über diese vgl. S. 26.
[3] Dies wird als selbstverständlich in den späteren Verträgen in der Regel nicht besonders erwähnt (jedoch III*g*, V*e*—*f*, *i*, *k*, *l*, *m*, *x*, *z*).
[4] Bei II ist es die Frau, die sich die Verstoßung des Ehemannes vorbehält.
[5] Polygamie oder Konkubinat.
[6] Davon 36 Deben »Taschengeld« od. ä.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

4 : 5. Berlin Pap. 3048 Rückseite. Zeile 1—10.

G. Möller: Zwei ägyptische Eheverträge aus vorsaïtischer Zeit.

Taf. I.

Berlin Pap. 3048 Rückseite. Zeile 11–20.

G. Möller: Zwei ägyptische Eheverträge aus vorsaïtischer Zeit.

Taf. II.

4:5. Pap. Kairo 30907 + 30909.

G. Möller: Zwei ägyptische Eheverträge aus vorsaïtischer Zeit.

Taf. III.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

—

Nr. 4

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES SINAIKLOSTERS IM MITTELALTER NACH ARABISCHEN QUELLEN

VON

Prof. Dr. B. MORITZ

MIT ZWEI TAFELN

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Sachau in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 7. Februar 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 22. Juni 1918.

I.

Der angebliche Schutzbrief des Propheten.

Die Geschichte des Sinaiklosters im Mittelalter, zumal seiner ersten Hälfte bis zum Jahre 1100, ist in tiefes Dunkel gehüllt. Außer den dürftigen Mitteilungen einiger Pilger und gelegentlicher Erwähnung in der kirchlichen Literatur des Abendlandes, finden sich keinerlei Nachrichten über die Erlebnisse des Klosters in dieser langen, für den vorderen Orient so bewegten Zeit.

Und doch ersehen wir aus Bemerkungen in den Handschriften der Klosterbibliothek, zumal den arabischen (und syrischen?), daß vom 8. bis 10. Jahrhundert eine nicht unbeträchtliche literarische Tätigkeit, wenn auch nicht produktiver Art, im Kloster geblüht haben muß[1]. Ein genaues Bild dieser Tätigkeit wird sich allerdings erst nach gründlicher Durchforschung der arabischen und syrischen Handschriften der Bibliothek gewinnen lassen[2]. Eine Chronik für diese Zeit ist im Kloster nicht vorhanden.

Anders steht es für die zweite Hälfte des Mittelalters. Nicht nur erscheinen seit den Kreuzzügen die Pilgerschriften in zunehmender Menge, sondern das Kloster besitzt auch eine Sammlung von Urkunden historischer Art, wie im ganzen Orient keine zweite existiert.

Es sind dies von den Landesherren, den Herrschern von Ägypten ausgestellte Schutzbriefe, die in kaum unterbrochener Reihenfolge vom

[1] Die Mönche waren damals in der Mehrheit Orientalen syrischer und arabischer Herkunft; erst gegen Ende des Mittelalters hat das griechische Element zugenommen, das jetzt allein vertreten ist. Arabische und georgische Mönche hat es noch im 14. und 15. Jahrhundert (nach Suthem 1336 und F. Faber 1485) auf dem Sinai gegeben, freilich nicht mehr im Kloster, sondern außerhalb als Eremiten. Syrer und Armenier wurden im 15. Jahrhundert (nach Breitenbach 1483) überhaupt nicht mehr in das Kloster eingelassen.

[2] Diese bilden mit den griechischen den Hauptbestandteil: abessinische, kirchenslawische und georgische sind nur einige wenige vorhanden, andere überhaupt nicht.

Jahre 1134 bis in das vorige Jahrhundert hinabreichen. Bis zu dem osmanischen Sultan Suleimân Ḳânûni sind sie in arabischer, von da in türkischer Sprache abgefaßt.

In diesen Schutzschreiben (عهد[1]) wird häufig Bezug genommen auf vorangegangene ältere Schreiben (عهود).

Die erste Erwähnung eines solchen findet sich schon in der ältesten vorhandenen Urkunde, einem Firman des Fatimidenchalifen el Ḥâfiẓ (526 bis 544 der Higra = 1132 — 1149 n. Chr.[2]), der dem Gouverneur von Aila-'Aḳaba befiehlt, den Mönchen des Klosters »die alten Verträge« العهود القديمة zu halten. Es haben also damals Urkunden existiert, die als alt galten, somit etwa einige Jahrhunderte vorher ausgefertigt gewesen sein müssen.

Sie dürften aber noch erheblich älter sein. Denn deutlicher als in dem genannten Dokument werden sie in späteren Firmanen, zumal in einem des vorletzten Mamlukensultans Ḳanṣuh el Ghôri vom 6. Muḥarram 911 (921?) d. H. bezeichnet als »Schutzschreiben des Propheten und Urkunden der Chalifen (عهودات نبويه وسجلات[3] خليفتيه)«. Auch sein Vorgänger Ḳâit Bâi meint die letzteren, wenn er von »sultanischen und chalifischen Erlassen« مراسيم شريفة وخليفتية spricht. Damit können nicht Erlasse der vorangegangenen ketzerischen Fatimidenchalifen gemeint sein, denen der Chalifentitel von den Nachfolgern nicht zuerkannt wurde. Daß aber auch die Abbasiden- oder Umaijadenchalifen nicht darunter zu verstehen sind, beweist die Zusammennennung mit نبوية und weiter einige Stellen in den Firmanen des ersten türkischen Statthalters von Ägypten Châir Bek von 926 d. H. und 927 d. H. und des Osmanensultans Suleimân I. von 931 d. H., wo diese chalifischen Schutzschreiben unzweideutig genannt werden »Erlasse der (vier) orthodoxen Chalifen« مربعات الخلفا الراشدين.

Es kann demnach kein Zweifel darüber obwalten, daß Suleimân, Châir Bek, Ḳanṣuh, Ḳâit Bâi und die Vorgänger Schutzschreiben im Auge, viel-

[1] Vollständig عهد وميثاق Ibn Hischâm 435: Maḳrizi Chiṭaṭ I. 195. »Der Vertrag des 'Amr b. el 'Âṣi mit den ägyptischen Christen hieß der NÓMOC ناموس«. Severus b. al Muḳaffa' ed. Hamb. S. 100. 9.

[2] Nach Cheikho. Les archevêques du Sinai (Mélanges de la Faculté Orientale. Beyrouth II. 416) hat dem Verfasser der arabischen Monographie über die heiligen Stätten (زيارات) des Sinai im Jahre 1710 ein Firman vom Jahre 508 d. H. vorgelegen(?).

[3] سجل sigillum gehört zu dem knappen Dutzend lateinischer Fremdwörter der römischen Amts-(Militär- und Juristen-)Sprache, die durch die Nabatäer zu den Arabern gedrungen sind.

leicht vor Augen gehabt haben, die von einem der ersten vier Chalifen und dem Propheten selbst herrührten oder herrühren sollten. Der pluralische Ausdruck, als ob mehrere solcher Propheten- und Chalifenschreiben vorgelegen hätten, ist sicher ungenau und nur durch die Zusammennennung mit den sultanischen Schreiben veranlaßt worden. Außerdem heißt es in einer Urkunde von Châir Bek ausdrücklich »das heilige prophetische Schutzschreiben und die Erlasse der ...« العهدة الشريفة النبوية والسجلات und in einer andern vom Jahre 927 d. H. عهد شريف نبوى وسجلات ومناشير.

Nun existiert in dem Kloster eine Urkunde, die von dem Propheten herrühren und ersichtlich nach seinem Diktat von dem vierten Chalifen 'Ali geschrieben sein will. Freilich ist es nicht das Original selbst, sondern eine tertiäre Abschrift, sogar in mehreren Exemplaren, von denen bisher drei gefunden sind. Das Original selbst ist verschwunden; nach der Tradition soll es von Sultan Selîm[1] oder seinem Sohne, Sultan Suleimân, in das Staatsarchiv von Konstantinopel überführt worden sein.

Möglich, sogar wahrscheinlich ist das. Das Kloster hätte wahrlich keinen triftigen Grund gehabt, sich eines so wertvollen Schatzes zu entäußern, der durch viele Jahrhunderte sein Talisman gewesen war. Dazu kommt, daß auch die zweitälteste Urkunde der Klostersammlung, der genannte Firman des Fatimidenchalifen el Ḥâfiẓ, sich in Konstantinopel gefunden hat[2].

Auch der Firman[3] Sultan Selims, auf den sich Suleimân bezieht und beruft, ist gleichfalls aus dem Kloster verschwunden. Da die vorhandenen Abschriften in den Jahren 957 d. H. (aus Ägypten[4]) und 968 d. H. (aus Konstantinopel) angefertigt sind, Suleimân erst 974 d. H. starb, so ist es höchst-

---

[1] Die Tradition des Klosters über einen angeblichen Besuch des Sultans Selim auf dem Sinai ist sicher erfunden. Weder ist in seinem Tagebuche (Halil Edhem, Tagebuch der ägyptischen Expedition des Sultans Selim I.) davon die Rede, noch in der ins einzelne gehenden Chronik des gleichzeitigen ägyptischen Schriftstellers Ibn Ijâs. Außerdem sagt Châir Bek in seinem Schutzschreiben von 927 d. H. ausdrücklich: »Zur Zeit, wo Sultan Selim in Ägypten (oder in Kairo) war, wurden ihm jene alten Dokumente vorgezeigt« عرض.

[2] Ich fand ihn im Sommer 1910 in der Filiale des Klosters im Viertel Balat.

[3] Eigentlich waren es ihrer zwei, denn Châir Bek sagt in seinem Firman von 926 d. H.: ان بايديهم مرسوما شريفا من المقام الشريف الخنكار الاعظم ... بالتركى ومرسوما شريف عربى.

[4] Eine zweite, in Kairo angefertigte, ist undatiert.

wahrscheinlich, daß er es gewesen ist, der diese Urkunden aus dem Kloster hat entführen lassen. Er war nicht bloß ein großer Kriegs- und Staatsmann, sondern auch Liebhaber der Literatur und Dichter in einer Person[1].

بسم الله الرحمن الرحيم

1 نسخة سجلّ العهد كتبه محمد بن عبد الله صلى الله عليه وسلم الى كافة النصارى هذا كتاب كتبه محمد بن عبد الله الى كافة

2 الناس اجمعين بشيرا ونذيرا ومؤتمنا على وديعة الله فى خلقه لئلا يكون للناس على الله حجة بعد الرسل وكان الله عزيزا حكيما كتبه لاهل ملته ولجميع

3 من ينتحل[2] دين النصرانية من مشارق الارض ومغاربها قريبها وبعيدها فصيحها وعجميها معروفها ومجهولها كتابا جعل لهم عهدا فمن نكث

4 العهد الذى فيه وخالفه الى غيره وتعدى ما امره كان لعهد الله ناكثا ولميثاقه ناقضا وبدينه مستهزأ[3] وللعنة مستوجبا سلطانا كان ام غيره

5 من المسلمين المؤمنين واذا احتمى راهب او سائح فى جبل او واد او مغارة او عمران او سهل او رمل اوردنه sic او بيعة وانا اكون من ورايهم ذاب sic

6 عنهم من كل عدو لهم بنفسى واعوانى واهل ملتى واتباعى لانهم رعيتى واهل ذمتى وانا اعزل عنهم الاذى فى المون التى تحمل اهل العهد [sic] من القيام

7 بالخراج[4] الا ما طابت به نفوسهم وليس عليهم جبر ولا اكراه على شىء من ذلك ولا يغير اسقف من اسقفيته ولا راهب من رهبانيته ولا جليس من صومعته[5]

8 ولا سائح من سياحته[6] ولا يهدم بيتا من بيوت كنايسهم وبيعهم ولا يدخل شىء من مال كنايسهم فى بناء مسجد ولا فى منازل المسلمين

9 ومن فعل ذلك فقد نكث عهد الله وخالف رسول الله ولا يحمل على الرهبان والاساقفه ولا من يتعبد جزية ولا غرامة وانا احفظ ذمتهم

10 اينما كانوا من بر او بحر فى المشرق والمغرب والشمال والجنوب وهم فى ذميتى sic وميثاق واماني من كل مكروه وكذا من ينفرد[7] فى الجبال والمواضع المباركة لايلزمهم

[1] In seinem Sammeleifer hat er unter den islamischen Herrschern manchen Vorgänger gehabt, z. B. den Chalifen el Mustanǵid (1160—1170), der den angeblichen Schenkungsbrief des Propheten an die Familie Tamim el Dâri mit großen Kosten für seine Bibliothek erworben hatte. Auf diesen Brief wird noch zurückzukommen sein.

[2] Eine Abschrift تيخل. [3] مستهزئا. [4] Eine Abschrift بالخارج. [5] ولا جليس فى صومعته fehlt in einer Abschrift. [6] ولا سائح من سياحته fehlt in einer Abschrift. [7] Var. ينفرد للعبادة.

11 مما يزرعون لا خراج ولا عشر ولا يشاطرون لكونه برسم افواههم ويعانوا عند ادراك الغلة باطلاق قدح واحد من كل اردب برسم افواههم ولايلزموا

12 بخروج فى حرب ولا قيام بجزية ولا من اصحاب الخراج وذوى الاموال والعقارات والتجارات مما اكثر sic من اثنى عشردرهما بالحجمه sic [1] فى كل عام

13 ولا يكلف احدا منهم شططا ولا يجادل اهل الكتاب[2] الا بالتى هى احسن [3]ونخفض[4] لهم جناح الرحمة ويكف عنهم ادب[5] المكروه حيثهما sic كانوا

14 وحيثما حلوا وان صارت النصرانية عند المسلمين فعليه sic رضاها[6] وتمكينها من الصلوة فى بيعتها ولا يحيل بينها وبين من هوى دينها

15 ومن خالف عهد الله واعتمد بالضد من ذلك فقد عصى ميثاقه ورسوله ويعانوا على مرمة بيعهم ومواضعهم[7] ويكون ذلك معونة لهم

16 على دينهم وفعالهم بالعهد ولا يلزم احدا منهم بنقل سلاح بل المسلمين يذبوا عنهم ولا يخالفوا هذا العهد ابدا الى حين تقوم الساعة

17 وتمضى[8] الدنيا وشهد بهذا العهد التى sic كتبه محمد بن عبد الله رسول الله صلى الله عليه وسلم لجميع النصارى والوفا بجميع ما شرط لهم عليه من اثبت اسمه وشهادته اخره

18 اسمـــــــــــــــــــــــــــــــــــــــاء الشهود

19 على ابن ابى طالب · ابو بكر بن ابى قحافه · عمر بن الخطاب · عثمان بن عفان · ابو الدردا · ابى sic هريره · عبدالله بن مسعود

عباس بن عبد المطلب[9]

[9]حارث بن عبد العظيم بن ثابت[9]

حسن

20 فضيل بن عباس · الزبير بن العوام[11] · طلحه بن عبد الله · سعد بن معاذ · سعد بن عباده · ثابت بن نفيس · زيد بن ثابت · بو sic حنيفه بن[10] عبيه

هاشم بن عبيه · معظم بن قرشى · [12]عمرو بن العاص · عبد الله بن · عامر بن ياسين

[1] So alle Abschriften: gemeint ist بالجمجمة. [2] Eine Abschrift ولا يجادلوا الا. [3] و fehlt in einer Abschrift. [4] Eine Abschrift يحفظ. [5] Zwei Abschriften اذاب. [6] Eine Abschrift برضاها. [7] Eine Abschrift صوامعهم. [8] Eine Abschrift تنقضى. [9] Diese beiden Zeugen fehlen in den beiden datierten. [10] Undatierte Abschrift عوام. [11] Haben alle drei. [12] Die undatierte läßt عمرو بن ال weg.

21 [1]وكتب على بن ابى طالب هذا العهد بخطه فى مسجد النبى صلى الله عليه وسلم بتاريخ الثالث من
المحرم ثانى sic سنة من الهجرة[2] النبويه واودعت

22 نسخته فى خزانة السلطان وختم بختم النبى عليه السلام وهو مكتوب فى جلد اديم طايفى sic فطوبى
ثم طوبى لمن عمل[3] به وبشروطه

23 ثم طوبى وهو عند الله من الراجين[4] عفو ربه وفى الاصل المنقول منه هذه النسخة المتوجة بالنشان
الشريف السلطانى

24 ما صورته نقلت هذه النسخة من النسخة التى نقلت من النسخه الكائنة بخط امير المومنين على
ابن sic ابى طالب كرم الله وجهه

25 بالامر الشريف السلطانى لازال نافذا بعون المعين السبحانى ووضعت بايد sic طايفة الرهبان القاطنين
بجبل

26 طورسينا لكون النسخة المنقولة من نسخة نسخة بخط امير المومنين ضايعة وليكون[5] سندا على

27 ما تشهد به المراسيم السلطانيه والمربعات والسجلات التى فى ايدى الطائفة المزبورة

[Rechts oben am Rande:]

28 [6]صورة نقلت عن الاصل بدون الفضل والوصل
نمقه اضعف عباد البارى نوح بن احمد الانصارى
القاضى بمصر المحروسه عفى عنهما
مختوم بختم مستدير ثقته هكذا
نوح
احمدى
انصارى

على شاكله مهر اصله الممضى هذا الامضا (in Ta'lîk)
نمقه الفقير محمد القاضى بمصر القديمة غفرله

[1] Die undatierte وكتبه. [2] Ebenso هجره. [3] Eine Abschrift ويس وطه. [4] Eine Abschrift وهو عبد الله بن راجين. [5] لكون. [6] Ist die Nachschrift des undatierten Textes, in ihr fehlen alle diakritischen Punkte.

Übersetzung.

Dies ist ein Schreiben, das Muhammed, Sohn des Abdallah, gerichtet hat an alle [2]Menschen insgesamt als Verkünder und Ermahner und im Vertrauen auf die Verheißung Gottes an seine Geschöpfe, damit die Menschen keinen Rechtstitel haben wider Gott nach den Propheten, und Gott ist allmächtig und allweise. Er hat es geschrieben an das Volk seines Glaubens und an alle, [3]welche sich zur Religion des Christentums bekennen im Osten und Westen der Erde, nah und weit, Araber und Nichtaraber, bekannt und unbekannt, als ein Schreiben, das er ihnen zum Schutz gemacht hat. Darum, [4]wer den Schutz, der darin gegeben wird, verletzt und ihm zuwiderhandelt und übertritt, was er befiehlt, der verletzt den Schutz Gottes und bricht seinen Bund und verhöhnt seine Religion und verdient seinen Fluch, mag er Sultan sein oder ein anderer [5]von den rechtgläubigen Muslims.

Und wenn Schutz sucht ein Mönch oder ein Pilger im Gebirge oder Tale, oder Höhle oder im Kulturlande oder in der Ebene oder im Sande oder بيعة oder Kirche, dann bin ich hinter ihnen und wehre ab [6]von ihnen jeden, der ihr Feind ist, ich selbst und meine Helfer und die Leute meines Glaubens und meine Anhänger, denn sie [die Christen] sind meine Anhänger und meine Schutzbefohlenen. Und ich will fernhalten von ihnen den Schaden bei der [Zufuhr der] Lebensmittel, welche die Schutzbefohlenen heranschleppen und [fernhalten von ihnen] das Bezahlen des [7]Charâǵ, außer soviel ihnen selbst gut dünkt. Und es soll gegen sie wegen irgend etwas davon weder Zwang noch Nötigung eintreten. Und nicht soll verändert werden ein Bischof von seinem Bistum, noch ein Mönch aus seinem Mönchtum, noch ein Einsiedler aus seinem Turme, [8]noch ein Pilger von seiner Pilgerfahrt. Auch soll nicht zerstört werden ein Bau von ihren Kirchen und Kapellen noch von dem Vermögen ihrer Kirchen kommen zum Bau einer Moschee oder Wohnungen der Muslime. [9]Wer so etwas tut, der verletzt den Schutz Gottes und handelt dem Gesandten Gottes zuwider. Und es soll nicht auferlegt werden den Mönchen und Bischöfen oder Einsiedlern Kopfsteuer oder Abgabe.

Ich will über ihren Schutz wachen [10]wo immer sie sind, zu Lande und zu Wasser, im Osten und Westen, Norden und Süden, denn sie sind in meinem Schutz und in meinem Bunde und in meiner Sicherheit gegen jegliche Widerwärtigkeit. Ebenso sollen die, welche in die Einsamkeit

gehen in die Gebirge und heiligen Orte, nicht verpflichtet sein [11] zur Kopfsteuer oder Zehnten oder Teilung von dem, was sie anbauen, soweit es für ihren Mund bestimmt ist, und sie sollen unterstützt werden beim Gewinnen des Getreides durch Freigebung eines Ḳadaḥ von jedem Ardabb zu ihrem Mundgebrauch. Und sie sollen nicht verpflichtet sein [12] in den Krieg zu ziehen oder Kopfsteuer zu entrichten, auch die zur Grundsteuer Verpflichteten und die Besitzer von Vermögen, Boden und Handelsgeschäften [sollen] nicht mehr als zwölf Dirhem pro Kopf in jedem Jahre [zu zahlen haben]. [13] Und keinem sollen ungerechte Abgaben auferlegt werden, und nicht darf mit den Leuten des Buches gestritten werden außer über das, was am besten ist[1]. Und wir wollen auf sie niederlassen die Flügel der Barmherzigkeit, und die Strafe der Widerwärtigkeit soll ihnen ferngehalten werden, wo immer sie sind [14] und wo immer sie sich niederlassen. Und wenn die Christin zu den Muslimen geht, so soll sie wohlwollend behandelt und ihr ermöglicht werden, in ihrer Kirche zu beten, und es dürfen zwischen ihr und dem, der ihre Religion liebt, keine Intrigen gemacht werden (?). [15] Und wer dem Schutze Gottes zuwiderhandelt und das Gegenteil davon beabsichtigt, der ist ein Rebell gegen seinen Bund und seinen Gesandten. Und sie sollen unterstützt werden beim Reparieren ihrer Kirchen und [heiligen] Orte, und das soll ihnen eine Beihülfe sein [16] für ihre Religion und ihr Festhalten am Vertrag, und keiner von ihnen soll zum Waffentragen gezwungen werden, sondern die Muslime sollen sie verteidigen. Und sie sollen diesem Schutzversprechen nicht zuwiderhandeln, bis die Stunde anhebt [17] und die Welt zu Ende geht.

Als Zeuge für dieses Schutzversprechen, welches geschrieben hat Muḥammed Sohn des ʿAbdallah, der Gesandte Gottes, für die gesamten Christen und [als Zeuge für] die Erfüllung alles dessen, was ihnen ausbedungen ist, dienen die nachstehend verzeichneten [18] Namen der Zeugen:

[19] ʿAli b. Abi Ṭâlib Abu Bakr b. Abi Ḳuḥâfe ʿUmar b. el Chaṭṭâb ʿOṯmân b. ʿAffân Abu ʾl Dardâ Abi Hurère ʿAbdallah b. Masʿûd ʿAbbas b. ʿAbd el Muṭṭalib Ḥâriṯ b. Ṯâbit ʿAbd el ʿaẓim b. Ḥasan [20] Fuḍèl b. ʿAbbâs el Zubèr b. el ʿAwâm Ṭalḥa b. ʿAbdallah Saʿd b. Muʿâḏ Saʿd b. ʿUbâde Ṯâbit b. Nafis Zèd b. Ṯâbit Bu Ḥanife b. ʿUbaih Hâschim b. ʿUbaih Muʿaẓẓam b. Ḳuraschi ʿAbdallah b. ʿAmr b. el ʿAṣi ʿÂmir b. Jâsin.

[1] Die Stelle ist verderbt, die Übersetzung nur eine Vermutung, s. S. 10.

[21] Geschrieben hat dieses Schutzversprechen ʿAli ibn Abi Ṭâlib mit eigener Hand in der Moschee des Propheten am Datum des dritten Muḥarrem des Jahres 2 der Hiǧra des Propheten.

Die Unmöglichkeit, dieses Schriftstück authentisch zu finden, liegt klar zutage. Datierung, Stil und Inhalt beweisen jedes für sich allein schon die Unechtheit.

Zunächst ist das Datum, 3. Muḥarram des Jahres 2 der Hiǧra, unmöglich. Zwar sind die ältesten Schreiben des Propheten Muḥammed an die arabischen Stämme nicht datiert; es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er vor dem Jahre 5 überhaupt noch keine Schreiben versandt hat[1], und die Stämme, an die er sich dann wandte, wohnten sämtlich in der Gegend von Medina, jedenfalls nicht außerhalb des Ḥiǧâz und Neǧd. Mit den Stämmen im Norden vom Ḥiǧâz, auf die er vor den Sinaiten treffen mußte, ist er erst mehrere Jahre später in Berührung gekommen. Der Stamm der Ǵuḏâm im Gebiet des alten Midian, also auf dem Wege von Medina nach dem Sinai, erhielt sein Schutzschreiben angeblich schon im Jahre 6[2], die Einwohner der Städtchen Adruḥ, Ǵerbā, Maḳnā und Aila erst im Jahre 9 gelegentlich des Zuges nach Tebûk; in diesem Jahre war der Prophet überhaupt zum erstenmal mit Christen und Juden im Süden wie im Norden Arabiens in Berührung getreten. Schließlich braucht kaum erwähnt zu werden, daß unter den 47 Schreiben des Propheten, die sein Biograph Ibn Saʿd aufführt[3], ein solches an die Sinaiten nicht vorkommt.

In seiner Form ist es zudem ganz abweichend von den dort häufig wörtlich zitierten Schreiben. Zunächst fällt auf die völlige Abwesenheit der ständigen Eingangsformel, die Absender, Adressat und Doxologie enthält. Statt dessen finden sich vage Ausdrücke, wonach es an die gesamte Menschheit, dann an die Anhänger des Propheten gerichtet sei. Weiter befremdet der Wechsel in der redenden Person. Zu Anfang wird von dem Propheten in der dritten Person geredet, von Zeile (5) an redet er in der ersten. Nur in dem Schutzschreiben an die Juden in Maḳnā findet sich

[1] Doch will Sprenger, Leben und Lehre des Muhammed III 104, den Vertrag mit den Banu Ḍamra und den Banu Ghifâr in das Jahr 2 setzen, Caetani (Bd. I 677) den ersteren in das Jahr 5.

[2] Diese frühe Ansetzung ist mir höchst zweifelhaft. Da die Ǵuḏâm im äußersten Norden von Ḥiǧâz, eigentlich schon im Byzantinischen Reich, wohnten, so kann Muḥammed schwerlich lange vor dem Zug nach Tebûk, also erst im Jahre 9, mit ihnen in Verbindung getreten sein.

[3] Bei Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten IV, 97—135.

Ähnliches[1]; hier redet er zu Beginn in der ersten, dann in der dritten Person als der Gesandte Gottes. In allen anderen aber redet er in der ersten Person. Der bei aller Weitschweifigkeit ungelenke, häufig unklare Stil ist ganz unmuhammedanisch, bisweilen kaum noch arabisch zu nennen. Im besonderen möge auf folgende Ausdrücke aufmerksam gemacht werden:

2. Statt des Satzes لئلا يكون للناس على الله حجــة hat eine Abschrift den gegenteiligen Sinn ليكون الحجة لله على خلقه »damit Gott den Rechtstitel habe gegen seine Geschöpfe«.

3. Mit فصيح sind gemeint alle, welche (gut) arabisch sprechen. Sonst lautet der Gegensatz عرب وعجم. Fast scheint es, als ob der Schreiber das erstere Wort, das er nur in der Bedeutung »Beduinen« kennen mochte, absichtlich vermieden hat.

6. Zwischen اهل العهد und من القيام fehlt sicher و; außerdem erwartet man عن statt من. Über den Sinn kann wohl kein Zweifel sein.

7. ردنة findet sich in allen drei Abschriften; das Wort ist sonst nicht bekannt. (Schreibfehler für زوية = زاوية nach Littmann).

8. يهدم ist passivisch zu verstehen; das davon abhängige بيتا ist eine noch jetzt von Ungebildeten gebrauchte Konstruktion.

13. Für لا يجادل اهل الكتاب haben zwei Abschriften nur ولا يجادلوا. Die ersichtlich unklare Fassung des Originals hat die verschiedenen Erklärungsversuche veranlaßt. Die Münchener Hs. Cod. ar. 210b (S. 21) hat Z. 24 eine Parallelstelle: ولا تجاوبوهم الا بالتى احسن بهم.

Der Ausdruck نخفض »wir wollen die Flügel der Gnade ausbreiten« braucht nicht christliche Redeweise zu sein, auch die Muhammedaner kennen das Bild, z. B. من ضعف نفسه وانخفاض جناحه K. al Rauḍat. II 14; vgl. auch den den Namen, ursprünglich wohl Titel, جناح الدوله Fürst von Ḥimṣ zur Zeit des ersten Kreuzzuges. Statt لهم erwartet man عليهم.

خراج und جزية wurden in späterer Zeit gleichbedeutend gebraucht; Severus ibn el Mukaffa' 164, 14: الخراج الذى هو الجزية.

14. صارت soll wohl سارت sein; der Ausdruck sieht nach christlichem Ursprung aus. عليه findet sich in allen drei Abschriften statt عليهم. Für

[1] Sperber in M. S. O. S XIX 45.

رضاها hat eine Abschrift رضاها: der Ausdruck ist wie der ganze folgende Satz unarabisch, ebenso

15. واعتمد بالضد من ذلك.

17. التى ist falsche Schreibung für das dem ungebildeten Schreiber allein geläufige vulgäre elli.

20. Die Abkürzung بو für ابو حنيفة ist bei den ägyptischen Christen sehr gebräuchlich. Folgende Beispiele mögen genügen; aus Maḳrîzi (Chiṭ. II) بويحنس . بومقار . بومينا (auch منا), بوفار . بوشنودة . بوجرج . بويخوم . بوبشاى (so zu lesen statt يحنس 495), بوهور . بوسورس . بومرقورة; aus Severus b. al Mukaffa' بوجراح . بوالحكم . بومسلم.

Anderseits findet sich die Form ابا für ابو schon in alter Zeit بلعنبر، بالمصطلق Ibn Sa'd Ṭab. I 2. من ابا مسلم . ابا كبرة Severus 204. Besonders häufig ist sie in Nordarabien bei Ortsnamen: (A)báljesel (zwischen Ma'ân und 'Aḳaba), Abā Zelûme (»Elefant«) Huber Journal 547. Aba'lgezâz, Wâdi im südlichen Midian u. a. m. Umgekehrt haben die Araber aus dem türkischen Bà in Bajazid Abû Jazid gemacht.

21. Merkwürdigerweise ist in der Unterschrift على بن ابى طالب das Wort ابى richtig. In dem echten Schreiben an die Juden von Maḳna[1] und in dem unechten aus der Geniza (s. u.) steht dafür ابو[2]. Ich bemerke hierzu, daß die grammatisch unrichtige, aber in den ersten Jahrhunderten anscheinend nicht selten gebrauchte Schreibung ابو sich mehrfach belegen läßt, z. B. in dem aus dem 3. Jahrhundert d. H. stammenden Koran Nr. 15 der Ajâ Sofia heißt es: كتبه على بن ابو طالب, in Nr. 21 mit Woḳfîje von Ramaḍân 337 d. H. aber كتبه على بن ابى طالب; Bekri G. W. 282 بخط ابو موسى.

25. بايد ist mittelalterlich.

Am schärfsten gegen die Echtheit des Schreibens spricht der Inhalt. Während in den erhaltenen echten Schutzschreiben des Propheten in der Hauptsache von den Pflichten die Rede ist, die den Schutzbefohlenen auferlegt werden, sind ihnen in der vorliegenden Urkunde im Gegenteil die weitgehendsten Vorrechte bewilligt ohne irgendwelche Gegenleistung. Daß Erleichterungen in der Steuerfrage die Hauptrolle dabei spielen, ist

[1] Balâḏuri 60.
[2] Bei Sperber. a. a. O. 47—48.

begreiflich. Aber keine muhammedanische Regierung hat ihren Untertanen, am allerwenigsten den Christen, das Recht der Selbstbestimmung der Steuer je gewährt (7).

Man fragt sich, wer die Christen waren, die in solcher Weise bevorzugt werden sollten. Das Sinai-Kloster wird mit keinem Wort genannt, wenn auch zunächst und anscheinend in der Hauptsache von Einsiedlern und Mönchen, Pilgern und Bischöfen die Rede ist. Passen würde auch auf das Kloster die Erwähnung der Zufuhr der Lebensmittel, freilich auch auf die anderen in den Wüsten von Ägypten gelegenen. Auffälliger ist es schon, wenn von Besitzern von Vermögen, von Grund und Boden und von Handelsgeschäften gesprochen wird. Aber da das Kloster große Liegenschaften besaß, wenn auch schwerlich schon zur Zeit des Propheten, und mit den Erzeugnissen desselben gelegentlich wohl auch Handel trieb[1], so läßt sich diese Erwähnung allenfalls noch begreiflich finden. Ganz unerklärlich aber bleibt die Konzession über die christlichen Frauen und ihre Behandlung durch die Muhammedaner, ganz abgesehen davon zunächst, daß eine solche Konzession überhaupt unmöglich ist. Zu welchem Zweck sollten diese Frauen zu den Muhammedanern gehen, freiwillig doch nicht? Also nur als Kriegsgefangene, wenn sie in die Sklaverei geschleppt wurden. Und solche sollten am Besuch der Kirchen nicht verhindert und im Verkehr mit denen, die zu ihrer Religion hinneigten (Christen oder Muhammedaner?), nicht gestört werden dürfen? Abgesehen davon, daß eine solche Konzession von seiten Muhammeds ganz undenkbar ist, so hat vor allem das Kloster nie mit Frauen zu tun gehabt, denen überhaupt erst in der neuesten Zeit der Zutritt dazu gestattet worden ist.

Ebenso unverständlich ist die zugesagte Vergünstigung der Befreiung vom Kriegsdienst und Waffentragen[2], wenn unter diesen Privilegierten die Leute des Klosters verstanden werden sollen; waren doch die Christen insgesamt dieser Ehre nicht teilhaftig. Allerdings wissen wir, daß Christen zum Übertritt gezwungen und zu Soldaten gemacht wurden (Abû'l fida IV, 4) oder um den Schikanierungen und Demütigungen seitens ihrer muhammedanischen Herrscher zu entgehen, freiwillig zum Islam übertraten und sich in das

[1] So berichtet der Pilger Ludolf von Suthem 1336, daß die Klosterbrüder Kohlen und Datteln von Helym [= Ṭôr] nach Babylon in großen Mengen zu Markte brächten.

[2] In dem gefälschten Schutzbrief für die Juden ist merkwürdigerweise gerade das Gegenteil, das Recht zum Waffentragen, zugesagt: Steiner a. a. O.

Heer einstellen ließen (Severus 164, 15), oder von ihnen bedroht wurden, auf die Galeeren geschickt zu werden (id. 143, 13). Solche Vorkommnisse zu verhindern, dürfte der Verfasser der Urkunde beabsichtigt haben. Diese Abneigung gegen Krieg und Waffenhandwerk ist übrigens ein weiterer Beweis für den späten Ursprung der Urkunde. Jedenfalls war im 8. Jahrhundert n. Chr. bis in das 9. hinein von einem solchen unkriegerischen Geist bei der ägyptischen Bevölkerung nichts zu spüren. In diese Zeit, in die Jahre 107, 121, 132, 150, 156, 216 d. H. fallen die großen Aufstände, hauptsächlich in Unterägypten, deren Unterdrückung den arabischen Statthaltern Mühe genug gemacht hat.

Alle diese Erwägungen lassen die Annahme unmöglich erscheinen, daß die Urkunde von einem Angehörigen des Klosters und zu dessen Vorteil allein angefertigt worden sei. Es bleibt dann eben nur die Erklärung übrig, daß sie außerhalb des Klosters entstanden ist. Allerdings hatte sein Urheber in erster Linie die Vorteile von Klosterleuten dabei im Auge und dann erst die der christlichen Bevölkerung des Landes insgemein.

Ein bestimmter Anlaß zur Herstellung der Urkunde läßt sich daraus nicht recht ersehen. Aus der Zusage, daß keine Erhöhung der Steuer erfolgen soll, kann man schließen, daß eine solche damals gedroht hat oder schon eingetreten war. Ferner läßt das Versprechen, daß kein Gebäude, d. h. wohl Teil von Kirchen, demoliert und das Vermögen der Kirchen nicht zum Bau von Moscheen und muhammedanischen Häusern verwendet werden darf, vermuten, daß dergleichen damals zu befürchten gewesen ist. Solche Fälle sind aber in Ägypten häufig vorgekommen, einige aus dem Mittelalter sollen später angeführt werden.

Daß als Ursprungsland nur Ägypten in Betracht kommen kann, zeigt die Erwähnung der Maße Ardabb und Ḳadaḥ (11), die nur dort, aber nicht in Syrien im Gebrauch waren[1]; im übrigen sind spezifisch ägyptische Sprachwendungen im Text nicht vorhanden.

Bezüglich der Zeit der Herstellung ist ein sicherer Anhaltspunkt im Text gegeben durch die Erwähnung des »Sultans« (4)[2]. Dieses Wort, ursprünglich = Regierung, Herrschaft, wurde zwar schon seit dem 1. Jahrhundert d. H. den Statthaltern, wie es scheint vom Volke als Hoheitstitel beigelegt und

[1] Noch in Aila-'Akaba waren Maße und Gewichte syrisch. Muḳaddasi 179, 2.

[2] Der Ausdruck »mag er Sultan sein oder etwas anderes« bedeutet nur = hoch und niedrig.

von ihnen geführt[1]. Offiziell freilich wurde er erst etwa zwei Jahrhunderte später im Jahre 334 d. H. = 945 n. Chr. von dem abbasidischen Reichskanzler bzw. Regenten Aḥmed aus dem persischen Geschlecht Bûjeh (arabisch Buwaihi) neben dem Ehrentitel معز الدولة angenommen, zum Zeichen dessen, daß er die weltliche Gewalt im Abbasidenreiche übernommen habe. Wann in Ägypten der Sultanstitel amtlich eingeführt wurde, bleibt unsicher; eine bestimmte Angabe bei den Historikern findet sich nicht darüber. Die Großwezire des späteren Fatimidenchalifen scheinen ihn (außeramtlich?) geführt zu haben, so Badr el Ǵamâli[2], Ibn Sallâr unter el Ẓâfir im Jahre 547[3], und unter el 'Âḍid Asad eddîn Schirkûh, in dessen Bestallungsurkunde امير الجيوش mit سلطان الجيوش wechselt[4]. Der erste, der ihn offiziell führte, war Saladin; er erhielt ihn im Jahre 570, trug ihn aber erst seit 576[5].

Die Sinaiurkunde kann also nicht vor rund 900 n. Chr. entstanden sein. Zu dieser Ansetzung paßt noch ein anderer Anhaltspunkt. Es war oben gesagt worden, daß in dem ältest erhaltenen Firman vom Jahr 1134 die Urkunde als »alte« bezeichnet ist. Da nun kaum anzunehmen steht, daß noch eine andere vorhanden gewesen ist, also nur die vorliegende damit gemeint sein kann, so müßte sie damals etwa mindestens 100, vielleicht 200 Jahre alt gewesen sein. Wir kämen also in die Zeit vor 1000 und können mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Herstellung auf den Raum von 900—1000 begrenzen.

Ist diese Ansetzung richtig, dann darf man noch einen Schritt weiter tun und annehmen, daß unser Schriftstück in der Zeit des Chalifen Ḥâkim (996—1020 n. Chr.) entstanden sein mag. Auf sie passen auch die angeführten Merkmale einer schweren Bedrückung[6]. Ḥâkim war, obwohl er von einer christlichen Mutter stammte, offenbar entschlossen gewesen, das Christentum auszurotten.

Über 1030 Kirchen und Klöster habe er zerstören lassen; ihr Vermögen wurde geraubt und samt Grund und Boden zum Bau von Moscheen

[1] Der gleiche Bedeutungsübergang hat mit dem Wort »daula« stattgefunden, das jetzt in Südarabien Titel aller Häuptlinge geworden ist.

[2] Maḳr. Chiṭ. I 442.

[3] v. Berchem, Matériaux 229 A. 4. Wüstenfeld, Gesch. der Fatimidenchalifen 316

[4] K. ar raudatein I 158/9.

[5] v. Berchem, 727 A. 4.

[6] Die Leidensgeschichte der Christen in Ägypten gibt ausführlich Maḳrizi, Chiṭ. II 492 f.

verwendet. Der Steuerdruck erreichte eine nie dagewesene Härte. Handwerker und einfache Arbeiter mußten $1^1/_2$—$1^3/_4$ Dinar im Jahre zahlen, obwohl der gesetzliche Höchstsatz nur 1 Dinar war[1]. Die Geistlichkeit, die bis ʿUmar ibn ʿAbd el ʿAzîz samt ihren Grundstücken ganz steuerfrei geblieben[2], dann von Jezîd zur Steuer herangezogen worden war, unter ʿAbdallah ibn el Ḥabḥâb noch eine Erhöhung, unter Ibn Ṭulûn wieder eine Ermäßigung erfahren, unter dem Chalifen Muḳtadir im Jahr 315 d. H. = 927 n. Chr. sogar völlige Steuerfreiheit erlangt hatte, war von den Fatimiden offenbar aus politischen Gründen, um an den Christen ein Gegengewicht gegen die sunnitische Bevölkerung zu bekommen, stark begünstigt worden[3]. Der Einfluß und das Ansehen, den das christliche Element besonders unter el Muʿizz und el ʿAzîz in der Staatsverwaltung erlangt hatte, mußte eine muhammedanische Reaktion erzeugen, die unter Ḥâkims Leitung der schwerste Schlag wurde, den das Christentum in Ägypten erlitten hat. Sich gegen solche Verfolgungen zu schützen und womöglich die frühere günstige Lage wiederzugewinnen, das war offenbar der Zweck, den der Verfasser der Urkunde im Auge gehabt hat. Daß die Fälschung besonders geschickt ausgeführt sei, läßt sich nicht behaupten. Um so mehr muß man sich wundern, daß ein solches Machwerk über ein halbes Jahrtausend für echt gehalten werden konnte. Nur der Mangel der Muhammedaner an kritischem Sinn in religiösen Fragen sowie ihre Ehrfurcht vor den آثار können diese Erscheinung erklären.

Nicht ausgeschlossen freilich bleibt die Möglichkeit, daß Sultan Suleiman oder sein Vertreter, der das Dokument zu sehen bekommen hat, Mißtrauen dagegen gefaßt und zur Vermeidung von Ärgernissen es habe verschwinden lassen.

Schließlich steht das Dokument in der Geschichte des Orients nicht ohne Beispiel da. Alle Religionsparteien haben bei der Herstellung gefälschter Urkunden mitgetan, die von dem Propheten herrühren sollten. Die ältesten reichen bis in die Zeit kurz nach seinem Tode hinauf[4]. Das bekannteste ist die Schenkungsurkunde des Propheten an die Familien Tamîm b. Aus und Nuʿeim b. Aus el Dâri, durch die sie sich großen Grund-

[1] Abu Jûsuf, K. al charâǵ 69, 70.

[2] Severus b. el Muḳaffaʿ 134, 11. 143, 22 id. 144.

[3] Der Armenier Abu Ṣâliḥ (Churches and Monasteries of Egypt, ed. Evetts, S. 151) rühmt, daß die Fatimiden den koptischen Klöstern und Kirchen reiche Ländereien verliehen haben, die ihnen dann von Saladin wieder genommen wurden.

[4] Sperber a. a. O. 67. Goldziher, Muhammed. Studien II 364.

besitz in Südpalästina verschafft hatte. Der Schwindel wurde zwar von dem Kâḍi von Jerusalem im Jahre 490 d. H. aufgedeckt, aber trotzdem wurde das Machwerk als Reliquie für schweres Geld von einer Chalifenbibliothek erworben[1]. Ein anderes Exemplar, genannt كتاب الانطاء, so genannt nach seinem Beginn هذ اما انطى محمد[2], ist von einem Nachkommen der Familie zur Zeit des Sultans Murâd nach Konstantinopel gebracht und der kaiserlichen Bibliothek verehrt worden[3].

Sicher apokryph ist auch das Schreiben an den Bischof Daghâṭir[4]. Der echt beduinische Name[5] dieses tief im byzantinischen Reiche (Emesa) wohnenden Adressaten, noch mehr aber der von den echten Schreiben ganz abweichende Inhalt lassen über die Unechtheit keinen Zweifel. Während das erste Schreiben von den angeblichen Adressaten gefälscht war, rührt das zweite offenbar von einem übereifrigen Anhänger des Propheten her, der dessen Ruhm damit zu verherrlichen glaubte.

Nicht zu zweifeln dagegen ist an der Echtheit des Schutzschreibens, das der Prophet an die jüdischen Bewohner der Städtchen Adruḥ und Ġarbâ gerichtet hatte, und das dort noch zu Ende des 10. und im 11. Jahrhundert H. vorgezeigt wurde[6], samt der (echten?) Burde des Propheten, die gleichfalls dort aufbewahrt wurde[7]. Allerdings weisen die Überlieferungen über dieses Schreiben bemerkenswerte Differenzen auf, zu denen ich aber die doppelte Fassung als unerheblich nicht zählen möchte. Zunächst ist nicht klar, ob es sich um ein oder zwei Schreiben gehandelt hat. Nach Ibn Sa'd, Ibn Hischâm und Balâḏuri ist das Schreiben an die Einwohner beider Städte zusammen gerichtet gewesen, worin nichts Auffallendes zu finden ist, obwohl sie in erheblicher Entfernung voneinander lagen. Ṭabari dagegen sagt ausdrücklich (I 1702), daß der Prophet an jede Stadt besonders ge-

[1] S. o. 3 A. 1. Hierzu Nöldeke in Lit. Zentralbl. 1916, Sp. 707 (Littmann).

[2] Über das Verbum انطى s. Landberg, Arabica V 142.

[3] Nach dem Glossator von Ibn Doraid, Kitâb el ischtiḳâḳ 226 Anm. b. Welcher Murâd von den dreien dieses Namens gemeint ist, wird dort nicht gesagt, es heißt nur فى الدولة المرادية. Auch die Zeit des Glossators läßt sich nicht ermitteln.

[4] Wellhausen, Skizzen IV, Nr. 43, S. 119.

[5] So, nicht Dughâtir, möchte ich den Namen vokalisieren. Der moderne Deghêṯir (Hess, Beduinennamen 22) ist nicht Diminutiv, sondern Aussprache mit Imâle. Häufig ist die Form Daghṯûr oder Dughṯûr.

[6] Sperber a. a. O.

[7] Muḳaddasi 178, 9.

schrieben habe (كتب لكل كتابا), und Wâkidi andrerseits, der das Schreiben an Adruḥ vor Augen gehabt und kopiert hat, sagt nichts von Ǵerbâ. Ibn Sa'd verwirrt die Sache ganz, indem er den zweiten Namen Ǵanba schreibt, ein zweites Mal (Nr. 44) die Banu Ǵanba Juden nennt und als einen Teil der Einwohner von Maḳnâ bezeichnet.

Die Späteren hatten erst recht keine genaue Kunde mehr. Muḳaddasi (178, 9) sagt, das Schreiben sei in Adruḥ vorhanden, Bekri dagegen, es sei in Ǵerbâ, ein andermal (unter دومة الجندل) allerdings, es sei in Adruḥ[1]. Eher könnte die große Differenz in den Angaben über die Höhe der Steuer auffallen. Nach Wâkidi bekamen die Einwohner von Adruḥ allein 1000 Dinar jährlich zu zahlen, nach Ibn Sa'd die beiden Städte zusammen nur 100, nach Balâḏuri Adruḥ 100, Ǵerbâ die »gizje«. Da die Zahlen in dieser ältesten Zeit nicht in Ziffern, sondern in Buchstaben voll ausgeschrieben wurden, so ist diese Differenz nicht ohne Belang. Aber trotz dieser Einwände wird an der Echtheit des Schreibens festzuhalten sein.

Auch die Juden haben eines oder mehrere solcher gefälschten Dokumente besessen, begreiflich, da der Islam von Anfang an ihnen noch schlimmer mitgespielt hat als den Christen. Die Versuchung lag bei ihnen um so näher, als ein unzweifelhaftes, vom Propheten herrührendes Schutzschreiben für die jüdische Gemeinde in Maḳnâ am Golf von 'Aḳaba tatsächlich vorhanden war[2]. Nach seinem Muster ist im Mittelalter ein neues Schutzschreiben für dieselbe Gemeinde und die von Chêbar angefertigt worden, das erst in neuester Zeit in Cairo aufgefunden worden ist[3]. Obwohl es zwar noch nicht in allen Einzelheiten aufgeklärt ist, so muß die Unechtheit bei vorurteilsfreier Betrachtung außer Zweifel bleiben. Vor dem Sinaidokument hat es eine viel geschicktere Abfassung voraus; gemeinsam mit ihm hat es, daß es wie dieses nur von Rechten spricht, die den Adressaten bewilligt werden.

Es müssen aber noch mehr derartige Dokumente in Ägypten während des Mittelalters existiert haben. Von dem Mamlukensultan Ǵaḳmaḳ (842—857 d. H. = 1438—1453 n. Chr.) wird berichtet[4], daß er im Jahre 846 d. H.

---

[1] Sprenger (III, 424 A. 1) sagt, Bekri berichte in seiner Geographie, daß die Juden in Midian auch einen Brief des Propheten besitzen, der zwar ganz schwarz geworden, aber noch leserlich sei. Ich habe die Stelle nicht finden können.

[2] Von Ibn Sa'd Nr. 44 und Balâḏuri 60 in etwas abweichenden Überlieferungen erhalten.

[3] Sperber, a. a. O. 48 ff.

[4] Sachâwi, Tibr ed. Cairo 1896, 39—40: العهد المكتتب على اسلافهم

3*

(= 1442 n. Chr.), aufgehetzt von der fanatischen Geistlichkeit, den koptischen und den griechischen Patriarchen sowie die Häupter der orthodoxen, karäischen und samaritanischen Judenschaft befragt habe nach dem »Schutzbrief, der ihren Vorvätern ausgestellt worden sei«. Da sie nichts davon wußten, so beschloß der Staatsrat, »ihnen den Schutz zu erneuern nach Maßgabe des von dem Chalifen 'Omar ibn el Chaṭṭâb überlieferten«. Es muß sich dabei doch um zwei Dokumente gehandelt haben, für jede Religionsgemeinschaft eins. Ob das für die Juden bestimmte mit dem in der Geniza gefundenen identisch gewesen ist, kann wegen dessen Adressierung zweifelhaft sein; es müßte also noch ein anderes existiert haben. Befremdlich bleibt bei der Sache nur, daß die Hauptinteressenten, die Patriarchen und die Rabbiner, von der Existenz dieser für sie so wichtigen Urkunden anscheinend keine Ahnung gehabt haben sollen. Vermuten läßt sich immerhin, daß die christliche Urkunde das heutige Sinaidokument gewesen sein mag[1].

Ein Seitenstück zu letzterem scheint der Schutzbrief zu sein, den das Kloster Ghubbâ barrâjâ in Mesopotamien besessen hat. Er stammte angeblich ebenfalls von der Hand des Chalifen 'Ali, muß aber in viel früherer Zeit als die genannten entstanden sein, da er vor dem Jahre 825 n. Chr. dem Chalifen Mamûn in Bagdad gezeigt worden ist[2]. Es muß also eine recht alte, mindestens aus dem 8. Jahrhundert stammende Fälschung gewesen sein, die offenbar sehr geschickt gemacht gewesen war, wenn ein so kluger Mann wie Mamûn sich hat dadurch düpieren lassen. Schließlich wollen auch die orthodoxen Armenier in Ägypten zwei solcher Schutzschreiben des Propheten besessen haben, deren Originale sich bei dem Patriarchen in Rußland befinden sollen[3].

[1] Mit العهد العمرى Makrizi II 498 ist ersichtlich kein eigener Schutzbrief gemeint, sondern die allgemeine Verordnung Omars gegen Christen und Juden. Eine Urkunde von Omar zeigten die Christen von Ḳuṣair (im Gebiet von Antiochien) dem Sultan Baibars im Jahre 666 vor, in welcher ihnen ihr Recht auf den Besitz der Stadt verbrieft war: Weil, Geschichte der Chalifen IV, 67.

[2] Barhebraeus, Kirchengeschichte (ed. Abbeloos und Lamey) I 358: ܡܛܠ ܕܒܥܐ ܗܘ ܐܚܐ ܠܡܠܟܐ ܗܘ ܕܢܚܙܐ ܕܝܠܗܘܢ . . . ܗܘܐ ܚܙܐ ܕܟܬܒ ܥܠ ܡܫܝܚܝܐ ܕܢܬܢܛܪܘܢ

[3] Brugsch, Reiseberichte aus Ägypten, 56.

Anhang.

Eine ähnliche Urkunde, ein Schutzbrief des Propheten Muhammed für die koptischen Christen in Ägypten, findet sich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek als Cod. arab. 210b.

Es ist dies eine moderne Kopie, nach Papier und Schrift aus der Zeit nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da eine Herausgabe und Bearbeitung der Urkunde von andrer Seite zu erwarten steht, so mag hier nur die Einleitung im Wortlaut, der Inhalt bloß im Auszug wiedergegeben werden:

1 نسخة العهد كما رسم سيد الانام عليه اتم التحيات وافضل السلام الى الذميون sic بالامن والامان ؞
محررها الفقير جرجس

2 بسم الله الرحمن الرحيم وبه نستعين نسخة العهدة الذى sic كتبها محمد بن عبد المطلب وهبة منه لساير طوايف النصارة والقبط بمصر وساير اقاليمها جميعاً وقال هذا عهدى منى الى كافة النصارة الذمية والى ساير المواضع الساكنين

3 فيها حفظ sic منا لهم ورعاية لاجل الله تعالى لانهم وداعة الله فى ارضه الخ

Übersetzung.

1 Abschrift des Schutzschreibens, wie [es] der Herr der Menschen [Segenswünsche] geschrieben hat an die Schutzbefohlenen in Sicherheit und Frieden. [Ab-]geschrieben hat es der [der göttlichen Gnade] bedürftige Girgis.

2 Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers, und zu ihm flehen wir um Schutz.

[Dies ist] die Abschrift des Schutzschreibens, das Muhammed ibn 'Abd el Muttalib geschrieben hat, und als Geschenk von ihm an alle übrigen Konfessionen der Christen und der Kopten in Ägypten und allen ihren sonstigen Gebieten. Und er spricht: Dieses ist mein Schutz[-versprechen] von mir für alle christlichen Schutzgenossen und für alle übrigen Orte, in denen sie wohnen

3 als Schutz von uns für sie und zur Hut von Gottes wegen, denn sie sind ein Gut Gottes auf seiner Erde usw.

Nach dieser recht langatmigen Einleitung (Z. 1—7) verspricht der Prophet ihnen den Schutz Gottes für sie, ihre Ländereien, Kirchen, Klöster und deren Insassen (8—9), für ihre Religion, soweit in seinen und seiner Leute, der Ismailiten, Kräften stünde (10—11), will sie ehren in aller Welt, daß sie Schreiber und Schatzmeister bei Sultanen, Königen und den Großen der Erde werden können (12). Ihre Mönche und Geistlichen sollen ohne Abgaben, ihre Kirchen, Klöster und Pachtländer für ewige Zeiten steuerfrei bleiben; ihre Patriarchen und Bischöfe sollen nicht abgesetzt, ihre Gesetze nicht aufgehoben (13), kein Christ an seiner Religion gehindert und ihre Bethäuser nicht zerstört werden (14). Aus den Häusern der Christen darf nichts genommen, ebensowenig aus ihren Kirchen (15). Wenn ein Bau von ihren Kirchen einstürzt, darf er repariert werden (16). Es dürfen den Christen keine Lasten auferlegt werden, außer solchen, mit denen sie einverstanden sind (17). Herumziehende Kaufleute sollen pro Jahr sieben Dirhem zahlen (18); vom Grundbesitzer soll nicht mehr erhoben werden, als er leisten kann (19). Die Christen dürfen nicht zum Kriegsdienst herangezogen werden (21); auch dürfen sich die Muhammedaner in Streitigkeiten zwischen Christen nicht einmischen, außer zur Begütigung (22). Abnehmen dürfen die Muhammedaner den Christen nichts, außer als Entleihung (23). Niemand soll sie kränken oder schädigen (24—25). Verboten ist auch نكاح نسايهم وابنايهم (26), sowie ihre Töchter zu heiraten und ihre Weiber, außer wenn sie freiwillig zum Islam übertreten (27). Kein Christ soll mehr Sklave eines Muslim werden dürfen (28). Im Notfalle soll der Muslim dem Christen beistehen (29—30). Sie sollen die christlichen Kirchen nicht betreten, noch den Gottesdienst stören (31). Die Christen brauchen den Muslimen im Kriege nicht beizustehen, nur sollen sich die Klosterbewohner der von der Pilgerfahrt nach Mekka Heimkehrenden mit Speise und Trank annehmen (32). Man soll die Christen nicht zwingen, ihre Religion zu verlassen (33), ihre Geistlichen und Mönche nirgends kränken (34). Man soll die Christen nicht hindern, die Glocken zu läuten انضرب في سفينة نوح عليه السلام.

Das Schriftstück ist im Gegensatz zum Sinaidokument nicht datiert und trägt außer 31 Zeugenunterschriften noch die Bemerkung, daß es von Abū Tâlib b. Aḥmed — wohl dem Chalifen Omar — auf Gazellenleder in drei Exemplaren geschrieben worden sei, wovon das eine im Hause der

Herrschaft (bait el mamlaka) im Maǵlis des Sultan sich bis auf diesen Tag befinde, die beiden andern bei den Mönchen in der Wüste (بريّة).

Die Urkunde ist laut Z. 2 für die Kopten, also wohl auch von ihnen angefertigt worden und enthält ziemlich dieselben Verheißungen von Vorrechten wie das Sinaidokument. Doch finden sich einige Abweichungen, die für den koptischen Verfasser charakteristisch sind. Während in dem Sinaidokument (Z. 12) die Christen sich jährlich 12 Dirhem als Steuer auferlegen lassen wollen, sollen die Kopten nur sieben zahlen (Z. 18). Weiter wird den koptischen Christen verheißen (Z. 12), daß sie Beamte und Finanzleute bei den Sultanen und Großen der Erde sein sollen, eine Stellung, die sie das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit in Ägypten eingenommen haben, zum Mißvergnügen nicht bloß der Muhammedaner, sondern auch der übrigen Christen, die vom Regierungsdienst ausgeschlossen waren.

Dafür erkennt die koptische Urkunde aber auch eine Verpflichtung an, von der sich im Sinaidokument nichts findet: den muhammedanischen Pilgern soll von den Bewohnern der Klöster[1] Speise und Trank gereicht werden.

Anderseits findet sich eine merkwürdige Übereinstimmung. Der unklare Ausdruck der Sinaiurkunde, Z. 13, ولا يجادلوا | اهل الكتابِ | الابالتى هى احسن erscheint in der koptischen, Z. 24, freilich etwas verändert, wieder: ولا تجاوبوهم الا بالتى واحسن بهم. Es ist möglich, daß beide Lesarten zurückgehen auf eine ursprüngliche: ولا تجاوبوهم الا بالتى احسن. Daraus möchte ich aber nicht schließen, daß beide Urkunden auf eine ältere zurückgehen, sondern höchstens, daß die eine nicht ohne Kenntnis der andern entstanden ist.

II.

Zwei Firmane des Sultans Ḳâit Bâi.

Als ein Beispiel der Firmane folgen zwei vom Sultan Ḳâit Bâi, also aus dem Ende des Mittelalters.

Das Kloster hatte die wechselnden Geschicke Ägyptens überdauert, den Übergang der Fatimidenherrschaft an die Dynastie Saladins, dann deren

[1] Gemeint sind die der Klöster im Wâdi Naṭrûn, durch das die alte Straße der nordafrikanischen Pilger führte.

schnellen Verfall und ihre Ablösung durch die Mamlukenherrschaft, mit der die letzte Periode staatlicher Selbständigkeit für Ägypten gekommen war.

Der Talisman, den das Kloster an jenem angeblichen Schutzschreiben des Propheten Muhammed besaß, hatte es zwar nicht vor Brandschatzungen seitens der Beduinen, selbst teilweiser Zerstörung und gelegentlicher Ausmordung schützen können, aber schließlich hatte es ihm allein die Möglichkeit seines Fortbestehens zu danken. Denn wenn schon in der älteren Zeit ein Zweifel an seiner Echtheit nicht laut geworden war, so war das in der späteren Zeit erst recht nicht mehr möglich, und so sahen sich selbst die größten Christenfeinde unter den ägyptischen Sultanen gezwungen, ihren Beamten und den Beduinen den Schutz des Klosters und seiner Bewohner immer wieder zu empfehlen.

War unter den Fatimiden, mit Ausnahme von el Ḥâkim, noch mehr unter den Aijubiden von Saladin an die Lage der ägyptischen Christen leidlich günstig gewesen, so trat mit der ersten Mamlukendynastie eine Periode der Bedrückung und Verfolgung ein, die auch unter der zweiten noch anhielt und den Bestand des Christentums in Ägypten erheblich geschmälert hat.

Wie schlimm die Lage der Christen in Ägypten während der zweiten Hälfte des Mittelalters geworden war, möge durch einige kurze Auszüge aus den Berichten muhammedanischer Chronisten gezeigt werden.

Als im Jahre 663 d. H. (= 1264 65 n. Chr.) in Kairo eine große Feuersbrunst ausbrach, die wie üblich den Christen zur Last gelegt wurde, befahl Sultan Baibars, sämtliche Christen zu verbrennen, wozu auch unverzüglich Anstalten getroffen wurden. Nur durch schwere Geldopfer an einige hohe Beamte gelang es, das Unheil abzuwenden[1]. Eine umfassende Zerstörung von Kirchen und Klöstern durch ganz Ägypten, von Alexandrien bis Asuân und in die Oasen der Sahara hinein, fand im Jahre 721 d. H. (= 1321 n. Chr.) statt, unter der Regierung des Sultans Malik el Nâṣir, der gegen den von der Geistlichkeit aufgehetzten Pöbel machtlos war, zumal da auch die hohen Beamten mit ihm sympathisierten. Unersetzliche Schätze von Denkmälern altchristlicher Kunst und Literatur sind damals zugrunde gegangen[2].

[1] Ibn Ijâs I, 104. Aus Severus b. el Muḳaffaʿ wissen wir, daß seit der ersten Zeit des Islam in Ägypten die Strafe des Verbrennens der Christen Sitte geworden war.

[2] The Churches and Monasteries of Egypt, attributed to Abu Ṣâliḥ, by Evetts, 328 f.; Maḳrizi, Chiṭaṭ II, 49.

Im neunten Jahrhundert wurden diese Zerstörungen fortgesetzt. Sultan Ġaḳmaḳ, der stark fanatisch war, da er unter dem Einfluß seines Hofimâm stand, ließ sich von der Geistlichkeit bewegen, im Jahre 846 d. H. (= 1442 n. Chr.) die Schließung und Zerstörung einer Reihe von Kirchen anzuordnen[1].

Für den Haß, der bei der muhammedanischen Geistlichkeit, vielleicht auch beim Volke gegen Christen und Juden herrschte, zeugen die Ausdrücke, die damals für die Andersgläubigen im Schwange waren: الكفار »Ungläubige«[2], اللعين »Verfluchter«[3], اليهود اللئم »die gemeinen Juden«[4], دينهم الخبيث »ihre elende Religion«[5], اخزاهم الله »Gott verschände sie«[6], zeugt vor allem die Wut, mit der das Schreiben des abessinischen Königs Zar'a Ja'ḳûb aufgenommen wurde, obwohl es in sehr würdigem Tone gehalten war[7] und nur einige berechtigte Forderungen erhob, z. B. die Unterlassung der an die Christen üblichen Anrede: du Hund. Die Antwort fiel schroff ablehnend aus; ihr Wortlaut wird zwar nicht mitgeteilt, wird aber entsprechend gewesen sein, da der König nur اللعين »der Verfluchte« genannt wird. Der Negus hielt sich dann an die Muhammedaner seines Reiches, während der Sultan den Patriarchen[8] foltern ließ und alle Christen umzubringen drohte[9].

Drei Jahre später (Ḏu'lḳa'de 849 d. H. = Februar 1446) unternahm er einen Vorstoß gegen das Sinaikloster. Er hatte erfahren, daß die Moschee daselbst von einigen Kapellen und Mönchszellen überragt würde und diese

[1] Ibn Ijâs II. 35, ausführlicher bei Sachâwi. Tibr 20. 21. 36. 39. 72. Daß der Sultan aber gleichzeitig die Straßen von Kairo bei Prügelstrafe zu reinigen befahl, wurde ihm als schwere Bedrückung ausgelegt. Sach. Tibr 36. Übrigens mag daran erinnert werden, daß wenige Jahre vorher nach dem Konzil von Florenz (1439) die definitive Scheidung der östlichen und westlichen Kirche erfolgt war.

[2] Sach. Tibr 64. 71. 125. 309.

[3] Ebenda 38. 39. 71.

[4] Ebenda 72.

[5] Ebenda 38.

[6] Ebenda 309.

[7] Ebenda 68—71.

[8] Doch wohl den koptischen.

[9] Die Beziehungen mit Abessinien blieben noch lange gespannt. Erst 857 d. H. kam wieder eine abessinische Gesandtschaft nach Kairo. Einzelheiten darüber sind nicht mitgeteilt. Sach. Tibr 428: dann wieder eine im Jahre 880 d. H. zu Ḳâit Bâi und schließlich 922 eine zu Ḳanṣuh, die beinahe unglücklich geendet wäre: Ibn Ijâs III. 7—9.

wie auch der Glockenturm nur 30 drâʿ von ihr entfernt seien. Es wurde eine Untersuchungskommission hingeschickt[1], die die Anschuldigung bestätigte. Ihrem Bericht verdanken wir eine Aufzählung der Kirchen bzw. Kapellen in und außerhalb des Klosters[2]. In einem Protokoll vom 5. Ḏu'lḥiǵǵe desselben Jahres (= 5. März 1446) wurde dann bestimmt, daß diese Kapellen und Zellen zu demolieren seien und ihr Platz Staatseigentum werden solle. In einem Firman vom Ḏu'lḳaʿde 855 d. H. (= Ende November 1451) wurde dem Bischof Joachim Steuerfreiheit für die Gärten von Ṭôr[3] und Abschaffung der neuen Steuern sowie das alleinige Aufsichtsrecht darüber bewilligt.

Ende Ḏu'lḳaʿde 851 d. H. (= Januar 1448 n. Chr.) schließlich ließ er, wiederum auf Betreiben der Geistlichkeit, eine griechische Kirche in Altkairo, in dem ehemaligen römischen Kastell gelegen, abbrechen. Das Inventar, Marmorsäulen, Kanzel (»Patriarchensitz«), Leuchter, usw. wurde zum Bau und zur Ausstattung einer neuen Moschee verwendet[4].

Auf Ǵaḳmaḳ folgte nach den weniger hervortretenden Herrschern Inal, Choschḳadem[5] und Bilbai[6] im Jahre 872 d. H. (= 1468) Sultan Ḳâit Bâi, der Urheber der im folgenden mitgeteilten Firmane. Zum Verständnis der Zeit, in der ihre Verleihung erfolgte, wird es sich empfehlen, die Regierung dieses Sultans etwas näher zu betrachten, die als eine letzte Glanzperiode von Ägypten gilt.

Ḳâit Bâi's Regierung, von 873—901 d. H. = 1468—1495 n. Chr., war die längste, die ein Herrscher Ägyptens nach dem Fatimiden Mustanṣir (427—487 = 1035—94) gehabt hat. Aber obwohl das ägyptische Reich, das sich im Norden bis an den Euphrat und nach Cilicien erstreckte, wäh-

[1] Die Mitglieder erhielten 20 Dinar Reisediäten und freie Beförderung per Kamel (هجن). Sach. Tibr 125.

[2] In Wâdi el Leǵâh und el Rabwe drei Kirchen und eine in Wâdi el Fuḳêra, dieselben, die in der Bulle vom Papst Honorius III. vom 2. August 1218 genannt werden: Roboe, Liiah und Fuera; dazu Raython (statt Raython), ein casale am Roten Meere (offenbar Ṭôr) und Faran. Röhricht in Z. D. P. V. X (1887). 237.

[3] بساتين الطور: oder sind die Gärten des Klosters am Sinai gemeint?

[4] Sach. Tibr 182. Der Chronist sagt am Schluß seiner Schilderung von dieser Beraubung: Gott sei gepriesen dafür.

[5] Die beiden ersten sind in der Sinaisammlung durch einige Firmane vertreten: sie schreiben sich اينال (also nicht ينال, aber Inal zu sprechen) und خشقدم.

[6] Oder يلباى? Da die Namen in den Firmanen nie punktiert sind, würde sich der Streit, ob بلباى oder يلباى gesprochen wurde, auch durch die eigenhändige Namensschrift nicht entscheiden lassen. Von ihm ist aber kein Firman vorhanden.

rend dieser Zeit von größeren Erschütterungen von außen her verschont blieb, so gelang es diesem Herrscher nicht, den auf allen Gebieten des staatlichen Lebens auftretenden Verfall aufzuhalten. An seiner Zunahme hatte er vielmehr reichlichen Anteil.

Die Politik seiner Vorgänger, seine militärische Macht zu stärken, setzte er in erhöhtem Maße fort durch immer weitere Ankäufe von tscherkessischen, weniger türkischen Mamluken für sein Heer; die Zahl dieser von ihm in das Land gebrachten Fremden soll fast 8000 betragen haben[1]. Aber statt sich damit eine ihm ergebene Truppe zu schaffen, erreichte er das Gegenteil. Mit ihrer zunehmenden Zahl steigerte sich das Machtbewußtsein und damit die Unbotmäßigkeit dieser Truppe, die sich längst zu einer Kriegerkaste ausgewachsen hatte. Allerdings ist Mangel an Disziplin und Neigung zu Aufruhr in den stehenden Heeren des muhammedanischen Orients ein Krebsschaden bis in die osmanische Zeit herab geblieben. Auch die kraftvollsten der türkischen Sultane des 16. Jahrhunderts hatten häufig genug mit schweren Auflehnungen der Janitscharentruppen zu kämpfen, Auflehnungen, die meist nur durch Aufopferung der besten Offiziere gedämpft werden konnten. Bei dem ägyptischen Mamlukenheere kam noch ein Moment hinzu, das den Geist der Indisziplin befördern mußte: Der Sultan war nur ein primus inter pares, denn tatsächlich war er aus ihrer Mitte hervorgegangen. Ḳâit Bâi, ursprünglich Leibeigner seiner Vorgänger Bars Bâi und Gakmaḳ, von denen der erstere ihn als kleinen Knaben für 50 Dinar gekauft hatte[2], war zudem der erste Sultan, über dessen Wahl vom Heere abgestimmt worden war[3], während es von den Vorgängern Inal und Bilbai nur im allgemeinen heißt, daß ihre Wahl Zustimmung gefunden habe. Der Wahlmodus war der, daß die Thronkandidaten von den höheren Offizieren den Truppen vorgeschlagen wurden, die dann zustimmten oder nicht[4]. Die Wahl fand offenbar nach bestimmter Reihenfolge der Kandidaten, anscheinend ihrer Anciennität nach statt. So war im Jahre 904 d. H. der Generalissimus

[1] Während sein Vorgänger nur 4000 angekauft hatte, Ibn Ijâs II 81. Dagegen soll Ḳalaûn ihrer 12000, nach anderen nur 7000 gekauft haben, ebenda I 120; dasselbe wird von seinem Sohn el Nâṣir Muḥammed berichtet, I 173. El Aschraf Chalil wollte sie auf 10000 bringen: Maḳr. Chiṭ. II 214.

[2] Ibn Ijâs II 90.

[3] Ebenda II 90.

[4] Ebenda II 360 ثم ذكر اسم... فلم يرض به العسكر.

Ezbek »von allen am nächsten dran«, war aber schon mehrfach übergangen worden[1]. Bei der Wahl des Ǵânbelâṭ im Jahre 905 wollte Ṭûmân Bâi den Vorrang haben, wurde aber nicht gewählt, da er noch zwei Vordermänner hatte[2]; erst im Jahre 922 (= 1517) kam er daran. Außer der Reihe ist nur gewählt worden el Ẓâhir Abu Sa'id Ḳânṣûh, der überhaupt eine außergewöhnliche Karriere gemacht hat: in weniger als 6 Jahren, 898—904, brachte er es vom importierten Sklaven zum Sultan[3].

Waren schon unter den früheren Sultanen, zumal Faraǵ, schwere Fälle von Disziplinlosigkeit, selbst Auflehnung vorgekommen, so wurden sie unter Ḳâit Bâi zur Tagesordnung. Gewöhnlich richteten sie sich gegen einen mißliebigen General, der sich dann verstecken oder fliehen mußte, worauf die Soldateska irgend etwas zerstörte, die Tore der Kasernen, des Arsenals (II 214), selbst Moscheen (II 218), mit Vorliebe aber die Basare, das erstemal im Jahre 888 (II 218). Selten wagte der Sultan eine Bestrafung (II 229), die aber auf Fürbitte der Offiziere nicht ausgeführt wurde. Auch unter diesen waren Intrigen und mehr oder minder offene Kämpfe zur Regel geworden. Als einmal während einer einmonatlichen Abwesenheit des Sultans kein Streit unter ihnen vorgekommen war, wurde das als eine besondere Gnade Allahs gepriesen[4]. Der Sultan konnte bei diesen Zuständen nur die Rolle des Vermittlers spielen, häufig genug ohne Erfolg. Als die Zügellosigkeit der Truppen sich sogar gegen den Generalissimus Ezbek[5] wandte, der sich 17 Jahre in seiner Stellung behauptet hatte, konnte selbst der Sultan ihn nicht schützen[6]. Die Stellung geriet schließlich in solchen Mißkredit, daß Ḳâit Bâi's Sohn und Nachfolger keinen Bewerber darum finden konnte und bereit war, jeden zu ernennen, der sich dazu melden würde[7]. Sein Ansehen beim Heere schädigte Ḳâit Bâi weiter dadurch, daß er die Auszahlung des Soldes an die Truppen persönlich überwachte.

[1] Ebenda II 350 كان اولى بالسلطنة من كل احد فقد فاتته عدة مرار.

[2] Ebenda II 370 ... ولاكن كان قدامه.

[3] Ebenda II 349—51, etwa wie später Muhammed Ali Pascha, zwischen dessen Ankunft in Ägypten und Aufstieg zum Herrn des Landes auch nur sechs Jahre lagen.

[4] Ibn Ijâs II 176.

[5] Erbauer des nach ihm genannten Stadtteils Ezbekije, der von 880 = 1475 an erstand, ebenda II 164.

[6] Ebenda II 289—291.

[7] Ebenda II 391.

Er mochte dazu wohl seine Gründe haben, aber es wurde ihm stark verdacht, denn »kein Herrscher vor ihm hatte es bisher getan[1]«.

Was der Ankauf der 8000 Mamluken gekostet hat, wird nicht ausdrücklich berichtet. Aus den Beinamen einzelner wie الالفى, خمسمائة (ohne Artikel)[2] darf nur geschlossen werden, daß diese Preise ungewöhnlich hoch waren: durchschnittlich soll er bis 10000 Dirhem betragen haben. Bei diesem Ansatz würden die Gesamtkosten dieses Bewölkerungszuwachses zweifelhafter Güte dem Lande Ägypten auf 800000 bis 1 Million Dinar = 25 bis 30 Millionen Mark[3] zu stehen gekommen sein.

Der schlimmste Fehler, den der Sultan beging, war der, daß er glaubte, die Ergebenheit dieser zusammengekauften Scharen von Landsleuten durch immer größere Geldspenden an sich fesseln zu können bzw. zu müssen. Er erreichte natürlich nur das Gegenteil, machte sie immer anspruchsvoller und trotziger, so daß unter ihm die Mamluken nicht bloß eine der ungeberdigsten, sondern wohl die teuerste militärische Truppe der Welt wurde. Die steigende Härte, mit der er die immer größer werdenden Summen aus dem verarmenden Lande erpreßte, mußte den Haß der Bevölkerung gegen die gefürchteten Fremden, noch mehr aber gegen den Sultan selbst entflammen[4].

Freilich waren schon Sultane mit dem bösen Beispiel vorangegangen. Inal war der erste gewesen, der bei seiner Erwählung (857 d. H. = 1453 n. Chr.) Geldgeschenke an das Heer ausgeteilt hatte unter dem Namen »Huldigungsgabe« نفقة البيعة[5] 100, 50, 25 und 10 Dinar pro Mann. Sein Sohn begnügte

[1] Ebenda II 302, was aber nicht stimmt, denn auch Inal hatte es schon getan, ebenda II 41.

[2] So z. B. der spätere Sultan Ḳalaûn Makr. Ch. II 238. Ibn Ijâs I 91 ff.; II 304 u. f.; Sach. Tibr 209. Ein Herr von Chelâṭ hiess هزار دينارى Abulf. (III 93. 99). Mit der بنت درهم ونصف (Ibn Ijâs III 217) hat es wohl eine andere Bewandtnis. Als Preise für schwarze Sklaven werden genannt 12 Dinâr im Jahre 845 d. H. (Ibn Ijâs II 28), im Jahre 849 d. H. 25 Dinâr (Sach. Tibr 127), für eine schwarze Sklavin im Jahre 850 d. H. 40 Dinâr (Sach. Tibr 171).

[3] Der Dinâr dieser Zeit hatte noch immer einen Goldwert von reichlich 10 Mark; der damalige Wert des Goldes war noch mindestens der dreifache des heutigen.

[4] Übel vermerkt wurde es auch vom Volke, daß manche Sultane, wie Ḳalaûn, Bars Bâi, Ḳānṣûh die Landessprache nur wenig beherrschten قليل الكلام بالعربى (Ibn Ijâs I 120; II 16. 369). Ǵaḳmaḳ dagegen wird nachgerühmt, daß er gut Arabisch sprechen konnte, ebenda II 32.

[5] Ibn Ijâs II 41, auch نفقة السلطنة II 40 genannt. Trotz dieser Liberalität verlangten die Truppen noch im gleichen Jahre ein zweites Geldgeschenk (II 43) und bombardierten

sich mit dem Satz von 20 Dinar pro Mann, »und die Mamluken freuten sich[1]«. Ǧaḳmaḳ hatte (855 d. H. = 1451 n. Chr.) die Uniformgelder von 1000 auf 1200 Dirhem erhöht[2].

Unter Ḳâit Bâi wurden die Ausgaben noch erheblich höher. Zu dem hohen Solde[3] traten bei Feldzügen noch besondere Ausrüstungsgelder[4], die schon in seinem ersten Feldzuge, gegen Schah Suwâr, 872 d. H. = 1467/68

---

ein anderes Mal den Sultan mit Steinen, sodaß er zu Fuß flüchten und sich zu einer beträchtlichen Erhöhung des Soldes bequemen mußte (II 57). Und bei alledem heißt es in seinem Nachruf, der Sultan habe die Truppen »in der Hand gehabt« (II 64).

[1] Ebenda II 66.

[2] In aller Kürze mögen hier einige Bemerkungen folgen über die Veränderungen im Wert, die der Dirhem im Lauf seiner 900 jährigen Geschichte durchgemacht hat.

Ursprünglich, zur Zeit des Propheten, war sein gesetzliches Verhältnis zum Dinar auf 10 : 1 (nach den Traditionen des Imâm Mâlik, bei Sauvaire, Journ. As. 14 [1879], 527 30, auch Maḳr. Chiṭ. I 76) oder 12 : 1 (nach Schâfe'i und Ibn Ḥanbal bei Sauvaire a. a. O.) normiert gewesen.

Seine Entwertung scheint vielleicht schon im 3. Jahrhundert d. H. begonnen zu haben. Im 4. Jahrhundert (im Jahre 330 d. H.) stand der Dinar in Bagdad auf 13 Dirhem (Ibn el Aṯîr j. J., Sauvaire, Journ. As. 15 [1880], 270). Dann sank er weiter durch Verringerung des Gewichtes und Verschlechterung der Legierung. Auch war seine Ausprägung in den verschiedenen Ländern des Islam verschieden, so daß es mehrere Arten Dirhems gab; als bester galt lange der Dirhem ĝêschi, der noch im Jahre 777 d. H. mit 13⅓ auf den Dinar ging.

Der gewöhnliche ägyptische Dirhem war schon im 6. Jahrhundert d. H. (im Jahre 982 d. Märt. = 1126 n. Chr.) auf 44½, 47, sogar 60 pro Dinar gefallen. Da ließ der »Sultan« neue Dirhems prägen, deren Wert auf 37, der der alten auf 42 angesetzt wurde (History of the Patriarchs of Alexandria).

Mit Beginn des 9. Jahrhunderts d. H. hatte die Entwertung des Silbergeldes große Fortschritte gemacht, teils durch weitgehende Verschlechterung der Ausprägung, teils durch wucherisches Hinauftreiben des Goldpreises (رفعوا سعر الذهب Abûl Maḥâsin VI 272). Im Jahre 807 d. H. dekretierte Sultan Nâṣir, daß der Dinar 100 Dirhem haben solle (ebenda VI 115. 121), aber schon im folgenden Jahre war er auf 250 hinaufgetrieben (Maḳr. Chiṭ. II 420). Anfang 856 d. H. war er sogar auf 320 Dirhem gekommen, obwohl er auf 285 festgesetzt worden war (Sach. Tibr 382). Im Jahre 862 d. H. bestimmte ihn Sultan Inal auf 300, nachdem er bis auf 370 gekommen war (Ibn Ijâs II 57); aber bereits im Jahre darauf wurde er bis auf 460 getrieben (ebenda 61) und mußte abermals auf 300 normiert werden.

Die Geschichte des ägyptischen Münzwesens, eines der wichtigsten Kapitel der Wirtschaftsgeschichte des Landes muß einstweilen noch ungeschrieben bleiben, solange die Münzsammlungen gerade für diese Zeit noch so dürftig ausgestattet sind. Die Nachrichten der Historiker über die so überaus häufigen Veränderungen im Münzwesen bleiben ohne Kenntnis der Münzstücke selbst bisweilen unverständlich.

[3] جامكية.

[4] نفقة السفر Kosten für die Beschaffung von Reit- und Lasttieren.

n. Chr. für den Generalissimus 4000, für die andern Führer 3000, für die einfachen Mamluken »nach altem Herkommen« je 100 Dinar[1] betragen hatten; dabei war die Stärke des Heeres 1000 Mamluken unter 20 Führern.

Die Kosten dieser kleinen Feldzüge stiegen aber bald ins Ungeheuerliche. Schon 873 d. H. = 1468/69 n. Chr. kostete die Ausrüstung einer Expedition von nur 500 Mann, schon 200000 Dinar; davon erhielten der Führer 6000, die Offiziere 500—200 Dinar[2]. »Je zahlreicher die Feldzüge wurden, desto teurer wurden sie auch«[3]. Im Jahre 894 d. H. = 1489 n. Chr. berechnete der Sultan selbst die Kosten seiner bisherigen, nie großen Feldzüge, auf 7165000 Dinar[4]. Sein letzter, vom Jahre 895 d. H. = 1490 n. Chr., kostete 500000 Dinar[5]. Davon erhielt der Generalissimus 30000, die beiden Generale je 20000, die Oberoffiziere (mukaddim alf = türkisch binbaschi) je 10000 Dinar. Dazu kamen nun noch die Gratifikationen (auch نفقة genannt), die die Truppen bei ihrer Rückkehr vom Feldzuge erhielten, und die unter Ḳâit Bâi zu einer früher unbekannten Höhe stiegen. Ihre Ziffer ist nicht immer angegeben, aus den wenigen Mitteilungen geht aber hervor, daß ihre Höhe der der Ausrüstungskosten mindestens gleichkommt. Für das Jahr 893[6] betrug sie 1 Million Dinar, wovon der Generalissimus allein 30000 erhielt; zur Zeit des großen Barḳûḳ, also nur 100 Jahre vorher, hatte er 10000 erhalten, die einfachen Mamluken etwas weniger als 100 Dinar, was sie nur widerwillig annahmen[7].

Dazu traten schließlich noch Extragratifikationen bei besonderen Gelegenheiten. Als der Sohn des Sultans im Jahre 899 = 1493/94 von der Zitadelle zum ersten Male nach der Stadt herunterkam, erhielten die Mamluken pro Mann 50 Dinar als نفقة نزول ابن الملك[8]. Und kurz vor seinem

[1] Ibn Ijâs II 93. Unter Sultan Farağ hatten die Mamluken (3600 Mann) schon je 100 Dinar erhalten. Abu'l Maḥâsin VI 27.

[2] Ebenda II 103. Über die ungeheuren Einkommen der Mamlukenoffiziere aus ihren Lehnsgütern s. Maḳr. Chiṭ. II 216.

[3] Ebenda II 93.

[4] Ebenda II 257: aber II 298 wird diese Ziffer als Gesamtkosten für alle seine Feldzüge angegeben.

[5] Ebenda II 262: III 20.

[6] Ebenda II 251.

[7] Ebenda I 302.

[8] II 280.

Tode verteilte der Sultan noch einmal 400000 Dinar »ohne jegliche Veranlassung« wie der Chronist ausdrücklich hinzufügt[1].

Setzt man den Gesamtbetrag dieser Gratifikationen — sicherlich zu niedrig — in der Höhe der Ausrüstungskosten an, so würden die Feldzüge Ḳâit Bâi's mindestens 14 Millionen Dinar, nach heutigem Geldwert bald eine halbe Milliarde Mark, gekostet haben[2].

Trotz dieser überreichen Liberalität des Sultans waren, wie schon bemerkt, Akte der Auflehnung einzelner Oberoffiziere oder des ganzen Heeres gegen ihn während seiner mehr als 29jährigen Regierung ständig an der Tagesordnung, so daß er fast am Ende derselben, im Jahre 892, noch auf seine Ermordung gefaßt sein mußte[3], was auch tatsächlich einmal versucht worden ist[4]. Bei einer Wiederholung, zwei Jahre später, drohte er dann mit seiner Abdankung[5]. Solche Auflehnungen wurden gewöhnlich mit Geld beschwichtigt. Wieviel das gekostet hat, wird für Ḳâit Bâi's Zeit nie angegeben, wohl aber für die seines Sohnes und Nachfolgers, wo eine solche Empörung mit 500000 Dinar beschwichtigt werden mußte[6].

In welchem Ansehen er beim Heere stand, beweisen die ständigen Redensarten des Chronisten: sie kehrten sich nicht (لم يلتفتوا) an die Befehle des Sultans (II 229), sie hörten absolut nicht auf ihn (ما سمعوا له شيا II 263. 266), sie hatten keinen Respekt vor ihn (لم تخش منه II 296). Noch Jahre nach seinem Tode stürmten sie das Haus seiner Witwe und erpreßten Geld von ihr.

Von seinem Chronisten wird besonders gerühmt, daß Ḳâit Bâi ein frommer Mann gewesen sei, der viel für die Religion getan habe. Glück-

---

[1] II 294. Unter dem Sultan Ḳanṣuh wurde dieser Unfug noch viel toller. Als der Sultan von einem kurzen Besuch von Alexandrien zurückkehrte, verlangten die Mamluken eine حلاوة السلامة von 100 Dinar pro Mann und drohten mit Plünderung der Stadt und mit »Reiten gegen den Sultan« ركوب على السلطان, wie der Ausdruck für Auflehnung gegen ihn lautete.

[2] Auch die höheren Zivilbeamten, die freilich eigentlich Militärs waren, bezogen riesige Gehälter, z. B. der muḥtasib (Marktinspektor) 1000 Dinar monatlich, also etwa 360000 Mark jährlich (Ibn Ijâs II 93).

[3] Ibn Ijâs II 247.

[4] Ebenda II 296.

[5] II 257.

[6] II 320.

licherweise hat er nicht unterlassen zu buchen, was diese Frömmigkeit dem Lande gekostet hat. Zur Abhaltung gewisser Feste, namentlich des Geburtstages des Propheten, ließ er ein ungeheures Prunkzelt bauen für 36000 Dinar. Als er 884 seine zweite Wallfahrt nach dem Ḥiǵâz machte, kostete ihn die Ausrüstung allein 30000 Dinar[1]. Für die »Armen« der beiden heiligen Städte spendete er je 5000 Dinar[2]. Als zwei Jahre später infolge von Blitzschlag die Moschee von Medina völlig niederbrannte, baute Ḳâit Bâi sie von Grund neu, was gegen 100000 Dinar kostete. Überhaupt war er von einer geradezu krankhaften Bauwut: in Kairo baute er nicht weniger als fünf Moscheen, darunter eine Grabmoschee für sich, samt einer Menge öffentlicher Brunnen (sebil), Schulen (maktab), Kapellen (zâuije); an geistlichen Studienanstalten (medrese) sieben große, je eine in Mekka, Jerusalem, Damask, Ghazze, Dimjâṭ, Alexandrien, Chânkâh (Sirjaḳûs) bei Kairo; dazu kamen schließlich Umbauten und Reparaturen an einer Menge älterer Moscheen und religiöser Bauwerke[3]. Welche Unsummen Geldes diese Bauwut dem verarmten Lande gekostet hat, läßt sich auf Grund der Baukosten der Medinamoschee ungefähr berechnen. Als Ḳâit Bâi aber einmal (im Jahre 896) in momentaner Geldnot von den religiösen Anstalten und ihren großen Liegenschaften Beiträge zu einer Kriegssteuer verlangte,

[1] Ebenda II 191.

[2] Ebenda II 192, wozu später noch große Stiftungen kamen. Nach seiner Rückkehr stiftete er 60000 Dinar, angeblich aus seinem Privatvermögen, zum Ankauf von Grundstücken, aus deren Erträgen die Armen in Medina unterhalten werden sollten.

[3] Heute wissen wir, daß diese Bauwerke zum Teil recht liederlich ausgeführt sind, siehe auch Ibn Ijâs II 247. Die Architektur war eben auch im Verfall. Die Ausführung geschah nicht mehr in der alten soliden Steinarbeit, wie wir sie noch 100 Jahre vorher an der Sultan-Hasan-Moschee bewundern, sondern in schlechtem Steinmaterial mit starker Verwendung von Stuck. Das Holzwerk — abgesehen von Türen und Muschrabijen — war jämmerlich und liederlich. Über Ḳâit Bâi's Bauten außerhalb Ägypten vgl. v. Berchem, Matériaux 549 A. 5.

Auch auf anderen Kunstgebieten zeigt sich ein ähnlicher Verfall. Ḳâit Bâi war als frommer (oder frömmelnder?) Mann ein großer Bücherfreund und ließ viel sammeln und abschreiben. Aber die Ornamentik wurde geschmacklos, die guten alten Vorlagen wurden verständnislos nachgemalt, auch die Schrift fällt durch ihre gedrückte unschöne Form auf. Die ägyptische Münzkunst, die unter den Fatimiden ihren Höhepunkt erreicht hatte, den sie aber schon unter den Aijubiden nicht mehr ganz halten konnte, war unter den Mamluken immer tiefer gesunken, bis sie unter Ḳâit Bâi ihren tiefsten Stand erreichte. Seine Münzen fallen selbst gegen die seines Vorgängers Ǵaḳmaḳ durch besonders plumpe Ausführung in Ornamentik und Schrift auf (s. Tafel I, alle in doppelter Größe).

kam er bei der hohen Geistlichkeit bös an und mußte sich von ihrem Wortführer, dem ehemaligen Hofimâm des Sultans Ǧaḳmaḳ (Tibr 309) abkanzeln lassen wie weiland König Saul von Samuel[1].

Daraus darf aber durchaus nicht geschlossen werden, daß die hohe Geistlichkeit im Mamlukenreich eine einflußreiche Rolle gespielt habe. Ḳâit Bâi scheint der einzige geblieben zu sein, der sich ihr unterwarf. Fast alle anderen Sultane, besonders der vorletzte Ḳanṣuh el Ghôri und selbst seine Emire haben die obersten Spitzen der Geistlichkeit, die vier Großkadis und besonders den Chalifen durchaus als ihren Diener betrachtet, der auf jeden Anruf sich zum Palast zu verfügen hatte. Wie hoch Ḳanṣuh den Chalifen bewertete, zeigte er bei einer Verteilung von Gratifikationen (919, 14. Gum. I), wo der Generalissimus 2000, der Chalife aber nur 1000 Dinar erhielt gleich den umarā muḳaddimin. Am klarsten zeigte sich die Stellung des Chalifen bei einem Streit im Scha'bân 914 zwischen dem Chalifen und seinem Sohn. Der Sultan entschied: wir wollen eine Beratung abhalten, welcher Emir (also Nichtgeistlicher!) zum Chalifen taugt نعقد مجلسا فى امير يصلح للخلافة. Darauf trat der Chalife zurück (عزلتُ نفسى) und verlieh das Chalifat seinem Sohne (عهدت الى ولدى الخلافة), fügte aber hinzu »wenn der Sultan will, wird er ihn bestätigen oder nicht (فان شا السلطان يوليه او لا), worauf der Sultan erklärte: ich bestätige deinen Sohn (قد وليت ولدك). Im Jahre 920 d. H. machte er einen Mamluken, also einen Militär, zum Scheich el Ḥaram in Medina.

Hatte er schon in den ersten Jahren seiner Regierung vor den Vertretern der Geistlichkeit über den Ruin des Landes gejammert und sich den Tod gewünscht[2], so hätte er am Schlusse seines Lebens erst recht Grund dazu gehabt; freilich hätte er sich dann selbst anklagen müssen, denn durch seine Schuld war bei seinem Tode der Staatsschatz leer und das reichste Land der mittelalterlichen Welt bankrott.

Unter diesen anarchischen Zuständen hatte nächst der Hauptstadt, die in den Händen der zügellosen Soldateska lag, das Land schwer zu leiden. Am schlimmsten daran waren die Provinzen, die durch ihre Lage den

[1] Ebenda II 268—269. Dieser Imâm muß ein sehr frommer Mann gewesen sein: durch ein drolliges Mittel hat er im Jahre 866 d. H. das ersehnte Steigen des Nils zustande gebracht, ebenda II 74.

[2] Ibn Ijâs II 104.

Angriffen der Beduinen zunächst ausgesetzt waren, der alten Landplage, die nur durch eine starke Regierung niedergehalten werden konnte. Nächst Gize und der Westprovinz (Gharbîje) war es besonders und seit alter Zeit die Ostprovinz (Scharkîje), die zum Teil schon von beduinischen Stämmen besetzt war und das Ziel für andere, von Nordarabien andrängende bildete.

Zu den ersteren gehörten die Beni Wâil, Beni Ḥarâm[1], Ġudâm, Beni 'Aṭije[2], el Na'âim, el Sawâlime[3], die sich jede Störung der staatlichen Ordnung in der Hauptstadt zunutze machten, um zunächst die Verbindung von Ägypten mit Syrien zu unterbrechen und sich dann wie die Heuschrecken über die Kulturgebiete zu stürzen. Schon unter dem nicht gerade schwachen Sultan Ġaḳmaḳ waren sie tief in das Delta eingedrungen, so daß Anfang 857 d. H. = Januar 1453 das nördlich von Kairo gelegene Städtchen Mit Ghamr von seiner Bevölkerung hatte verlassen werden müssen[4].

Unter Inal waren im Raǵab 861 d. H. = Mai Juni 1457 plündernde Beduinen am hellen lichten Tage bis in die Straßen der Hauptstadt selbst eingedrungen, ohne Widerstand zu finden[5], und unter seinem Sohne Schihâb eddin Aḥmed im Jahre 865 d. H. = 1460 n. Chr. in Ġezîret Bulâḳ[6] »ohne daß sich zwei Ziegen drum stießen« (= . . . ein Hahn danach krähte).

Unter Ḳâit Bâi wurde dies Unwesen noch viel schlimmer. So überfielen Ende 879 d. H. = 1474 n. Chr. die Ghazâlebeduinen das Städtchen Gize gegenüber von Kairo, raubten die Militärpferde, deren Wachen sie erschlugen, und öffneten das Gefängnis, ohne daß die alarmierten Mamlukenreiter auch nur einen von ihnen hätten fangen können[7]. Und als sie 25 Jahre später von dem Gouverneur (Kâschif) der Provinz Beḥêra geschlagen wurden, flüchteten sie über den Nil nach Osten und gingen im Angesicht der Haupt-

[1] Nach Maḳrizi, Über die in Ägypten eingewanderten Stämme S. 485 sind die Beni Ḥarâm ein Teil der Ġudâm. Über sie s. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter, I 212. Die Beni Wâil waren so zahlreich, daß sie zu dem Feldzuge gegen Timur dem Sultan Faraǵ 1500 Reiter stellen konnten. Abûl Maḥâsin VI 72.

[2] Ibn Ijâs III 53: jetzt wohnen sie in el Ḥusma (حِسمَى) Ost-Midian.

[3] Ebenda III 94: wohl identisch mit den السوالم, III 240.

[4] Sach. Tibr 426.

[5] Ibn Ijâs II 58.

[6] Ebenda II 68.

[7] Ebenda II 156.

stadt hinter dem Muḳaṭṭam in die Wüste[1]. Und so jämmerlich war die militärische Macht dieses mamlukischen »Kriegerstaates«, daß diese Beduinen zwischen den Vororten Ṭura und Maʿṣara, also vor den Toren der Hauptstadt die ihnen von dort nachgeschickten Truppen schlagen konnten[2]. Organisierte Räuberbanden, منسر oder مناسر, verheerten das Weichbild von Kairo, drangen sogar am hellen lichten Tage[3] bis in die Straßen der Stadt selbst ein und plünderten die Basare. Das ist nicht einmal passiert, sondern alle paar Jahre. Nur einmal hatte der Sultan den Mut, einen der schlimmsten Räuber, den Emir der Gudâmbeduinen aus der Scharḳîje, hängen zu lassen[4].

Bei solchen Zuständen in der Hauptstadt darf es nicht wundernehmen, wenn es auf der zwar nicht fernen, aber doch abgelegenen Sinaihalbinsel zum mindesten ähnlich zugegangen ist[5]. Die ägyptischen Herrscher der späteren Zeit haben sich um die Halbinsel überhaupt nie gekümmert. Ihre einzige Tätigkeit auf ihr beschränkte sich auf gelegentliche Ausbesserung der Brunnen auf der Strecke der großen Ḥiǵâzstraße zwischen Suês und ʿAḳaba; trotzdem war manchmal kein Wasser darin[6]. Sultan Ǵaḳmaḳ war der erste, der im Jahre 853 d. H. die schwierige Paßstraße oberhalb ʿAḳaba zu verbessern suchte, eine Arbeit, die von Ḳanṣuh el Ghôrî im

[1] Ein Manöver, das von feindlichen Heeren mehrfach ausgeführt worden ist, z. B. bei dem Einfall des palmyrenischen Heeres im Jahre 267 n. Chr., später, 1517, von dem osmanischen Sultan Selîm, um die mamlukische Artilleriestellung auf der Reidânije zu umgehen. Ibn Ijâs sagt, die Beduinen seien vom Muḳaṭṭam nach dem عربلاما nach Süden zu gegangen. Dieser noch heute bei den dortigen Beduinen (Maʿâze) gebräuchliche Name, eigentlich عربلاماء, bezeichnet das Wâdi, das die Städter Wâdi Duǵle nennen. Der gleiche Name findet sich in den ägyptischen Wüsten, der östlichen wie der westlichen, noch mehrfach.

[2] Ibn Ijâs II 356 357.

[3] Ebenda I 324 (i. J. 801). II 135 (i. J. 876). 154 (i. J. 879). 229 (i. J. 890). 236 (i. J. 891). 266 (i. J. 900). 294 (i. J. 901). Das Unwesen dieser Banden dauerte bis in die türkische Zeit fort [III 223 (i. J. 926)]. Ihr erstes Auftreten wird übrigens schon für das Jahr 865 gemeldet, II. 68.

[4] Ebenda II 197.

[5] Unbekannt aber war der Sinai den Ägyptern nicht. Wegen seines gesunden Klimas wurde er gelegentlich von ihnen aufgesucht. So flüchteten, als im Ṣafar 919 = April 1513 in Kairo die Pest ausbrach, eine Menge vornehmer Leute nach dem Gebirge, weil es hieß, daß die Plage dorthin nicht kommen könne.

[6] Ibn Ijâs I 291.

Jahre 920 wiederholt wurde, als seine Familie die Pilgerfahrt nach Mekka machen wollte[1]. 'Aḳaba hatte als wichtiger Straßenknotenpunkt — die große Heerstraße nach Kerak und Jerusalem zweigte sich von hier ab —, zwar militärische Besatzung, eine Zivilverwaltung aber besaß allein Ṭôr[2] als Hafen für Arabien und Indien. Nach den Firmanen bestand sie aus einem Bezirksdirektor شاد, einem Inspektor ناظر, Schreibern مباشرين und beduinischen Wachmannschaften ارباب الدرك. Die tatsächlichen Herren der Halbinsel aber waren die Beduinenstämme. Von ihnen werden in den Chroniken bzw. Geschichtswerken und in den Firmanen die folgenden genannt: Muzeina (Emzène) مزينة, einer der ältesten Stämme von Nordarabien überhaupt[3], 'Aid العايد auch العايد بالرقة genannt[4], sodann die nicht weiter bekannten: البراملة und الرماكين, بنى سليمان die Beni Suleimân, اولاد سعيد Ulâd Sa'id, اولاد على Ulâd 'Ali[5]. In einer kleinen arabischen Chronik des Klosters, betitelt دفتر التعريف finden sich noch eine Anzahl Stämme erwähnt, die sich auf oder am Rande der Halbinsel bis heute erhalten haben: Ḥuēṭât,

[1] Ebenda II 32 Isḥâḳi (ed. Kairo 200): عمارة بندر عقبة ايلة وتمهيد جبالها. Zwei Inschriften darüber waren noch 1914 am oberen Paßende vorhanden. Nachdem Ghôri schon 915 d. H. kleinere Kastelle (برج) in 'Ağrûd bei Suês, in Nichl und el Azlam (auch الازنم geschrieben) in Midian errichtet hatte, ließ er im Jahre 920 d. H. die große Festung von 'Aḳaba erbauen, worüber eine lange Inschrift berichtet. Sein Architekt Chair Bek entdeckte bei dieser Gelegenheit in der Nähe von 'Aḳaba metallhaltiges Gestein; bei der Untersuchung in Kairo stellte es sich aber als wertlos heraus.

[2] 100 Jahre später, 1558 n. Chr., war Ṭôr schon wieder halb verfallen; seine Besatzung bestand damals nur aus einem Sanğaḳ und 10 Janitscharen. Die Festung, die von Malik el 'Âdil im Jahre 609 d. H. = 1212 n. Chr. erbaut worden war (Abu'lfidâ z. J.), ist vollständig verschwunden.

[3] Diminutiv von مازن, schon in einer nabatäischen Inschrift von el Ḥiğr, etwa für das Jahr 25 n. Chr. genannt (Euting, Nabat. Inschriften Nr. 18). Von diesen Emzène lebten 1914 noch einige sehr heruntergekommene Familien in der kleinen Oase Ḥuḍr und an der Küste des Golfes von 'Aḳaba.

[4] الرقة muß also eine Lokalität auf der Halbinsel sein, nach Maḳrizi (Chiṭaṭ I 188) eine »Stadt«. Der Stamm selbst existiert noch in einem geringen Rest als 'Ajâide in der Wüste zwischen Kairo und Sues. Sie werden für das Jahr 926 d. H. = 1520 n. Chr. mit den Sauâlim zusammen genannt (Ibn Ijâs III 211).

[5] Ein Rest der Beni Selĕmân findet sich heute noch an der Küste südlich von Ṭôr. Die Ulâd Sa'id, jetzt auch Sa'dije genannt, bewohnen in der Stärke von vielleicht 1000 Seelen das Wâdi Firân und gelten noch heute für den mächtigsten und vornehmsten Stamm der Halbinsel. Die Ulâd 'Ali scheinen verschwunden, d. h. in einen anderen Stamm aufgegangen zu sein.

الحويطات[1]. Sauârke السوارقة oder السواركة[2]. Ṣauâlḥa الصوالحة[3]. ʿAzâzme العزازمة[4]. ʿAlēgât العليقات[5]. Garârsche القرارشة. Sauâmle السوالمة[6].

Der Tyrannei dieser Halbwilden, ihrer unersättlichen Habgier und ihrem religiösen Fanatismus waren die Bewohner des Klosters preisgegeben. Bei dem Versagen der weltlichen Autorität, der es mit dem Schutz der Ungläubigen wohl auch nicht immer Ernst war, blieb den Mönchen nichts anderes übrig als mit ihren Feinden zu paktieren. So kam, nach der Klosterchronik um das Jahr 800 d. H., also zur Zeit des Sultans Barḳûḳ, die غفرة oder خفرة zustande, eine beduinische Versicherungseinrichtung, durch Annahme eines Garanten aus den anliegenden Stämmen sich gegen deren Anfeindung zu schützen[7]. Aus der Klosterchronik erfährt man aber, daß auch dieser Schutz häufig versagte, daß es nicht selten die Beschützer selbst waren, die die Mönche totschlugen, das Kloster stürmten, plünderten und in Brand steckten, oder wenn ihnen das nicht gelang, an den Gärten, an den Herden und reisenden Klosterleuten ihre Wut ausließen[8]. So

[1] Sie werden in der Klosterchronik zum erstenmal für das Jahr 1034 d. H. = 1624/25 n. Chr., und zwar als Wächter خفرا des Klosters genannt, sind also erheblich älter, als man nach ihren eigenen Aussagen über ihren Ursprung annehmen möchte. Sie gelten zwar als ein mixtum compositum von zusammengelaufenen Beduinen und Bauern, doch ist die Hauptmasse des Volkes echt beduinisch. In zwei Teile gespalten, wohnen sie in den Steppen von Südpalästina bis östlich zum Wâdi Sirḥân und an der Küste von Midian südlich herunter bis Ḍibā. Die nördliche Hälfte steht unter dem Scheich Abu Tâjeh (ابو تاية), der in Nordarabien den Kriegsruhm eines Napoleon hat, die südliche unter Scheich ʿAbṭân. Außerdem wohnen Ḥuêṭât noch in Unterägypten, aber in ganz geringer Zahl: ihr Scheich Abu Schedîd, mußte als Bürge für ihr Wohlverhalten seinen Wohnsitz in Kairo haben.

[2] Über die Sauarke vgl. meine Abhandlung: Der Sinaikult in heidnischer Zeit, S. 9.

[3] Nach einem Dokument vom Jahre 920 d. H. = 1514 n. Chr. sind sie ein Teil der Ulâd ʿAli; ein geringer Rest von ihnen wohnt im unteren Ende des Wâdi Firân und in den nördlich davon liegenden Bergen.

[4] Also Sing. ʿAzzâmi, nicht ʿAzâmi (Musil, Arabia Petraea III 42 u. f.).

[5] Wohnen jetzt noch, etwa 500 Seelen stark, um den Serâbiṭ el châdem.

[6] Ibn Ijâs II 324.

[7] Noch heute führen die Ulâd Saʿid, und die ʿAlēgât diesen Titel »Beschützer des Klosters« غفير الدير.

[8] Aus dem Jahre 918 d. H. = 1512 existiert ein in Kairo aufgesetztes Protokoll über einen solchen Vorfall. Die Scheiche der verschiedenen Stämme versprechen darin nur, daß in Zukunft dergleichen nicht wieder vorkommen soll. Von Bestrafung der Schuldigen oder Schadenersatz ist mit keinem Wort die Rede. Schon vor dieser Zeit hatten die Mönche das Klostertor aus Furcht vor den Beduinen vermauert; der Zugang wurde durch ein Seil ermöglicht, an dem Personen und Lasten bis unter die Zinne der Ostmauer emporgewunden wurden. Der erste Bericht darüber stammt aus dem Jahre 1512.

waren auch in Ḳâit Bâis Zeit die Mönche gezwungen gewesen, das Kloster zu verlassen und sich nach Ṭôr zu flüchten. Als der Pilger Johann Tucher von Nürnberg es 1479 (= 894 d. H.) besuchen wollte, fand er es verlassen; doch war es wenige Jahre später 1483 und 1484, wo B. von Breitenbach aus Mainz und Felix Faber aus Ulm kamen, schon wieder bewohnt, wahrscheinlich infolge Eingreifens des Sultans, an den sich die Mönche in solchen Fällen doch wieder wenden mußten[1].

Aus der 30jährigen Regierung Ḳait Bâis (871—901 = 1469—1496) sind 22 Firmane für das Kloster erhalten, wovon sich neun auf dessen Schutz gegen die Beduinen beziehen, eine Zahl, die ein deutlicher Beweis für die geringe Wirkung dieser landesherrlichen Erlasse ist.

Der Name dieser Erlasse war, je nach den Eingangsformeln (s. S. 43), منشور (plur. مناشير) oder توقيع, nach dem Format مربعات[2], allgemeine Bezeichnung مرسوم (plur. مراسيم). Die persische Bezeichnung فرمان (فرمانات) war wohl nur in Syrien[3], nicht in Ägypten im Gebrauch. Sämtlich sind sie auf Papier geschrieben, das in der älteren Zeit, der fatimidischen, aijubidischen und ersten mamlukischen, von vorzüglicher Qualität war, stark, fest und gut geglättet, häufig auch in verschiedenen Farben, gelb, rosa oder bräunlich. Erst in der späteren Mamlukenzeit wird es schlecht[4], von grober Faserung, packpapierartig, rauh und schlecht geglättet. Dieser Art sind die beiden mitgeteilten Urkunden. Niemals ist für diese Firmane Pergament gebraucht; es wurde ausschließlich für Urkunden über Stiftung, Kauf, Verkauf und Vermietung von Immobilien verwendet, selbst bis in die türkische Zeit hinein. Das Papier wurde in Blättern von durchschnittlich 0,24 : 0,17 Meter[5] zu langen Rollen zusammengeklebt; der älteste Firman von 1034 n. Chr. ist eine Rolle von über 9 Meter Länge. Die Schrift, die in den älteren besseren Zeiten die charakteristischen Formen ihrer Epoche

---

[1] Unter Sultan Ḳanṣuh gelang es auch einmal (im Jahre 909 d. H.) durch Zufall, einen solchen Übeltäter, den Scheich der Beni Ḥarâm (علاى الدين بن قرطوم), zu packen und seinen Kopf nach Kairo zu bringen. Dieser Fang wurde aber als ein seltenes Ereignis (من النوادر) gefeiert.

[2] Chalil Ḍâhiri, Zubde 87.

[3] Abulfeda III 210 z. J. 658.

[4] Schwerlich bloß durch die Konkurrenz des europäischen Papiers, das seit etwa 1150 in Ägypten importiert wurde, kaum 200 Jahre nach Erlöschen der Papyrusfabrikation.

[5] Es finden sich natürlich kleine Differenzen bis zu einigen Millimetern. Karabacek hat die Formate des arabischen Papiers bis auf Tausendstel von Millimetern ausgerechnet (oder ausgemessen?)! a. a. O. 141.

trägt, verwildert von der Mitte des 9. Jahrhunderts zu einem verzerrten, häufig eckigen Typus mit vielen Ligaturen.

Auf die religiöse Einleitungsformel und den Eingang »Verordnet hat durch allerhöchsten Befehl« folgt die علامة, der eigenhändige Namenszug des Sultans in großer Schrift, die wie die großen Prachtkorane mit einem Pinsel geschrieben ist; das Alif hat eine Höhe von 15—18 Zentimeter[1].

I.[2]

1 بسم الله الرحمن الرحيم

2 رسم بالامر الشريف العال المولوى

3 قايتباى

4 السلطانى الملكى الاشرفى السيفى

5 اعلاه الله تعالى وشرفه وانفذه فى الافاق وصرفه

6 ان يسطر هذا المرسوم الشريف الى كل واقف عليه من

7 مجلس الامير الاجل علاى الذى على الشاد بالطور المبارك

8 والمباشرين وارباب الدرك اعزهم الله تعالى نعلمهم

9 ان قصة رفعت بابوابنا الشريفة باسم جماعة الرهبان بدير طورسينا

10 انهوا فيها انهم صعاليك ومنقطعين بديرهم ولم يكن لهم

---

[1] Von Sultan Ġaḳmaḳ, ebenso von Ḳanṣuh el Ghôri, heißt es bei Chalil Ḍâhiri 87 bzw. mehrere Male bei Ibn Ijâs: »Er ließ die علامة kommen und علّم auf einige Erlasse.« Er gebrauchte also eine Schablone, da er offenbar des Schreibens nicht kundig war. Von anderen Herrschern wird gerühmt, daß sie ihren Namenszug in schöner dicker Schrift zu schreiben verstünden (Abulfeda III 158). Das bedeutet قلم غليظ, nicht »schwerer Ductus«, wie Karabacek in Mitteilungen aus der Sammlung Rainer II. III 143 erklärt. Diese dicke Schrift hieß davon قلم العلامة (Ibn Ijâs I 122). Dieser Brauch der Herrscher, ihren Erlassen den Namenszug vorzusetzen, stammt, in Ägypten wenigstens, anscheinend erst aus der letzten Aijubidenzeit. Noch Nureddin, Saladin und sein Bruder haben wie die Fatimiden (aber nicht alle) an Stelle des Namens ihren Wahlspruch eigenhändig geschrieben, so el Malik el ʿAdil وما توفيقى الا بالله. Schon einige Umaijaden- und Abbasidenchalifen führten auf ihrem Siegel statt des Namens einen Wahlspruch. Statt der Bezeichnung علامة findet sich طرّة (so statt طغرا) schon früh gebraucht. K. al rauḍatein I 150.

[2] S. Taf. I links.

11 مايقوم باودهم وانهم قايمين بالواردين عليهم من
12 المنقطعين وغيرهم وقد تسلط عليهم اقوام من الرماكين
13 اهل الخصوص واهل تخطيط بالاذية والضرر والاساة عليهم
14 بغير ذنب يوجب ذلك ويكلفوهم مالاطاقة لهم به بغير طريق ولا
15 مستند ومايقابلوهم الا بالدراع وباليد العادية
16 وقبل تاريخه برزت مراسيم الشريفة بمنعهم من ذلك وكف اسباب الاذا
17 والضررعنهم وكتب عليهم قسامة شريفة انهم لايعودوالما صارمنهم
18 وانهم لم يرجعواعنهم واضر ذلك بحالهم ومرسومنا لهم ان
19 يتقدموا برفع يد المذكورين عنهم وان لا يكلفوهم لمافيه الدرهم
20 الفرد ومنعهم من التعرض اليهم والتوصية بهم وكف
21 اسباب الاذآ والضرر عنهم ومعاملتهم بالمعدلة
22 قولا واحدا وامرا جازيا من غير رخصة ولاتهاون فى
23 ذلك ومراسيم الشريفة توكد فى ذلك غاية التأكيد فتعلموا ذلك
24 والله الموفق ان شا الله تعالى
25 فى تاسع شهر رجب الفرد
26 [signature]
27 حسب المرسوم الشريف
28 الحمد لله وحده وصلى وسلم على ساير الانبيا والمرسلين

Auf der Rückseite oben:

29 امر سلطانى الملكى الاشرفى السيفى يوصى ملتزمين الطور بالقلعة
30 وغيرهم من المتقدمين بردع العربان عن الرهبان وكف اذيتهم
31 وتاريخه مخربط

1 Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers!
2 Verordnet hat durch allerhöchsten usw. Befehl
3 KAIT BAI
4 [Titel]
5 [Wünsche]
6 daß dieser allerhöchste Erlaß abzufassen sei an jeden der ihn zu sehen bekommt, nämlich

7 Seine Exzellenz den erhabenen Emir 'Alāi, der gesetzt ist über den Bezirkschef von dem gesegneten Ṭôr,

8 und die Schreiber und die Wachtleute, die Gott, der gepriesen sei, stärken möge. Wir tun ihnen kund,

9 daß Beschwerde erhoben worden ist bei unserer allerhöchsten Pforte im Namen der Mönchsgemeinde im Kloster Ṭûr Sinā, in der

10 sie sagen, daß sie dürftig und einsam leben in ihrem Kloster, und nichts haben

11 womit sie ihrem Mangel abhelfen, und daß sie beistehen denen, die zu ihnen kommen

12 an verirrten und anderen, und daß jetzt Gewalt sich über sie angemaßt haben Leute von den Rammākin,

13 Menschen, deren spezielle Tätigkeit es ist, Nachteil und Schaden anzurichten und ihnen Böses anzutun,

14 ohne Schuld [ihrerseits], die solches veranlaßt hätte, und daß sie ihnen auferlegen, was sie nicht erfüllen können, ohne [gesetzlichen] Weg und ohne

15 Begründung, und ihnen begegnen nur mit feindlichem Arm und Hand.

16 Und vor dem gegenwärtigen Datum sind allerhöchste Erlasse ergangen, sie [die Beduinen] an solchem zu verhindern, und von jenen [den Mönchen] alles, was ihnen Schaden und Nachteil bringen kann, abzuwehren.

17 Und es war bereits eine allerhöchste Order an sie gerichtet worden, nicht wieder zu tun, was bisher von ihnen geschehen war.

18 Sie haben aber nicht von ihnen [den Mönchen] abgelassen, und dies hat deren Lage geschädigt. Unser [gegenwärtiger] Erlaß an sie verlangt nunmehr, daß sie instruiert werden sollen, daß

19 die Hand der Besagten von ihnen ablassen soll, und daß sie keine Forderungen an sie zu stellen haben, nicht im Wert eines einzigen Groschens,

20 vielmehr man sie [die Beduinen] verhindern soll, jenen Schwierigkeiten zu machen, und man sie [die Mönche] sich empfohlen sein lassen und fern halten soll von ihnen

21 alles, was [ihnen] Schaden und Nachteil bringen kann, und man sie mit Gerechtigkeit behandeln soll.

22 Das sei hiermit gesagt ein für allemal und als absoluter Befehl, an dem nicht zu rütteln und zu deuteln ist,

23 daran, und [frühere] allerhöchste Erlasse bestätigen solches durchaus. Das sei Euch kund und zu wissen

24 und Gott möge dazu helfen, so Gott will, der gepriesen sei.

25 Am Datum des 9. Raǵab

26 des Jahres achthundert und zwei und neunzig.

27 Gemäß dem allerhöchsten Erlaß.

28 Der Preis gebührt Gott allein und er möge segnen und gnädig sein allen Propheten und Gottgesandten.

[Rückseite oben:]

29 Sultanische usw. Order, die den Beamten von el Ṭôr in der Festung

30 und den andern vorgenannten empfiehlt, die Mönche vor den Beduinen

31 zu schützen und ihre Schädigung zu verhüten.

32 Ihr [der Order] Datum ist unleserlich.

2. Nach der Eingangsformel رسم بالامر ist die vorliegende Urkunde ein توقيع; das منشور begann mit خرج الامر, Makr. Chit. II 211.

3. Die vorliegende Schreibung des Namens des Sultans hat allein als authentisch zu gelten; sie bleibt in allen Urkunden die gleiche, abgesehen von geringen Unterschieden in der Größe der Schriftzeichen.

4. Die Beinamen السلطانى الملكى الاشرفى السيفى kennzeichnen ihn als ehemaligen Sklaven der Sultane السلطان الملك الاشرف برسباى und سيف الدين جقمق.

7. مجلس und مجلس سامى (im folgenden Firman, Z. 2) sind seit der Fatimidenzeit Titel für eine Beamtenklasse, in der späteren Mamlukenzeit für die vorletzte[1] (dîwân. ǵânib, maḳarr. ǵanâb, maǵlis. ḥaḍra). In einem andern Firman des Sultans erscheinen selbst zwei Beduinenscheiche mit diesem Titel.

علاى Abkürzung für علاء الدين ist ein noch jetzt gebräuchlicher Name[2].

Über شاد، مباشرين und ارباب الدرك s. meine Arbeit »Ein Firman des Sultan Selim I« in Sachaus Festschrift 437 und 442. Zu شاد ist noch nachzutragen, daß sein Amt außer شادية auch مشدية hieß, Abu'l Maḥâsin Tagriberdi Annals (ed. Popper) VI 105.

[1] v. Berchem. Matériaux pour un Corpus Inscript. Arab. (Mémoires de la Mission Archéolog. Franç. XIV) 442 f.

[2] Die Schreibung علاى الدين findet sich schon in der Grabinschrift des Sultans الملك الاشرف كجك vom Jahre 746 d. H., v. Berchem ebenda. Nr. 138. S. 198. A. 1.

9. رفع قصّة im Mittelalter gewöhnlicher Ausdruck für »Klage erheben«; so häufig bei Sachâwi, Ibn Ijâs.

11. ما يقوم بأَوَدهم vgl. Severus ibn al Muḳaffa' 188, 5.

12. Unter den منقطعين sind hier, wie aus dem folgenden Firman, Z. 9. hervorgeht, die bei der Mekkafahrt, jedenfalls auf der Strecke Suês-'Aḳaba, vom Wege abgekommen und verirrten, vielleicht auch freiwillig von nach dem heiligen Berge abgebogenen Pilger zu verstehen. Der Ausdruck انقطع جماعة من الحاج kommt in der ersteren Bedeutung häufig in den Chroniken vor. Die رماكين werden sonst nur noch in einigen andern Firmanen Ḳâit Bâi's genannt; wahrscheinlich waren sie ein Zweig eines der größeren Stämme. Sie werden beschrieben als اهل الخصوص واهل تخطيط بالاذية والضرر, wozu in einem andern Firman noch hinzugefügt wird في غيطهم »Leute der Spezialität und Leute von im Anrichten (eigentlich: im Einzeichnen von Bösem und Schaden«, nämlich auf ihren (der Mönche) Feldern. Bei تخطيط vermißt man den Artikel, und überhaupt ist der Ausdruck nicht gerade geschickt; aber auch die heutige Kanzleisprache in Ägypten ist kein Muster guten Stiles. Er kehrt in den Firmanen noch mehrfach wieder, stets ohne Artikel und im gleichen Zusammenhang.

14. بغيرذنب يوجب ذلك, vgl. dazu من غيرسبب ولا موجب Ibn Ijâs II 200. Was die Forderungen der Beduinen gewesen sind, erfährt man aus einem andern Firman: ويكلفوهم الى زيت ودقيق وفول وشمع وغيره, aus der Klosterchronik für das Jahr 1069 d. H. aber auch, daß sie Schnaps und Wein عرق ونبيد verlangt haben, eine charakteristische Illustrierung der angeblichen »Sittenreinheit« der Beduinen. In jenem Firman wird auch gesagt, worin die Anfeindungen bestanden haben: الضرب والاهانة والنهب »Verwundung. اهانة ist Euphemismus für Totschlag und Plünderung«, in solchem Maße, daß die Mönche das Kloster verlassen und sich nach Ṭôr flüchten mußten. Aus einem Protokoll vom 18. D̲u'l ḳa'de 918 = Jan. 1513, also unter Sultan Ḳanṣuh, erfährt man, daß die Beduinen auch den Abt totgeschlagen und nicht bloß die Kirche, sondern auch die Moschee geplündert haben. Mehr darüber im Kommentar zum zweiten Firman.

17. قسامة ist ursprünglich der Reinigungseid von einer Anklage: Landberg, Arabica V 142. Im Mittelalter verblaßte diese Bedeutung zu einfachem »Befehl«, so häufig bei Ibn Ijâs كتب عليهم قسامة I 52. II 225. 236.

22. من غير رخصة ولا تهاون eigentlich »von dem es keinen Nachlaß und keine Erleichterung gibt«.

26. Das Datum ist, wie immer in Urkunden, in Worten ausgeschrieben, deren Lesung durch starke Zusammenziehung und Abkürzung der Zeichen bisweilen erschwert wird. Diese Zusammenziehung ist ein Brauch, der sich schon in den Kanzleien der Abbasidenchalifen ausgebildet hat. Ich lese: سنة اثنتين وتسعين وثما نمائة. Der 9. Raǵab 892 d. H. entspricht dem 1. Juli 1487 n. Chr.

Zu der Schlußbemerkung auf der Rückseite des Firmans vgl. man Ibn Ijās II 319: مراسيم سلطانية ولا مربعات ولا مناشير الا بختم من ورا العلامة السلطانية وان يكتبوا ايضا ورا العلامة ما تضمنه ذلك المرسوم.

Diese Bemerkung stammt also aus der Kanzlei, in der der Firman registriert wurde. Es geht daraus hervor, daß ihr Schreiber das Datum, das sein Kollege geschrieben, schon nicht mehr hat lesen können.

Zu خربط = جلوط, eigentlich »verwirren, verderben«, vgl. man Landberg, Arabica III 60.

II.

1 بسم الله الرحمن الرحيم

2 وردت هذه المكاتبة الى المجلس السامى

3 الامير الاجل الكبير الغازى المجاهد الاوحد

4 برهان الدين مجد الاسلام بها الانام شرف الدولة والمجاهدين

5 عمدة الملوك والسلاطين ادام الله سعده تتضم اعلامه ان قصة رفعت بابوابنا الشريفة

6 باسم عازر الاسقف ورفاقه النصارى ومقارى ريس ديرطورسينا

7 انهوا فيها انهم رهبان شيوخ قاطنين بدير طور سينا بالجبل منقطعين

8 ولم يكن حولة ديرهم داراً ولا جاراً ومؤنهم محمولة اليهم يقوتون بها

9 هم والواردون اليهم من المسلمين المنقطعين من الحاج ياووهم ويمونوهم

10 ويحسنون اليهم وأن جماعة عربان يحضروا الى الرهبان المذكورين

11 ويشوشوا عليهم ويطلبوا منهم ما لا قدرة لهم عليه وحوله الدير المذكور

12 مسجد عامر وبه موذن يذب عن الرهبان المذكورين ويمنع العربان من التشويش عليهم

13 وان الرهبان المذكورين كانوا رفعوا قصة لمواقفنا الشريفة قبل تاريخه وشكوا حالهم

14 مع العربان المذكورين وان مراسيم شريفة برزت قبل تاريخه بكتابة قسامة شريفة عليهم

15 انهم لا يطلعوا الدير المذكور ولا يشوشون عليهم فلما صعب ذلك على العربان

16 قام شخصاً يسمى عبد القادربن عليق واحضر مرسوما شريفا انه يكون ناظرا على

17 الجامع المذكور قصدا بذلك ان يطلع فى حجة ذلك هو وعربانه اليهم

18 وليشوش عليهم ويكلفهم بما لا قدرة لهم عليه ويضر ذلك بحال الرهبان المذكورين

19 ولم يكن بالمسجد المشار اليه جماعة مسلمين يحتاجون للنظر عليهم وانما المسجد المشار اليه

20 عامر بذكر الله تعالى بالموذن يقيم فيه الصلاة ويوذن فيه والرهبان المذكورون

21 يكفروا المسجد المشار اليه والخادم الموذن مرتب للوقور [1] الموذن

22 وكلما نتج موذن يموت او غيره يقيمون الرهبان المذكورون غيره [2]

23 ومرسومنا لهم ان يتقدم يطلب عبد القادربن عليق غفير الدير وجماعة

24 العربان رفاقه والزامهم بعدم طلوعهم دير الرهبان المذكورين قولا واحدا وامرا

25 جازيا من غير رخصة ولا تهاون ولا اهمال ولا غيره فى ذلك

26 مع مساعدتهم فى ذلك على حكم الحق ومراسيمنا الشريفة توكد على المجلس

27 فى ذلك غاية التاكيد فتعلم ذلك وتعتمده والله الموفق

28 ان شا الله تعالى

29 كتب فى ثالث عشرين شعبان المكرم

30 عام ست و سبعمائة

31 حسب المرسوم الشريف

32 والحمد لله وحده وصلى الله على سيدنا محمد واله وصحبه وسلم

33 حسبنا الله ونعم الوكيل

1 Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers!

2 Dies Schreiben ergeht an Seine Exzellenz

3 den hohen Emir [folgen Titel]

4 Burhân ed din, Ruhm des Glaubens, Leuchte der Menschheit, Ehre des Reiches und des Heeres,

5 Stütze der Könige und der Sultane, Gott lasse sein Glück dauern. Sein (des Schreibens) Handzeichen besagt, daß Beschwerde erhoben ist an unseren allerhöchsten Pforten

[1] Ein Wort unleserlich. [2] Desgl. ein bis zwei.

6 im Namen des Bischofs Lazarus und seiner christlichen Genossen sowie des Makarius, Abtes des Klosters Ṭûr Sînā,
7 in der sie sagen, daß sie Mönche sind, Kalogeren, die im Kloster Ṭûr Sînā im Gebirge wohnen, einsam
8 und um ihr Kloster weder Haus noch Nachbar ist, und ihr Lebensunterhalt ihnen zugeführt wird, von dem sie leben,
9 sie und ihre Besucher an Muslimen, die von der Pilgerfahrt abgekommen sind, welchen sie (die Mönche) Unterkunft und Unterhalt und
10 Wohltaten gewähren, und daß eine Bande von Beduinen zu den besagten Mönchen kommt
11 und sie belästigt und Forderungen an sie stellt, die sie nicht erfüllen können, und daß in den Mauern des besagten Klosters
12 eine in Benutzung stehende Moschee sich findet, darin ein Mu'eddin, der die besagten Mönche beschützt und die Beduinen hindert, sie zu belästigen,
13 und daß die besagten Mönche schon vor Datum dieses an unserem allerhöchsten Throne Beschwerde erhoben und sich über ihre Lage beklagt haben
14 den besagten Beduinen gegenüber, und daß allerhöchste Erlasse bereits vor Datum dieses ergangen sind, die eine allerhöchste Order geben gegen sie,
15 daß sie nicht zum Kloster hinaufgehen und sie beunruhigen dürfen. Da solches die Beduinen ärgerte,
16 trat ein Mann (unter ihnen) auf mit Namen 'Abd el Ḳâdir b. 'Ullaiḳ und zog einen allerhöchsten Erlaß hervor (des Inhalts), daß er Aufseher sei
17 über die besagte Moschee, indem er damit bezweckte, auf Grund dieses das Kloster zu betreten er und seine Beduinen,
18 und sie zu belästigen und Anforderungen an sie zu stellen, die sie nicht erfüllen könnten,
19 trotzdem in der besagten Moschee keine muslimische Gemeinde vorhanden war, die eine Aufsicht brauchte, vielmehr die besagte Moschee
20 gedeiht in der Verehrung Gottes durch den Mu'eddin, indem er darin Gebet und Gebetsruf verrichtet, und die besagten Mönche
21 die besagte Moschee ignorieren, und der angestellte Mu'eddin angewiesen ist zu einem würdigen Verhalten (?)
22 und jedesmal, wenn ein Mu'eddin mit Tod oder sonstwie abgeht, setzen die besagten Mönche einen andern ein.
23 Unser (gegenwärtiger) Erlaß will, daß 'Abd al Ḳâdir b. 'Ullaiḳ der Wächter des Klosters vorzufordern sei und die Bande

24 seiner Beduinengenossen und sie zu verpflichten seien, das Kloster der besagten Mönche nicht mehr zu betreten, ein für allemal, als absoluter
25 Befehl, an dem nicht zu rütteln und zu deuteln oder zu zögern oder sonst was ist,
26 vielmehr sie dabei zu unterstützen auf Grund ihres Rechts. Unsere [früheren] allerhöchsten Erlasse bestätigen Ew. Exzellenz
27 solches in vollkommenster Weise. Dies sei Dir kund und danach zu richten, und Gott wird helfen
28 so Gott will, der gepriesen sei.
29 Geschrieben am dreiundzwanzigsten Scha'bân
30 des Jahres achthundert sechs und neunzig
31 gemäß dem allerhöchsten Erlaß
32 und der Preis gebührt Gott allein, und Gott möge segnen unsern Herrn Muhammed und seine Familie und Gefährten.
33 Unser Genüge ist Gott und ein herrlicher Beistand.

4. Über die Person des Adressaten, des Emir Burhân eddin, läßt sich aus den gleichzeitigen Quellen nichts in Erfahrung bringen, kein Wunder übrigens, da er als Angehöriger der vorletzten Beamtenklasse schwerlich hervorgetreten ist. Die von Ibn Ijâs genannten Personen dieses Namens gehören alle dem gelehrten bzw. geistlichen Stande an. Vielleicht aber ist برهان الدين hier überhaupt kein Eigenname, sondern nur ein weiterer Titel des ungenannten Emir. Sein andrer Titel شرف الدولة wurde aber anderweitig als ein (offizieller) Name gebraucht.

5. تنضم اعلامه ist das Prototyp für den Ausdruck in den türkischen Firmanen: طغرای غرای حکمی اولدرکه.

6. Der Abt Makarius wird noch in mehreren andern Firmanen Ḳâit Bâi's genannt mit dem Zusatz القس. Für ريس findet sich in andern Urkunden auch die Schreibung رايس = Rêis.

7. شيوخ ist Wiedergabe des griechischen καλόγηροι.

12. Über die Moschee s. Abschnitt III dieser Arbeit.

14. An solchen Erlassen, die den Mönchen Schutz gegen die Beduinen zusagen, haben sich in der Klostersammlung nicht weniger denn 12 von Ḳâit Bâi vorgefunden, unter 23 überhaupt.

16. Dieser Unhold erscheint in einem Protokoll vom 16. Scha'bân 920 d. H. = 6. Oktober 1514 n. Chr. Es wird ihm darin vorgeworfen, daß er einen Mönch totgeschlagen, das Tor des Klosters und einen andern Mönch, namens Bonidi (بونيدى) verbrannt habe. Zur Strafe hierfür wurde er ermahnt, es nicht wieder zu tun. Wenn das Dokument, das er produzierte, echt war, so zeigt es, daß der Sultan die Ernennung selbst von einfachen Moscheeaufsehern zu vollziehen hatte.

19. Zur Zeit der Abfassung dieses Firmans war im bzw. bei dem Kloster keine muhammedanische Gemeinde mehr vorhanden, und der Mu'eddin hatte den Gottesdienst, der in der Hauptsache nur in der regelmäßigen Verrichtung des Gebetsrufs bestand, allein abzuhalten. Offenbar wurden die umwohnenden Beduinen zur Teilnahme daran nicht zugelassen; vermutlich werden sie auch wenig Bedürfnis danach verspürt haben, genau so wie jetzt noch.

21. Das Wort الوقور ist nicht ganz deutlich, das folgende unleserlich, ebenso

22. zu Anfang eins oder zwei.

30. Das Datum 890 ist in einem einzigen Schriftzug zusammengedrängt, der nicht gut anders aufzulösen ist.

Der 23. Scha'bân 896 ist der 1. Juli 1491.

Mit völliger Deutlichkeit erhellt aus den beiden Firmanen die geradezu lächerliche Ohnmacht der Sultane, ihren wortreichen Befehlen bei den halbwilden[1] kleinen Beduinenhäuptlingen Respekt zu verschaffen, ein Zustand, dem erst vor 100 Jahren durch festes Zugreifen wenigstens auf der Sinaihalbinsel ein Ende gemacht worden ist.

III.

Arabische Inschriften im Kloster aus der Zeit des ersten Kreuzzuges.

Die Moschee, von der in den Firmanen häufig die Rede ist, existiert noch heute: ein unscheinbares Gebäude, zwischen der Kirche und den Wohnungen am Nordteil der Klosteranlage, mit einem viereckigen Minaret, das von einer flachen Kuppel gekrönt ist.

[1] Noch jetzt gelten die Sinaibeduinen in Ägypten als wilder und unzivilisierter als die Araberstämme des ägyptischen Sudan: Yacoub Artin Pacha, England in the Sudan 210.

Das Innere ist ein schmuckloser Raum, dessen ursprüngliche Bestimmung nur durch die hölzerne Predigtkanzel und die Gebetsnische[1] angedeutet wird. Letztere ist ein einfaches Marmormosaik, aus dem Ende der Mamluken- oder ersten türkischen Zeit; von den vielen Inschriften der Pilger ist die älteste 956 d. H.

Die Existenz der Moschee innerhalb des Klosters ist den Bewohnern und Besuchern schon seit Jahrhunderten ein Rätsel gewesen, zu dessen Lösung sie die wunderbarsten Geschichten erfunden haben. Freilich finden sich über ihre Entstehung weder in muhammedanischen noch in christlichen Quellen Nachrichten; auch die sonst bei Moscheen übliche Bauinschrift ist nicht vorhanden. Doch haben sich in ihr zwei andre Inschriften gefunden, die die Feststellung der Bauzeit ermöglichen.

Die eine steht über der Tür zur Predigtkanzel[2] und gibt Auskunft über ihre Herstellung:

1 بسم الله الرحمن الرحيم لا اله الا الله وحده لا شريك له له الملك وله الحمد يحي ويميت بيده الحسن وهو على
2 كل شي قدير نصر من الله وفتح قريب لعبد الله ووليه ابى على المنصور الامام الامر باحكام الله
3 امير المومنين صلوات الله عليه وعلى ابايه الطاهرين وابنايه المنتظرين امر بانشا هذا المنبر السيد
4 الاجل الافضل امير الجيوش سيف الاسلام ناصر الامام كافل قضاة المسلمين وهادى دعاة
5 المومنين ابو القاسم شاا شاه[3] عضد الله به الدين وامتع بطول بقايه امير المومنين وادام
6 قدرته واعلا كلمته وذلك فى شهر ربيع الاول سنة خمس ماميه[4] اثوبا[5] لله

1 »Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers! Es gibt keinen Gott, außer Allah allein; er hat keinen Genossen, ihm gehört die Herrschaft, und ihm gebührt der Preis. Er macht lebendig und auch tot mit seiner gnädigen Hand, und er ist über

[1] Merkwürdigerweise ist sie nach Südwesten orientiert, während Mekka in Südsüdost liegt.

[2] Auf einer Holztafel von 0.73 cm Länge und 0.23 cm Höhe in erhaben geschnittener Schrift, s. Taf. I oben.

[3] So statt شاهانشاه.

[4] So statt مائة.

[5] So statt ثوابا لله.

2 alle Dinge mächtig. Sieg kommt von Gott, und Eroberung ist nahe für den Sklaven Gottes und seinen Vertreter, Abû 'Ali el Manṣûr, den Imâm el Âmir bi-aḥkâm Allah,

3 Beherrscher der Gläubigen, Segen Gottes über ihn und seine reinen Väter und seine zu erwartenden Söhne. Befohlen hat anzufertigen diesen Predigtstuhl der erhabenste

4 Herr, Fürst der Heere, Schwert des Islâm, Helfer des Imâm, Beschützer der Richter der Muslime und Leiter der Prediger

5 der Gläubigen Abû'l Ḳâsim Schâhân Schâh, Gott stütze durch ihn die Religion und erfreue den Beherrscher der Gläubigen durch sein langes Leben und erhalte

6 seine Macht und erhöhe sein Wort. So geschehen im Monat Rabî' I des Jahres fünfhundert zum Gotteslohn.«

1. Die Lesung بيده الحسن ist nicht ganz sicher: man erwartet الحسنى, doch sehen die Zeichen mehr nach dem ersteren Worte aus.

2. Der Chalife el Âmir war im Jahre 495 d. H. (= 1101 n. Chr.) fünfjährig zur Regierung gekommen. Über seine Bauten handelt Maḳrîzi Chiṭ. I 485. II 291. Auch für die Azhar Moschee hat er ein Mimbar gestiftet, dessen Inschrift etwas abweichende Titel enthält: صلوات الله على ... وابنايه الاكرمين ... وعلى ابايهم الايمة الطاهرين الهداة الراشدين.

3. El Afḍal trägt in der vorliegenden Inschrift dieselben Titel wie sein Vater Badr el Ĝamâli in einer Inschrift der Ṭulûn Moschee vom Jahre 470 d. H.[1]. In einer andern Inschrift[2] nennt er sich سيف الامام جلال الاسلام شرف الانام ناصر الدين خليل امير المومنين.

5. شاشاه ist Schreibfehler für شاهانشاه oder شاهنشاه.

6. Ebenso خمس مايه für خمسماية und اثوبا لله für ثوابا لله und dieses abgekürzte Redeweise für ابتغا ثواب الله. Statt dessen findet sich auch ابتغا مرضاة الله, so in der Bauinschrift der namenlosen kleinen Moschee (el Ĝiûschi) auf dem Muḳaṭṭam[3], oder ausführlicher طلبا لمرضاة الله وعظيم اجره وثوابه[4].

[1] v. Berchem, ebenda Nr. 11, S. 30.
[2] Ebenda, Nr. 12.
[3] In der Bauinschrift finden sich zwei Widersprüche. Der Erbauer ist nicht mit Namen genannt, sondern spricht von sich als فتى مولانا (v. Berchem Nr. 32, S. 54/55), eine Bezeichnung, die kaum anders als auf Badr zu deuten ist. Entscheidend aber ist das deutliche Datum ثمان وتسعين واربعمائة (v. Berchem pl. XVII), das den Bau in el Afḍals Zeit rückt.
[4] In einem Erlaß des Nûr eddîn, K. al rauḍatein I 216.

Danach ist der Stifter der Kanzel kein Geringerer als der Kanzler des Fatimidenreiches, Schâhân Schâh el Afḍal, von 482 d. H. = 1089 n. Chr. an Mitregent, von 487 d. H. = 1094 n. Chr. Nachfolger seines Vaters, Badr el Ġamâlî, in der höchsten Reichswürde; er überlebte zwei Chalifen, bis er unter dem dritten zu Fall kam[1]. Trotz seiner großen Bautätigkeit (Maḳr. Ch. I 480) sind bisher von ihm nur zwei Inschriften bekanntgeworden[2]. In der einen vom Jahre 487 führt er den Titel سيف الامام جلال الاسلام; den andern سيف الاسلام erbte er von seinem Vater, dem er vom Chalifen verliehen worden war[3]. Es mochte für den muhammedanischen Hochmut keine geringe Demütigung gewesen sein, daß ein armenischer Renegat zum defensor fidei erhoben werden mußte, und daß dessen Sohn als solcher gegen die ehemaligen Glaubensgenossen auftreten mußte, wenn er auch nicht in Person ins Feld gezogen ist.

Wenn die Stiftung der Kanzel im Monat Rabî' I 500 d. H. = November 1106 n. Chr. erfolgt war, so muß der Bau der Moschee selbst um diese Zeit sich seinem Ende genähert oder bereits zu Ende gewesen sein. Das wird bewiesen durch eine zweite Inschrift, die zwar kein Datum trägt, aber in diese Zeit gesetzt werden muß. Sie findet sich auf einem viereckigen Holzschemel in Schnitzwerk und läuft um seinen oberen Rand, der etwa 0,40 Meter Länge hat, mit erhabener Schrift in zwei Zeilen herum[4]:

1 a) بسم الله الرحمن الرحيم مما امر بعمل هذا
b) الشمع والكراسى المباركة والجامع
c) المبارك الذى بالدير الاعلا والثلاث
d) مساجد فوق مناجاة موسى عليه السلام

[1] Daß el Afḍal's Ermordung von dem Chalife el Âmir veranlaßt worden sei, scheint die Ansicht aller ernsthaften Chronisten gewesen zu sein. Abu'l Maḥâsin II 326. Wilhelm von Tyrus, der den Namen wohl nach der damaligen Aussprache in Syrien Elephdalius schreibt, bezeichnet seine Stellung im Reiche treffend als procurator civitatis (Lib. X c. XVI).

[2] v. Berchem Nr. 12 (S. 32 f.) und Nr. 38 (S. 64), die zweite schon von Maḳrîzi (Chiṭ. II 242) gegeben.

[3] Der Titel منار الدولة, den Badr bei Abu'lfidâ II 200 führt, war wohl nicht offiziell.

[4] S. Tafel II.

2 a) والجامع الذى فوق جبل دير فاران والمسجد
b) الذى تحت فاران الجديدة والمنارة التى بحضر
c) الساحل الامير الموفق المنتخب منير الدولة
d) وفارسها ابى منصور انوشتكين الامرى ·

1 a) »Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers! Befohlen hat anzufertigen
b) diese[n] Leuchte[r] und die gesegneten Stühle und die gesegnete
c) Moschee, welche im obersten Kloster ist, und die drei
d) Retorte auf dem Berge des Zwiegespräches Moses, über dem das Heil,
2 a) und die Moschee, welche auf dem Berge des Klosters von Fārān ist, und die [kleine] Moschee,
b) welche unterhalb von Neu-Fārān ist, und den Leuchtturm, welcher
c) an dem Rande der Ebene ist, der fähige [und] auserwählte Emir, Leuchte des Reiches
d) und sein Ritter, Abu Manṣûr Anuschtekin, der Sklave des [Chalifen] Âmir.«

Z. 1. Für مما امر بعمل wäre korrekter مما امر بعمله.

Eigentümlich ist der Ausdruck الشمع für den Holzschemel. Es muß sich auf ihm eine Vorrichtung zur Einsteckung einer Kerze befunden haben, so daß die Bedeutung Leuchte[r] gerechtfertigt ist; zu شمع in dieser Bedeutung vgl. Dozy s. v.

Der wichtigste Punkt der Inschrift ist die Angabe von der gleichzeitigen Erbauung der جامع »in dem obersten Kloster« durch den Stifter des Leuchters.

Mit diesem obersten Kloster kann nur das Sinaikloster gemeint sein, so genannt im Gegensatz zu dem unten in der Küstenebene gelegenen von Paiθoy = Ṭôr und zu dem zweiten, zwischen beiden befindlichen Kloster von Fārān.

Als Erbauer der Moschee im Kloster und der übrigen masâǵid nennt sich »der fähige und auserwählte Emir, Leuchte und Ritter des Reiches Anuschtekin«. Die Person dieses Würdenträgers wird weder in der Geschichte noch auch in den bisher bekannten Inschriften genannt; die Nachrichten über diese Zeit sind eben recht dürftig.

Von seinen Titeln ist der erste الامير الموفق المنتخب, in einer späten Inschrift aus der Zeit des Chalifen el Ḥâfiẓ (524—44 d. H.) belegt[1], der zweite منير الدولة aber noch nicht[2]. Aus seinem Beinamen الآمرى ergibt sich, daß er unter dem Chalifen el Âmir bi-aḥkâm Allah (495—52 d. H.) lebte.

Von großer Wichtigkeit ist die Inschrift ferner deshalb, weil sie eine Aufzählung aller Bauwerke gibt, die Anuschtekin damals hat auf der Sinaihalbinsel errichten lassen.

Zunächst werden genannt »drei masâǵid auf dem Munâǵât Mûsā«. Was zuvörderst diesen Namen anlangt, so wurde damit ursprünglich der heutige Ǵebel Mûsā, der traditionelle Sinai, bezeichnet[3]. Erst mit dem 14. Jahrhundert wurde er auf den nach Nordosten sich anschließenden niederen Berg, der sich vor das Südostende des Klostertals legt, übertragen; auf ihm hat früher nie ein Bau gestanden, erst 1912 wurde eine kleine Kapelle dort errichtet. Die drei masâǵid Anuschtekins sind also auf dem Ǵebel Mûsā zu suchen. Gegenwärtig stehen nur zwei Bauwerke auf seinem Gipfel, beide neueren Datums, aber ersichtlich auf der Stelle älterer und mit altem Material errichtet. Das größere von beiden ist eine christliche Kapelle, deren Ursprung in sehr alte Zeit zurückreicht. Ein syrischer Mönch aus Urfa, Julianus, hatte sie im Jahre 364 n. Chr. erbaut. Von den Arabern, vielleicht mehr als einmal zerstört, wurde sie gleichzeitig mit der Klosterkirche umgebaut, aber in winzigem Ausmaß; Antonius von Piacenza, der sie kurze Zeit darauf, im Jahre 570, besuchte, beurteilt sie als nur sechs Fuß im Innern lang und breit. Die heutige Kapelle hat 10 Meter, der ältere Bau aber, von dem sie nur die Apsis und das vordere Drittel des mittleren und linken Schiffes einnimmt, hatte etwa 25 Meter Länge. Dieser größere Bau scheint das Werk Anuschtekins gewesen zu sein. Noch Makrizi[1]

[1] v. Berchem Nr. 456. S. 633.

[2] Diese Verbindungen mit الدولة als Titel sind für die Fatimidenzeit charakteristisch. فارس erscheint auch in anderen Verbindungen als Ehrentitel, z. B.: فارس الدين »Ritter des Glaubens« K. al rauḍat. II 236 (im Jahre 595 d. H.), häufiger bei den Späteren. فارس المسلمين war der Titel von Ḍirghâm, des Reichskanzlers des letzten Fatimidenchalifen.

[3] In dem arabischen Text der zweisprachigen Bauinschrift des Sinaiklosters, einer spätmittelalterlichen Kopie einer alten, aber schwerlich der ursprünglichen, wird die Justinianskirche genannt كنيسة جبل المناجاة. Die syrische Handschrift Sin. 1 wurde im Jahre 1290 n. Chr. gestiftet für كنيسة المناجاة also für die jetzige Klosterbibliothek.

[1] II 510.

weiß von ihr zu berichten, daß »die Kirche des heiligen Mose Marmorsäulen und Bronzetüren gehabt habe«, doch war sie zu seiner Zeit (Anfang des 15. Jahrhunderts n. Chr.) bereits wieder verfallen gewesen.

Das zweite Gebäude auf dem Gipfel des Sinai ist eine kleine Moschee, die auch nach Mose benannt ist, ein ganz unscheinbarer Bau, an dem das einzig Bemerkenswerte ist, daß das Miḥrâb nach Süden orientiert ist, ersichtlich aus dem Grunde, weil der beschränkte Platz des Gipfels keine andre Anlage zuließ. Auch diese Moschee steht auf den Trümmern einer älteren, wahrscheinlich des Baues von Anuschtekin. Von ihr hatte Idrisi, der nur wenige Jahrzehnte später (548 d. H. = 1154 n. Chr.) sein großes Werk schrieb, gehört. Er sagt »man steigt auf Treppen zum Ğebel el Ṭûr empor: oben ist eine Moschee und ein trockner Brunnen«. Maḳrizi erwähnt sie nicht, ebensowenig wie die große Moschee im Kloster, obwohl sie noch in späterer Zeit bei den Muhammedanern weit und breit in großer Verehrung stand. F. Faber sah bei seinem Besuch 1485 eine Anzahl solcher Pilger hier sitzen und sagt[1] ... nam Arabes Aegyptii Sarraceni Turci de longinquis mundi partibus ad hunc locum peregrinantar ob reverentiam Moysis.

Von einem dritten Bau ist auf dem Gipfel des Ğebel Mûsā nichts zu sehen. Es kann auch keiner dort gestanden haben, da einfach kein Platz dafür vorhanden ist[2]. Soll es mit den drei Bauwerken seine Richtigkeit haben, so bleibt nichts übrig, als das dritte in der Eliaskapelle zu sehen, die, 157 Meter unterhalb des Gipfels, auf einer schmalen Hochebene steht. Auch sie ist in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur einige hundert Jahre alt, aber ebenfalls auf der Stätte eines älteren Baues errichtet. Maḳrizi nennt sie eine Kirche des Elias, die auf halber Höhe des Berges gestanden, aber seiner Zeit nicht mehr existiert habe, vermutlich, weil sie schon wieder zerstört war, ein Schicksal, das sie schon in der alten Zeit wiederholt betroffen hatte. Die Pilgerin Aetheria (oder Silvia) hatte eine kleine Kirche hier vorgefunden, zwei Jahrhunderte später (570) wird sie von dem sehr genauen Antonius nicht mehr genannt; zu Thetmars[3] Zeit, 1217, also nur reichlich 100 Jahre nach dem Neubau, existierte sie noch.

---

[1] Evagatorium III 459.

[2] Wenn der Pilger Fel. Faber (Evagatorium III 459 ed Hassler) sagt, sie hätten dort gesehen »grandes ruinas antiquorum murorum per gyrum et creditur, ibidem fuisse monasterium quod quidem totum destructum est«, so hat er die Felsblöcke für Ruinen gehalten.

[3] Magistri Thetmari iter in terram sanctam ed. Tobler, S. 50.

Es bleibt noch die Schwierigkeit übrig, daß in der Inschrift diese drei Bauwerke, von denen zwei stets christlich gewesen sind, gleichmäßig masāǵid genannt werden. Sicher aber ist hier das Wort nicht in seiner späteren Bedeutung »Moschee« zu fassen, sondern in seiner ursprünglichen »Betort«[1]. War doch der Sinai als heiliger Berg des Islam eine Wallfahrtsstätte für die Muhammedaner bis in das 19. Jahrhundert hinein, so heilig, daß sie selbst in der Justinianskirche gebetet haben. Möglich ist auch, daß Anuschtekin diesen Ausdruck der Kürze halber gewählt und sich gescheut hat, das Wort »Kirche« zu gebrauchen. Immerhin bleibt es ein Akt seltener Toleranz, daß ein Muhammedaner christliche Kirchen gebaut hat.

Weiter spricht die Inschrift von einer »Moschee auf dem Berge des Klosters von Fārān«. Dieses Kloster befand sich auf dem Ǵebel el Meḥarret, einem in das Tal von Fārān hineinragenden Bergvorsprung; ausgedehnte Ruinen von ihm, einer großen Kirche und einem Turme sind noch heute dort zu sehen. Auch die Abhänge des Berges sind mit Ruinen bedeckt; ob sich darunter die einer Moschee befinden, bleibt noch zu untersuchen.

Nördlich von diesem Hügel erhebt sich der isolierte Ǵebel eṭ Ṭaḥûne 215 Meter, der gleichfalls Ruinen von Kirchen trägt. Auf seinem Gipfel stehen die Reste einer dreischiffigen Kirche, »die im 8. Jahrhundert in eine Moschee umgewandelt worden ist[2]«. Das könnte die von Anuschtekin »gebaute«, d. h. umgebaute Moschee sein; eine genauere Untersuchung hat aber noch nicht stattgefunden. Die Angabe der Inschrift, daß diese Moschee sich »auf dem Klosterberge« befunden habe, wäre freilich ungenau, es sei denn, daß auch dieser Berg wegen seiner kirchlichen Bauten für den Klosterberg gehalten worden sei.

Das alte Pharan, die »Amalekiterstadt«, wie sie nach der altchristlichen Tradition noch bis ins 15. Jahrhundert genannt wurde[3], muß damals bereits verlassen gewesen sein. Die Eingeborenen hatten sich in den ausgedehnten Gärten der Oase angesiedelt; diese neue Ortschaft, das heutige

[1] Wie im Nabatäischen, wo es allerdings auch die besondere Bedeutung »Altar« erhalten hat. Zur Moschee wurde masǵid durch den Islam: der Ḳor'ān kennt kein anderes Wort für den muhammedanischen Betort. Erst etwa seit der Mitte des 3. Jahrhunderts der Hiǵra kam für die großen Moscheen die neue Bezeichnung ǵāmi' »die allgemeine« auf, die schon im 2. Jahrhundert als Epitheton für masǵid erscheint.

[2] Meistermann, Guide du Nil au Jourdain 94, er sagt nicht, woher er diese Angabe hat.

[3] Makrizi Chiṭ. I 188.

Dorf, ist gewiß das »Neu-Fārān« der Inschrift. Die gegenwärtige Moschee des Ortes, ein ganz unbedeutender Bau, ist nach dem Lokalheiligen, Abu Schebîb, genannt; das würde also Anuschtekins masǵid sein können.

Schließlich hat er noch einen Leuchtturm[1] »am Rande der Ebene« gebaut. Gemeint soll wohl sein der Rand der Küstenebene. Maḳrîzi sagt zwar vom alten Fārān[2], die Stadt sei gelegen [gewesen] بساحل بحر القلزم, verbessert sich aber gleich, daß von Fārān bis zum Meer von el Ḳulzum eine volle Tagesreise sei, »und dort wird es genannt Ebene des Meeres von Fārān«. Gemeint ist die schmale Küstenebene, in die das Wādi Firān (= Fārān) ausmündet; an ihr befindet sich, durch eine weit nach Westen reichende Riffgruppe geschützt, ein leidlicher Ankerplatz, offenbar die Reede von Fārān. Hier also ist der Leuchtturm Anuschtekins zu suchen.

Angesichts dieser ausgedehnten Bautätigkeit drängt sich die Frage auf, was den Mann dazu veranlaßt haben kann. Da in der Inschrift nicht gesagt wird, daß er vom Chalifen oder vom Reichskanzler damit beauftragt worden ist, muß man schließen, daß er auf eigne Faust und mit eignen Mitteln diese Bauten ausgeführt hat. Darin liegt nichts Auffallendes. Welche Privatvermögen die Großwürdenträger dieser Zeit besessen haben, lehrt die Aufzählung der Schätze el Afḍals[3], der ebenfalls mehrere Moscheen gebaut hat, davon eine allein, el Aḳmar, mit einem Aufwande von angeblich 200000 Dinar[1]. Die Bauten Anuschtekins waren demgegenüber von geringen Dimensionen, der Aufwand dafür also schwerlich besonders hoch[4].

Daß er Moscheen und einen Leuchtturm gebaut hat, läßt sich verstehen; wie kam er aber dazu, auch christliche Heiligtümer zu errichten?

Um dies zu verstehen, müssen wir die politische Lage dieser Zeit genauer ansehen. In die Zeit el Afḍals fällt der erste Kreuzzug, der mit der Eroberung Jerusalems (492 d. H. = 1099 n. Chr.) einen gewissen Abschluß fand. Die Kämpfe zwischen den Kreuzfahrern und den ägyptischen

[1] Über منارة (und منار) in der Bedeutung »Leuchtturm«, siehe van Berchem, in Mémoires de la Miss. Arch. Franc. XIX 19; IV, S. 474—75.

[2] Chiṭaṭ I 188.

[3] Wüstenfeld, Geschichte der Fatimidenchalifen 290.

[4] Große Bauherren hat es in der islamischen Geschichte viel gegeben. Einer der berühmtesten ist Ġamâl eddin. Wezir eines Ortokiden in Môṣul; er baute verschiedene Moscheen bei Mekka, die Stadtmauer von Medina und die große Tigrisbrücke von Ġeziret Ibn ʿOmar. Er starb 559 d. H., Abulf. 2. J.

Heeren zogen sich zwar noch einige Jahre ohne besondere Entscheidung hin bis 1104 n. Chr. = 498 d. H., wo el Afḍals jüngster Sohn sich bei Askalon schlagen ließ, ohne daß es aber den Siegern gelang, den Gegner ganz aus Palästina herauszudrängen. In den folgenden Jahren 499 und 500 trat eine gewisse Ruhe ein, der Angriff auf das von Ibn ʿAmmâr verteidigte Tripolis berührte Ägypten nicht. Erst im Jahre 502 nahm es wieder am Kriege teil, als auch im Jahre 1107/08 n. Chr. = 501 d. H. König Balduin die Offensive mit einem Angriff auf Tyrus und Sidon wieder aufgenommen hatte, die dann mit der Eroberung von Tripolis, 1109, zu Ende kam.

In diese Zeit der Ruhe fällt die Bautätigkeit Anuschtekins auf dem Sinai.

Man sollte annehmen, daß der große Angriff der Christen auf den Islam eine böse Rückwirkung auf die Behandlung der christlichen Untertanen im Fatimidenreich gehabt haben müßte. Die arabischen Quellen aber schweigen sich darüber aus. Vom Chalifen wird im Gegenteil berichtet, daß er christliche Klöster, zumal das von Nihjâ bei Usîm[1], nordwestlich von Kairo, gern besucht habe, freilich nicht aus Zuneigung zu den Christen, sondern um dort, wie so manche Chalifen, von Hârûn er Raschid[2] an, unbeobachtet Gelage feiern zu können[3]. Gegen die Mönche zeigte er sich sehr freigebig, schenkte auch dem Kloster Grundstücke von 30 Feddân bei dem Dorfe Ṭaharmes (Abu Ṣâliḥ 183). Als wegen schlechten Nils Teuerung eingetreten war, bediente er sich des koptischen Patriarchen als Gesandten zum König von Abessinien, um diesen zu veranlassen, den Nil zu öffnen[4], den nach ägyptischem Volksglauben der Negus ableiten könne. Aber um eine eigne Politik gegenüber den Christen zu haben, war er im Jahre 500 noch zu jung; er zählte damals knapp 10 Jahre. Über die des Reichskanzlers el Afḍal gehen die Berichte auseinander; nach einem soll er zwar die koptische Kirche el Muchtâra auf der Insel Rôḍa, die zum Teil in seinem

[1] Nach der History of the Patriarchs of the Coptic Church (ed. Evetts) III 109 lag es zwischen Saft und Usîm.

[2] Bekri, Geogr. Wb. 359. 360 Tab. III 675 ff.

[3] Abu Ṣâliḥ S. 107. 182. 183. 187.

[4] Ibn Ijâs I 63. Nach Maḳrizi II 496 soll diese Gesandtschaft (oder eine andere?) schon unter Mustanṣir erfolgt sein, und zwar mit dem Erfolge, daß der Negus befohlen habe »einen Damm zu öffnen, so daß das Wasser (des Nils) nach Ägypten abfließen konnte«. Der Glaube an diese Kunst der Abessinier erhielt sich durch das ganze Mittelalter. Im Jahre 853 d. H. (= 1449 n. Chr.) brachte der Ḳâḍi von Suâkin die Alarmnachricht nach Kairo, die Abessinier wollten wieder den Nil ableiten, um die Ägypter aufs Trockene zu setzen. Sach. Tibr 309.

Garten gelegen war, haben niederreißen lassen[1], sich aber sonst tolerant gezeigt und die Steuern auf die Hälfte ermäßigt haben. Ein andrer Bericht sagt im Gegenteil, er habe sie auf 1 1/3 Dinar pro Kopf erhöht[2]. Wenn das auch wahr sein mag, so ist es noch lange kein Beweis von religiösem Fanatismus. Sein Geheimschreiber war ein Christ, und zwar ein recht frommer (Abu Ṣâliḥ 115), und seinen anscheinend zahlreichen christlichen Beamten gestattete er den Bau von Kirchen (ders. 137. 150); er selbst besuchte gern zur Erholung ein Kloster oberhalb Gîzeh, das er gut ausstattete (ders. 197. 198 = Jâkût Mu'ğ. II 674).

Das Sinaikloster befand sich der ägyptischen Regierung gegenüber sicher in einer schwierigeren Lage als die koptische und selbst die griechische Kirche.

Das ganze Mittelalter hindurch hatte es enge Beziehungen zu Rom unterhalten, die ein eignes noch wenig erforschtes Kapitel der orientalischen Kirchengeschichte bilden. Schon im Jahre 599 hatte Papst Gregorius d. Gr. einen Legaten, Simplicius Romanus, mit zwei Briefen und Geschenken an den Abt Johannes und den Priester Palladius geschickt. 1032 war der Bischof Jorius nach Bologna gepilgert und dort gestorben. Diese Beziehungen des Klosters zu Rom, die auch nach den Kreuzzügen noch Jahrhunderte lang fortdauerten[3], waren der ägyptischen Regierung gewiß nicht unbekannt geblieben. Nur wenige Jahre vor Beginn des großen Kreuzzuges war es schon zu einer Christenverfolgung gekommen, bei der auch der Bischof vom Sinai, Johannes I., ein Athener, der etwa 10 Jahre vorher zur Würde eines Erzbischofs erhoben war, den Märtyrertod hatte erleiden müssen, im Jahre 1091[4].

Mit dem Erscheinen des Kreuzfahrerheeres in Palästina und namentlich nach seinem großen Erfolg, der Eroberung Jerusalems, muß die Lage des Klosters der fatimidischen Regierung gegenüber recht prekär geworden sein. Sicher wird ihr die Befürchtung gekommen sein, daß die Kreuz-

[1] Nach Petrus Rahib (ed. Cheikho ar. 138. lat. 148) im Jahre 818 d. Märt.

[2] Abu Ṣâliḥ 19; Mignon, Patrologia LXXVII, col. 117. 1121.

[3] Besonders lebhaft gestalteten sie sich im 13. Jahrhundert, wo Honorius III. 1218 und 1226 und Innocenz IV das Kloster im Besitz verschiedener Stätten bestätigten. Sie endeten auch nicht ganz mit dem Konzil von Florenz 1439, das den definitiven Bruch der morgenländischen und abendländischen Kirche brachte.

[4] Cheikho, a. a. O. 416, nach einer späten Quelle, die jedoch den Namen richtig gibt.

fahrer auch Absichten auf den Sinai haben möchten, und das Kloster bei seiner Freundschaft für die Abendländer ihnen dabei behilflich werden könnte. Nichts liegt dann näher als die Vermutung, daß zur Abwehr eines solchen Angriffes wie zur Überwachung der Mönche eine Truppenabteilung nach dem Sinai mag geschickt worden sein, und zwar für längere Zeit. Für dieses Militär wird dann die Moschee gebaut worden sein.

Es ist sonst durchaus nicht zu verstehen, welche andre muhammedanische Gemeinde in dieser kritischen Zeit sich auf dem Sinai eingefunden haben könnte, für die die Regierung eine Moschee errichten ließ, groß genug, daß 200—300 Mann darin das Gebet verrichten können. Die einzigen Muhammedaner, die sich dort auf dem Sinaigebirge aufhielten, waren ein paar Dutzend Beduinen; der Gedanke, daß die Reichsleitung plötzlich das Bedürfnis empfunden habe, für sie innerhalb der Klostermauern eine größere Moschee zu erbauen, wäre geradezu absurd. Allerdings hat el Âmir auch in Cairo Ähnliches getan, indem er in das damals noch nestorianische, später koptische Kloster St. Georg eine Moschee einbaute (Abu Ṣâliḥ 134), wozu ihn der mutawalli dîwân el châṣṣ (= Hausminister) beredet hatte.

Der Zweck der Besetzung des Sinaiklosters wurde jedenfalls erreicht. Von einem Versuch der Kreuzfahrer, sich des Klosters zu bemächtigen, ist nichts bekannt; offenbar ist er auch gar nicht unternommen worden. Und als König Balduin I. zehn Jahre später als Pilger ihn besuchen wollte, waren die Mönche so eingeschüchtert, daß sie ihm bis 'Akaba entgegengingen und ihn beschworen, von seinem Vorhaben abzulassen[1].

Daß die Moschee auch nach dem Abzug der muhammedanischen Besatzung und nach der Wiederkehr friedlicher Zustände auf der Halbinsel weiter in regelmäßiger Benutzung geblieben ist, erfahren wir sowohl von

[1] Es heißt bei dem Chronisten, daß er bis Helym gekommen sei. Mit diesem Namen wird sonst das ganze Mittelalter hindurch, von der spanischen Pilgerin Aetheria (385) bis zu Breydenbach (1483) die Oase Gharandel gemeint. Nur Kosmas Ind. identifiziert Helim mit Raithon-Ṭôr. In obiger Nachricht kann es aber nur 'Akaba sein, das Balduin in diesem Jahre eroberte. Vielleicht aber war der Zug doch keine gewöhnliche Wallfahrt, sondern eher militärischer Art, zum mindesten eine Rekognoszierung. Noch im selben Jahre (1116 n. Chr. = 511 d. H.) unternahm Balduin einen großen Angriff auf Ägypten, der ihn bis Farama und Tinnis führte, und der nur durch die tödliche Erkrankung des Königs ein vorzeitiges Ende fand.

christlichen Pilgern[1] wie aus den Firmanen des 15. Jahrhunderts. Die Nachricht, daß auf dem heiligen Sinai eine »blühende« Moschee existiere, scheint in Kairo manchmal Interesse erregt und zu einer Pilgerfahrt dorthin gelockt zu haben. Die Arbeit des Marmormosaiks des Miḥrâb zeigt, daß noch gegen Ende des Mittelalters Geld für Reparaturen zu finden war. In den folgenden Jahrhunderten aber ist ersichtlich nichts mehr geschehen, den beginnenden Ruin des Gebäudes aufzuhalten. Die letzte recht dürftige Reparatur vor etwa 100 Jahren beschränkte sich auf eine plumpe Übertünchung der zerfallenden Mauern, wobei manche alte Ornamente und Malereien verschwunden zu sein scheinen. Der Landesherr von Ägypten, der 1854 sich auf dem Sinai einen Palast baute und das Kloster häufiger besuchte, hat für die Erhaltung des seltsamen Baues kein Interesse gehabt, der als Zeuge einer großen Zeit, des Zusammenstoßes zwischen abendländischem Christentum und Islam, nun seinem gänzlichen Verfall schnell entgegengeht.

Nachträge.

S. 3 Anm. 1. Aus der Sprache der Mönche sind in den Dialekt der Sinaibeduinen mehrere griechische Worte gedrungen, die sich in dem arabischen Wortschatz der ägyptischen Christen nicht eingebürgert haben: aḳlûm اقلوم, ältere Form اقوم ist das griechische οἰκονόμος Titel des dritten Geistlichen des Sinaiklosters, dem die weltlichen Angelegenheiten, besonders das Ernährungs- und Transportwesen, obliegen. enṭûsch انطوش, älter meṭûsch مطوش, ist μετόχιον Gartenhaus; der Übergang von m und n hat sein Analogon an ägyptisch naṭar(a) aus مطر.

S. 17. Der Chalife el Muʿizz hatte sogar einen Christen (ʿÎsa b. Nestorius) und einen Juden (Micha ميشا) als Wezir.

S. 15—16. Über die Wandlung des Begriffs »Sulṭân« vgl. Becker, Beiträge II 90 Anm. 6, Islam VI 355, Seybold in ZDMG. 63, 329. Betreffs der Bujiden ist nachzutragen, daß sie auf ihren Münzen sich anfangs الامير (Catal. Brit. Mus. II Nr. 663, 665, 683), dann الملك (Nr. 666, 668, 669f., 684), auch الملك شاهانشاه (Nr. 681, 682, 687) nannten.

[1] Frescobaldi (1384) berichtet, daß sie zur Gebetszeit noch zahlreich besucht worden sei, d. h. doch wohl weniger von Beduinen als von den muhammedanischen Klosterdienern.

S. 26. Betreffs der Kirchenzerstörungen lehrt Ibn al Subki (bei Sujûṭi, Ḥusn II 13), daß eine Kirche, die einmal, wenn auch grundlos, zerstört ist, nicht wiederhergestellt werden darf.

S. 38 oben. Zu den Beduinenstämmen des Sinai sind noch zu zählen die Ḥēwât الحيوات (der einzelne حَيَوِىّ), die im Nordosten der Halbinsel sitzen. Der Name ist wohl Plural des alten حَيْوَة Mubarrad 135, 741. Ṭabari II 368 Bekri 103; er erinnert an die חוים des Alten Testaments.

S. 40 Anm. 1. Fromme Sprüche als Siegelinschriften sind schon von den Chulafā al rāschidin gebraucht worden: Abu Bakr نعم القادر, ʿOmar كفى بالموت واعظا يا, ʿOṯmân امنت بالله مخلصا, ʿAli الملك لله, der Abbaside el Ḳâdir حسبنا الله ونعم الوكيل, Nûr eddin الحمد لله, ebenso der Feldherr Abu ʿUbaida, was Ibn Saʿd III, 1, 300 in الخُمُس لله entstellt hat.

S. 46 Z. 27. Der Ausdruck اكد غاية التاكيد stammt schon aus der Kanzleisprache der Abbasiden, Ṭabari III 1645 z. Jahre 251 d. H.

S. 50. Zu dem Ausdruck بيده الحسن vgl. بيده الخير Ṭabari III 861.

S. 51. In der Proklamation von el Amir bei seinem Regierungsantritt (Sujûṭi, Ḥusn II 14—16) fehlt in seinem Namen hinter ابو على das Epitheton المنصور.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

I. Ǧaḳmaḳ.

II. Inal.

III. Ḳâit Bâi.

B. Moritz: **Beiträge zur Geschichte des Sinaiklosters im Mittelalter nach arabischen Quellen. Taf. I.**

I

a

b

c

d

II

a

b

c

d

B. Moritz: Beiträge zur Geschichte des Sinaiklosters im Mittelalter nach arabischen Quellen. Taf. II.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 5

DAS MAHĀNISĪHA-SUTTA

VON

Dr. WALTHER SCHUBRING

MIT 1 TAFEL

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Lüders in der Gesamtsitzung vom 14. März 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 25. Juli 1918.

1.

Einführung.

Was man bisher über das Mahānisīha-Sutta weiß, beruht im wesentlichen auf den Angaben Webers in seiner Abhandlung »Über die heiligen Schriften der Jaina«, Indische Studien Band 16 und 17, und auf den Auszügen in seinem »Verzeichnis der Sanskṛit- und Prākṛit-Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin«, Band 2, Abt. 2, S. 631—637. Die beiden in Berlin befindlichen Mss. or. fol. 764 (B) und 1887 (b) sind freilich, will man tiefer ins Verständnis des Mahānisīha gelangen, kaum zu benutzen; um so mehr ist der Scharfblick Webers zu bewundern, mit dem er das für seine Zwecke Wichtige gesehen hat[1]. Erst mit Hilfe der drei aus der Deccan College Library in Poona entliehenen Handschriften 1871—72, Nr. 228 (p), 1873—74, Nr. 178, saṃv. 1594 (π) und 1881—82, Nr. 165 (P) ließ sich ein genauerer Überblick über Anlage, Inhalt und Art des Werkes gewinnen. Dies waren die einzigen gegenwärtig zugänglichen Hilfsmittel. In den nichtöffentlichen Sammlungen Indiens befindet sich noch eine Anzahl von Handschriften, vgl. die Jaina-Granthāvalī, Bombay 2435/1965, S. 16 f., ferner sah Bühler einen Text mit Gujarātī-ṭabā, vgl. seinen Report on Sanskrit Mss., 1874—75, S. 2. Von sonstigen Kommentaren ist nichts bekannt. Eine Liste des Kanons, die von der uns vertrauten ziemlich abweicht, verzeichnet drei Fassungen (*vācanā*) des Textes, die nach dem Umfang unterschieden werden (16, 277). Diese Angabe des Siddhāntadharmasāra wird auf die Bṛhaṭṭippaṇikā, ein saṃv. 1556 verfaßtes Verzeichnis von Jaina-Werken, zurückgehen. Es handelt sich danach um 3500, 4200 und 4548 Granthas (Jaina-Granthāvalī a. a. O.). Die letzte Zahl steht fälsch-

[1] Daß wir ihn gleichwohl öfter zu berichtigen haben, liegt auf der Hand. Wir beziehen uns auf die obigen Stellen mit »16« und »17« und mit »Verz. II«. Doch weisen wir nicht bei jeder Einzelheit auf sie zurück.

lich für 4544, denn so geben unsere Hss. in Buchstaben und Zahlen an[1]. Die Abrundung der anderen Zahlen in der Bṛhaṭṭippaṇikā läßt vermuten, daß sie nicht auf eigenem Befund beruhen.

Für eine Ausgabe des Textes reichen unsere Handschriften noch nicht aus. Aber eine Inhaltsübersicht war erreichbar und wurde von uns für den Wegweiser durch den Jaina-Kanon bestimmt, den wir in unserem Beitrag für den Grundriß der indo-arischen Philologie geben. Das originelle Werk verdient jedoch eine eingehendere Behandlung als sie dort statthaft ist. Unsere Abhandlung soll mit ihm bekannt machen, ohne daß der Leser das derzeitige Fehlen des vollständigen Wortlautes störend empfindet. Wir haben deshalb die Belege reichlich gegeben. Sollte der Text einmal erscheinen, so wird man über der vollen Würdigung seiner Eigenart die Wiederholung dessen entschuldigen, was diese Einleitung bringen mußte. Wir wollen zunächst darstellen, was das Werk selbst zu sein angibt, und dann auf Grund einer Inhaltsangabe untersuchen, wie wir es anzusehen haben.

Das Mahānisīha-Sutta spricht über sich selbst an mehreren Stellen: wir lassen sie hier folgen:

1. Nach dem Kolophon des 1. Kapitels heißt es: *eyassa* (näml. *paḍham'ajjhayaṇassa) kulihiya-doso na dāyavvo suyaharehiṃ, kiṃ tu jo c'eva eyassa puvv'āyariso āsi, tatth' eva katthai silogo katthai silog'addhaṃ katthai pay'akkharaṃ katthai akkhara-pantiyā katthai pattaga-puṭṭhiyaṃ katthai be tiṇṇi pattāṇi evam-āi-bahug'appaṃ parigaliyaṃ ti.*

2. Nach 3 IX, d. h. am Ende eines in sich geschlossenen Abschnitts: (a) *eyaṃ tu jaṃ*[a] *Pañcamaṅgala-mahāsuyakkhandhassa vakkhāṇaṃ, taṃ mahayā pabandheṇaṃ*[b] *aṇanta-gama-pajjavehiṃ suttassa ya pihab*[c]*-bhūyāhiṃ nijjutti*[d]*-bhāsa-cuṇṇīhiṃ jahéva aṇanta-nāṇa-daṃsaṇa-dharehiṃ titthayarehiṃ vakkhāṇiyaṃ. tahéva samāsao vakkhāṇijjaṃ taṃ āsi. ah' annayā kāla-parihāṇi-doseṇaṃ tāo nijjutti*[d]*-bhāsa-cuṇṇīo vocchinnāo*[e]*. io ya vaccanteṇaṃ*[f] *kāla-samaeṇaṃ mah'-iḍḍhi*[g]*-patte payâṇusārī Vairasāmī nāma*[h] *duvālas'aṅga-suyahare samuppanne*[i]*. teṇ' eso*[k] *Pañca-maṅgala-mahāsuyakkhandhassa uddhāro mūla-suttassa*[l] *majjhe lihio. mūla-suttaṃ puṇa suttattāe gaṇaharehiṃ, atthattāe*[m] *arihantehiṃ*[m] *bhagavantehiṃ dhamma-titthaṃkarehiṃ*[n] *tiloga-mahiehiṃ Vīra-jiṇ'indehiṃ pannaviyaṃ ti esa vuḍḍha-saṃpayāo*[o]. (b) *ettha ya jattha[-jattha]*[p] *payaṃ-paeṇâṇulaggaṃ sutt'ālāvagaṃ na saṃbajjhai*[q]*, tattha-tattha*[r] *suyaharehiṃ kulihiya-doso na dāyavvo tti, kiṃ tu jo so eyassa acinta-cintāmaṇi-kappa-bhūyassa Mahānisīha-suyakkhan-dhassa puvv'āiriso*[s] *āsi*[t]*, tahiṃ c'eva khaṇḍa-khaṇḍīe uddehiyâīhiṃ heūhiṃ bahave pattagā parisāḍiyā. tahā vi 'accanta-sumah'atthâisayaṃ ti imaṃ Mahānisīha-suyakkhandhaṃ kasiṇa-pavayaṇassa param'āhāra*[u]*-bhūyaṃ paraṃ tattaṃ mah'atthaṃ' ti kaliūṇaṃ pavayaṇa-vacchalla-*

---

[1] Die von Weber 16, 465 mitgeteilte Strophe lautet richtig:
cattāri sahassāiṃ pañca sayā o tahéva cattāri
cattāri silogā vi ya Mahānisīhammi pāeṇa.

ttaṇeṇaṃ bahu-bhavva-sattôvayāraṃ[v] *ca kāuṃ tahā ya āyahiy'aṭṭhayāe*[w] *āyariya-Haribhaddeṇaṃ jaṃ tatth' āyarise diṭṭhaṃ taṃ savvaṃ sa-matīe sohiūṇaṃ*[x] *lihiyaṃ ti. annehiṃ pi Siddhaseṇa Divākara-Vuḍḍhavāi*[y]*-Jakkhaseṇa*[z]*-Devagutta-Jasavaddhaṇa Khamāsamaṇasīsa-Ravigutta-Nemicanda-Jiṇadāsa Gaṇi Khamaga*[aa]*-Savvasiri*[bb]*-pamuhehiṃ jugappahāṇa-suyaharehiṃ bahu-manniyaṃ*[cc] *iṇaṃ ti.* Die Stelle steht außer im Mahānisīha noch als Zitat in Jñānasāgara's (saṃv. 1405—60) Avacūri zu Devendra's Ceiyavandaṇa-bhāsa Str. 30 und in Dharmasāgara's Kuvakkhakosiyasahassakiraṇa[1] von saṃv. 1629. [a] *evaṃ ca Pa°* B. [b] *mahayāṇubandheṇaṃ* (*ṇu* für *pu*?) M. [c] *pihub-bhū°* Jñ-C. [d] *°tti* M. [e] fehlt M. [f] *io vaccayaṃteṇaṃ* M. [g] *°ḍḍhī* M, *°ḍḍhiṃ patte* Dh. [h] fehlt Dh. [i] *°nno* B. [k] *teṇêyaṃ* (aber *uddhāro*) M. [l] *mūla-sutta-ma°* B. [m] fehlt M. [n] *titthaga°* Dh Jñ. [o] *ti ru°-saṃ° tti* (ohne *esa*) *Śrī-Mahāniśītha-sūtre 'dhyayane 4* (!) Dh. [p] fehlt überall. [q] *saṃpajjai* M Dh. [r] *ya* folgt in M. [s] *āya°* Dh Jñ. [t] *Mathurāyāṃ Supārśva*(*nātha* fehlt Jñ-B)*-stūpe pañcadaśôparāsa*(*iḥ* fehlt Jñ-C)*-kṛtaiḥ śāsana-devyāḥ samarpita iti* folgt in Jñ.[2] [u] *parama-sāra* Jñ-B, *parama* fehlt Jñ-C. [v] *°yāriyaṃ* M Dh. [w] *āyapaṭṭhiyāe* Jñ-C. [x] *sā°* M außer b. [y] *Buddha°* p. [z] *Jaṃkha°* P. [aa] *Kharaga* Jñ-B. [bb] *°risi* M. [cc] *māṇi°* Jñ-C.

3. Endlich am Schluß von Kap. 3. nach der ausführlichen Darstellung des *kusīla* (s. S. 68), auf welche die des *osanna* usw. folgen sollte, aber vor vier zum Kap. 4 überleitenden Śloka-Strophen: *tahā 'osanne' sujāṇe* (?): *n' ettha*[a] *lihijjai. 'pāsatthe' nāṇa-m-ādīṇaṃ. 'sacchande' ussuttamagga-gāmī. 'sabale' n' etthaṃ lihijjai gantha-vitthara-bhayāo, bhagavayā uṇa etthaṃ patthāre kusīl'ādī mahā-pabandheṇaṃ pannavie. etthaṃ ca jā jā katthai ann'anna-vāyaṇā, sā Sumiṇiya-Samayasārehiṃto paoseyavvā*[b]*, jao mūl'ādarise bahu-ganthaṃ vippaṇaṭṭhaṃ. tahiṃ ca jattha-jattha saṃdhāṇa-laggaṃ*[c] *ganthaṃ sambajjhai, tattha-tattha bahuehiṃ suyaharehiṃ saṃmiliūṇaṃ s'angôvanga-duvālas'-angāo suya-samuddāo anna-m-anna-anga-uvanga-suyakkhandha-ajjhayaṇ'-uddesagāṇaṃ samucciṇiūṇa kiṃci-kiṃci sambajjhamāṇaṃ ettha lihiyaṃ ti, na uṇa sa-kavvaṃ kayaṃ ti.* [a] *i°* Hss. [b] in π geändert zu: *°sārehiṃ tāhiṃto uvasaṃseyavvā.* [c] *saṃdhāṇula°*, für *saṃdhāṇâṇula°*? Hss.

Die Gleichheit des Ausdrucks dieser Stellen zeigt, daß sie demselben Urheber zuzuschreiben sind. Zu ihnen gesellen sich zwei Hinweise im 7. Kapitel: (7 II) *sesaṃ puṇo vi sa-tthāṇe pabandheṇa bhāṇihai* und (7 III) *sesaṃ tu mahayā pabandheṇa sa-tthāṇe c'eva bhāṇihii*, beides übrigens Verheißungen, die sich unseres Wissens nicht erfüllen. Im Inhalt wird von der bloßen Feststellung, daß die Vorlage fehlerhaft war (1), zu der Nennung einer bestimmten Persönlichkeit als des Überarbeiters (2), ja zu der Behauptung der verbessernden Tätigkeit einer ganzen Versammlung von Gelehrten (3) fortgeschritten. Wie steht es nun mit der Glaubwürdigkeit dieser Aufstellungen?

---

[1] Werke in Prakrit bezeichnen wir fortan mit dem Prakrit-Titel, es sei denn, daß bestimmte Ausgaben oder Abhandlungen gemeint sind. Den Kuv. bespricht Weber, Über den Kupakshakauçikyâditya des Dharmasâgara (SBAW 1882, S. 793 ff); Bhandarkar, Report . . . 1883—84, S. 146 ff. Auf Jñānasāgara (vgl. Verz. II 803 ff., außerdem Brit. Mus. Ms. or. 2105[4]) hat uns Professor Leumann aufmerksam gemacht.

[2] Vgl. schon Leumann in Klatts Specimen of a . . . Jaina Onomasticon, S. 8.

Daß Haribhadra — und zwar doch wohl der bedeutendere Träger dieses Namens — sich mit dem Mahānisīha beschäftigt hat, geht unverdächtig aus dem Kolophon des 4. Kapitels hervor. Dort heißt es:

'*atra caturthâdhyayane bahavaḥ saiddhāntikāḥ kecid* (!) *ālāpakān na samyak śraddadhaty eva. tair aśraddadhānair* (!) *asmākam api na samyak śraddhānam' ity āha Haribhadra-Sūriḥ. na punaḥ sarvam evêdaṃ caturthâdhyayanam anyāni vā adhyayanāni, asy' aiva katipayaiḥ parimitair ālāpakair aśraddhānam ity arthaḥ* .... (die Zweifelspunkte werden kurz aufgezählt. s. S. 42) .... *vṛddha-vādas tu punar yathā yāvad*[a] *idam ārṣaṃ sūtram, vikṛter*[b] *na tāvad atra pratiṣṭhā; prabhūtāś câtra śrutaskandhe arthāḥ, suṣṭhv apy atiśayena sâtiśayāni gaṇadharôktāni veda-vacanāni. tad evaṃ sthite na kiṃcid āśaṅkanīyam.* [a] *tāvad* π Ppb, *vad* B. [b] ° *tir* Hss.

Zur Zeitbestimmung dieser Stelle[1] kann dienen, was eine Bemerkung am Ende von 4 II enthält, vorausgesetzt, daß sie aus derselben Feder stammt, was wir der Sprache nach glauben möchten[2]. Auf Goyama's Frage, wie es komme, daß die in Rede Stehenden die beschriebene Pein (S. 18) ein Jahr lang ohne Stärkung ertragen könnten, wird geantwortet: *Goyamā, sakaya-kammāṇubhāvao.* Es folgt: *śeṣaṃ tu Praśnavyākaraṇa-vṛddhavivaraṇād avaseyam.* Wir entnehmen hieraus eine enge Beziehung zwischen dem Mahānisīha und dem damals schon »alten« Kommentar zum 10. Aṅga. Dies kann nur die Cuṇṇi sein, auf die Abhayadeva, dessen Erläuterung für uns die älteste ist, sich wiederholt bezieht[3]. Seine Zeit, d. h. das 12. Jahrhundert, ist also frühestens auch die unseres Hinweises.

Gleichwohl erscheint es uns nicht wahrscheinlich, daß Haribhadra in der Weise, wie Nr. 2b angibt, am Mahānisīha tätig gewesen wäre. Man könnte zwar seine Ungläubigkeit bei einigen Einzelheiten gerade als eine Bestätigung seines allgemeinen Zutrauens zu dem Werk auffassen. Aber bei genauerer Kenntnis des Mahānisīha wundern wir uns doch, daß seine Zweifel auf jene Punkte beschränkt geblieben sein sollen, und vor allem ist es uns nicht glaubhaft, daß ein Mann von schriftstellerischer Bedeutung wie er die zum Teil einzig dastehenden sprachlichen Besonderheiten des Textes (s. Abschnitt 7) sklavisch übernommen hätte, statt sie seinem eigenen

[1] Ein Niederschlag von ihr und oben Nr. 2 findet sich bei Dharmasāgara gegen Ende des 3. Kapitels seines Kuv. Der Wortlaut liegt uns leider nicht vor, da die Berliner Hs. nicht soweit reicht. Aber R. G. Bhandarkar entnimmt aus dem Werke für seinen Report ... 1883—84, S. 148 folgendes: »Old Âchâryas speak of Haribhadra's having held that Siddhasena Divâkara and others had no faith in some of the Âlâpakas in the 4th Adhyayana of the Mahânisitha Sûtra and consequently of his having had no faith in them himself.«

[2] Vielleicht ist dem Verfasser das Prakrit geläufiger gewesen als das Sanskrit.

[3] Vgl. Verz. II 523.

Stil anzupassen. Anderseits würde es mit der Absicht der Stelle 2 gut in Einklang stehen, wenn einem Unbekannten nachträglich der berühmte Name beigelegt wäre.

Der Wunsch nämlich, dem Mahānisīha Ansehen zu verleihen, führt zu der Aufstellung jener Reihe maßgebender Männer, in deren Wertschätzung es gestanden haben soll. Siddhasena Divākara (um ins Einzelne zu gehen) ist der bekannte Logiker und der Schüler Vṛddhavādins. Von Yakṣasena wissen wir ebensowenig wie von Sarvaśrī. Ein Devagupta war der Lehrer Siddha Sūri's. Der Yaśovardhana, den wir kennen (Verz. II 1044), war kein Schriftsteller. Der hier genannte wird ein Schüler Devarddhi Gaṇins, des Kṣamāśramaṇa, genannt. Ravigupta findet sich in der Jaina-Granthāvalī als der Verfasser einer Schrift von geringer Wichtigkeit; bedeutender war der buddhistische und Tantra-Schriftsteller gleichen Namens, der in Kaschmir und in Magadha lebte[1]. Bei Nemicandra wird es sich um den Autor des Pavayaṇasārôddhāra handeln. Jinadāsa Gaṇin hat u. a. die Nisīha-cuṇṇi verfaßt.

Hier gesellen sich also zu den Personen, die wir kennen, andere, die uns fast oder ganz unbekannt sind, zu denen der Verfasser der Stelle jedoch auf Grund persönlicher Beziehungen in Verehrung aufgeblickt haben mag. Alle werden miteinander in einer bunten Reihe als Zeugen für das Alter und den Wert des Werkes beschworen; bei uns wird freilich das Gegenteil erreicht. Die spätesten Daten, die mit den genannten zu verknüpfen sind, gehören dem 11. und 12. Jahrhundert an. Entsprechend später wird also der Bericht von ihnen angesetzt werden müssen.

Über die erste Hälfte von Nr. 2 sprechen wir später (s. S. 44). Hier sei soviel vorausgenommen, daß die Existenz von Nijjuttis usw. zu einer Abhandlung über das Pañcamaṅgala (den Wortlaut s. S. 14) niemals irgendwie bezeugt oder auch nur glaubhaft und daher Vajrasvāmin's Tätigkeit dabei mehr als fraglich ist.

So schwindet die Bedeutung der ganzen Stelle 2 in nichts dahin. Auch gegen die anderen Ausführungen ist noch mehreres geltend zu machen. Gewiß finden wir am Text manches auszusetzen, aber gerade Lücken, die doch so zahlreich sein sollen, weisen die Teile, auf die Nr. 1 bis 3 sich

[1] Satis Chandra Vidyabhusana, History of the mediæval School of Indian Logic, S. 123f.

beziehen, anscheinend nur sehr wenig auf. Wir wüßten auch kein Textstück, auf das die Behauptung zuträfe, es sei unter Heranziehung kanonischer Stellen ausgeflickt, denn Anklänge dieser Art kommen nicht vor. Aber jeder Hinweis auf vorgefundene Mängel konnte das Werk als eine ehrwürdige Ruine aus längst vergangener Zeit erscheinen lassen.

Die Beziehung auf den Suminiyasāra und den Samayasāra ist uns nicht verständlich; vgl. übrigens S. 55 und 76.

Die angeführten Stellen setzen indessen nur ein Bestreben fort, das schon in dem Werk selbst deutlich hervortritt. Der Verfasser ist stark bemüht, seinem Erzeugnis Geltung zu verschaffen. Gleich der Anfang verrät diese Absicht. Er besteht in einer wortreichen Einleitung in Prosa vor dem Beginn der Ślokas des 1. Kapitels. Durch die Befolgung des ausgezeichneten Mahānisīha werden Mönch und Nonne sündenrein, sie finden Gefallen am frommen Wandel und lassen ab von jeglichem Übel (s. Verz. II 631 f.). Das 3. Kapitel wird durch Verse eingeleitet, die demjenigen, der den Text Unberufenen ausliefert, Wahnsinn und lange Krankheit androhen. Alte Werke des Kanons werden in Äußerlichkeiten nachgeahmt, um den Eindruck der Ehrwürdigkeit hervorzurufen. So hebt der Text an mit den Worten *suyaṃ me, āusaṃ, teṇaṃ bhagavayā evaṃ akkhāyaṃ: iha khalu* . . ., und seine Abschnitte schließen mit *ti bemi*. Hierher gehört auch der Ausdruck *pucchā jāva ṇaṃ vayāsī*, z. B. 2 VII, 5 I. V, 7 V. Er lehnt sich an den feierlichen Eingang der Viyāhapannatti an (Bhagavatīsūtra, Benares 1938, Bl. 13ª; Verz. II 422), von wo der Wortlaut zu ergänzen ist. Der Titel des Textes sucht diesen zum Nisīha-Sutta in Beziehung zu setzen; ob mit Recht, wird später dargelegt werden (S. 48). Die Einkleidung hüllt sich nach kanonischer Art in das Gewand eines Zwiegesprächs zwischen Mahāvīra und Goyama. Um den ersteren als Sprecher erscheinen zu lassen, werden die Vorgänge, die er erzählt, soweit sie überhaupt eine Zeitangabe enthalten, in entfernte Weltalter zurückverlegt. In den fünf Bharaha und Eravaya nämlich, d. h. den einzigen Erdteilen, wo überhaupt ein Zeitablauf stattfindet[1], folgt eine Reihe von 24 Tīrthakara (*cauvīsigā*) gleich der gegenwärtigen, die mit Usabha begann, auf die andere (6, 212). Einige Erzählungen (4 I, 6 III, wohl auch 5 III) spielen unter dem achten, zwölften und dritten Tīrthakara seit Usabha: drei (5 VII, 6 II. IV) »in einer anderen«,

[1] Viyāhapannatti Bl. 1501ᵇ.

eine (6 VI) gar in der 80. Epoche vor ihm. Dreimal hiervon handelt es sich um den letzten der 24, und in zwei Fällen nennt der Erzähler ihn »7 *rayaṇī* hoch, so wie ich«. Dieses Ich, das sich mit einem Tīrthakara vergleicht, kann nur selbst ein solcher sein, nämlich Mahāvīra. Die Zahl erinnert denn auch an Uvavāiya-Sutta § 16, wo er 7 *hattha* hoch genannt wird. Daß das Stück 3 IX, in welchem auf Legenden über Mahāvīra verwiesen wird, seinem Bestreben entgegenwirkt, hat der Verfasser übersehen. Die umschreibende Anspielung auf die »zehn merkwürdigen Ereignisse« und ihre Erläuterung in 5 VII (s. S. 39) tun dasselbe. Auch alle Erwähnungen der 11 oder 12 Aṅgas und was damit zusammenhängt, führt natürlich über Mahāvīra hinab.

Wir kommen nun zu einer Inhaltsangabe des Mahānisīha, der wir noch einige Bemerkungen vorausschicken. Der *Mahānisīha-suyakkhandha* besteht aus 8 Kapiteln (*ajjhayaṇa*). Ihre Namen sind: 1. Salluddharaṇa, 2. Kammavivāgavāgaraṇa, 5. Navaṇīyasāra, 6. Gīyatthavihāra. Die beiden letzten heißen *cūlāo*. Das 3. und 4. haben keinen Titel. Unterabteilungen dieser Kapitel gibt es insofern, als die Handschriften öfter das Zeichen '*cha*' anwenden, in 1 und 2 bei Versen auch mit der letzten Strophenzahl[1]. Weber hielt diese irrtümlich für eine Zählung von Paragraphen. Anderseits vermißte er die Uddesa-Abteilung, die nach 3 Anf., nach dem Āyāravihi, Jinaprabha Sūri's Vihimaggapavā und Paramānanda's Sāmāyārīvihi vorliegen sollte. Indessen werden unter *uddesa* dort die Abschnitte im Unterricht verstanden, die sich mit denen des Textes keineswegs zu decken brauchen. So zeigt z. B. der Unterrichtsplan der Viyāhapannatti (Verz. II 451 f.), daß jedes Saya in ein oder zwei Lehrabschnitten (*uddesa*) erledigt wird, habe es nun, wie Saya 1 ff., 10, oder, wie etwa Saya 16, 14 Kapitel (*uddesa*). Die Kapitel 2 bis 8 des Mahānisīha werden in 83 Abschnitten gelehrt. Auf je zwei Lehrabschnitte entfällt einmal der Genuß der Fastenspeise (*āy*)*ambila*; auch die flüssige Nahrung ist geregelt. Der Ausdruck hierfür ist *āutta*(*ga*)-*pāṇaga* (*vāṇaga*). Diese Regelung des Getränkes hat nur statt bei den Texten, die unter strenger Observanz (*āgāḍha-joga*), d. h. in ununterbrochener Folge, studiert werden, nämlich den Sattekkaiyā (Āyār'aṅga II 8—14, der zweiten Cūlā), der Viyāhapannatti, den Paṇhāvā-

[1] In unserer Übersicht steht die römische Zahl frei, wenn die Hss. den Abschnitt mit '*cha*' schließen: andernfalls ist sie eingeklammert. An die Strophenzählung erklären wir uns nicht für gebunden. Es kommt vor, daß die Strophe zu drei Śloka-Zeilen zu rechnen ist.

garaṇāiṃ, den Uttarajjhayaṇāiṃ (bei denen jedoch das *āutta-pāṇaga* unterbleibt), und eben dem Mahānisīha[1]. Für dessen 2. Kapitel werden 9 *uddesa* und 5 *āyambila* angesetzt, für das 3. und 4. je 16 und 8, das 5.: 12 und 6, das 6.: 4 und 2, das 7.: 6 und 3, das 8.: 20 und 10, was die erwähnten 83 Uddesa im ganzen ergibt[2]. Sie erfordern 43 Tage, wozu noch je einer für die Zusammenfassung und die Wortverstattung kommen. Bei diesen letzteren (*suyakkhandhassa samuddeso* und *aṇuṇṇā*) muß das 1. Kapitel mit einbegriffen sein, bei den anderen ist es nicht mitgezählt. Es hat nämlich keine Uddesas und wird deshalb als *ega-sara* bezeichnet[3]. Nach anderen Beispielen müßte es in einem Male gelehrt werden[4]. Auffälliger als dies — denn Lehrabschnitte von solchem Umfang begegnen häufiger — ist das Verhältnis der Uddesa-Anzahl zur Größe der Kapitel. In der Handschrift π reicht das 2. Kapitel von Blatt 10[b] bis 25[a], das 3. endigt 46[a], das 4.: 54[b], das 5.: 78[b], das 6.: 94[b], das 7.: 112[a], das 8.: 129[a]. Eine Beziehung dieser Umfänge zu denen der Lehrabschnitte läßt sich, auch wenn man den Inhalt, seine Einheitlichkeit oder Vielfältigkeit, in Betracht zieht, nicht entdecken.

2.

Inhaltsangabe.

1. Salluddharaṇaṃ, nach Str. 50 und 62. 222 Śloka-Strophen[5] außer der Einleitung in Prosa (s. S. 8). — I. Str. 1—39. 10.37: Āryā; 11: Sragdharā; 36: Indravajrā. Trotz der sicheren Überzeugung, daß alle Werke nach dem Tode ihren Lohn finden, unterlassen es viele, für ihr Heil zu wirken. Um dies zu tun, muß man sich über die eigene menschliche Seele (*āyā*) klar sein; sie war schwer zu erlangen, nur in ihrem

[1] Vgl. hierzu die fast wörtlich übereinstimmenden Angaben der drei genannten Texte, Verz. II 831. 863 f. 897.

[2] Str. 3. 4—6 unseres Textes. In Str. 64, Verz. II 876. lies *cau* 6 *ccha* 7 statt *cauttha* 7.

[3] Ist die Anzahl der Uddesas gerade, so heißt ein Kapitel (*ajjhayaṇa*) *samuddesa*, ist sie ungerade, *visamuddesa* (Verz. II 833).

[4] Vgl. *Paṇhāvāgaraṇe ṇaṃ ego suyakkhandho. dasa ajjhayaṇā ekka-saragā. dasasu c'eva divasesu uddisijjanti*, Ausg. S. 541 f., Verz. II 520.

[5] Diese Angabe bei den einzelnen Kapiteln betrifft das Versmaß im ganzen betrachtet: einzelne davon abweichende Strophen bleiben dabei außer Betracht, ebenso die kleineren Prosaeinschaltungen. Die Bezeichnung Āryā-Strophe schließt Gīti-Strophen mit ein.

Besitz jedoch ist der Dharma erreichbar. Wer hingegen durch das Streben nach dem höchsten Ziel auf sich selbst bedacht ist, wird den schönsten Erfolg haben. Viele gibt es auch, die dem Dharma mit einem heimlichen Stachel (*salla*), d. h. einer ungebeichteten Sünde, im Herzen folgen. Alle ihre Anstrengungen werden dadurch fruchtlos, ja das Verschweigen führt Schlimmes in großer Menge herauf. Die verschwiegene Sünde hat aber mehrere Arten und Stufen. Sie alle soll der Mönch von sich tun, sei es auch noch so schwer. Nur nach vollständiger Beichte ist die Pflege des Dharma von Erfolg gekrönt. — II. Str. 40—47; 48—53. III. Str. 54—61. Die auf die Beichte vorbereitenden Handlungen; im Heiligtum (*ceiya, ceiy' ālaya*) das Gebet vor den Standbildern der Jina (*paḍimāo*). Ein Spruch (*vijjā*) an die Gottheit der heiligen Lehre, im Wortlaut und in besonderer Schrift mitgeteilt (s. S. 75). Die Beichte selbst und die abschließenden Handlungen. — III. Str. 62—90. 63: Āryā (s. S. 72). Str. 90 ist als 37 bezeichnet. Der Lohn wahrhafter Beichte ist das Kevala-Wissen. Diejenigen Mönche, denen es zuteil wird, heißen Kevalin mit einem Beiwort, das die Gesinnung und Gemütsverfassung schildert, im ganzen etwa vierzig Bezeichnungen (s. S. 93). — IV. Str. 91—111 (111 heißt fälschlich 31 statt 21). Ungenügende Beichte durch Verschweigen aus besonderer Absicht oder aus Unlust hat den Verbleib im Saṃsāra zur Folge. Auch hier werden den *āloyaga* für die einzelnen Fälle besondere Namen gegeben. — V. Str. 112—144 (144 als 33 bez.). Zahllose Nonnen (*samaṇī*) erreichen gleichfalls durch Beichte und Buße die Erlösung. Sie werden als *samaṇī-kevalī* ähnlich wie eben die Mönche mit Beiworten versehen und ihre guten Vorsätze geschildert. — VI. Str. 145—160 (160 als 16 bez.). 148: Āryā. Bei den Nonnen wird oft nicht genügend gebeichtet. Die Folgen sind dieselben wie oben. — VII. Str. 161—173 (173 als 17 statt 13 bez.). Körperliche Pein, die von außen kommt, erscheint manchen leichter zu ertragen als Askese und Selbstzucht. So sind sie denn nicht imstande, eine Sünde zu bekennen. Auch ein Übeltäter schweigt oft hartnäckig, selbst wenn der König sein Geständnis belohnen will. — VIII. Str. 174—222 (222 als 49 bez.). 195: Indravajrā; 208—211: Āryā. Preis der aufrichtigen Beichte und aller Mönchstugenden überhaupt. — Nach dem Kolophon die oben (S. 4) mitgeteilte Entschuldigung.

2. Kammavivāgavāgaraṇa. 209 Śloka-Str., ein großes Mittelstück in Prosa. — I. Str. 1—28 (28 heißt fälschlich 29). Beschreibung des

Leidens aller Wesen in der Welt. Auch die Götter leiden, insofern sie wissen, daß ihre Herrlichkeit nicht ewig währt. Die Arten des Leidens, seine Dauer, seine Stärke (s. S. 65). — II. Str. 29—101 (101 als 79 bez.). Die Tötung einer Laus als Beispiel für eine böse Tat und deren Wirkung; der Mord im allgemeinen. Lüge, Diebstahl, Unkeuschheit und Freude am Besitz. Verschiedene niedere und höhere Daseinsformen als Folgen üblen Tuns. — III. Str. 102—111 (111 als 11 bez.). 107: Āryā. Vom Karman überhaupt, seiner Bindung, die alle Wesen außer den *siddha*, *jogi* und *selesi* vollziehen, und seiner Anhäufung als Summe aller schlimmer Handlungen. — IV. Str. 112—122 (122 als 11 bez.). Die Absperrung der Einflüsse des Karmans, die Askese, die Leidenschaftslosigkeit und schließlich die Erlösung. — V. Str. 123—148 (nach 148: *udde*[*so*]: hier war wohl einer der oben besprochenen Lehrabschnitte zu Ende). Einige glauben nicht an die heilsame Wirkung jener Absperrung. Und doch ist keinem Wesen selbst im Schlafe Ruhe (*suha*) beschieden, solange nicht alles Karman durch Askese und Selbstzucht getilgt worden ist. Alle Geschöpfe haben unaufhörlich Leid und keinen Augenblick Frieden; gehört ja selbst einer Laus nicht, was unter ihren Füßen ist. Eine Laus zu haben ist ein winziges Übel; sie meint es nicht böse und ist ganz harmlos; man lasse sie also nach Belieben spazieren und ziehe sich nicht durch ihre Tötung Höllenpein und ewige Unrast zu.

(VI.)[1] Str. 149—157 (149: Indravajrā) als Überleitung zur Prosa. Das Meiden des weiblichen Geschlechts, und zwar jeder Frau, sie gehöre zum Orden oder nicht, auch weiblicher Tiere. — Prosa. Fragen Goyama's, Antworten des *bhagavaṃ*. Man soll über ein Weib nicht nachdenken noch mit ihm reden, hausen oder gehen. Denn des Weibes, das heißt einer Nonne sinnliche Natur wird durch den Mann gereizt; das Verlangen nach der Vereinigung verwirrt ihr Denken, so daß sie die Folgen nicht beachtet; ihr Körper kommt in Erregung, sie schwankt und fällt. Diesen Zustand macht sich der Mann zunutze. — (VII.) Die geschlechtliche Anlage des Mannes hat sechs Stufen (s. S. 66). — (VIII.) Es gibt auch Frauen, die auf der allerhöchsten dieser Stufen stehen. Gelangt ein Weib aus dem Durchschnitt nicht zum Ziel seines Verlangens, so zehrt sich sein Feuer auf wie der Brand eines Dorfes, entflammt aber nachher wieder wie die

[1] Vgl. S. 9. Anm. 1.

Flamme einer Fackel. Beherrscht das Weib (*itthiyaṃ*) sich dann, so ist es preisenswert (... *se ṇaṃ pujjā ... s. ṇ. suya-devayā, s. ṇ. Sarassaī, s. ṇ. Ambā-Huṇḍī, s. ṇ. Acchuttā, s. ṇ. Indāṇī*[1]) und kommt zur Erlösung; im anderen Falle tut sie schwere Sünde und verwirkt große Buße. — (IX.) Der schlimme Einfluß des Weibes auf den Mann: es wird verglichen mit der Nacht, dem Blitz, der Meereswelle, dem Wind, dem Feuer, dem Hund, dem Fisch u. a. Der Geschlechtsverkehr als Sünde gegen das erste Gelübde (s. S. 73).

(X.) Str. 158—167. Wer den Verkehr meidet, soll auch den Besitz und die Beschädigung von Wesen (*ārambha*) meiden. — In Prosa: Die Dauer von vergeltendem Leiden (s. S. 72). — Warnung vor der Schädigung. — (XI.) Str. 168—209. Kleinere ethische Erörterungen in Frage und Antwort. Mit schlechten Mönchen (*kusīla* usw., s. Kap. 3) darf keine Gemeinschaft sein. — Buße kann ein zukünftiges Höllendasein nicht abkürzen. — Die Gelegenheit, erweckt zu werden, kehrt nicht wieder, wenn sie verpaßt ist. — Mit Weib, Wasser und Feuer umzugehen, ist verboten. — Das Herausziehen des Stachels, d. h. das Nachholen eines Bekenntnisses, ist schmerzhaft, aber heilsam. Die Buße ist gleichsam die Arznei (*vaṇa-piṇḍī*) oder der Verband (*paṭṭa-bandha*). — Wer die ihm nötige Buße kennt, sie aber nicht vollzieht, ist wie ein Mann, der in der heißen Zeit kaltes Wasser weiß, aber nicht trinkt. — Auch was aus Fahrlässigkeit getan, hat schlimme Folge. Wirkt doch Schlangengift, selbst wenn der Unvorsichtige sich nachher in acht nimmt. — Diejenigen, die um die Buße wissen, teilen den anderen mit, was zu tun ist. — Nach dem Kolophon der Satz: *eesiṃ tu doṇhaṃ pi ajjhayaṇāṇaṃ vihi-puvvageṇaṃ savva-sāmaṇṇaṃ vāyaṇaṃ ti*[2].

3. Ohne Titel. Einleitend die Śloka-Str. 1—10. 3: Āryā. Die Pflege und der Lehrbetrieb des Mahānisīha (s. S. 10). Śloka-Str. 11—14 als Überleitung zur Prosa: Programm. (I.) (XIII. XIV.) Ausführliche Darstellung der ersten Gattung schlechter Mönche, des *kusīla* (s. S. 68). Darin die Āryā-

[1] Von diesen gehören die *śruta-devatā*, Sarasvatī und Acchuptā zu den 16 Göttinnen der Gelehrsamkeit, die Hemacandra, Abhidhānacintāmaṇi (Böhtlingk und Rieu) Str. 238—241 aufführt; was sie in diesem Zusammenhang hier zu tun haben, ist dunkel. Es soll wohl nur im allgemeinen, wie durch die anderen Namen, die hohe Würde tugendhafter Frauen bezeichnet werden. Huṇḍī findet sich noch in der Überschrift *Atha Śrī-śrīmad-Yaśovijaya-jī-upādhyāya-kṛta Vīrastuti-rūpa Huṇḍīnuṃ stavana prārambha*, in Bhīmasiṃha Māṇaka's Prakaraṇaratnākara, Bh. 3, S. 569.

[2] *vihī* Hss. °*nnaṃ* Hss. *vanne*(°*tte*)*hiṇaṃ ti* πP.

Str. 119—131 (s. S. 60). Ganz kurz folgen am Schluß des Kapitels die übrigen: der *osanna, pāsattha, sacchanda* und *sabala*[1], woran sich textgeschichtliche Mitteilungen knüpfen (s. S. 5). Das Ende bilden die Śloka-Str. 132—135, eine zusammenfassende Warnung und, als Übergang zum nächsten Kapitel, ein Hinweis auf das Schicksal Sumai's.

Die Aufzählung derjenigen Personen, die vom kirchlichen Wissen abweichen, nämlich der *supasattha-nāṇa-kusīla*, führt dadurch, daß derjenige von ihnen, der sich dieses Wissen ohne das gebotene, aus Ehrfurcht entspringende Fasten aneignet (*je kei aṇuvahāṇeṇaṃ supasatthaṃ nāṇaṃ ahīyanti*), als ganz besonders schuldhaft bezeichnet wird, zu einer längeren Darlegung (II—XIII), die von diesem »Achtungsfasten« (*uvahāṇa*) ausgeht.

(II.) Das wahre Wissen zu ergründen, kann nur unter Anruf der Gottheit unternommen werden, und diese Ehrbezeugung ist der fünffache Heilspruch (*pañca-maṅgala*). Sein Wortlaut ist: *namo arihantāṇaṃ, n. siddhāṇaṃ, n. āyariyāṇaṃ, n. uvajjhāyāṇaṃ, n. loe savva-sāhūṇaṃ*. Hieran schließt sich die Strophe (15) *eso pañca-namokkāro savva-pāva-paṇāsaṇo, maṅgalāṇaṃ ca savvesiṃ paḍhamaṃ havai maṅgalaṃ*. Ebenso wie diesen Wortlaut, nehmen wir aus dem Folgenden voraus, daß die fünf Teile des Spruches die *ajjhayaṇa*, die Strophe die *cūlā* heißen. Zusammen werden sie der *pañcamaṅgala-mahāsuyakkhandha* genannt. — (III.) An einem astrologisch günstigen Tage nun erscheint der Andächtige, der sich durch Fasten vorbereitet hat, im Heiligtum, beugt das Knie vor den Standbildern (*paḍimā-bimba*) der Heiligen und vertieft sich in die erste Verehrungsformel, an den nächsten Tagen je in die zweite bis fünfte. Mit dem Anhang beschäftigt er sich am sechsten bis achten Tage. Das tägliche Studium ist jedesmal von einem Āyambila-Fasten begleitet. Man übt auch die Aussprache außer der Reihe oder in umgekehrter Folge. — (IV.) Der innere Gehalt (*sutt'attha*) des Pañcamaṅgala, hauptsächlich auf Grund einer »Ableitung« der Wörter *arihanta* bis *sāhu*, »in Kürze« behandelt (*samās'attho*). — (V.) Die »eingehendere« Darstellung (*vitthar'atthaṃ*) schließt sich an, bricht aber, während die Majestät der *arihanta* noch geschildert wird, ab und geht zum Zwecke größerer Ausdrucksschärfe in Āryā-Str. über: *aha vā, Goyamā, kiṃ ittha pabhūya-vāgaraṇeṇaṃ? sār'atthaṃ bhaṇṇae.*

[1] Diese fünf Gattungen, nur der *saṃsatta* an Stelle des *sabala*, werden gewöhnlich gleichzeitig behandelt, so Vavahāra-S. 1, 28—33; Nisīha-S. mehrfach.

(VI.) Str. 16—22. Wer nämlich einen Arhat oder Tīrthakara geziemend verehrt, dessen Lohn wird die Erlösung sein. Mit den Worten: *aha vā ciṭṭhau tāva sesa-vāgaraṇaṃ* setzt Prosa im vorigen Sinne wieder ein, die Str. 23—33 knüpfen aber an die letzten an und stellen die Tīrthakaras als preisenswerter hin denn alle Gewalthaber in der Welt. — (VII.) Str. 34f., mit erläuternder Prosa, worin die Str. 36—38. Das Verehren (*accaṇa*, *thava*) hat zwei Formen: das asketische Mönchsleben und das fromme und mildtätige Laienleben. Das erstere steht natürlich sittlich höher, ja Spenden darzubringen ist dem Mönch überhaupt verboten[1]. Die Śloka-Str. 39—45 bringen eine Zwischenfrage Goyama's und ihre Beantwortung, bezüglich auf die Verehrung durch Götter und hochgestellte Laien (s. S. 44). — (VIII.) Āryā-Str. 46—76, mit Prosaeingang. Unter welchem Aufwand man auch die Standbilder der Jina (*jiṇahara*) schmückt und sie durch Aufführungen und Feste verehrt, Askese und Selbstzucht sind unendlich viel wichtiger. Durch sie geht der Mönch zur Erlösung ein, während der Laie höchstens in den Accuya-Himmel gelangt. Das Dasein als Mensch bietet die einzige Möglichkeit, jenes Ziel zu erreichen, und sie darf man sich nicht entgehen lassen. — (IX.) Str. 77—102. Ereignisse aus Mahāvīra's Leben, bei denen er von den Göttern Verehrung erfährt. Am Schluß wird auf die Quelle hierfür verwiesen (s. S. 45) und in Str. 103—106 die Ausführlichkeit mit der guten Wirkung, die sie auf die Frommen ausübt, gerechtfertigt.

(X.) Einen Abschluß bilden die textgeschichtlichen Ausführungen, die schon oben wiedergegeben worden sind (s. S. 4 unter Nr. 2).

(XI.) Wiederaufnahme des in V verlassenen Themas. Nach dem Pañcamaṅgala wird die *iriyāvahiyā* Gegenstand des Studiums, womit das *iriyāvahiyāe paḍikkamaṇa* gemeint sein muß, das einen Teil des Paḍikkamaṇa-Sutta bildet und das Bekennen aller solcher Vergehen darstellt, die bei der Erfüllung der täglichen Pflichten unvermeidbar gewesen sind. Es wird studiert »wie das Pañcamaṅgala«. Nach ihm kommen der Sakka-tthava, der Arahanta-, Cauvīsa- und Nāṇa-tthaya[2] mit verschiedenen Fastenregeln, alles Teile der

[1] Daß ein solcher in diesem Fall stark zu tadeln ist, wird in 5 VII noch einmal kurz berührt.

[2] Die ersten drei findet man gedruckt u. a. im Śrāvakasya Pañca [ergänze namokkāra]-Pratikramaṇ'ādi-sūtra, Mumbāpurī 1888, S. 2. 4. 7. Sakka-tthava bezeichnet Sakka's Verehrung für Mahāvīra, die mit den Worten *namo tthu ṇaṃ* beginnt.

Andacht im Heiligtum. Herrscht über dieses vollständige Klarheit, so spricht der Mönch es an einem günstigen Tage vor dem Lehrer und den Ordensgenossen und Laien zum ersten Male aus, worauf der Lehrer eine Ansprache hält. Von nun ab ist das Gebet im Heiligtum eine Pflicht, der dreimal am Tage genügt werden muß. Am Morgen darf Wasser, am Mittag Speise erst nach ihm genossen werden, am Abend muß es vor dem Ende der Dämmerung gesprochen sein. Im Fortgang der Feierlichkeit spricht der Lehrer einen Spruch (s. S. 76) und gibt dem Novizen sieben Handvoll Wohlgerüche aufs Haupt[1] mit den Worten »*nitthāraga-pārago bhavejjāsi*«. Beides wiederholt die Gemeinde mit dem Zusatz »*dhanno sampuṇṇa-lakkhaṇo si tumaṃ*«. Dann legt ihm der Lehrer ein Kranzgewinde, das den Jina gespendet worden war, um die Schultern und hält eine kurze Anrede an ihn. Guten Werken in der Vorexistenz hat er sein jetziges Menschendasein zu danken. Die Pforten der Hölle und der tierischen Wesensform sind ihm geschlossen, allen niederen Karmans ist er ledig. Der Pañcanamokkāra wird im nächsten Leben wieder einen Pañcanamokkāra erzeugen, und jenes ist ihm die letzte Existenz, in der er weder Knecht noch arm noch geistig unvollkommen sein wird. — (XII.) Wie das Pañcamaṅgala so sind auch vom Sāmāiya ab die anderen heiligen Texte zu studieren, wobei nur geringe Unterschiede Platz greifen. Die Fasten sind auch für einen Mönch im Knabenalter[2] verbindlich, im Unterricht wird auf sein Alter eine gewisse Rücksicht genommen. Fasten und Studium sollen einander entsprechen, so daß auch bei frühem Tode eine Heilwirkung auf die neue Existenz eintreten kann. Fasten soll auch, wer zuhört, wie andere das Pañcamaṅgala studieren, sonst würde er mit dem heiligen Wissen schlecht umgehen (*nāṇa-kusīla*, Rückleitung auf I). Zum Schluß die Āryā-Str. 107—118 über den Wert des Studiums zu den vorgeschriebenen Zeiten.

(XIII. XIV) wurden im Anschluß an I dargestellt.

4. Ohne Titel. Prosa; in der Erzählung die Āryā-Str. 1—13. (I.) Sumai und Nāila, zwei reiche Brüder, die dem Laienstande angehören, in der Stadt Kusatthala in Magaha, werden durch den Verlust ihres Vermögens zur Auswanderung veranlaßt. Unterwegs treffen sie fünf Mönche und einen Laien und schließen sich ihnen an. Bald aber wird Nāila, ein Jünger

[1] *satta gandha-muṭṭhīo tass' uttam'aṅge guruṇa ghettavvāo.*

[2] Nach Vavahāra-S. 10. 15 darf man schon mit 8 Jahren Mönch werden.

Aritthanemi's, des 22. Tīrthakaras[1] (zu dessen Zeit sich also das Ganze zuträgt), inne, daß sie sich in schlechter Gesellschaft befinden, und er sucht Sumai dahin zu bringen, daß er sich mit ihm von jenen trennt. Im Laufe eines Zwiegespräches schildert er eingehend den tadelnswerten Wandel der Genossen. Sumai aber besteht darauf, jene zu begleiten, auch wenn ihr Treiben strafbar sein sollte. Die Einschränkungen, die Nāila fordere, seien unmöglich zu erfüllen; er werde bei ihnen bleiben, vorausgesetzt, daß sie nicht zu weit fortwanderten. So geht denn Nāila seinen Weg allein. Schon nach fünf Monaten tritt eine Hungersnot ein, und an ihr gehen jene sieben zugrunde. — (II s. gleich.) — (III.) Unter ihnen wird Sumai die meisten Daseinsformen durchzumachen haben. Seine erste Verkörperung (dies in II Anf.) unter den vielen, die ihm bis zur Erlösung bevorstehen, ist bei den Göttern, die von der wahren Lehre am weitesten entfernt sind, den *paramāhammiya deva*. Wie ihm, so geht es jedem, der sich mit Ketzern einläßt[2]. Daß Sumai vordem fromm war, ist für ihn eher ein belastender Umstand. Nāila dagegen, als er sich von Sumai getrennt hat, beschließt den Fastentod. Darüber kommt Aritthanemi vorbei und macht ihn zum Mönch, er wird Kevalin und gewinnt die Erlösung.

(II.) Die erwähnten späteren Daseinsformen Sumai's werden (in III Anf.) lediglich aufgezählt; nur bei einer von ihnen wird ausführlich verweilt. Dies ist eine Schilderung der Bewohner von Paḍisaṃtāvadāyaga, einer Gegend südlich der Sindhū-Mündung. Die in den 47 Höhlen dieses Gebietes hausenden Menschen sind übergroß, von bester Fügung der Gelenke und äußerst harten Knochen. Ihr Aussehen ist häßlich und furchterregend, sie sind roh und begehrlich, namentlich auf Honig und Fleisch erpicht. Ein seegewohntes Volk, wissen sie sich mit Hilfe besonderer Werkzeuge auf dem Wasser zu bewegen. Auf diese haben es die Menschen abgesehen, welche den Zwischenkontinent Rayaṇadīva bewohnen, der von Paḍisaṃtāvadāyaga 3100 joyaṇa entfernt liegt. Dort befinden sich drehbare Trichter von beträchtlichem Durchmesser. In einem von diesen bringen die Insel-

[1] Aritthaṇemi, ein Sproß des Hari-Geschlechtes, heißt hier smaragden (*maragaya-cchavi*), Uttarajjh. 22, 5 dagegen wird er schwarz genannt (*kālaga-cchavi*). Es sei angemerkt, daß in 22, 6 der Ausdruck *vajja-risaha-saṃghayaṇa* auf die Fügung der Gelenke geht. Sie ist bei A. die beste der nach Ṭhāṇ. 413ª: Samav. 226ᵇ fünf möglichen Arten.

[2] Dieser Satz hat im Zusammenhang mit dem Übrigen nicht die zeitgeschichtliche Bedeutung, die Weber (16, 463) in ihm sehen will.

bewohner viel Fleisch und Honig unter, füllen damit auch eine Anzahl Töpfe und fahren mit ihnen auf Flößen nach dem Festlande. Die Höhlenleute eilen alsbald herbei, um sie zu erschlagen. Sie fahren aber eilig heimwärts und lassen den Verfolgern dabei ein Maß nach dem anderen zurück, über das diese sich hermachen, während die Inselbewohner Vorsprung gewinnen. So locken sie jene nach Rayaṇadiva, wo der Trichter mit den Leckerbissen auf sie wartet. Als sich die Höhlenleute in diesen gestürzt haben und zusammengedrängt schmausen, umstellen sie ihn und setzen ihn in drehende Bewegung. Ein Jahr lang müssen die Höhlenmenschen die peinvolle Durchrüttelung ertragen, die sie, dank ihrem festen Körperbau, nicht tötet. Die Inselleute aber sehen mit Genugtuung den Erfolg und nehmen ihnen die Hilfsmittel ab, mit denen sie über das Meer gekommen waren. (S. hierzu S. 41.)

IV. Hinter dem Kolophon die oben S. 6 mitgeteilten Bemerkungen.

5. *Davālas'aiṅga-suyanāṇassa Navaṇīya-sāra*. So wird das Kapitel, außer am Schluß, auch in einem Selbstzitat bezeichnet (s. S. 61). Einleitend die Śloka-Str. 1—8. An die Schilderung des schlechten Mönches schließt sich die des schlechten Gacchas an. Nur einem guten Gaccha darf man angehören. — (I.) Ein guter Gaccha ist ein solcher, den ein guter Gaṇin leitet. Zur Vorschrift (*āṇā*) steht der Gaccha als *āṇā-ṭhiya* oder *ārāhaga* in gutem Verhältnis, als *āṇā-virāhaga*, der ausführlich behandelt wird, in schlechtem. Die Ordnung im Gaccha (*merā*) wird gültig sein bis zur Zeit Duppasaha's (s. gleich). Die Kennzeichen eines Gacchas, der die Ordnung verletzt. Maßgebend für den Zustand des Gacchas aber ist der Lehrer. — (II.) Āryā-Str. 9—114. Schilderung von Lehrer und Gaccha guter und schlechter Beschaffenheit (s. S. 46). Śloka-Str. 115—121. Rückleitung nach I: Beschreibung des Saṃsāras und Warnung davor, das Gebot (*āṇā*) zu verletzen. Prosa. Wenn Mönche und Nonnen unter bestimmten Voraussetzungen in gewisser Zahl beisammen sein müssen (so Str. 79—81), wie wird diese Vorschrift von Duppasaha (Str. 108 und vgl. I) und Viṇhusirī erfüllt werden? Diese, Mönch und Nonne, und das Laienpaar Jiṇadatta und Phaggusirī werden nämlich, am Ende der Dussamā-Periode, die letzten vier Größen des Weltalters (*juga-ppahāṇa*) sein, ja aus ihnen wird der Saṅgha überhaupt bestehen (s. S. 42). Obgleich ihnen dann also die vorgeschriebene Anzahl der Genossen fehlt, wird ihre Vorzüglichkeit dies wettmachen. Vom Kanon wird dann nur noch der Dasaveyāliya-suyakkhandha

übrig sein, und ihm wird Duppasaha folgen. Die Entstehung des Dasaveyāliya (s. S. 43).

(III.) Das Gebot (*āṇā*) des Lehrers darf nicht mißachtet werden. Zur Erläuterung dient die Geschichte von den fünfhundert ungehorsamen Mönchen Vaira's[1] (dem außer ihnen funfzehnhundert Nonnen bester Gesinnung folgten). Sie machen ohne seine Billigung eine Wallfahrt zu Ehren Candappaha's (des 8. Tīrthakaras). Dabei lassen sie sich viele Vergehen zuschulden kommen, so daß Vaira, der sich, trotzdem er nicht dabei war, verantwortlich fühlt, ihnen nachzieht. Vergebens weist er sie auf die Folgen solchen Tuns hin, bis er sich endlich der Verantwortlichkeit für entbunden erachtet (Str. 122, s. S. 61). Nur einer von den fünfhundert kehrt zu ihm zurück und bleibt bei ihm. Beide finden, da sie die Flucht verschmähen, den Tod durch einen Löwen und werden zur Kevalinschaft wiederverkörpert; jene 499 aber müssen ohne Ende im Saṃsāra verbleiben. — (IV.) Ein Lehrer kann von viererlei Art sein (s. S. 54). Von diesen vier Arten ist der *bhāv'āyariya* einem Tīrthakara gleich zu erachten und sein Gebot wie das eines solchen zu befolgen. Die Buße, deren ein Lehrer sich schuldig macht, ist um ein Vielfaches schwerer als die des gewöhnlichen Mönches. Wie ein Mönch sein soll, dem man die Leitung eines Gacchas oder Gaṇas anvertrauen will. Das Ansehen des Lehrers (*āṇā*) wird bestehen bis auf die Tage des Sirippabha, der unter dem schlimmen König Kakki leben wird. Während dieser den Orden verfolgt, wird Sirippabha durch seine Tugenden glänzen (s. S. 43). — (V.) Beschreibung der Personen, die für den Orden ungeeignet sind (s. S. 79). Ein Lehrer, der solche zuließe, würde sehr schwere Schuld auf sich laden. — (VI.) Der Kanon ist durch den Lehrer in der richtigen Gestalt zu überliefern. Im Laufe der Zeit sind viele gewesen, welche die heilige Lehre übertreten und verletzt haben. Wer aus Fahrlässigkeit der Lehre Schaden zufügt, darf nicht Lehrer werden. Ein Lehrer gar, der falsche Anschauungen hat, ist nicht zur Erlösung bestimmt. — (VII.) Wie es einem Lehrer ergeht, der das heilige Wort für seine Zwecke abweichend erklärt, wird an der Erzählung vom *sāvajj'āyariya* dargetan. Der letzte Tīrthakara (hier *titthaṃkara* statt wie bisher *titthagara*) der Serie, die der gegenwärtigen vorherging (s. S. 8), war Dhammasiri. Zu seinen Lebzeiten trugen sich sieben merkwürdige

[1] Fünfhundert Mönche hatte auch der Patriarch Vajra (Pariśiṣṭap. 12, 239).

Ereignisse zu, nach seinem Tode ein achtes (s. S. 71). Diesem haben nun Mönche und Laien ein prächtiges Heiligtum errichtet, dessen Dienst die dort Wohnenden so in Anspruch nimmt, daß die Pflege der Lehre selbst ganz zurücktritt. Diese Kultusknechte werden eines Tages von dem tüchtigen Prediger Kuvalayappabha[1] aufgesucht. Sie nehmen ihn mit Achtung auf und laden ihn zum Bleiben im Heiligtum ein, was er aber als tadelnswert (*sāvajja*) entschieden ablehnt. Dafür erhält er den Beinamen *sāvajj'āyariya*, was ihm jedoch nichts ausmacht. Bald darauf entsteht bei den Mönchen, die sich jetzt mehr mit der Lehre befassen, Zweifel über einige Fragen. Sie holen Kuvalayappabha zurück, er bringt ihnen Klarheit und erläutert den Kanon. Es hatte aber vor den Augen der Mönche eine Frau sich voll Verehrung vor ihm geneigt und mit dem Haupt seinen Fuß berührt. Als er nun in der Unterweisung im 5. Kapitel des Mahānisīha steht(!), kommt er an die Strophe (123), in der implicite gesagt wird, ein Arhat — hier augenscheinlich soviel wie ein Lehrer — dürfe nicht dulden, daß ihn ein Weib aus irgend einem Grunde berühre (s. hierüber S. 61). Hier fürchtet er einen neuen Spitznamen (*mudd'aṅka*) zu bekommen, doch widersteht er der Versuchung, die Strophe zu übergehen oder anders zu verdeutlichen als der Sinn es verlangt. So sieht er sich denn auf Grund jenes Vorganges[2] dem Vorwurf ausgesetzt. Trotz angestrengten Nachdenkens, in dem ihn seine Zuhörer mit grobem Drängen stören, gelingt es ihm nicht, ein Argument (*parihāraga*) zu finden, das ihn rettet. Schließlich weiß er nichts anderes zu sagen, als daß der Kanon Regel und Ausnahme kenne und seine Verkündigung daher ohne Ausschließlichkeit sei (s. S. 63). Diese Behauptung, die den Mönchen freilich nach Wunsch ist, hat er mit langem Irren durch den Saṃsāra zu büßen. — VIII. Bei einigen seiner vielen Nachexistenzen wird noch verweilt. Die Tochter eines Purohita, die bei einem Gewürzkrämer in Stellung ist, hat in ihrer Schwangerschaft ein Gelüste nach Fleisch und Grütze und verschafft sich diese durch Verkauf von Wertsachen, die ihrem Herrn gehören. Dafür wird sie vom König, wie dies bei schwangeren Verbrecherinnen der Brauch, bis zu ihrer Entbindung

[1] Auch er heißt, wie oben Ariṭṭhaṇemi, dunkelhäutig (*maragaya-cchavi*).

[2] Die Hände, von denen jene Strophe spricht (*jatth' itthī-kara-pharisaṃ ... arahā vi karejja sayaṃ*) waren dabei gar nicht beteiligt, das bestätigen die Worte der Mönche selbst: *tīe ajjāe tujjhaṃ vandaṇayaṃ dāukāmāe pāe uttam'aṅgeṇa puṭṭhe.* Der Widerspruch stört indessen den Erzähler nicht.

in ihrer Wohnung in Haft gehalten. Als sie einen Knaben — in ihm ist die Seele Kuvalayappabha's — geboren hat, macht sie sich aus dem Staube. Das Kind wird im Auftrage des Königs gut erzogen und später zum Vorsteher des Schlachthauses (*sūṇāhirai*) gemacht. Dieses Amt bringt ihm den Aufenthalt in der allertiefsten Hölle ein. Als Sohn einer frühverwitweten Brahmanentochter wird er schon mit üblen Krankheiten behaftet geboren und lebt ein Leben von siebenhundert Jahren, in dem er nur Geringschätzung, Abscheu und Entbehrung erfährt. Als Zugrind in einer Ölmühle[1] (*ċakkiya-ghara*) leidet er von Würmern, die sich zuerst in seiner durchgeriebenen Schulter festsetzen, 19 Jahre lang, bis er stirbt. Zur Erlösung kommt er endlich in der Zeit Pāsa's. Inwiefern nun eigentlich Kuvalayappabha's Antwort an die Mönche sündhaft gewesen ist, wird am Schluß des Kapitels dargetan (s. S. 73).

6. Giyatthavihāra. Der Name nach Str. 136. Im ganzen 415 Śloka-Str. — (I.) Str. 1—50 (32: Āryā). Den Nandiseṇa lockt der Gedanke des Selbstmordes. Aber ein Mönch, der sich auf magische Weise in die Luft erhoben hat, mahnt ihm ab: vorzeitig könne er den Tod, durch welches Mittel auch immer, nicht herbeiführen. Bald darauf indessen will Nandiseṇa, von Anfechtungen bedrängt, sich dennoch von einem Gipfel herabstürzen. Da wehrt ihm dieselbe Erscheinung auch diesmal. Er müsse erst sein früheres Karman auskosten und dann in Selbstzucht leben. Nun bringt er, wie es die Vorschrift will, dem Lehrer sein Mönchsgerät zurück und zieht (als Laie) an einen anderen Ort. Eines Tages betritt er, um ein Almosen zu erbitten, das Haus einer Hetäre mit der üblichen Formel *dhammalābha*. Ihr liegt aber nichts am Dharma, sondern nur an Geld und Gut. Nandiseṇa verschafft ihr durch Zauberkraft 12½ Koṭis in Gold und wendet sich zum Gehen, bleibt aber auf ihr Drängen. So lange will er die Speiseregeln nicht befolgen, wie es ihm an jedem Tage gelingt, zehn Menschen zum rechten Glauben zu bekehren. Mit der Zeit fesselt ihn auch Liebe an die Hetäre. Schließlich aber faßt ihn doch der Weltschmerz, und er kehrt zu seinem Lehrer zurück. Dieser hält ihm vor, wie er das, was er gelehrt, selbst nicht befolgt und damit den Dharma gleichsam verkäuflich (*vikkeṇuya*) gemacht habe. Nandiseṇa erkennt seine Sünde, er tritt eine

[1] Alles Wirken in einer solchen ist besonders verpönt, weil dort lebende Körner zermahlen werden. Vgl. Mahābh. 13, 123, 9.

schwere Buße an. Wenn er alles Karman getilgt hat, wird er erlöst werden. — Ein Nachwort prägt die Vorschrift der Rückgabe des Mönchsgeräts nochmals ein. — (II.) Str. 51—78. Āsaḍa[1], ein Schüler Bhūikkha's, hatte ebenfalls die Absicht des Selbstmordes gehabt und war von einer Gottheit daran verhindert worden. Aus Mutwillen und ohne Grund hängt er dem Gedanken aber weiter nach. Als er dies als Sünde erkennt, setzt er sich selbst die Buße fest, ohne sich um die hergebrachten Regeln zu kümmern, und stirbt ohne vollständige Beichte. Seine Strafe ist eine Reihe von Existenzen, bis er endlich als Sohn des Brahmanen Sivayanda in Mahurā das Nirvāṇa erlangt. — (III.) Str. 79—131. Darlegungen über die Buße in kleineren Absätzen. Niemand darf glauben, daß man sich durch Buße nicht reinigte. — Bei der Kasteiung zum Zweck der Buße darf es an Energie nicht fehlen. — Die Buße tilgt das Übel wie die Sonne den Schnee oder die Finsternis. — Die Beichte ist dem Kevalin oder einem mit den vier anderen Arten des Erkennens Begabten abzulegen, dem tiefer Stehenden je in Ermangelung des Vorangehenden[2]. Seine Weisungen sind genau zu befolgen. — Von der Steigerung, welche die Buße in bestimmten Fällen erfährt (s. S. 84), besonders durch geschlechtliche Vergehen (vgl. S. 72). — Jede Regung des Geschlechts bindet Karman-Leid. Ein Laie kommt daher schon als solcher über die mittlere Daseinsstufe (*majjhimā gaī*, als Gott mittleren Grades, vgl. 3 VIII) nicht hinaus, vorausgesetzt, daß er sich mit der eigenen Frau begnügt. Andernfalls geht es ihm wie der Nonne Medhamālā. Diese hatte — es war zur Zeit Vāsupujja's (des 12. Tirthakaras) — sündige Gefühle für einen Laien, und er erwiderte diese. Da sie diesen kleinen (!) Bruch der Selbstzucht nicht beichtete, kam sie in die oberste Hölle. — Das seit der Geburt gewirkte Übel vergrößert sich auf das Achtfache, wenn ein Gelübde gebrochen ist. Laien wie Mönche müssen die Vorschriften, ja selbst die Atemzüge genau beobachten. — (IV.) Str. 132 bis 156 (156: Vaṃśastha). Die Unterscheidung von Gut und Schlecht lernt man nur in dem Zusammensein mit tüchtigen Mönchen, im *gīyattha-vihāra*.

[1] Er wird golden (*kañcaṇa-cchavi*) genannt. Seine Lebenszeit ist *carimass' annassa titthammi*, also in der Zeit des 24. Tīrthakaras einer früheren Serie. Golden ist auch Medhamālā (6 III).

[2] Dies erinnert an Vavahāra-S. 1. 34. Hier vertreten den Lehrer (*āyariya-uvajjhāya*) nacheinander ein Genosse aus derselben Mönchsgruppe, aus einer anderen Mönchsgruppe (*saṃbhoiya sāhammiya* und *anna-s. s.*), irgendein Mönch (*sārūviya*), ein Laie (*sammaṃ-bhāviya*). Ist niemand aufzufinden, so richtet man seine Beichte an die Arhats und Siddhas.

Erlaubt ist noch der *gīyattha-mīsao [vihāro]* (wenn man sich nämlich an die Tüchtigen hält). Eine dritte Möglichkeit (d. h. die Gemeinschaft mit den *agīyattha*) gibt es nicht. Beschreibung des *gīyattha* und seines Gegenstücks. Auf die Weisung eines *gīyattha* mag man Gift einnehmen, es wird sich als Nektar erweisen; was aber ein *agīyattha* als Nektar ausgibt, ist Gift. Mit einem solchen sich einlassen, heißt sich in die Hände von Räubern werfen oder einen brennenden Wald betreten. Eine Schlange neben sich haben ist besser als einen *agīyattha*; statt von diesem ein Vermögen anzunehmen, ist Selbstmord durch Gift vorzuziehen; lieber als mit ihm habe man es mit einem Löwen, einem Tiger oder einem gefährlichen Gespenst zu tun. Wer die Gelübde bricht, ist mehr zu meiden als wer einem seit sieben Existenzen verfeindet ist. Das Umkommen im Waldbrand und der Tod überhaupt ist nicht so schlimm wie auch nur ein kleiner Verstoß gegen die Gelübde. — (V.) Str. 157—204. Das erste Beispiel für einen *agīyattha* ist der Mönch Īsara. Als der erste Tīrthakara einer früheren Serie ins Nirvāṇa eingegangen ist, lassen sich die Götter, um das Ereignis zu feiern, auf Erden sehen. Dabei wird einem Zuschauer[1] die Erinnerung an seine Vorexistenzen geweckt, er wird Mönch und erlangt die Pratyekabuddhaschaft. Eine Gottheit macht ihm dazu den Feger zum Geschenk. Diesen Pratyekabuddha fragt Īsara nach seiner Herkunft, wer ihn geweiht und sein Lehrer gewesen sei, und jener gibt ihm ausführlich Auskunft, aber Īsara hält sie gerade ihrer Ergiebigkeit wegen für Lug und Trug. Der Pratyekabuddha sucht den Jina auf und wird bei ihm ein Gaṇahara. Als er nach des Jina Abscheiden den Kanon erklärt, erscheint dem Īsara der Satz, daß derjenige, der ein Erdwesen verletze, ein schlechter Mönch sei, nicht stichhaltig, denn ein feines Erdwesen sei der Beschädigung überall ausgesetzt. Doch erkennt er alsbald seinen Gedanken als schwere Sünde. So legt er sich selbst eine starke Buße auf und begibt sich dann wieder zu jenem Pratyekabuddha. Dessen Ausführungen langen alsbald dabei an, daß Verletzungen von Erd- und anderen Wesen in jeder Weise zu vermeiden seien. Īsara ist abermals anderer Meinung: jener sitze doch selbst auf der Erde, er esse Speise, die über Feuer bereitet sei, und lebe keineswegs ohne Wasser. Er verläßt ihn daher voll Mißbilligung und will den Dharma lieber selbst erklären. Da

[1] Im Text scheinen bei 160 ff. hier und da Zeilen zu fehlen.

fällt ein Stein auf ihn herab und erschlägt ihn; eine Reihe von Daseinsformen schließt sich an, bis er erlöst wird. — (VI.) Str. 205 f., dann Prosa. Der aus fünfhundert Mönchen und zwölfhundert Nonnen bestehende Gaccha des Bhadda hat die Praxis, an Stelle der vierten Mahlzeit nur reines Wasser zu sich zu nehmen. Da erkrankt die Nonne Rajjā an einem schweren inneren Leiden. Als Ursache gibt sie fälschlich den Genuß ebendieses Wassers an. Die übrigen Nonnen beschließen darauf, reines Wasser nicht mehr zu trinken. Nur eine von ihnen erkennt ein früheres Karman der Rajjā als die Ursache der Krankheit (Str. 207, s. S. 62). Bei diesem Gedanken wird ihr das Kevala-Wissen zuteil. Zu ihr kommt nun Rajjā mit der Frage, warum sie erkrankt sei. Sie erhält die Antwort: erstens habe feuchte Nahrung ihrem schon kranken Körper geschadet, zweitens habe sie sich mit unreinem Wasser den Mund gespült. Nun habe sie aber auch dieses Vergehen nicht gebeichtet. Die Buße, zu der Rajjā sich bereit erklärt, ist zwecklos; denn durch nichts ist die Sünde zu tilgen, daß sie einen falschen Krankheitsgrund angegeben und dadurch alle Nonnen in Verwirrung gestürzt hat. — (VII.) Str. 208—309 (255 f.: Āryā). König Jambūdāḍima und seine Gemahlin Siriyā bekommen nach vielen Söhnen endlich die ersehnte Tochter, die sie Lakkhaṇadevī nennen. Der Gatte, den sie diese sich wählen lassen, stirbt kurz nach der Hochzeit zum tiefen Schmerz der jungen Witwe. Um die Zeit (s. S. 8) kommt ein Tīrthakara (hier: *titthaṃkara*) ins Land, und der König tritt mit allen den Seinen zu seiner Lehre über. Als die Nonne Lakkhaṇadevī einmal allein ist, sieht sie mit Neid auf das Liebesspiel der Vögel und bedauert das Gebot der Keuschheit. Ihrer Sünde innegeworden, will sie beichten und büßen, obwohl sie durch ihr Bekennen sich selbst und die Ihrigen bloßstellt. Dieser Gedanke gewinnt denn auch schließlich die Oberhand; hinzu kommt, daß ein Dorn, den sie sich in den Fuß getreten, ihr als ein übles Vorzeichen erscheint. Sie zieht es also vor, sich anscheinend im Hinblick auf jemand anders nach dem Maße der Buße zu erkundigen, worauf sie diese selbst ausführt. Ihr Vergehen wird jedoch damit nicht getilgt. So ereilt sie die Strafe für die eigenmächtig gewählte Buße. Im nächsten Dasein ist sie Khaṇḍoṭṭhā, die Dienerin einer berühmten Hetäre, der sie an Schönheit weit überlegen ist. Die Hetäre gedenkt ihr deshalb Ohren, Nase und Lippen abzuschneiden, will sich dann aber — denn sie gleicht ihrer Tochter — damit begnügen, sie zu verstümmeln, so daß sie,

auch wenn sie flieht, bei den Männern nirgends mehr Glück hat. Khaṇḍotthā wird aber durch ein Traumbild, das ihr diese Schicksale zeigt, gewarnt und entrinnt. Nach einer längeren Irrfahrt kommt sie in die Stadt Saṃkhaṇḍa und wird dort von einem reichen Manne heimgeführt. Dessen erste Gemahlin aber entbrennt von Eifersucht und stößt eines Nachts der schlafenden Khaṇḍotthā zweimal einen Feuerbrand in den Unterleib; den Leichnam wirft sie den Tieren zum Fraße hin. Der Gatte wird darauf Mönch. Die vielen weiteren Daseinsformen der Lakkhaṇadevī werden zur Zeit Seṇiyajīva's endigen, in dessen Epoche der Tīrthakara Pauma leben wird. Eine bucklige Frau, wird sie in ihrem Dorfe als die Urheberin alles Übels gelten, bis man sie eines Tages schwarz und gelb bemalt auf einen Esel setzt und in die Wildnis jagt. Nirgends erhält sie Nahrung und fristet aufs kümmerlichste ihr Leben. Endlich wird sie des Heiligen ansichtig, und bei ihm findet sie Zuflucht, Glauben und Erlösung. — (VIII.) Str. 310 (durch Prosa, lobende Beiworte des *bhayavaṃ*, vorbereitet) —389. Goyama bringt eine Theorie in Vorschlag, nach der die Mönchwerdung nicht auf einmal, sondern schrittweise im Laufe der Verkörperungen erfolgt. Nachdem man die rechte Einsicht erworben, nehme man im nächsten Dasein die Laiengelübde und so fort, bis man neun Stufen weiter auf der Höhe des Mönchslebens stehe. Diese Lehre werde namentlich alle diejenigen gewinnen, die sich nicht entschließen könnten, das Mönchtum sofort zu ergreifen, die Verwöhnten und (angeblich) Zarten (*dullaliya* und *sukumāliya*). Die Antwort hierauf knüpft an diese beiden Ausdrücke an. Sie sind (in nicht tadelndem Sinne) nur auf die Tīrthaṃkaras (so) anwendbar, die vom Mutterleibe an durch die Götter gepflegt und verehrt werden. Wenn andere Menschen Schönheit und Wohlbefinden höherer Art genießen, so haben sie diese durch Fasten erreicht, davon durchdrungen, daß das gemeine Glück vergänglich ist. Glück empfinden (*dullaliya-suhaṃ aṇuhunti*) die Menschen in dienenden Stellungen, in kaufmännischer Geschäftigkeit zum Zweck des Gelderwerbs; sie scheuen keine weiten Reisen um der Liebe, keine Kämpfe um der Ehre willen. Handelt es sich aber darum, diese Tatkraft zu geistigem Fortschritt anzuwenden, so versagen sie plötzlich und trauen sich nichts zu. Um solche kann man sich nicht kümmern. Denn von den Verpflichtungen, welche die Lehre mit sich bringt, kann man sie nicht entbinden, sonst fehlt ihr die Wahrheit. Nun sind die körperlichen Kräfte in der Tat verschieden verteilt.

Wer aber das Mönchtum nicht vollständig erfüllen kann, der darf auch nicht erwarten, daß er das höchste Ziel sofort erreicht. Dies ist kraft ihrer Askese den großen Lehrern (*titthaṃkare caunnāṇi*) beschieden, und ihnen muß man nacheifern. Was nun endlich Goyama's Theorie anlangt, so diene ihr die folgende Parabel als Antwort. Eine Schildkröte findet auf der Flucht vor ihren Feinden mit Mühe ein Schlupfloch. Von dort überschaut sie den Lotusteich mit allen seinen Schönheiten: dem Mond, den Blumen und Vögeln des Wassers. Was sie sieht, das hält sie für den Himmel und macht sich auf, ihre Sippschaft zu holen. Aber als sie zurückkommt, findet sie die Stelle nicht wieder. So wird auch dem Menschen nur einmal das Heil geboten. Er wird seiner nie wieder teilhaftig, wenn er es sich hat entgleiten lassen. — IX. Āryā-Str. 390—415. Man sollte auf der Hut sein und die Fülle der möglichen Existenzen bedenken. Diese wird in Vergleichen dargestellt. Der Mensch erkennt nicht, was ihm gut ist, und wie verderblich seine Wünsche und Gelüste sind. In einem Augenblick kann sein Leben dahin sein, darum sollte er die Zeit nützen und mit Ausdauer und Nachdruck sein Heil bedenken.

7. Cūliyā paḍhamā (s. S. 28). (I.) Str. 1—5: Śloka. Anknüpfung an Kap. 6. Wer das Wort des Tīrthakaras übertritt, kommt in die Hölle. Der Mönch, der die Lehre nicht genau befolgt, erlangt keine Erlösung. Str. 6—17: Āryā (in den einleitenden Prosaworten *vihī-siloga*[1] genannt). Vom Weltschmerz, der Erkenntnis des ewigen Nacheinander und der Folgerung daraus, dem Auszug in die Heimatlosigkeit. — (II.) Ein Mönch oder eine Nonne, die sich vergehen, werden entsühnt durch die Buße, und zwar nur durch diese. Das Verhängen von Buße wird stattfinden bis auf Sirippabha zur Zeit des Königs Kakki. Dann wird es aufhören, weil keine Mönche mehr da sind. Buße kann nun in sehr vielen Fällen eintreten; zunächst einmal bei einem Verstoß gegen die Āvassaga. Weil aber in deren gewissenhafter Beobachtung alles rechte Befolgen der Lehre beruht, so umschließt dieser erste Fall alle übrigen. Es werden nun kleinere und gröbere Verstöße gegen die Andacht im Heiligtum, die Beichte, die Regeln des Wohnens, der Ausrüstung und ihres Gebrauches, des Ausganges, des Unterrichts usw. in kurzen Sätzen, aber in großer Fülle angeführt und jedesmal die Strafe dafür mitgeteilt. Den Hinweis auf eine ausführlichere Be-

[1] Ebenso Dasaveyāliya-Sutta 9. 4.

handlung an anderer Stelle s. S. 5. — (III.) Die ganze Darstellung heißt *pacchitta-sutta*. Diesem wohnt größte Wichtigkeit inne (s. S. 47). Über die Pflege der Bußvorschriften, die Strafe für einen Lehrer, der darin nachläßt, und für einen Gaccha, der sich ihnen widersetzt. Den Einlenkenden freilich, die in einen anderen Gaccha einzutreten trachten, soll man entgegenkommen (s. S. 82); die Weigerung des Lehrers (*kuguru*) könnte sie verzweifeln lassen oder entmutigen, so daß sie im Saṃsāra verblieben. Weiteres von schlechten Eigenschaften der Oberen (*gaṇi*). Es kommt vor, daß selbst solche gegen die Āvassaga verstoßen (Rückleitung zum Anfang). Die hier wiederholte Ankündigung einer eingehenderen Behandlung siehe gleichfalls S. 5. Als Abschluß die Āryā-Str. 18.

IV. Āryā-Str. 19f. Dann ein Spruch zum Schutze in Gefahr. Schützende Akṣaras an sieben Stellen des Körpers. Āryā-Str. 19—23[1] (S. 76f.).

(V.) Ein Tüchtiger tritt die Buße zu seinem eigenen Heile unverzüglich und einsichtsvoll an. Über die Mannigfaltigkeit der Fälle, in denen Buße verhängt wird. Es gibt viele Erläuterungsschriften dazu (s. S. 47). — Die Beichte kann man vierfach nennen (s. S. 65). Śloka-Str. 24—50 zum Lobe des *bhār'āloyaṇa*, der vierten Art[1]. Śloka-Str. 51—53; Āryā-Str. 54—57. Wer durch Beichte rein geworden ist, aber durch Fahrlässigkeit wieder sündigt, kommt in die Hölle. — VI. Die Achtsamkeit auf die Lebewesen der sechs Arten ist gleich der Achtsamkeit auf sich selbst. Vier Darstellungen der Schonung der Wesen und der sechs großen Mönchspflichten überhaupt: 1. Āryā-Str. 58—70. 2. Śloka-Str. 71—79, meist gleichförmig:

kiṃ bahuṇā?[2] *Goyamā, etthaṃ dāūṇaṃ āloyaṇaṃ*
. . . kattha gantuṃ sa sujjhihi?

3. Āryā-Str. 80—92, fast immer nur am Schluß verschieden:

āloiya-nindiya-garahio vi kaya-pāyachitta-nīsallo
uttama-ṭhāṇammi ṭhio . . . .

Das Verbot des *rāi-bhoyaṇa* erscheint in einem Śloka nach dem Muster 2. 4. Śloka-Str. 93—98. Die zweite Zeile lautet stets

(93: *pāṇḍivāy*)*assa veramaṇe esa* (93: *paḍham*)*e aikkame*.

[1] Abschnitt IV und der in V bezeichnete schließen mit *tti bemi*. *'cha'* dient in V ff. auch zur Unterscheidung kleinerer Absätze.

[2] Dies wiederholte *kiṃ bahuṇā* ist also nicht, wie es Weber erschien (16. 464), der Ausfluß eines Gefühles von Weitschweifigkeit, sondern dieser wie auch anderer Prakrit-Prosa in sehr abgeschwächter Bedeutung eigen. — Die Zeile ist ein Beispiel für den 7silbigen Pāda (s. S. 34).

— VII. Überleitung zu Kap. 8. Die Āryā-Str. 99 weist auf Susaḍha voraus, der die fromme Anspannung (*jayaṇā*) nicht kannte. Dieser Begriff wird in Prosa kurz erläutert. Das Kapitel schließt: *Goyamā, Susaḍhassa uṇa mahatī saṃkahā vimhaya-jaṇaṇī ya — 'cha'. cūliyā paḍhamā — egaṇta-nijjarā*. Das von Weber übersehene Kolophon ist wohl nachträglich hier eingeflickt. Hierin bestärkt uns die Fortsetzung.

8. Biiyā[1] cūliyā. (I.) Der Anfang: '*se bhagavaṃ, keṇaṃ aṭṭheṇaṃ evaṃ vuccai?*' schließt unmittelbar an das Vorhergehende an. Alsbald beginnt die Erzählung. In der Stadt Saṃbukka im Lande Avantī lebt ein armer Brahmane namens Sujjhasiva. Seine Gemahlin starb bei der Geburt einer Tochter, die Sujjhasirī genannt wurde. Diesen Verlust der Mutter hat sie dadurch verschuldet, daß sie in ihrem vorigen Dasein als Nebenfrau eines Königs der Mutter des Thronerben den Tod gewünscht hatte, um für sich und ihren Sohn die königliche Macht zu erlangen. Sujjhasirī ist von großer Schönheit. Als sie eben erwachsen, tritt eine lange Hungersnot ein, und ihr Vater weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er sie an einen reichen brahmanischen Oberaufseher (*māhaṇa-govinda*) verkauft. In geringer Achtung seiner Mitbürger verläßt er das Land und wird in der Fremde ein reicher Mann. Nach acht Jahren Hungersnot ist der Oberaufseher gänzlich verarmt. Eine Hirtenfrau bringt eines Tages ihm und seiner Familie ein paar Klöße, die sofort verzehrt werden. Der Reistopf aber, mit dem die Frau gekommen war, ist nicht wiederzufinden. Auf der Suche danach sieht die Aufsehersfrau ihren ältesten Sohn, wie er zusammen mit einer Dirne es sich bei einem Reisgericht wohl sein läßt. Er glaubt sich hierbei bedroht und schüchtert seine Mutter derartig ein, daß sie vor Schreck umsinkt. Man findet sie nach einiger Zeit und bringt sie wieder zu sich. — (II.) Sie hält nun eine Ansprache. Familie, Verwandtschaft und Freundschaft sind leere Worte; in Wahrheit verfolgt jeder seine eigenen Ziele und kümmert sich um die Seinen nur, solange sie ihm nützlich sind. Hier war der eigene Sohn ein Beispiel. Man löse darum dieses Band, das nur Leiden heraufführt, und weihe sich dem Dharma; dieser aber besteht in der Ausführung der sechs großen Vorschriften und in frommem Wandel. Āryā-Str. 1—12 preisen den Dharma und die Frömmigkeit. — III. Diese Rede, die angeblich auf der Erinnerung an frühere Existenzen beruht[2], er-

[1] *piiyā* Hss.

[2] Daher die Kenntnis der Jaina-Lehre.

weckt in den Umstehenden den Erlösungsdrang, und der Aufseher gibt diesem, seinem Staunen und seiner Ehrfurcht in einer Anrede an die Seinen Ausdruck (die Söhne heißen Jannayatta, Viṇhuyatta, Jannadeva, Vissāmitta, Sumaccādao). Die Frau verkündigt hierauf den Dharma, und alle ergreifen das Mönchtum bei dem *thavira* (so!) Guṇaṃdhara.

(IV.) Dies überaus leichte Gewinnen der Erweckung ist bei der Aufsehersfrau die Wirkung restloser Beichte im früheren Dasein (also als Nonne). Sie ist darauf Surinda's Hauptgemahlin, dann der Führer eines Gacchas (*gacchâhivai*) geworden, und zwar war dieser so hochgestiegene Mönch vordem ein mächtiger Fürst, bis er alle seine Machtfülle wie einen Grashalm liegen ließ. Trotz seiner großen kirchlichen Verdienste kam er nicht zur Erlösung, denn in einer Vorexistenz hat sich folgendes ereignet. — (V.) Die Tochter eines Königs, der den Bettelmönchen gewogen ist (*sāmaṇṇa-narinda*), wird gleich nach der Hochzeit Witwe. Ihr Vater überträgt ihr die Sorge für die Bettelmönche (*samaṇa māhaṇa*) in fünfhundert Dörfern. Sie selbst würde allerdings den Tod auf dem Scheiterhaufen vorziehen, da sie ihrer edlen Familie in nichts Unehre machen will. Doch der König, obwohl hoch erfreut über ihren Familienstolz, bestimmt sie, seinem Plan zu folgen, zumal die Selbstverbrennung in seinem Geschlecht nicht üblich sei. Nach seinem Tode geht die Würde, da kein Sohn da ist, auf sie über. Eines Tages gewahrt sie im Audienzsaal einen jungen Mann von großer Schönheit und betrachtet ihn verlangend. Er aber, da er schon zum Jainatum hinneigt, flieht die Leidenschaft und beschließt, Mönch zu werden. Deshalb begibt er sich in die Residenz Hiraṇṇukkuruḍī[1], um da auf einen Lehrer zu warten. Der Fürst des Landes sieht ihn und fragt ihn nach dem Namen auf dem Siegelring (*muddā-rayaṇa*) an seiner Hand[2]. Der junge Mann aber will den Geber nicht nennen; es sei ein Mensch, dessen Blick unheilig sei nach allen 63 Arten (s. S. 67), auch dürfe man den Namen eines solchen nicht ungegessen (*ajimiya*) aussprechen, da man sonst an dem Tage kein Almosen erhalte. Verspreche aber der König, sich seinem Glauben anzuschließen, so werde er ihn ihm offenbaren. Darauf läßt der König eine reichliche Mahlzeit auftragen und gibt die verlangte Zusage. Der Jüngling nennt nun den Namen, aber er hat noch keinen Bissen gegessen, da nähert sich ein

---

[1] *Hiraṇṇakuruḍī* π. *Hiraṇṇguruḍī* P. *Hiraṇṇukaraḍī* p..

[2] Daß er diesen geschenkt bekommen hätte, ist vorher nicht erzählt worden.

feindliches Heer der Stadt. Der König macht sich eilends aus dem Staube, kaum daß er dem Jüngling noch seine gläubige Verehrung bezeugt. Dieser selbst läßt das Mahl gleichfalls im Stich, da er es für eigens bereitet ansieht. Er wird, ohne daß er sich zur Wehr setzte, von den feindlichen Kriegern aufgegriffen, die ihn für den verkleidet fliehenden König halten. Da er sich ohne Vergehen weiß, so bietet er sich der Hinrichtung tapfer dar. Die Feinde aber bleiben bei seinen Worten wie gebannt stehen; er selbst sinkt ohnmächtig zu Boden. Der König beauftragt inzwischen Leute, in der Stadt heimlich nach seinen zurückgelassenen Kostbarkeiten zu forschen und nach dem jungen Mann zu sehen. Als sie in die Stadt kommen, werden sie Zeugen, wie dieser gerade das Haarausraufen der Mönchwerdung vornimmt und die Gottheit der heiligen Lehre ihn unter einem Blumenregen preist (Āryā-Str. 13—19), worauf sie verschwindet. Auf die Botschaft hiervon naht sich der König voll Freude, Furcht und Neugier und sieht, wie der Jüngling, über den inzwischen die Ohi-Erkenntnis gekommen ist, im Schatten eines Schirmes, den Sakka ihm hält, den Dharma predigt. Dieser wunderbare Anblick bestimmt ihn, Mönch zu werden; seine ganze Umgebung und der feindliche König tun desgleichen. Alle Götter und Göttinnen fahren mit Segenssprüchen vom Himmel herab.

(VI.) Auch hier wird das leichte Gewinnen der Erweckung erklärt. Der Jüngling war schon in einer Vorexistenz Mönch, nur beging er damals eine Wortsünde, die ihm eine lebenslängliche Strafe eintrug. »Außerdem müssen die drei großen Vergehen, gegen Wasser, Feuer und Keuschheit, in jeder Weise vermieden werden. Deshalb hat er die Erweckung so leicht gewonnen.« — Der Jüngling, jetzt ein berühmter Prediger, macht sich mit großem Gefolge nach dem Berge Sammeyasela auf, um sich dort zum Fastentode zu bereiten. Er berührt dabei die Residenz der Königin (*itthī-narinda*), und nach seiner Predigt ergreift auch sie mit ihrer Umgebung das Mönchtum und schließt sich dem Zuge an. Auf dem Berge soll die große Beichte stattfinden, und der Lehrer erinnert die frühere Königin daran, auch jenen Vorfall zu beichten, als sie ihn einst verlangend betrachtet habe. Sie macht aber, um ihr Ansehen als des Königs Tochter nicht zu gefährden, geltend, sie habe ihn angeblickt, nur um zu prüfen, ob seinen körperlichen Vorzügen auch sittliche Kraft entspräche. Sie sieht also keine Sünde, die zu beichten wäre, eher ein Verdienst. Der Lehrer ist tief entrüstet über diese Ausflüchte einer weiblichen Natur und hält ihr vor, daß sie die ganze Wirkung ihrer

(bis dahin geübten) Askese aufs Spiel setze; sie aber bleibt bei dem Gesagten. Während daher der Lehrer durch den Fastentod ins Nirvāṇa eingeht[1], hat sie viele weitere Existenzen durchzumachen, bis sie endlich, wie oben erzählt, sich als Führer eines Gacchas verkörpert. — Wohl erreicht jeder, der Mönch wird, nach spätestens sieben oder acht Daseinsformen die Erlösung, jedoch nur wenn sein Leben als solcher ohne Fehltritt verlaufen ist. Für Irrtum und Verschweigen (*māyā-salla*), für Wasser-, Feuer- und Keuschheitssünden ist eine Unzahl von Existenzen der Lohn.

(VII.) Hier setzt die mit IV verlassene Erzählung wieder ein. Die Hirtenfrau bestimmt Sujjhasiri, mit ihr zu gehen, und versorgt ihre Familie dafür täglich mit Milch. Endlich ist die Hungersnot vorüber. Da kehrt Sujjhasiva, der Vater Sujjhasiri's, als reicher Mann zurück. Er gewahrt das schöne Mädchen, ohne es zu erkennen, und trägt ihr die Ehe an. Nachdem er der Hirtenfrau von seinem Reichtum Beweise gegeben, führt er sie heim und lebt mit ihr sehr glücklich. Doch eines Tages, als Sujjhasiri sich beim Anblick zweier Mönche ihrer Pflegemutter erinnert, erzählt sie Sujjhasiva ihre Herkunft, und diesem wird alles offenbar. Verzweifelt erwägt er alle möglichen Todesarten; er besteigt, seine Untat öffentlich verkündend, am großen Weg, der zur Leichenstätte führt, einen Scheiterhaufen, aber das Feuer brennt nicht. Da verstoßen die Hirten die beiden aus ihrem Bereich. Nicht weit von da treffen sie auf den Mönch Jagāṇanda mit seiner Anhängerschaft. Bei ihm wird Sujjhasiva Mönch, er beichtet vollständig und erhält eine schwere Buße auferlegt, an deren Ende ihm die Kevalinschaft und die Erlösung zuteil wird.

(VIII.) Daß ihm dies trotz seiner unerhörten Schuld so schnell zufällt, hat seinen Grund in der von ihm abgelegten restlosen Beichte und in seinem makellosen Wandel als Mönch. Von wem solches zu rühmen ist, der wird nicht nur selbst erlöst, sondern er bringt auch anderen die Erlösung, soweit sie dazu bestimmt sind. Freilich sein Karman büßt jeder selbst. Die Tilgung aber erfolgt durch die Hemmung der Funktionen, nicht etwa durch die Zeit. Śloka-Str. 20—25. In der Zeit wird Karman nicht nur getilgt, sondern auch gebunden. Wer die Funktionen hemmt, kostet früheres Karmaṇ zwar noch aus, bindet aber kein neues. In Zeit, Ort usw. soll man sich keiner Fahrlässigkeit schuldig machen, dann schwindet das Karman.

[1] An dieser Stelle '*cha*' in den Hss.

(IX.) Sujjhasirī ist von Sujjhasiva schwanger, sie soll ihre Buße deshalb erst nach der Entbindung beginnen. Aber sie faßt den Vorsatz, ihr Kind umzubringen, und stirbt dafür gleich nach der Geburt, worauf ihr die sechste Höllenregion beschieden ist. Den Knaben, den sie ausgesetzt hat, rettet ein Töpfer und zieht ihn mit seiner Frau unter dem Namen seines eigenen Vaters, Susaḍha, auf. Susaḍha wird später Mönch. Er übt sehr starke Askese, aber er verstößt aus mangelhafter Kenntnis gegen die Selbstzucht mit ihrer steten Anspannung. Die Buße, die ihm auferlegt wird, verschmäht er. Dafür muß er eine lange Daseinsfolge auf sich nehmen. — Die Anspannung des Mönches besteht in dem unverbrüchlichen Halten der achtzehntausend Gebote (s. S. 69); das hat Susaḍha nicht erkannt. Ein Achtel seiner Askese hätte ihm schon zum Heile gedient. Seine besondere Sünde war der Genuß von unreinem Wasser. Die Sünden mit Wasser und Feuer und die Unkeuschheit sind aber drei Hauptvergehen; durch sie wird das erste Gelübde verletzt, und die ganze Mönchszucht erleidet Schaden. Alle Askese ist dann vergeblich getan. Wer dagegen Selbstzucht übt, wird später oder früher erlöst, je nachdem er in der Beichte aufrichtig ist oder nicht. Der Erlöste aber weilt an der Stätte unendlicher Seligkeit.

(X.) Auf das Kolophon des ganzen Textes folgt noch die Verehrung (*oṃ namo*) der 24 Tīrthakaras (hier *titthaṃkara*), der Lehre (*tittha*), ihrer Gottheit (*suya-devayā*), der Kevalins, aller Mönche, aller Vollendeten und Mahāvīra's, darauf der schon in 3 XI angeführte Spruch (s. S. 76) und die Grantha-Angabe (s. S. 4, Āryā-Str. 26).

3.

Übersicht.

Nach dieser Wiedergabe des Inhalts kommen wir zu einer Betrachtung des Mahānisīha im ganzen. Sie nötigt uns freilich zunächst, das Werk in andere Teile wiederum aufzulösen. Was der Text enthält, läßt sich in großen Zügen folgendermaßen darstellen:

A. Die Beichte ohne Vorbehalt: (Kap.) 1.

B. Die schlimmen Folgen üblen Tuns: 2 I—V. Xf.

C. Das Meiden der Gemeinschaft mit schlechten Ordensgenossen: 3—5.

a. Die Arten des einzelnen tadelnswerten Mönches: 3 I. XIII f. Die Wirkung des Umgangs mit solchen: 4.
b. Beschreibung des schlechten Gacchas: 5 I. III.
c. Beschreibung des schlechten Lehrers: 5 IV—VIII.

D. Die Treue gegen die Vorschriften: 6 I. III—V. VIII f. Die Erzählungen legen ein starkes Nebengewicht auf

E. die Beichte ohne Vorbehalt: 6 VI und die Buße: 6 V. 6 II f. VII behandeln beide.

Anhang. Über die Buße: 7 I—III. V f. Über die Mißachtung der Buße: 7 VII; 8.

Der Aufbau des Mahānisiha ist somit wohlüberlegt. Ein gegliederter Mittelteil (C) schiebt sich in die Hauptdarstellung ein. Er ist in Prosa abgefaßt, die Hauptdarstellung — immer im ganzen betrachtet — in Versen. Von der Beichte (A) ausgehend, kehrt sie, wenigstens hindeutend, zu ihr zurück (E). Die Themen B und D stehen in natürlicher Gedankenverbindung. Wären endlich die beiden letzten Kapitel nicht im Kolophon selbst als Anhang bezeichnet, so würde die Anlage von 1 bis 6 schon sie als solche erweisen. Sie schließen sich an den Haupttext logisch an: auf die Beichte folgt die Buße.

In diesem Aufbau und seinem Anhang lassen sich mehrere Einlagen unterscheiden. Mit diesem Wort bezeichnen wir solche Stücke, die sich aus äußeren und inneren Gründen von dem übrigen deutlich abheben. Dies sind:

Eine Darstellung des geschlechtlichen Empfindens: 2 VI—IX.
Eine Abhandlung über das »Achtungsfasten«, mit einem Zwischenstück über die Frömmigkeit von Mönch und Laien: 3 II—XII.
Beschreibung des guten und schlechten Lehrers und Gacchas: 5 II.
Sprüche und Abzeichen zum Schutz in Gefahr: 7 IV.

Das Versmaß des Hauptteils ist der Śloka. Die Āryā erscheint in ihm als Zitat, wie in mehreren Fällen nachzuweisen ist (s. S. 57 f.). In größerer Zahl steht sie nur an seinem Schluß, in 6, 390—415, ein Wechsel im Metrum gegen das Ende eines Abschnitts, der in indischer Dichtung keine seltene Erscheinung ist. Der Mittelteil, wo er, ebenfalls in der Form von Zitaten, überhaupt Verse hat, zeigt Āryās, ebenso die Einlagen. Denn die Ślokas in 3 bis 5 gehören dem Mittelteil nicht eigentlich an, sondern haben besondere Aufgaben. Es stellen nämlich dar:

3, 1—14 den Übergang vom Hauptteil zum Mittelteil[1],
132—135 » » von der Theorie — wie wir noch sehen werden, einem fremdartigen Bestandteil (S. 95) — zum Beispiel,
5, 1—8 » » vom Beispiel zur Theorie zurück,
115—121 » » von der Einlage zum Mittelteil;

nicht anders als

2, 149—157 » » vom Hauptteil zur Einlage,
7, 1—5 » » vom Hauptteil zum Anhang.

Die Ślokas 3, 39—45 enthalten die an eine Zwischenfrage sich knüpfende Belehrung und bilden ebenfalls eine gedankliche Einheit (S. 44). Im Anhang wiegt die Āryā ein wenig vor. Der Śloka gehört diesen Kapiteln, so wie sie von Haus aus gedacht sind, nicht ursprünglich an, wie der Inhalt beweist. Kap. 7 und 8 handeln, nachdem im vorhergehenden von der Beichte die Rede war, von der Buße, und zwar werden in 7 die Strafen für die einzelnen Vergehen angegeben, während die Erzählung in 8 das warnende Beispiel eines bei aller freiwilligen Kasteiung doch die vom Lehrer verhängte Buße Mißachtenden in Susaḍha vor Augen stellen will. Diese Abhandlungen sind von Āryās begleitet, auch die Einlage 7 V ist von solchen umgeben. Die Ślokas dagegen treten auf, wo von der Beichte gesprochen wird, und in 8 VIII, auf einem kurzen dogmatischen, von der Erzählung abbiegenden Seitenpfad. Gemischt sind beide Versarten, wie es natürlich ist, in einer Art Sammlung von Darstellungen der Mönchsgelübde, 7 IX, die jedoch in Āryā anheben.

Nach all diesem ist der Śloka als das eigentliche Metrum des Verfassers zu bezeichnen. Er bedient sich seiner im Hauptteil und dort, wo dessen Gedanken sonst zum Ausdruck kommen, wie auch da, wo er Einschnitte zu überbrücken unternimmt. Durch überzählige Silben ist dieser Vers oft sehr frei gestaltet. Eigentümlich ist anderseits das Vorkommen eines zweiten oder vierten Pāda von sieben Silben:

6, 264[a]. *»ahavā hā hā na juttaṃ iṇaṃ, dhūyā-tull' esā vi me!«*

Wie in diesem Beispiel (vgl. auch S. 27), so sind in etwa drei Vierteln aller Fälle die vier ersten Silben des Pādas sämtlich lang. Diese für unseren

[1] Die Āryā 3, 3 ist ein Zitat (s. S. 58).

Dichter bezeichnende Form erscheint, doppelte und zweifelhafte Zeilen ungerechnet, im ganzen einige dreißigmal und in allen Kapiteln seiner Arbeit.

Erwähnen wir noch die Häufigkeit von prosaischen Einschüben in und zwischen den Strophen, deren Umfang sich von einem Wort über halbe und ganze Sätze bis zu einer Fülle schmückender Beiwörter (6 VIII Anf.) steigern kann, so haben wir den Hauptteil in seiner Form hinreichend beschrieben. Bei den Legendenstoffen verweilen wir noch. Im Gegensatz zu den übrigen Erzählungen scheint die von der Nonne Rajjā (6 V) nicht eine eigene Erfindung, sondern aus einer anderen Quelle entnommen zu sein. Dafür spricht[1] erstens ihre Prosagestalt, durch die sie sich von der Umgebung scharf abhebt: nur zwei Śloka-Strophen dienen als Einführung. Zweitens haben wir schon gezeigt (S. 8), daß die Absichten des Verfassers ihn darauf führen, seine Geschichten in weit zurückliegenden Epochen spielen zu lassen. Bei Rajjā fehlt dies Moment, sie lebt einfach zur Zeit des *āyariya* Bhadda. Dasselbe Stillschweigen hinsichtlich der Zeit nicht nur, sondern auch des Ortes und der Person begegnet bei Nandiseṇa (6 I). Man hat hier den Eindruck, daß die Geschichte als bekannt vorausgesetzt wird. In der Tat ist Nandiseṇa eine historische Persönlichkeit, als Sohn König Seṇiya's ein Zeitgenosse Mahāvīra's. Am frühesten erscheint er in Bhadrabāhu's Āvassaga-nijjutti, Str. 9, 63. Haribhadra erzählt den Vorgang, auf den diese Stelle anspielt, in seiner Āvaśyaka-ṭikā, und zwar mit den Worten der Cuṇṇi, und gleichfalls in dem Kommentar zu seinem Uvaesapaya, dessen Strophen 38—51 er aus der Āv.-nijj. entnommen hat (Str. 9, 52—65)[2]. Seine Erzählung deckt sich indessen nicht mit der des Mahānisīha; Nandiseṇa ist in ihr überhaupt nur eine Nebenfigur. In unserer Form findet sich der Bericht, möglicherweise auf das Nisīha-bhāsa zurückgehend[3], erst bei späteren Verfassern. Es sind dies, soweit wir bisher sahen, Dharmadāsa Gaṇin, Uvaesamālā[4] Str. 248; Jayakīrti, Sīlovaesamālā Str. 31; Hari,

---

[1] Eine Beobachtung in der Ausdrucksweise s. S. 79.

[2] Upadeśapada. Bhavnagar 1900. Der uns allein vorliegende erste Teil reicht leider noch nicht bis zu dem Kommentar zu Str. 49.

[3] Es heißt dort 7. 7:

sa-vikāro moh'uddīraṇā ya vakkheva-rāyaṇ'āiṇṇaṃ
gahaṇaṃ ca teṇa daṇḍiya diṭṭhanto Nandiseṇeṇaṃ,

Die Cuṇṇi war zur Zeit nicht zugänglich.

[4] Herausgegeben von Tessitori. Giorn. della Soc. asiat. ital. 25 (1912). Für die anderen Werke und ihre Kommentare verweisen wir auf Verz. II.

Karpūraprakara Str. 121; Merutuṅga, Mahāpuruṣacaritra oder Upadeśaśata, Nandiṣeṇakathā. Sie begnügen sich damit, auf die bekannte Geschichte anzuspielen: deren Hergang erfahren wir durch die Kommentatoren bezw. Merutuṅga selbst. Am ausführlichsten sind Somatilaka Sūri zu Jayakīrti in dem Nandiṣeṇamaharṣikathānaka von 67 Ślokas und Rāmavijaya zu Dharmadāsa. Hier wird auch die Vorgeschichte gegeben. Sie erzählt, wie Nandiṣeṇa durch sein bloßes Erscheinen einen Elefanten bändigt, der in plötzlicher Wildheit die Einsiedelei, der er gehört, zu zerstören droht. In diesem Elefanten steckt nämlich die Seele eines Brahmanen, bei dem Nandiṣeṇa in der Vorexistenz im Dienste gewesen. Er hatte dabei die Gewohnheit, die Reste des Opfers an Jaina-Mönche zu schenken. Śreṇika wird nun später mit den Seinen, dabei auch Abhaya und Nandiṣeṇa, von Mahāvīra für das Laientum gewonnen. Nandiṣeṇa aber will Mönch werden und begibt sich zu Mahāvīra, obwohl eine Gottheit, in der Luft erscheinend, ihm abrät. Tilgung des Karmans ohne Auskosten des Karmans gebe es nicht, er müsse seine Zeit abwarten und dürfe nicht ungeduldig drängen, daher solle er im Laienstande verbleiben. Von Mahāvīra erhält er dieselbe Weisung. Trotzdem setzt er es durch, die Weihe zu erlangen, und gibt sich der strengsten Kasteiung hin. Schließlich gedenkt er sein Leben gewaltsam zu endigen. Dieselbe Gottheit indessen verhindert den Selbstmord, unter anderem fängt sie ihn in der Luft auf, als er sich von einem Felsen stürzt. Sie tadelt ihn und wiederholt ihre Mahnung. Er setzt seine Übungen fort und erlangt dadurch Zauberkräfte. Mittels ihrer verwandelt er, als er an die Hetäre geraten ist (s. o. S. 21), das Gras auf ihrem Hofe in Gold. Durch ihr flehentliches Bitten läßt er sich bestimmen zu bleiben und gibt damit das Mönchtum auf (*tyakta-liṅga*). Während er die selbstgestellte Aufgabe (s. o.) durchführt, genießt er sein Leben. So vergehen zwölf Jahre. Eines Tages aber will sich die zehnte Person, die zu bekehren wäre, nicht finden; da gibt die Hetäre ihm den Rat, selbst dieser Zehnte zu sein. Dies befolgt er und begibt sich zu Mahāvīra in der Erkenntnis, daß sein Karman bis hierher getilgt und er zum Mönchtum reif sei, beichtet bei ihm und geht am Lebensende in die Götterwelt ein.

Kürzer in der Darstellung sind Somacandra zu Hari und Merutuṅga. Dem letzteren ist eine metrische Prakrit-Fassung bekannt, nach einer Strophe zu schließen, die in seinem Sanskrit-Text auftaucht:

dijjantī uvaesā atthe naccāviūṇa annassa;
kiṃ appaṇā na kīrai? kiṃ esa vikkāṇao dhammo?

hatthe Hs.

Hierin spricht sich der Tadel des Meisters aus, Nandiseṇa habe den Dharma gewissermaßen verkauft, ein Anklang an unseren Text, den die anderen Erzähler nicht haben. In den Abweichungen von diesem stimmen alle vier überein. Die wichtigste ist am Schluß, wo im Mahānisīha der Anteil der Hetäre an Nandiseṇa's Reue und Buße ganz ausgeschaltet wird. Es heißt einfach: *saṃviggo* (°*gge* Hss.; sonst nur °*o*) *guru-pāmūlaṃ pavesaī*, und den Hinweis, daß Nandiseṇa selbst noch der Bekehrung bedürfe, spricht der Lehrer selbst aus. Entsprechend der Absicht des Werkes ist dieser nicht Mahāvīra genannt. Eigentümlich ist der Fassung des Mahānisīha auch das Gewicht, das auf die Einhaltung der Vorschriften gelegt wird. Diese einzuprägen ist also des Nacherzählers eigene Absicht. — Am Anfang der Erzählung heißt Nandiseṇa ein *dasa-puvvī* (6, 3), was, wie schon Weber bemerkt hat, über Mahāvīra herabzuführen scheint (16, 451. 464). Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß statt *puvvī* vielmehr *buddhī* zu lesen ist[1], wie denn Nandiseṇa von Jayakīrti ein *daha-daha-bohiga* genannt wird. Merutuṅga, der doch über die Daśapūrvin Bescheid wußte, schweigt über ihn in seiner Liste derselben[2] und erzählt an unserer Stelle vielmehr, daß Nandiseṇa die elf Aṅgas studierte[3].

Noch ein Stück des Hauptteils kann durch einen anderen Text überprüft werden. Die Geschichte von Lakkhaṇadevī (d. i. Lakṣmaṇadevī, 6 VII) ist durch Devendra Sūri seiner Susaḍhakahā einverleibt worden, einem Werk, über das wir nachher berichten werden (S. 48). Devendra hat die Erzählung aus eigenem Vermögen ausgeschmückt. Er schildert uns die Gattenwahl, Str. 281—284, gibt Trostworte des Königs, in denen er seine Tochter auf die Jaina-Lehre hinweist, in der sie sich alsbald betätigt, Str. 287—292, läßt den König den Jina preisen, Str. 298—306, diesen

---

[1] Falsches p für b kommt in unseren Hss. mehrmals vor: 1, 195 *pahū*; 3, 13 *pārisaivihe*; 8 Koloph. *piiyā cūliyā*. Dies weist auf die alte Schreibung von *ba* als *pa* mit innerem Punkt zurück.

[2] Mitgeteilt von Leumann, ZDMG 37, 501.

[3] Die Legende kennt, wie wir hier anfügen möchten, mehr als einen Nandiseṇa. Bei Bhadrabāhu (4. 27), Dharmadāsa, Merutuṅga und Hari tritt außer dem unsrigen noch ein anderer auf, bei Hemacandra in der Uvaesamālā (alias Puṣpamālā) nur der andere.

selbst eine Ansprache halten, Str. 308—313. So hat Devendra im ganzen, bis die Erzählung von Lakkhaṇadevī selbst einsetzt, 44 Āryās (306 eine gereimte Vasantatilakā) gegenüber 14 Ślokas des Mahānisīha. Im weiteren Verlauf hält er sich enger an das Gegebene, doch bringt der Unterschied der Versmaße immer noch ein gewisses Ausspinnen mit sich. Was die Geschichte selbst betrifft, so bemerken wir die Nebenabsicht, den Gedanken der Vergeltung einzuflechten. Das unreine Verlangen der Lakkhaṇadevī wird an Khaṇḍoṭṭhā gerächt zunächst in der bösen Absicht der alten Hetäre, sie geschlechtlich zu verstümmeln, dann in dem tödlichen Vollzug dieses Vorhabens durch die erste Gemahlin ihres Mannes. In einer der späteren Verkörperungen führt sie als Hund ein wollüstiges Dasein, bis (so fügt Devendra ein) der Pfeilschuß eines Töpfers sie tötet, worauf ihre Seele in die Tochter einer Hetäre eingeht. Der Neid der Lakkhaṇadevī auf die Liebesfreude der Vögel erscheint wieder in der Eifersucht der Hetärenmutter und der gekränkten Mitgattin auf Khaṇḍoṭṭhā.

Zum Schluß des Hauptteils, 6 VIII, ist hervorzuheben, daß allein hier Goyama eine selbständige Rolle spielt. In den Versen und Erzählungen des ganzen Textes stellt er nur den stummen Zuhörer dar, in den dogmatischen Prosa-Partien ist er, wie man es aus der Viyāhapannatti, dem Uvavāiya usw. kennt, nicht mehr als sozusagen der Hebel, durch dessen Druck die bezüglichen Darlegungen ausgelöst werden. Wenn er in 6, 310 ff. (worauf noch 7, 1 zurückgreift) eine eigene Theorie vorträgt, so wird mit dieser augenscheinlich eine Anschauung abgelehnt, die zu der Zeit des Verfassers Anhänger gefunden hatte.

Der Mittelteil, in Prosa verfaßt, ist, wie wir schon sahen, dreifach gegliedert, und jede dieser Abhandlungen zerfällt in Theorie und Beispiel[1]. An der Spitze stehen die verschiedenen Arten des einzelnen Mönches, der seine Pflichten nicht voll erfüllt. Die Śloka-Einführung verheißt, daß die *kusīl'ādi* dargestellt werden sollen (3, 11), d. h. der *kusīla*, *osanna*, *pāsattha* (es fehlt der *sacchanda*) und der *sabala* (3, 13). Aber am Schluß des Kapitels, nachdem der *kusīla* ausführlich behandelt worden ist, wird auf die Beschreibung des zwiefachen *osanna*, des dreifachen *pāsattha*, des *sacchanda* und des 22fachen *sabala* verzichtet (den Wortlaut s. S. 5).

[1] Vielleicht geschieht es unter dem Einfluß des Mittelteils, daß nach ihm auch der Hauptteil in Kap. 6 mit Erzählungen einsetzt.

Ebenso wie es beim Hauptteil geschah und bei den anderen Bestandteilen geschehen soll, heben wir auch hier aus dem Mittelteil die Legendenstoffe heraus. In den Personenkreis des Rāmāyaṇa führt folgende Stelle, die Charakterisierung eines Unzuverlässigen und Wandelbaren, wie man ihn nicht im Orden brauchen kann (5 VI): *je ṇaṃ osanna-vihāriṇaṃ osanne, ujjaya-vihāriṇaṃ ujjaya-vihārī. niddhamma-sabalāṇaṃ niddhamma-sabale, bahu-rūvī raṅga-gae, caraṇe iva naṭṭhe. khaṇeṇa Rāme khaṇeṇa Lakkhaṇe khaṇeṇa Dasagīva-Rāvaṇe. khaṇeṇaṃ ṭhappa-rayanna-dantura-jarājuṇṇa-gutta-paṇḍura-kesa-bahue pacaṅca-paribharie vidūsage. khaṇeṇaṃ tiriyañca-jāi vāṇura-Haṇu-manta-Kesarī — jahā ṇaṃ esa, Goyamā, tahā ṇaṃ se bahu-rūve.* Wie dieser Zusammenhang zeigt, handelt es sich um mimische Darstellungen der Rāma-Sage; *bahu-rūvi* wird vom Schauspieler gebraucht, vgl. Pischel, SBAW 1906, 489.

Zehn merkwürdige Ereignisse haben einst stattgefunden (5 VII): *tittha-yarāṇaṃ uvasagge* (1), *gabbha-saṃkamaṇe* (2), *vāmā titthayare* (3), *titthayarassa ṇaṃ desaṇāe abhavva-samudāe ṇaṃ parisā-bandhe* (4), *sa-vimāṇāṇaṃ cand'ā-iccāṇaṃ titthayara-samavasaraṇe āgamaṇe* (5), *Vasudevāṇaṃ saṅkha-bbhaṇi anna-yareṇa vā rāya-kauheṇaṃ paroppara-melāvage* (6), *ihaiṃ tu Bhārahe khette Harivaṃsa-kul'uppattī* (7), *Camar'uppāe* (8), *ega-samaeṇaṃ aṭṭhasaya-siddhi-gamaṇaṃ* (9), *asaṃjayāṇaṃ pūyākārage tti* (10).

1. *°saggo* πP, *°sagga* p. 2. *°maṇo* πP. 4. *samuddāe* πP. *vaṃdhi* p. 6. *saṃ-khajjuṇīe* πp. *°jjaṇīe* P. *jj* (wie häufig) für *jjh*, und dies statt *bbh*? (*dhvani*). 7. *iha tu tu* p. *uppattīe* Hss.

Diese Vorgänge sind Ṭhāṇ. 592[a] in zwei Āryās aufgezählt (die Abhayadeva erläutert), jedoch in anderen Worten und unter Umstellung von 5 und 6, so daß die beiden Stellen voneinander sicherlich nicht beeinflußt sind. Dieselben stehen in Vinayavijaya's Subodhikā[1], S. 67. Das Folgende stammt größtenteils von den genannten beiden Verfassern. 1. Götter, Menschen und Tiere bereiten Mahāvīra Hemmnisse in seiner asketischen Laufbahn: vgl. Vinayavijaya a. a. O. u. 301 ff. 2. Mahāvīra wird als Embryo umgebettet: Āyār. II 15; Jinacaritra. 3. Ein weiblicher Tīrthakara ist Mallī. 4. Mahāvīra's erste Predigt als Kevalin hat Erfolg selbst bei einer Zuhörerschaft, deren geistige Verfassung nicht günstig ist. 5. Die Gottheiten Mond und Sonne nahen sich ihm verehrend mit ihrem Gefolge (s. u. Str. 3, 41).

[1] Einem Kommentar zum sog. Kalpasūtra, Devacandra-Lālabhāī-Jainapustakoddhāra Nr. 7, Bombay 1911.

6. Als der Vāsudeva Kaṇha die Dovaī heimbringt, die er dem Paumaṇābha wieder entrissen hat, läßt zusammen mit dem Ruf seiner Muschel ein zweiter Vāsudeva, Kapila, das gleiche Signal ertönen, oder: Kaṇha hat einen Kampf mit einem bösen König zu bestehen, eben jenem Paumaṇābha: Nāyādh. 1, 16. vgl. Leumann, Beziehungen d. Jaina-Lit. S. 548. Die Stichwörter von 6 lauten im Ṭhāṇ. nur: *Kaṇhassa Avarakaṅkā*, letzteres (besser *Ama°*) Paumaṇābha's Residenz. 7. Das Hari-Geschlecht entsteht in Bharatavarṣa dadurch, daß ein Gott das Paar Hari und Harī aus Harivarṣa dorthin versetzt, wo sie eine Königsherrschaft führen. Diese drei Personen waren vorher ein gewisser Vīrakuvinda, König Sumukha und des ersteren Gattin Vanamālikā, die ihm jener entrissen hatte, und die Tat des Gottes entspringt seiner Rachsucht. Die Namen haben wir nach Śatruṃj. 10, 239 ff. ergänzt. Die Vorgeschichte scheint in Jinasena's Harivaṃśapurāṇa 14 ähnlich erzählt zu werden, vgl. Rājendralāla Mitra, Notices of Sanskrit Mss. 6, 85. 76. 8. Camara, ein Fürst gewisser Unterweltsgottheiten, wallfahrtet zu Mahāvīra auf die Oberwelt und sucht Schutz bei ihm, als Sakka den Donnerkeil nach ihm schleudert: Viyāhap. 3, 2. 9. Ṛṣabha, seine hundert Söhne mit Ausnahme von Bharata, und dessen acht Söhne erlangen gleichzeitig die Erlösung. 10. Auch Nichtmönche erfahren Erweisung von Ehre. Dies schreibt Vinayavijaya der Epoche des Tīrthakaras Suvidhi zu, wie er 6 mit Nemi, 7 mit Śītala in Verbindung bringt. Man sieht also, daß diese zehn Vorgänge nichts anderes als der Ausdruck für eine gewaltige Zeitspanne sind. In ihr hat es — so wird Goyama's Frage beantwortet — allerdings viele gegeben, welche die heilige Lehre verachtet und verletzt haben.

Noch andere Partien sind im Mittelteil enthalten, die nicht das geistige Eigentum des Textverfassers sein dürften. Gemeinsam ist ihnen eine ungewöhnliche Anwendung des Optativs. Er steht als erzählende Form des Zeitwortes, gleichgültig ob das Berichtete in der Vergangenheit oder in der Zukunft liegt. Man darf darin eine hypothetische Färbung sehen, die etwa ausdrücken will: »nach dem, was überliefert wird, möchte es sich so und so verhalten«. Dies entspricht dem Inhalt der Darstellung. Der erste Fall liegt vor in der Erzählung von der List, deren sich die Rayaṇadīvaga bedienen (4 II). Wie kann Sumai sich von seiner Existenz als einer der tiefststehenden Götter (*paramāhammiyāsura-deva*) wieder hinaufringen? Er hat sich durch seine Handlungsweise das Bleiben im Saṃsāra bereitet.

Eine rühmliche Wiederverkörperung kann im Laufe der Existenzen wohl einmal eintreten: *kittie uvavāe tassa sāhejjā. jassa ṇaṃ aṇega-poggalapariyaṭṭesu vi n'atthi caugai-saṃsārāo vasāṇaṃ ti. tahā vi saṃkhevao suṇasu*: und nun folgt unsere Erzählung. In ihr fehlt jede Bezugnahme auf Sumai. Daß er zu den Höhlenmenschen gehört, denen so übel mitgespielt wird, geht erst nachträglich aus der mit diesem Dasein beginnenden Aufzählung seiner Nachexistenzen hervor.

Die Gegenstände, welche die listigen Insulaner in ihren Besitz zu bringen wissen, heißen *antaraṇḍaga-goliyāo.* Nach dem letzten Wort zu schließen — die vorangehenden widerstreben der Deutung — sind es runde hohle Körper, die zur Fortbewegung des Einzelnen dienen. Flöße nämlich sind vielmehr im Besitz der Rayaṇadīvaga selbst (*kariya-surunda-dīha-mahad-duma-kaṭṭhāiṃ*), und es wird gerade das Vehikel für den persönlichen Gebrauch sein, das sie reizt. Von Fahrzeugen mit Schläuchen, wie sie nach Herodot I, 194 und bis auf die Gegenwart auf dem Tigris verkehren, ist deshalb abzusehen. Aber auch das Folgende bringen wir nur mangels einer schlagenderen Erklärung bei. Kalhaṇa's Rājataraṅgiṇī lehrt uns (4, 544; 569. 575) aufgeblasene Häute als Mittel zum Übersetzen einzelner Personen kennen[1], am deutlichsten die letzte Stelle, wo König Jayāpīḍa den Fluß auf dem Leichnam seines Ministers kreuzt, der ihm, unmittelbar nach dem Selbstmord, als luftgefüllte Hülle dienen will. Noch gegenwärtig ist im Tale des Satledj die durch zwei Ruder bewegte, mit Gras gefüllte Tierhaut gebräuchlich[2]. Der Text sagt über die Anwendung der *goliyāo: tāo gahāya camarīṇaṃ santiehiṃ seya-puccha-vālehiṃ gunthiūṇaṃ* (folgt: *je kei,* zu tilgen) *ubhaya-kaṇṇesu* (*"nne"* Hss.) *nibandhiūṇa mahaggh'-uttama-jacca-rayaṇ'atthī sāgaraṃ aṇuparisejjā.* Diese Worte sind so vieldeutig, daß wir davon absehen, sie zu übersetzen. Möglich, daß der (wiederholte) Hinweis auf die vorzügliche Knochenbeschaffenheit die Tragfähigkeit des Apparates beleuchten soll. — Was wir auf Rayaṇadīva »Trichter« genannt haben, sind im Text *visaṃ-egūṇavisaṃ-aṭṭhārasa-das'aṭṭha-satta-dhaṇu-pamāṇāiṃ gharaṭṭa-saṃṭhāṇāiṃ vara-vaira-silā-saṃpuḍāiṃ.* Ein solcher harrt, »offen wie der Mund eines gähnenden Menschen«, der Höhlenleute, und dort leiden sie ihre Pein, *arahaṭṭa-gharaṭṭa-khara-saṇhiya-cakkaṃ iva pari-*

[1] Wir verdanken diesen Hinweis Prof. Jacobi.

[2] Ein Exemplar aus der Sammlung Schlagintweit bewahrt das Museum für Völkerkunde in Berlin.

maṇḍalaṃ bhamāliya. Zu einem Gegenstand dieser Art ist uns kein Beleg in der Wirklichkeit bekannt. Aber Rayaṇadiva selbst ist — mag auch die Vorstellung von den »Zwischenkontinenten«, welche die Enden des Himālaya fortsetzen, besonders im Osten auf eine ferne Kunde von Hinterindien zurückgehen — geographisch nicht bestimmbar[1], während das »höhlenreiche Land südlich von der Mündung der Sindhū« ohne Zweifel Gujarat, genauer Kathiāwāḍ, widerspiegelt.

Etwas Wahres liegt dem Bericht jedenfalls zugrunde; gerade an ihm aber nimmt Haribhadra — wie schon S. 6 mitgeteilt — Anstoß. Denn im Ṭhāṇ'aṅga, Samavāy'aṅga, dem Jīvābhigama und der Pannavaṇā steht nichts von diesem Lande, seinen Höhlenbewohnern, der Wiederverkörperung unter ihnen und der Pein, die damit verknüpft sein kann[2]. Es hängt möglicherweise mit seinem Mißtrauen zusammen, wenn er in der Samarāiccakahā (Jacobis Ausgabe, Bibliotheca Indica, S. 447) bei Rayaṇadīva in gehäuften Attributen verweilt.

Zum zweiten greift der Mittelteil in der Legende oder besser Weissagung von Duppasaha auf einen gegebenen Stoff zurück. Zusammen mit der Nonne Viṇhusirī und dem Laienpaar Jiṇadatta und Phaggusirī wird dereinst der Mönch Duppasaha der letzte Vertreter seines Standes sein (5 II). In Dharmaghoṣa's Kālasattarī Str. 50 (Verz. II 954) heißt es:

taha sagga-cuo sūrī Duppasaho sāhuṇī ya Phaggusirī,
Nāila-saḍḍho, [saḍḍhī] Saccasirī: antimo saṅgho.

Dieselben Namen stehen im Ṛṣimaṇḍalastotra Str. 215 (Sthavirâvali Charita by Hemachandra, ed. by Jacobi, App. S. 35). Der Name Jiṇadatta steht in der Kālasattarī zwei Strophen früher, wenn auch in anderer Beziehung. Die Frage muß offen bleiben, ob das Mahānisīha vielleicht eine andere Überlieferung vertritt oder ob es irrig wiedergibt. Über Duppasaha s. noch Dhaneśvara's Śatruṃjayamāhātmya (Jāmnagar 1908) 14, 317, wonach Weber, Über das Çatruñjaya Mâhâtmyam, S. 48. 112; Nemicandra's Pavayaṇasāroddhāra Str. 451.

[1] Die »Juweleninsel« erscheint noch bei Leumann, ZDMG 46. 602.

[2] Weber konnte die Stelle 16. 457 und Verz. II 635 nur sehr verstümmelt wiedergeben. Soweit sie nicht schon S. 6 angeführt ist, lautet sie: *yataḥ Sthāna-Samavāya-Jīvābhigama-Prajñāpan'ādiṣu na kathaṃcid idam ācakhye yathā Pratisaṃtāpasthalam asti, tadguhāvāsinas tu manujās, teṣu ca paramârtha-dharmikāṇāṃ punaḥ-punaḥ saptâṣṭa-varṣān yāvad upapātas, teṣāṃ ca tair dāruṇair vajraśilā-gharaṭṭa-saṃpuṭair galitānāṃ paripīḍyamānānām api saṃvatsaraṃ yāvad prāṇa-vyāpattir na bhavatīti.*

Unmittelbar anschließend erzählt der Text drittens die Entstehung des Dasaveyāliya-suyakkhandha. Vor nicht langer Zeit (*io āsanna-kāleṇaṃ*) hat ihn der *duvālas'aṅgasuya-dhāri* Sejjambhava als ein Kompendium aus den elf Aṅgas und vierzehn Pūrvas hergestellt, und zwar im Hinblick auf seinen Sohn Maṇaga (s. S. 60), da für diesen die Zeit nicht ausreichte, sich die ganze heilige Lehre (*savvann'uvaesa*) zu eigen zu machen. Das ist auch das Wesentliche in dem Bericht Hemacandra's, Pariśiṣṭaparvan 5, 81 ff.

Zeitlich sind von Duppasaha nicht weit entfernt der König Kakki — Kalkin, siehe die eben genannten Texte — und der Mönch Sirippabha. Auch sie endlich finden Erwähnung, und das mehrfach, ausführlich in 5 IV. Kakki wird schonungslos und grausam sein und den Orden verfolgen und peinigen (*se ṇaṃ pāve pāhuḍiyaṃ bhamāḍiukāme siri-samaṇasaṅghaṃ kayatthejjā*). Der Götterfürst von Sohamma aber wird den frommen Mönchen wunderbar helfen (*pāḍiherayaṃ kujjā*). Śakra nämlich — so erzählt das Śatruṃj. 14, 303 f. — wird sich in Gestalt eines Brahmanen dem Kalkin nahen und ihm durch weise Sprüche zu wehren trachten; da dies nichts hilft, wird er ihn töten. So wird der Orden gleichwohl weiterbestehen. Den Kakki wird Sirippabha, das Musterbild aller Tugenden, überleben. Dieser ist dem Śatruṃj. unbekannt.

Wir kommen zu den Einlagen. Sie stehen teils in Prosa, teils in Versen, teils sind sie aus beiden gemischt. Ganz ohne Strophen ist die Darstellung des geschlechtlichen Empfindens (2 IV—IX). Sie hebt sich hierdurch von den Ślokas, in die sie einer naheliegenden Gedankenverbindung zufolge eingebettet ist, besonders scharf ab. Über die gefahrabwendenden Sprüche (7 IV) handeln wir unten (s. S. 76 f.) und geben dabei auch die einrahmenden Strophen wieder. Was die Einlage in 3 betrifft, so ist hier ein Grundstock in Prosa (3 II—V. XI f.) und ein Zwischenstück in Āryā-Str. (3 VI—X) zu unterscheiden. Der erstere geht seinerseits am Schluß (3 XII) in Āryā über. Diesen und den Āryās der anderen Abschnitte gegenüber treten die Strophen des Zwischenstücks durch eine unverhältnismäßige Menge von Gītis und Vipulā-Formen hervor; unter den 90 Strophen in 3 VI—X zählen wir (mit dem Vorbehalt, daß die Textgestaltung in der Ausgabe die Zahlen hier und da etwas verändert) 26mal die Gīti und 35mal eine Vipulā-Form (vgl. Jacobi ZDMG 40, 336). Ganz augenscheinlich hat das Textstück seine besondere Geschichte. Wir erinnern

uns hierbei an den auf S. 4 wiedergegebenen Bericht Nr. 2a. Danach sollte die Abhandlung über das Pañcamaṅgala zusammenfassen, was seinerzeit ausführlich und in großen Kommentaren gegeben worden war. Da aber diese Kommentare verschollen waren, hätte Vajrasvāmin aus der Abhandlung einen Auszug hergestellt und ihn eben dieser einverleibt[1]. Die besagte Abhandlung stamme dem Inhalt nach von Mahāvīra, in der Fassung aber von seinen Nachfolgern.

Der Ort, wo diese Angaben eingefügt sind, nämlich am Abschluß der Verse von 3 IX, zeigt, daß mit den Worten *eso Pañcamaṅgala-mahāsuyakkhandhassa uddhāro* eben diese mit Prosa vermischte Darstellung gemeint ist, die als *sār'attha* eingeführt wurde (s. S. 14). Sie wird also als das Werk Vajrasvāmin's hingestellt. Dies kann der Wahrheit nicht entsprechen. Wir schätzen die Glaubwürdigkeit des Verfassers jener Angaben sehr gering ein und kennen sein Bestreben, klingende Namen herbeizuziehen, um das Ansehen des Mahānisīha zu heben (s. S. 7). Die Beziehung, die Vajrasvāmin zu unserem Textstück hat, ist ganz anderer Art. Sie beschränkt sich darauf, daß er eine Strophe überliefert haben soll, die es enthält, nämlich die bekannte Verherrlichung der Pañcamaṅgala (den Wortlaut s. S. 14). Anderseits kennen wir Vajrasvāmin aus der Tradition zum Āyār'aṅga. Nach ihr soll er aus der Mahāparinnā (Āyār. I 8) die *āgāsa-gāmiṇi vijjā*, einen Zauberspruch, der die Fähigkeit des Wandelns in der Luft verlieh, ausgezogen haben. Beide Überlieferungen, deren geschichtlicher Grundlage hier nicht nachgegangen werden kann, sind an unserer Stelle augenscheinlich miteinander verquickt auf Grund des Wortes *sār'attha*.

Die von uns als ein Zwischenstück erkannten Ślokas 3, 39—45 (S. 34) enthalten in 40f. die Bezugnahme auf mehr als eine Legende.

40[b]. *bhār'accaṇāya uttamayaṃ Dasaṇṇabhaddeṇa pāyaḍe.*
41. *jahêva Dasaṇṇabhaddeṇaṃ uyāharaṇaṃ, tahêva ya*
cakkahara-bhāṇu-sasi-Datta-damag'āi viṇiddise.

40. *pāyaḍe* st. *°ḍaṃ*! = *prākkṛtam* od. *prakaṭam* (Hc. 1, 44). 41. *viṇiddise* = *°sai* st. *°santi*.

[1] Hiervon ausgehend kommen Jñānasāgara und Dharmasāgara dazu, unsere Stelle Nr. 2 zu zitieren; vgl. Weber, Kup. S. 811, wo der Hinweis auf das Zitat Z. 8 v. u. einzufügen wäre. Die Stelle, die Dharmasāgara fälschlich dem 4. Kapitel statt dem 3. zuschreibt, soll beweisen, daß Vajrasvāmin im Kanon nichts geändert, sondern eigene Zusätze eingefügt habe (»*majjhe lihio*«). S. a. Verz. II 964. — Wilson's beiläufige Bemerkung, Vajrasvāmin sei der Stifter der Mahāniçitha-Sekte (Selected Works ed. Rost, 1, 341), entstammt wohl einem Mißverständnis jener Überlieferung.

König Daśārṇabhadra will Mahāvīra ehren wie niemand zuvor. Śakra aber, der dies mit ansieht, veranstaltet einen noch größeren Aufwand. Jener zieht die richtige Lehre daraus, daß ein frommes Leben (wie es Śakra in der Vorexistenz geführt haben müsse) die wahre Ehrung des Heiligen sei, und wird Mönch. Nun erklärt Śakra sich für unterlegen. Dies in Kürze der Gehalt der von Lakṣmīvallabha zu Uttarajjhayaṇa 18, 44 (Ausg. Calcutta 1936, S. 549ff.) mitgeteilten Erzählung[1]. — *cakkahara*, eigentlich Viṣṇu, ist wohl eben Śakra. Zur Verehrung durch Sonne und Mond vgl. S. 39. Datta ist der Sohn des Königs Kalkin und wird — denn beide gehören erst der fernen Zukunft an — Tag für Tag ein Heiligtum errichten[2]. Von Kalkin selbst und den mit seiner Epoche verbundenen Weissagungen über die letzte Zeit des Jainatums hören wir in 5 II. IV; 7 II, s. oben S. 43. Mit dem *damaga* kann der arme Schlucker (*drumaga*) gemeint sein, der in der Geschichte von der Nonne Ajjacandaṇā, Str. 5, 90 (s. S. 52) eine Rolle spielt.

Die Ereignisse aus Mahāvīra's Leben, bei denen die Götter verehrend zur Stelle sind, werden in dreißig kurzen, durch *jaha* eingeleiteten Vordersätzen erzählt (3 IX), bis endlich bei Str. 102 der erwartete Nachsatz eintritt: *taṃ savvaṃ mahā-vittharena Arahantacariyā'bhihāṇe* (*ganthe* o. ä. ist zu ergänzen) *Antakaḍadasāṇ' anta-majjhāo kasiṇaṃ vinneyaṃ*. Es ist dies der Hinweis auf eine uns sonst unbekannte Lebens- und Vorlebens-Beschreibung sei es Mahāvīra's allein, sei es aller 24 Tīrthakaras, namens Arahantacariyā. Was hierbei der Name des zehnten Aṅgas bedeutet, ist nicht zu sagen; dieses Werk enthält bekanntlich nichts dergleichen. Von den Ereignissen, auf die angespielt wird, sei mitgeteilt, wie Indra den noch Ungeborenen im Mutterleibe speist:

82. *jaha sura-nāho aṅguṭṭha-pavvaṇa-miyaṃ mahanta-sattīe*
amay'āhāraṃ bhattīe dei, saṃthuṇai jāva ya pasūo,

---

[1] In einer eingefügten Strophe berührt sich damit Merutuṅga in dem schon genannten Mahāpuruṣacaritra. Sie lautet:

samasaṃkhyāvayavaḥ san puruṣaḥ puruṣaṃ kim anyam abhyeti!
puṇyair adhikataraś cen nanu so 'pi karotu tāṃy eva!

Ohne die weitläufige Vorgeschichte steht die Legende auch in 29 Ślokas bei Devendra Sūri, Vandāruvṛtti zum Saḍḍhapaḍikkamaṇa-Sutta (Devacandra-Lālabhāī-Jainapustakoddhāra Nr. 8. Bombay 1912. Bl. 21b).

[2] Vgl. Verz. II. 954; ausführlicher Śatruṃj. 14. 306ff.

da dieser Vorgang im Text noch einmal begegnet — ein Zeichen (s. auch gleich bei 5, 55) der verschiedenen Herkunft beider Stellen —:

jeṇa (6, 316) *gabbha-ṭṭhāṇammi devindo amayaṃ aṅguṭṭhayaṃ kayaṃ,*
āhāraṃ dei bhattīe, saṃthavaṃ sayayaṃ kare.
°ṇaṃ pi de° Hss.

Die Zeile 87[b]: *jaha indaṃ vāyaraṇaṃ bhayavaṃ vāyarai aṭṭha-variso vi* findet ihre Erklärung durch die von Kielhorn Ind. Ant. 10, 78f. über Beziehungen Mahāvīra's zur Aindra-Grammatik mitgeteilte Legende. Gedruckt ist sie jetzt in der Subodhikā (s. o.) S. 263. Ihre früheste Erwähnung ist Āvassaga-nijjutti 3, 303.

Die Abhandlung 5 II wird von uns unter die Einlagen gestellt, zunächst weil sie inhaltlich über das hinausgeht, was an dieser Stelle im Mittelteil zu erwarten ist. Denn die 105 Strophen — auch diese metrische Form wäre dem Mittelteil nicht entsprechend — behandeln nicht nur den Gaccha, sondern gleichzeitig auch die Eigenschaften des Lehrers. Allerdings hat schon die Prosa sich mit diesen zu beschäftigen begonnen durch den Gedanken, daß dem echten Lehrer einzig das geistige Wohl und das endliche Heil seiner Jünger am Herzen liegt. In der Entwicklung des Inhalts der Strophen könnte man eine Gruppierung über Kreuz erblicken; auch sie spräche für die Selbständigkeit dieses poetischen Stückes. Die Strophen gliedern sich folgendermaßen:

5, 9—13. Gehorsam gegen das Geheiß des [guten] Lehrers.
14—16. Das Wirken des guten Lehrers.
17—19. Der gute Lehrer.
20. Selbstbeschränkung in der Darstellung:
savvaṃ avi ettha pae duvālas'aṅgaṃ suyaṃ bhaṇeyavvaṃ
bhavaī: tahā vi-m-iṇamo samāsa-sāraṃ paraṃ bhaṇṇe.
bhavai Hss.
21. Synonyme von *gaccha*:
muṇiṇo suttaṃ titthaṃ gaṇa pavayaṇa mokkha-magga eg'aṭṭhā
daṃsaṇa-nāṇa-carittā ghor'ugga-tavaṃ c'eva gaccha-nāme.
suyaṃ Hss.
22—70. Der gute Gaccha.
71—101. Der schlechte Gaccha.
102—111. Der schlechte Lehrer.
112—114. Das verhängnisvolle Wirken eines solchen.

Mehrere Abweichungen von diesem Gedankengang und einiges metrisch und grammatisch Auffällige drängen uns die Vermutung auf, daß wir in

diesem ganzen Stück mit Einschüben zu rechnen haben. Doch lassen die Beobachtungen nicht genug zwingende Schlüsse zu, um etwa die Strophen hier vorzuführen. Erwähnt sei noch das Schwanken zwischen *taṃ gaccham* und *sa gaccho*: die erste Form ist die Regel, die zweite mit 4 Fällen die Ausnahme.

Unsere Auffassung vom Wesen dieses Abschnitts wird durch mehrere Gründe verstärkt. In der ihm vorhergehenden Prosa kommt ein Gedanke zum Ausdruck, der nachher in 5, 55 wiederkehrt: (5 I) *Goyamā, titthayare ṇaṃ tāva titthayare, titthe puṇa caucaṇṇe samaṇa-saṅghe, [saṅghe] se ṇaṃ gacche supaiṭṭhie, gacchesuṃ pi ṇaṃ sammaddaṃsaṇa-nāṇa-caritte* (°*tta* Hss.) *paiṭṭhie.*

55. *titthayare titthayare, tittham puṇa jāṇa, Goyamā, saṅgham,*
saṅghe ya ṭhie gacche, gaccha-ṭhie nāṇa-daṃsaṇa-caritte.

Ferner findet sich in 58 ein Zitat wieder, das schon als 1, 37 begegnet war (s. S. 57). In beiden Fällen können wir nicht glauben, daß ein Verfasser sich in einem und demselben Werk in dieser Art zweimal wiederholen sollte. Nach dem Vorbilde der anderen S. 34 zusammengestellten Śloka-Strophen spricht endlich auch hier die Rückkehr zur Prosa des Mittelteils über Ślokas für eine Einlage.

An das Epos rührt die Strophe:

5, 37. *jattha ya paccaṅg'ubbhaḍa-dujjaya-jovvaṇa-maraṭṭha* (?)-*dappeṇaṃ*
bāhijjantā vi muṇī nekkhanti Tilottamaṃ pi, taṃ gaccham.

jovaṇa = P. *ṇi*° p.

Tilottamā, von Viśvakarman erschaffen, sät Zwietracht zwischen Sunda und Upasunda, die sie ihrer Schönheit wegen beide begehren, so daß sie einander erschlagen: Mahābhārata 1, 211.

Im ersten Anhangskapitel macht das sogenannte *pacchitta-sutta* den Hauptbestand aus, und der Verfasser legt ihm großen Wert bei. Wenn es in Verfall gerät, werden die Gestirne sieben Tage und Nächte nicht scheinen: (7 III) *jayā ṇaṃ, Goyamā, iṇamo pacchitta-suttaṃ vocchihii, tayā ṇaṃ cand'āicca-gaha-rikkha-tāragā ṇaṃ satta aho-ratte teyaṃ no vipphurejjā*[1]; *imassa ṇaṃ vocchede, Goyamā, kasiṇa-saṃjamassa abhāvo.* Auch erfahren wir, daß es viele Erläuterungsschriften dazu gebe: (7 VI) *pāyacchitta-suttassa ṇaṃ saṃkhejjāo nijjuttīo [saṃkhejjāo] saṃgahaṇīo saṃkhejjāiṃ aṇuogadārāiṃ saṃ-*

[1] Der Optativ ist nach S. 40 zu erklären.

khejje akkhare aṇante pajjave jāva ṇaṃ daṃsijjanti .... Dies Stück ist es, von dem das ganze Werk den Namen führt, denn allein hier ist eine Beziehung zum Nisīha-Sutta zu erkennen. Sie ist allerdings nur ganz äußerlich: auch hier werden Strafen für Vergehen im täglichen Leben festgesetzt. Die Einkleidung weicht vollständig ab. Ist sie dort, wie unsere vorbereitete Ausgabe zeigen wird, gleichförmig und gewissermaßen tabellarisch-steif, so wäre die Darstellung hier parlando zu nennen; die Toga des Gesetzgebers fehlt durchaus. Auf den Inhalt kommen wir noch zurück (S. 81 ff.).

Das 8. Kapitel, der zweite Anhang, hat eine metrische Bearbeitung erfahren, die den Namen Susaḍhakahā trägt und von Devendra Sūri verfaßt ist[1]. Er hat den Stoff in 519 Āryās behandelt, in ziemlich enger Anlehnung an das Vorbild, insofern er sich nicht auf die Erzählung beschränkt, sondern auch die Zwischenfragen und Abschweifungen fast alle wiedergibt. Im Ausdruck weiß er zu schmücken, Weitläufigkeiten kürzt er und bringt dafür zum Teil umfangreiche Einlagen. Die längste hiervon ist die Erzählung von Lakkhaṇadevī, die er gleichfalls dem Mahānisīha entnommen hat (s. S. 37). Für die Beurteilung unseres Textes ist es besonders von Wert, zu verfolgen, was Devendra unterdrückt hat, weil es seinen Anschauungen nicht entsprach, und wir halten daher eine Vorführung seines Werkes für gerechtfertigt. Was ihm eigentümlich ist, machen wir in der folgenden Übersicht durch kursive Schrift kenntlich, soweit es Namen oder geschlossene Teile sind. Von den Strophen des Mahānisīha macht Devendra keinen Gebrauch, nur an 8, 13 f. 16 lehnt er sich in Str. 169 bis 171 an.

(Str.) 1—4. Der Ort des Gespräches (*Rāyagihe Guṇasilae*). Susaḍha als Beispiel eines Verächters der *jayaṇā* (vgl. Kap. 7 Schluß).

5—477. Erzählung von Sujjhasiva.

7—15. Vorgeschichte von seiner *und der Jannajasā* Tochter Sujjhasirī als *Narakantā*, Nebenfrau des Königs *Arimaddaṇa*. 14 f. *Moral*.

47—82. Erweckungsrede der Gattin des Aufsehers. *Die Rede dieses selbst fällt weg*.

---

[1] So nach den Handschriften in Wien und Poona, während die Berliner, mss. or. fol. 1079 und 2435, keinen Verfasser nennen. In der ersteren ist die Zählung insofern gestört, als Str. 232—262 auf Bl. 7 Str. 7—46 heißen, in der zweiten, als von vier einzeln eingefügten Sanskritstrophen zwei mitgezählt sind. Hier geht außerdem der ersten Strophe eine voraus, die aber fragwürdig ist. Im Kolophon heißt es *yatanā-visaye* (geschrieben *gha*°, aber nicht *ghaṭa*°, wie Verz. II 1136 steht), wozu man Str. 1 vergleiche.

83—93. Vorexistenzen der Gattin als Indra's Gemahlin und als Fürst, nachher Gaccha-Haupt, und vordem als

94—401. die Königin, nachher Nonne *Ruppī*.

114—125. *Rede ihres Vaters, des Königs, über Fasten*: Der Feuertod ist nicht erlaubt, weil durch ihn ein langes Fasten umgangen wird.

(156. Als den Namen dessen, der ihm den Ring geschenkt, gibt der Jüngling den der *Ruppī* an[1]. Als Urheberin des feindlichen Überfalles bezeichnet Devendra die *pavayana-devī*, welche die Aussage des Jünglings nachträglich wahr machen wolle.)

182—185. Lobpreisung von seiten der Götter und Göttinnen.

190—192. Die Wortsünde des Jünglings in der Vorexistenz. *Die kurze Erwähnung der Wasser-, Feuer- und Keuschheits-Sünden unterbleibt.*

(193. Der Berg Saṃmeyasela ist dem Jina *Ajiya* heilig.)

196—201. *Predigt des nunmehrigen Lehrers über den Dharma:* Göttliche und fürstliche Würden sind leicht zu erlangen gegenüber dem Dharma, weil hierzu ein guter Lehrer gehört. Der Dharma ist der der Mönche oder der der Laien.

215—264. *Rede des Lehrers über die Beichte*, als Ruppī um Zulassung zu dieser bittet. In der Hauptsache eine Klassifikation. Zum letzten Punkt zwei Parabeln, welche *Nisīha-bhaṇiyā nāyā* heißen (245)[2]:

246—253. Das kostbare Roß eines Königs siecht dahin, durch einen Neider äußerlich nicht sichtbar verwundet. Der Arzt heilt es durch Entfernung des Fremdkörpers (*sallaṃ nīṇiya*).

254—259. Ein Mönch, der heimlich Unerlaubtes genossen hat, erkrankt und wird nicht eher gesund, als bis er sich dem Arzt anvertraut und dessen Verordnung befolgt.

272—383. Auf Ruppī's Ausflucht in Hinsicht des ihr vorgehaltenen Vergehens *Erzählung von Lakkhaṇadevī und ihren Nachexistenzen* (s. S. 24).

401—403. Unvollkommene Beichte vereitelt die Erlösung, die sonst nach sieben oder acht Existenzen eintritt. *Die Erwähnung der Wasser-, Feuer- und Keuschheits-Sünden findet nicht statt.*

404—411. *Folgerung aus der Erzählung von Ruppī*: vollkommene Beichte, Verehrungsformeln, Nahrungsverzicht, Versöhnung und Fastentod.

463—468. Ansprache des Lehrers Jagadāṇandaṇa an Sujjhasiva.

477 f. Sujjhasiva's schnelle Erlösung beruht auf seiner aufrichtigen Beichte und dem Vollzug der auferlegten Buße. *Die zum Teil metrische Darlegung über das Karman fällt weg.*

---

[1] Er will zuerst (so auch bei uns) keine Auskunft geben und sagt daher: *me jassa muddēsā*, »der Ring ist mein«. Von der Schenkung selbst haben wir weder im Mahānisīha noch bei Devendra vernommen.

[2] Diese Parabeln stehen nicht im Nisīha-Sutta, das dergleichen überhaupt nicht enthält. Vielleicht ist an die Nisīha-Kommentare zu denken.

479–519. Sujjhasirī's Schicksal und Erzählung von Susaḍha. Schluß.

494–507. Es bedarf einer nochmaligen Ermahnung, ehe Susaḍha die Buße auf sich nimmt. Bald aber macht er sich eines neuen Vergehens schuldig, nämlich des Genusses von ungekochtem (*sīyala*) Wasser. An Stelle der verhängten Strafen betreibt er Fasten nach eigenem Ermessen. Endlich wird er aus dem Gaccha ausgestoßen. *Die Darlegung über die Selbstzucht und die Sünden an Wasser, Feuer und Keuschheit unterbleibt also, auch ist die Anordnung etwas anders und der Stoff mehr ausgesponnen.*

4.

Parallelen.

In Devendra's Susaḍhakahā haben wir eine Ausstrahlung des Mahānisīha in das spätere Schrifttum kennen gelernt; in der Erzählung von Nandiseṇa und bei mehreren anderen Gelegenheiten sahen wir einen Niederschlag vorhandenen Stoffes in den vorliegenden Text. Beide Richtungen, nach vorwärts und nach rückwärts, werden wir nun verfolgen und die übrigen Anknüpfungen und Parallelen im Mahānisīha zusammenstellen. Die Fälle, in denen es für andere Schriftsteller die Quelle ist, machen den Anfang. Die jüngsten Zeugnisse, ausgesprochene Zitate, sind literargeschichtlich ohne Bedeutung. Über Jñānasāgara und Dharmasāgara haben wir schon berichtet (S. 5 Anm.). Der letztere bringt mehrere Anführungen auch aus dem eigentlichen Text. Zweitens hat Ratnaśekhara seinem Ācārapradīpa, saṃv. 1516 (Bd. 1, Ahmadabad 1958) ein gutes Stück aus dem 3. Kapitel einverleibt: als er (Bl. 52ᵃ) zur Behandlung des *upādhān'ācāra* übergeht, bietet sich ihm die Darstellung des *uvahāṇa* im Mahānisīha als geeigneter Beleg aus dem Kanon. Daß unser Text diesem angehört, betont er mit Nachdruck. Die von ihm angeführte Stelle beginnt bald nach dem Anfang von 3 I und reicht bis in XII hinein. Leider aber hat er so stark abgekürzt, daß u. a. IV bis X ganz weggefallen sind.

Die eigentlichen Entlehnungen stehen der Zeit des Mahānisīha weit näher. Am bedeutendsten, nämlich 48 Strophen umfassend, sind diejenigen, die der Verfasser des Gacchāyāra vorgenommen hat. Wenn er in Str. 136 seines Werkes sagt[1]:

Mahānisīha-Kappao Vavaharao tahèva ya
sahu-sāhuṇi-aṭṭhāe Gacchayāraṃ samuddhiyaṃ.

[1] Vgl. Weber 16, 445; Verz. II 622 f.

so gibt dies keine richtige Vorstellung. Der Einfluß des Kappa- und des Vavahāra-Sutta ist anders als etwa in den Fachausdrücken überhaupt nicht erkennbar. Dagegen stammt fast ein Drittel der 138 Strophen des Gacchāyāra aus dem Mahānisīha. Es sind dies die Ślokas 3–8 aus 5 I und im übrigen Āryās aus 5 II, genauer:

Mahānis. 5, 3–8 = Gacch. 2–7; 22–27 = 50–55; 30–33 = 56–59; 45–47 = 60–62; 48 = 72; 50 = 71; 51 = 73; 52 = 74; 60 = 75; 61 = 77; 62 = 79; 64 = 82; 65 = 83; 66 = 85; 67 f. = 87 f.; 69 = 90; 71 = 130; 78 = 96; 83 f. = 91 f.; 86 = 94; 87 = 95; 96 f. = 97 f.; 98 = 100; 100 f. = 101 f.; 102 f. = 27 f.; 104 = 30; 106 f. = 36 f.

Im Wortlaut sind die Unterschiede oft nicht unbedeutend, doch stehen sich die Lesarten im allgemeinen im Wert gleich. Die Gīti-Strophen des Mahānisīha sind im Gacchāyāra Āryās, doch ist 105[b] unverändert geblieben; anderseits hat 44[b] im Mahānisīha Āryā-, im Gacchāyāra Gīti-Form. Hier teilen sich unter dem Einfluß des Vorbildes, dessen textliche Verhältnisse der Entlehner natürlich nicht durchschaute, Śloka und Āryā in das Versmaß. Es stehen im Gacchāyāra 33 Śloka-Strophen den 57 Āryās gegenüber, die nach Abzug der entliehenen verbleiben. Der Aufbau ist eine kunstlose, ungleiche Zweiteilung: auf die einleitenden Str. 1–7 folgt eine Schilderung des Lehrers 8–39, des Gacchas 40–135, dann der Schluß 136–138.

Einunddreißig Strophen finden sich in der schon S. 35 erwähnten Uvaesamālā von **Dharmadāsa** wieder. Zum zeitlichen Verhältnis zwischen ihr und dem Mahānisīha vgl. S. 98. Da die Uvaesamālā schon gedruckt ist, lohnt es sich, die Abweichungen des Mahānisīha hier mitzuteilen. Zur Erklärung haben wir Rāmavijaya's Kommentar (Berlin ms. or. fol. 1720) benutzt.

Mahānis. 1, 10 = Uv. 84.

jaṃ jassāṇumayaṃ hiyae, so taṃ ṭhāvei sundara-paesu:
saddūlī niya-taṇae tārisa-kūre vi mannai visiṭṭhe.

ṭhavei =P. Am Anfang metrische Störung in beiden Texten. Gīti.

3, 36 = 492. *bhāv'accaṇaṃ ugga-vihārayā ya, davv'accaṇaṃ tu jiṇa-pūyā;*
paḍhamā jaīṇa, donni vi gihīṇa; paḍhama cciya pasatthā.

5, 10 = 94. *'miṇa goṇas' aṅgulīe gaṇehi vā danta-cakkalāiṃ se':*
taṃ taha-m-eva karejjā, kajjaṃ tu [ta]ṃ eva jāṇanti.

Gegenüber Tessitori halten wir die Lesung *kajjaṃ tu* für richtig: »Sie wissen, daß dies getan werden muß.« Das *ta eva* der Uv. kann, das bestätigt unser Text, nur als *tā eva* erklärt werden, auch wenn die Erklärer *te eva* geben. Dieselbe Erscheinung in der ersten Zeile bei *goṇasa* aus *goṇasā*. In der Uv. haben auch die Berliner Hss. *bhāṇiūṇaṃ*, wie dort das Register verbessert.

11 = 95. *āgama-viū kayāiṃ seyaṃ kāyaṃ bhaṇejja āyariyā;*
taṃ taha saddahiyavvaṃ, bhaviyavvaṃ kāraṇeṇa tahiṃ.
bhaṇejjā Hss.

12 = 96. *jo geṇhai guru-vayaṇaṃ bhaṇantaṃ bhāvao pasatta-maṇo*
osahaṃ iva pijjantaṃ, taṃ tassa suhâvahaṃ hoi.
*gi°. pajja° π*P.

13—15 = 101—103. Keine Abweichungen. Kesi und Paesi sind aus dem Rāyapaseṇaiya-Sutta in Leumanns Abhandlung (Verh. d. 6. Orient.-Kongr. 3, 2, 503 ff.) bekannt.

16 = 104. *dhamma-maiehī aisundarehī kāraṇa-guṇôvaṇiehiṃ*
palhāyanto hiyayaṃ sīsaṃ coijja āyario.
pilhā° π.

85 = 182. *soūṇa gaiṃ Sukumāliyāĕ taha Sasaga-Bhasaga-bhaiṇīe*
tava na vīsasiyavvaṃ sey'aṭṭhī dhammio jāva.

Sukumālikā ist eine Königstochter in Vasantapura. Sie hat zwei Brüder, Śaśaka und Bhasaka. Alle drei werden zum Mönchtum bekehrt. Der Sukumālikā ist indessen ihre große Schönheit hinderlich, indem ihr die Männer in dem Grade nachstellen, daß sie ihr Nonnenkloster nicht verlassen kann und ihre beiden Brüder als Wächter bestellt werden müssen. In dem Gefühl, ihnen eine Last zu sein, und aus Betrübnis über die Verfolgungen will Sukumālikā bis zum Tode fasten. Als sie schon bewußtlos daliegt, halten die Brüder sie für tot und tragen sie weg. Ein Kaufmann aber bringt sie zum Leben zurück, und sie willfahrt seinem Drängen, seine Gattin zu werden. Nach langer Zeit betreten Śaśaka und Bhasaka auf dem Almosengange ihr Haus. Es kommt zur Erkennung, und Sukumālikā wird mit der Erlaubnis ihres Gatten wieder Nonne. Sie erreicht dann die Wiedergeburt in der Götterwelt. Die Moral, die unsere Strophe hieraus zieht, ist die, daß der Gläubige (*dhammiya*) auf der Hut sein soll, bis seine Gebeine bleichen (*sey'aṭṭhī jāva*).

90 = 14. *diṇa-dikkhiyassa damagassa abhimuhī Ajjacandaṇā ajjā*
n'icchai āsaṇa-gahaṇaṃ: so viṇao savva-ajjāṇaṃ.

Āryacandanā oder bloß Candanā ist die erste Jüngerin Mahāvīra's[1], und alle Welt begegnet ihr mit großer Ehrerbietung. Dessen wird einst Zeuge ein armer Schlucker (*drumaka*), der fremd nach Kauśāmbī kommt. Man erzählt ihm den Zusammenhang und die Vorgeschichte der berühmten Nonne, und er sieht sich veranlaßt, Mönch zu werden.

[1] Ihr übergibt er die Devāṇandā, die er als seine Mutter anerkennt, zum Unterricht und zur Weihe als Nonne (Viyāhap. 376b).

Um seine gute Gesinnung zu festigen, entsendet Mahāvīra ihn nach dem Nonnenhause, dem jene vorsteht. Dort wird ihm durch sie die gütigste Aufnahme zuteil. Er gewinnt dadurch Stärkung zu ausgezeichnetem Wandel.

91 = 15. *vāsasaya-dikkhiyāe ajjāe ajja-dikkhio sāhū*
bhatti-bhara-nibbharāe vandaṇa-viṇaeṇa so pujjo.

6, 394 = 195. *pāvo pamāya-vasao jīvo saṃsāra-kajja-m-ujjutto*
dukkhehi na nivviṇṇo, sukkhehi na, Goyamā, tippe.

395 = 197. Keine Abweichung.
pavvehiṃ (geändert zu *pu°* π) πP. Vgl. S. 98.

396 = 198. *naha-danta-muddha-bhamuh' akkhi-kesa-jīveṇa vippamukkesu*
tesu vi havijja kulasela-Merugiri-sannibhe kūḍe.
gūḍe p.

397 = 199. *Himavanta-Malaya-Mandara-dīvôdahi-dharaṇi-sarisa-rāsīo*
ahiyayaro āhāro jīveṇ' āhārio aṇantahutto.
Mandira πP. In der Uv. ist die erste, hier die zweite Zeile fehlerhaft. Giti.

398 = 200. *guru-dukkha-bhar' akkantass' aṃsu-nivāeṇa jaṃ jalaṃ galiyaṃ,*
taṃ agaḍa-talāya-naī-samudda-m-āīsu na vi hojjā.
°tassa Hss.

399 = 201. *āvīyaṃ thaṇa-chīraṃ sāgara-salilāu bahuyaraṃ hojjā*
saṃsārammi aṇante avilā-joṇie ekkāe.
Eine Kreuzung dieser beiden Strophen zeigt Bhavaveraggasayaya (hrsg. von Tessitori, Gi. SAI 22) Str. 48.

402 = 202. *patte ya kāma-bhoge kālaṃ aṇantaṃ ihaṃ sa-uvabhoge*
apuvvaṃ viya manne jīvo taha vi ya visaya-sokkhaṃ.
Lies *appuvvaṃ*.

403 = 212 = Bambhadattakahā 4 (Jacobi, Ausgew. Erz. 4, 4) = Indiyaparājayasayaya[1] 27.

404 = 204. *jāṇanti aṇuhavanti ya jamma-jarā-maraṇa-saṃbhave dukkhe,*
na ya visaesu virajjanti (Goyamā) duggaī-gamaṇa-paṭṭhie jīve.
Giti.

405 = 210 = Indiyap. 26.
savva-gahāṇaṃ pabhavo mahāgaho, savvadosa-pāyaḍḍhī
kāma-ggaho durappā, tass' avasaṃjogayā pāṇī.
mahaṃ gaho π.

---

[1] In: Prakaraṇamālā cha Karmagrantha ṭabārtha sahita, 4. āvṛtti, Āmadāvād 1908, S. 96. Das Indiyap. auch im Prakaraṇaratnākara, Bh. 4, Mumbāpurī 1881.

406 = 203. *jāṇanti jahā bhog'iḍḍhi-saṃpayā savvaṃ eva dhamma-phalaṃ,*
taha vi daḍha-mūḍha-hiyae pāvaṃ kāūṇa doggaiṃ janti.
tahā bho° π P. Gīti.

407 f. = 465 f. Keine Abweichung.
408. *āyarie, °roya* Hss.

409 = 469. *sūla-ahivisa-visūiya-pāṇiya-sattha'aggi-saṃbhamehiṃ ca*
deh'antara-saṃkamaṇaṃ karei jīvo muhutteṇaṃ.

413 = 251. *vāsa-sahassaṃ pi jaī kāūṇaṃ saṃjamaṃ suviulaṃ pi*
ante kiliṭṭha-bhāvo na visujjhai Kaṇḍarīu vva.
Ebenso in der Uv. *kilaṭṭha* Hss.

414 = 252. *appeṇa vi kāleṇaṃ kei jahā-gahiya-sīla-sāmaṇṇa*
sāhanti niyaya-kajjaṃ Poṇḍariya-mahārisi vva jahā.
Ebenso in der Uv. *kālaṃ* p. *Paṇḍa°* π P.

Puṇḍarīka und Kaṇḍarīka (auch Pa° und Ku°) sind die beiden Söhne des Königs von Puṇḍarikiṇī in Mahāvideha. Als ihr Vater Mönch wird, setzt er sie als Nachfolger und Stellvertreter ein. Bald aber folgt Kaṇḍarīka ihm nach. Nach tausend Jahren hat er indessen das Mönchtum satt und wünscht den königlichen Rang wiederzuerlangen, worin sein Bruder ihm willfahrt. Die Veränderung der Kost (die ihn schon zu Anfang seines Mönchslebens niedergeworfen hatte) läßt ihn sofort erkranken. Da sich niemand drängt, ihm, dem Abtrünnigen, zu helfen, entbrennt sein Zorn, und in diesem Zorn stirbt er und fährt in die siebente Höllenregion. Puṇḍarīka dagegen nimmt die von jenem weggelegten Mönchsgeräte an sich; er gelobt zu fasten, bis er Lehrer gefunden, und macht sich auf, sie zu suchen. Nach zwei Tagen trifft er sie endlich (!) und erhält die Weihe. An schwerem Fasten stirbt er bald und geht in Sarvārthasiddha ein. — Dies ist Rāmavijaya's Erzählung. In manchen Punkten anders ist der Hergang in dem älteren Bericht Nāyādh. 1, 19[1].

7, 17 = 92. *jo candaṇeṇa bāhuṃ ālimpai vā 'siṇā vā jo tacche,*
saṃthuṇai jo ya nindai, sama-bhāvo hujja duṇhaṃ pi.
a st. *ya* Hss. *hojja* P. *huttaṃ* (st. *duṇṇaṃ*) π p.

8, 3 = 394. *no dhammassa bhaḍakkā ukkañcaṇa vañcaṇā ya vavahāro.*
nicchammo bho dhammo māyâdī-salla-rahio u.

12 = 292 s. S. 60.

Von den Fällen, in denen unser Text von anderen Verfassern benutzt worden ist, kommen wir zu denen, wo er seinerseits zitiert. Zwischen beiden Möglichkeiten jedoch steht eine Prosastelle inmitten von Prosa. In 5 IV heißt es: *cauvvihā āyariyā bhavanti, taṃ-jahā: nām'āyariyā, ṭhavaṇ'āyariyā, davv'āyariyā, bhāv'āyariyā. tattha ṇaṃ je te bhāv'āyariyā te titthayara-samā c'eva daṭṭhavvā.* Ein nahe verwandter Wortlaut steht in der Aṅgacūliyā,

[1] Vgl. Hüttemann, Die Jñāta-Erzählungen im sechsten Aṅga . . . . 1907. S. 24 f.

einem bisher noch nicht beschriebenen, dem Kanon zugerechneten Text. Wir lesen dort: . . . *te āyariyā. tattha ege* (zu tilgen) *nām' āyariyā, davv' āyariyā, ṭhavaṇ' āyariyā, bhāv' āyariyā. Jambū, je bhāv' āyariyā te titthayara-samā. aha vā tao āyariyā pannattā:* . . . Unser Gefühl spricht dafür, daß die Entlehnung auf seiten des Mahānisiha ist; auch in der Form wirken die beiden Sätze als Fremdstück (s. S. 89). Anderseits steht es fest, daß die Aṅgacūliyā jünger ist als unser Text, da dessen Erzählung von Susaḍha ihr, wie der Hinweis *Susaḍhu vva* zeigt, bekannt ist, ja auch, wie sich aus einem umfänglichen entlehnten Mittelteil ergibt, jünger als der Āyāravihi, der seinerseits dem Mahānisiha im Alter nachsteht (vgl. Verz. II 830 unten). Also einwandfrei ist das Verhältnis beider Werke noch nicht geklärt.

Bei der Feststellung entlehnter Prosa in Prosa kann uns manches entgangen sein; bemerkt haben wir zwei Stellen. Die Mönche, die (5 VIII) den frommen Verrichtungen zuviel Gewicht beilegen, entfernen sich weit von der Lehre des Allwissenden: *Samayasāra-paraṃ savvannu-vayaṇaṃ dūrayareṇaṃ ujjhiyanti, taṃ-jahā: savve jīvā savve pāṇā savve bhūyā savve sattā na ajjāveyavvā na pariyāveyavvā na parighettavvā na virāheyavvā na kilāmeyavvā na uddaveyavvā,* also Āyār'aṅga I 4 Anf.; 17, 18 ff. unserer Ausgabe, mit einigen Ungenauigkeiten. Nach zwei Zwischensätzen schließt die Anführung mit den Worten: *esa dhamme dhuve sāsae nīie samicca logaṃ kheyannūhiṃ paveiyaṃ* (!) *ti*. Die Quelle wird der Samayasāra genannt, während an zwei anderen Stellen der richtige Name Āyār'aṅga vorkommt. Ist es daher auch denkbar, daß *Samayasāra* eine Mißbildung aus den Titeln von Āyār. 4 und 5, Sammatta und Logasāra, wäre, so ist es uns doch wahrscheinlicher, daß der Verfasser wirklich einen Text dieses Namens im Auge hatte, der ja die Āyār.-Stelle enthalten haben kann. Aus ihm, den er übrigens zum Kanon rechnet, zitiert er nämlich noch ein zweites Mal, und ohne daß sich die Worte im Āyār. wiederfänden: (5 III) *evaṃ ca Samae pannatti*(*e* p) *jahā 'je kei sāhū vā sāhuṇī vā rayā-mitteṇâvi asaṃjamam aṇuciṭṭhejjā, se ṇaṃ sārejjā* 3. *se ṇaṃ sārijjante vā vārijjante vā paḍicoijjante vā, je ṇaṃ taṃ vayaṇaṃ avamanniya alasāimāṇe [i] vā abhinivviṭṭhe i vā 'na tahā' tti paḍivajjiya icchaṃ pauñjittāṇaṃ tattha-m-o* (°*ā* π, °*a mā* p) *paḍikkamejjā, se ṇaṃ tassa vesa-ggahaṇaṃ uddālejjā'* (S. 79). *evaṃ tā āgam'utta-nāeṇaṃ* . . . Endlich erinnern wir uns auch an den Hinweis auf den Suminiyasāra und den Samayasāra von seiten eines Späteren (s. S. 5). Die Texte, die in

den uns zur Zeit erreichbaren Handschriften Samayasāra heißen, haben mit der obigen Stelle keinerlei Berührung.

Es folgen die Verszitate.

1, 195 = Dasaveyāliya-S. 8,39.
koho ya māṇo ya aṇiggahīya
māyā ya lobho ya pavaḍḍhamaṇa:
cattāri ee kasiṇā kasāyā
pāyanti salle suduruddhare bahū.

°*hiyā* Hss. *pahū* Hss.

Durch Ersetzung der letzten Zeile wird die Strophe dem Mahānisiha angeglichen.

196 = 8, 38. *uvasameṇa haṇe koham, maṇam maddaviya jiṇe,*
mayam c' ajjava-bhāveṇam, loham saṃtuṭṭhie jiṇe.

°*vayā* p. *saṃtuṭṭhie* st. *saṃtosao* des Dasav. hat auch Śilāṅka in der Sūtrakṛtāṅga-ṭīkā, Ausg. S. 799.

2, 150 = 8, 54. *citta-bhittim na nijjhāe nārim vā su-y-alaṃkiyaṃ;*
bhakkharaṃ piva daṭṭhūṇaṃ diṭṭhiṃ paḍisamāhare.

151 = 55. *hattha-pāya-palicchinnaṃ, kaṇṇa-nās' oṭṭhi-viyappiyaṃ,*
saḍamāṇaṃ kuṭṭha-vāhie
tam iv' itthīyaṃ dūrayareṇaṃ
bambhayārī vivajjae.

150. *bhittaṃ* od. °*nnaṃ* π P. *laddhūṇaṃ* p. 151. *hatthi* π P. *pāyi* π. °*māṇī* Hss. *av'* Hss. Beide Strophen (mit dem Wortlaut des Dasav.) auch bei Jayakīrti, Sīlovaesamālā 72 f., wo überhaupt Str. 69—73 = Dasav. 8, 56. 53. 57. 54. 55.

7, 44b f. = 8, 35. *tā jā jarā na piḍei, vāhi jāva na kei me,*
jāv' indiyā na hāyanti, tāva dhammaṃ carittu haṃ
(niddahami' aireṇa pāvāiṃ . . .).

(3 II) *'se bhayavaṃ jai evaṃ, tā kiṃ pañca-maṅgalassa uvahāṇaṃ kāyavvaṃ?' Goyamā.*

(= 4, 10^a) *paḍhamaṃ naṇaṃ tao dayā.*
dayāe ya . . .

(7 II) *eyârasaraṃhī u, Goyamā, je ṇaṃ bhikkhū Piṇḍesaṇā' bhihieṇaṃ vihiṇā adīṇa-maṇaso*

(= 5, 1, 3 f.) *vajjanto bīya-hariyāiṃ pāṇe ya daga-maṭṭiyaṃ*
ovāyaṃ visamaṃ khāṇuṃ

ranno gaharaiṇaṃ ca saṃkaṭṭhāṇaṃ vivajjanto . . . goyara-cariyāe pāhuḍiyaṃ na paḍiyariyā, tassa ṇaṃ cauttham pāyacchittaṃ uvaisejjā.

khāṇaṃ Hss. *giha*° p.

1, 59 = Paḍikkamaṇa-S. Schluß (Verz. II 741).
khamāvemi ahaṃ savve, savve jīvā khamantu me,
mittī me savva-bhūesu, veraṃ majjha na keṇaī.

Die Strophe des Paḍikk. beginnt *khāmemi savva-jīve,* und so wird sie von Devendra Sūri, Saḍḍhadiṇakicca 295 zitiert (Śrāddhadinakṛtya aur Ātmanindā-bhāvanā, Banāras 1876). Die bei uns folgende Strophe gehört mit der vorstehenden zusammen, wie in 58 *evaṃ ghosejja* und in 61 *evaṃ ghosettu* zeigt; sie ist aber noch nicht zu belegen:

60. *khamāmi ahaṃ pi savvesiṃ sacca-bhāveṇa savvahā*
bhava-bhavesu vi jantūṇaṃ vāyā maṇasā ya kammuṇā.

Der letzte Pāda begegnet noch einmal inmitten von Prosa (2 VII).

1, 35 = Bhadrabāhu, Āvassaga-nijjutti 2, 22 = Jinabhadra Gaṇin, Visesāvassaga-bhāsa[1] 1158.
hayaṃ nāṇaṃ kiyā-hīṇaṃ, hayā annāṇao kiyā:
pāsanto paṅgulo daḍḍho dhāvamāṇo ya andhao.

36 = 23 = 1159. *saṃjoga-siddhīi u, Goyamā, phalaṃ;*
na hu ega-cakkeṇa raho payāi;
andho ya paṅgū ya vaṇe samiccā
te sampauttā nagaraṃ paviṭṭhā.

Die Erzählungen zu diesen beiden Strophen sind von Leumann, Āvaśyaka-Erz. S. 19 wiedergegeben worden.

37 (= 5, 58) = 24 = 1169.
nāṇaṃ payāsayaṃ, sohao tavo, saṃjamo ya gutti-karo:
tiṇhaṃ pi samāoge, Goyama, mokkho, na annahā.

36. *siddhīa* Hss. *siddhīi phalaṃ vayanti* Āv., Vis. 37. °*oge mokkho, n'ekkassa vi abhāve* (*ṇ'eka*° Hss.) 5, 58; °*oge mokkho jiṇa-sāsaṇe bhaṇio* Āv., Vis. °*hā u* p.

[1] Āv.-nijj. nach ms. or. fol. 665, Haribhadra's Ṭīkā, ms. 763. Wir folgen Leumanns Verszählung am Rande dieser letzteren Handschrift. Visesāv. nach der Ausgabe Jinabhadra Gaṇin. Viśeṣāvaśyakabhāṣya (mit Hemacandra's Śiṣyahitā). Benares 2437 (1911) ff. (Śrī-Yaśovijaya-Jainagranthamālā Nr. 25. 27. 28. 31. 33 [noch nicht abgeschlossen].)

3, 3 — Āv.-nijj. 18, 106.

ummāyaṃ va labhejjā rog'āyaṅkaṃ ca pāuṇe diham,
bhaṃsejja saṃjamāo maraṇ'ante vā na yāvi ārāhe.

titthayara-bhāsiyāo bhassai so saṃjamāo vā Āv. Gīti.

(3 III) *tahēva taṃ atthāṇugāmiyaṃ ekkārasa* (!)*-paya-paricchinna-ti-y-ālāvaga-tittis'akkhara-parimāṇaṃ*

3, 15 = 9, 131. *eso pañca-namokkāro savva-pāva-paṇāsaṇo*
maṅgalāṇaṃ ca savvesiṃ paḍhamaṃ havai maṅgalaṃ

iti cūlaṃ ti-chaṭṭha-satt'aṭṭhama-diṇe teṇ'eva kama-vibhāgeṇa āyambilehiṃ ahijje-yavvaṃ.

Im Mahānisiha heißt es:

3, 37. *davva-tthavāo bhāva-tthavaṃ tu. 'davva-thao bahu-guṇo bhavau tamhā':*
abuha-jaṇe buddhī 'yaṃ, chakkāya-hiyaṃ tu, Goyama, aṇuṭṭhe.
38. *akasiṇa-pavittagāṇaṃ virayāvirayāṇa esa khalu jutto;*
je kasiṇa-saṃjama-viū, pupph'ādiyaṃ na kappae tesiṃ (tu).

37. *tthao bahu°* Hss. *jaṇa* π. In *iyaṃ* liegt ein Sanskritismus vor. *Goyamā* Hss. 38. *esa* nämlich *davva-tthao.* Beide Male Gīti.

In der Āv.-nijj. finden wir dagegen:

11, 4. *davva-thao bhāva-thao; 'davva-thao bahu-guṇu' tti buddhi siyā;*
aniuṇa-mai-vayaṇaṃ iṇaṃ, chajjīva-hiyaṃ jiṇā binti.
5. *chajjīva-kāya-saṃjamu davva-thae so virujjhaī kasiṇo,*
to kasiṇa-saṃjama-viū pupph'āiyaṃ na icchanti.
6. *akasiṇa-pavattagāṇaṃ virayāvirayāṇa esa khalu jutto,*
saṃsāra-payaṇu-karaṇe davva-thae kūva-diṭṭhanto.

Hiermit deckt sich die Uvaesamālā Hemacandra's des Älteren[1], auch Puṣpa-mālā genannt[2], Str. 233—235. Die erste Strophe steht auch in Hema-candra's des Jüngeren Yogaśāstra-vṛtti (hrsg. von Vijayadharma Sūri, Bibliotheca Indica, S. 504).

4. Das erste- und zweitemal *tthao* Āv., Uv., Yog. *tthao ya* beide Male Uv., Yog. *guṇo* dieselben. 5. *tthae* Uv. *°jjhai* Uv.-Text-Hs., *°jjhae* Uv.-vṛtti. *samjama* Uv. *yacchanti* Uv.-Text-Hs. 6. *karaṇo* Āv.

[1] Leumann ZDMG 36, 351.

[2] Verz. II 1081 f., außerdem mss. or. fol. 1854. 2329, ersteres eine für uns anonyme Vṛtti, da die Anfangs- und Schlußblätter fehlen.

Mit dem Anfang von 11, 5 der Āv.-nijj., der auch in der Tat nicht ganz befriedigt, haben die anderen Verfasser nichts zu beginnen gewußt und sich auf ihre Weise geholfen. Im Mahānisīha soll *bahu-guṇo* o. ä. ergänzt und übersetzt werden: »[um vieles besser] als die materielle Ehrung (durch Spenden und Zeremonien) ist die Ehrung durch fromme Gesinnung«: *bhāra-tthavaṃ* ist, nach vielen anderen Fällen von Geschlechtswechsel zu schließen (s. S. 94), Nominativ. (Das Gleichnis in Str. 6 setzt das kühle Wasser, das endlich der Lohn des Durstenden ist, nachdem das Graben danach seine Qual noch gesteigert hatte, der Förderung gleich, die der Laie schließlich doch erfährt, wenn auch die Verwendung von Blumen, mit denen er die Heiligen ehrt, eigentlich eine Sünde ist.)

5. 43 = 7, 1. *icchā micchā tahakkāro āvassiyā ya nisīhiyā*
āpucchaṇā ya paḍipucchā chandaṇā ya nimantaṇā
44[a] = 2[a]. *uvasaṃpayā ya kāle: sāmāyārī bhave dasavihā u.*

43. *āucchaṇa* Pp. 44[b] fehlt. Die drei Zeilen im Vis. bei Str. 2040. Ṭhāṇ. 566[a] u. ö.

92 = 12, 86. *ajjiya-lābhe giddhā saeṇa lābheṇa je asaṃtuṭṭhā*
bhikkhāyariyā-bhaggā Anniyauttaṃ virāhenti.

°*puttaṃ* Āv. *girā*° Hss., *varaisanti* Āv.

Die Geschichte von Annikāputra — Rāmavijaya zu Uv. 171 nennt ihn Arṇikāsuta — wird von Hemacandra, Pariśiṣṭaparvan 6, 43ff. ausführlich erzählt. In der Āv.-nijj. dient zur Erläuterung die anschließende Str. 87:

Anniyaputt' āyario bhattaṃ pāṇaṃ ca Pupphacūlāe
uvaṇīyaṃ bhuñjanto teṇ' eva bhaveṇa antakaḍo.

Unser Text übergeht diese Strophe und läßt gleich die eigentlich schildernde folgen:

93 = 88. *gaya-sīsagaṇaṃ ome bhikkhāyariyā-apabbalaṃ theraṃ*
gaṇihinti te na pāve ajjiya-lābhe gavesantā.

ome, durbhikṣe Āv. *aparvalaṃ* Hss., Āv. (*asamastha*, also *aprabala*). *ga*°*ti te na te pāve* Hss., *na gaṇanti sahā ri sahā* Āv. *lābhaṃ* P.

Aus der Schilderung ist aber (durch das Fut.) eine Sentenz geworden.

94 = 82. *ome sisa-parāsaṃ appaḍibandhaṃ ajaṅgamattaṃ ca*
na gaṇejja, ega-khette gaṇejja vāsaṃ niyaya-vāsī.

°*baddhaṃ* Hss. *gaṇanti* zweimal Āv. *khitte* Āv. *ṇivaya* π p, *ṇīya* P.

95 = 92. *ālambaṇāṇa bhaṇio loo jīvassa ajaukāmassa;*
jaṃ jaṃ picchai loe taṃ taṃ ālambaṇaṃ kuṇai.

logo bhaṇio Āv.

8, 12 = 11, 58 = Dharmadāsa, Uvaesamālā 292.

laddhilliyaṃ ca bohiṃ jo nāṇuṭṭhe, aṇāgayaṃ patthe,
bho bho annaṃ bohiṃ lahihī kayareṇa molleṇaṃ?

laddheliyaṃ π P. *ettha* st. *patthe* p. *aṇhaṃ* π P. *kai°* p.

Dharmadāsa hat die Strophe aus der Av.-nijj. entnommen, denn sein Text ist der ihrige. Für sein *lacchisi* steht dort *labbhisi*.

(5 II) *[Sejjaṃbhave]. . . Dasaveyāliyaṃ nāme suyakkhandhaṃ nijjūhejjā. 'se bhayavaṃ, kiṃ paḍucca?' Goyamā,*

Maṇagaṃ paḍucca.

So beginnt Dasaveyāliya-nijjutti 15 = Str. 2, Sthavirāvalī Charita App. S. 36. Unsere Hss. haben *Maṇugaṃ*.

3, 119 = Vavahāra-bhāsa 1, 291[1].

piṇḍassa jā visohi samiīo bhāvaṇā tavo duviho
paḍimā abhiggahā ciya uttara-guṇam o viyāṇāhi.

bhavo st. *tavo* Hss. — Auch bei Śīlāṅka zu Sūyagaḍ'aṅga-nijj. 131 (Ausg. S. 510); Nandi-cuṇṇi S fol. 78ᵃ 3; bei Malayagiri zu Nandi-Sutta Therāv. 4 (Ausg. S. 61); Hemacandra, Yogaśāstravṛtti S. 123.

120 = Piṇḍanijjutti 707.

solasa uggama-dosā, solasa uppāyaṇāya dosā u
dasa esaṇāe dosā, saṃjoyaṇa-m-āiyam c'eva.

Dies stellt die Gliederung der *piṇḍa-visohi* dar. Die Strophen 3, 121 ff. erläutern die genannten vier Gruppen. Es sind

121 f. = Piṇḍanijj. 108 f.

Auch bei Śīlāṅka, Ācārāṅga-ṭīkā, Ausg. II 65; Hemacandra a. a. O. S. 132.

123 f. = 439 f.

Auch bei Śīlāṅka ebd. II 74 f.; Hemacandra ebd. S. 134 f.

125 = 558.

Auch bei Śīlāṅka ebd. II 61; Hemacandra ebd. S. 136 (*maṃkhiya*).

126ᵃ (b fehlt) bei Śīlāṅka ebd. II 75 (bei uns *pañca* st. *c'eva*).

127ᵃ (b fehlt) = Piṇḍanijj. 679ᵃ.

Auch bei Śāntisūri zu Uttarajjh. 16 Einl. 8; 30, 15; Haribhadra zu Dasav.-nijj. 47.

128ᵃ (b fehlt) = 696ᵃ.

Auch bei Śīlāṅka ebd. II 6; Haribhadra ebd. 119 (bei uns *ti nāyavvaṃ* st. *tu ṇeyavvaṃ* u. *muṇe°* der Piṇḍanijj., *vijāṇehi* bei Śīl.).

---

[1] Die Stellen für 3, 119—131 hat uns Professor Leumann freundlichst mitgeteilt.

129—131 = 699—701 = Ohanijjutti 883—885.

129 = 5, 33. Auch bei Śīlāṅka a. a. O. II 4: Haribhadra ebd. 120; Harṣakula, Sūtrakṛtāṅga-dīpikā, Ausg. S. 660. 131. Bei uns *iriyaṃ pi na sāhissaṃ.*

Die bisher gegebenen Strophen sind nicht als Zitate bezeichnet, aber als solche nachzuweisen. Umgekehrt finden sich Stellen, deren besonderer Ursprung angedeutet wird, die wir aber nicht belegen können. An die Arahantacariyā (S. 45), den Suminiya- und den Samayasāra (S. 55) sei im Vorübergehen erinnert. Die einzige Strophe, bei der die Herkunft genau angegeben wird, ist ein Selbstzitat unseres Textes (5 VII). Kuvalayappabha stockt in der Darlegung, als er bei dem 5. Kapitel des Mahānisīha angelangt ist, wo es angeblich heißt:

5, 123. *jatth' itthī-kara-pharisaṃ antariyaṃ kāraṇe vi uppanne*
arahā vi karejja sayaṃ, taṃ gacchaṃ mūlaguṇa-mukkaṃ.

mokaṃ π. *mokkaṃ* P. *mekkaṃ* p.

So steht diese Strophe indessen nicht im Vorhergehenden. Dort finden wir vielmehr:

5, 65 (= Gacchāyāra 83).
jatth' itthī-kara-pharisaṃ antariyaṃ kāraṇe vi uppanne
diṭṭhīvisa ditt'aggī visaṃ va vajjijjai, sa gaccho.

66 (= 85).
jatth' itthī-kara-pharisaṃ liṅgī arahā vi sayaṃ avi karejjā,
taṃ nicchayao, Goyama, jāṇejjā mūlaguṇa-bāhaṃ.

65. *jattha tthī* p. °*jjae gaccho* Gacch. 66. *bāho* π, *vāha* P, *vāhā* p, *bhaṭṭhaṃ* Gacch.

Die Einführung als Zitat findet in folgenden Fällen statt:

(5 III) *esa uṇa titthayar'āeso jahā*

5, 122. *appa-hiyaṃ kāyavvaṃ; jai sakkā, para-hiyaṃ ca payarejjā;*
attahiya-parahiyāṇaṃ att'aṭṭhiyaṃ c'eva kāyavvaṃ.

(5 VII) *jao*[1] 126. *āme ghaḍe nihittaṃ jahā jalaṃ taṃ ghaḍaṃ viṇāsei*
iya siddhanta-rahassaṃ app'āhāraṃ viṇāsei.

Auch bei Hemacandra, Uvaesamālā 27; Munisundara Sūri, Upadeśaratnākara 1 (Bhavnagar 1964), Bl. 13ᵃ.

---

[1] Die folgende Strophe ist, wie man sieht, in späteren Texten nachweisbar, die sie nicht aus dem Mahānisīha bezogen haben dürften. Die Einführung durch *jao* allein würde uns nicht genügen, weshalb wir die auf gleiche Weise eingeleiteten Ślokas 8, 20—25 in 8 VIII einstweilen nicht als Zitat ansehen.

(6 VI) *jeṇaṃ tu erisam̱ āgame paḍhijjai. taṃ-jahā:*

6, 207. *ko dei, kassa dejjai, vihiyaṃ ko harai, hīrae kassa:*
sayam̱ appaṇā viḍhattaṃ alliyai suhaṃ pi dukkhaṃ pi.

Leider sind wir nicht so glücklich, diese Strophen anderwärts nachweisen zu können, und dies gilt auch von einer Reihe von Fällen, wo die Einführung als Zitat zwar fehlt, man über diese Eigenschaft der Strophe aber nicht im Zweifel sein kann. Mit dieser Annahme ist eine gewisse Vorsicht geboten. Ein Blick in die Literatur, z. B. in Haribhadra's Samarāiccakahā, zeigt, wie behende der Erzähler aus der freien in die gebundene Form übergeht. Die Verse in den Geschichten von Sumai und Nāila sowie Susaḍha sind daher als ursprünglich anzusehen. Vollständige Strophen, die in Erzählungen vorkommen, erscheinen uns als Zeugnisse der Gewandtheit des Verfassers, Bruchstücke dagegen als bewußte oder unbewußte Erinnerungen, wie es Dasav. 5, 1, 3 f. (S. 56) eine war. Der Befund ist folgender:

(2 VII) *jai kaha vi tuḍi-tihāe ṇaṃ maṇasā samayam̱ ekkaṃ abhilase, tahā vi bīya-samae maṇaṃ saṃnirumbhiya attāṇaṃ nindejjā garahejjā,*
na puṇo bieṇa taj-jamme itthiyaṃ maṇasā vi u abhilasejjā.

(3 III) *Goyamā, imāe vihie pañca-maṅgalassa ṇaṃ viṇaövahāṇaṃ kāyavvaṃ, taṃ-jahā:*

supasatthe (c'eva) sohaṇe [diṇe]
tihi-karaṇa-muhutta-nakkhatta-joga-lagga-sasī-bale
vippamukka-jāy'āimay'āsaṅkeṇa saṃjāya- . . . suh'ajjhavasāya-bhattīe . . . iṇamo . . . paḍham'ajjhayaṇaṃ ahijjeyavvaṃ.

(3 XI) *evaṃ . . . cīvandaṇā-vihāṇaṃ ahijjittāṇaṃ tao*
supasatthe sohaṇe [diṇe]
tihi-karaṇa-muhutta-nakkhatta-joga-lagga-sasī-bale
jahā-sattīe jaga-gurūṇaṃ saṃpāiya-pūo'vayāreṇaṃ paḍilāhiya . . . paḍhamaṃ ceie vandeyavve.

jogga Hss.

Beide Ergänzungen nach

1, 40. *sallam̱ uddhariukāmeṇaṃ supasatthe sohaṇe diṇe*
tihi-karaṇa-muhutta-nakkhatta-joga-lagga-sasī-bale
41. *kāyavv' āyambila-kkhamaṇaṃ . . .*

nakkhatte joge lagge Hss.

Diese Worte werden hier wohl schon selbst entlehnt sein. Man liest in Haribhadra's Samarāiccakahā 11, 2: *pasatthe tihi-karaṇa-muhutta-joga-lagge dinnā se tārasa-dikkhā*, ähnlich 181, 18; 192, 18; 400, 18, was anzeigt, daß dergleichen Wendungen geläufig waren.

(3 XIII) *'se bhayavaṃ, jai evaṃ* (näml. *bhāsāe vi bhāsiyāe kusīlattaṃ bhavai*), *tā dhamma-desaṇaṃ na kāyavvaṃ?' Goyamā,*

sāvajjaṇa-vajjāṇaṃ vayaṇāṇaṃ jo na jāṇai visesaṃ
vuttaṃ pi tassa na khamaṃ, kim̱ aṅga puṇa desaṇaṃ kāuṃ?

(4 I) *evaṃ saṃsaggeṇaṃ kayāi amhāṇaṃ pi caraṇa-karaṇesuṃ siḍhilattaṃ bhavejjā, jeṇaṃ*

puṇo-puṇo āhiṇḍemo ghoraṃ bhava-paraṃparaṃ.

jīṇaṃ P.

(5 II) *tahā ṇaṃ, Goyamā, aihae ṇaṃ evaṃ cintejjā (evaṃ) se ṇaṃ Sejjaṃbhave jahā*

aṇanta-pāraṃ bahu jāṇiyavvaṃ,
appo ya kālo bahule ya vi jāya-sāra-bhūyaṃ;
taṃ giṇhiyavvaṃ
haṃso jahā khīram̱ iv' ambu-mīsaṃ.

aisaeṇaṃ e° p. *ya* fehlt in π P. *viyaja* p, *viyejaṃ* P.

Vgl. Indische Sprüche², Nr. 243. 245.

(5 IV) *to ṇaṃ niyaya-duccariyaṃ jahāvattaṃ sa-para-sīsagaṇāṇaṃ pakkhāriya jahā 'duranta-panta-*

lakkhaṇe adaṭṭhavve
maha-pāvakamma-kārī sammagga-paṇāsao ahayaṃ'

ti evaṃ ninditta ... pāyacchittam̱ aṇucarejjā.

te ṇaṃ aya-du° π P. *mahā* Hss.

(5 VIII) *tao puṇo vi suiraṃ paritappiūṇaṃ, Goyamā, annaṃ parihāragam̱ alabhamāṇeṇaṃ*

aṅgīkāūṇa dīha-saṃsāraṃ

bhaṇiyaṃ (ca) sāvajj'āyarieṇaṃ jahā ṇaṃ 'ussaggâvavāehiṃ āgamo ṭhio. tubbhe na yāṇah' eyaṃ.

eganto micchattaṃ, jiṇāṇam̱ āṇā aṇegantā'.

Die Worte *ussa°* usw. scheinen gleichfalls irgendwie metrisch zu sein: zulässig ist. *ussagg'ava°* zu lesen. *na yāṇahevaṃ* π p. Die angeführte Rede erscheint in der Diskussion (5 IX) noch einmal: *jiṇāṇa āṇā aṇeganto* Hss.

Waren die vorstehenden Stellen unserer Anschauung nach metrische Zitate oder Anklänge innerhalb von Prosa, so dürfen endlich solche auch inmitten der umgebenden Strophen angenommen werden. Anderer Herkunft verdächtig sind uns nämlich solche Partien, wo ein vom Hauptbestande des Abschnittes abweichendes Versmaß auftritt und der Inhalt etwas Neues in geschlossener Form bringt. Da diese Gesichtspunkte aber nur im Zusammenhang des Textes erörtert werden können, sehen wir davon ab, jene Strophen anderer Gestalt hier sämtlich vorzuführen, und beschränken uns auf zwei hervorstechende Fälle. Der erste ist ein Gedanke in Āryā inmitten einer Erzählung (6 I) in Śloka:

6, 32. *ālāvāo paṇao, paṇayāu ratī, ratīe vīsambho,*
vīsambhāo neho : pañcaviham vaṭṭae pemmaṃ.

Der zweite ist eine Strophe in Sragdharā, die einzige ihrer Art, inmitten der Ślokas des 1. Kapitels. Voran geht ihr eine Āryā, die auch Dharmadāsa kennt (s. S. 51).

1, 11. *att' attīyā samiccā sayala-pāṇiṇo kappayant' appaṇ' appaṃ,*
duṭṭhaṃ vai-kāya-ceṭṭhaṃ maṇasiya-kalusaṃ jaṃ jayante carante;
niddosaṃ taṃ ca siddhe vavagaya-kaluse pakkhavāyaṃ vimuccā
vikkhant', accanta-pāve kalusiya-hiyayaṃ dosa-jālehi naṭṭhaṃ.

Metrisch unrichtig: a. *pā* statt ◡◡, b. *vai* statt — (Skt. *vāk*). a. *°ṇā* = P. *kappahaṃt'* P. b. *jaṃ* fehlt P. *juyaṃte* P. c. *taṃ* näml. *pakkhavāyaṃ*. *siddhe v.-kaluse* ist Nom. Plur. (S. 88). d. desgl. *a.-pāve*; zu erg. *vikkhanti*. Gleichwohl bleiben Schwierigkeiten der Übersetzung.

Es wird ohne Zweifel noch gelingen, die eben wiedergegebenen fremden Bestandteile nachzuweisen, wodurch für die zeitliche Bestimmung des Mahānisīha — dies ist ja der Zweck unserer Darbietungen — weitere Grundlagen gewonnen sein werden.

5.

Dogmatik.

Die in dieser Richtung erreichten Ergebnisse werden vervollständigt, wenn wir das Bild des Mahānisīha noch von anderen Seiten her, von der dogmatischen, disziplinarischen und sprachlichen, betrachten. Unser Text ist reich an Hinweisen auf die Zahlenlehre der Begriffe und stellt sie auch selbst dar. Im allgemeinen entspricht das Vorgetragene dem, was aus

dem Kanon und den sich ihm anschließenden Werken bekannt ist, und wir können es übergehen. Manches aber weicht vom Hergebrachten ab, ist überhaupt neu oder verdient aus anderem Grunde vorgeführt zu werden.

2, 3. *asannī duvihe nee: viyal' indie eg' indie;*
viyale kimi kunthu macch' ādī, puḍhav' ādī eg' indie.
4. *pasu pakkhī migā sannī neraiyā maṇuyā 'marā.*

3. *macchiy' ādī* π. 4. *narā* Hss.

Die erste Strophe ist nicht genau gefaßt, da es auch fünfsinnige Wesen, also nicht *viyal' indiya*, gibt, denen der »innere Sinn« fehlt, vgl. Pannavaṇā 31.

Nach 2, 19—27 ist das Leiden (*dukkha*) zweifach: körperlich und geistig. Es verteilt sich folgendermaßen:

A. Das Leiden des Körpers ist
1. »schlimm«: bei den Menschen (Dauer: ein *muhutta*),
2. »schlimmer«: bei den Tieren (Dauer: drei *samaya*),
3. »am schlimmsten«: bei den Höllenwesen (Dauer: lebenslänglich).

B. Das Leiden des Geistes ist
1. [im Verhältnis] gering —
a) ganz wenig: bei den durch Koagulation entstandenen menschlichen Wesen (solche leben nicht länger als einen *muhutta*, Pannav. 55[b]),
b) stärker: bei den Göttern (insofern sie wissen, daß ihre Herrlichkeit nicht ewig ist), und zwar
α) zeitweilig: bei den höheren Göttern (zur Zeit des Scheidens),
β) von Anfang an: bei den niederen Göttern (diese *ābhiogiyā devā* rechnen zur Oberwelt, nicht zur Überwelt).
2. [im Verhältnis] mäßig: bei den [höheren] Tieren und den durch Zeugung entstandenen Menschen,
3. [im Verhältnis] am größten: bei denselben letzteren und bei den Höllenwesen.

Nach A 1—3 wäre die Dauer eines *samaya*, Zeitatoms (Jacobi), länger als die eines *muhutta*! Das Richtige steht jedoch 2, 137.

(7 V) *Goyamā ṇaṃ, cauvvihaṃ āloyaṇaṃ vinda, taṃ-jahā: nām' āloyaṇaṃ, ṭhavaṇâ°, davv' ā°, bhāv' ā°. ee cauro vi pae aṇegahā vi ujjoijjanti. tattha tāva samāseṇaṃ nām' āloyaṇaṃ nāma-metteṇaṃ, ṭhavaṇâ° potthay' āisuṃ ālihiyaṃ, davv' ā° nāma āloettāṇaṃ asaddha-bhāvattāe jaho' vaiṭṭhaṃ pāyacchittaṃ nāṇucitthe. bhāv' ā°* endlich ist die Beichte in frommer Gesinnung und Fügsamkeit.

5 *loga-pāla* kennen die Strophen 1, 189f.; 7, 27. Diese Zahl ist mit der hergebrachten von 4 Welthütern unvereinbar, da für jede Hauptrichtung einer bestellt ist.

(2 VII) *chavvihe purise nee, tam-jahā: ahamâhame, ahame, vimajjhime, uttame, uttam'uttame, savv'uttame.* Dies sind sechs Stufen des geschlechtlichen Empfindens beim Manne. 1. Der *savv'uttama* begehrt niemals, 2. der *uttam'-uttama* einen *samaya* lang während seines ganzen Lebens; im nächsten *samaya* schon schämt er sich dessen. 3. Der *uttama* begehrt eine fremde Frau ein kleines Weilchen (*jām' addha-jāmaṃ vā*), ohne daß es zum Verkehr kommt. Mit seiner eigenen Frau ist er nicht enthaltsam, doch begehrt er sie nicht stark. 4. Der *vimajjhima* verkehrt nur mit seinem Weibe. 5. Der *ahama* begehrt beständig die eigene Frau und andere Frauen, doch verkehrt er nicht mit Nonnen und Laienfrauen. 6. Der *ahamâhama* tut auch dies noch, er begehrt überhaupt beständig alle Frauen in Gedanken, Worten und Werken. Jener kann nach unmeßbarer Zeit zur Erlösung kommen, dieser niemals.

(7 II) *sattaṇhaṃ kāraṇa-jāyāṇaṃ asaī vasahīe bāhiṃ niggacche, gacchabajjhe* (S. 82). Welches diese sieben Anlässe sind, war bisher nicht festzustellen.

(3 XIII) *bhāvaṇāo duvālasa, taṃ-jahā: aniccatta-bhāvaṇā, asaraṇa-bh., egatta-bh., ann'anna-bh., vivitta-saṃsāra-bh., kamm'āsava-bh., saṃvara-bh., viṇijjara-bh., logavitthara-bh., 'dhammaṃ su-y-akkhāyaṃ su-pannattaṃ, titthayarehiṃ tatta-cintā'-bh., 'bohı sudullahā jamm'antara-koḍīhi vi' tti bh.*

(2 VIII) *sāhūṇaṃ mahā'ṇubhāgāṇaṃ aṭṭhārasa parihāra-ṭṭhāṇāiṃ vāgarijjanti.* Entweder die 18 *pāva-ṭṭhāṇa: pāṇâivāya, aliya, adatta, mehuṇa, pariggaha, rāī-bhatta; koha, māṇa, māyā, loha; rāga, dosa, kalaha, abbhakkhāṇa, pesunna, para-parivāya, māyā-mosa, micchādaṃsaṇa-salla* (ohne die Gesamtbezeichnung stehen diese Uvav. § 56) — oder die 18 *dosa: annāṇa, koha, maya, māṇa, loha, māyā; raī, araī, niddā, soya; aliya-vayaṇa, coriyā, macchara; bhaya, pāṇi-vaha, pema, kīlā, pasaṅga, hāsa* (Nemicandra's Pavayaṇasāroddhāra 1365 —1367; 457 f.). In jedem Fall ist der Ausdruck des Mahānisīha ungenau.

3, 80. *[Mahāvīreṇaṃ] titthayara-nāmakammaṃ jaha baddhaṃ egavīsa-ṭhāṇesu.* Es ist nicht zu sagen, in welchen 21 Fällen Mahāvīra dasjenige Karman gebunden hat, das ihm zur Existenz als Tīrthakara verhilft.

(8 VI) *bāvīsa-parīsahôvasaggâhiyāsaṇā:* Uttarajjh. 2 = Samav. 63ᵃ. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß diese beiden klassischen Stellen nur von 22 *parīsaha* sprechen. Von ihnen werden die *uvasagga* durchaus unterschieden, wie Ṭhāṇ. 332ᵃ zeigt; dem Śīlāṅka zu Sūyag. I 16, 4 entspricht: (*saṃvidhuṇiya*) *parīsahôvasagge dvāviṃśati pariṣahān tathā divy'ādikān upasargān.*

Es geht also nicht an, hier von *parīsaha* und *uvasagga* zu sprechen. — 3, 13 *sabale bāvīsavihe*. Auch hier ist Anstoß zu nehmen, denn der Kanon kennt nur 21 Vergehen dieser Gattung. Sie stehen Dasā 2 und danach Samav. 60[a].

(4 III) *[Nāiləṇaṃ] bāvīsaya-dhammatitthayara-Ariṭṭhanemi-nāmassa sayāse . . . gaeṇaṃ Āyār'aṅgaṃ . . . pannavijjamāṇaṃ samavadhāriyaṃ, tattha ca chattīsa āyāre pannavijjanti*. Es sind nämlich der *nāṇa-, daṃsaṇa-* und *cāritt'āyāra* je 8fach; der *tav'āyāra* 12fach; die Einzelheiten s. in Śīlāṅka's Ācārāṅga-ṭīkā I S. 5 unten. Der *vīriy'āyāra* ist die energische Anwendung dieser 36 Arten. Insofern, als nach der Āyār'aṅga-nijjutti (Str. 5) der *bhāv'āyāra* im Text behandelt wird, der eben jene fünffache Gliederung aufweist, kann man allerdings sagen, daß im ersten Aṅga die 36 Arten des guten Wandels vorgetragen werden. Der Ausdruck des Mahānisīha beruht daher wahrscheinlich auf der angegebenen Einteilung.

(3 XIII) *'se bhayavaṃ, kayare te apasatthe ti-satthī cakkhu-bhee?' Goyamā, ime, taṃ-jahā: satthū* (?) *kaḍakkhā, tārā, madā, madālasā* (5), *vaṅkā, vivaṅkā, kuḍilā, addh'ikkhiyā, kāṇ'ikkhiyā* (10), *bhāmiyā, ubbhāmiyā, caliyā, valiyā, calavaliyā* (15), *addh'ummilā, milimilā; māṇusā, pāsavā, pakkhā* (20), *sarisivā; asantā, apasantā, atthirā, bahu-vigārā* (25); *sāṇurāgā, rog'uīraṇī, roga-jannā, may'uppāyaṇī, mayaṇī* (30), *mohaṇī, vimohiṇī, bha-uīraṇī, bhaya-jannā, bhayaṃkarī* (35), *hiyaya-bheiṇī, saṃsayāvaharaṇī, citta-camakkār'uppāyaṇī; nibaddhā, anibaddhā* (40), *gayā, āgayā, gay'āgayā, gaya-paccāgayā; niddhāḍaṇī* (45), *ahilasaṇī; araikarā, raikarā; dīṇā, dayāvaṇā* (50); *sūrā, dhīrā; haṇaṇī, māraṇī, saṃtāvaṇī* (55), *tāvaṇī; kuddhā, pakuddhā; ghorā, mahāghorā* (60), *caṇḍā, ruddā, suruddā, hāhābhūya-saraṇā, rukkhā* (65), *saṇiddhā, rukkha-saṇiddha tti*.

1. *saddhū* π P. 4. 5. *maṃdā°* p. 8. *kusīlā* Hss. 9. *addha°, aṭṭha°* π P. 10. *sāṇurāgā* p. 13. 15. *ce°* π. 16. *āḍu°* π p, *aṭṭhu°* P *°llā* Hss. 27. *rogāī°* Hss., *°ṇā* π. 32. *vaṃmo°* Pp. 36. *bheyaṇī* P. 38. *camak(k)u°* Hss. 51. *sudhā* p. 64. *°bhūyaraṇā* π P.

Dies sind die 63 — in Wirklichkeit, wie man sieht, diese Zahl übersteigenden — Arten des weltlich gerichteten Blicks, der einem Frommen nicht ziemt. Sie bilden einen Teil des angeblich in zweihundertfach verschiedenen Fällen tadelswerten Mönches, der gleich dargestellt werden soll. Es berührt sich hiermit die Strophe

5, 82. *jattha ya tisaṭṭhi-bheyaṃ cakkhū-rāg'agg'udīraṇiṃ sāhuṃ*
ajjāo nirikkhejjā, taṃ, Goyama, kerisaṃ gacchaṃ?

aggī-dī° p. *sāhū* Hss.

Desgleichen die Worte: (S V) *cakkhu-kusīlo ti-saṭṭhīe thāṇ'antarehiṃ* (s. S. 29). An unserer Stelle bedürfen mehrere Wörter der Aufklärung und auch Berichtigung. Die Herkunft der weiblichen Form wird auch durch das, was folgt, nämlich, ein Bild der reizvollen und geschmückten Frau, die alles Unheils Ursprung ist, nicht deutlich.

3, 13. *kusīle tāra dussayahā.* So im Gegensatz zu Āv.-nijj. 12, 15 ff., wo der *kusīla* nur als dreifach gilt: *nāṇa-, daṃsaṇa-, caritta-k.* Die Einteilung ist wie folgt:

- A. *parampara*
    - 1. *sannaddha-guru-p.*
    - 2. *ega-bi-ti-guru-p.*
- B. *aparampara*
    - 1. *āgamao*
    - 2. *no āgamao*
        - I. *nāṇa*
            - a) *pasatthâpasattha*
                - α) *āgamao*
                    - 5 Arten
                - β) *no āgamao*
                    - *aṇegahā*
            - b) *apasattha*
                - 29 Arten
            - c) *supasattha*
                - α) *āgamao*
                - β) *no āgamao*
                    - 8 Arten
        - II. *daṃsaṇa*
            - a) *āgamao*
                - 8 Arten
            - b) *no āgamao*
                - α) *cakkhu*
                    - 1. *pasattha*
                    - 2. *pasatthâpasattha*
                    - 3. *apasattha*
                        - 63 Arten (s. eben)
                - β) *ghāṇa*
                - γ) *savaṇa*
                    - 1. *apasattha*
                    - 2. *pasattha*
                - δ) *jibbhā*
                    - *aṇegahā*
                - ε) *sarīra*
                    - 1. *ceṭṭhā*
                    - 2. *vibhūsā*
        - III. *cāritta*
            - a) *mūla-guṇa*
                - 5 *mahavvaya*, 1 *rāībhoyaṇa*
            - b) *uttara-guṇa*
                - α) *piṇḍa-visohi*
                    - 1. 16 *uggama-dosa*
                    - 2. 16 *uppāyaṇa-dosa*
                    - 3. 10 *esaṇā-dosa*
                    - 4. 5 *saṃjoyaṇa-m-āi*
                - β) 5 *samii*
                - γ) 12 *bhāvaṇā*
                - δ) 12 *paḍimā*
                - ε) 4 *abhiggaha*
        - IV. *tava*
            - a) *bajjha*
                - 6 Arten
            - b) *abbhintara*
                - 6 Arten
        - V. *vīriya*

Auf die Zahl 200 ist kein besonderes Gewicht gelegt; sie scheint nur annähernd gemeint zu sein, macht doch schon das Wort *aṇegahā* die genaue Zählung im Schema unmöglich. Gegen das Ende tritt etwas Verwirrung ein, indem III b δ, ε erst nach IV b erscheinen, und mit V eilt der Verfasser zum Schlusse, ohne Unterarten aufzustellen, wie er denn auch

die folgenden *osanna* usw. ganz summarisch behandelt (s. S. 5). Von den einzelnen Arten seien noch angeführt: I a α) *vihaṅga-nāṇī pannaviya-pasatthā-pasattha-payatthajāla-ahijjaṇa-kusīla;* β) *pasatthāpasattha-parapāsaṇḍass' atthajālā-hijjaṇa-ajjhāvaṇa-vāyaṇāe paṭṭhaṇa-kusīla;* aus b die Erwerbung geheimer Kenntnisse, das Studium der Astronomie, der Anatomie (*puris' itthī-lakkhaṇa-pauñjaṇ' ajjhāvaṇa*), der Erotik, der Bogenkunde, der Musik, der Taschenspielerei (*kuhag' indajāla-sattha*), des Malens (*ālekkha-vijjā*) und des Schreibens (*lipikamma* [Hss. *lippak.*]-*vijjā*). Es handelt sich, das ist festzuhalten, nicht um den Besitz, sondern um die Aneignung dieser Wissenszweige. So wird auch unter II b γ das Anhören eines Vortrags über Musik- und Schauspieltheorie, Bogenkunde, Elefantenzähmung und Erotik untersagt.

5, 70. *duddhara-bambhavvaya-pālaṇ' aṭṭha ajjāṇa cavala-cittāṇaṃ*
satta sahassā p a r i h ā r a - ṭ h ā ṇ a jatth' atthi, taṃ gacchaṃ.
vi vor *ja°* Hss.

Diese 7000 Fälle sind uns ebenso unbekannt wie die nächste Zahl und mehrere der folgenden.

(3 VI) *aṭṭha-lakkhaṇa-sahassa-maṇḍiya-j a g a.*

Die *aṭṭhārasa s ī l' a ṅ g a-sahassāiṃ* bilden die im Mahānisīha wohl am häufigsten (16 mal) vorkommende Begriffzahl. Die Zahl 18000 ergibt sich für die Gliederung der gelebten Frömmigkeit auf folgende Weise. Die zehn Eigenschaften, die einen guten Mönch ausmachen (Samav. 26ᵃ), kommen mit Bezug auf die fünf einsinnigen, die zwei- bis fünfsinnigen Wesen und das Leblose, also abermals zehnfach, zur Geltung, und zwar unter Anwendung der fünf Sinne und unter Bändigung der vier Triebe Ernährung, Furcht, Geschlechtlichkeit und Besitzesfreude (Pannav. 8). Die Betätigung erfolgt durch eine der drei wirksamen Kräfte Geist, Stimme und Körper, und sie wird ausgeführt durch den Mönch selbst, in seinem Auftrag oder mit seiner Billigung, also wiederum auf drei Arten. Die genannten Zahlen haben miteinander das obige Ergebnis. Vgl. Nemicandra's Pavayaṇasāroddhāra, Str. 846—853, die vom Erklärer hinzugefügte Übersicht auch in der Ausgabe von Devendra Sūri's Dhammarayaṇa-payaraṇa (Dharmaratnaprakaraṇa, Pālitāṇā 1906), Bh. 3, 197. Am frühesten finden sich die 18000 *sīl'-aṅga* wohl gegen Ende des Paḍikkamaṇa-Sutta (Verz. II 741). Später erwähnt sie auch Haribhadra in der Samarāiccakahā, S. 34, 4; 54, 3; 162, 7; 394, 18.

(5 IV) *sāhu-sāhuṇīṇaṃ sattāvīsaṃ sahassāiṃ t h a ṇ ḍ i l ā ṇ a ṃ savva-daṃsīhiṃ pannattāiṃ.*

(2 IX) *jāsiṃ ca ṇaṃ [itthīṇaṃ] abhilasiukāme purise, tajjoṇi*-sammucchima-pañcendiyāṇaṃ ekka-pasaṅgeṇa c'eva navaṇhaṃ saya-sahassāṇaṃ niyamā uddavage bhavejjā.* Diese Anschauung wird ausgeführt in den Strophen

6, 101. *tie pañcendiyā jīvā joṇī-majjha-nivāsiṇo*
sāmannaṃ nava lakkhāiṃ; savve pāsanti kevalī.
102. *kevala-nāṇissa te gammā, no akevalī tāiṃ pāsaī,*
ohi-nāṇī viyāṇ' ee, no pāse maṇapajjavī.
103. *te purisā saṃghaṭṭantī kolhagammi tile jahā,*
savves' uttarāvei ratt' ummattā ah' annayā.
104. *cakkamanti ya gāḍhāiṃ, kāiyaṃ vosiranti yā,*
vāvāijjāi do tiṇṇi, sesāiṃ pariyāvaī.

*°*ṇiṃ* Hss. 101. *tie* fehlt in πP. 102. *nāṇassa* Hss. *ṇe* st. *ṇo* πP. *ke°* P. *ohī* πP. *māṇa°* p, *maṇu°* πP. 103. *geṇhagaṃmi tilabhe ja°* p, *kolhagāmi* P. °*su sūrā°* p. °*su pūrā°* πP, in π nachträgl. *tta* über *pū*. *ralumma hanniya* p. 104. *caukka°* π. °*jjāiṃ* Hss. (s. S. 90).

Dies entspricht Pannav. 55[b], wonach in allen Ausscheidungen des Menschen fünfsinnige Wesen seiner Art durch Selbstzeugung entstehen, deren Lebensdauer einen *muhutta* nicht überschreitet. Ihre bestimmte Anzahl ist augenscheinlich die Erfindung unseres Textes. Eine entfernte, doch unrichtige Kenntnis hiervon hat Virchand R. Gandhi, The Karma Philosophy, S. 145, wenn er die 900000 Wesen beim Geschlechtsverkehr entstehen und sofort wieder getötet werden läßt. Wir werden noch sehen, daß jene Anschauung vom Mahānisīha in besonderer Weise benutzt wird.

culasii joṇi-lakkha. 8400000 Ursprungsstätten von Wesen gewinnt man aus folgender Addition: Erd-, Wasser-, Feuer- und Windwesen viermal 7, Pflanzen 24, zwei- bis viersinnige Wesen dreimal 2, Höllenwesen, fünfsinnige Tiere und Götter dreimal 4, Menschen 14 Hunderttausende (vgl. Pavay. 982f.). Die Gesamtzahl ist ein mehrfach erscheinender Ausdruck für das unaufhörliche Wandern von Dasein zu Dasein.

1, 208. *bhaṇḍôvagaraṇa-pāṇa-m-āhāraṃ nava-koḍīhiṃ asuddhaṃ.* Eine Phantasiezahl, die Haribhadra gleichfalls kennt (Samarāicc. 156, 6; 158, 13).

5, 17. *etthaṃ c'āyariyāṇaṃ paṇa-pannaṃ honti koḍi-lakkhāo,*
koḍi-sahasse koḍī-sae ya taha ettie c'eva.
18. *etesiṃ majjhāo ege nivvuḍai guṇagaṇ'āiṇṇe*
savv'uttama-bhaṅgeṇaṃ titthayarassāṇusarisa-gurū.

Die allerbesten Lehrer ragen also aus einer Masse von

$$
\begin{array}{r}
55\,000\,000\,000\,000 \\
+\quad 550\,000\,000\,000 \\
+\quad 55\,000\,000\,000 \\
+\quad 5\,500\,000\,000
\end{array}
$$

Amtsgenossen heraus.

Das Vorstehende zeigt zunächst, daß mit den hergebrachten Begriffzahlen Übereinstimmung zwar größtenteils, doch keineswegs immer vorhanden ist. Bei den *asanni, loga-pāla, parihāra-ṭṭhāṇa, parisahôvasagga, sabala,* überall fehlt die Genauigkeit oder ist ein Widerspruch zu den geläufigen Anschauungen zu bemerken. Es scheint dies nicht auf Absicht, sondern auf Unsicherheit in der Kenntnis der Überlieferung zu beruhen. Zwar sind die Abweichungen jede für sich unbedeutend, in ihrer Häufung aber geben sie zu denken. Hinzu kommt die dem Text selbst nicht gerecht werdende Angabe (4 I), das Āyār'aṅga lehre die 36 *āyāra*; auch sei an das ungenaue Zitat daraus erinnert (S. 55). Ariṭṭhaṇemi gilt (4 I) als *maragaya-cchavi* statt als *kālaga-cchavi*, wie Uttarajjh. 22, 5[1]. Anderes bleibe dahingestellt: so, ob die Weissagung auf die Zeit des Duppasaha (S. 42f.) mit den abweichenden Namen eine andere Überlieferung darstellt oder nur eine Ungenauigkeit vorliegt. Das Auftreten des Sirippabha, der bisher nicht bekannt ist, spricht mehr für das erstere. Ferner wurden von den »zehn merkwürdigen Ereignissen«, die oben angeführt wurden (S. 39), fünf in die Lebenszeit Mahāvīra's, eines 24. Tīrthakaras, verlegt. Dhammasiri (5 VII) nimmt in seiner Reihe dieselbe Stelle ein, es wäre also zu erwarten, daß ihm ebenfalls fünf Ereignisse gehörten; es sind aber vielmehr sieben. Es ist auch hier nicht zu entscheiden, ob wir eine bewußte oder eine unfreiwillige Abweichung vor uns haben.

Von denjenigen Ansetzungen, die anderwärts bis jetzt nicht nachzuweisen sind, ist anzunehmen, daß nicht nur die, bei denen eine genaue Gliederung stattfindet, dem Mahānisīha eigentümlich sind, sondern auch die, welche Zahlen von ungewöhnlicher Größe enthalten, ohne sie durch eine Unterteilung aufzulösen. Die 55 Billionen von Lehrern stehen hier an der Spitze. Einen Hang zum Ungeheuerlichen in den Zahlen, wie er

[1] Smaragdfarben heißt er auch im Ariṭṭhaṇemicariya (Charpentier ZDMG 64, 408).

sich auch in der Anwendung der Idee von den nacheinander ablaufenden Tirthakara-Reihen ausspricht (S. 8), werden wir noch bemerken, wenn wir die Disziplin des Mahānisīha ins Auge fassen[1].

Auch außerhalb der Zahlentheorie (um dies Wort hier anzuwenden) lassen sich einige eigentümliche Anschauungen feststellen, die wir kurz vorführen, soweit sie nicht schon in der Inhaltsangabe erschienen sind. (1 III) Die höchste Form des Erkennens, das *kevala-nāṇa*, wird schon durch die vorbehaltlose Beichte erlangt. Es heißt:

. . . sall'uddharaṇaṃ imaṃ suṇe.
1, 63. *suṇettā taha-m-āloe jaha āloyantö c'eva uppāe*
kevala-nāṇaṃ! dinn' erisa-bhāva-tthehi nīsallā
āloyaṇā, jeṇ' āloyamāṇāṇaṃ c'eva uppannaṃ tatth'eva kevalaṃ.
64. *kesiṃci sāhimo nāme mahā-sattāṇa, Goyamā;*
jehiṃ bhāveṇ' āloiyaṃ, tehiṃ kevala-nāṇaṃ uppāiyaṃ.

63. ***suṇetā*** P. Lies ***suṇiyā?*** ***āloyant' aha*** P. ***°hiṃ*** Hss. 64. ***kerisaṃ*** p. ***sohemo*** p. ***sāyamo*** P.

63. »Nachdem er [es] vernommen hat, beichte er derart, daß er beichtend das Kevala-Erkennen zur Entstehung bringt. Von denen, die solchen [aufrichtigen] Wesens waren, ist eine rückhaltlose (Beichte) gegeben worden, so daß ihnen, als sie beichteten, das Kevala[-Erkennen] erstand.« Str. 63 ist eine Āryā inmitten von Śloka-Zeilen, vielleicht von anderer Herkunft als diese, und erläuternde Zusätze folgen ihr. Diese ganze Stelle bezieht sich auf die Mönche; von den Nonnen hören wir in 1 V inhaltlich das gleiche. Auf andere Weise, bei einer, man kann sagen, einfachen Überlegung, wird der Nonne Rajjā das Kevala-Erkennen zuteil (6 VI).

In seinem Besitz befindet man sich gewissermaßen im Vorhofe der Erlösung, des Nirvāṇa. Es ist für die Epoche des Mahānisīha bezeichnend, daß das Nirvāṇa durchgehends als ein Zustand der höchsten Seligkeit angesehen wird: *nicc'āṇanda siv'ālaya* 2, 122: *aṇanta-sokkha* 3, 53: *akkhaya*

[1] Bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch die Aufstellung, wie lange das Leiden währt, mit dem die Schädigung lebender Wesen vergolten wird. Wer ein zweisinniges Wesen stößt (***saṃghaṭṭejjā***), hat 6 Monate zu leiden; ist der Fall schwer, 12 Jahre: wer ihm Schmerz bereitet (***pariyāvejjā***), 1000 oder 10 000 Jahre: wer es peinigt (***kilāmejjā***), 100 000 oder 1 Million Jahre: wer es tötet, 100 Millionen Jahre. Ebenso bei einem drei-, vier- oder fünfsinnigen Wesen (2 X: 5 III). — Wenn jemand bei 9000 Frauen das Kind im Mutterleibe tötete, so wäre das nur ein Drittel der Schuld, die ein Mönch auf sich lädt, der mit einer Frau verkehrt. Das Tausendfache jenes Sünders stellt eine Nonne in demselben einen Fall dar (***mehuṇ' ekkasi sevie***), bei der Wiederholung das Zehnmillionfache: beim dritten Male schwindet die Möglichkeit der Erlösung (6, 106—108).

sokkha 3, 64; *siva-suha* 5 I, u. a. m. In diesen Ausdrücken berührt sich unser Text mit didaktischen Dichtungen, wie den beiden Uvaesamālā, dem Bhavaveraggasayaya und anderen, sowie mit der Samarāiccakahā.

Ist diese Anschauung einer ganzen Epoche eigentümlich und geschichtlich leicht zu begreifen, so ist in anderer Hinsicht am Mahānisīha fast ein rückläufiger Gang zu beobachten. Zu den Grundlagen der Lehre rechnet die Unverletzlichkeit der sechs Lebensformen und, wozu sie selbst gehört, die fünf Gelübde. Erde, Wasser, Feuer, Wind, Pflanzen und höhere Wesen sind alle in gleicher Weise vor jeder Schädigung zu schützen; solche Gewalttat, Lüge, Raub, Unkeuschheit und Hang am Besitz sind alles gleich schwere Sünden. Diese Unterschiedslosigkeit besteht im Mahānisīha anscheinend nicht mehr; dort spielen der Mißbrauch von Wasser und Feuer und die geschlechtliche Begier eine auffällig hervortretende Rolle. Der Kanon kennt wohl Regel und Ausnahme und wird ohne Ausschließlichkeit verkündigt (*aṇegantaṃ pannavijjai*); jedoch die Verbote von Wasser, Feuer und Geschlechtsgenuß gelten unbedingt, heißt es am Schluß des 5. Kapitels. (Kuvalayappabha's Schuld besteht darin, daß er diese Klausel unterdrückt.) Diese Dreiheit *āu, teu, mehuṇa* begegnet ferner 2, 179f. 189; 5 VI (zweimal); 7 II; 8 VI (zweimal); 2, 179. 190 und 6, 110 wird sie als *abohi-lābhiya kamma*, 8 VIII als *abohi-dāyaga*, 8 VI als *tiṇṇi mahā-pāvaṭṭhāṇe* bezeichnet. Dieser letzte Ausdruck kommt ihnen allerdings nicht allein zu, das lehrt die Hauptstelle 8 VIII: '*se bhayavaṃ, keṇaṃ aṭṭheṇaṃ āu-teu-mehuṇa tti abohi-dāyage samakkhāe?*' *Goyamā ṇaṃ, savvaṃ avi chakkāya-samārambhe mahā-pāvaṭṭhāṇe, kiṃ tu āukāya-samārambheṇaṃ aṇanta-sattôvaghāe* [ergänze etwa: *teukāya-s. asaṃkhejja-s.*], *mehuṇ'āsevaṇeṇaṃ tu saṃkhejjâsaṃkhejja-s.* Weshalb die Unkeuschheit verboten ist, zeigen schon die letzten Worte. Zu ihnen stellt sich der Satz: (7 II) *evaṃ je ṇaṃ bhikkhū āu-kāyaṃ vā teu-kāyaṃ vā itthī-sarīrâvayavaṃ vā saṃghaṭṭejjā, no ṇaṃ paribhuñjejjā, se ṇaṃ . . .; je uṇa paribhuñjejjā, se ṇaṃ . . .* Endlich erinnern wir uns auch an die Theorie von den 900000 Wesen, die, im Schoße des Weibes hausend, beim Geschlechtsverkehr der Beschädigung ausgesetzt sind. Die Enthaltsamkeit wird in diesen Stellen also nicht um ihrer selbst willen gefordert, sondern sie ist herabgesunken zu einem Anhang zum ersten Gelübde. Wir haben hier sicher eine Erfindung unseres Textverfassers vor uns[1]. Strenggläubigen erschien

[1] Die Andeutung von etwas Ähnlichem scheint höchstens in der von Leumann ZDMG 46, 600f. mitgeteilten Geschichte II 3 vorzuliegen.

sie bedenklich. Denn die Betrachtung der Susaḍhakahā hat uns gezeigt, daß Devendra, wie getreu er auch sonst dem Mahānisīha als seiner Vorlage folgte, die drei Stellen unterdrückt hat, die sich mit ihr beschäftigen.

Es ist dies nicht das Einzige, was in seiner Bearbeitung weggefallen ist. Außer geringfügigen Einzelheiten hier und da ist auch die kurze Erörterung über das Tilgen des Karmans (8 VIII) bei ihm weggeblieben. Warum, ist nicht ohne weiteres deutlich, denn wir sehen darin nichts, was ein Rechtgläubiger nicht unterschreiben könnte. Es wird aber eine gewisse Gewagtheit des Ausdrucks gewesen sein, die Devendra lieber unterdrückte. Der Satz: *jārisenaṃ . . . adīṇa-māṇasenaṃ . . . pāovagamaṇaṃ aṇasaṇaṃ paḍivannaṃ, tārisenaṃ . . . suhajjhaṇ'a[jjha]vasāeṇaṃ na kevalaṃ se ege sijjhejjā* kann wohl stutzig machen, da er eine unerhörte Übertragbarkeit der Wirkung guter Werke auf andere ausspricht. Das Nächstfolgende hebt dies allerdings sofort auf: *jai ṇaṃ kahāi parakayakamma-saṃkamaṇaṃ bhavejjā, tā ṇaṃ savvesiṃ bhavva-sattāṇaṃ asesa-kammakkhayaṃ kāūṇaṃ sijjhejjā; ṇavaraṃ parakaya-kammaṃ na kassai saṃkamejjā;* »wenn irgendwie ein Übergehen von fremdem Karman stattfände, so könnte einer zur Erlösung kommen, nachdem er das Karman aller Wesen, die ebenfalls dazu bestimmt sind, restlos getilgt hätte. Nun dürfte aber auf niemanden fremdes Karman übergehen«. Jedoch mag der erste Eindruck bestimmend geblieben sein. So tut Devendra auch der Strophe 6, 230 nicht Erwähnung, in der Lakkhaṇadevī, es beklagend, daß ihre Nonnenschaft ihr Freude und Lust verbietet, vom Tīrthakara mit Bitterkeit sagt:

tā niddukkho so, annesiṃ suha-dukkhaṃ na yāṇai.

Das Bild der charakteristischen Anschauungen des Mahānisīha wird jedoch erst vollständig, wenn man auf den tantrischen Einschlag im Text aufmerksam wird. Es handelt sich um Sprüche (*vijjā*), die aus bestimmtem Anlaß und zu bestimmtem Zweck gebraucht werden. Nicht alle sind uns verständlich. Die Schuld hieran trägt die mangelhafte Überlieferung. Die Fähigkeit der Schreiber hat bei der Schriftart, die hier angewendet wird, vielfach versagt. Die Formeln werden nämlich in der Weise aufgezeichnet, daß jeder konsonantische Akṣara durch den Konsonanten mit Virāma und das selbständige Vokalzeichen geschrieben wird: o ist in a u aufgelöst: der Anusvāra erscheint als m. Wir lesen also: *a u m n a m a u* = *oṃ namo*

usw. Diese Schreibung wird vom Verfasser »technisch« genannt: *esā vijja siddhantiehiṃ akkharehiṃ lihiyā, esā ya siddhantiyā livī.* Sie darf Unwürdigen nicht mitgeteilt werden.

Der Wortlaut ist nun folgender:

1. (1, 46.) *vandittu ceie savvaṃ chaṭṭha-bhatteṇa parijave,*
imaṃ suyadevayaṃ vijjaṃ lakkhahā ceiy'ālae[1]:

oṃ namo kuṭṭha-buddhiṇaṃ, o. n. payāṇusāriṇaṃ, o. n. saṃbhinna-suīṇaṃ, o. n. khīr'āsava-laddhiṇaṃ, o. n. savv'osahi-laddhiṇaṃ, o. n. akkhīṇa-mahāṇasa-laddhiṇaṃ! Verehrt werden ferner (*oṃ namo*) Vīra Vardhamāna, alle *dhamma-titthaṃkara*, alle Vollendeten, alle Mönche, die fünf Arten des Wissens (*bhagavaṃ . . . -nāṇaṃ*) und endlich die Gottheit der Tradition (*bhagavaī suya-devayā*). *sijjhau me sayā'hivā vijjā* (sollte *suyadevayaṃ* in der Strophe ein alter Fehler für *sayāhivayaṃ* sein?). Verehrung gilt dann wiederum Mahāvīra (*bhagavaṃ*), dem wahren Glauben (*sammad-daṃsaṇa*) und dem heilbringenden erhabenen Lehrwort (*pavayaṇa*). Es folgen die schon mitgeteilten Bemerkungen über die Schrift.

Der Anfang dieser Formel richtet sich an die umstehenden Ordensgenossen. Die sechs Beiwörter dienen nämlich Uvav. § 24 neben vielen anderen zur Beschreibung der Mönche in Mahāvīra's Gefolge. Außer von Abhayadeva in der Erklärung daselbst finden sich noch wenigstens die ersten beiden Wörter von Malayagiri in der Prajñāpanā-ṭīkā, Bl. 620 erläutert, doch gibt die Zusammensetzung mit *laddhi* eine besondere Färbung. Wir übersetzen: »Verehrung denen, deren Einsicht [tiefgründig] ist wie ein Scheffel, die [im Unterricht] Folgerungsvermögen besitzen[2], die Sinn und Nebensinn gleichzeitig erfassen[3], die [durch Askese] die Fähigkeit erworben haben, Milch herbeiströmen, alle Heilmittel [zur Stelle sein] und Speise und Trank nicht ausgehen zu lassen.«

[1] Str. 47, die hier folgt, besteht aus Nominativen und muß an Str. 45 oder 48 angeschlossen werden.

[2] Die *padânusāri-buddhi* besteht darin, daß man aus einem Wort des Sūtras auf die anderen schließt, die (hier nicht genannte) *bīja-buddhi* darin, daß man aus einem Wort des tieferen Sinnes (*artha*) auf das übrige schließt.

[3] Die von Leumann wiedergegebene Erklärung Abhayadeva's beschreibt doch wohl einen, der verschiedene Töne, welcher Art auch immer sie seien, gleichzeitig vernimmt (*bahu-bheda-bhinnān śabdān pṛthak pṛthag yugapac chṛṇoti*). Unsere Übersetzung will nur annähernd sein, es scheint uns aber *śru* angemessener als *sru*, wenn wir den Zusammenhang betrachten.

48. *imāe pavara-vijjāe savvahā u attāṇagaṃ*
ahimanteūṇa so vijjā' khanto danto jī indio.

Die unmittelbare Fortsetzung dieser Strophe erwähnt die weissagende Bedeutung von Traumbildern.

49. *navaraṃ suhāsuhaṃ sammaṃ siriṇagaṃ samavadhārae;*
jaṃ jattha siriṇage pāse, tārisaṃ taṃ tahā bhave.
tattha Hss.

50. *jai ṇaṃ sundaragaṃ pāse simiṇagaṃ, to imaṃ mahā-*
param' attha-tatta-sār' atthaṃ sall' uddharaṇaṃ suṇettu ṇaṃ

51. *dejjā āloyaṇaṃ suddhaṃ . . .*

49. *suvi*° (beide Male) P. 50. *jaī* P. *suvi*° P. *su*° *ṇaṃ* fehlt in p.

Diese Stelle steht, so möchten wir vermuten, in Beziehung zu dem S. 5 wiedergegebenen Hinweis auf den Sumiṇiyasāra. Vielleicht stammt sie aus einem anderen Zusammenhang.

2. Die Feierlichkeit, unter welcher der Mönch zum ersten Male im Heiligtum betet (s. S. 16), ist von einem Spruch begleitet, welcher lautet: (3 XI) *oṃ namo bhagavao arahao! sijjhau me bhagavai mahā-vijjā. Vīre Mahāvīre Jayavīre Seṇāvīre Vaddhamāṇa-Vīre jayante aparājie, svāhā.* Nur mit unbedeutenden Abweichungen findet sich derselbe Spruch, *Vardhamāna-vidya* genannt, im Āyāravihi, dāra 10 (und danach in der Aṅgacūliyā), und in Jinaprabha Sūri's Vihimaggapavā wieder (Verz. II 876[6]). Mahāvīra wird hier als Streiter und Sieger dargestellt. Es folgt der Zusatz: *upacāro cauttha-bhatteṇaṃ sāhijjai*, der die zugehörige Fastenübung bezeichnet. Des weiteren erfahren wir, daß der Spruch bei der zweiten Mönchsweihe und bei der Zulassung zum Gaṇa — damit liegt die ältere Bezeichnung gegenüber dem Wort *gaccha* vor — siebenmal zu rezitieren ist. Der Spruch und was ihm zunächst folgt, begegnet noch ein zweites Mal, nämlich am Schluß des ganzen Textes, hinter dem Kolophon von Kap. 8 (s. S. 32).

3. Wir geben nachstehend zunächst die Eingangsstrophen von 7 IV.

7, 19. *jala-jalaṇa-duṭṭha-sāvaya-cora-narindâhi-jāgiṇīṇa bhae*
taha bhūya-jakkha-rakkhasa-khudda-pisāyāṇa mārīṇaṃ

20. *kali-kalaha-viggha-rohaga-kantārâḍai-samudda-majjhe vā*
duccintiya-avasauṇe saṃbhariyavvā imā vijjā.

19. *mudda* p, *thu(ghu?)dda* P. 20. *duci*° π P.

Der Spruch selbst ist leider völlig verderbt. Man findet ihn auf der beigegebenen Tafel, die zugleich als Probe der Handschriften dienen soll.

Mit Sicherheit lesen wir außer der viermal erscheinenden Endung *ehiṃ* nur das letzte Wort *havissaṃ* »ich werde sein«, dem wohl ein bestimmender Nominativ auf *e* vorausgeht. Der Text fährt fort: »Darauf, nachdem er sich mit diesem vorzüglichen Spruch besprochen hat, möge er folgende sieben Akṣaras auf dem Haupte, beiden Schultern, dem Bauch und beiden Fußsohlen anbringen (statt *ṇisejjā* lies *likhejjā*)« — wozu man wieder die Tafel vergleiche. Danach kommen: auf das Haupt (wohl die Stirn) *oṃ*, auf den Hals an der linken Schulter *ku*, auf den Bauch links *ru*, auf die linke Fußsohle *ku*, auf die rechte Fußsohle *le*, auf den Bauch rechts[1] *le*, auf den Hals an der rechten Schulter *svā*. Dies muß bedeuten: *oṃ Kurukulle svāhā*. Kurukullā aber ist, wie Tārāṇātha's Vācaspatya mitteilt, eine Form der Śyāmā (Durgā) oder Śakti. Eine Zeile des Śyāmākavaca lautet nämlich:

Kāli Kapālini Kullā Kurukullā Virodhini.

Schiefner, Mélanges asiatiques 2, 179 vermutet in ihr eine Form der buddhistischen Tārā. Unsere Stelle widerspricht dem, dagegen stimmt die von ihm bezeugte mehrfache Erwähnung in Mantra's aufs beste. Die Todesgöttin soll, das ist der Zweck der empfohlenen Maßnahme, durch Verehrung besänftigt und befriedigt werden.

Von den abschließenden Strophen beziehen sich auf diesen Gegenstand:

21. *dussumiṇa-duṇṇimitte gahapīḍ' uvasagga-māri-riṭṭha-bhae*
vajjāsaṇi-vijjūe vāyāri mahā-jaṇavirodhe

22. *jaṃ c' atthi bhayaṃ loge, taṃ savvaṃ niddale imāe vijjāe*
saṇh' aṭṭhĕ maṅgalayare pāvahare sayala-vera-kkhaya-sokkha-dāī.

21. *dusu°* Hss. *dunni°* Hss. *°mette* p. *°mitta* π. *vāsāsaṇi* Hss. *vāāri* π. *vāyari* p. *virohe* p. 22. Lies *imā vijjā* und *sayala-vera-khaya-dāī* (Gīti-Zeile). *vara* Hss.

Mit Ausnahme des letzten dieser vier Fälle dienen die mitgeteilten Sprüche dem mündlichen Gebrauch. Es kommt also in Wahrheit gar nicht darauf an, wie man sie schreibt. Wird darauf trotzdem Gewicht gelegt, wie es bei dem ersten Spruch geschieht, so ist das ein Anzeichen, daß unser Text von einem Buchgelehrten für Buchgelehrte geschrieben ist.

---

[1] In den Hss. ist zu ergänzen *dāhiṇa-kucchīe*.

6.

Ordensregeln.

Ehe wir indessen die Persönlichkeit und Zeit des Verfassers weiter erörtern, behandeln wir noch das Mönchsleben, wie es uns im Mahānisīha entgegentritt. Da die Mönchsordnung der Jaina am anderen Orte ausführlich dargestellt wird, können wir uns damit begnügen, den hier sich bietenden Stoff in Kürze vorzulegen, ohne die Linien des Vergleichs mit anderen Texten zu weit zu ziehen.

Der *saṅgha*, dem Mönche und Nonnen, Laien und Laienfrauen angehören, wonach er vierfach genannt wird, gliedert sich in *gaccha* (mask. und neutr., s. S. 47) oder *gaṇa*. Letzteres ist die ältere Bezeichnung, vgl. z. B das Kappa-Sutta. Im Mahānisīha erscheint sie nur vereinzelt, einmal im Wechsel mit dem Ausdruck *gaccha-nikkhera* »das Anvertrauen eines Gaccha«, und in der überkommenen Reihe *kula-*, *gaṇa-*, *saṅgha-bajjha*. Der Leiter des Gaccha heißt *gacchâhirai* oder (besonders in 7 II) *gaṇi*, gelegentlich *gaṇahara*, einmal (8 VII) *gaṇahāri*. *gaṇi* ist aber auch der Lehrer schlechthin und teilt sich in diese Bedeutung mit *āyariya*, *guru* und (nur in Versen) *sūri*. Der *uvajjhāya* begegnet uns nur im Pañcamaṅgala und in seiner Besprechung. Die bekannte Reihe *āyariya*, *uvajjhāya*, *pavatti*, *thera*, *gaṇi*, *gaṇahara*, *gaṇâvaccheiya* ist verschollen, dafür heißt es jetzt, unter Heranziehung eines weiblichen Vorgesetzten, *āyariya*, *mayahara(ya)*, *pavattiṇi*. Die beiden letzteren finden wir auch in der Vihimaggapavā (Verz. II 877). Die Handschriften haben zwar mehrmals *mahayara*, es ist aber klar, daß *matadhara* vorliegt, »ein Bewahrer der Lehrmeinung«, und daher wohl eine dem früheren *uvajjhāya* in der Tätigkeit entsprechende Person. Mit dem Femininum *mayaharī* oder *mahayarī* wird in der Erzählung von Susaḍha seltsamerweise die Hirtenfrau belegt.

Noch deutlicher als in der Art, wie die Vorgesetzten der Mönche und Nonnen benannt werden, läßt sich an der Bezeichnung dieser selbst ein zeitliches Verhältnis der alten Texte erweisen. Nach unseren Beobachtungen[1] folgen dort aufeinander: *nigganthā*, *nigganthī* — *bhikkhu*, *nigganthī* — *bhikkhu*, *bhikkhuṇī*. Die Ausdrücke *samaṇa nigganthā*, *aṇagāra* und *samaṇa* mit ihren

[1] Vgl. unsere Ausgabe des Vavahāra- und Nisīha-Sutta (Abhandl. f. d. Kunde des Morgenl., Bd. 15 Nr. 1), S. 8.

Femininen stehen nicht in den eigentlichen disziplinarischen Sammlungen. Auch im Mahānisīha erscheinen sie nur in der Erzählung: *samaṇī nigganthī* in 8 IV, in den Legenden: *aṇagāra* und *°rī* in Verbindung mit den Namen Duppasaha, Viṇhusirī, Sirippabha und Sejjambhava, und im allgemeinen Sinne: *samaṇa* und (bei der Beichte der Nonnen) *samaṇī*. Herrschend ist der Gebrauch, den Mönch *sāhu* zu nennen, die Nonne *sāhuṇī*. Bezeichnend sind folgende Ausnahmen: *bhikkhu* und *bhikkhuṇī* stehen da, wo es sich um ausdrückliche Gebote und Verbote handelt, also im Pacchitta-sutta 7 II und in 4 III, wo die Abkehr von jeder Gemeinschaft mit Ketzern feierlich gefordert wird. Der Ausdruck ist ohne Zweifel altertümlich gewählt. Ihm entspricht, wie schon angedeutet wurde, in 7 II der *gaṇi* an Stelle des *gacchāhivai*. Nur in einem einzigen kurzen Zusammenhang findet sich dort dieser letztere und gleichzeitig der *sāhu*. *sāhu* und *nigganthī* stehen zusammen beide Male, wo die Anhängerschaft eines Lehrers nach Zahlen benannt wird, nämlich bei Vaira (5 III) und bei Bhadda (6 VI). Neben dem *sāhu* haben wir die *ajjā* in 5 II, wohl aus metrischen Gründen der *sāhuṇī* vorgezogen. *saṃjaī* wird die Nonne durchgehends genannt in der Geschichte von Rajjā, auch dies (s. S. 35) ein Zeichen von deren besonderer Herkunft. Die Laien heißen *samaṇôvāsaga* und *saḍḍha(ga)*, *saḍḍhiyā*.

Von der Aufnahme als Mönch, dem *pavvāvettae*, wird unterschieden das *dikkhettae*, die endgültige Weihe zum Mönchtum. Personen, denen beides aus sittlichen oder aus körperlichen Gründen versagt werden muß, sind in 5 V ausführlich genannt. Zu den ersteren gehören alle Gewalttätigen, Begehrlichen, Vergnügungssüchtigen, Unzuverlässigen. Geschäft und Herkunft stehen im Wege den Dirnen und ihren Söhnen, ihre Vergangenheit den mit dem Verlust von Ohr, Nase oder Lippe Bestraften, der Zustand ihres Leibes denen, deren Auge, Hand oder Fuß nicht gesund ist, die ein Blasen- oder Darmleiden haben und die halb oder ganz lahm oder taubstumm sind.

Die Einkleidung als Mönch oder Nonne ist im Mahānisīha das *vesaggahaṇa*. Eine Frau, die sich mit einem Manne einläßt *vesa-ggahaṇaṃ acchaḍḍiya* (2 VIII), ohne ihre Nonnenschaft von sich zu tun, verfällt dem schärfsten Tadel und der tiefsten Verachtung. Als die Anhänger des Vaira (5 III) sich wider sein Geheiß entfernen, erinnert er sich daran, daß man einem Mönch, der die Verwarnung in den Wind schlägt, mißachtet und nicht befolgt, seine Stellung als solcher nehmen kann (*se ṇaṃ tassa vesa-ggahaṇaṃ uddālejjā*, vgl. S. 55). So geschieht es auch dem einzigen seiner Schüler,

der zu ihm zurückkehrt. Angesichts des Todes verleiht Vaira ihm aber das Mönchtum wieder (*vihie uvaṭṭhiyassa sehassa jaṃ uddāliyaṃ vesa-ggahaṇaṃ taṃ dāuṇa ṭhio*). Man könnte das Wort an diesen drei Stellen auch bildlich deuten, aber in der Wendung *vesa-ggahaṇe ḍhoijjamāṇe*, die auch begegnet, ist es fraglos sinnfällig gebraucht.

Ein allgemeiner Ausdruck für die Gegenstände zum täglichen Gebrauch des Mönches ist *liṅga*. Es ist ein Hauptzweck der Erzählung von Nandiseṇa, zu zeigen, daß das *liṅga* (wofür in der Zusammenfassung 6, 46f. *rayaharaṇa* steht) von solchen, die aus dem Verbande zu scheiden wünschen, dem Lehrer zurückzugeben ist. Die Mönche (und Nonnen), die Kuvalayappabha (5 VII) belehrt, heißen daher *liṅgôvajīvi* und *liṅgiṇa-liṅgiṇiyāo*, letzteres allerdings eine barbarische Bildung. Genaueres erfahren wir dadurch, daß nach Str. 7, 89 die Ausrüstung sich auf 14 Stück beläuft. Diese Zahl ergibt sich in Haribhadra's Sādhudinakṛtya (Jāmnagar 1909), das uns auch für mehrere Einzelheiten nützlich ist, aus der Almosenschale (*pātra*) mit ihrem Zubehör von sechs Teilen[1], dem *mātraka*, drei Kleidern (*kalpa*), dem Feger (*rajoharaṇa*), dem Gesichtstuch (*mukhavasana*) und der Hüftbinde der Mönche (*paṭṭaka*) (Str. 76). In unserem Pacchitta-sutta wird das meiste hiervon auch einzeln erwähnt. Vom Zubehör des Almosengefäßes, das Hariprabha Str. 69 bis 74 beschreibt, kommen die Knoten oder Knüpfungsstellen des Bandes vor, an dem es getragen wird, als Teile, die sorgfältig rein zu halten sind (*patta-bandhassa gaṇṭhio, choḍejjā, sohejjā*). Es selbst steht mit anderen Behältnissen zusammen in dem Ausdruck *pattaga-mattaga-kamaḍha*. Das zweite von diesen ist nach Sādh. 407 für die Regenzeit bestimmt, das dritte nach ebd. 77 ausschließlich im Besitz der Nonnen. Andere Gefäße sind die *chappaiyā*, gleich dem *chavva(ga)*, *chappa* Āyār. II 1, S. 1 : Vav. 9, 40, ein Korb, die *samāhi*, wozu *samāhi-mattaga* Kappa-S. 1, 17* zu vergleichen ist, und das *khairollaga* oder *khayarollaga*. Von Kleidungsstücken finden der *antara-kappa*, ein Untergewand, der *vāsā-kappa*, ein Gewand für die Regenzeit, und der *cola-paṭṭaka* Erwähnung. Vom Feger ist nach Sādh. 16 der *pāya-puṃchaṇa* ein Teil, weshalb die beiden Wörter gleichzeitig gebraucht werden

[1] Sādh. 66. *pātram, atha pātra-bandhaḥ, pātrasthāpanaka-pātrakesarike,*
paṭalāni, rajas-trāṇaṃ ca gocchakaḥ: pātra-niryogaḥ.

Dies ist die Sanskrit-Übersetzung der von Śīlāṅka Ācārāṅga-ṭīkā I 365 unten und danach von Jacobi SBE 22, 67 mitgeteilten Strophe, die gleich Pavay. 498 ist.

können[1]. Das Tuch vor dem Munde, *muha-ṇantaga*, kennen wir sonst als *muha-pottiyā*, *-patti* oder *pattiyā*; in den alten disziplinarischen Sammlungen fehlt es mit Ausnahme von Nisīha-S. 4,24. Daß die Weggenossen des Sumai und Nāila zwei solcher Tücher benutzen (4 I), dient ihnen zum Vorwurf. Neben dem *muha-ṇantaga* steht an einer Stelle die *kaṇṇ'oṭṭhiyā*, die »von den Lippen bis zum Ohre« reicht. Zum Reinigen des Quartiers dient außer dem *rayaharaṇa* das *daṇḍā-puṃchaṇaga* (oder *-puccha°*, *daṇḍā* aus *daṇḍaga*).

Die Vergehen, für die das Pacchitta-sutta eine Strafe festsetzt, können hier natürlich nicht aufgeführt werden; dazu ist ihre Zahl zu groß und ihre Bedeutung zu klein. Es ist uns unwesentlich, wie derjenige zu büßen hat, der die Wohnung nicht nach Vorschrift säubert, der ein Gebet oder eine Entschuldigung versäumt oder vergißt, oder der sich beim Essen oder beim Studium etwas zuschulden kommen läßt — womit nur einige Beispiele angedeutet sein sollen. Abgesehen von manchen Formen der Bestrafung bringt dieser Abschnitt nur sehr wenig Neues.

Es entspricht der Geringfügigkeit der Übertretungen, wenn die niedrigsten Strafen am häufigsten verhängt werden. Hier haben wir das *nivvigaiya*, das Verbot gewisser Zutaten, das *egásaṇa*, die Beschränkung auf ein einziges Almosen, das *purim'aḍḍha*, den Verzicht auf die Frühmahlzeit, das *āyāma* und *āyambila*, die Erlaubnis nur bestimmter Gerichte. Die letztere hat auch längere Dauer: es werden 4 oder 5, selbst 25 *āyambila* vorgeschrieben. Den Fortfall mehrerer Mahlzeiten bezeichnet das *cauttha*, *chaṭṭha* usw. bis *duvālasa(ma) pacchitta*: es wird nur je die 4., 6. usw. bis 12. Mahlzeit erlaubt. Dabei machen wir die Beobachtung, daß das *aṭṭhama* selten, das *dasama* nur ein einziges Mal, und das innerhalb der angedeuteten Reihe, also gewissermaßen mechanisch, vorkommt. Das *khavaṇa* oder *khamaṇa* ist die Bitte um Verzeihung; die Beichte allein genügt, wo das *micch'ukkaḍa* festgesetzt ist. Dies Wort ist ein Nachklang der Formel *tassa micchā me dukkaḍaṃ*, die aus den Āvassaga bekannt ist[2]. Für das Vorkommen aller dieser Ausdrücke als Namen von Sühnungen, mit Ausnahme des letztgenannten, sei auf Jinabhadra's Jīyakappa verwiesen[3].

---

[1] Außer in unserem Text auch Paṇhāv. 372. 410. 416.

[2] Vgl. Verz. II 740f.: im Verse *tassa micchā mi dukkaḍaṃ* 1, 44; 6, 64: *micchā me dukkaḍaṃ tassa* in Devendra's Saḍḍhadiṇakicca, Str. 298.

[3] Leumann, Jinabhadra's Jītakalpa ... (SBAW 1892, S. 1195–1210).

Die schwereren Strafen heißen *cheya*, Kürzung des Mönchsalters, *uvaṭṭhāraṇa*, Verlust desselben und Neuweihe, und drittens wird der Schuldige als *pārañciya* bezeichnet, was in alter Zeit die bedingungslose Ausstoßung bedeutete. Jetzt ist sie aber zeitlich begrenzt: *saṃvaccharaṃ jāva pārañciyaṃ kāuṇaṃ uvaṭṭhārejjā*. Von den zehn Arten der Buße, die in der bekannten Strophe Āvassaga-nijj. 19, 1 genannt sind[1] — ihre Kenntnis wird in unserem Text vorausgesetzt —, sehen wir uns hiermit an die letzten erinnert, doch ist eine gewisse Verschiebung eingetreten. Unser *uvaṭṭhāraṇa* entspricht dem alten *mūla*, dem unmittelbaren Neubeginn des geistlichen Alters, die Stellung als *pārañciya* mit einer Frist, wie eben mitgeteilt, der alten *aṇavaṭṭhayā*[2]. Es ist wahrscheinlich, daß, so oft der *pārañciya* im Mahānisīha vorkommt, er so gedacht ist. Denn für die Ausstoßung aus dem Orden hat der Text ein besonderes Wort. Ein Mönch, dem diese gebührt, ist *saṅgha-bajjha*. Entfernt der Lehrer ihn aus seinem Jüngerkreise, so ist er *kula-bajjha*; muß er den Gaccha verlassen, so wird er *gaccha* (einmal: *gaṇa*)-*bajjha* genannt. Früher war dies die *nijjūhaṇā*.

Es mag hier eingefügt sein, daß zum Eintritt in einen anderen Gaccha die Kenntnis einer Formel notwendig ist. Diese Formel besagt, daß den Mönch keine Aussicht auf Vorteil bestimmt, um die Zulassung in den neuen Gaccha einzukommen. Sie lautet nämlich: '*apaḍigāhı kāla-kāl' antaresuṃ pi ahaṃ imassa sīsāṇaṃ vā sisaṇigāṇaṃ* (°*ṇi*° Hss.) *vā*', »ich nehme nichts entgegen, weder jetzt noch später, von den Jüngern oder Jüngerinnen dieses [Gacchas oder Lehrers].« Die Aufnahme darf nicht daran scheitern, daß der Bewerber diesen Wortlaut — er heißt eigentümlicherweise *sirigāra* — etwa vergessen hat[3]. Vielmehr trifft den Lehrer die schwerste Strafe, der seiner Bitte, sie ihm mitzuteilen, nicht willfahrt; durch seine Weigerung nämlich würde er mitschuldig werden, wenn jener vom Glauben abfallen, Selbstmord begehen oder auch nur in den Laienstand übertreten sollte.

Zwei Strafen sind noch zu nennen, die der hergebrachten Reihe nicht angehören, beide von empfindlicher Wirkung. Für gewisse Vergehen, die nicht ganz leicht sind, wird der Mönch in Verruf erklärt, er ist *avanda*

---

[1] S. Leumann, a. a. O. S. 1196.

[2] Vgl. hierüber Schubring, Das Kalpa-Sūtra, S. 12 f.

[3] *tassa santie ṇaṃ sirigāre ṇaṃ vimhie* (*viṇhie* π P) *samāṇe anna-gacchesuṃ pavesaṃ eva na labhejjā.* Da *vismita* hier keinen Sinn gibt, müssen wir trotz der merkwürdigen Wortfügung *vismṛta* ansetzen.

oder *avandaṇijja*, ihm gebührt kein Gruß, und er darf keinen Gruß erweisen. Dies wird sich nur auf einen gemessenen Zeitraum erstrecken; einige Male ist diese Frist mit einem Jahr oder einem Monat angegeben, wohl im Sinne besonders langer Dauer. Mit den Worten *jāva ṇaṃ visohi-kālaṃ ti* wird in 2 IX (am Schluß) angedeutet, daß, wie sich von selbst versteht, auch eine Buße stattzufinden hat. Das Pacchitta-sutta enthält nichts davon; dort steht der *avanda* ohne einen solchen Zusatz, wie etwa der mit dem *chaṭṭha* oder dem *purim'aḍḍha* Bestrafte. Mit dem Verruf von einem Monat ist ein Schweigegebot verbunden: *māsaṃ jāva avande (cau māse jāva) mūṇavvayaṃ ca*. In einem Falle folgt darauf die Neuweihe, *uvaṭṭhāvaṇaṃ ca*. Dem Jüngling, von dem das 8. Kapitel erzählt, trug in einer Vorexistenz eine Wortsünde sogar die lebenslängliche Strafe dieser Art ein (8 VI). Ob unter dem *mūṇavvaya* ein absolutes Verbot des Sprechens zu verstehen ist — wie wäre dann eine Beichte möglich? — oder nur das Schweigen bei bestimmten Obliegenheiten oder zu gewissen Stunden, ist auf Grund unseres Textes nicht zu entscheiden.

Das Maß der Buße hält sich im Pacchitta-sutta in den Grenzen der Vernunft, auch wo es streng ist. Mit seinem Abschluß setzt ein anderer Maßstab ein. Dem Hinweis auf den Wert des Stückes (s. S. 47) folgt die Festsetzung des Vierfachen der Summe aller Bußen, wenn ein Lehrer oder der Leiter eines Gacchas sich vergeht[1]. Ein Mönch, der Wasser und Feuer schädigt oder die Keuschheit verletzt (*itthī-sarīrāvayavaṃ vā saṃghaṭṭejjā*), wird, wenn eine vollendete Handlung vorliegt (*je paribhuñjejjā*), mit dem Ausschluß bestraft (*pārañcie*). Stand er aber in einer asketischen Übung (*ahā ṇaṃ tavassī havejjā*), so hat er seine Sünde bei 70 Monats- und Halbmonatsbeichten zu bekennen, fastet 70mal bis zur zwölften, 70mal bis zur zehnten und so weiter bis zur vierten Mahlzeit und macht dann je 70mal die einzelnen Arten des Verzichtfastens *āyambila* usw. durch. Dieser Fall einer zu weit gehenden Strafandrohung ist mit den drei Sünden verknüpft, die wir oben S. 73 als das geistige Eigentum unseres Verfassers kennengelernt haben. Die Folgerungen hieraus ziehen wir später. Bußen, die nur einer ausschweifenden Einbildung entsprungen sein können, finden sich noch anderwärts (vgl. schon S. 72). (5 IV) Ein Lehrer büßt siebzehnmal so schwer wie ein gewöhnlicher Mönch; hat sein Vergehen aber die Folge,

[1] Etwas Ähnliches s. 5 IV (S. 19).

daß andere vom rechten Wege abkommen, so büßt er das Dreimillionenfache. (6 III) Eine einzelne Nonne verwirkt das Neunfache der Buße, die zehn Mönche, welche sonst keinen Tadel hervorrufen, vollziehen müssen (also neunzigmal so viel wie ein einziger Mönch); taugt sie für gewöhnlich auch nichts, so erhält sie das Hundertfache (also tausendmal so viel wie ein einziger Mönch).

7.

Sprache.

Die Behandlung des Stoffes hat uns dazu geführt, die Proben aus dem Text reichlicher zu geben, solange wir diesen selbst vorzulegen nicht in der Lage sind. Manches in diesen Proben wird in sprachlicher Hinsicht das Erstaunen des Lesers wachgerufen haben. Er lernt im Mahānisīha einen Bestandteil des Jaina-Kanons kennen, aber er sieht sich alsbald vor die Frage gestellt: liegt hier die Sprache vor, die den Werken des Kanons eigen ist, die Ardhamāgadhī, und nicht vielmehr die Sprache der nachkanonischen erzählenden und erklärenden Literatur, die Jaina-Māhārāṣṭrī?

Ein Kennzeichen der AMg. ist der Nom. Sg. masc. auf *e*. Er ist in der JM. unmöglich; hier endet er auf *o*. Diese Form weist die AMg. in den jüngeren Teilen des Kanons und besonders in den Strophen auf. Ihr Loc. Sg. auf *ṃsi* ist der JM. fremd, sie hat *mmi* (*ṃmi*), das auch in den Versen der AMg. steht. Das Absolutiv herrscht mit der Form *ttā*(*ṇaṃ*) in der AMg., mit *ūṇa*(*ṃ*) in der JM. Die beiden Sprachen sind also nicht scharf gegeneinander abgegrenzt. Das gleichzeitige und wiederholte Vorkommen der genannten und anderer Merkmale in einem und demselben Textabschnitt entscheidet, welche von beiden vorliegt; die Gestalt einzelner Wörter kommt hinzu.

Hiernach ist die Sprache des Mahānisīha zu bezeichnen als JM. mit einem bald schwächeren, bald stärkeren Einschlag von AMg. Wir gehen dabei vom Nom. Sg. aus und geben seine Form in folgender Übersicht. Er endigt auf

e ausschließlich oder mit verschwindenden Ausnahmen	*e* und *o* gemischt	*o* ausschließlich
1 Einleitung	1 I—VIII (Śloka)	
	2 I—V (Śloka)	
2 VI—IX	X. XI (Śloka)	
	3 Einleitung (Śloka)	
	I Einleitung (Śloka)	
3 I	II—V (in den Str.: *o*)	
	VI	3 VI (Āryā)
	VII	VII (Āryā)
	VII (Śloka)	VIII. IX (Āryā)
	X	
XI bis zu der Feierlichkeit	XI. die Feierlichkeit	
XI Schl. XII		XII (Āryā)
XIII		XIII (Āryā)
XIV		
		XIV (Āryā)
	XIV (Śloka)	
	4 I	4 I (Āryā)
	II bis Rayaṇadīva	II, Rayaṇadīva
	III	
	5 Einleitung	
5 I		5 II (Āryā)
	II (Śloka)	
II, Legenden		
	III	
IV—VI		
	VII. VIII	
		6 I—VIII (Śloka)
	7 I Einleitung	7 I (Āryā)
	II. III	
7 IV (Āryā)		
V	V (Śloka, Āryā)	
	VI	VI (Āryā): 1. Darstellung
		(Śloka): 2. 3.
VI (Śloka): 4. Darstellung	VII	
	8 I. II	8 II (Āryā)
	III. IV	V (Āryā)
	VI. VII	
	VIII (Śloka)	
	IX	

Diese Übersicht, für die es unerläßlich ist, unsere Inhaltsangabe zu vergleichen, bestätigt zunächst, daß für die Āryā die *o*-Form die Regel ist. Nur die Strophen, die den schützenden Spruch in 7 IV umrahmen — den Wortlaut s. S. 76f. — zeigen das *e*, und in 7, 54—57, zu 7 V gehörig, erscheint es. Die Ślokas weisen eine Vermischung der *e*- und *o*-Form auf, und zwar gilt dies nicht nur für die großen Komplexe in 1 und 2, sondern auch für diejenigen Strophen, die wir als einleitend und überleitend erkannt haben (S. 34): 2 VI, 3 Einl., I Einl., VII, XIV; 5 Einl.; II; 7 I Einl. Die sogenannte 4. Darstellung in 7 VI wird ihre eigene Geschichte haben. Bei allen »gemischten« Abschnitten spielt die Dogmatik eine bemerkenswerte Rolle. Es ist nämlich zu beobachten, daß diejenigen Stellen, die disziplinarischen und dogmatischen Inhalts sind und dadurch an den Kanon anklingen, das *e* entweder ausschließlich haben oder es offensichtlich bevorzugen, während in den erzählenden Teilen das gleiche mit dem *o* des Nom. der Fall ist. Besonders deutlich wird dies Verhältnis im 8. Kapitel. Hier ist der Fluß der Erzählung fünfmal durch Zwischenfragen des Zuhörers und deren Beantwortung unterbrochen: überall erscheint darin der Nominativ mit *e*, bis die Handlung mit den beiden Formen wieder einsetzt. Die *o*-Form ausschließlich findet sich in erzählender Prosa nur in dem Bericht 4 II; in dem metrischen Kapitel 6, auch in den sachlichen Auseinandersetzungen des Abschnitts III. Den Teilen, die nur das *e* haben, fehlt, die Legenden von 5 II abgerechnet, die Erzählungsform ganz. Wir können uns also, den Nom. Sg. betreffend, so zusammenfassen: es haben *o* die Āryā-Str. und die erzählenden Śloka-Str.; *e* und *o*: die erzählende Prosa, die disziplinarische Prosa der Einlage in 3 und des Pacchitta-sutta in 7, die Einleitungen und Überleitungen; *e*: die übrige disziplinarische und die dogmatische Prosa und die Einleitung zu Kap. 1.

Fassen wir auch die weiteren Kennzeichen ins Auge, so ist eben diese Einleitung zu Kap. 1, die Einlage in 2 (VI—IX) und die Abhandlung über den *kusila* usw. (3 I, XIIIf.) als in AMg. abgefaßt zu bezeichnen. Bei den übrigen *e*-Stücken und den »gemischten« Partien erscheinen dagegen Merkmale des JM. Es darf uns nicht irremachen, wenn wir hier auch auf Wendungen, selbst Zusammenhänge, in AMg. stoßen. Sie erklären sich leicht aus dem Inhalt. In den dogmatischen und disziplinarischen Ausführungen finden sich, wie schon angedeutet, häufig Anklänge und Erinnerungen an den Kanon; sie enthalten natürlich Formen, die von

dorther geläufig sind. Im Vers kommen die Formen *vayā, maṇasā, kammuṇā* vor. Neben dem JM. *diyaha* (auch *aṇu°, pai°*) begegnet vereinzelt auch AMg. *divasa*. Dem Loc. Sg. fehlt zwar die Endung *ṃsi* ganz, er zeigt aber nicht nur *kamhi* (AMg. nach Pischel Gr. § 430[1]) und *jamhi*, sondern nach diesem Vorbild auch *antaramhi, eyâvasaramhi, saṃthāra(ga)mhi* neben den überwiegenden Endungen *mmi* (*ṃmi*) und *e*. Der AMg. gehören dagegen nicht an Wörter und Formen wie *uddha, uṇa*[2], *eïe* (*etasyāḥ*), *ettiya, eddahametta, kiyā, ṇavari, tihuyaṇa, thavira, thāṇa, de, puhai, vandaṇa, hira, huttam*. Auch die Erweichung in der Komposition hat dort nicht den Umfang, wie er sich in *airā, āyaṇṇiūṇaṃ, purisayāra, ayāla, cirayālo, saṃjhāyāla, Sirayanda, pāyayala, Viṇhuyatto, sahala* u. a. zeigt.

Wir gehen nun zu einer Vorführung bemerkenswerter grammatischer Einzelheiten des Mahānisiha über, selbstverständlich nicht in der Meinung, durchgehends Neues zu geben. Manche Erscheinungen verdienen immerhin festgehalten zu werden. Die Belege kann freilich erst der gedruckte Text erbringen. Alles Unsichere scheidet vorläufig aus.

Vokale. — Saṃdhi. Zum Wortsaṃdhi machen wir nur auf *Lakkhaṇadev'-ajjiyā, puḍhav'āi* aufmerksam. Das Absol. auf *ūṇa* verbindet sich häufig mit vokalischem Anlaut: *gahiūṇâbhiggahaṃ, abhirameūṇêha, teṇêhaṃ, kerisôvāe* (»welches sind die Mittel?«), *mohâyahiyaṃ na ciṭṭhae* (»aus Verblendung«), *ke' ha parikkhā, ese' mā . . . sā Rajjiyā, ete te Goyamo 'vāe. kahem' ahaṃ, de' kahaṃ kiṃci sāhuṇi, m' erisa-guṇajuttassa, kiṃ m' eehiṃ*. Teilvokal in *khuḍulaga* (*kṣudraka*), *niriharaṇa*. Er unterbleibt in *kiyā, kesa*. Angleichung hat stattgefunden in *nimis'iddha* (*nimiṣârdha*), das viermal vorkommt. Umtritt liegt vor in *geraṇa* (*garihaṇa*), *gehaṇijja* (*garihaṇijja*). Färbung des *a* zu *u* durch vorausgehendes *ṇ*[3] zeigen *ṇhāṇu-maddaṇa, teṇu mahāṇubhāgeṇa, Maṇuga, maṇu-pajjavi, māṇu-saṃjuya, māṇusa* (*mānasa*), *vāṇura, vimaṇu-dummaṇa, samaṇu-dhamma, sāṇu-jāi*. Natürlich werden hierdurch keine *u*-Stämme geschaffen. Auch *puṇu* (4 I) gehört hierher, da es als Apabhraṃśa-Form (Pischel, Gr. § 342) nicht in Betracht kommt.

Für *itthi(yaṃ)* steht mehrmals *atthī(yaṃ)*: '*se bhayavaṃ, kiṃ atthiyaṃ no ṇaṃ nijjhāejjā?' . . . 'se bhayavaṃ, kiṃ atthīyaṃ no ālavejjā* (*itthi°* P)?' . . . '*se bhayavaṃ, kiṃ, atthisuṃ saddhiṃ . . . no saṃvasejjā* (*itthi°* p)?' . . . (da-

[1] Vavahāra-S. 7, 18 f. steht *imamhi*.

[2] *puṇa* ist selten.

[3] So möchten wir auch, gegenüber Pischel, Gr. § 104, *paṇuvīsaṃ* erklären.

zwischen: '*se bhayavaṃ, kim itthisuṃ* [so] *saddhiṃ no addhāṇaṃ paḍivajjejja?*') ferner: *ekkas' atthī-pasaṅgeṇaṃ, je atthīsuṃ ṭhie keï* (*itthī°* P) und, der ersten Stelle unmittelbar vorhergehend: *annāsuṃ vā vi yatthısuṃ* (*itthī°* p). In diesem Falle ist wohl nur *ya* für *i* geschrieben, um das Zusammentreffen der beiden *i* zu vermeiden. Scheiden wir diesen aus, wie wir auch mehrere unsichere Stellen nicht verzeichnet haben, so bleiben immer noch fünf gute Lesungen. Sie setzen uns instand, auf Bezzenbergers Ableitung von *strī*, Gött. Nachr. 1878, S. 271 ff., zurückzugreifen, wonach **astrī* zu *asu* gehört. Ihr ist Pischel Gr. § 147 Anm.[1] beigetreten.

Konsonanten. — Saṃdhi. *mamakāra-d-itihāsa, kiṃci-m-annaṃ, ekka-y-akkharaṃ, ime-y-aṭṭhe, su-y-akkhāya, su-y-alaṃkariyā, māyā-sılo hu-y-Āsaḍo.* Alter Konsonant zeigt seine Spur in *chay ambile.* Der Konsonant ist, im Vers aus rhythmischem Grunde, verdoppelt in *aggıyattha, apabbala* (*aprabala*), *amaya-ssama, itti, kussıla, tikkāla, mokkhamagga-ssama, saccitta.* »Teilkonsonant« steht in *samuvaya* (*samudaya*); *y* für *v* in *bhuyaṇa, tihuyaṇa, n'eya* (*n'aiva*); *v* für *y* in *parivaḍanti* (*paryaṭanti*). In einer längeren Reihe von Vergleichungen finden wir nach *o* und *ū*: *iva*, nach *aṃ*: *piva*, nach *ī*: *miva*, eine Beobachtung, die Pischel, Gr. § 336, noch nicht vorgelegen hat. — Statt *r* steht *l* in *durāyāla* (*durācāra*).

Nomen. Einige Male, und zwar fast nur in den Āryās von 5 II, tritt der reine Stamm auf. Den Nom. und Loc. Sg. haben wir schon behandelt. Im Plural ist beim Gen. der Vokal im Verse gekürzt in *jaga-guruṇaṃ, sāhuṇaṃ, jantuṇaṃ.* Der Loc. endigt meistens auf *suṃ.* Bemerkenswert ist vor allem der Nom. Pl. mask. Die Endung ist in Versen wie in Prosa ganz vorwiegend *e* statt *ā*, worin man ein Umsichgreifen der pronominalen Deklination zu sehen hat. Beispiele sind auf den vorhergehenden Seiten nicht selten, doch mögen noch einige folgen.

1, 93. *Goyama, kesiṃci nāmāi sāhimo, taṃ nibodhaya.*
je s' āloyaṇa-pacchitte bhāva-dos' ekka-kalusie
94. *sa-salle ghora-mahaṃ dukkhaṃ durahiyāsaṃ sudūsahaṃ*
aṇuhavanti viciṭṭhanti pāva-kamme narāhame.

(2 VII Schl.) *evaṃ ete c'eva cha purisa-vibhāge.* (3 I Anf.) *je te apasattha-nāṇa-kusıle te egūṇatisaivihe daṭṭhavve.* (3 IV) *sacca-jag'-uttam' uttame ya je kei bhūe je kei bhaviṃsu je kei bhavissanti te savve c'eva arahant' ādao c'evāṇu-mannanti.* (4 I) *tattha Kusatthalaṃ nāma puraṃ. tammi ya uvaladdha-puṇṇa-*

pāve susuṇiya-jīv' adi-pay' atthe Sumai-Nāila-nāmadhijje duve sahoyare mah' iḍḍhie saḍḍhage ahesi.

5, 76. *nimmama-nirahaṃkāre ujjaṃte*(?) *nāṇa-daṃsaṇa-caritte*
sayal' ārambha-vimukke appaḍibaddhe sa-dehe vi

77. *āyāraṃ āyarante ega-kkhette vi, Goyamā, muṇiṇo*
vāsa-sayaṃ pi vasante gīyatthe 'rāhage bhaṇie.

(7 II) *'se bhayavaṃ, kayare te āvassage?' Goyamā, ciyavandaṇ' ādao.*

(8 V) *tāhe naravaiṇo paṇāmaṃ kāūṇaṃ, Goyamā, gae te niutta-purise jāva ṇaṃ . . . patte rāyahāṇiṃ.*

Der gewohnte Plural auf *ā* bleibt durchaus in der Minderheit. Verhältnismäßig am stärksten ist er vertreten in den Strophen von 1. 2. 6 und in der Einlage von 5, er herrscht ausschließlich in den Strophen von 3 VIII (die sich an bekannte Stoffe anknüpfen), bleibt zurück in 4 und in der Prosa von 5, verschwindet nahezu in 7, gänzlich in 8. Die prosaischen Teile bevorzugen also das *e*. Stellen mit *ā* sind mehrmals nachweisbar entlehnt, oder sie deuten auf fremde Herkunft, wie die oben (S. 54) mitgeteilte Vierheit des *āyariya*; bei deren Besprechung dann das *e* eintritt. In parallelen Strophen und Zitaten, so im Gacchāyāra und bei Ratnaśekhara (S. 50), ist *e* durch *ā* ersetzt. Beide Endungen stehen gelegentlich nebeneinander: 1, 23 *evaṃ-ādī-pāva-sallassa nāme eg' aṭṭhiyā bahū*; (5 I) *parama-dukkhie . . . ṇaṃ ime bhavva-sattā;* (5 V) *asaṃjayā ṇaṃ pūyā-kārage tti;* 6, 8 *bhayavaṃ, te kerisòvāe suya-nibaddhe viyārie?* 6, 42 *tā Goyam', ega-nāeṇa bahu-uvāe viyāriyā.*

Die Folge dieser Bildung des Nom. mit *e* ist seine Unterscheidung vom Vok.; dieser behält die Endung *ā*: (5 III) *'bho bho uttama-kula-nimmala-vaṃsa-vihūsaṇā . . . mahāsattā sāhūo!'*

Aus dem Gebiete der konsonantischen Deklinationen ist nur der Nom. Sg. *rāyāṇe* zu nennen, vgl. Hc. 3, 56.

Pronomen. *mi* steht für *me* in der formelhaften Wendung *tassa micchā mi dukkaḍaṃ* (S. 81) und 3, 98 *hāsā mi kayā* . . . Unsicher: (8 VII) *pie, kā u ujjhaṃ* (*tu°* p) *sāmiṇī ahesi?* und (8 VI) *no ṇaṃ mae tumaṃ . . . abhilāsiukāmāe . . . nijjhāio, kiṃ t' ujjha parimāṇa-tolaṇ' atthaṃ nijjhāio;* 2, 187 *taṃ vayaṃ aṇupālayantāṇaṃ no siṃ* (*si* p) *āsāyaṇaṃ bhave;* 1, 142 *tā eseṇaṃ bhāveṇaṃ dāyavvā āloyaṇā. iṇamo* steht mit dem Mask. in *iṇamo mahā-moha-pāse.*

Zahlwort. Wir vermerken *ekkasi* 'einmal' (Hc. 2, 162; 4, 428), *bittiya, igavisaima*; *bittisa* nach dem Vorbild von *tettīsa*; *sayari(ṃ)*. In 3, 109 *duvālasarihammi vi tave s'abbhintara-bāhire kusala-diṭṭhe* muß *bārasarihammi* gelesen werden. Beliebt ist der Śloka-Beginn *atth' ege, Goyamā, pāṇī.* Er verbindet sich nicht, wie nach dem sonstigen Gebrauch von *ege* zu erwarten, mit dem Plural (»es gibt einige Wesen, d. h. Menschen, die so und so handeln«), sondern mit dem Singular. Das gleiche, jedoch in Gegenüberstellung, Samarāiccakahā 47, 15f.: *taṃ ca patte samāṇe atthi ege jīve je taṃ bhindai, atthi ege jīve je no bhindai.* Anderseits der Plural ebd. 178, 13ff.: *atth' ege*[1] *pausanti, atth' ege uvahasanti* usw.

Verbum. Das Präsens ist sanskritisch in *datte, payayāi* (neben *payāi*), *karomi*, während *akkhasi* sich vom Sanskrit entfernt. Im Indikativ haben wir eine 1. Sg. *niddahami* 7, 34. 45. Die Nebenendung im Vers zeigt die fragende Zeile 2, 35 *gaccham ciṭṭhaṃ suvaṃ uṭṭhaṃ dhāraṃ nāsaṃ palāmi uṃ?* und einzeln *caraṃ, na niṇhavaṃ, sakkaṇaṃ* (für °*kku*°? sonst *sakkuṇomi*) u. a. In der 3. Sg. erfolgt vielfach, auch in Prosa, Vereinigung von *ai* zu *e*, so daß die Form von der gleichfalls häufigen kurzen Optativform nicht oder nur dem Sinne nach zu unterscheiden ist. Die 1. Pl. wird gern mit *ahaṃ* verbunden oder steht sonst im Zusammenhang der 1. Sg., und das nicht nur in Versen, sondern auch in Prosa. So *ahayaṃ . . . aṇuciṭṭhimo, nâhaṃ . . . cukkimo, na yāṇimo 'haṃ; kiṃ chindāmi ahayaṃ . . . sa-gattaṃ, kiṃ vā ṇaṃ tuṅga-giriyaḍāo pakkhiveuṃ daḍḍhaṃ saṃcuṇṇimo?* (°*bhuttemo* π, °*bhuttomā* P, °*puttemo* p); andere Stellen in den Strophen[2]. (Ebenso *pavajjimo 'haṃ* bei Devendra, Saddhadiṇakicca 318.) — Der Optativ zeigt, wie eben erwähnt, oft die kurze Form auf *e* neben der auf *ejjā*, in Prosa wie in Versen. Monströs sind (5 III) *gacchejjāi*; 6, 104 *vāvāijjāi* (S. 70). Wenn Pischel Gr. § 459 *kuvvejjā* auf **kurvyāt*, *bhavejjā* auf **bhavyāt* zurückführt, so stehen diesen Ansetzungen die Formen *kuvviyā* (auch °*vvīyā*) und *(b)haviyā* ganz nahe. *pamajjiyā, samabhijāṇiyā* sind schon aus dem Āyār'aṅga bekannt. Hier kommen ferner hinzu *aṇupāliyā, avekkhiyā, nibandhiyā, nisāmiyā, paḍiyariyā, parāvattiyā, bhuñjiyā, marijjiyā, samaṇuṭṭhīyā.* Etwa die Hälfte aller Vorkommen (es liegt nur die 3. Sg. vor) ist in Versen. Eigentümliche Formen zeigt folgende Stelle. Es handelt sich (7 III) um die Mitteilung

[1] Es folgt, allerdings nicht unbestritten, *purise*, das ein Nom. Pl. der eben beschriebenen Art wäre.

[2] Dabei auch *na yāṇamo*, wie *nâṇuciṭṭhamo* (*amhe*); beides wohl Fehler für °*imo*.

des *sirigāra* (S. 82). Sie erfolgt mittels Akṣaras (*akkharesuṃ phusiyaṃ havejjā*, d. h. dem Mönch, der den *sirigāra* vergessen hat, soll er silbenweise durch Einhelfen zurückgerufen werden). '*se bhayavaṃ, jayā ṇaṃ evaṃvihe akkhare na payādi?' Goyamā, jayā ṇaṃ . . . na ppayādi, tayā ṇaṃ āsanna-parayaṇīṇaṃ pakahittāṇaṃ . . . akkhare dāvejjā. 'se bhayavaṃ, jayā ṇaṃ eeṇaṃ payāreṇaṃ se ṇaṃ kugurū akkhare na ppadejjā, tayā ṇaṃ kiṃ kujjā?' Goyamā, jayā ṇaṃ . . . na payatthā, tayā ṇaṃ 'saṅgha-bajjhe' uvaisejjā.* In *payādi* und *payatthā* kann man nur verunglückte Aoristformen sehen, mindestens wäre *pāyādi* (zu Skt. *adādi*) und *pa(d)itthā* zu erwarten. Die Anwendung dieses Aorists ist, wie *dāvejjā, padejjā* und *uvaisejjā* zeigen, optativisch; sie entspricht dem von Pischel Gr. § 517 gerade bei den *ittha*-Formen angeführten Beispiel *jai me ṇa dāhittha . . ., kiṃ ajja . . . labhittha.* — Im Imperativ begegnet die bei Pischel noch nicht belegte 1. Sg. in (8 V) *ete tujjhaṃ pañca sae sugāmāṇaṃ demu* und *dāṇaṃ demu.*

Zum Aorist vgl. das eben Ausgeführte. Neben der Endung der 3. Pl. *iṃsu* findet sich, ebenso wie Āyār. I 9, *isu*, das dem *iṣuḥ* des Sanskrit nähersteht, in *bhavisu, viharisu.* Letzteres ist, auch dies keine Seltenheit, mit der 3. Sg. verbunden in *saddhamma-kahaṃ kahanto viharisu.* — Plusquamperfekta enthalten die Sätze (2 VI) *jāva ṇaṃ . . . sa-rāgeṇaṃ sarīreṇaṃ diṭṭhīe i vā purise* [näml. *itthīyaṃ*] *ullāvejjā* (so) *nijjhāejjā. tāva ṇaṃ jaṃ taṃ . . . kammaṃ āsaṃkaliyaṃ āsi u, taṃ nibandhejjā, no ṇaṃ baddha-puṭṭhaṃ karejjā,* und 7, 1 *jaṃ bhaṇiyaṃ āsi me tumaṃ* (!) . . ., *kiṃ na akkhasi pāyacchittaṃ* (metrisch wäre: *kiṃ pacchittaṃ na akkhasi*)? — Das Futurum zeigt oft die Nebenendungen. Bindevokal und Futurzeichen können *īs* statt *iss* werden, so *vimuccīsaṃ, sujjhīsaṃ* als 1. Sg., *bhavīsaṃ* als 3. Pl. Für das letztere wird *bhavīsum*, einmal sogar *bhaviṃsuṃ* geschrieben, als wenn Aor. vorläge: der Zusammenhang, in dem auch *bhavīhenti* vorausgeht, macht aber das Fut. zweifellos. Als (8 VII) Sujjhasiva und Sujjhasirī ihre Schuld erkannt haben, treffen sie auf Jagāṇanda und seine Mönchschar und denken: '*de maggāsi visohi-payaṃ esa mahāyase' tti,* »wohlan, dieser berühmte Mann wird uns zeigen, wie wir uns entsühnen«. So übersetzen wir, da der Zusammenhang ein Fut. zu erfordern scheint; die Form können wir allerdings nicht erklären.

Vom Passiv in der gewohnten Gestalt weicht nur ab die Bildung in dem Satze (8 V) '. . . *kiṃ vā ṇaṃ ajimiehiṃ tassa [sadda]-karaṇaṃ na samuccāriyae?'* »oder warum wird von jemand, der noch nicht gegessen hat,

12*

der Name jener Person nicht ausgesprochen«? Ebenso *saṃpādiyau* Samar. 438, 3. Dem Sanskrit entsprechender wäre *samuccarīyae*, und so heißt es auch in der Antwort *samuccarīe*, wobei entweder die Silbe *ya* vergessen ist oder die schließenden *ai* zu *e* geworden sind. — Das einmalige *kārayāmi* des Kausativs ist ebenfalls rein sanskritisch. Zu *bhram* wird *bhamāḍiuṃ* und *bhamāliya* belegt, vgl. He. 4, 30. — Im Denominativ sind *ahijjaṇei* »studieren« und *vakkhāṇei* »erklären« anzuführen. Über das Intensiv s. gleich.

Partizipia. (8 I) *teṇaṃ kāleṇaṃ teṇaṃ samaeṇaṃ Susaḍho nāmadhejje aṇagāre habhūyavaṃ* (°*sū*° π). *bhūyavaṃ* wäre Part. Praet. Par.; die Silbe *ha* bleibt unerklärt. — Zum Part. Fut. vermerken wir *pūya* (*pūjya*)[1] und *vanda* (*vandya*) neben *pujja* und *vandaṇijja*, *vandaṇīya*. *kṛ* bildet (*a*)*kattavva*. Vom Part. Praet. Pass. stammt *duppattijja* (*duḥprāpaṇīya*). — Der Infinitiv auf *uṃ* wird gelegentlich durch das »expletive« *je* (Pischel Gr. § 336) verstärkt, wie es in der JM. häufig ist: *gaheuṃ-je*, *payāuṃ-je*, *vāyareuṃ-je*. — Als Inf. gebraucht erscheint das Absolutiv in den Sätzen (8 VII) *na sakkiraṃ tesiṃ mullaṃ kāūṇaṃ* »sie konnten keinen Preis machen« und (8 I) *nâhaṃ risīyamāṇe* (°*si*° Hss.) *bandhave khaṇ'addhaṃ avi daṭṭhūṇaṃ sakkuṇomi* »ich kann es nicht einen Augenblick mitansehen, wie es den Meinigen schlecht geht«. Das Absol. auf *ya* liegt in *gacchiya* vor.

Wortbildung. — Das Suffix *illa* liegt vor in *asajjhāilliya*, *paḍilliya*, *māsilla* (alle in Kap. 6) und *laddhilliya*; *ira* in *gaḍhira*, *bhaṇira* und *bhāṇira*, die der Doppelform *bhaṇai* und *bhāṇai* entsprechen, *mucchira*, *vajjira*, *vicintira* und *sakkira*. Eine Anzahl verbaler Intensivbildungen (Pischel Gr. § 558) ist teils schon belegt teils neu; die Bedeutung ist nicht immer zu bestimmen. Es sind: *ghaḍahaḍinta*(*ya*) »rasselnd, krachend« (Mar. *ghaḍaghaḍaṇeṃ*); *ḍhiṇiḍhiṇinta*; *tharaharai* und *phuraphurai* »zittern«; *bhiṇihiṇinta* »summend« (*macchiyāhiṃ*; *bhiṇabhiṇāyamāṇa-masaya-makkhiyā-jāla* Samarāicc. 126, 12; Mar. *bhiṇabhiṇaṇeṃ*); *maghamaghamaghanta* »sich verbreitend« (vom Geruch); *ruṇaruṇai* »brummen« (*ali vva kamala-vaṇe*; Mar. *ruṇaruṇaṇeṃ*)[2]; *saḍahaḍanta* »zusammenbrechend« (Mar. *saḍasaḍaṇeṃ*; Guj. *saḍasaḍavuṃ* dagegen »to make sharp, successive sounds«), und zwar *kuṭṭha-vāhīe galamāṇa-saḍahaḍanta* wie *siḍihiḍanta-kuṭṭha-vāhīe parigalamāṇo*, welch letzteres Int. daher

[1] *pūyā-bhatta* Kappa-S. 2, 25—28 ist danach wohl besser als *pūyaga-bh.* denn als *pūjā-bhakta* zu erklären.

[2] Verwandt ist *ruṇujhuṇi*, von gleicher Bedeutung He. 4, 368.

denn wohl nicht mit Mar. *śiḍaśiḍaṇeṃ* »pladdern« zu vergleichen ist; *sala-salai sarasarāyate*[1] »krabbeln« (von Würmern). Stämme dieser Art mit der Gen.-Endung stellen Intensiv-Adverbia dar, so in der Āryā-Zeile 3, 73 *kaḍhakaḍhakaḍhanta-calacalacalassa ṭalaṭalaṭalassa rajjanto* (Mar. *kaḷakaḷaṇeṃ*, *calacala* und *ṭalaṭala* passen in der Bedeutung nicht); *khaṇḍakhaṇḍie* (*pat-tagā parisāḍiyā*) »in Stücke«; *tharatharassa* (*kampai*) »zitternd«; *dhagadhaga-(dhaga)dhagassa* (*pajjalai*) »knackend, knisternd«; *saḍahaḍassa* (*saḍe taṇuṃ*) »schmetternd«[2]; *phaḍaphaḍassa* (*vāukkāyaṃ udīriyaṃ*) gehört wohl mit dem Gen. fem. *pheṭṭāpheṭṭie* (*jāum āraddhe*) »entzwei« und *phaḍḍāphaḍḍiṃ* »grup-penweise« (Uvav. 31) zusammen[3]; *majjhāmajjhie* (*majjhomajjhiya* Hss.) (*do khaṇḍā phālijjāmi*) »mitten durch«. Akk.-Intensiva wie *gacchāgacchiṃ*, *gum-māgummiṃ* (gleichfalls Uvav. 31), sind *khaṇḍākhaṇḍiṃ* und das auch sonst belegte *gharāghariṃ*. Rein nominal sind *kaḍayaḍa*, *khaḍahaḍa*, *vaḍavaḍa* (Hc. 4, 148; Deś. 6, 92). In das Gebiet der Komposition gehören die Ver-doppelungen *aṇanta-m-aṇanta*, *aṇantāṇanta*, *aṇantarāṇantara*, *anna-m-anna* »andere«, *devinda-vanda-vanda*, *bhāva-bhāv' antar' -antara*. Pleonasmen sind *anna-des' antara* und *anna-bhav' antara*. Die Bildung von Zusammensetzun-gen ist kühn, wo sie die Art und Weise, wie die Kevalinschaft erlangt, oder die Gesinnung, mit der die Beichte abgelegt wird, ausdrücken (1 III bis V). Genannt seien der '*hā hā aṇāyāra*'-*kevalī* (*aṇa°* Hss.), der '*aṇasaṇe ṭhāmi*'-*kevalī*, der '*annaṃ hohī sarīraṃ me, no bohī c' eva*'-*kevalī*, der '*aṇāi-pāvakamma-malaṃ niddhovemiha*'-*kevalī*, der *kiṃkiṃc' āloyaga*, der *nakiṃc' ā-loyaga*. Anderseits ist die Zusammensetzung fälschlich gesprengt in *dūr'-ujjhiya-patt' āisu mamattaṃ* (*dūrôjjhita-pātr' ādi-mamatva*), *avinnāya-puṇṇa-pāvā-ṇaṃ viseso* (*avijñāta-puṇya-pāpa-viśeṣaḥ*).

Dies führt noch zu einigen Worten über die Ausdrucksweise und Satzbildung. Die Prosa liefert hier vor allem Beispiele. Aus den bisher angeführten Stellen geht der verschwenderische Gebrauch, der von dem enklitischen *ṇaṃ* gemacht wird, bereits zur Genüge hervor. *tu* ist über-flüssig, wenn es heißt: (8 III) *tie ya* (näml. *māhaṇie*) *samparakkhāyaṃ* ...

---

[1] Zachariae, GGA 1898, S. 466. Sonst *sulasula°*; so, zusammen mit *bhiṇi°*, *misi°* und *ghivighivighiviyanta* Tandulaveyāliya VII 28. 30 (Daśapayannā, Banāras 1886, Bl. 10[b]).

[2] Hinzu kommen *davadavassa* und *°vāe* aus Dharmadāsa's Uvaesamālā, s. Tessitori dort S. 16, ersteres auch Dasav. 5, 1, 14 (also in AMg.); *kahakahakahassa hasaṇaṃ* Kappa-bhāsa 1, 490 (Leumann, Aup.-S. S. 113).

[3] Ob auch mit Hindī *phaḍaphaḍanā* »to flutter, twitch« (Beames, Compar. Grammar 3, 90)?

samaṇa-dhammaṃ diṭṭhanta-heūhiṃ ca . . . viṇīyaṃ tesiṃ tu oder (8 V) *tā ṇaṃ tu ahayaṃ te pariṇemi.* Oder man liest: (5 II) *tahā ṇaṃ, Goyamā, aihae ṇaṃ evaṃ cintejjā evaṃ se ṇaṃ Sejjambhave* und weiter *se ya . . . Dasaveyāliya-suyakkhandhaṃ suttao ajjhīya, Goyamā, se ṇaṃ Duppasahe . . .*; an anderer Stelle wird von dem *Kuvalayappahâhihāṇe nāma aṇagāre* gesprochen. Mindestens zwei Konstruktionen sind vermengt, wenn es heißt: (8 V) *kumāreṇaṃ bhaṇiyaṃ 'nāmaṃ ajimieṇaṃ tassa cakkhukusīlâhamassa ṇaṃ sadda-karaṇaṃ na samuccaremi'.* Sicher liegt an manchen Stellen, die wir zur Zeit kaum sinngemäß zu deuten wissen, eine ähnliche Verderbnis des Ausdrucks vor.

Auffallend ist ferner der weite Umfang, in dem ein Wechsel des Geschlechts stattgefunden hat. Wir lesen: *aikkamaṃ, antaṃ, abhāvaṃ, abhiggahaṃ, asaṃjamaṃ, ahammaṃ, āsavaṃ, āhāraṃ, udayaṃ* (*udayaḥ*), *uvaesaṃ, uvaramaṃ, kālaṃ, kiriyaṃ,* (*suya-*)*kkhandhaṃ, gandhaṃ, candaṃ, ḍambhaṃ, tanuṃ, tuṭṭhiṃ, tharaṃ, diyahāṇi* und *°hāiṃ, dīvaṃ,* (*dvīpaḥ*), *desaṇaṃ, dehāṇi, dhammaṃ, namokkāraṃ, nikkhevaṃ, paesaṃ, paccayaṃ, pamodaṃ, pariosaṃ, paribhogaṃ, bandhaṃ, mokkhaṃ, lābhaṃ, viṇiogaṃ, viregaṃ, visesaṃ, voccheyaṃ, saṃsayaṃ, saggaṃ, sajjhāyaṃ, saṃjamaṃ, saṃdehaṃ, saṃbhavaṃ, sūriyaṃ, sesaṃ.* Es steht also eine große Anzahl maskuliner Nomina in neutralem Gebrauch. Das Umgekehrte ist weit seltener der Fall: es finden sich die Nom. *dāṇo, duho, pacchitto, rayaṇe, vigghe* (so auch das Sanskrit), *sāmaṇṇe,* die Akk. Pl. *kaṭṭhe, p(āy)acchitte, rayaṇe.* Fem., daneben auch Mask., ist *vihi.* Mehrere Nomina stehen mask. und neutr. in unmittelbarer Nachbarschaft. So heißt es *esa samās'attho, vitthar'atthaṃ tu imaṃ*; *āgamaṃ* gleich hinter *agamo*; *paḍibuddhaṃ asesaṃ pi bandhu-jaṇaṃ bahū nāgara-jaṇo ya*; *gacchaṃ* wechselt, worauf wir schon hinwiesen (S. 47), mit *gaccho.*

Die Unbekümmertheit um das grammatische Geschlecht geht aber noch weiter, sie zeigt sich auch in der Beziehung von Substantiv und Attribut. Man liest *kesiṃ itthīṇaṃ, jaṃ itthīyaṃ . . . se ṇaṃ dhannā* usw. (nachher *se ṇaṃ ahanne*), *majjhimaṃ gaī, esa dhamme paveiyaṃ, ime savvaṃ avi pāyacchitte, savvaṃ logâlogo, narae n'eva saṃjamaṃ, ke vi samaṇīo, je kei sāhū . . . se ṇaṃ gāratthihi uvaneyaṃ, pasatthāiṃ siddhant'āyāra-cariya-purāṇa-dhamma-kahāo ya annāiṃ ca dhamma-satthāiṃ, ime . . . suyakkhandhaṃ, eyāhiṃ heūhiṃ.* Merkwürdig sind die Sätze: (4 I) *diṭṭhaṃ tehi pañca sāhuṇo chaṭṭhaṃ samaṇôvāsagaṃ* und (8 V) *jai kahāi taṃ* (= *tumaṃ*) *diṭṭha-paccayaṃ hohī* (statt *hohisi!*), *tā puṇa visattho sāhihāmi.* Der Plural hat neutrale Form in 5, 19

se vī (*vi* Hss.) *ya, Goyam', ādeya-vayaṇa-sūri 'ttha, no ya sesāiṃ* und 6, 102 *kevala-nāṇissa te* (näml. *pañcendiyā jīvā*) *gammā, no akevalī tāiṃ pāsati*; (in 103: *te*;) 104 *vāvāijjāi do tiṇṇi, sesāiṃ pariyāvai.* Es wäre denkbar, daß hier der Pl. mask. auf *ni* vorläge, dessen Vorkommen Lüders (SBAW 1913, S. 994ff.) nachgewiesen hat — *tiṇṇi* stände dem nicht entgegen, da es für alle Geschlechter gebraucht wird — doch ist uns dies nicht wahrscheinlich.

Der Kasus ist verfehlt in (5 V) *jaṃ jāṇejjā jahā ṇaṃ . . . virāhejjā, se ṇaṃ savvahā vi vajjejjā* statt *taṃ ṇaṃ*; 6, 14 *akāle n'atthi te maccū visaṃ avi samāditum gao* statt *gayassa*; 7, 1 *jaṃ bhaṇiyaṃ āsi me tumaṃ* statt *tae* oder *tumae*.

8.

Zusammenfassung.

Der Schlußabschnitt soll dazu dienen, die bisherigen Feststellungen zusammenzufassen und die Folgerungen daraus zu ziehen. An die Spitze tritt die Frage, ob und inwieweit das Mahānisiha als das Werk eines einzigen Verfassers zu gelten hat. Wie der Text uns heute vorliegt, ist dies der Fall. Aber der Verfasser hat eine Einheit erst geschaffen aus Gebilden, die zwar in der Mehrzahl sein Werk, zum Teil aber von ihm entlehnt oder benutzt sind. Die Herstellung von Übergängen (S. 34) hätte schwerlich stattgefunden, wenn es sich nicht darum handelte, zwischen zusammengesetzten Teilen die notwendigen Verbindungen zu schaffen. Sprachlich ist die besondere Herkunft am deutlichsten bei der Abhandlung über die Geschlechtlichkeit (2 VI—IX) und der Darstellung des *kusīla* (3 I. XIII f.), die beide nicht wie das übrige[1] in einer allerdings nicht reinen Jaina-Māhārāṣṭrī, sondern in Ardha-Māgadhī verfaßt sind. Inhaltlich sprechen für sie bei der Einlage in Kap. 5 mehrere Beobachtungen, die schon dargelegt worden sind (S. 46). Im Pacchitta-sutta (7 II) wurde eine Vernünftigkeit des Strafmaßes beobachtet (S. 83), die sich von den Übertriebenheiten fernhält, wie sie sich in anderen Textteilen zeigen, ja nach dem Abschluß dieser Ausführungen sofort wieder einsetzen. Wir möchten auch annehmen, daß der ganze Mittelteil, nicht nur der *kusīla*-Traktat, dem Aufbau erst eingefügt worden ist. Dafür spricht außer dem Inhalt seine vom Haupt-

[1] Mit Ausnahme der aus kanonischen Wendungen zusammengesetzten Einleitung zum Ganzen.

teil abweichende Form, nämlich die Prosa, und, wo Verse stehen, deren abweichendes Maß, nämlich die Āryā.

Über alles aber, die AMg.-Teile nicht ausgenommen, hat der Durchgang durch den zusammenfassenden Geist einer bestimmten, uns freilich nicht bekannten Persönlichkeit das sprachliche Gewand geworfen, das dieser eigen ist. Der Verfasser bildet den Nom. Sg. mask. auf *e* und *o*, und zwar in der Prosa, soweit er nicht erzählt, vorwiegend auf *e*, in den Strophen ausschließlich auf *o*; den Nom. Pl. mask. auf *e* und *ā*, und zwar in der Prosa vorwiegend auf *e*, in den Strophen auch auf *ā*. Er hat, bei einer allgemeinen Vernachlässigung des grammatischen Geschlechts, doch eine deutliche Neigung zum neutralen Gebrauch maskuliner Nomina. Seine Prosa leidet nicht selten an einem sprachlich falschen Übermaß des Ausdrucks und anderem stilistischen Ungeschick. Im Verse scheut er sich nicht vor dem geraden Śloka-Pāda von sieben Silben und formt nicht ungern Gītis statt Āryās (3, 3. 37 f., s. S. 58); es macht ihm nichts aus, eine Strophe gelegentlich durch einen prosaischen Einschub zu stören. Inhaltlich ist für ihn bezeichnend ein Überschwang in den ihm eigenen Angaben, die mit Zahlen verbunden sind, eine gewisse Unsicherheit in seinen Beziehungen auf den Kanon (S. 55), dafür eine Hinneigung zur Mystik in der schriftlichen Form der Gebete und Heilwünsche, die doch für den mündlichen Gebrauch nicht in Frage kommt, und in einem schützenden Spruch, durch den eine tantrische Gottheit gnädig gestimmt werden soll (S. 77). Erwähnt sei auch das Gewicht, das auf die Sternengunst gewisser Tage gelegt wird (S. 62) wie auf Traumbilder und Vorzeichen (S. 76. 24). Es scheint ferner, daß der Verfasser brahmanischem Leben nicht fernsteht. Er bringt Indrāṇī und Sarasvatī an (2 VIII), nimmt von Personen des Mahābhārata und Rāmāyaṇa Notiz (S. 47. 39), läßt die Eltern der Lakkhaṇadevī (6 VII) eine Tochter ersehnen und diese selbst die Gattenwahl vornehmen, nennt die Söhne des Brahmanen mit Namen, obgleich es für die Erzählung ohne Wert ist (8 III). Die weltlichen Wissenschaften sind ihm wenigstens von fern bekannt (S. 69).

Gewisse Erscheinungen sprechen, an sich betrachtet, für die verhältnismäßig frühe Zeit des Verfassers. Leumann sagt zu den Āvaśyaka-Erzählungen (S. 5): »Überhaupt macht man in der Erzählungsliteratur die Wahrnehmung, daß je älter und echter das Prākṛt ist, um so weniger eine grammatische Schulung hervortritt.« Das scheint zunächst auf die beschrie-

benen Mängel in der Prosa zuzutreffen. Aber die Geschichte von der Nonne Rajjā (6 VI), die dem Mahānisīha einverleibt ist (S. 35), zeigt uns, daß die prosaische Ausdrucksfähigkeit jener Zeit durchaus auf der Höhe stand. Die anderen Erzählungen unseres Textes bleiben vielmehr hinter dem Durchschnitt zurück. Ferner bedient sich der Verfasser, wo er selbst das Wort führt, fast ausschließlich des Śloka's. Dabei ist in seiner Zeit die Āryā bereits durchgedrungen, wie die Anführungen aus den großen metrischen Werken zeigen. Wie diese zeitwidrigen Tatsachen zu erklären sind, steht dahin. Man könnte annehmen, es handele sich im Einklang mit dem von uns nachgewiesenen Streben (S. 7) um eine bewußte Altertümelei, hieße dies nicht dem Überblick des Verfassers über Sprach- und Stilerscheinungen zuviel zutrauen. Eher möchten wir an eine Verschiedenheit des Ortes, wo unser Text entstand, von dem gewöhnlichen Schauplatz literarischer Betätigung glauben. Die *e*- und *o*-Form des Nom. in ihrer Vermischung weist auf eine geographische Lage zwischen dem östlich herrschenden *e* und dem westlichen *o*, also, mit der echten AMg. verglichen, auf eine Verschiebung nach Westen. Es mag hiermit zusammenhängen, daß den Verfasser eine Ahnung von Verhältnissen in Kathiāwāḍ gerade noch erreicht hat (S. 42).

Was die aus dem Text direkt zu gewinnenden Daten betrifft, so liegt der Kanon, *āgama*, auch *siddhanta*, fertig vor. Indem das Werk ihn als solchen nennt, fühlt es sich selbst als außerhalb seiner stehend. Bekannt ist ihm nachkanonisches Schrifttum, wie der Ausdruck (3 XIII) *siddhant'-āyāra-cariya-purāṇa-dhammakahāo* dartut, und zwar zeigt das Adjektiv *pasattha*, daß jinistische gemeint sind. Für die Lebensgeschichte heiliger oder frommer Personen (*cariya*) wird dies durch den Hinweis auf die Arihantacariyā (S. 45), für die Purāṇa's durch die Andeutungen von Legenden bestätigt. Die Gattung erbaulicher Erzählungen ist überhaupt schon reich entwickelt. Die nachgewiesenen Zitate zeigen den Mahānisīha-suyakkhandha jünger als die Āvassaga-, Dasaveyāliya-, Piṇḍa- und Ohanijjutti, das Vavahāra-bhāsa. Mit der Paṇhāvāgaraṇa-cuṇṇi, die wir nicht mehr besitzen, scheint an einer Stelle eine enge Berührung stattgefunden zu haben (S. 6). Erläuterungsschriften mit dem Titel *saṃgahaṇī* werden neben den *nijjutti* genannt (S. 47). Daß angesehene Kirchenlehrer früher Jahrhunderte unsere Texte hochgeschätzt hätten, ist nicht glaubhaft (S. 7); eine Ausnahme macht nur Haribhadra. Nach unverdächtigem Zeugnis hat er das Werk gekannt. Dazu

stimmt auch eine sprachliche Tatsache. »Die älteren«, fährt Leumann a. a. O. fort, »verfehlen sich gegen die Grammatik, die späteren aber, welche unerhörte Saṃskṛtismen wie *īisa* statt *erisa* (*īdṛisa*) und dergleichen konstruieren, sündigen an der Sprache.« Nun lautet das angeführte Leitwort bei Haribhadra in der Samarāiccakahā durchweg *īisa*, im Mahānisīha dagegen *erisa*, nur einmal (6, 314) *erisa*. Unser Text hält sich also von jenem Sanskritismus frei, wie seine Hinneigung zum Sanskrit überhaupt nicht groß ist.

Die Zeit des Mahānisīha liegt demnach zwischen dem Abschluß, so kann man wohl sagen, der Erläuterungsschriften in Prakrit und Haribhadra. Man setzt diesen jetzt[1] in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts. Sein älterer Zeitgenosse war Dharmadāsa, mit dessen Uvaesamālā unser Text eine Anzahl von Strophen gemeinsam hat. Der Entlehner ist augenscheinlich Dharmadāsa. Denn über die Hälfte der gleichlautenden Strophen steht im Mahānisīha am Schlusse des Hauptteils (6 IX) in gutem Zusammenhang. Dharmadāsa dürfte diese Stelle geplündert haben, um die Strophen da und dort unterzubringen, je nachdem es die Zusammensetzung seines Werkes aus vielen kleinen Teilen zu erfordern schien. Wo sich in den Āryās des Mahānisīha Hinweise auf Jaina-Legenden fanden, waren sie ihm bei seiner Absicht, durch Beispiele zu wirken, willkommen. Man kann endlich geltend machen, daß bei Dharmadāsa in Str. 197 das Neutrum *dehāṇi* auffällt, während es in 6, 395 unseres Textes nur einer der vielen Fälle ist, in denen ein Maskulinum neutrale Form hat. Dasselbe Wort steht 6, 400 noch einmal.

Hat sich die Entstehungszeit des Textes somit als verhältnismäßig spät erwiesen, so fragt man, wie es möglich ist, daß er als ein Bestandteil des Kanons gelten kann. Im Kanon erscheint das Werk ein einziges Mal, und zwar in einer Liste von Werken, die nur Namen anführt, nämlich Nandī-Sutta Ausg. S. 415 (s. Weber 17, 13). Mit dieser Stelle gleichlautend ist die des Pakkhiya-Sutta S. 66a, das gelegentlich dem Kanon zugerechnet wird, ihm jedenfalls nicht fernsteht. Die Kommentare geben in wörtlicher Erklärung des Namens nur an, daß damit eben ein größerer Umfang als der des Nisīha bezeichnet werde. Auf dieser Erwähnung im Nandī-Sutta beruht die Einbeziehung des Werkes in den Kanon[2]. Die

[1] Jacobi ZDMG 60. 289.

[2] So wenigstens in Str. 5 des Uvahāṇapaiṭṭhāṇapañcāsaya, eines Werkchens von 50 Āryās, das Jinaprabha Sūri in seiner Vihimaggapavā, dāra 8, mitteilt. Der Verfasser wird nicht genannt.

ganze Liste ist aber erst nachträglich dort hineingekommen, was schon daraus hervorgeht, daß das Nandi-Sutta selbst darin auftritt. Das Wort *Mahānisīhaṃ* in ihr kann auch leicht auf Interpolation beruhen. Denkbar ist jedoch noch ein anderes: daß der Urheber der Liste einen anderen Text dieses Namens kannte als wir heute. Dies wäre nicht ohne Vorgang, hat doch das 10. Aṅga einen ganz anderen Inhalt als sein Titel Paṇhāvāgaraṇāiṃ, »Fragen und Erklärungen«, ankündigt, und fehlt doch dem 8. und 9. Aṅga jede Zehnteilung durchaus, die man nach ihren Namen Antakaḍa- und Aṇuttarovavāiya-dasāo erwartet. Einem Mahānisīha, das in früherer Zeit an der Stelle des unsrigen gestanden hätte, sind wir denn auch vielleicht auf der Spur, wenn wir uns an das Pacchitta-sutta (7 II) erinnern. Die Betrachtung des Strafmaßes zeigte uns, daß es in seiner Mäßigung unmöglich den gleichen Urheber haben kann wie die Maßlosigkeiten der anderen Stellen. In ihm liegt augenscheinlich ein Niederschlag älterer Praxis vor, der aus einem früheren Mahānisīha stammen kann.

Die Zugehörigkeit unseres Textes zum Kanon ist in der Tat seit langem bestritten. Das geht nicht nur gerade aus der Behauptung der von uns (S. 6) angeführten Sanskrit-Glosse hervor, daß dies Sūtra *ārṣam*, d. h. kanonisch sei, sondern noch deutlicher aus allem, was von seiten eines Späteren das Ansehen des Textes zu heben ersonnen worden ist. Aus den Namen war zu schließen, daß die Darstellung frühestens ins 12. oder 13. Jahrhundert gehöre. Sie dürfte sich — ebenso wie Jinaprabha Sūri's Bemerkung saṃvat 1363 in der Vihimaggapavā (Verz. II 862) — gegen gewisse Abtrünnige richten, über die Dharmasāgara in seinem Kuvakkhakosiyasahassakiraṇa berichtet. Bhandarkar teilt nämlich im Anschluß an die oben (S. 6) aus Kap. 3 dieses Werkes wiedergegebenen Worte mit: »Chandraprabha and his sect as well as the Lumpâkas and the Chaityavâsins do not recognise the Mahânišitha at all.« Candraprabha aber ist der Begründer der Paurṇimāyaka- oder Paurṇamiyaka-Sekte saṃvat 1159.

Aus den Angaben, die sich bei Bhandarkar und in Webers Abhandlung über das »Kupakshakauçikâditya« finden, würden wir wünschen, ungefähr zu schließen, was die Genannten veranlaßt hat, das Mahānisīha abzulehnen. Hinsichtlich der Paurṇimāyaka bleibt einige Unklarheit. Candraprabha steht auf dem Standpunkt, daß ein Mönch an den Feierlichkeiten, die die Aufrichtung des von einem Laien gestifteten Jinabildes

begleiten, nicht teilzunehmen habe; das sei vielmehr nur Sache der Laien. Er wird abtrünnig mit aus dem Grunde, weil er diese sogenannte *śrāvaka-pratiṣṭhā* zu Ehren bringen will. Nun wird aber die Forderung, daß der Mönch nicht spenden dürfe, gerade vom Mahānisīha in 3 VII unter Beiziehung der Āvassaga-Nijjutti, also im Einklang mit diesem Werke größten Ansehens, vertreten. In diesem Punkte hätte der Text mithin keine Ablehnung verdient.

Lumpāka oder Loṅka Śā, Schreiber von Beruf (*lekhaka*), wurde saṃvat 1508 der Begründer der nach ihm sich nennenden Sekte der Lumpāka oder Luṅka, Loṅka, Lauṅka. Diese verwirft die Herstellung und Verehrung von Jinabildern. Sie muß folgerichtig auch dem Mahānisīha die Geltung absprechen; denn in ihm spielen diese, die *paḍimā* oder *bimba*, in der Tat eine Rolle, ebenso wie die Heiligtümer und Klöster (*ceiya*), beides im Gegensatz zu den übrigen Texten des Kanons, wenn man das Werk dort hineinrechnet; vgl. 1 III, 3 III, VIIf., IX u. a. In der Gegenwart heißen die Anhänger jener Forderung die Sthānakavāsin oder polemisch Ḍhuṇḍhiā; von den 45 kanonischen Werken gelten bei ihnen nur 42[1]. Zeitlich dem Lumpāka nahe steht Ratnaśekhara mit seinem Ācārapradīpa (saṃvat 1516); seine Bemerkungen (S. 50) werden daher auf diesen und seine Schüler gemünzt sein.

Über die Caityavāsin endlich finden sich einige Mitteilungen in Bhandarkars Bericht über das Jahr 1882—83. Schon aus dem Namen geht hervor, daß diese Gläubigen das Wohnen in den Heiligtümern als erlaubt ansehen, ja geradezu fordern; sie müssen sich also eben hierin von der Masse ihrer Glaubensgenossen unterscheiden. Eine direkte Äußerung zu dieser Frage liegt nun im Mahānisīha selbst vor. Kuvalayappabha wird (5 VI) von den Mönchen zum Bleiben eingeladen: '... *etthaṃ ete ceiy'ālae bhavanti nūṇaṃ tujjh' āṇattīe, tā kīrau ... ih' eva cāummāsiyaṃ!*' Er aber antwortet: '*bho bho piyaṃ vae! jai vi jiṇ'ālae, tahā vi sāvajjam iṇaṃ, nâhaṃ vāyā-mitteṇaṃ eyaṃ āyarijjā*'[2], wofür er den Beinamen *sāvajj'āyariya* erhält. Dem Standpunkt der Caityavāsin

[1] »Seeker«. Notes on the Sthanakwasi or the non-idolatrous Shwetambar Jains. o. O. 1911.

[2] Die Handschrift π hat hier am Rande ein Swastika, nach Bühler (Ind. Paläogr. S. 86) ein Zeichen des Nichtverstehens. Vielleicht ist hier aber eine Hervorhebung beabsichtigt.

lief diese Ablehnung natürlich stracks zuwider, was ihnen genügte, den ganzen Text zu verwerfen.

Es mag bei diesen drei Arten von Abtrünnigen einiges hinzugekommen sein, was ihnen das Werk verdächtig machte. Auch die Orthodoxen mußte aber manches stutzig machen, wie wir in unseren Darlegungen gezeigt haben. Zeugen dafür sind die mangelhafte Überlieferung und die Unsicherheit, wohin das Werk im Kanon zu stellen sei. Jinaprabha Sūri's Vihimaggapavā und Paramānanda's Sāmāyārivihi behandeln es als letztes der kanonischen Werke, die anderen Übersichten stellen es zu den Cheyasutta, und zwar nimmt es im Āyāravihi unter ihnen die fünfte, im Siddhāntadharmasāra mit seinen angeblichen drei Fassungen die erste bis dritte, in der Jaina-Granthāvalī die sechste Stelle ein. Die jetzt übliche Zählung läßt es seinem Namen entsprechend dem Nisīha-Sutta als zweites Cheyasutta folgen. Für uns besteht kein Zweifel, daß dem Mahānisīha nach seiner Entstehungszeit, seiner Sprache und seinem Inhalt keine kanonische Geltung zukommt.

Inhalt.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 6

HANDSCHRIFTLICHE STUDIEN ZU MELETIUS

VON

DR. G. HELMREICH
IN ANSBACH

BERLIN 1918
VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. DIELS in der Gesamtsitzung am 2. Mai 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 18. Juli 1918.

Die Schrift des phrygischen Mönches Meletius Περὶ φύσεως ἀνθρώπου wurde im gleichen Jahre (1836) von Ritschl (Universitätsprogramm von Breslau) nach einer Krakauer Handschrift teilweise, von Cramer (Anecd. graec. Oxon. III 1—157) vollständig herausgegeben. Er benutzte dazu 3 Oxforder Handschriften, Barocciani 131, Roe 4 und 15, die er mit A, B und C bezeichnete. Diese Ausgabe ist in mehr als einer Beziehung mangelhaft. Ich will nicht reden von den zahllosen, oft sehr störenden Akzent- und Interpunktionsfehlern; bedenklicher ist, daß er wiederholt zwar im Variantenverzeichnis die richtige Lesart anführt, in den Text dagegen die unrichtige aufnimmt, weil er die richtige nicht erkannt hat.

Er ist meist dem Codex A gefolgt, der dem 14. Jahrhundert angehört; er hätte aber auch den Lesarten der beiden anderen Handschriften, namentlich denen von B, Beachtung schenken sollen, von deren Richtigkeit er sich hätte überzeugen können, wenn er auf die Quellen des Autors, die derselbe meist wörtlich ausgeschrieben hat, näher eingegangen wäre.

Das Werk des Meletius wird von den Ärzten (s. Hecker, Gesch. d. Heilkunde II S. 235 ff., Häser, Gesch. d. Medizin S. 475 f.) gering gewertet. Da er aber Galen und Soran (letzteren wohl nur indirekt) benutzt hat, und unsere Galenhandschriften selten über das 14. oder 15. Jahrhundert hinaufgehen, darf ein mehrere Jahrhunderte älterer Textzeuge nicht achtlos übergangen werden. Ich habe deshalb die Münchener Handschrift zu Meletius, cod. graec. 39, verglichen und mich bald überzeugt, daß ihre Lesarten an sehr vielen Stellen den Cramerschen Text verbessern. Außerdem habe ich die lateinische Übersetzung des Nicolaus Petrejus (Venedig 1552) eingesehen, die, obschon sie ziemlich frei ist und deshalb den Rückschluß auf den griechischen Text erschwert, doch an manchen Stellen das Richtige bietet oder die Lesart der Münchener Handschrift bestätigt. Daß Petrejus eine gute Vorlage benutzte, beweist auch der Umstand, daß in

ihr wie in A die Vorrede und Kapitelübersicht (p. 1—4), die in den meisten Handschriften zu fehlen scheinen, erhalten waren. Schließlich konnte ich durch das äußerst dankenswerte Entgegenkommen der Direktion der Universitätsbibliothek in Uppsala photographische Aufnahmen des cod. Upsal. bibl. acad. 30 benützen. Diese Handschrift übertrifft zwar alle übrigen an Alter und erweckt auch anfänglich die besten Hoffnungen, allmählich aber sinkt sie infolge umfangreicher Auslassungen zu einem bloßen Exzerpt herab, so daß ihr für die Textkritik nicht die Bedeutung zukommt, die man bei ihrem hohen Alter erwarten durfte. Ihre Lesarten, die sehr häufig die von B und M bestätigen, sind mit U bezeichnet.

Der Münchener Codex, eine Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts, enthält auf f. 1—79 den Text des Meletius, wie er bei Cramer abgedruckt ist. Er stimmt an der überwiegenden Mehrzahl der Stellen mit B, kann aber nicht aus diesem abgeschrieben sein, weil er im einzelnen und im ganzen vollständiger ist. Er enthält z. B. die Abhandlung Περὶ τύχης, die in B und C fehlt, ferner den Schluß von Περὶ φύσεως ἀνθρώπου p. 141, 26—142, 13, der in B verloren ist; in B ist ferner p. 33, 2 durch Blattverlust eine größere Lücke entstanden, die M nicht kennt, ebensowenig die Auslassungen p. 77, 16 und 93, 19, die in B den Text verstümmelt haben. Aber auch B kann nicht aus M stammen, weil er da vollständig ist, wo M einen lückenhaften Text bietet, so beispielsweise p. 7, 24, wo μέρη καὶ in M fehlen, in B nicht, weil er viele gute Lesarten von M nicht hat oder sonst von M abweicht, wie 39, 7 λεπτὰ M, μικρὰ B.

Die nahe Beziehung, die zwischen beiden Handschriften besteht, ist also daraus zu erklären, daß beide aus derselben Quelle geflossen sind; M aber hat die gemeinsame Tradition weit sorgfältiger bewahrt als B und ist daher für die Textkritik von größtem Wert.

Als Gewährsmänner, denen er sein medizinisches Wissen verdankt, nennt Meletius außer den Kirchenvätern Basilius, Gregorius von Nyssa, Chrysostomus und Kyrillus den Hippokrates, Galen und für das Etymologische das Werk eines sonst nicht weiter bekannten Grammatikers Sokrates[1] Περὶ φύσεως ἀνθρώπου; er verschweigt absichtlich den Namen desjenigen, aus dem er ganze Seiten, größere und kleinere Stücke, wortwörtlich abgeschrieben hat, des Bischofs von Emesa Nemesius.

[1] Doch Etym. M. 389, 18: ὁ δὲ γραμματικὸς Σωκράτης ἀντιλέγει.

Diese umfangreichen Entlehnungen aus dem Werke seines Vorgängers setzen uns erfreulicherweise in den Stand, die Textüberlieferung des Meletius an der des Nemesius zu kontrollieren. Ich stelle deshalb zunächst diejenigen Lesarten von M zusammen, die durch Nemesius bestätigt werden. Die Wörter vor der Klammer geben den Cramerschen Text, Nemesius wird nach der Ausgabe von Matthäi (Halle 1802) zitiert.

I.

P. 6, 23 wird die auch bei Ps. Galen (XIX 355, 7) sich findende Definition von ἄνθρωπος gegeben: ἄνθρωπος γάρ ἐστι φασὶ ζῷον λογικὸν θνητὸν νοῦ καὶ ἐπιστήμης δεκτικόν, und dann werden die einzelnen Bestandteile derselben erläutert mit ζῷον μέν, ὅτι καὶ ὁ ἄνθρωπος οὐσία ἐστὶν ἔμψυχος αἰσθητική· λογικὸν δέ, ἵνα χωρισθῇ τῶν ἀλόγων, καὶ θνητόν, ἵνα διαστῇ τῶν ἀθανάτων λογικῶν ἤγουν ἀγγέλων· τοῦ δὲ νοῦ καὶ ἐπιστήμης δεκτικόν, ὅτι διὰ μαθήσεως προσγίνονται ἡμῖν αἳ τέχναι καὶ ἐπιστῆμαι. Statt τοῦ δὲ νοῦ hat M mit BU τὸ δὲ νοῦ und statt ἐπιστῆμαι mit B αἱ ἐπιστῆμαι; beides wird durch Nemesius p. 55, 13, dem die ganze Stelle entnommen ist, bestätigt; vgl. 19, 4 τὰς τέχνας καὶ τὰς ἐπιστήμας. Auch φασὶ lassen MB weg und Petrejus scheint es nicht gelesen zu haben; denn er übersetzt: *homo est animal rationale mortale.* — 7, 13 γνώριμόν τε ὅτι τοῖς ἀψύχοις κοινωνεῖ καὶ τῆς τῶν λογικῶν μετείληχε νοήσεως] MBU haben γνώριμον δὲ ὅτι καὶ τοῖς ἀψύχοις κοινωνεῖ καὶ τῆς τ. λ. μετείληφε ν., genau wie Nemesius 38, 7—9. — 10, 8 τοῖς δὲ φυτοῖς (sc. βρέφος κοινωνεῖ) κατά τε ταῦτα καὶ τὴν θρεπτικὴν καὶ τὴν σπερματικὴν δύναμιν]. Das zweite τὴν lassen MBU, wie Nem. 38, 12, der ausgeschrieben ist, mit Recht weg; vgl. 10, 26 ἡ αὐξητικὴ καὶ θρεπτικὴ δύναμις; 10, 12 τὴν αἰσθητικὴν καὶ ἀναπνευστικὴν δύναμιν. — 11, 15 πᾶν δὲ σῶμα ἐκ τεσσάρων στοιχείων συνίσταται] π. δὲ σ. ἐκ τῶν τεσσάρων στοιχείων σ. MB mit Nem. 48, 5, ebenso 10, 8 τὴν ἀπὸ τῶν τεσσάρων στοιχείων κρᾶσιν. — 14, 28 τὴν δὲ γῆν προσεχῶς μὲν ἡμῖν οὐδαμῶς ἐσθίομεν, διὰ μέσων δὲ τῶν ζώων καὶ σπερμάτων καὶ φυτῶν] τ. δὲ γ. πρ. μὲν ἡμεῖς κτλ. MBU, durch Nem. 50, 3 bestätigt. Cramer führt zwar die richtige Lesart ἡμεῖς aus BC an, nimmt aber das unrichtige ἡμῖν in den Text auf; er hat nicht erkannt, daß ἡμεῖς im Gegensatz zu den Tieren, wie κόρυδοι, πέρδικες, περιστεραί, steht, von denen Nem. 50, 4 sagt: πολλάκις τὴν γῆν σιτοῦνται, ἄνθρωπος δὲ διὰ μέσου τῶν σπερμάτων καὶ τῶν ἀκροδρύων καὶ τῶν σαρκῶν. — 17, 26 Ἐπειδὴ καὶ ψύχεται ἡμῶν

τὸ cῶμα ἐν ταῖς τῶν ὡρῶν μεταβολαῖς καὶ θερμαίνεται] ἐπειδὴ δὲ ψύχεται κτλ. MBU mit Nem. 50, 7, ebenso *quoniam vero* Petr. — 18, 6 ἐσθῆτος ἐδεήθημεν ἀναπληρούσης ἡμῖν ὅπερ ἡ φύσις τοῖς ἀλόγοις ἐδωρήσατο] ἐσθ. ἐδ. τῆς ἀναπληρούσης ἐν ἡμῖν τοῦτο κτλ. MBU wie Nem. 51, 1. — 18, 26 οἴκου δὲ (sc. δεόμεθα) διὰ τὰς δυσκρασίας τοῦ περιέχοντος ἡμᾶς ἀέρος καὶ τὰ θηρία] M und U wiederholen in Übereinstimmung mit Nem. 51, 16 die Präposition vor τὰ θηρία. — 19, 7 ἥντινα σύνοδον καὶ συνοικίαν πόλιν ὠνόμασαν] ἣ. σ. κ. σ. π. ὠνομάσαμεν Nem. 52, 7, ebenso UC, M mit einer leichten Verschreibung ὠνομάσωμεν. — 20, 8 καὶ ὥσπερ ἴδιόν ἐστι τοῦ εἴδους αὐτοῦ τὸ γελαστικόν]. Statt τοῦ εἴδους haben MBC τῆς οὐσίας, das durch Nem. 53, 16 und den lat. Übersetzer bestätigt wird. Der letztere freilich scheint auch die andere Lesart vor sich gehabt zu haben, denn er gibt die Stelle wieder mit *eius substantiae vel potius speciei proprium habetur.* Auch U bietet die Doppellesart: τῆς οὐσίας αὐτοῦ, μᾶλλον δὲ τοῦ εἴδους τὸ γελαστικόν. Auch im folgenden 20, 11: οὕτως ἴδιον αὐτῷ καὶ ἐξαίρετον καὶ μόνῳ τῶν ἄλλων ζώων τὸ μετὰ θάνατον ἀνίστασθαι stimmt die Lesart von MU αὐτοῦ mit Nem. 55, 7 und mit dem Sprachgebrauch des Schriftstellers überein; vgl. 20, 15 ἴδια δὲ αὐτοῦ καὶ τὰ τῶν τεχνῶν καὶ ἐπιστημῶν μαθήματα. Statt μόνῳ haben MB μόνον, U μόνου wohl richtig. Meletius scheint nämlich die Worte seiner Vorlage ἴδιον δὲ αὐτοῦ καὶ ἐξαίρετον καὶ τὸ μόνον τῶν ἄλλων ζώων τὸ τούτου cῶμα μετὰ θάνατον ἀνίστασθαι absichtlich verändert zu haben. In den unmittelbar folgenden Worten hat Cramer nach A ein Glossem in den Text aufgenommen, wenn er liest: τυγχάνει δὲ τούτου (sc. τοῦ μετὰ θάνατον ἀνίστασθαι) διὰ τὴν τῆς ψυχῆς ἀθανασίαν, ὥσπερ τοῦ θανάτου διὰ τὴν τοῦ σώματος ἀσθένειάν τε καὶ πολυπάθειαν; denn statt τοῦ θανάτου bieten MBU mit Nem. 55, 10 ἐκείνου, womit τοῦ θανάτου gemeint ist. Auch die nächsten Worte 20, 15 Ἴδια δὲ αὐτοῦ καὶ τὰ τῶν τεχνῶν καὶ ἐπιστημῶν μαθήματα καὶ αἱ κατὰ τὰς τέχνας πάσας ἐνέργειαί τε καὶ ἐφευρέσεις πάσας sind bei Cramer durch einen ungehörigen Zusatz entstellt. Denn das letzte Wort, das M mit U wegläßt, verstößt gegen den Sinn und die Grammatik. Nem. 55, 13 hat weder πάσας noch τε καὶ ἐφευρέσεις; das letztere ist Zutat des Meletius. — 21, 17 wiederholt M den Artikel auch vor ἀποφυγαὶ und ὁρμαί; vor letzterem wird er durch den Codex D_1 bei Matthäi 201, 2 bestätigt. — 23, 24 ποτὲ μὲν γὰρ ὁμοῦ τὸ φανταστικὸν καὶ τὸ διανοητικὸν καὶ μνημονευτικὸν καὶ τὸν λογισμὸν αὐτὸν διαφθείρονται οἱ φρενητιάσαντες]. M wiederholt den Artikel vor μνημονευτικόν und bietet statt διαφθείρονται παραφθείρουσιν, C mit U πα-

ραφθείρονται; das letztere scheint richtig: denn die Stelle ist aus Nem. 205, 10 entlehnt: ἐὰν δὲ σὺν τοῖς (l. ταῖς) προσθίοις καὶ ἡ μέση καὶ ἡ ὄπισθεν (sc. κοιλία τοῦ ἐγκεφάλου) πάθῃ τι, καὶ τὴν αἴσθησιν καὶ τὸν λογισμὸν καὶ τὴν μνήμην ὁμοῦ παραφθείρονται. Statt φρενητιάσαντες ist mit MU natürlich φρενιτιάσαντες zu lesen. — 29, 14 ὅταν οὖν τοὺς τύπους, ὧν τε ἐδόξασεν ὧν τε ἐνόησε (sc. ἡ ψυχή), διασώζει (sic) καὶ τηρεῖ (sic), μνημονεύειν λέγεται] καὶ τηρεῖ fehlt in MBC mit Recht, auch Nem. 202, 8 hat es nicht. Wie Cramer διασώζει drucken lassen konnte, ist unbegreiflich, da er aus B das richtige διασώζῃ notiert. Ebenso verwunderlich ist 30, 4 die Schreibung ἡ δὲ κύρια τῆς ἕξεως ἐστὶν ἡ μελέτη· ἐφ' ἡμῖν δὲ ἡ μελέτη· ἐφ' ἡμῖν καὶ ἡ ἕξις. Cramer muß den Syllogismus nicht erkannt haben, sonst hätte er die Lesart von B εἰ δὲ κυρία, die auch M aufweist und Nem. 315, 10 bestätigt, nicht unbeachtet lassen können. — 45, 30 gibt Meletius eine Aufzählung der Körperteile, die er als ὁμοιομερῆ bezeichnet, wie ἐγκέφαλος, μήνιγγες, μύες, νεῦρα, μυελὸς ὁ ἐν τοῖς ὀστέοις, αὐτὰ τὰ ὀστᾶ, χόνδρος, ἀδένες, σύνδεσμοι, ὑμένες, ἶνες etc. M hat ὀστοῖς und schaltet ὀδόντες vor χόνδρος ein in Übereinstimmung mit Nem. 147, 7, dessen Worte ausgeschrieben sind. Auch Petrejus kennt den Zusatz; denn er übersetzt: *ossa ipsa, dentes*. — 48, 11 πάσας δὲ (sc. τὰς αἰσθήσεις) ἔχει τὰ τελεώτερα (sc. ζῷα); MB bieten die Form τελειότερα, ebenso die Überlieferung bei Nem. 190, 9. — 48, 13 ἄλλο μὲν γὰρ ζῷον κατ' ἄλλην καὶ ἄλλην αἴσθησιν ἐκ τῶν τριῶν (sc. αἰσθήσεων) πλεονεκτεῖ τὸν ἄνθρωπον]. MB lassen mit U, wie Nem. 194, 7, καὶ ἄλλην weg und haben τοῦ ἀνθρώπου, während der Text bei Matthäi in Übereinstimmung mit U dem Sprachgebrauch der späteren Graecität entsprechend τὸν ἄνθρωπον aufweist.

In der Erklärung des Vorgangs beim Sehen heißt es 71, 16 ἥ τε διὰ τῶν ὀπτικῶν νεύρων αὐγὴ φερομένη τὴν μὲν οὐσίαν ἔχει πνευματικήν, ἐμπίπτουσα δὲ τῷ περιέχοντι καὶ τῇ πρώτῃ προσβολῇ τὴν ἀλλοίωσιν ἐργαζομένη διαδίδωσιν ἄχρι πλείστου συνέχουσα ἑαυτήν, ἄχρις ἂν εἰς ἀντίτυπον ἐμπέσῃ σῶμα. Die ganze Stelle ist aus Nem. 181, 5—10 abgeschrieben. Dieser aber hat, wie M, ἀντιτυπὲς, die bei Späteren übliche Nebenform zu ἀντίτυπον. — Die Wiederholung des Artikels, die MB 71, 31 mit τὸ ὀξὺ καὶ τὸ ἀμβλὺ aufweisen, wird durch Nem. 183, 5 bestätigt, ebenso 72, 6 die selbstverständliche Lesart μόνου in MB (μόνον Cramer) durch Nem. 186, 5. — 72, 9 liest Cramer: ποτὲ δὲ καθ' ἑαυτὴν ἐναργῶς παρίστησι (sc. ἡ ὄψις) τὸ φαινόμενον· ὅταν οὖν τὸν πύργον τὸν τετράγωνον στρογγύλον πόρρωθεν ὁρᾷ καὶ τὰ μείζονα τῶν ζῴων ἢ κτισμάτων μικρά, σφάλλεται· ὁμοίως καὶ ὅταν δι' ὕδατος κινουμένου

ὁρᾷ· τὴν γὰρ κώπην ὡς κεκλασμένην βλέπει ἐν τῇ θαλάσσῃ· ὁμοίως δὲ καὶ ὅταν διά τινος ὕλης ὡς ἐπὶ τῶν ἐσόπτρων καὶ ἑτέρων διαφανῶν. Der zweite Satz lautet in MB τὸν γοῦν πύργον τὸν τετράγωνον στρ. πορρ. ὁρᾷ καὶ τὰ μείζονα τῶν ζώων ἢ κτισμάτων μικρά. Nach μικρά ist interpungiert, und dann wird fortgefahren: σφάλλεται δὲ καὶ ὅταν δι' ὕδατος κινουμένου ὁρᾷ und der letzte Satz wird angeknüpft mit ὁμοίως (δὲ om.) καὶ; genau so lauten die Worte bei Nem. 187, 15—188. 7, nur ist nach παρίστησι τὸ φαινόμενον noch hinzugefügt ὅταν μὴ πόρρωθεν ὁρᾷ, das der Deutlichkeit wegen nicht gut fehlen kann. Will man diesen Ausfall im Text des Melet. nicht annehmen, so könnte man den Spuren der lat. Übersetzung folgend schreiben: ἢ κτισμάτων μικρά· ⟨σφάλλεται δέ.⟩ σφάλλεται δὲ καὶ κτλ. Petrejus übersetzt nämlich: *Turris igitur quadratae figurae, in paulo remotiori a visu quam par sit distantia posita, rotunda videtur maioraque animalia ac cuiusque generis aedificia breviora: sed fallitur quidem. Atqui et illo tempore visus etiam decipi solet, cum remus ex motu atque in mari fractus videtur.* — 73, 15 περαίνεται δὲ (sc. ἡ ὄσφρησις) ὡς τὰ πέρατα τῶν ἐμπροσθίων τοῦ ἐγκεφάλου κοιλιῶν]. Statt ὡς haben MBU richtig εἰς, ebenso Nem. 199. 2. — 80, 11 werden die vermittelst der Zunge wahrgenommenen Eigenschaften der Flüssigkeiten aufgezählt: τῶν δὲ χυμῶν αἱ γευστικαὶ καλούμεναι ποιότητές εἰσιν αὗται· γλυκύτης, ὀξύτης, δριμύτης, στυφότης, αὐστηρότης κτλ. Die Worte sind aus Nem. 196, 5 entlehnt, bei dem wie in MU statt des ungewöhnlichen στυφότης die übliche Form στρυφνότης steht. — 94. 27 καὶ γὰρ οἷον πλέγμα ἐστὶν ὁ πνεύμων, συγκείμενον ἐκ τεσσάρων, ἐκ τῆς τραχείας ἀρτηρίας καὶ ἐκ τῆς λείας καὶ φλεβὸς παχείας καὶ τῆς σαρκὸς αὐτῆς ἀφρώδους]. MBU haben καὶ τῆς ἀφρώδους σαρκὸς αὐτοῦ, ebenso Nem. 256, 17, nur daß er zu αὐτοῦ noch τοῦ πνεύμονος hinzufügt. Petrejus stimmt mit MBU; er übersetzt: *spumosa carne, quae eius peculiaris habetur.* Unmittelbar an die eben ausgeschriebenen Worte wird die Bemerkung geknüpft: ἥτις σὰρξ ἀναπληροῖ δίκην στοιβῆς τὰς μεταξὺ χώρας τοῦ πλέγματος, τῶν τε δύο ἀρτηριῶν καὶ τῶν φλεβῶν. Statt des Plurals τῶν φλεβῶν bieten MBU den Singular τῆς φλεβός, und dieser ist richtig; denn, wie eben gesagt war, hat die Lunge zwei Arterien und eine Vene; Nem. 257, 1 und Petrejus stimmen mit MBU. — 138, 19 τίς γὰρ ὁρῶν τὰς μορφὰς τῶν ἀνθρώπων ἐν τοσαύταις μυριάσι διαλλαττούσας καὶ μηδαμοῦ κατὰ πάντα συμπιπτούσας]. MB haben συνεκπιπτούσας und kommen damit dem συνεμπιπτούσας des Nemesius (340, 1) sehr nahe, das dieser gleichbedeutend mit συμπιπτούσας gebraucht. — 22 εὑρήσει προνοίας ἕνεκα διαφερούσης τὴν διαφορὰν τῆς μορφῆς παρηλλαγμένην

ἐν τοῖς καθ᾿ ἕκαστον]. Statt ἕκαστον bieten MB ἕκαστα, wie Nem. 340.4, der auch sonst diesen Sprachgebrauch aufweist, wie 69.8 u. 345.1 dreimal hintereinander. — Wenn das Äußere aller Menschen ganz gleich wäre, könnte man die einzelnen nicht voneinander unterscheiden: 139.3 τυφλὸς γὰρ ἂν ἦν ἕνεκα τῶν ἀνθρώπων ὁ ἄνθρωπος, μικρὰ τοῦ βλέπειν αὐτῷ παρεσχομένων (sic!)· πλὴν γὰρ ἡλικίας καὶ μεγέθους οὐδὲν ἄλλο διεγίνωσκε. So liest Cramer unbegreiflicherweise; denn selbst παρεχομένων oder παρασχομένων gäbe keinen Sinn; richtig dagegen ist die Lesart von M παρεχομένου, die Nem. 341.1, dem die Worte entnommen sind, bestätigt: τοῦ βλέπειν steht nämlich für τῆς ὄψεως. Zu Nem. stimmt M auch im folgenden: ἡ πρόνοια ποικίλλουσα τὴν μορφὴν τῶν ἀνθρώπων διὰ παντὸς καὶ μηδένα χρόνον τοῦτο παραλείπουσα. M schaltet mit B ποιεῖν vor τοῦτο ein; bei Nem. 341.4 steht τοῦ ποιεῖν τοῦτο.

Auch in der Abhandlung des Meletius Περὶ ψυχῆς S. 142,15 ff. erfahren die Lesarten von M durch Nemesius, der auch hier die Quelle des Meletius bildet, erwünschte Bestätigung. So werden die Worte des Ammonius 144,21 εἴτοι νῦν σῶμα ἔστιν ἡ ψυχὴ οἷον δήποτε, εἰ καὶ λεπτομερέστατόν τι, πάλιν ἔστι τὸ συνέχον ἐκείνην, die bei Cramer in dieser Gestalt keinen Sinn geben, verständlich, sobald wir mit M und Nem. 70,6 schreiben: εἰ τοίνυν σῶμά ἐστιν ἡ ψυχὴ οἱονδήποτε, εἰ καὶ λεπτομερέστατον, τί πάλιν ἐστὶ τὸ συνέχον ἐκείνην. Wie hier der Begriff σῶμα durch den Zusatz οἱονδήποτε verallgemeinert wird, so einige Zeilen vorher durch οἱονοῦν, das M an Stelle des ganz verkehrten οἷον νοῦν bei Cramer bietet in den Worten 144,14: κοινὴ μὲν οὖν πρὸς πάντας τοὺς λέγοντας σῶμα τὴν ψυχήν, οἷον νοῦν, ἢ πῦρ, ἢ ὕδωρ, ἢ αἷμα ἢ ἀέρα, ἢ εἴτι ἄλλο ἀρκέσει τὰ παρ᾿ Ἀμωνίου (sic) τοῦ Πυθαγορικοῦ εἰρημένα. — 145,14 θνητὴν οἴεται αὐτήν] θνητὴν εἶναι οἴεται αὐτήν M wie Nem. 87,5. — 146,4 εἰ ἡ ἁρμονία τῆς ἰσχύος καὶ τῆς ὑγείας καὶ τοῦ κάλλους ψυχή ἐστιν]. Dieselbe Wortfolge wie M, nämlich τῆς ὑγείας καὶ τῆς ἰσχύος καὶ τοῦ κάλλους, hat auch Nem. 90.14. — 146,13 τοῦτο ἐκ τῆς τοῦ σώματος ἀληθεστέρας κράσεως γίνεται]. An Stelle des unverständlichen ἀληθεστέρας steht in M ἀληθῶς, das Nem. 91.8 bestätigt, wie Z. 15 die Lesart von M πικρόχολοι statt πικρόχυλοι bei Cramer. — 146,20 entspricht bei Cramer einem ἐὰν μὲν ein ἂν δέ, M und Nem. 92.1 haben ἐὰν δὲ mit Komma nach ἀνεπιτηδείως. Ganz verwirrt sind bei Cramer die folgenden Worte 146,22: καὶ ἐὰν μὴ σφόδρα νήφῃ (sc. ἡ ψυχή) καὶ συνδιαστρέφηται αὐτῷ; in M lauten sie wie bei Nem. 92.3 richtig: καὶ ἐὰν μὴ σφόδρα νήψῃ, καὶ

συνδιαστρέφεται αὐτῷ (sc. τῷ ὀργάνῳ, i. e. *corpori*). Einige Zeilen weiter wird von der Einwirkung der Seele auf den Körper gesagt, daß sie ihn zu einem ihr dienlichen Werkzeug mache 146, 27 διά τε τῶν λόγων καὶ τῶν ἠθῶν, ὡς ἐν ἁρμονίᾳ τὰ μὲν χαλῶσα, τὰ δὲ ἐπιτεινάσα (sic), ἵνα ἁρμόδιον αὐτὸ ἑαυτῇ κατασκευάσῃ καὶ χρήσηται ἐπιτηδείῳ ὀργάνῳ. Für ἐπιτεινάσα bieten M und Nem. 92, 9 ἐπιτείνουσα, dem χαλῶσα entsprechend. An ὀργάνῳ schließt M an: ἐὰν δὲ οὐ μὴ καὶ αὐτὴ συνδιαστραφῇ αὐτῷ· συμβαίνει γὰρ καὶ τοῦτο. Genau so lautet der Text bei Nem. 92, 10 (nur fehlen die ungehörigen Wörtchen δὲ οὐ). Cramers Codex A erweist sich also auch hier nicht als der beste, B und C enthalten die Abhandlung Περὶ ψυχῆς überhaupt nicht. — Meletius verwirft 146, 30 die Ansicht des Aristoteles, daß die Seele eine Entelechie sei, mit den Worten: Ἀριστοτέλης δὲ ἐνδελέχειαν λέγων τὴν ψυχὴν οὐδὲν ἧττον συμφέρεται τοῖς ποιότητα λέγουσιν αὐτήν (= Nem. 22, 11). M fügt nach τὴν ψυχὴν noch σώματος hinzu, das, obwohl es Nem. 92, 11 nicht hat, doch richtig sein kann. Meletius wird es aus Nem. 68, 10 und 98, 6 entnommen haben.

147, 2 ἔμψυχα καὶ ἄψυχα] ἔμψυχά τε καὶ ἄψυχα M mit Nem. 110, 10 und dem Sprachgebrauch entsprechend, nach welchem Gegensätze gern durch τε καὶ verbunden werden; ebenso ist durch den allgemeinen Sprachgebrauch der Artikel gerechtfertigt, den M wie Nem. 112, 8 in den Worten 147, 3 ὁ δὲ Πλάτων καὶ μίαν εἶναι καὶ πολλὰς τὰς ψυχὰς ἀποφαίνεται aufweisen. — 147, 18 ἀνάγκη γὰρ ἢ ἡνῶσθαι τὴν ψυχὴν καὶ τὸ σῶμα καὶ συνηλλοιῶσθαι ἀμφότερα ἢ παρακεῖσθαι, ὡς χορευτὰς ἐν χορῷ ἢ ψῆφον ἐν ψήφῳ]. Es ist klar, daß mit M und Nem. 127, 7 zu lesen ist ἢ ψῆφον ψήφῳ. — 148, 3 εἰ δέ μὴ ἥνωται, φησί, μήτε παράκειται μήτε κέκραται, τίς ὁ λόγος τοῦ ζώου ἓν λέγεσθαι] εἰ δὲ μήτε ἥνωται (φησὶ ist wohl zu tilgen) μήτε παράκειται μήτε κέκραται, τίς ὁ λόγος τοῦ ζῷον εἶναι (l. ἓν oder ἓν εἶναι) λέγεσθαι M; μήτε ἥνωται und ζῷον bestätigt Nem. 129, 2, aus dem die Stelle stammt. — Geradezu unverständlich bleiben bei Cramer die Worte 148, 15: ὅταν γάρ τι καθ᾽ ἑαυτὰ τῶν ὄντων ἐπισκέπτεται τοῦ σώματος, ὡς οἷόντε ἑαυτὴν χωρίζουσα τοῦτο ποιεῖ. Sie werden klar, wenn man mit M und Nem. 132, 3 liest: ὅταν γάρ τι καθ᾽ ἑαυτὴν τῶν ὄντων ἐπισκέπτεται, τοῦ σώματος, ὡς οἷόντε, ἑαυτὴν χωρίζουσα τοῦτο ποιεῖ. — Ein recht störendes Glossem wird durch M aus dem Cramerschen Text entfernt 148, 28: ἡ ψυχὴ δὲ ἀσώματος οὖσα καὶ μὴ περιγραφομένη ἐν τόπῳ ὅλη δι᾽ ὅλου χωρεῖ μετὰ τοῦ φωτὸς αὐτῆς καὶ γράφεται τὰς οὐσίας τοῦ σώματος. Indem M die Worte καὶ γράφεται τὰς οὐσίας, die einer Randbemerkung ihren

Ursprung zu verdanken scheinen, wegläßt, wird die Stelle verständlich. Nem. 134, 8 stimmt mit M in der Auslassung der beanstandeten Worte überein. — 32 ἐπεὶ οὐδὲ ἐν τῷ σώματί ἐστιν (sc. ἡ ψυχή), ὡς ἐν ἀγγείῳ ἢ ἀσκῷ, ἀλλὰ μᾶλλον τὸ σῶμα ἐν αὐτῇ]. M läßt ἐπεὶ weg, ebenso Nem. 135, 1. — Verstümmelt ist der Text bei Cramer 150, 7: Ὁ δὲ Ἀριστοτέλης τὸν μὲν δυνάμει νοῦν συγκατασκευάσθαι (sic) τῷ ἀνθρώπῳ, τὸν δὲ ἐνεργῆ θύραθεν ἡμῖν ὑπεισιέναι, ἀλλ' εἰς προκοπὴν τῆς τῶν φυσικῶν γνώσεως καὶ θεωρίας συμβαλλόμενον. Wie man sieht, fehlt das regierende Verbum, von dem die Infinitivkonstruktion abhängig ist, und der Gegensatz zu ἀλλ' εἰς προκοπὴν τ. τ. φ. γν. Beides findet sich in M, wo die Stelle lautet: Ὁ δὲ Ἀριστοτέλης τὸν μὲν δυνάμει νοῦν συγκατεσκευάσθαι τῷ ἀνθρώπῳ, τὸν δὲ ἐνεργείᾳ θύραθεν ἡμῖν ἐπεισιέναι δοξάζει, οὐκ εἰς τὸ εἶναι καὶ τὴν ὕπαρξιν τοῦ ἀνθρώπου συντελοῦντα, ἀλλ' εἰς προκοπὴν κτλ. Genau so Nem. 37, 1, dem Meletius diese Bemerkung über die Lehre des Aristoteles verdankt.

Auch was im Anschluß daran 150, 15 über Plato gesagt wird, ist bei Cramer durch Fehler entstellt. Es ist nach M und Nem. 37, 7 zu lesen: καὶ αὐτόθεν ἡμᾶς ἐπιστρέφων ἐπὶ τὴν τῆς ψυχῆς μόνην (μόνης Nem.) θειότητα καὶ ἐπιμέλειαν, ἵνα τὴν ψυχὴν ἑαυτοὺς (ἑαυτῇ M) εἶναι πιστεύοντες τὰ τῆς ψυχῆς ἀγαθὰ μεταδιώκωμεν, τὰς ἀρετὰς καὶ εὐσέβειαν, καὶ μὴ τὰς τοῦ σώματος ἐπιθυμίας ἀγαπήσωμεν, ὡς οὐκ οὔσας ἀνθρώπου, ᾗ ἄνθρωπος (ἢ ἄνον M), ἀλλὰ ζῴου μὲν προηγουμένως, ἀνθρώπου δὲ ἑπομένως. — 152, 21 sqq. ist der Text bei Cramer durch Auslassungen verunstaltet und auch sonst fehlerhaft. Nach M und Nem. 71, 11, aus dem die Stelle abgeschrieben ist, hat sie zu lauten: Τινὲς δὲ διὰ τὸ εἶναι τὸ σῶμα τριχῆ διαστατὸν καὶ τὴν ψυχὴν λέγουσιν εἶναι τριχῆ διαστατὴν καὶ διὰ τοῦτο καὶ σῶμα· πρὸς οὓς φαμεν· ὅτι πᾶν μὲν σῶμα τριχῆ διαστατόν ἐστιν, οὐ πᾶν δὲ τὸ τριχῆ διαστατὸν σῶμα· καὶ γὰρ τὸ ποιὸν καὶ τὸ ποσόν, ἀσώματα ὄντα καθ' ἑαυτά, κατὰ συμβεβηκὸς ἐν ὄγκῳ ποσοῦνται· οὕτως οὖν καὶ τῇ ψυχῇ καθ' ἑαυτὴν μὲν πρόσεστι τὸ ἀδιάστατον, κατὰ συμβεβηκὸς δὲ τῷ (τὸ M) ἐν ᾧ ἐστι (statt τῷ ἀνθρώπῳ bei Cramer), τριχῆ διαστατῷ ὄντι, συνθεωρεῖται καὶ αὐτὴ τριχῆ διαστατή, ὥστε οὔτε σῶμά ἐστιν ἡ ψυχὴ οὔτε τριχῆ διαστατή (add. M). — 153, 1 καὶ αἰσχυνομένη ἐρυθρὸν εἶδος δείκνυσι καὶ φοβουμένη ὠχρόν] M bietet καὶ αἰσχυνομένης (sc. τῆς ψυχῆς) ἐρυθρὸν γίνεται (sc. τὸ σῶμα) καὶ φοβουμένης ὠχρόν. Damit stimmt Nem. 79, 1. — 153, 6 wird das unverständliche τὸ ἄλογον durch M beseitigt; die Worte lauten in ihm wie bei Nem. 80, 8 πλὴν ἀλλ' ἀμφιβάλλεται, εἴτε τὸ σῶμα μόνον ἐστὶ τὸ ἀλγοῦν, λαβὸν παρὰ τῆς ψυχῆς τὴν αἴσθησιν· αὐτὴ δὲ μένει ἀπαθής· εἴτε καὶ συναλγεῖ τῷ σώματι. — Daß mit

γοῦν ein Beispiel zur Bestätigung einer Behauptung eingeführt wird, ist bekannt. Daher ist 153, 11 die Überlieferung von M richtig: αἱ ποιότητες γοῦν (statt γὰρ) ἀσώματοι οὖσαι πασχόντων τῶν σωμάτων καὶ αὐταὶ (so Nem. statt αὐται) συμπάσχουσιν; sie ist gleichlautend mit Nem. 81, 4. — Noch zwei Lesarten von M finden durch Nemesius ihre Bestätigung, nämlich 156, 19 βούλησις (βούλευσις Nem.) δέ ἐστι ζήτησις περὶ τῶν αὐτοπράκτων, ebenso cod. D, bei Nem. 280, 11, und 24 ἔστιν οὖν ἡ προαίρεσις μικτόν τι πρᾶγμα, ἐκ βουλῆς (βουλήσεως Cramers Text) καὶ κρίσεως καὶ ὀρέξεως, ähnlich wie Nem. 281, 5.

Eine große Anzahl von Lesarten aus M ist also durch die Vergleichung mit Nemesius, den Meletius direkt ausgeschrieben hat, bestätigt worden. In geringerem Umfang hat Meletius Galen benutzt. Auch durch ihn wird eine Reihe von Lesarten aus M, zu deren Aufzählung wir nun übergehen, als richtig erwiesen.

II.

Der große Umfang der Schriftstellerei Galens war für einen Kompilator, der bequeme Arbeit liebte, nicht einladend. Die Benutzung dieser Quelle durch Meletius beschränkt sich deshalb im wesentlichen auf die kleine Schrift Περὶ ὀστῶν τοῖς εἰσαγομένοις und die unter Galens Namen gehende Sammlung der Ὅροι ἰατρικοί. Aus beiden finden wir Exzerpte bei Meletius und können sie zur Prüfung der Textüberlieferung desselben verwenden. So 32, 14, wo mit M nach Galen II 738, 1 zu lesen ist: ἴσθι ὅτι ἡ μὲν ἐγγόμφωσις (so auch cod. Par. 634 suppl. gr., in Kühns Galenausgabe wie in den Hss. BC des Meletius unrichtig γόμφωσις) συνάρθρωσίς ἐστι (so auch B, τις Cr.) κατὰ σύμπηξιν, ὡς (so auch B, καὶ Cr.) ἐπὶ τῶν ὀδόντων, ferner Z. 20 ἡ δὲ σύμφυσις ἕνωσις ὀστῶν φυσική (so auch BC, φυσικῶν Cr.) wie bei Gal. II 734, 14. — 46, 20 wird die ἀνδρεία bestimmt als ῥώμη ψυχῆς καὶ ἰσχὺς πρὸς τὰς ὑπομονὰς τῶν ἰσχυρῶν φαντασιῶν, θανάτου, πόνου, ταλαιπωρίας, ἡδονῶν κτλ. Ἡδονῶν ist in diesem Zusammenhang sehr befremdlich; Ps. Galen XIX 384, dem die Stelle entnommen ist, hat es nicht. Es scheint also fremder Zusatz zu sein[1]. Auch was über die Schönheit, τὸ κάλλος, gesagt wird, geht auf Ps. Galen zurück. Aus ihm ist zu ersehen, daß die Überlieferung von BMU Z. 23 τὸ μὲν γὰρ κάλλος (μὲν om. Cr.) ἐν συμμετρίᾳ μελῶν (σώματος Cr.)

[1] Auch als Zusatz ist das Wort befremdlich. Ich vermute ὀδυνῶν. H. Diels.

μετ' εὐχροίας νοεῖται richtig ist. — 46, 26 wird ἡ φρόνησις definiert: πλήρωσις γάρ ἐστιν ἡ φρόνησις τῶν τῆς ψυχῆς ὀρθῶν καταλήψεων, ὥσπερ ἡ ἀρτιότης τῶν τοῦ σώματος μελῶν. Statt πλήρωσις überliefern MBU das Kompositum συμπλήρωσις und Galen Ὅροι ἰατρ. 130 (XIX 384, 13) bestätigt dies. Das Gleiche ist der Fall in der Definition der wahren Schönheit: 47, 1 κάλλος, οὐ τὸ ἀπὸ κομμωτικῶν ἢ (τὸ Cr., om. MBU) δι' ἐπιχρισμάτων προσώπων καὶ βαφῆς τριχῶν, ἀλλὰ τὸ κατ' ἐπακολούθησιν τῆς ὑγείας συνιστάμενον. Die Lesart von MBU προσώπου stimmt mit Gal. XIX 382, 14. — Die 49, 20 sq. gegebenen Begriffsbestimmungen von αἴσθησις, αἰσθητήριον, αἰσθητόν, αἰσθητικόν sind aus Galen XIX 378 entlehnt, der Z. 29 und 50, 3 die Lesart von M τῇ αἰσθήσει ὑποπῖπτον (αἰσθήσει Cr.) bestätigt. — 50, 1 werden als αἰσθητήρια aufgezählt: ὁ ὀφθαλμός, ἡ ῥίς, ἡ γλῶσσα καὶ τὰ χείλη; statt des letzteren haben MB καὶ τὰ λοιπά, Petr. *lingua et quae reliqua*; τὰ χείλη ist eine Glosse; denn auch Galen XIX 379, 1, der ausgeschrieben ist, hat nur die drei ersten Beispiele. — Der Wortlaut der Stelle 55, 7 περιπλέκεται οὖν τὸ ὀστοῦν ἅπαν (sc. τὸ κρανίον) ὁ περικράνιος λεγόμενος μῦς· τούτους δὲ τοὺς μύας καὶ μήνιγγας καλοῦσι geht auf Galen XIX 358 zurück. Aus ihm ersieht man, daß die Lesarten von M ὁ περικράνιος λ. ὑμὴν (ὑμῖν M)· τούτους δὲ τοὺς ὑμένας καὶ μήνιγγας καλοῦσι richtig sind; vgl. p. 63, 19. Gal. XII 522, 1—7. III 690 sq. Die gleiche Verwechslung von μῦς und ὑμήν liegt vor 57, 16 οὐ γὰρ ἠρκέσθη τῇ τῶν εἰρημένων μυῶν, ἤγουν μηνίγγων περιοχῇ. Es ist ὑμένων zu lesen; denn gemeint sind die μῆνιγξ λεπτὴ und παχεῖα, über die 55, 10ff. ausführlich gehandelt ist. — 56, 23 hat Meletius Galens Τέχνη ἰατρ. c. 6 exzerpiert. Es ist also wie bei Gal. I 320, 4 und Orib. III 195, der gleichfalls Galen ausgeschrieben hat, mit M zu lesen: ἡ μὲν οὖν μικρὰ κεφαλὴ μοχθηρᾶς ἐγκεφάλου (ἐγκεφάλῳ Cr.) κατασκευῆς ἴδιον σημεῖον. — Daß 63, 19 mit MBC zu lesen ist: ὁ δὲ ἐπιπεφυκὼς ἀπὸ τοῦ περικρανίου (κρανίου Cr.) ὑμένος ἔχει τινὰ ἔκφυσιν beweisen die bereits angeführten Galenstellen. — Die 70, 27 gegebene Definition des Sehens stammt aus Galen XIX 379, 10; durch ihn wird die in MB vorliegende Wortfolge ὅρασίς ἐστιν ἡ γινομένη διὰ τῶν ὀφθαλμῶν ἐνέργεια (ἡ διὰ τῶν ὀφθ' γινομένη ἐν. Cr.) bestätigt. — Auch 90, 12 findet die Überlieferung in M τὸ διάφραγμα περιζωννύει τὸ σῶμα διαχωρίζον τά τε ὑπὸ τὸν θώρακα καὶ τὰ (om. Cr.) ὑπὲρ τὸν θώρακα (bei Galen sachlich richtiger τά τε ἐν τῷ θώρακι καὶ τὰ ὑπὸ τὸν θώρακα) eine Bestätigung. — Die kurze Bemerkung über das ἱερὸν ὀστοῦν 111, 12 ist aus Galen Περὶ ὀστῶν c. 11 (II 762) geschöpft. Es ist daher 111, 16 mit MB zu lesen: αἱ δὲ

εἴς τὸ πλάγιον ἀποφύσεις αὐτοῦ μεγάλαι τέ εἰσι καὶ πλατεῖαι[1]. — Was Meletius p. 118,18f. über die Anatomie des Armes und der Hand vorbringt, ist zum großen Teil gleichfalls dieser Schrift Galens entnommen. Es ist daher 118,20 mit MU nach Gal. II 767 zu lesen: ἐπίφυσιν ἔχει κεφαλῆς (τῆς κ. Cr.) εὐμεγέθους und 22 διαρθροῦται statt ἀρθροῦται. — 127,3 werden nach Galen II 736 drei Arten der διάρθρωσις, der Gliederverbindung, unterschieden, zunächst die ἐνάρθρωσις, die Vergliederung, ὅταν ἡ κοιλότης ἡ ὑποδεχομένη βάθος ἱκανὸν ἔχῃ καὶ ἡ ἐγκαταβαίνουσα κεφαλὴ προμήκης ὑπάρχῃ; dann die ἀρθρωδία (denn so ist mit MB und Galen l. l. zu lesen, nicht ἄρθρωσις mit Cr.), ὅταν ἡ κοιλότης ἐπιπόλαιος ᾖ ἥ τε κεφαλὴ ταπεινή, drittens die scharnierartige Vergliederung γίγγλυμος oder γιγγλυσμός, wie beim Ellenbogen und Oberarm. Auch Petr. hat an der zweiten Stelle ἀρθρωδία gelesen, da er diesen Terminus unübersetzt beibehält; zur Bildung des Wortes (von ἀρθρώδης) vgl. σκοτωδία (v. σκοτώδης). — 128,7 wird durch MB der korrekte Sprachgebrauch hergestellt in den Worten: τὰ δὲ ἐν τῷ μέσῳ ἀφεστήκασιν (sc. ἡ κνήμη καὶ περόνη) ἀλλήλων (ἀλλήλοις Cr. auffälligerweise) in Übereinstimmung mit Galen II 774,9. — Auf Galen geht auch eine Bemerkung über das κρυσταλλοειδὲς ὑγρόν des Auges zurück, die 65,25 bei Cramer so lautet: καὶ αὐτό ἐστι τὸ ἀντιλαμβανόμενον καὶ τῶν πρωτουργῶν μορίων τῆς ὀπτικῆς δυνάμεως. MB haben καὶ τὸ πρωτουργὸν μόριον, was richtig zu sein scheint; denn es entspricht den Worten Galens III 760 εἴρηται πρόσθεν, ὡς αὐτὸ τὸ κρυσταλλοειδὲς ὑγρὸν τὸ πρῶτόν ἐστιν ὄργανον τῆς ὄψεως.

III.

Das Werk des Meletius ist, wie schon die bisherigen Nachweise gezeigt haben und auch im folgenden sich erweisen wird, eine bloße Kompilation, und zwar schreibt er die benützten Autoren meist wörtlich, manchmal mit kleinen Zusätzen oder Auslassungen, manchmal mit leichten Veränderungen des Ausdrucks ab. Bei dieser Arbeitsweise mußte ihm neben Nemesius und Galen auch Gregorius von Nyssa mit seiner Schrift Περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου eine willkommene Quelle sein. Im Gegensatz zu Nemesius.

[1] Daß auch der Galentext durch die Vergleichung mit Meletius gewinnt, beweist die vorliegende Stelle. Meletius fährt nämlich fort: ὑπόκειται δὲ τούτῳ τῷ εἰρημένῳ ὀστῷ ἕτερον ὀστοῦν χονδρῶδες κτλ., während bei Galen (ed. Kühn) unrichtig zu lesen ist ἐπίκειται; Orib. III 408 und cod. Paris 634 suppl. graec. stimmen mit Meletius.

dessen Namen er absichtlich verschweigt, zählt er diesen in der Vorrede als einen seiner Gewährsmänner auf und zitiert ihn im Laufe seiner Abhandlung dreimal. Aber er hat ihn viel ausgiebiger, als diese wenigen Zitate vermuten lassen, benützt, wie die folgenden Zusammenstellungen, die auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, beweisen. Auch sie zeigen, daß die Lesarten des Monacensis für die Textgestaltung des Meletius von größter Wichtigkeit sind.

P. 11, 3 wird ausgeführt, daß mit der Entwicklung des Körpers die Entwicklung der Seelenkräfte parallel läuft: ἀνδρωθέντος δὲ ἤδη καὶ εἰς σύμμετρον μῆκος ἀναδραμόντος, καθάπερ τις καρπός, ἡ λογικὴ δύναμις ἄρχεται. Statt ἀνδρωθέντος, das dem Zusammenhang nicht entspricht, hat M ἀνδρυνθέντος, U ἀδρυνθέντος, das in ἁδρυνθέντος zu korrigieren ist, wie Greg. c. 29 (XXXXIV = I 237 C Migne) beweist. Aus ihm ersieht man auch, daß vor ἡ λογικὴ das Verbum διαλάμπειν ausgefallen ist. — 11, 10 wird die Lesart von MBU εἰς τὸ τέλειον προϊοῦσαν (ἀνιοῦσαν Cr.) durch Greg. I 236 B bestätigt; auch Petr. kannte sie; denn er übersetzt: *cum ad perfectionem progreditur.* — 15, 19 κατὰ γεωργίαν] κατὰ τὴν γεωργίαν MU, ebenso Greg. I 252 B. — 24 τῆς χροίας] τῆς χρόας M, ebenso Greg. l. l. — 16, 5 καὶ ὁ ταύτης βότρυς οἶνος ἐγγίνεται] ἐγένετο MBCU wie Greg. l. l. — 20 πάντα τὰ ὀργανικὰ . . . τῇ τῆς τροφῆς χυλώσει καταλλήλως τῇ ἑαυτῶν τρέφεται φύσει, ὡς τῆς τροφῆς, ᾧ ἂν προσπελάσῃς μέρει, κατ᾽ ἐκεῖνο ἀλλοιουμένης, οἰκείας τε καὶ συμφυοῦς τῇ τούτου οἰκειότητι γινομένης. So lautet der Text bei Cramer nach A und er erweckt, von προσπελάσῃς abgesehen, kaum einen Verdacht und doch ist er stark alteriert. Das Richtige haben MBU, wie Greg. l. l. beweist, erhalten mit ὡς ἑκάστῳ τῶν ὑποκειμένων τὴν τροφὴν προσεγγίσασαν, ᾧπερ ἂν προσπελάσῃ, κατ᾽ ἐκεῖνο καὶ ἀλλοιοῦσθαι οἰκείαν καὶ συμφυῆ τῇ τοῦ μέρους οἰκειότητι γινομένην (γινομένη MB). — 28 γινόμενον] γενόμενον M, wie Greg. I 253 A, was in γενομένη zu ändern ist, da τροφή das regierende Subjekt ist.

Mehrere Verderbnisse zugleich liegen vor in dem Satz 17, 4: εἰ μὲν διὰ σκολιῶν παράγοιντο πόρων, οὐλοτέρας καὶ κατηγκυλωμένας τὰς τρίχας ἐκφαίνουσα. Da noch von der Verbreitung der Nahrung durch den Körper die Rede ist, muß mit Greg. zunächst προάγοιτο, dann mit MBCU nach Greg. I 253 A οὐλοτέρας τε καὶ κατηγκυλωμένας τὰς τρίχας ἐκφύουσα gelesen werden. — 19, 24 ἡ γὰρ τῶν παθημάτων συγγένεια κατὰ τὸ ἶσον ἡμῖν τε καὶ τοῖς ἀλόγοις ἐμφέρεται· διπλῆν φέρει ὁ ἄνθρωπος πρὸς τὰ ἐναντία τὴν τι-

μιότητα. Der erste Satz ist aus Greg. (c. 18) I 192 A entlehnt. Die Fundstelle zeigt, daß statt ἐμφέρεται zu lesen ist ἐμφαίνεται (eine Spur des Richtigen weist C mit ἐπιφαίνεται auf); der zweite aus Greg. I 192 C, wo man statt τὴν τιμιότητα liest τὴν ὁμοιότητα. Cramer hätte also diese Lesart, die er aus AC anführt und die U bestätigt, in den Text setzen sollen. Auch Petrejus hatte sie vor sich; seine Übersetzung lautet: *homo duplici similitudine ad sibi contraria praeditus est.* Auch im folgenden ist der Text des Meletius nicht einwandfrei, obwohl die Handschriften keine Varianten aufweisen; statt μεταμορφούμενος liest man nämlich bei Greg. μεμορφωμένος und 20. 2 ὁ λόγος statt ὅλος, beides gewiß richtig.

Eine längere Stelle hat Meletius wieder 30. 19 ὅθεν — 31. 2 ἀμοιρῆσαν aus Greg. I 241 C herübergenommen. Die Vergleichung derselben mit dem Cramerschen Text und den Varianten von M ergibt, daß 30. 20 mit M zu lesen ist ἰσοκρατείᾳ, mit C τὸ θερμαινόμενον, ferner 21 συντηροῖτο τὸ ζῷον (συντηροῖ τὸ ζ. M), 24 mit C δι' ἑαυτῆς. Die unmittelbar folgenden Worte, 31. 2—9 berühren sich nur dem Sinne nach mit Greg. I 241 D—244 A, der Wortlaut ist verschieden; dagegen ist wörtlich entlehnt 31. 10 Ταύτῃ τοίνυν — 16 τῷ βίῳ. In diesem Abschnitt fällt zunächst auf, daß Z. 11 MB wie Greg. ἐπιθεῖσα bieten. Bei Greg. ist das Femininum am Platz; denn bei ihm bezieht es sich auf ἡ φύσις. Meletius aber, um seiner Rechtgläubigkeit nichts zu vergeben, hat statt ἡ φύσις Z. 4 geschrieben: ἡ φύσις, μᾶλλον δὲ ὁ δεσπότης καὶ δημιουργός. Ist nun etwa ἐπιθεῖσα richtig, so hätte er seine Quelle gedankenlos abgeschrieben, ohne zu bemerken, daß er das Feminin in das Maskulin ἐπιθεὶς (so A bei Cr.) ändern müsse. Ferner ist Z. 12 statt ἀκίνητος καὶ ἀνέργητος mit MB und Greg. ἀκίνητος καὶ ἀνενέργητος, ὁ ἄνθρωπος statt ἄνθρωπος, und Z. 14 ἐφ' ἑνὸς τόπου μένον zu lesen. Ebenso wird Z. 16 die Lesart von MBC χρησιμευούσης (statt χρησίμου οὔσης Cr.) durch Greg. bestätigt. — 32. 26 wird gelehrt, daß jede Körperbewegung vom Gehirn ausgeht: ῥίζα γὰρ καὶ ἀρχὴ τῆς τούτων κινήσεως ὁ τὸν ἐγκέφαλον περιέχων ἐστὶν ὑμήν. Der Satz ist aus Greg. I 244 C entnommen. Dort steht wie in MBC vor ἐστὶν noch das Adjektiv νευρώδης. — 33. 3 wird eine Verwundung der Hirnhaut als tödlich bezeichnet: εἰ δὲ τρῶσιν ἢ ῥῆξιν πάθοι . . εὐθὺς ἐπηκολούθησε τῷ πάθει ὁ θάνατος. Wie die Vergleichung mit Greg. I 244 D zeigt, ist mit MC (B hat hier eine größere Lücke) εἰ δέ τινα τρῶσιν ἢ ῥῆξιν und mit C ὁ περὶ αὐτὸν ὑμὴν πάθοι zu lesen. — Eine längere Stelle ist aus Gregorius ausgeschrieben 33. 10 ταύταις οὖν ταῖς — 28 τῆς προαιρέσεως = Greg. I 245 B.

Hier werden folgende Lesarten von M und C als richtig erwiesen: 15 τὸ ἔξωθεν πνεῦμα ἐν (ἐν M: τὸ ἐν Cr., bei Greg. fehlt auch ἐν) ταῖς ἀναπνοαῖς ἐφελκόμενον· κατὰ τὸ μέσον δὲ (δὲ M: δὲ αὐτῶν Cr.) ἡ καρδία ἐνειλημμένη κατὰ μίμησιν τῆς τοῦ ἀεικινήτου πυρὸς ἐνεργείας ἀδιαλείπτως καὶ αὐτὴ κινουμένη ἕλκει πρὸς ἑαυτὴν ἐκ τοῦ παρακειμένου πνεύμονος (so C: τῷ πνεύμονι πνεύματος M: πνεῦμα Cr.) πληροῦσα (so MC: πληροῦσθαι Cr) τῇ διαστολῇ κοιλότητας καὶ τὸ πυρῶδες ἑαυτῆς (so C: αὐτῆς MCr.) ἐκριπίζουσα ταῖς ἐχομέναις ἀρτηρίαις ἐμπνεῖ; und Z. 23 ταῖς ἀρτηρίαις εἰσκρίνουσα (CM: ἐκκρίνουσα Cr.). ὃ μοι δοκεῖ καὶ τῆς αὐτομάτου ταύτης (so MC: αὐτῆς Cr.) ἀναπνοῆς αἴτιον ἡμῖν γίνεσθαι. Auch die folgenden Worte von 33, 28 ἀραιός τις ὢν — 34, 15 κατασβέσαι sind mit einigen Erweiterungen und Auslassungen aus Greg. I 245 D entnommen. Durch ihn wird vor allem 34, 2 die Lesart von MC ἀρτηρίας ἀνεστομωμένας, die das unverständliche ἀνισταμένας bei Cramer beseitigt, bestätigt. — Der Abschnitt 35, 1 ἔμπροσθεν δὲ — 5 τροφῆς stammt aus Greg. I 248 C. Durch ihn erfahren die Lesarten von MC ἔμπροσθεν δὲ αὐτῆς τῷ χωρήματι (so MC: χωρίσματι Cr.) τῆς ἄνω γαστρὸς προσφυεῖσα (so MC: ἐμφυεῖσα Cr.) eine erwünschte Bestätigung. Weiterhin sind nur ein paar kurze Sätzchen (35, 6 μέσῃ — 8 ἐντίθησι, 36, 3 ὅσῳ γὰρ — 5 τρέφοντα, 8 καὶ καθάπερ — 10 συνεστῶτα) aus Gregorius I 249 dem vielleicht anderswoher bezogenen Text einverleibt, die zu keiner Bemerkung Anlaß geben. — 36, 19 bietet M mit BC ἀναχέασα (statt ἀνελοῦσα) wie Greg. I 249 A. — 38, 3—9 ist ein längerer aus Greg. I 249 A ausgeschriebener Abschnitt. Vergleicht man Original und Kopie miteinander, so ergibt sich, daß Z. 7 zu lesen ist: ἵνα μὴ δι' εὐθέος (εὐθέως Cr.) τοῦ πόρου ῥᾳδίως ἀποβαλλομένη ἡ κόπρος εὐθὺς ἀνακινοῖ (ἀνακινοίη Greg.: ἀνακινοῖτο Cr.) τὸ ζῷον πρὸς ὄρεξιν. Durch eine Dittographie in allen unsern Handschriften ist die Konstruktion des Satzes gestört worden; auch Petrejus las das Passiv. — Die nächste Entlehnung aus Gregorius findet sich 38, 26 δίδυμοί τινες ὀχετοὶ — 39. 4 ἐπαφιεῖσαι. Hier wird die Lesart von MB 39, 2 ἀρχὰς καὶ διαφύσεις (διαχύσεις Cr.) durch Greg. I 249 (ἀρχάς τε καὶ διαφύσεις) als richtig erwiesen; ebenso in der Parallele 39, 11 μιχθεῖσαι — 15 δωροφοροῦσι = Greg. I 249 C die Lesart von MBC κατὰ (ἐπὶ Cr.) τὸ σῶμα ἐκπέμπουσα.

Der größere Abschnitt, der 40, 9 ἐκ τοῦ οὖν εἰρημένου — 41, 1 φυλάσσοιτο aus Gregorius ausgezogen ist, leidet an verschiedenen Korruptelen, die sich durch die vom Original bestätigten Lesarten von M beseitigen lassen. Zunächst ist Z. 9 statt μυὸς zu lesen ὑμένος, wie schon Schulz (bei Ritschl

p. 31) nach der lat. Übersetzung (*cum igitur a membrana ipsa quam asseruimus*) vorgeschlagen hatte, da von dem ὑμὴν περικράνιος die Rede ist. Dann ist Z. 12 mit MB und Greg. zu lesen: αὐλοειδῶς γὰρ ἄνωθεν διήκων ἐπὶ τὸ βάθος διὰ τῶν καθεξῆς σπονδύλων ὁ ὑμὴν οὗτος ἑαυτόν τε καὶ τὸν ἐγκείμενον αὐτῷ (αὐτῷ Greg.: σὺν αὐτῷ M) μυελὸν διεξάγων (so Greg.: die Hss. des Meletius lassen das Partizip weg) τῇ βάσει συναπολήγει (so Greg.: ἐναπολήγει die Hss. des Mel.) τῆς ῥάχεως; vgl. damit die lat. Übersetzung *haec siquidem membrana per spinae internodia, quae recto ordine consistunt, a superioribus ad ima progreditur, quae una cum sibi insita medulla ad spinae ima terminat.* Weiter ist Z. 17 statt αὐτὸ zu lesen αὐτὸς (so M und Greg.) auf ὑμήν bezüglich, ferner Z. 28 statt ἡ τῶν πλευρῶν φύσις mit M und Greg. ἡ τῶν πλευρῶν θέσις (*costarum compositio* Petr.) und Z. 31 αὐτὴ nach Greg. in αὐτῇ zu verbessern. In einer längeren Auseinandersetzung wird p. 42, 6—21 die Ursache des Gähnens vor dem Einschlafen erklärt. Meletius hat, was er bietet, aus Gregorius I 168 AB herübergenommen und durch kleine Zusätze erweitert. Gähnen erfolgt, wenn die von innerer Ausdünstung (ὑπὸ τῆς ἔνδοθεν ἀναθυμιάσεως) überspannten Nerven durch Entspannung von den beengenden Dünsten befreit werden: πλῆρες γενόμενον τῶν ἀτμῶν τὸ νευρῶδες αὐτὸ ὑφ' ἑαυτοῦ φυσικῶς διατείνεται . . . ὅπερ (so Cr.) διὰ τῆς ἐντάσεως ἢ διαστάσεως τὸ παχυνθὲν ὑπὸ τῶν ἀτμῶν μέρος ἐκλεπτυνθῇ. Daß hier ὅπερ nicht richtig sein kann, leuchtet sofort ein; MB haben ὅπως, das Meletius anstatt ὡς mit Infinitiv, wie er bei Gregorius las (ὡς διὰ τῆς ἐκτάσεως τὸ παχυνθὲν ὑπὸ τῶν ἀτμῶν μέρος ἐκλεπτυνθῆναι), gebraucht hat. Ferner ist Z. 14 nach Gregor δεῖ nach ὅταν in δέῃ und ἀτμῶν mit M in τῶν ἀτμῶν zu verbessern. Außerdem wird Z. 21 die von MB gebotene Lesart und Wortstellung ἄπεπτόν τε καὶ ἀδιάπνευστον durch Gregor bestätigt.

Eine andere Art der Benutzung der Schrift des Gregorius durch Meletius bemerken wir p. 44, 1—45, 7. Hier hat er nur einzelne Wörter und Wendungen aus seiner Quelle (Greg. I 160) in sein Elaborat aufgenommen, im übrigen aber die Gedanken seines Gewährsmannes breit ausgesponnen. Doch bleibt auch hier die Vergleichung nicht ohne Gewinn für die Emendation des Textes. So ist in der Stelle 44, 6 διὸ στεναγμὸν αὐτὸ καὶ ἀποπιεσμὸν ὀνομάζομεν, wo Cramer das sonst nicht vorkommende Wort ἀποπιεσμὸν aus C aufgenommen zu haben scheint, dieses in ἀναποτνιασμὸν nach Greg. I 160 A στεναγμὸν καὶ ἀναποτνιασμὸν ὀνομάζοντες zu verbessern (M bietet ἀποπνιασμόν, A ποτνιασμόν, B ἀποπνειασμόν), und Z. 21 wird die Lesart von MBC ἀνευρύνει

(εὐρύνει Cr.) durch Gregors korrespondierenden Text ἀνευρύνει τὸν περὶ τὸ στόμα πόρον 160C gestützt. — Wie die Stimme entsteht, wird p. 86. 2—29 mit den Worten Gregors I 149C auseinandergesetzt. Die Vergleichung der beiden Texte ergibt für Meletius folgende Verbesserungen: Z. 10 καὶ οἷον λεπίδων τισὶν ἐξοχαῖς τοῖς (so MB, τοῖς τε Cr.) περὶ τὸν ἰσθμὸν χόνδροις τὴν φωνὴν περισχίζουσα γεγωνοτέραν αὐτὴν[1] ἀπεργάζεται; ob Z. 13 mit Gregor ὑποχαλᾶται zu schreiben oder ὑποχαλᾷ des Meletius intransitiv zu nehmen ist, mag unentschieden bleiben; vor τὴν ἐν ταῖς νευραῖς aber muß man wohl mit Gregor ταῦτα πάντα einsetzen, μεθαρμόζων τὰ in μεθαρμόζοντα, πόνους mit M in τόνους verbessern und das zweite πρὸς streichen, so daß die Stelle lautet: ταῦτα πάντα τὴν ἐν ταῖς νευραῖς τοῦ πλήκτρου κίνησιν ὑποκρίνεται ποικίλως καὶ πολυτρόπως σὺν πολλῷ τάχει μεθαρμόζοντα πρὸς τὴν χρείαν τοὺς τόνους τῶν μουσικῶν.

Eine sehr beträchtliche Anleihe bei Gregorius hat Meletius in dem Kapitel Περὶ χειρῶν gemacht, und zwar ist zunächst der Abschnitt p. 116, 11 τοῖς μὲν γὰρ — 26 τοῦ λόγου = Greg. I 144B. Aus letzterem ersehen wir, daß Z. 14 mit MB αὐτάρκης (αὐτάρκες Cr.) ἦν und Z. 15 τὴν βάσιν (so Cr., M φάσιν) in τὴν στάσιν zu verbessern ist. Die Stelle lautet also: τῷ γὰρ ὀρθίῳ τοῦ σχήματος (τοῦ γὰρ ὀρθίου σχήματος Greg.) αὐτάρκης ἦν πρὸς τὴν χρείαν μία βάσις διπλοῖς ποσὶν ἐν ἀσφαλείᾳ τὴν στάσιν ἐρείδουσα. Weiter ist Z. 24 statt ἐναρμόζοντες zu lesen ἐναρμόζοντας im Anschluß an das vorhergehende ἡμᾶς; bei Gregor steht dafür διασώζοντας. Der zweite Abschnitt reicht von 116, 26 εἰ γὰρ καὶ — 117, 20 τοῦ λόγου. Auch hier gibt der Text des Originals Anlaß zu Verbesserungen der Abschrift. So ist Z. 29 in den Worten πᾶσαν ἐνέργειαν τὴν κατὰ πόλεμον καὶ εἰρήνην σαφῶς μετιόντα das Adverbium σαφῶς befremdlich; es wird nach Gregor εὐαφῶς dafür zu setzen sein. 117. 2 ist mit M τῇ τῆς τροφῆς χρείᾳ (τῇ τῆς τρ. τῆι χρείᾳ Cr. sonderbarerweise) zu lesen. Z. 8 scheint die Lesart von MB ἀλλ' ἄλλην nicht ganz verwerflich zu sein, da es bei Gregor heißt γλῶσσαν ἄλλην τινὰ τοιαύτην, doch stimmen die beiden Texte nicht ganz. Sicher ist Z. 11 οἷα (οἷαι MB) ἡ τῶν (so MB, αὐ τῶν Cr.) κυνῶν τε καὶ τῶν λοιπῶν αἱμοβόρων (ὠμοβόρων Greg.) ἐστίν (εἰσιν codd.) und Z. 16 mit Gregor μηκάζειν (μυκάζειν codd.) zu lesen. Auch im nächstfolgenden wird man der Lesart von MBC καὶ γὰρ μουσικὸς ᾄδων τῇ χειρὶ συναρμόζει πρὸς τὸ ᾀδόμενον vor μουσικῶς ᾄδων τις τῇ χ. συν. τὸ ᾀδ. den Vorzug geben.

[1] Der Herausgeber des Gregorius (bei Migne) hat αὐτὴν mit Unrecht in τὴν ἠχὴν geändert (s. Note p. 1350).

IV.

Wie den Gregorius von Nyssa hat Meletius auch die Schriften seines älteren Bruders, Basilius des Großen, benützt, und zwar schreibt er ihn nicht bloß da aus, wo er ihn zitiert, sondern vermutlich auch ohne ihn zu nennen; doch ist das letztere bei dem großen Umfang der Werke des Basilius schwer ausfindig zu machen; an einigen Stellen läßt es sich nachweisen. Wir mustern zuerst die Stellen, wo Basilius namentlich angeführt wird. Meletius nennt ihn p. 1, 24 neben Gregor von Nyssa, Chrysostomus und Cyrillus unter den Kirchenlehrern (ἅγιοι καὶ τῆς ἐκκλησίας διδάσκαλοι), die in ihren theologischen Lehrschriften nebenbei auch physiologische Fragen erörterten, und zitiert zuerst p. 7, 9 einen Ausspruch desselben aus der Homilie εἰς τὸ Πρόσεχε σεαυτῷ c. 8 (= vol. II 33 B Garnier): τὰ μὲν γὰρ τετράποδα (πάντα add. Basil.) ἐπὶ (πρὸς Basil.) τὴν γῆν βλέπει καὶ πρὸς τὴν γαστέρα νένευκεν. ἀνθρώπῳ δὲ ἄνω πρὸς οὐρανὸν ἡ βλέψις, ὥστε μὴ σχολάζειν γαστρὶ μηδὲ τοῖς ὑπὸ γαστέρα πάθεσι. Statt βλέψις hat M mit BCU in Übereinstimmung mit dem Original ἀνάβλεψις, das also in den Text des Meletius aufzunehmen ist. An Stelle von ἄνω liest Garnier ἑτοίμη, erwähnt aber in der Anmerkung die Lesart des cod. Colbertinus primus δὲ ἄνω, die durch Meletius gestützt wird. — Aus dem Anfang derselben Homilie ist das zweite Zitat p. 22, 19 entnommen: τοῦ λόγου τὴν χρῆσιν δέδωκεν ἡμῖν ὁ κτίσας ἡμᾶς Θεὸς — 28 τὰ ἐν βάθει κείμενα. Auch hier stimmt die Überlieferung in MBCU im Gegensatz zu Cramer mit dem Original; es ist nämlich mit veränderter Wortfolge Z. 26 zu lesen: καλυπτομένη ἡμῶν ἡ ψυχή. — Kurz ist die wörtliche Entlehnung p. 43, 26, die mit ἔνθα καὶ ἡδονή τις beginnt und mit τοῦ βαρύνοντος schließt. Sie gehört der Homilie Περὶ εὐχαριστίας c. 5 (= vol. II 41 E Garn.) an und bestätigt die Lesart von M ἔνθεν καὶ ἡδονή. Aber auch im unmittelbar Vorhergehenden sind Gedanken und Worte aus derselben Stelle des Basilius bezogen; denn die Worte 43, 20 ὅταν δὲ αὐτοῦ (sc. τοῦ ἐγκεφάλου) τὰ κοῖλα τῶν ἐκ τῆς λύπης ἀναθυμιάσεων πληρωθῶσι, πρὸς τοὺς τῶν (so MBC, om. Cr.) ὀφθαλμῶν ἀπωθεῖται χιτῶνας τὴν ὑγρασίαν καὶ τῇ τοῦ ἀβουλήτου δήξει τοῦ ὑγροῦ ἀποσκευαζόμενον τὸ βάρος καταφέρεται, ὥσπερ νέφος εἰς ψεκάδα, οὕτως τοῦ πάχους τῶν ἀτμῶν διαλυθέντος εἰς δάκρυον sind eine freie Wiedergabe von Basilius Περὶ εὐχαριστίας c. 5 (II 41 D): ὅπερ συμβαίνει, ὅταν τὰ κοῖλα τοῦ ἐγκεφάλου τῶν ἐκ τῆς λύπης ἀναθυμιάσεων πληρωθέντα, οἷον δι᾽ ὀχετῶν τινων τῶν κατὰ τοὺς ὀφθαλμοὺς πόρων τοῦ ὑγροῦ τὸ βάρος

ἀποσκευάζηται . . . . εἶτα, οἶμαι, ὥσπερ τὸ νέφος εἰς ψεκάδα οὕτως τὸ πάχος τῶν ἀτμῶν εἰς δάκρυον διαλύεται. — Die Beschreibung des Kopfes wird p. 52, 4 mit einem Zitat aus Basilius eröffnet, das von τὴν κεφαλὴν bis τῆς γείτονος reicht und zeigt, daß bei Meletius mit M zu lesen ist: τὴν κεφαλὴν ἐπὶ τῶν ὑψηλοτάτων θεὶς τοῦ σώματος τόπων (ἐπὶ τὸν . . τόπον Cramer); τόπων, das im Original fehlt, wird verdeutlichender Zusatz des Meletius sein. Statt πλεί-στων ἀξίας (πλείστας ἀξίας M) ist natürlich wie bei Garnier πλείστου ἀξίας zu schreiben. Gezogen ist die Stelle aus der schon erwähnten Homilie εἰς τὸ Πρόσεχε σεαυτῷ c. 8 (= vol. II 33 Garn.). Ebendaher stammt das nächste Zitat p. 61, 1 ἐκεῖ ὄψις — 6 ἀποτείνονται. Hier haben wir wieder Gelegenheit, die Vortrefflichkeit des cod. M und des ihm verwandten cod. B zu konstatieren; denn sie haben sich von dem in A eingedrungenen Glossem τὴν τοῦ σώματος μορίων θέσιν freigehalten und die vulgäre, aus der Bibellektüre übernommene Neutralform εὐθές bewahrt. Es ist nämlich zu lesen: ὡς μηδὲν αὐτοῖς τῶν τοῦ σώματος μορίων ἐπιπροσθεῖν, ἀλλὰ μικρᾷ τινι προβολῇ (προσβολῇ die Hdschr. des Meletius) τῶν ὀφρύων ὑποκαθήμενοι (ὑπερκαθήμενοι die Hdschr. des Meletius) ἐκ τῆς ἄνωθεν ἐξοχῆς πρὸς τὸ εὐθὲς (εὐθὺς Cramer) ἀποτείνονται. — Die aus Basilius geschöpfte Bemerkung über den Gehörgang p. 75, 11 οὐ γὰρ ἐπ᾽ εὐθείας ἤνοικται ἡ ἀκοή — 16 τῇ αἰσθήσει findet sich in derselben Homilie c. 8 (= vol. II 33 C Garn.). Auch hier wird die Lesart von MU ἑλικοειδεῖ (ἑλικοειδῆ Cr.) τῷ πόρῳ durch das Original bestätigt und außerdem die Lesart der Meletiushandschriften περικλωμένην ταῖς κοιλότησι in π. ταῖς σκολιότησι berichtigt. — Eine kurze Bemerkung aus der nämlichen Homilie des Basilius (= vol. II 33 C) über die naturgemäße Beschaffenheit der Zunge lesen wir p. 80, 17 κατάμαθε γὰρ τῆς γλώττης τὴν φύσιν — ἐξαρκοῦσα. Durch sie erhält die Lesart von MB ὡς ἁπαλή τέ ἐστι (ἐστι om. Cr.) καὶ εὔστροφος eine Bestätigung. Das längste Zitat aus Basilius p. 149, 20—150, 6 stellt nicht, wie bei Cramer gedruckt ist, ein zusammenhängendes Ganzes dar, sondern besteht, wenn mich meine Nachforschungen nicht täuschen, aus zwei durch eine Zwischenbemerkung des Kompilators verbundenen Abschnitten, an die einige abschließende Zeilen angereiht sind. Der erste Teil von 149, 20 ἀόρατον εἶναι — 23 γνωρίζεται μόνον stammt aus der Homilie εἰς τὸ Πρόσεχε σεαυτῷ c. 7 (= vol. II 32 B). Meletius zitiert nicht ganz wörtlich, sondern läßt den Partizipialsatz τὴν σαυτοῦ ψυχὴν ἐννοήσας weg; er wird deshalb, wie M überliefert, im folgenden ἐπεὶ καὶ ἡ σὴ ψυχὴ (σὴ om. Cr.) geschrieben haben. Der zweite Teil reicht von 149, 30 ἀλλὰ τὴν μὲν — 150, 2 ἔχει τὴν κίνησιν.

Er stammt aus den Ἀσκητικαὶ διατάξεις c. 2 (= vol. II 776 A) und lautet nach M, mit dem das Original stimmt, so: ἀλλὰ τὴν μὲν ζωτικὴν δύναμιν, ἐπεὶ (om. Cr.) ἐπισυγκέκραται τῷ σώματι ἡ ψυχή, φυσικῶς διὰ τὴν σύγκρασιν καὶ οὐκ ἐκ προαιρέσεως χορηγεῖ. ὥσπερ γὰρ ἥλιον οὐχ οἷόν τε ἐπιλάμψαντα (ἐπιλ. οὐχ οἷον τε M) μὴ (τοῦ μὴ M und vier codd. bei Garnier) φωτίσαι· τοῦτο καθ' οὗ τὰς αὐγὰς ἤνεγκεν, οὕτω (οὔτε Cr.) ψυχὴν ἀμήχανον μὴ ζωοποιεῖν (ζωογονεῖν καὶ ζωοποιεῖν Cr.) σῶμα (τὸ σῶμα Cr.), ᾧ ἂν ἐγγένηται. ἡ δὲ θεωρητικὴ δύναμις ἐν προαιρέσει ἔχει τὴν κίνησιν.

Außer diesen Stellen, wo Basilius ausdrücklich als Quelle angeführt ist, kann ich noch eine Benutzung desselben nachweisen an folgenden: P. 11, 20 οὐ μόνον γὰρ — 12, 8 χορὸς ἐναρμόνιος ist mit einigen Auslassungen und leichten Veränderungen aus der 4. Homilie zum Hexaemeron entlehnt (= vol. I 53 E—53 C). Bestätigung erhalten in diesem Abschnitt die Lesarten von MB Z. 28 ἑκάστῳ (ἕκαστον Cr.), 12, 2 τῷ ὕδατι (so auch U, ὕδατι Cr.) und 6 τῷ ξηρῷ δὲ (so auch U, τῷ δὲ ξ. Cr.). — P. 15, 14 ist der Satz ἑκάστου τῶν συνελθόντων πρὸς τὴν οἰκείαν χώραν ἐπανιόντος aus der 1. Homilie zum Hexaemeron (vol. I 15 C) gezogen. Der Zusammenhang, in dem diese Worte stehen, zeigt, daß Z. 14 die Lesart von MB διαλύεται (ἀναλύεται Cr.) richtig ist; denn bei Basilius steht dementsprechend ταχὺ διελύθη εἰς τὰ ἐξ ὧν συνετέθη. — P. 44, 11 ist einem Zitat aus Gregorius Nyssenus der Satz ἡ δὲ χαρὰ οἷον σκίρτημά τί ἐστι τῆς ψυχῆς ἐπαλλομένης (so Cr.) ἐν τοῖς κατὰ γνώμην αὐτῆς ἀπαντῶσιν vorangestellt. Er ist aus der Homilie des Basilius Περὶ εὐχαριστίας c. 4 (= vol. II 39 B) entlehnt. Der Vergleich mit dem Original zeigt, daß statt ἐπαλλομένης mit C zu lesen ist ἐπαγαλλομένης (ἀγαλλομένης MB) unter Tilgung von ἐν. — P. 45, 1 τὰ περὶ τὸ σῶμα — 6 εἰς τὸ ἔξω stammt aus derselben Homilie (= vol. II 39) und schließt sich unmittelbar an die eben ausgeschriebenen Worte an. — Es ist wohl möglich, daß Basilius noch weit stärker von Meletius ausgeplündert ist, doch ist, wie gesagt, der Nachweis im einzelnen schwer zu führen.

V.

Daß der Mönch Meletius die Reden des gefeierten Kanzelredners Gregor von Nazianz kannte und mit einzelnen Floskeln daraus sein Werk zu zieren vermeinte, ist nicht verwunderlich; doch ist die Ausbeute, die ihm diese einem ganz andern Gebiet angehörigen Reden

boten, begreiflicherweise nicht groß. Er zitiert diesen Gewährsmann im ganzen sechsmal, und zwar viermal einfach mit ὁ Θεολόγος, zweimal mit ὁ Θεολόγος Γρηγόριος. Einmal, 116, 4, wird bloß ein einzelner Ausdruck Gregors über die Eunuchen, die er ἀμφιβόλους τῷ γένει nennt, angeführt. Diese Stelle findet sich in der Lobrede auf den heiligen Athanasius, or. XXI c. 21 (= vol. XXXV 1105 Migne) und lautet: ἐξωνεῖται δὲ . . τοὺς γυναικώδεις τε καὶ ἐν ἀνδράσιν ἀνάνδρους καὶ ἀμφιβόλους μὲν τὸ γένος (sic), προδήλους δὲ τὴν ἀσέβειαν. Die übrigen Zitate sind von größerem Umfang. Zunächst stützt Meletius seine Behauptung 71, 1: εἰ μὴ γὰρ ἐν ὀφθαλμοῖς φῶς ἐστιν, οὐκ ἂν ὁραθείη τὸ ἔξωθεν φῶς (vgl. Goethe: Wär' nicht das Auge sonnenhaft usw.) mit einer ähnlichen Äußerung Gregors or. XXXXIV c. 3 (= vol. XXXVI 609 Migne): τὸ δὲ παρ' ἡμῖν τοῦτο φῶς (im Gegensatz zum Licht um Gott) οὐχ ὕστερον ἤρξατο μόνον, ἀλλὰ καὶ νυκτὶ τέμνεται, καὶ τέμνει νύκτα ἰσομοιρίᾳ, ὄψει πιστευθὲν καὶ ἀέρι χυθὲν καὶ λαμβάνον ὃ δίδωσιν. Ὁρᾶν τε γὰρ ὄψει παρέχει, καὶ πρῶτον ὁρᾶται παρὰ τῆς ὄψεως, καὶ τοῖς ὁρατοῖς περιρρέον παρρησίαν χαρίζεται. Meletius hat den schwer verständlichen Ausdruck παρρησίαν χαρίζεται durch den Zusatz τὸ ἀέριον φῶς τοῖς ὄμμασι εἰς τὴν τῶν αἰσθητῶν κατανόησιν verdeutlicht. Sonst stimmt der Text des Meletius mit dem der Quelle überein. — Die längste aus Gregor ausgeschriebene Stelle findet sich 140, 23—141, 29. Sie ist zwei verschiedenen Reden desselben entnommen. Die größere Hälfte von 140, 24 πῶς ἐπλάσθης bis 141, 16 ἀναχώρησις ist identisch mit or. XXXII c. 27, 7—32 (= vol. XXXVI 204—205 Migne). Die Vergleichung beider Texte zeigt, wie schon wiederholt festgestellt werden konnte, daß M gegenüber A den Vorzug verdient. Es ist nämlich 140, 27 mit M und Gregor zu lesen: πῶς μετρῇ (μετρῆ Cr.) τόπῳ καὶ νοῦς οὐχ ὁρίζεται ἀλλ' ἐν ταὐτῷ (τούτῳ Cr.) μένων πάντα ἐπέρχεται; auch Petr. hat *in eodem persistens.* — 141, 1 ist im Text des Meletius διὰ τούτων unverständlich, weil er einen Satz seiner Vorlage, nämlich τίς ὁ τῶν αἰσθήσεων μερισμός, ausgelassen hat (oder weil er von den Abschreibern ausgelassen wurde?); auf τῶν αἰσθήσεων bezieht sich διὰ τούτων. Petrejus hat das erkannt und deswegen διὰ τούτων mit *per sensus* wiedergegeben. — 141, 5 haben MB πῶς λόγος (ὁ λόγος Cr.) νοῦ γέννημα, ebenso Gregor. — 141, 7 stehen MB auf der Seite derjenigen Codices des Gregorius, die πῶς τρέφεται διὰ ψυχῆς τὸ σῶμα überliefern (»*in nonnullis*«, bemerken die Mauriner, »στρέφεται, *vertitur*, *movetur*«; so auch Cr., Petr. dagegen *nutritur*). — 11 wird die Lesart und Wortstellung von MB πῶς

ἐκμαίνει θυμὸς καὶ αἰδὼς ἐρυθραίνει δι' αἵματος (καὶ ἐρυθαίνει δι' αἵματος αἰδὼς Cr.) durch Gregor bestätigt. Die kleinere Hälfte des Exzerpts 141,16 πῶς ὁ νοῦς — 29 εἰπεῖν ist aus der 28. Rede Gregors entlehnt, Kap. 22 (= XXXVI 56, 57 Migne) und zwar reicht die Entlehnung weiter als bei Cramer, der sie Z. 20 mit συνέχηται enden läßt; in Wirklichkeit schließt sie Z. 29 mit συντόμως εἰπεῖν. Auch dieser Abschnitt dient dazu, die Bedeutung von M für die Kritik zu erweisen. Z. 23 folgen nämlich in MB auf διεστώτων die Worte προεχόντων τε καὶ προεχομένων, ἑνουμένων τε καὶ σχιζομένων, die bei Cramer bis auf καὶ σχιζομένων fehlen. Daß sie in den Text gehören, zeigt die ausgeschriebene Vorlage, wie Petrejus mit seiner Übersetzung *quae lege ac naturae ratione coniuncta ac distantia sint quaeque excedant ac excedantur et quae unita sint et quae findantur quaeque comprehendant ac comprehendantur explicare poterit.* — Z. 27 bieten MC τυπώσεως (statt διατυπώσεως bei Cr.) wie Gregor, der zu τυπώσεως noch hinzufügt ἀλλήλαις ἐπιμιγνύμεναι. Natürlich muß es Z. 27 wie bei Gregor περὶ τῆς (so M, τοῖς Cr.) ἐν ὕπνοις ἀναπαύσεως καὶ τῆς ⟨δι' ὀνειράτων⟩ ἀναπλάσεως heißen; AM lassen δι' ὀνειράτων weg, B bricht zwei Zeilen vorher ab; Petrejus dagegen hat es vor sich gehabt, denn er übersetzt: *ac de his quae per insomnia formantur* (141,17). Den Schluß des Ganzen hat Meletius geändert; denn während er bei Gregor lautet: (καὶ συντόμως εἰπεῖν) ὅσοις ὁ μικρὸς οὗτος κόσμος διοικεῖται, ὁ ἄνθρωπος, gibt ihm Meletius die Wendung ὅσα περὶ τὸ ζῶον τοῦτο τὸ λογικὸν ἢ τὰ πάντα σοφῶς καὶ ἐντέχνως (so M, καὶ ἐντ. om. Cr.) οἰκονομοῦσα τοῦ Θεοῦ πατρὸς (so M) δύναμις καὶ σοφία καλῶς ἐτεχνάσατο (so M, ἐτεχνήσατο Cr.). Auch der Schluß der Schrift Περὶ φύσεως ἀνθρώπου ist aus einzelnen Phrasen Gregors zusammengeflickt; so ist 142,5 πῶς μέσον μεγέθους καὶ ταπεινότητος γέγονας = Greg. or. XXXXV c. 7, Z. 6 καὶ βασιλεύεις τῶν ἐπὶ γῆς βασιλευόμενος ἄνωθεν = Greg. ib. βασιλέα τῶν ἐπὶ γῆς βασιλευόμενον ἄνωθεν, Z. 7 τῇ πρὸς Θεὸν νεύσει = Greg. ib. τῇ πρὸς θεὸν νεύσει θεούμενον, Z. 7—8 τὸ μέτριον τῆς ἀληθείας φῶς ἐλλαμπόμενος = Greg. ib. εἰς τοῦτο γὰρ ἐμοὶ φέρει τὸ μέτριον ἐνταῦθα φέγγος τῆς ἀληθείας, Z. 9 ἀξίαν τοῦ καὶ συνδήσαντος καὶ λύσοντος καὶ αὖθις συνδήσοντος ὑψηλοτέραν τὴν πολιτείαν ποιούμενος = Greg. ib. λαμπρότητα Θεοῦ καὶ ἰδεῖν καὶ παθεῖν ἀξίαν τοῦ καὶ συνδήσαντος καὶ λύσοντος καὶ αὖθις συνδήσοντος ὑψηλότερον. Mit ὑψηλότερον, das nicht zu πολιτείαν, wie ὑψηλοτέραν bei Cramer, sondern als Adverb zu συνδήσοντος zu beziehen ist, wird die Lesart von M bestätigt.

In der Schrift Περὶ ψυχῆς wird an einer mir unklaren Stelle, 144,31, auf Gregor Bezug genommen mit οὐδεμία φύσις ὅτι μὴ τόδε ἐστίν, ἀλλ' ὅτι τόδε, ἢ τοῦ ὄντος θέσις, οὐχ ἡ τοῦ μὴ ὄντος ἀναίρεσις. Angespielt ist damit auf Gregor or. XXIX c. 11 (= vol. XXXVI 88 Migne) ἔπειτα πῶς οὐσίαν θεοῦ λέγεις, οὐ τὴν τοῦ ὄντος θέσιν, ἀλλὰ τὴν τοῦ μὴ ὄντος ἀναίρεσιν; Cramer läßt das Zitat noch zwei Zeilen weitergehen, wie es scheint, ohne Grund. In M lauten diese wohl dem Meletius selbst angehörigen Worte: τὸ γὰρ λέγειν ἀσώματον τὴν ψυχὴν οὐχ ὅ τι ἐστι δηλοῖ, ἀλλ' (om. Cr. mit Angabe einer Lücke) εἴ τι οὐκ ἐστι, τυχὸν ὅτι σῶμα οὐκ ἐστι. Ganz kurz ist auch das Zitat aus Gregor 150,25 τὸ Κλεομβρότου πήδημα τοῦ Ἀμβρακιώτου τὸ ἐν τῷ περὶ ψυχῆς λόγῳ φιλοσοφησθέν (sic Cr.). M läßt τὸ ἐν mit Recht weg, genau wie Gregor or. IV c. 70 extr. und bietet φιλοσοφηθέν; zur Sache vgl. Cic. Tusc. I 85. Der sich unmittelbar anschließende Abschnitt ist nicht, wie ihn Cramer gibt, ein zusammenhängendes Zitat aus Gregor, sondern einzelne aus dessen Reden entnommene Flicken, die durch eigene Zutaten des Meletius verbunden sind. So ist Z. 30 ὅπερ γὰρ — 32 τὸν ἀόρατον = Greg. or. XXI c. 1 (= XXXV 1084 Migne), 151,6 ὡς ἐπαινέτης σιγῶν — 7 διαπρύσιος κῆρυξ = Greg. or. XXXXV c. 7 (= XXXVI 632 Migne) = or. XXXVIII c. 11 (= XXXVI 321 Migne), Z. 10 ὁ μὲν ξένος — αἴσθησιν = Greg. ibid. c. 6 (= XXXVI, 629) = or. XXVIII c. 10 (= XXXVI 321), Z. 11 οἰκεῖος — φύσεως = Greg. ibid. c. 6, Z. 11 κρᾶμα ἐξ ἀμφοτέρου (ἀμφοτέρων M wie Gregor) = Greg. ibid. c. 7 = or. XXXVIII c. 11, Z. 12 καὶ σοφίας — 13 πολυτελείας = Greg. ibid. c. 7 = or. XXXVIII c. 11, Z. 14 ἵνα — εὐεργέτην = Greg. ib. c. 7 = or. XXXVIII c. 11, Z. 14 εἰ δὲ ἐγὼ μὲν — 19 ἀτιμότερον = Greg. XLII c. 17 (XXXVI 477 Migne). Daß in diesem Abschnitt 151,8 statt αἰσθητοῦ mit M zu lesen ist αἰσθητικοῦ und Z. 19 statt ἕνεκα τοῦ gleichfalls mit M ἕνεκά του, ist selbstverständlich. Die Lesart von M περίγρα (Zirkel, πυράτρα Cr.) haben auch einige Handschriften Gregors, wie die Mauriner zu πυράγρα, das sie in den Text aufgenommen haben, bemerken (»in nonnullis περίγρα; instrumentum est quo utuntur plaustrorum opifices«). Sie ist weit ansprechender als πυράγρα.

VI.

Meletius liebt es, bei der Beschreibung der einzelnen Körperteile eine genaue Begriffsbestimmung derselben zu geben und im Zusammenhang damit eine etymologische Erklärung des Namens anzuführen. Diese Etymolo-

gien stimmen meist mit denen des Soran überein; er hat aber Soran nicht selbst eingesehen, sondern etymologische Werke benutzt. Er erwähnt selbst p. 1, 21 die Schrift eines Sokrates Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, die Etymologien enthielt, und p. 6, 5 erklärt er, aus anatomischen und etymologischen Schriften, die ihm erreichbar waren, seinen Stoff entnommen zu haben (τὰ σποράδην κείμενα ἐν ἀνατομικαῖς καὶ ἐτυμολογικαῖς βίβλοις, κατὰ τὸ ἡμῖν ἐφικτόν, ἐκλεξάμενοι). Uns liegt die Tradition dieser Etymologien vor in dem Werke des Orion und dem Etymologicum Magnum. An beiden können wir den Text des Meletius prüfen und die Richtigkeit der Lesarten von M an einzelnen Stellen nachweisen.

P. 7, 4 führt Meletius die aus Plato (Cratyl. 399 C) bekannte Etymologie von ἄνθρωπος an: παρὰ τὸ ἀθρεῖν καὶ λογίζεσθαι ἅπερ ὄπωπε, τουτέστι παρὰ τὸ βλέπειν κατὰ νοῦν καὶ λογίζεσθαι τὰ δέοντα, τῶν ἄλλων ζώων μὴ προνοουμένων ἢ μὴ λογιζομένων. Statt λογίζεσθαι an zweiter Stelle hat M mit BCU διαλογίζεσθαι, was dadurch einige Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß das Etym. M. 109, 19 wie Plato das Kompositum ἀναλογίζεσθαι in gleichem Sinn gebraucht. Ferner stimmt M mit BU überein in der Lesart μὴ λογιζομένων ἢ προνοουμένων. Daß diese Wortfolge richtig ist, beweisen Orion 16, 11 und das Etym. M. 109, 19, die beide gleichlautend μὴ λογιζομένων καὶ προνοουμένων überliefern. Im folgenden wird noch eine andere Etymologie angegeben mit: ἢ παρὰ τὸ δρῶ τὸ βλέπω ἢ πράττω ἄδρωπος καὶ ἄνθρωπος. MBU lassen ἢ πράττω weg, ebenso Etym. M. 109, 22. Auch Petrejus kennt den Zusatz nicht. — Die Etymologie von ἔμβρυον lautet 7, 27 in MBCU: ἔμβρυον λέγεται διὰ τὸ ἔσω (ἔσωθεν Cr.) βρύειν, ebenso Or. 56, 6. Etym. M. 334, 13. — 8, 2 werden Name und Etymologie von μήτρα besprochen ἡ δὲ μήτρα παρὰ τὸ μήτηρ εἶναι τοῦ γεννωμένου. λέγεται δὲ καὶ νηδὺς καὶ δελφὺς καὶ ὑστέρα· νηδὺς μέν, ὅτι μεθ' ἡδύτητος ἐνεργεῖ, ἢ ἀπὸ τοῦ νενῆσθαι, ὅ ἐστι σεσωρεῦσθαι καὶ πεπληρῶσθαι τραχύτητος. MBU bieten statt νενῆσθαι das Kompositum διανενῆσθαι (διανεμεῖσθαι Petr. fehlerhaft); es wird gestützt durch Or. 107, 3 νηδὺς ἀπὸ τοῦ διανενῆσθαι τὰ τῆς τροφῆς, ὅ ἐστι σεσωρεῦσθαι καὶ πεπληρῶσθαι und Etym. M. 603, 4 νηδὺς ἡ γαστήρ. Ἀπὸ τοῦ νῶ νήσω τὸ σωρεύω. νηδύς, εἰς ἣν σωρεύονται αἱ τροφαί. Ἢ οὖν ἀπὸ τοῦ διανενῆσθαι τὰ τῆς τροφῆς ἐν αὐτῇ, ὅ ἐστι σεσωρεῦσθαι τὰ βρώματα, ἢ ἀπὸ τοῦ νάειν κτλ. — 37, 5 wird eine Etymologie von αἷμα gegeben mit: καὶ λέγεται (so M richtig statt γίνεται bei Cramer; vgl. 125, 28 λέγεται δὲ κόπρος) αἷμα παρὰ τὸ ἔναμμα εἶναι καὶ δεσμὸν τῷ σώματι. Statt ἔναμμα war nach A mit

Orion ἅμμα zu schreiben, der auch in dem von Meletius zitierten Vers des Empedokles αἷμα γὰρ ἀνθρώποις (ἀνθρώποισι M) περικάρδιόν ἐστι νόημα die Lesart νόημα (ἅημα Cr.), welche sich in M und C findet, bestätigt (Or. 16, 7, ebenso Et. M. 34, 21); dem lat. Übersetzer lag diese Lesart gleichfalls vor, da er sie mit *intellectus* wiedergibt. — Auch 43, 13 stimmen MB mit Orion (92, 10) in der Wortfolge überein; es ist also zu lesen: παράγεται δὲ λύπη παρὰ τὸ λύειν εἰς δάκρυα τοὺς ὦπας καὶ λυμαίνεσθαι τούτους, λυώπη τις οὖσα. — 52, 14 hätte Cramer die Lesart von MBC κέρας (κέρα Cr.) γὰρ ἡ θρίξ aufnehmen sollen; denn sowohl Orion 80, 24 s. v. κείρειν (τὸ κέρας τουτέστι τὴν τρίχα) als das Etym. M. 490, 24 ἡ κεφαλή. ἀπὸ τοῦ κέρας, ὃ σημαίνει τὴν τρίχα, γίνεται κέρα καὶ κάρα, διὰ τὸ τετριχῶσθαι bestätigen sie. Auch Z. 27 wird die Lesart von MB μύξα δὲ εἴρηται παρὰ τὸ ἐκ τοῦ μυκτῆρος ἀποκρίνεσθαι richtig sein; vgl. Et. M. 594, 32. Ebenso findet 54, 5 die Lesart von M τὸ δὲ ὄπισθεν (sc. τῆς κεφαλῆς λέγεται) ἰνίον ἀπὸ τοῦ ἐν τῇ καταβάσει τῇ ἀπὸ τῆς κορυφῆς κάτω ἰέναι an Orion 76, 3 eine Stütze und Z. 7 wird die Lesart von MU αἳ δὲ ἶνες τὸ (τοῦ Cr.) εἶναί τε καὶ συνεστάναι παρέχουσι τῷ σώματι durch Et. M. 470, 313 beglaubigt. — 68, 16 hat M wie B οἱ δὲ Αἰολεῖς ὄππατα (ὤπατα Cr.) λέγουσι παρὰ τοὺς ὦπας, ebenso Or. 117, 4. Et. M. 624, 20. — Der richtigen Lesart kommt M sehr nahe 69, 1 γλήνη . . ἢ ἀπὸ τοῦ λαύσειν, ὅ ἐστι λάμπειν; λαύσειν ist nach Or. 39, 29 in γλαύσσειν zu verbessern. — Mit einer leichten Änderung läßt sich auch 72, 26 die richtige Lesart aus M herstellen: μυκτῆρες δὲ . . ἀπὸ τοῦ μύξους (μύξας Or. Et. M.) τινὰς ἔχειν ὑφ᾽ ἑαυτῶν (ἐφ᾽ ἑαυτοὺς Cr.), τουτέστι πόρους; statt ὑφ᾽ ist mit U ἐφ᾽ zu lesen nach Or. 100, 21. Et. M. 594, 26; ἐφ᾽ ἑαυτῶν bot wohl auch die Vorlage des Petrejus, der es mit *in ipsis* übersetzt. — 77, 1 ὑπήνη δέ, καὶ γὰρ ἡ πήνη αἱ ὑποκάτω τοῦ γενείου τρίχες εἰσίν, ἀπὸ τοῦ ὑπῆναι καὶ ὑποκεῖσθαι τῷ γενείῳ] ὑπήνη δέ, καὶ γὰρ αἱ ὑποκάτω τοῦ γενείου τρίχες εἰσίν, ἀπὸ τοῦ ὑπεῖναι καὶ ὑποκεῖσθαι τῷ γενείῳ M mit BU, ebenso Or. 155, 1, nur läßt er καὶ γὰρ und εἰσίν aus. — 83, 16 wird die Etymologie der φάτναι oder φάτνια, der Vertiefungen im Zahnfleisch, in denen die Zähne sitzen, zurückgeführt auf τὸ κάπος, ὅ ἐστι πνεῦμα, ὡς ἐν τῷ »ἀπὸ δὲ ψυχὴν ἐκάπυσσεν« (so M, Hom. Jl. X 467) ἢ διὰ τοῦ καταπνέεσθαι ἀπὸ τοῦ ἄσθματος τῶν ἵππων (so M, τὸν ἵππον Cr.). Die Lesart von M, die der Sinn erfordert, wird durch Or. 79, 19 und Et. M. 489, 45 τουτέστιν ἡ ὑπὸ τῶν ἀσθμάτων καταπνεομένη τῶν ἵππων bestätigt. — Z. 24 bieten MU κιονὶς δὲ (χιονὶς δὲ Cr.) wie Or. 82,7 und Et. M. 514, 50. — 84, 21 wird von λαιμὸς und

λάρυγξ gesagt: τοῖς ὀνόμασι διαφέρουσι μόνον· παρὰ γὰρ τὸ λαίειν ἢ λαύσειν (λαύειν?), ὅ ἐστι τὸ ἀπολάβειν (so Cr. und U, ἀπολαύειν MB richtig), ἀμφότερα παράγεται· διὰ γὰρ λαιμοῦ καὶ λάρυγγος τὴν ἀπόλαυσιν ἔσχομεν τῶν τροφῶν. Statt des unpassenden Aorists hat M ἔχομεν, was Or. 94, 18 bestätigt. — 91, 29 wird ῥάχις in Beziehung gebracht zu τραχύτης: ἢ διὰ τραχύτητα τῶν συνεστηκότων αὐτῇ κονδύλων. MU bieten διὰ τὴν τραχύτητα, ebenso Et. M. 702. 45. Andere Namen für ῥάχις sind ἄκανθα und bei Homer ἴξυς, das 92, 1 erklärt wird mit ἣν οὐχ οἷόν τε κνίσαι ἢ ξύσαι εὐκόλως τῇ ἰδίᾳ χειρί, ἀλλ' ἑτέρων δεῖσθαι εἰς τοῦτο. M hat ξύσαι ἢ κνίσαι (κνῆσαι U und Petrejus). Die gleiche Wortfolge findet sich bei Or. 75, 16 (ξύσαι ἢ κνήσασθαι), im Et. M. 472. 6 dagegen κνῆσαι ἢ ξύσαι. — 103, 20 werden verschiedene Etymologien von γαστήρ aufgestellt, darunter auch die: λέγεται δὲ γαστήρ, ὅτι περιαγής ἐστι καὶ γαστρίζει ἡμῖν τὴν τροφήν; richtiger MB καὶ (M, ἢ B) ὅτι γαστρίζει ἡμᾶς ἐπιζητοῦσα τὴν τροφήν, was auch Petrejus vor sich hatte, da er übersetzt: *quod ipse* (sc. venter) *expetendo alimentum nos cibo repleat*. Or. 39, 11 bestätigt die Lesart von M und gibt statt ἐπιζητοῦσα das bezeichnendere Partizipium ἐπιχορηγοῦσα. — 105, 27 wird κόπρος so erklärt: λέγεται δὲ κόπρος διὰ τὸ χεῖσθαι διὰ τοῦ πόρου, χόπρος τις οὖσα, ἢ οἷον κόπρος. βαρύνει γὰρ τὸ περιττὸν ἐγκείμενον καὶ κοποῖ. M bietet: παρὰ τὸ χεῖσθαι διὰ τοῦ πόρου χόπορός (ebenso B) τις οὖσα ἢ οἷον κόπος (ebenso B); dazu stimmt Petrejus, der neben der lat. Übersetzung auch den griechischen Wortlaut anführt, nur hat er διὰ statt παρὰ. Ähnlich lautet die Etymologie im Et. M. 529, 14 κόπρος οἱονεὶ κόπος τις οὖσα· βαρεῖ γὰρ τὸ περισσὸν καὶ κοποποιόν. ἢ χόσπορός τις οὖσα ἀπὸ τοῦ χεῖσθαι διὰ τοῦ πόρου, κατὰ συγκοπὴν καὶ τροπὴν τοῦ χ εἰς κ. Die seltene Verbalform βαρεῖ weist auch M auf in den unmittelbar folgenden Worten: βαρεῖ (βαρύνει Cr.) γὰρ τὸ περιττὸν ἐγκείμενον καὶ κοποῖ: sie wird also ursprünglich sein. — 110, 29 wird die von Aristoteles aufgestellte Etymologie von ὀσφύς angeführt mit: ἡ δὲ ὀσφὺς οἷον ἰσοφύς, ἡ ἴση πρὸς τὰ ἄνω καὶ τὰ κάτω πεφυκότα (so Cr.) τοῖς ὀστοῖς. M übereinstimmend mit BU wiederholt den Artikel vor κάτω nicht und gibt πεφυκυῖα, genau so Or. 116, 21, nur τὸ ἄνω statt τὰ ἄνω. — 112, 17 wird πόσθη definiert: τὸ δὲ περικαλύπτον αὐτὴν (sc. τὴν βάλανον) δέρμα ποστὴ καὶ πρόσθεσμα καλεῖται. M hat πόσθη und πρόσθεμα; beides wird durch Et. M. 684, 55 und 690, 25 bestätigt. — 118, 14 lesen wir bei Cramer folgende Etymologie von ὠλένη: λέγονται καὶ ὠλέναι ἀπὸ τοῦ δι' αὐτῶν εἰλοῦσθαι τὰς τάξεις, τουτέστι πληροῦσθαι. MB und Petrejus bieten das durch Or. 169, 24 bestätigte πράξεις; dem

richtigen ὁλοῦσθαι, das Or. l. l. und Et. M. 821, 38 (ὀλοῦσθαι) erhalten haben, kommt die Lesart bei Petrejus ὠλοῦσθαι sehr nahe. — 122, 27 ὡς Ὅμηρος] ὡς καὶ Ὅμηρος M, ebenso Or. 116, 18. — 129, 5 wird γόνυ in Beziehung zu γωνία gebracht: ἢ ὅτι τὸ σκέλος καμπτόμενον ὥσπερ γωνίαν ἀποτελεῖ, so Cramer; richtig MB ὅτι κατ' αὐτὸ τὸ σκέλος καμπτόμενον ὥσπερ γωνίαν ἀποτελεῖ, was Or. 39, 15 teilweise bestätigt. — 132, 17 wird σάρξ von σύρεσθαι abgeleitet: σὰρξ δὲ εἴρηται παρὰ τὸ σύρεσθαι τὸ δέρμα ἀπ' αὐτῆς; M mit BC hat ἀποσύρεσθαι, desgleichen Petrejus, und Or. 147, 12 führt diese Etymologie ausdrücklich auf Herakleides zurück: σάρκα· ἐτυμωτέρως λέγουσιν Αἰολεῖς σύρκα. παρὰ τὸ ἀποσύρεσθαι τὸ δέρμα ἀπ' αὐτῆς· οὕτως Ἡρακλείδης. Das Et. M. 708, 31 wiederholt diese Ableitung und gebraucht ebenso das Kompositum ἀποσύρεσθαι. — Ferner wird die Lesart von MB bestätigt durch Orion in der Etymologie von πιμελή: 133, 14 ἡ πιμελή τίς ἐστι παρὰ τὸ πιαίνειν, ἢ (om. Cr.) ὑγραίνουσα τὰ μέλη; vgl. Or. 129, 8. — Nicht ganz richtig, aber dem Richtigen nahestehend ist die Überlieferung in M 63, 3, wo θάλαμος etymologisch mit θάλλειν in Beziehung gebracht wird. Hier heißt es δεῖ γὰρ θάλλοντα τὰ σώματα ἔχοντας εἰς ταὐτὸν συνιέναι καὶ μὴ ἀποβεβηκότας. Statt εἰς ταυτὸν, wofür nach Et. M. 441, 15 mit Scheele (*De Sorano Ephesio med. etym.* 53) εἰς αὐτὸν zu lesen ist, bietet M εἰς ἑαυτοὺς und statt ἀποβεβηκότας, an dessen Stelle im Et. M. l. l. (σώματα μὴ) ἀπεσβηκότα steht, ἀποσβεβηκότας (sic), eine Schreibung, die Scheeles Emendation ἀπεσβηκότας bestätigt. Im Anschluß an diese Etymologie wird ein Vers aus Hesiod Op. et D. 695 zitiert, den Petrejus vollständig gibt mit ὡραῖος δὲ γυναῖκα τεὸν ἐπ' (ποτὶ Rzach, ἐπὶ v. l.) οἶκον ἄγεσθαι, während die bis jetzt verglichenen Meletiushandschriften nur den Anfang mit ὡραῖος δὲ γυναῖκα überliefern. Da Petrejus bei sonstigen Zitaten keine Spur von eigener Emendation aufweist, ist anzunehmen, daß in seiner Handschrift der Vers vollständig erhalten war. Im vorhergehenden, p. 62, 29 und im nachfolgenden, 63, 7 beseitigt U das auffallende Femininum θάλαμος, indem er an der ersteren Stelle εἰς τοὺς λεγομένους θαλάμους (τὰς λεγομένας θαλάμας MB), an der zweiten εἰς τοὺς θαλάμους (τὰς θαλάμους MB) bietet. — 73, 26 wird κανθὸς von κνήθεσθαι (κνῆσθαι MBU) συνεχῶς ὑπὸ τοῦ παρεισρέοντος παντὸς ὑγροῦ, δακρύων ῥεύματος καὶ τῶν λοιπῶν abgeleitet; MBU schalten nach ὑγροῦ noch ἐλαίου ein, was durch das Et. M. 488, 57 κανθὸς ἐπὶ τοῦ ὀφθαλμοῦ, οἱονεὶ κνῆθός τις ὤν, ἀπὸ τοῦ κνήθεσθαι συνεχῶς δακνομένους ὑπὸ τοῦ παρεισρέοντος ὑγροῦ ἐλαίου ῥεύματος δακρύου gerechtfertigt wird. Auch die lat. Übersetzung *ob lacrimarum effluxum sive cum oleum aut quemlibet alium hu-*

morem adhiberi accidit hat den gleichen Zusatz. — 77, 12 wird Scheeles naheliegende Änderung παρειὰ δὲ παρὰ τὸ περατοῦσθαι (πεπερατοῦσθαι Cr.) nur durch M, nicht durch U bestätigt; U hat πεπερατῶσθαι. — 81, 9 weist die Überlieferung in MB ἀλτηρία δὲ (sc. λέγεται ἡ ἀρτηρία) παρὰ τὸ ἄλσειν ἤγουν ἄλλεσθαι darauf hin, daß mit Or. 17. 5 zu lesen ist ἀλτηρία δὲ παρὰ τὴν ἄλσιν und als Erklärung dazu ἤγουν τὸ ἄλλεσθαι. — 82. 7 wird auseinandergesetzt, daß sich die Zähne von den anderen Knochen dadurch unterscheiden, daß sie empfindungsfähig sind; ἔχουσι γάρ, heißt es dann weiter, ἀρτικὴν διάθεσιν αἰσθητικῶν νεύρων φερομένων ἐν τοῖς φατνώμασιν, ἐν οἷς ῥιζοῦνται. Statt διάθεσιν haben M αἴσθεσιν. BU αἴσθησιν und so wird auch zu lesen sein; auch Petrejus muß es vor sich gehabt haben: denn er übersetzt: *hunc* (sc. sensum) *siquidem exacte obtinent ob nervos*; ἀρτικὴν scheint durch Dittographie aus γὰρ τὴν entstanden zu sein und die Stelle ursprünglich gelautet zu haben: ἔχουσι γὰρ τὴν αἴσθησιν κτλ. — Die 82, 30 gegebene Etymologie von οὖλον: ἢ παρὰ τὸ ἠλῶ· τρόπῳ γάρ τινι ἥλων (so Cr.) τάξιν ἐπέχει εἰς διακράτησιν τῶν ὀδόντων kann nicht richtig überliefert sein. Bei Orion 117, 13 sowohl als im Etym. M. 611, 13 wird οὖλον mit εἱλεῖν, εἱλεῖσθαι in Beziehung gesetzt und so hat auch Petrejus gelesen, weil er übersetzt: *vel illa* (sc. gingiva) ἀπὸ τοῦ εἱλεῖν, *quod involvere diceres, nam continendorum dentium gratia ipsis involvitur*. Aber auch wenn man παρὰ τὸ εἱλῶ liest, störend bleibt immer noch das folgende ἥλων, statt dessen Orion τείχους, Etym. M. τειχῶν bieten; U läßt den ganzen Satz von ἢ παρὰ τὸ ἠλῶ bis τῶν ὀδόντων aus. — 83, 12 wird die Lesart von M πατεῖται in dem Zitat aus Kallimachus fr. 437 μήκωνα πατεῖτε (Cr.) durch Orion 162, 22 bestätigt, ebenso 85, 19 Wortlaut und Wortstellung vor MBU τὰ ποτὰ καὶ τὰ (om. U) βρώματα (τὰ βρώματα κ. τὰ πόματα Cr.) durch das Et. M. 477, 34. — 102, 27 wird die Lesart von MB λέγεται ἧπαρ παρὰ τὸ ἐπαρδεύειν ὅλῳ (ὅλον Cr.) τῷ σώματι αἷμα, die auch Scheele p. 51 aufgenommen hat, durch den cod. V des Et. M. (s. 433, 12) bestätigt. — 110, 2 wird βουβών von βαίνω abgeleitet παρὰ τὸ ἄγαν βαίνειν εἰς ὕψος, βῶ, βῶν καὶ μετὰ τοῦ βου ἐπιτατικοῦ μορίου βουβών. M bietet καὶ μετὰ τοῦ ἐπιτατικοῦ βου βουβών. Die gleiche Wortstellung und die Auslassung von μορίου findet sich im Et. M. 206, 53 (καὶ συνθέσει τοῦ ἐπιτατικοῦ βου γίνεται βουβών); vgl. Et. M. 207, 7 παρὰ δὴ τὸ ἐπιτατικὸν καὶ τὸ γαῖα σύνθετον γίνεται βουγάϊος. Orion hat μορίου, aber dieselbe Wortfolge wie M (καὶ ἐπιτατικοῦ μορίου τοῦ βου βουβών). — 121, 4 wird παλάμη etymologisiert: ὅτι δι᾽ αὐτῆς πολλὰ πεπαλήμεθα καὶ τετεχνώμεθα (so Cr.), ἤγουν μαιώμεθα. M hat wie B τεχνόμεθα, das in τεχνώμεθα zu ändern ist, wie Et. M. 649, 6 beweist, und μαιόμεθα.

VII.

Auch durch Homer und die Septuaginta werden einzelne Lesarten von M als richtig erwiesen, so durch Homer 69, 19 εὔχεαι (εὔχαιε M) αὔτως (αὔτωc U), wo Cramer auch aus A die Variante αὔτωc (ebenso Petr.) registriert, aber mit BC οὕτωc liest, 77, 18 χρωὸc (l. χροὸc) ἄμεναι (ἔμμεναι Cr.), 83, 17 ψυχὴν ἐκάπυσσεν (ἐκάπυσεν Cr.), 92, 3 κατ' ἄκνιστιν (l. ἄκνηστιν, κατάκνηστιν Cr.); 97, 29 kommt die Lesart von M dem Richtigen wenigstens sehr nahe mit πολλὰ δὲ οἱ κραδίη πρότιον ὄσσετ' (l. προτιόσσετ', ποτὶ ὄσσεται Cr.), ebenso 98, 4 mit τῷδε μάλ' ἐν πήσει (l. πείσει) κραδίη μένε (μένεα Cr.) τετληυῖα, 111, 22 πλευράς τε καὶ ἴσχια (auch Petr., πλ. καὶ ἴ. Cr.), 23 αἲ εἴ δ' αὐτὸν (l. ἐὲ δ' αὐτὸν, ἐὲ (sic) δ' αὐτὸν Petr., ἐπὶ δ' αὐτὸν Cr.), 112, 3 kommt M dem Richtigen wieder näher als AC mit πλὴν αὔτωc (l. πῆλ' αὔτωc, πάλλ' αὔτωc Cr.), 137, 14 ὅπη (l. ὅππῃ, ὅποι Cr.); durch die Septuaginta 78, 31 ὁρῶ ἐγὼ τὸ πρόσωπον τοῦ πατρὸς ὑμῶν, ὅτι οὔκ ἔστιν πρόσ με (πρὸς ἐμοῦ vel πρὸς ἐμὲ v. l., om. Cr.). ὡς χθὲς καὶ τρίτην (τὴν τρίτην Cr.) ἡμέραν (Gen. 31, 5), 143, 9 εἶδον τὸν Θεὸν ἐπὶ θρόνου ὑψηλοῦ] εἶδον τὸν κύριον ἐπὶ θρόνου ὑψηλοῦ M (Jes. 6, 1), ibid. εἶδον τὸν Θεὸν] εἶδον Θεὸν M (Gen. 32, 30).

VIII.

Daß die lateinische Übersetzung des Petrejus auf eine gute Vorlage zurückgeht, lassen manche Anzeichen deutlich erkennen. Wo also die Lesarten von M mit ihr übereinstimmen, wird ihre Glaubwürdigkeit dadurch gesteigert, namentlich wenn auch innere Gründe für die Echtheit der Überlieferung in M sprechen. Dies ist der Fall an zahlreichen Stellen, die im folgenden aufgeführt werden sollen. Die Muttermilch, heißt es p. 9, 16, die beste Nahrung für das Kind, ist nichts anderes als αἷμα λευκαινόμενον ἐν τοῖς μαστοῖς τῶν μητέρων παρὰ τῶν ἀμφιβαινόντων φλεβῶν τῶν ἀπὸ τῆς μήτρας τοῦτο τὸ αἷμα δεχομένων. Cramer nimmt also an dem unmöglichen ἀμφιβαινόντων keinen Anstoß, Ritschl korrigierte ἀμφιβαινουσῶν und so hat auch U. Ich glaube aber, daß die Lesart von M ἀμφισβαίνων (l. ἀμφισβαινῶν, ἀμφισβενῶν A), die auch der Übersetzer in seinem Texte fand, den er mit *venarum officio quae amphisbenae nuncupantur* vertiert, richtig ist. Daß man gewisse Venen ihrer Ähnlichkeit wegen mit dem Namen einer Schlangenart belegte, scheint nicht auffallend, obwohl ich keinen weiteren Beleg dafür anzuführen vermag. — 10, 2 ὅτι δὲ (statt ὅτι καὶ) MU, *quod vero*

Petr. — 12,9 καὶ ταῦτα (sc. ἀήρ, πῦρ, γῆ, ὕδωρ) μὲν ὡς πρῶτα στοιχεῖα εἰς ὕλας καὶ εἴδη ἀναλυόμεθα. Τὰ ἄτομα συνιστᾶ πάντων γενῶν. So Cr. Einen Sinn erhalten die Worte erst durch die Lesart und Interpunktion von MU: ἀναλυόμενα τὰ ἄτομα συνιστᾷ πάντων τῶν γενῶν. Damit stimmt Petr. (11, 23): *et haec quidem ut prima elementa, cum in materias formasque resolvuntur, omnifariam individua ... constituunt.* — 14, 1 ist von der Wirkung der innerlichen Körperwärme, des ἔμφυτον θερμόν, die Rede mit Anklängen an Greg. Nyss. I 249 A. Klar aber wird der Sinn der Stelle erst, wenn man mit MBU liest: οὐδὲ οὕτως ἵσταται αὐτοῦ (αὐτῆς Cr.) ἡ ἐνέργεια, ἀλλὰ καθάπερ ἐν χωνευτηρίῳ σύνθηξιν τῶν ἐπεισελθόντων καὶ ἔκκρισιν ποιησάμενον (ποιησαμένων Cr.) ἑτέραν (ἑτέρων Cr.) αὖθις τροφὴν ἐπιζητεῖ (*aliud denuo alimentum expetit* Petr.) — 15, 7 εἰ καὶ λεληθότως ὁσημέραι πρὸς ἕκαστον τῶν στοιχείων τὰ διάφορα γενήματα χωροῦσι Cr.: γένη μεταχωροῦσι MB und daß das richtig ist, beweist der Ausdruck Z. 11 ἁπάντων διαφόρων γενῶν σύνθεσίς τις nebst Petr. (14, 10): *quamquam ad quodlibet ex elementis diversa genera in dies singulos clam demigrant.* — 15, 18 ὅπερ ἐξ ἑαυτοῦ ἄρχεται καὶ εἰς ἑαυτὸ (MBC, ἑαυτὸν Cr.) καταλήγει: *ab eodem originem sumens in idem desinit* Petr. — 17, 17 εὐκράτως (εὔκρατος U) τοῦ ζωτικοῦ πνεύματος MBCU, πνεύμωνος (sic) Cr., obwohl sooft vom ζωτικὸν πνεῦμα die Rede ist: *cumque vitalis spiritus boni temperamenti existit* Petr. (16, 14). — 21, 6 liest Cramer ὅτι πᾶσα ἐνέργεια διανοίας ἐστὶν ἀποτέλεσμα, MBU haben statt διανοίας δυνάμεως, was Petr. bestätigt: *quoniam omnis actio potentiae perfectio habetur.* — Die 21, 19 gegebene Definition des Gedächtnisses (μνήμη) lautet in MBC: ἡ μνήμη δέ ἐστι φυλακὴ τῶν ῥηθέντων ἢ διανοηθέντων ἢ ἐννοηθέντων ἢ ἐνεργηθέντων ἢ ἀκουσθέντων. Cramer läßt ἢ ἐννοηθέντων weg, Petr. aber bestätigt es; gleichzeitig ersieht man aus seiner Übersetzung (20, 5) *quae iam observata a nobis vel animadversa sunt aut intellecta sive peracta vel quae auditus percepit, memoriae cura servantur*, daß er wie AU τῶν τηρηθέντων gelesen hat, was gewiß richtig ist. In der sich unmittelbar anschließenden Definition der δόξα folgt in MBCU Z. 23 auf καὶ ἀκουσθέντα noch καὶ μνημονευθέντα, das Petr. mit *nec non quae memoria tenuerat* wiedergibt. — 22, 28 liest man in MB πλὴν πρότερον ἀπὸ (ὁ ἀπὸ Cr.) τῶν πραγμάτων (γραμμάτων Cr.) τύπος ἐγγίνεται τῇ νοήσει, ohne Zweifel richtig: Petr. übersetzt es mit *excepto quod prius a rebus ipsis formula quaedam in intellectu oritur.* — 26, 24 in der Definition der σωφροσύνη bieten MBU ἐπιθυμίαν ὁρμῶσαν ἐπὶ φαύλας ἡδονάς (ὁρμάς Cr.): Petr. (24, 24 *ad turpes voluptates tendentem*) hat ebenso

gelesen; M verbessert außerdem noch τοῦ λογισμοῦ in τῷ λογισμῷ. — 36, 6 hat M, wie Petr., den vollständigen Text bewahrt: τὴν γοῦν ὕλην ἡ μὲν χυλοποιεῖ (so MBC richtig, χυλοποιεῖται Cr.), τὸ δὲ ἐξαιματοῖ, καὶ ἡ μὲν παραπέμπει τῷ ἥπατι, τὸ δὲ λαβὸν (λαβὼν M) πέττει τε καὶ ἐξαιματοῖ καὶ οὕτως κτλ. Wie man sieht, ist der Schreiber von ABC vom ersten ἐξαιματοῖ auf das zweite abgeirrt; Petr. (33, 17) stimmt genau zu M: *et venter* (für ἡ μὲν) *sucum ad iecur demittit, iecur vero quod accipit concoctum reddit ac vertit in sanguinem et ita etc.* — 37, 26 Τί δέ ἐστιν οὖρον καὶ πόσαι τούτου διαφοραί, καὶ τίς ἡ τῶν οὐρημάτων ἐναλλαγή] τῶν χρωμάτων ἐναλλαγή M, ebenso der Cracoviensis bei Ritschl und Petr. 35, 3 *quae colorum eius permutatio fiat.* — 38, 12 wird τὸ οὖρον definiert als τοῦ πότου τὸ περιττὸν ἢ τῆς συμπάσης τροφῆς ὄρος. So Cramer; M dagegen ὅρος, l. ὀρός wie Ritschl und Petr. 35, 14 *potus excrementum serosa videlicet totius alimenti portio.* — 43, 15 wird δάκρυον von δάκνω abgeleitet; δακνομένης γὰρ τῆς ψυχῆς ἐξέρχεται τὸ δάκρυον. Statt τῆς ψυχῆς haben MBC τῆς καρδίας und Petr. steht mit *a remorso corde* auf ihrer Seite; im Etym. M. 245, 45 sind beide Lesarten vereinigt: δακνομένης γὰρ τῆς ψυχῆς ἢ τῆς καρδίας ἐξέρχεται τὸ δάκρυον. — 47, 13 ἢ λειπόμενοι χειρὸς ἢ ποδὸς ἢ ὀφθαλμοῦ] λειπόμενος MBC, was dem vorausgehenden ὁ γὰρ πλεονάζων τινὸς μορίου entspricht und mit der Übersetzung des Petr. *mutilus existit* stimmt. — 54, 12 lautet die Etymologie von κρόταφοι in MC, wie im Etym. M. 541, 17, ὅτι κρούουσι τὴν ἁφὴν παλλόμενοι (βαλλόμενοι Cr.), was Petr. mit *quod tactum exilientes quatiunt* übersetzt. — 57, 22 ἵνα μὴ τὰ περιττώματα γενόμενα πλείστων αὐτῷ συμπτωμάτων αἴτια γένηται. Statt γενόμενα bieten MBC στεγόμενα, was auch Petr. gelesen zu haben scheint, der übersetzt *si intercepta fuerint.* Da die περιττώματα aus den Eingeweiden nach dem Kopfe aufsteigen, würde durch sie das Gehirn geschädigt, wenn der Schädel keine ἐκροαί hätte. — 58, 8 ist der Text bei Cramer durch eine Lücke entstellt, die MBC und Petr. nicht haben. Er muß lauten: εἴπωμεν τὴν τούτων (auch C, τούτου Cr., obwohl von μύες πολλοὶ κατὰ τὴν κεφαλήν die Rede ist) ἐνέργειαν καὶ χρείαν, οἵαν μετὰ τοῦ ἐγκεφάλου ποιοῦνται· τοιαύτην γὰρ χρείαν τῷ ἐγκεφάλῳ παρέχουσιν, οἵαν τῷ ἡνιόχῳ ὁ χαλινὸς ἐν τῷ ἅρματι. Petr.: *functionem quam una cum cerebro peragunt. Tale enim cerebro officium exhibent quale aurigae in regendo curru frena sufficiunt.* Daß das wiederholte οἵαν die Auslassung in AC verschuldet hat, hätte Cramer aus der Variante von BC, die er anführt, ohne Schwierigkeit erkennen können. Zum Ausdruck ἐνέργειαν ποιεῖσθαι vgl.

Z. 20. — 63, 20 stimmen MBC überein in den Lesarten: ὁ δὲ ἐπιπεφυκὼς ἀπὸ τοῦ περικρανίου (κρανίου Cr.) λεγομένου (om. M) ὑμένος ἔχει τινὰ ἔκφυσιν, ὃς τὴν (auch U, ἤτοι Cr.) ἀρχὴν ἔχει ἀπό τινος μοίρας τῆς παχείας μήνιγγος, denen die Übersetzung *qui a crassae membranae portione quadam originem ducit* entspricht. — 65, 4 εἴπωμεν δέ] εἴπωμεν δὲ λοιπὸν καὶ MBU: *restat uti ... disseramus* Petrejus. — 67, 20 schaltet M nach ὑελοειδές ein: ποῦ δὲ τὸ κρυσταλλοειδές, das auch Petr. las (*vitrei, crystallini ovalisque*). — Die Etymologie von ὄσσε ist nach dem Wortlaut von MB klarer als bei Cramer. Während es bei diesem heißt 68, 17: λέγονται καὶ παρὰ τῷ ποιητῇ ὄσσε παρὰ τὴν ὑπὸ τὰ κείμενα ἔσιν, haben MB λέγονται δὲ παρὰ τῷ ποιητῇ ὄσσε παρὰ τὴν ἐπὶ τὰ ὑποκείμενα ἔσιν. Damit stimmt Petr.: *quod ad sibi subiecta recte dirigantur.* — 68, 29 bieten MB οἷον χόρη, statt οἷα χόρη, ebenso Petr. — 69, 22 wird der Plural καὶ κάρφη, den MB bieten, von Petr. mit *festucasque* bestätigt. — 74, 6 τὰ δὲ μάγουλα, ἃ καὶ μῆλα λέγονται, ὀστέα εἰσὶ κυφοειδῆ M. Die gleiche Satzform scheint Petr. vor sich gehabt zu haben, der übersetzt: *genae autem, quae et malae vocantur, convexa ossa sunt.* — 75, 23 ist nur die Lesart von MBU: ἡ δὲ ἀποτελεύτησις τοῦ ὠτὸς σαρκίον (σαρκινόν Cr.) grammatisch richtig, auch von Petr. mit *caruncula* anerkannt. — 79, 2 liest man bei Cramer: εἰώθει γὰρ ὁ μὲν μισῶν ἀποστρέφειν, ὁ δὲ θαρρῶν ἐπιβλέπειν. Da das zweite Partizip zum ersten keinen Gegensatz bildet, empfiehlt sich entschieden die Lesart von M ὁ δὲ φιλῶν; auch Petr. (75, 29) hatte sie vor sich; denn er übersetzt: *qui vero amore benevolentiaque sunt devincti.* Statt εἰώθει muß wohl εἴωθε gelesen werden; *solent enim* Petr. — 20 stimmt die Lesart von M: τὴν γλῶτταν γὰρ ὁ δημιουργὸς διὰ πολλὰς αἰτίας ἐποίησε, μᾶλλον δὲ διὰ χρείας καὶ ἐνεργείας (χρείαν κ. ἐνεργείαν [sic] Cr.) mit Petr.: *vel ad plures potius usus actionesque*; vgl. 81, 19. — 80, 9 τῆς δὲ γλώττης ἡ σὰρξ μανὴ πέφυκε καὶ στομφώδης] MU richtig σομφώδης, *fungosa* Petr. Der folgende Satz lautet in MU ὡς (καὶ Cr.) διὰ τοῦτο θᾶττον ἀντιλαμβάνεσθαι τῆς γεύσεως τῶν χυμῶν, womit Petr. gleichfalls stimmt: *utque protinus saporum gustum animadvertat.* — 84, 1 hat M nach ὑπερῷα λέγεται den Zusatz: ἐσώτερον ὡς πρὸς τὰ ἰσθμοειδῆ, den auch Petr. in seiner Übersetzung aufweist: *partes ... ad colli angusta vergentes* ὑπερῷα *nominantur.* — 86, 16 πρὸς τοὺς πόνους τῶν μουσικῶν] τόνους M: *musici toni* Petr. — 89, 27 wird θώραξ mit θωρήσσω in Zusammenhang gebracht: τὸν γὰρ οἴνων ἐμπιπλάμενον θωρίξασθαι λέγομεν· καὶ Ἱπποκράτης· λοιμὸν θώριξις λύει. So Cramer. M dagegen richtig ἔλεγον, ὡς καὶ Ἱππ. λιμὸν θ. λ. Die richtigen For-

men θωρήξασθαι und λιμόν stehen auch bei Petr., ebenso im folgenden ἀλόχῳ (so M) ποτὲ θωραχθεὶς (so M) ἔπεχε (so M, ἐπέχεε Petr.); vgl. Et. M. 460, 39. — 95, 9 ὑπὸ λεπτοῦ καὶ καθαρωτέρου αἵματος τρέφεται] καθαρωτάτου M: *subtilissimique sanguinis alimentum capiat* Petr. — 96, 3 ἡμῖν γὰρ φλὲψ τροφὴν χορηγεῖ τῷ νεύρῳ] ἡ μὲν γὰρ φλὲψ MU; Cramer, der diese Lesart auch aus B anführt, hat ihre Richtigkeit unbegreiflicherweise nicht erkannt; *vena namque ipsa* Petr. — 96, 27 fügen MU nach ἀπαθής ἐστι noch hinzu πάθους σωματικοῦ, was von der Seele gesagt ganz angemessen erscheint: Petr. las es gleichfalls; er übersetzt (91, 30): *cum anima immortalis habeatur, procul dubio et passionum corporis expers est.* — 97, 13 wird vom κῶνος gesagt, daß er sich nach oben immer mehr zuspitzt: ἄχρις ἂν εἰς κύκλον σμικρότερον τελευτήσῃ. Auch M hat im Text den Komparativ, am Rand dagegen den richtigen Superlativ σμικρότατον, den Petr. mit *in brevissimum circulum desinere videatur* bestätigt. — Auch 98, 6 steht bei Cramer ein unrichtiger Komparativ: τὸ καθαρώτερον καὶ εἰλικρινὲς αἷμα; M hat mit B καθαρώτατον, Petr. *purissimus ac sincerissimus sanguis.* — Daß 99, 21 ἔχει δὲ κύτος αὐτὸς (sc. ὁ στόμαχος) πρὸς τὸ πέρας τοῦ ξιφοειδοῦς χόνδρου, εἰς ὃ καταβιβαζόμενος τίθεται τὰ βρώματα mit MBCU καταβιβαζόμενα gelesen werden muß, liegt auf der Hand, obwohl Cramer es nicht erkannt hat; auch Petr. las es; er gibt es mit *demissum cibum recondit* wieder. — 28 διεφορήθη ἅπαν τὸ σῶμα ὑπὸ τῆς τοῦ περιέχοντος βάρους βίας]. M läßt βάρους mit Recht weg; denn mit τοῦ περιέχοντος ist die uns umgebende Luft gemeint, wie Petr. richtig gesehen hat, wenn er übersetzt: *totum corpus ab ambientis nos aeris vi conficitur.* — 108, 19 ist die Lesart von M λέγονται δὲ καὶ (om Cr.) ἔνδινα an und für sich einleuchtend, sie wird aber auch durch Petrejus (106, 13) mit *et* ἔνδιμα (l. ἔνδινα) bestätigt. — 24 lassen MB χολάδες δὲ mit Recht aus; der Zusatz ist ganz unnötig, da bereits χολάδες λέγονται vorhergeht. — 109, 11 ὡς (om. Cr.) καὶ Ἡσίοδος MB, ebenso Petr. *ut Hesiodus.* — 110, 14 wird das den Sinn störende ἢ ἀγγεῖον von MBC weggelassen, auch Petr. hat es nicht übersetzt. — 20 sq. hat Cramer unrichtig interpungiert und die Sätze unrichtig abgeteilt. Die Stelle ist so zu gestalten: ἐκεῖ γὰρ τὸν πρέποντα κόσμον ἀπολαμβάνει τὸ οὖρον. Ὄπισθεν δὲ (so U) τῆς κύστεως καὶ βουβῶνος καὶ λαγόνος ὀσφὺς (so MB, ὀσφὺς δὲ Cr.) λέγεται ὁ τόπος, ἐν ᾧ κεῖνται οἱ νεφροί. Petr. 108, 7: *in illis enim ipsa urina ad debitum sui finem perfectionemque evehitur. Loca autem quae vessicae, inguini ac iliis a tergo consistunt, lumbi appellantur.* — 113, 7 ist mit M zu

lesen: οἱ δὲ (om. Cr.) δίδυμοι καὶ ὄρχεις: *at testes* (110, 25) Petr. — 115, 1 κόλποι βαλαντοειδεῖς . . . ἐν οἷς περιέχονται (so MBC, περιέχονται om. Cr.) οἱ δίδυμοι: ebenso Petr. *in quibus continentur* (112, 23). — 118, 29 ἡ κεφαλὴ δὲ (so M, τε Cr.) τοῦ βραχίονος: *at brachii caput* Petr. — 125, 19 πῶς τὴν κατὰ τῶν τόπων κίνησιν διὰ τούτων ποιούμεθα] κατὰ τόπον MB: *loci mutationem* Petr. — 130, 4 liegt ein zweiter Fall von ganz verkehrter Interpunktion und Satzbildung bei Cramer vor. Es ist mit M zu interpungieren und zu lesen: σφυρὰ λέγεται παρὰ τὸ . . . οἷον σφαῖρα τοῖς ὀστοῖς καὶ τοῖς νεύροις πεπῆχθαι, ἀστράγαλος δὲ παρὰ τὸ ἀστραβῆ καὶ ὀρθὴν φυλάττειν τὴν βάσιν τοῦ ποδός, ebenso Petr. *quasique membra compositione constringat ac nervis compacta reddat. Sed talum et* ἀστράγαλον *illi dictitant.* — 131, 19 haben MB: κρυπτόμενον γὰρ κόσμον ἡ φύσις οὐκ οἶδεν (εἶδε Cr.); dazu stimmt Petr. mit *non novit.* — 23 hat bei Cr. ein Glossem die echte Lesart verdrängt; Cr. liest nämlich: κατὰ πρῶτον μὲν λόγον ἀρδεύει (sc. ὁ γεωργός) τὰ χρήσιμα τῶν λαχάνων ἢ τῶν φυτῶν· κατὰ δεύτερον δὲ καὶ τὰς ἀκάνθας. MB bieten κατὰ συμβεβηκὸς δὲ καὶ τ. ἀκάνθας entsprechend dem Ausdruck Z. 21 λέγομεν δὲ τὰς τρίχας κατὰ συμβεβηκὸς γίνεσθαι οὕτως. Auch Petr. hat so gelesen, wie sich aus seiner die Satzform etwas verschiebenden Übersetzung (130, 16) *accidit etiam et spinas herbasque alias . . . irrigari* schließen läßt. — Die Haare entstehen, wie Meletius ausführt, indem rauchähnliche Dünste aus dem Körper zum Kopfe aufsteigen und sich verdichten; darum ist nicht mit Cramer 131, 28 τῶν γὰρ καπνῶν τῶν ἀτμωδεστάτων τῶν ἐκ τοῦ σώματος ἀναπεμπομένων πῆξιν λαμβανόντων, sondern mit MB ἀτμῶν τῶν καπνωδεστάτων zu lesen. Die Übersetzung des Petrejus (130, 20) *fumosae corporis nostri exhalationis concretio horum constitutionis causa existit* deutet auch darauf hin und Nemesius 263, 1, dem die Stelle entlehnt ist, bestätigt es. — 132, 3 ἄτριχον ὑπάρχει τὸ σῶμα] τὸ δέρμα MB: *cutis vero pars quae pilis vacare conspicitur* Petr. (130, 25). — 132, 14 καθόλου τοῦ σώματος] καθ᾽ ὅλου τοῦ σώματος (ἡ σάρξ) ἥπλωται bietet M, ebenso Petr. *toto* (sic) *corpori subextenditur.* — 134, 20 Ἐπεὶ δὲ λογισμὸς κυρίως τότε λέγεται ὁ ἄνθρωπος . . . ὅταν ἤδη ἱκανός ἐστιν ἑρμηνεὺς εἶναι τῶν συνήθων ὀνομάτων τε καὶ ῥημάτων]. Es ist unbegreiflich, wie Cramer λογισμὸς statt des einzig richtigen λογικός, das er als Variante von B notiert und das auch M bietet, in den Text aufnehmen konnte; auch Petr. spricht für λογικός: *Siquidem homo tunc rationalis nomine censetur.* — 137, 23 sagt Meletius: Wenn die Engel und Dämonen auch, wie man sagt, λογικῶς miteinander sich verständigen, so

geschieht es doch nicht διὰ φωνητικῶν ὀργάνων, οὐδὲ διὰ πνοῆς ὥσπερ ἡμεῖς. M hat δι' ἀναπνοῆς, das sich von selbst empfiehlt, aber auch durch Petr. mit *spiritus reciprocatione* gestützt wird. — Die Vortrefflichkeit des Monacensis zeigt sich ganz besonders 138, 1, wo er allein mit Petrejus das Zitat aus Kallimachus Hekale erhalten hat, das sonst nur im Etym. magn. und Orion, sowie vollständiger und aus anderer Quelle bei Suidas erhalten ist. Auf πολυχαρῆ folgt nämlich: ὡς καὶ Καλλίμαχος· ἴθι πρηεῖα γυναικῶν τὴν ὁδὸν ἣν ανιαι (l. ἀνίαι) θυμοφθόροι ὑπερορώωσιν ὅμοιον τὸ (l. τῷ) ἔνθα ἀπέδρα πᾶσα λύπη καὶ στεναγμὸς καὶ ὀδύνη· μόνος ἄνθρωπος κτλ. cf. Callim. fr. 131. Schneider, Callim. II 400. Hecalae fragm. ed. J. Knapp (Berol. 1915) fr. 70. Ebenso bei Petr. (137, 3) ut *Callimachus*, ἴθι πρηΰα (sic) γυναικῶν τὴν ὁδὸν ἣν ἀνίαι θυμοφθόροι οὐ περόωσιν; *quod est: Vade mansueta mulierum viam, quam angustiae animum corrumpentes non penetrant. Simile huic et illud est, unde recessit omnis molestia et dolor et gemitus.* Petr. hat also οὐ περόωσιν, nicht ὑπερορώωσιν, wie Schneider l. l. angibt. — 17 lautet der bei Cramer verrenkte Satz in M: ἵνα θαυμάσῃς τὸ ἔργον καὶ προσκυνήσῃς τὴν περὶ σοῦ τοῦ δεσπότου πρόνοιαν, ebenso Petr.: *ut inde domini nostri opus mirari eiusque adorare providentiam unusquisque merito possit.* Schließlich sei noch auf eine unrichtige Auflösung eines Kompendiums bei Cramer hingewiesen. Die Stelle lautet 142, 1 ὅσα περὶ τὸ ζῶον τοῦτο τὸ λογικὸν ἢ τὰ πάντα σοφῶς οἰκονομοῦσα τοῦ θεοῦ προσεποίησε δύναμις καὶ σοφία καλῶς ετεχνήσατο. Er notiert zu προσεποίησε aus A die Variante πρὸς (B bricht schon 141, 26 ab, über C wird nichts bemerkt); in M lautet die Stelle: ὅσα περὶ τὸ ζ. τοῦτο τ. λ. ἢ τ. π. σοφῶς καὶ ἐντέχνως θεοῦ πρ͂ς (i. e. πατρὸς) δύναμις καὶ σοφία καλῶς ετεχνάσατο und so übersetzt auch Petr. 142, 19 *quaecunque in huius rationalis animalis constitutione Dei* p a t r i s *potentia omnia summa cum sapientia ac recto ordine disponens peregerit.*

VIII.

Nachdem sich M durch eine große Anzahl guter Lesarten unser Vertrauen erworben hat, werden wir ihm auch da zu folgen geneigt sein, wo seine Lesarten zwar durch keine äußere Beglaubigung gestützt werden, aber durch ihren inneren Wert sich empfehlen. Das ist der Fall: 5, 18 ἢ δεῖξαι ὁποία τῇ φύσει ἐστί (sc. ἡ τῆς ψυχῆς οὐσία). Seltsamerweise schreibt Cramer ὁποίᾳ, während er Z. 24, wo der Dativ προνοίᾳ θεοῦ καὶ φύσεως ἀκολουθίᾳ

gefordert wird, den Nominativ aus seiner Handschrift, die wohl das Jota subscriptum nicht setzte, beibehält. — 6, 19 τὸ γὰρ ἐκείνων (sc. τῶν παλαιῶν) σῶμα τοῖς πᾶσιν ἀνθρώποις ἐστὶ παραπλήσιον, ὅτι μὴ διαλλάττει (διαλλάττοι Cr.) κατά τινα φύσεως διαφορὰν ἄνθρωπος ἀνθρώπου. — 9, 9 wird der Hergang bei einer Normalgeburt geschildert: καὶ πρῶτον τῆς κεφαλῆς ἀπολυομένης ῥέπει κατὰ τὴν κίνησιν τὰ βαρυογκωδέστερα τοῦ σώματος ἐπισυρομένη; so Cramer; es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß die Lesart von M ἡ κεφαλὴ ἀπολυομένη richtig ist. — 26, 4 hat M mit B τοῦ δὲ (om. Cr.) ἐπιθυμητικοῦ; das vorhergehende τοῦ μὲν θυμικοῦ und das nachfolgende τοῦ λογιστικοῦ δὲ beweisen die Richtigkeit desselben. — 35, 15, wo von der Brotbereitung gesprochen wird, liest Cr.: εἶτα μιγνύντες (sc. τὸ ἄλευρον) ὕδατι φυροῦμεν καὶ παραπέμπομεν τῇ καμίνῳ, M sicher richtig φυρῶμεν und παραδίδομεν. Auch im folgenden μετὰ δὲ τὴν ὄπτησιν χρώμεθα καὶ ἡμεῖς καὶ ἑτέρῳ (so Cr.) μεταδίδομεν empfiehlt sich die Lesart von MBC ἑτέροις. — Durch den Sprachgebrauch wird die Lesart von M gerechtfertigt 36, 23 παραπέμπει τῷ ἥπατι διὰ τῆς ἀορτῆς καλουμένης (τῆς καλουμένης Cr.) ἀρτηρίας. — 37, 22 führt die Lesart von M ἀνημάμενοι auf das richtige ἀνιμώμενοι (μικρὰν ἰκμάδα τοῦ αἵματος εἰς τροφὴν von den Nieren gesagt) statt ἀνιμάμενοι bei Cr. — 41, 18 ἐπὶ τὸν ἐγκέφαλον οὖν ἄνεισι τὰ ἤδη ἐξατμηθέντα ἐκ τῆς ἑψήσεως ὑγρά] ἐξατμησθέντα M, das BC in ἐξατμισθέντα verbessern. — 45, 20 βοηθῆσαι ἡμῶν (M, ἡμῖν Cr.) τοῖς διανοήμασιν. — 28 καὶ ὁμοιομερῆ μὲν (καὶ om. Cr.). — 46, 6 ἐξ ὧν τὰ ἀνομοιομερῆ καὶ ὀργανικὰ συνετέθη (MB, συνετέθησαν Cr.). Meletius setzt zwar zum Neutrum Plur. als Subjekt das Verbum häufig auch in den Plural; wo aber der Singular gut bezeugt ist, wie hier, ist er unverwerflich; vgl. 50, 12 ἐκ τῶν αὐτῶν στοιχείων τὰ τούτων σώματα συνεστάθη. — 47, 19 werden als Beispiele von Mißgestaltung aufgeführt διάστροφοι ὀφθαλμοί, ἡ χεὶρ μείζων τῆς ἑτέρας, dann ἔντερα ἐν ἰσχίῳ (so Cr.). Daß aber an Stelle von ἰσχίῳ die Lesart von MU ὀσχέῳ zu treten hat, liegt auf der Hand; denn es ist ein Hodenbruch gemeint; vgl. 115, 6 ἐκ βίας τινὸς ἢ βάρους ἢ πηδήματος . . τὸ ἔντερον εἰς τὸν ὄσχεον καταφέρεται. — 51, 4 μέρος δε τῆς κεφαλῆς τὸ ἠνίον] τὸ ἰνίον M. — 13 ἕκαστον οὖν τῶν μελῶν ἐκ σαρκὸς καὶ δέρματος . . συνίσταντai] συνίσταται M. — 15 τρεφόμενα τῇ καταλλήλων τροφῇ] τῇ καταλλήλῳ τροφῇ M. Das Adjektiv κατάλληλος, entsprechend, angemessen, ist bei späteren Schriftstellern sehr häufig; vgl. 99, 27 ἐτράφη δὲ καὶ πάντα τὰ μόρια τῇ καταλλήλῳ τροφῇ. Nemes. 348, 11 ἕκαστον γὰρ τῶν ζώων τὴν κατάλληλον ἑαυτῷ τροφὴν ἐκλέγεται. — 55, 18 τοῦ δὲ ὀστοῦ] τῆς δὲ τοῦ ὀστοῦ M richtig, denn vorhergeht τῆς

μὲν τοῦ ἐγκεφάλου οὐσίας, dem τῆς δὲ τοῦ ὀστοῦ entspricht. — 56, 18 αἰτίαν γίνεσθαι τῷ ἐγκεφάλῳ τὰς ἀναθυμιάσεις] αἰτίας MBC dem Sprachgebrauch gemäß. — 58, 30 πρὸς γὰρ τὴν τοῦ περιεχομένου φύσιν καὶ τὸ περιέχον αὐτὸ δημιουργεῖται] αὐτὸ lassen MBU mit Recht weg, wie die Parallelstelle 57, 12 πρὸς γὰρ τὸ περιεχόμενον καὶ ἡ τοῦ περιέχοντος φύσις κατεσκευάσθη beweist. — 60, 5 ὅσα γὰρ ἔχει γωνίας, ἑτοίμως τοῖς ἔξωθεν ἐναντίοις ἀπαντῶσι καὶ ἐντυγχάνονται (sic) ῥᾶον καὶ θραύονται ὑπ' αὐτῶν. So Cr.; MB dagegen ἀπαντῶντα (ἀπαντῶσι U) καὶ ἐντυγχάνοντα (so auch U) ῥᾶον (καὶ wird zu tilgen sein) θραύονται ὑπ' αὐτῶν. Das sich unmittelbar anschließende δεύτερον δὲ ist mit MBU in δευτέραν δὲ zu verwandeln; denn es ist die Fortsetzung des Z. 3 stehenden μίαν μὲν (sc. αἰτίαν). — 61, 11 εἴδωμεν] ἴδωμεν MB. — 19 ἡ κατὰ] καὶ ἡ κατὰ MB. — 20 τῶν ἐνεργειῶν ἀρετὴ] ἡ τῶν ἐν. ἀ. M. — 62, 3 ταῦτα οὐσιώδη σημεῖα τῶν ὀφθαλμῶν] ταῦτα τὰ οὐσιώδη σ. τ. ὀ. MBU. — 18 τὸ μὲν ὑγρῶν, τὸ δὲ χιτώνων] τῶν μὲν ὑγρῶν, τῶν δὲ χ. MB. — 63, 11 λεγόμενος] ὁ λεγόμενος M. — 66, 15 διὰ δύο αἰτίων] διὰ δύο αἰτίας MU. — 77, 16 ὠχριᾶσθαι] ὠχριᾶσαι MB. — 79, 5 τοὺς ἀραιοὺς ἔχοντας ὀδόντας ὀλιγώτερον ζῆν τῶν πυκνῶς ἐχόντων] πυκνοὺς ἐχόντων M. — 80, 28 διαμασησάμενοι καὶ καταλειήναντες] δ. κ. καταλεάναντες MA. — 84, 14 ἐπιμύσσων] ἐπιμύσσων μὲν M, mit dem Z. 16 ἀνοιγόμενος δὲ korrespondiert. — 18 wird die Ausdrucksweise natürlicher, wenn man mit M liest: ἢ οἷον ἐνθερεών (ἀνθ. M), ὅτι ἐντίθεται αὐτῷ (τῷ τοιούτῳ Cr.) ἡ τροφὴ ἐν τῷ καταπίνειν. — 86, 23 ἐκφυσσῶντος] ἐκφυσῶντος M. — 30 καλέουσιν] καλοῦσιν M. — 86, 31 wird vom Zäpfchen im Munde gesagt: οὐ μόνον δίκην πλήκτρου τὸ ἐκπνεόμενον πνεῦμα προσκρούων αὐτὸ διατυποῦται τοιῶσδε, ἀλλὰ καὶ κτλ. So ist die Stelle unverständlich; sie wird klar, wenn man mit MB προσκροῦον und statt αὐτὸν (so M) oder αὐτὸ (so AB) αὐτῷ liest und διατυποῦται medial auffaßt; zur Konstruktion von προσκρούω vgl. Gal. XIX 381, 2 τῶν μεσοπλευρίων μυῶν προσκρουόντων τῇ τραχείᾳ ἀρτηρίᾳ, λάρυγγι, φάρυγγι, ἐπιγλωττίδι. — 88, 2 ἀναπνοή] ἡ ἀναπνοή M. — 4 διάφραγμα] τὸ διάφραγμα M. — 89, 14 στέρνον διὰ τὸ στερεόν] παρὰ τ. στ. M. Bei Etymologien ist παρὰ gewöhnlich, doch wird auch διὰ gebraucht. — 17 στεῦται] τὸ στεῦται M. — 91, 18 τούτων σπονδύλων] τούτων τῶν σπ. M. — 22 ὃ μὴ δι' ὅλου ἐστὶν ᾧ λέγεται] ὃ λέγεται MU; vgl. Greg. Nyss. de opif. hom. c. 15 (I 176 D): καὶ πάντα τὰ κατὰ τὸν αὐτὸν λόγον, ἃ μὴ δι' ὅλων ἐστὶν ὅπερ λέγεται, ἐκ καταχρήσεως ἔχει τὴν κλῆσιν. — 24 μετάφρενα λέγονται] μ. λέγεται MU. An und für sich wäre nach dem Sprachgebrauch des Meletius der Plural zulässig; er kann aber hier nicht statthaben, weil fortgefahren wird mit ὅτι ἐξόπισθεν τῶν φρενῶν κεῖται.

— Die richtige Interpunktion und damit das richtige Verständnis der Stelle gibt M 92,17. Während Cr. abteilt ἐπιϲκέψαϲθαι περὶ αὐτῶν τῶν πλευρῶν. αἱ μέν εἰϲι μακραί, αἱ δὲ κονταί, interpungiert M richtig: οὐδὲν ἄτοπον ἐπιϲκέψαϲθαι περὶ αὐτων. τῶν πλευρῶν αἱ μέν εἰϲι μακραί κτλ. — 92,24 διήρθρωνται γὰρ ἑκάϲτη] διήρθρωται MU — τὰ δὲ τοῦ ϲτέρνου ϲυνηρθρωνται] ϲυνηρθρωται MBC. — 96,19 διὰ μὲν ϲυϲτολης] διὰ τηϲ ϲυϲτολῆϲ MU: vgl. Z. 21 διὰ τῆϲ διαϲτολῆϲ. — 96,28 εξ ενδοθεν φέρεται] ενδοθεν φ. M. — 97,18 την ψυχικὴν κρᾶϲιν] τὴν φυϲικὴν κρᾶϲιν MBC. — 102,8 εἰϲ αἵματοϲ φύϲιν δι᾽ ἕψηϲιν μεταβάλλει] δι᾽ ἑψήϲεωϲ MU. — 15 ἡ δὲ ξανθὴ χολή, ὡϲ λεπτομερὲϲ] ὡϲ λεπτομερὴϲ MU. — 104,2 εν ημετέρῳ παραλαμβάνεται ϲώματι] εν τῷ ἡμετέρῳ π. ϲ. M. — 5 μετὰ ψυχικῆϲ αἰϲθήϲεωϲ γινόμενον] ϲυναιϲθήϲεωϲ M: die gleiche Bemerkung τὸ γὰρ ὀρέγεϲθαι ἔργον ἐϲτὶ φυϲικὸν κτλ. steht schon p. 14,8, wo ebenfalls ϲυναιϲθήϲεωϲ gegebraucht ist. — 105,8 χολοποιεῖται] χυλοποιεῖται M: das davorstehende πέττεται beweist die Richtigkeit der Lesart von M. — 20 κῶλον] κόλον M: diese richtige Schreibung hat M noch erhalten 106,1 zweimal, 18, 19, 24, ebenso 22 τὸ κολικὸν εχοντεϲ νόϲημα. — 26 οὐκέτι επεϲχομένη] οὐκέτι επεχομένη (sc. ἡ κόπροϲ) MU. — 31 φερόμενοι om. MB. — 107,25 δακνώμενα] δακνόμενα MB. — 108,1 ἀμάρραϲ] ἀμάραϲ M. — 5 ἐν παντὶ ϲώματι] εν παντὶ τῷ ϲώματι M. — 14 επιφέρει] επιφέρῃ M: ἵνα geht vorher. — 112,2 τὸ γὰρ μικρὸν καὶ οὐχ ὁλόκληρον καὶ Ὅμηροϲ κῶλον καλεῖ] κόλον κ. M. — 114,20 bietet M die richtige Wortstellung διὰ τὴν εἰρημένην ἔμπροϲθεν αἰτίαν (αἰτίαν εμπροϲθεν Cr.). — 115,6 ἀνοιγόμενον] ἀνοιγομένου MU richtig, weil es sich auf τούτου δὲ τοῦ ἐρυτροῦ Z. 4 bezieht und nicht auf das folgende τὸ ἔντερον. — 7 καὶ γίνεται ἡ λεγομένη εντεροκοίλη] ἡ λ. εντεροκήλη MU; da auch A diese Schreibung bietet, begreift man nicht, warum Cramer sie verschmähte. — Das 25. Kapitel beginnt bei Cramer p. 116,9 mit der Wendung Τὰ μὲν οὖν τῶν μηρῶν καὶ ποδῶν τε ἀφέντεϲ μόρια επὶ τὰ τῶν χειρῶν τρεψώμεθα ἀπὸ τούτων τε πάλιν κἀκεῖνα ϲκεψώμεθα. Statt τε ἀφέντεϲ bietet M τέωϲ ἀφέντεϲ; τέωϲ in der Bedeutung »einstweilen, unterdessen« ist hier ganz am Platz. — 118,16 τὸ μετακάρπιον] τὸ δὲ μ. M. — 20 τηϲ κεφαληϲ εὐμεγέθουϲ] κεφ. εὐμ. M. — 29 η κεφαλή τε] ἡ κεφαλὴ δὲ M. — 135,9 καὶ δι᾽ ἑαυτὰ] τὰ δὲ δι᾽ εαυτὰ MB. — 16 μόριον] μορίων MB. — 22 ὑφιϲτάναι] ὑφεϲτάναι MB. — 23 καθάρϲιον] κ. εἰϲι MB. — 136,16 ὑπηρετεῖ δὲ εγκεφάλου] ὑ. δὲ καὶ εγκεφαλῳ M. — 137,6 εϲ] εἰϲ M. — 19 βουλευματικόν εϲτι ζωον] βουλευτικόν εϲτι ζ. MB. — 140,8 θερμανϲίαν] θερμαϲίαν M. — 143,5 τὸ μη] τὸν μὴ M. — 7 ἀποτιθέναι] ὑποτιθέναι M. — 8 πρὸϲ ὃν ῥη′′] πρὸϲ ὃν ῥητέον, wie Cr. vermutete: es scheint aber noch ὅτι ausgefallen zu

sein. — 152, 4 οὐκ ἂν τις εἴπῃ] εἴποι M. — 5 ταὐτὸν ὑπάρχειν] τὸν οἶκον ταὐτὸν ὑπάρχειν M. — 7 διῃρημένως] διῃρημένας M. — 153, 24 τοῦ αὐτοῦ] αὐτοῦ M. — 154, 27 πάντα ἔχει] πάντως ἔχει M. — 28 πρᾶγμα ὑφεστὼς] πρ. ὑφεστὸς M. — 155, 8 παράσχεται (sic) τὴν ἐμφάνειαν] τὴν ἐμφ. παρέχεται M. — 14 οὐκ ἔτι] οὐκ ἔστι M. — 15 ἀποκεχειρισμένον] ὑποκεχωρισμένον M (l. ἀποκεχ.) — ibid. ἀναγινώσκειν] τὸ ἀναγινώσκειν M. — ἢ φλεβοτομεῖν] ἢ πελεκᾶν M. — 21 ψυχεῖ] ψύχει M. — 27 φανερώσης καὶ ἐξαπλώσης τῶν νενοημένων] φανέρωσις (neugr.) καὶ ἐξάπλωσις τ. ν. M. — 30 καὶ αὐτὴ] καὶ αὐτὸ M. — 32 ἆρ' οὖν] ἆρ' οὐ M. — 33 ἐνεργὸν] ἐνέργεια M. — 156, 3 ἔνεστιν ἀποτέλεσμα] ἕν ἐστιν ἀπ. M. — 5 τροφῶν] τροφῆς M. — 32 ὑποστάτων] ἐνυποστάτων M. — 157, 5 εἰς ὅλην νοὸς γένεσιν] εἰς ὅλου τινὸς γένεσιν M. — 5—6 καὶ μίαν ὑπόστασιν ἀποτελοῦν ὑπόστασιν σύνθετον] καὶ μίαν ἀποτελοῦν ὑπόστασιν σύνθετον M. — 7 συντιθέμενον] συντεθειμένος M. — 7 γίνεται] λέγεται M. — 8 ἐν ὑποστάτῳ] ἐνυπόστατον M. — 10 τουτὶ τὸ νόημα] τουτὶ τὸ πόνημα M. — 13 κυρίῳ τῷ Θεῷ] χῷ (i. e. Χριστῷ) τῷ Θεῷ; vgl. 6, 10 ἐπικαλεσώμεθα Χριστὸν τὸν Θεὸν ἡμῶν.

IX.

Die vorstehenden Erörterungen mit den angeführten Belegen dürften erwiesen haben, daß die Münchener Handschrift für die Textkritik des Meletius von der größten Bedeutung ist, sowie daß Cramer sehr unrecht daran tat, seine Rezension allein auf die Handschrift A zu gründen, ohne die Lesarten von B und C einer sorgfältigeren Beachtung zu würdigen.

Aber nicht bloß durch vortreffliche Lesarten nimmt M unter den Meletius-Handschriften einen hervorragenden Platz ein, sondern auch durch Vollständigkeit. Sie enthält nicht nur alles, was in A sich findet, und übertrifft in dieser Hinsicht den cod. Vindob. med. gr. 8, der durch Ritschls (s. Opusc. I 838 f.) kurze Mitteilungen etwas näher bekannt ist, sondern es finden sich darin auch Anekdota, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Unmittelbar an den Schluß der Schrift Περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς reihen sich im Monac. ohne Überschrift und ohne Angabe eines Verfassers auf fol. 66ᵛ—71ʳ die nachfolgenden Abschnitte, die nach Form und Inhalt dem schriftstellerischen Charakter des Meletius so sehr gleichen, daß sie wohl als ihm zugehörig angesehen werden können. Wie in Περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς werden die pseudogalenischen Ὅροι ἰατρικοί, Galen Περὶ ὀστῶν und für die Etymologien Orion und andere Etymologica aus-

geschrieben, aber auch aus Περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς einzelne Bemerkungen wiederholt. Daß ein Autor, der die Werke anderer, ohne sie zu nennen, ausplündert, sich selbst abschreibt, ist bei der Geistesarmut, die überall an ihm hervortritt, nicht besonders befremdlich. Auch ist gewiß einzelnes aus derselben Vorlage an mehreren Stellen gleich oder ähnlich lautend abgeschrieben. Auch der äußerliche Umstand scheint für die Autorschaft des Meletius zu sprechen, daß diese Stücke zwischen die beiden Hauptwerke, Περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς und Περὶ ψυχῆς, eingereiht sind. Dies Anekdoton hat folgenden Wortlaut:

Ἐξ ὅσων συνέστηκε ἡμῶν τὰ σώματα, ὧδε μάθοις καὶ τοὺς ὅρους αὐτῶν καὶ τὰς παραγωγάς.

Περὶ αἵματος (rubr.).

Τί ἐστιν αἷμα; Αἷμά ἐστι σῶμα θερμὸν καὶ ὑγρόν[1]. πᾶν γὰρ τὸ θεωρούμενον καὶ κρατούμενον ὑπὸ τῆς ἁφῆς τοῦ ἀνθρώπου σῶμα καλεῖται. σῶμα οὖν ὂν καὶ τὸ αἷμα ὁρίζεται οὕτως· αἷμά ἐστι σῶμα θερμὸν καὶ ὑγρὸν γεννώμενον ἐν τῷ ἥπατι, διασπειρόμενον δὲ ἐν ὅλῳ τῷ σώματι διὰ τῶν φλεβῶν καὶ ἀρτηριῶν ἔστι μὲν[2] ἐν ταῖς φλεψὶ πλεῖον, ἐν δὲ ταῖς ἀρτηρίαις ὀλιγώτερον, ἐξ οὗ τρέφεται ἅπαν τὸ σῶμα[3]. ἐπεὶ δὲ ῥυτῆς ἐστι φύσεως, ἶνας ἔχειν παρὰ τῆς φύσεως αὐτῷ ἐδωρήθη διὰ τὸ μένειν ἐν τοῖς μορίοις καὶ ἑδράζεσθαι καὶ τρέφειν αὐτὰ καὶ μὴ ἐξολισχαίνειν ἀπ᾽ αὐτῶν· οὕτω γὰρ καὶ τοὺς τεχνίτας ὁρῶμεν ἄχυρον[4] προσμιγνύντας (inc. fol. 67r) τῇ τιτάνῳ, ὥστε προσκολλῆσαι τῷ τοίχῳ καὶ μὴ ἀποσπᾶσθαι ἐξ αὐτοῦ.

Πόθεν αἷμα (rubric.); παρὰ τὸ αἴθω τὸ καίω[5]· θερμότερον γὰρ τῶν ἐν τῷ σώματι πάντων ὑπάρχει χυμῶν· ἢ ἀπὸ τοῦ ἄναμμα εἶναι καὶ δεσμὸν τοῦ σώματος[6]· φησὶ γὰρ Ἐμπεδοκλῆς· »αἷμα γὰρ ἀνθρώποις περικάρδιόν ἐστι ἄναμμα«[7].

Τί ἐστι φλέγμα (rubric.); Φλέγμα ἐστὶ σῶμα ψυχρὸν καὶ ὑγρόν, πρός τε τὴν κατάποσιν τῶν σιτίων καὶ πρὸς τὰς κινήσεις τῶν ἄρθρων ὑπὸ τῆς φύσεως ὑποβεβλημένον[8]· πάντα γὰρ τὰ τοῦ σώματος ἄρθρα ὑπὸ φλέγματος καὶ τρέφεται καὶ βλάπτεται· πᾶν γὰρ ὑφ᾽ οὗ χυμοῦ τρέφεται, ὑπ᾽ ἐκείνου καὶ βλάπτεται. χυμοὶ δὲ λέγονται καὶ ἄμφω αἱ χολαὶ καὶ τὸ αἷμα καὶ τὸ φλέγμα διὰ τὸ κεχύσθαι ἐν ὅλῳ τῷ σώματι· πᾶν γὰρ μόριον ἐκ τῶν τεσσάρων τούτων συνίσταται. διαφέρει δὲ χυλὸς καὶ χυμός[9]· καὶ ἄμφω μὲν ὑγρά, ἀλλὰ τὸ ἐν πέψει καὶ ἐν ἑψήσει γε-

---

[1] Cf. Melet. 133. 19. [2] ἀρτηριῶν· ἐστὶ μὲν interpungiert die Hs. [3] ἐν ταῖς φλεψὶ — σῶμα = Gal. XIX 364, 4—5. [4] ἀχύρῳ M. [5] Cf. Melet. 133. 20. [6] Cf. Melet. 37. 5; ἄναμμα scheint im Sinne von »Bindemittel« gebraucht zu sein. [7] Cf. Melet. 37, 9. [8] φλέγμα—ὑποβεβλημένον = Gal. XIX 364. 6—8. [9] Cf. Or. 168, 3.

γονὸς χυμός. ἔστι γὰρ χυμὸς γλυκὺς καὶ πικρὸς καὶ ἁλμυρὸς καὶ ὀξώδης· καὶ γλυκὺ μέν ἐστι τὸ αἷμα[1], πικραὶ δὲ αἱ χολαί, τὸ ⟨δὲ⟩ φλέγμα ὀξῶδες ἢ ἁλμυρόν· τὸ δὲ ἄπεπτον[2] καὶ ἀνέψητον, πεφθῆναι δὲ δυνάμενον, ὡς τὴν ἐν πόαις καὶ ὀπώραις ὑγρασίαν, χυλὸν λέγομεν, ὡς καὶ τοῦ βίου μαρτυροῦντος τὸ μὲν καλῶς ἑφθὸν σύγχυμον καλοῦμεν, τὸ δὲ ἄνεφθον ἀσύγχυμον. γίνεται δὲ φλέγμα[3] παρὰ τὸ ⟨φλέγειν⟩ ῥῆμα[4] κατὰ ἀντίφρασιν· ψυχρότατον γάρ ἐστι, φλέγει δὲ τοῦ κατὰ φύσιν ἐξιστάμενον, ὡς καὶ ἡ τοῦ χειμῶνος ψῦξις τὰ πρόσωπα· ἐξίσταται γὰρ ἄμφω τὰ τέσσαρα ταῦτα στοιχεῖα διχῶς ἢ ποιότητι δριμύτερα γινόμενα ἢ σηπόμενα ἢ ποσότητι πλεονάζοντα καὶ εἰς ἀμετρίας ἐκφερόμενα.

Τί ἐστι χολὴ ξανθή (rubric.); Χολὴ ξανθή ἐστι θερμὴ καὶ ξηρὰ φύσει πρὸς τὸ ῥωννύειν τὸν στόμαχον καὶ πρὸς τὰς ἐκκρίσεις τῆς κοιλίας γεγενημένη[5], ἧς ἡ χοληδόχος κύστις ἀγγεῖον κειμένη πλησίον τοῦ ἥπατος. παρέχει (inc. f. 67ᵛ) δὲ καὶ θερμασίαν τινὰ τῷ σώματι καθάπερ ἡ ζωτικὴ δύναμις. καθαίρει δὲ καὶ τὸ αἷμα δι᾽ ἑαυτῆς ἕλκουσα τὸ κοῦφον αὐτοῦ καὶ ἀνωφερές. γίνεται δὲ παρὰ τὸ χέω τὸ ῥέω· καὶ γὰρ ἀποκριθεῖσα οὐ πήγνυται· ἢ παρὰ τὸ συγχέω· συγκέχυται γὰρ ἡ ψυχὴ τῆς χολῆς δακνούσης ἢ πλεοναζούσης ἢ τοῦ κατὰ φύσιν ἐκπιπτούσης. ἡ δὲ μέλαινα χολὴ ψυχροτέρα ἐστὶν τῆς ξανθῆς, παρακειμένη μὲν ἐν τῷ αἵματι ὥστε τειχίζεσθαι αὐτὸ παρ᾽ αὐτῆς καὶ μὴ παχὺ καὶ ἀργὸν καὶ δυσανάλωτον ἀποτελεῖσθαι[6]· τοῦ δὲ μελαγχολικοῦ χυμοῦ[7] διαφοραὶ τέσσαρες, ὁ στοιχειώδης καὶ ὁ ἐξ ὑπεροπτήσεως τῆς ξανθῆς χολῆς γινόμενος, ὃν καὶ ἀσφαλτώδη ὀνομάζουσι, καὶ ὁ ἀπὸ τοῦ γεωθέντος αἵματος[8] ἤγουν σαπέντος γινόμενος καὶ ὁ ἐκ τοῦ τρυγώδους αἵματος. τῆς δὲ ξανθῆς χολῆς διαφοραί εἰσιν ἕξ, ἡ στοιχειώδης, ἡ λεκιθώδης, ἡ ἰσατώδης[9], ἡ πρασώδης[10], ἡ ἰώδης[11] καὶ ἡ ὠχρά. εἰσὶ δὲ καὶ τοῦ φλέγματος διαφοραὶ τρεῖς· τὸ μὲν γάρ ἐστι γλυκύ, τὸ δὲ ἁλυκόν, τὸ δὲ ἄποιον[12].

Τί ἐστι νεῦρον καὶ πόσαι τούτου διαφοραί (rubric.); Νεῦρόν ἐστι σῶμα λευκὸν καὶ ναστὸν[13] ἤγουν πεπιλημένον καὶ οἷον πεπυκνωμένον. γίνεται δὲ παρὰ τὸ νέω[14] τὸ πορεύομαι, τὸ δι᾽ ὅλου τοῦ σώματος πορευόμενον καὶ διερχόμενον. εἰσὶ[15] δὲ τῶν νεύρων διαφοραὶ τρεῖς· τὰ μὲν γὰρ ἐξ ἐγκεφάλου καὶ τοῦ νωτιαίου

---

[1] Cf. Melet. 133. 20. [2] τὸ δὲ ἄπεπτον — ἀσύγχυμον = Or. 163, 3. [3] παρὰ τὸ φλέγμα ῥῆμα M. [4] Cf. Or. 159, 15. [5] Χολὴ ξανθή ἐστι — γεγενημένη = Gal. XIX 364. 9—11. [6] μέλαινα χολὴ — ἀποτελεῖσθαι = Gal. XIX 364. 12—15; man ersieht hieraus, daß die Stelle verkürzt und verderbt ist: παρακειμένη μέντοι ἐν τῷ σπληνί, ἀνακεκραμένη δὲ καὶ ἐν τῷ αἵματι, ὥστε σχίζεσθαι αὐτὸ καὶ μὴ παχὺ καὶ ἀργὸν καὶ δυσανάδοτον ἀποτελεῖσθαι. [7] τοῦ δὲ μελαγχολικοῦ χυμοῦ — ἄποιον = Gal. XIX 364, 16—365, 5. [8] ὁ ἐκ τοῦ ἀπογεωθέντος φλέγματος ἢ τοῦ σαπέντος Gal. [9] σατώδης M. [10] σαπρώδης M. [11] κιώδης M. [12] ἄπονον M. [13] Cf. Gal. XIX 366, 13. [14] ναίω M; cf. Et. M. s. v. νεῦρον. [15] εἰσὶ — ὀστῶν σύνδεσμα = Gal. XIX 366, 13—16.

μυελοῦ ἐκπεφυκότα νεῦρα κυρίως προσαγορεύονται, τὰ δὲ ἐκ μυῶν τένοντες, τὰ δὲ ἐξ ὀστῶν σύνδεσμοι. διαφέρει δὲ συνδέσμου τένων καὶ νεῦρον τένοντος, ὅτι οἱ μὲν σύνδεσμοι ἰνώδεις εἰσὶ καὶ τριχώδεις, οἱ δὲ τένοντες σκληροὶ καὶ πλατεῖς καὶ ἀναίσθητοι καθ' ἑαυτῶν, τὸ δὲ νεῦρον στρογγύλον καὶ ἁπαλώτερον καὶ αἰσθητικόν.

Τί ἐστι φλέψ (rubr.); Φλέψ ἐστι σῶμα νευρῶδες, ἀγγεῖον[1] αἵματος καὶ τοῦ συγκεκραμένου τῷ αἵματι φυσικοῦ πνεύματος, ὑγρὰν καὶ θερμὴν αἴσθησιν ἔχουσα· ἔχει δὲ πλεῖον τὸ αἷμα, ὀλιγώτερον δὲ τὸ ζωτικὸν πνεῦμα (inc. f. 68r) καὶ τὸ ὑδατῶδες περίττωμα. τοῦ γὰρ αἵματος φύσει παχέος ὄντος καὶ μὴ δυναμένου τὰς στενὰς ὁδοὺς ἀκωλύτως διαπερᾶν ἐδεήθη συμπαρεῖναι αὐτῷ τὸ ὑδατῶδες περίττωμα, ἵνα τῇ λεπτότητι αὐτοῦ εὐκόλως διοδεύηται τὸ αἷμα πρὸς τὴν κοίλην φλέβα καὶ πρὸς τὰς τριχοειδεῖς ἄλλας ὁδούς. ἐξ ἥπατος δὲ τὴν ἀρχὴν ἔχει. εἴρηται δὲ φλὲψ[2] ἀπὸ τοῦ φλογωδέστατον χυμὸν περιέχειν τοῦ αἵματος ἢ παρὰ τὸ δι' αὐτῆς βαίνειν τὸ φλογῶδες αἷμα.

Τί ἐστιν ἀρτηρία (rubric.); Ἀρτηρία[3] ἐστὶ σῶμα διχίτωνον[4] ἐκ καρδίας ὁρμώμενον, ἀγγεῖον αἵματος καθαροῦ καὶ τοῦ φυσικοῦ πνεύματος συγκεκραμένου, θερμοτέρα καὶ ξηροτέρα τῆς φλεβὸς σφυγματωδῶς ⟨κινουμένη⟩[5]. ἔχει δὲ ὀλίγον μὲν τὸ αἷμα, πλεῖον δὲ τὸ πνεῦμα ἐκ τῆς καρδίας τὴν ἀρχὴν τῆς κινήσεως ἔχουσα. ἀρτηρία[6] δὲ εἴρηται οἷον ἀεροτηρία ἀπὸ τοῦ περιέχειν τὸ πνεῦμα καὶ τηρεῖν. προστίθεται γὰρ τῷ ἡμετέρῳ πνεύματι ἡ τοῦ ἀέρος οὐσία καὶ ἐντεῦθεν γίνεται γένεσις καὶ προσθήκη τοῦ ψυχικοῦ πνεύματος[7]. ἡ ἀλτηρία[8] ἡ ἀεὶ ἀλλομένη καὶ πηδῶσα.

Περὶ ὀστέων (rubric.): Τί ἐστιν ὀστέον καὶ πόθεν παράγεται; Ὀστέον ἐστὶ σῶμα γεωδέστερον[9] καὶ ἀντίτυπον ἀναίσθητόν τε καὶ σκληρὸν καὶ οἷον ἐπιστήριγμα τῶν λοιπῶν μελῶν τοῦ ὅλου σώματος. ἕκαστον[10] δὲ αὐτῶν οἷόν τέ ἐστιν αὐτὸ καθ' ἑαυτὸ καὶ ὡς ἔχει τῆς πρὸς ἕτερον συντάξεως, ἐπίστασθαί φημι χρῆναι τὸν ἰατρόν, εἴπερ γε ὀρθῶς μέλλοι τά τε κατάγματα αὐτῶν καὶ τὰ ἐξαρθρώματα ἰᾶσθαι. καὶ γὰρ ἐν πᾶσι τοῖς ἐν ἰατρικῇ σκοπὸν ἔχειν δεῖ τὸ κατὰ φύσιν ἐπίστασθαι. ὃς δὲ τοῦτο ἀγνοεῖ, οὔτε ὅπῃ τὰ πεπονθότα τῆς φύσεως ἐξιάσεται οὕτως ὡς χρή, ἀλλ' οὐδὲ αὐτὰ ἐπανάγειν[11] εἰς τὸ κατὰ φύσιν εἴσεται, ὥστε οὔτε γνωρίζειν τὰς νόσους οὔτε ἰᾶσθαι ὀρθῶς δύναται· ὁ γὰρ ἄριστα διαγνοὺς ἄριστα καὶ θεραπεύσει. ἔστι[12] δὲ ἐν τοῖς ὀστοῖς τὰ μὲν μεγάλα κοιλίας ἔχοντα καὶ (inc. f. 68v) μυελόν, τὰ

[1] ἀγγεῖον — ζωτικὸν πνεῦμα = Gal. XIX, 365, 12—15. [2] Cf. Et. M. 795, 45. [3] Ἀρτηρία — σφυγματωδῶς κινουμένη = Galen XIX 365, 16—366, 3. [4] διχίτονον M. [5] κινουμένη om. M. [6] Cf. Melet. 81, 8. Or. 17, 3. [7] Cf. Gal. XIX 366, 8. [8] Cf. Melet. 81, 9. [9] Cf. Gal. XIX 368, 4. [10] ἕκαστον δὲ — ὀρθῶς δύναται = Gal. II 732—733, 2. [11] ἐξίσταται οὔτε ὡς χρὴ αὐτὰ ἐπανάγειν Gal. [12] ἔστι δὲ — μέρος ὑπάρχον = Gal. II 733, 6—734, 1.

δὲ σμικρὰ σκληρά τε καὶ στερεὰ καὶ οὐδεμίαν αἰσθητὴν κοιλότητα ἔχοντα. τῶν δὲ μεγάλων τοῖς πλείστοις ἐπιφύσεις εἰσὶ κατὰ τὸ πέρας ἑτέρων ὀστῶν, οἷον βραχίονι μὲν ἄνω, πήχει δὲ κάτω, κερκίδι δὲ καὶ μηρῷ καὶ κνήμῃ καὶ περόνῃ κατ᾿ ἄμφω. γένυς δὲ ἡ κάτω μυελὸν μὲν ἔχει, ἐπίφυσιν δὲ οὔ. ἀλλὰ τῶν περάτων αὐτῆς τὸ μὲν κάτω κατὰ σύμφυσιν ἥνωται, τὸ δὲ ἄνω δύο ἀποφύσεις ἔχει, τὴν μὲν κορώνην, τὴν δὲ αὐχένα μόνον. διαφέρει δὲ ἐπίφυσις ἀποφύσεως, ὅτι ἡ μὲν ἐπίφυσις ἑτέρου κατὰ ἕτερόν ἐστιν ἕνωσις, ἡ δὲ ἀπόφυσις τοῦ σύμπαντος ὀστοῦ μέρος ὑπάρχον. ἡ μὲν οὖν ὅλη σύνταξις[1] τῶν ὀστῶν ὀνομάζεται σκελετός· οὗτος δὲ ἀπεξηραμμένος λέγεται τόπος παρὰ τὸ σκέλλω τὸ ξηραίνω, ὡς καὶ Ὅμηρος[2] »ῥύπῳ δέ οἱ αὐσταλέος[3] χρὼς ἐσκλήκει, οἱ δὲ σὺν ὀστέα μοῦνον[4] ἔεργον«. ἔστι[5] δὲ ὁ τρόπος αὐτῶν τῆς συνθέσεως διττὸς κατὰ γένος, ὁ μὲν εἷς κατὰ ἄρθρον, ὁ δὲ ἕτερος κατὰ σύμφυσιν. εἴδη δὲ ἑκατέρου καὶ διαφοραὶ πλείους εἰσί. τὸ μὲν ἄρθρον σύνταξίς ἐστι φυσική, ἡ δὲ σύμφυσις ἕνωσις ὀστῶν φυσική. διαφοραὶ[6] δὲ τοῦ μὲν ἄρθρου δύο εἰσί, διάρθρωσίς τε καὶ συνάρθρωσις. ἀλλήλων δὲ διαφέρουσι τῷ τῆς κινήσεως ποσῷ· ἡ μὲν γὰρ διάρθρωσις ὀστῶν ἐστι σύνταξις ἐναργῆ τὴν πρὸς ἄλληλα κίνησιν ἐχόντων. ἡ δὲ συνάρθρωσις ὀστῶν μὲν καὶ αὐτὴ σύνθεσίς ἐστιν, οὐ μὴν ἐναργῆ τὴν κίνησιν οὐδὲ μεγάλην, ἀλλὰ ἀμυδρὰν τινα καὶ δυσφώρατον ἐχόντων[7]. εἴδη[8] δέ ἐστι τῆς μὲν διαρθρώσεως τρία, τὸ μὲν ἐνάρθρωσις, τὸ δὲ ἀρθρῳδία, τὸ δὲ γίγγλυμος[9]. ἐνάρθρωσις[10] μὲν οὖν ἐστιν, ὅταν ἥ τε κοιλότης ἡ ὑποδεχομένη βάθος ἱκανὸν ἔχῃ καὶ ἡ ἐγκαταβαίνουσα κεφαλὴ προμήκης ὑπάρχῃ· ἀρθρῳδία δέ, ὅταν ἥ τε κοιλότης ἐπιπόλαιος ᾖ ἥ τε κεφαλὴ ταπεινή. καλῶ δὲ προμήκη καὶ ταπεινὴν κεφαλήν, ἐπὶ τοὺς αὐχένας ἀναφέρων ἑκάτερον[11], ἐφ᾿ οἷς πεφύκασιν. οἱ δὲ αὐχένες ἀποφύσεις εἰσὶ τῶν ὀστῶν ἰσχναί, τελευτῶσι δὲ εἰς παχύτερόν τε καὶ περιφερὲς πέρας (inc. f. 69v), ὃ δὴ καλεῖται αὐχήν[12]. ὅταν δὲ εἰς ὀξὺ τελευτήσῃ πέρας ἡ ἀπόφυσις, οὐκέτι[13] αὐχήν, ἀλλὰ κορώνη καλεῖται. καὶ τῶν ὑποδεχομένων δὲ τὰς κεφαλὰς κοιλοτήτων ἡ μὲν βαθυτέρα κοτύλη καλεῖται, ἡ δὲ ἐπιπολῆς γλήνη. τὸ δὲ τρίτον εἶδος τῆς διαρθρώσεως, ὃ δὴ γίγγλυμον[14] ἔφαμεν ὀνομάζεσθαι, τῶν συνταττομένων ἀλλήλοις ὀστῶν ἀντεμβαινόντων γίνεται, καθάπερ ἐπί τε τῶν σπονδύλων ἔχει καὶ τῆς τοῦ πήχεως πρὸς τὸν βραχίονα διαρθρώσεως. τῆς δὲ συναρθρώσεως[15] καὶ αὐτῆς εἰσιν εἴδη τρία, ῥαφή, ἐγγόμφωσις καὶ ἁρμονία, ῥαφὴ μὲν ὁμοία τοῖς ἐρραμμένοις

[1] Cf. Melet. 32, 8—11. Gal. II 734, 6. [2] Vielmehr Apoll. Rhod. II 200 πίνῳ δέ οἱ αὐσταλέος χρὼς κτλ. [3] αὐλέως M. [4] μόνον M. [5] ἔστι δὲ ὁ τρόπος — ὀστῶν φυσική = Gal. II 734, 10—14. [6] διαφοραὶ δὲ — ἐχόντων = Gal. II 735, 3—10. [7] ἔχουσα M. [8] ειδη δέ — γιγγλυσμός = Gal. II 735, 11—13. [9] γιγγλυσμός M. [10] ἐνάρθρωσις — βραχίονα διαρθρώσεως = Gal. II 736—737, 2. [11] ἑκατέραν Gal. [12] αὐχήν] κεφαλή falsch Gal. [13] οὐκ ἔστιν M. [14] γιγγλυσμὸν M. [15] τῆς δὲ συναρθρώσεως — ὀστῶν ἔχει = Gal. II 737, 5—8.

σύνθεσις, ὡς ἐπὶ τῶν τῆς κεφαλῆς ὀστῶν ἔχει· ἡ δὲ ἐγγόμφωσις[1] συνάρθρωσίς ἐστι κατὰ σύμπηξιν ὡς ἐπὶ τῶν ὀδόντων, ἡ δὲ ἁρμονία[2] συνάρθρωσίς ἐστιν ὀστῶν κατὰ γραμμὴν ἁπλῆν. ἔχει δὲ οὕτω πρὸς ἄλληλα καὶ τῶν τῆς ἄνω γένυος ὀστῶν ἔνια καὶ τῶν τῆς κεφαλῆς πρὸς ταῦτα. εἰσὶ δὲ[3] καὶ τῆς συμφύσεως δύο μὲν αἱ πρῶται διαφοραί· τὰ μὲν γὰρ ἀλλήλοις, τὰ δὲ δι᾽ ἀλλήλων συμφύεται· ἀλλήλοις μὲν τὰ χαυνότερα καὶ μαλακώτερα, δι᾽ ἀλλήλων[4] δέ, ὅσα ξηρότερά τε καὶ πυκνότερα. ταύτης δὲ τῆς δι᾽ ἀλλήλων συμφύσεως τρεῖς εἰσιν αἱ πᾶσαι διαφοραί, συγχόνδρωσις, συννεύρωσις, συσσάρκωσις. συγχόνδρωσις μὲν ἡ διὰ χόνδρου σύνθεσις, συννεύρωσις δὲ ἡ διὰ νεύρου, συσσάρκωσις δὲ ἡ διὰ σαρκός. ὀστέον[5] δὲ εἴρηται παρὰ τὸ στῶ στήσω, ὀστοῦν τὸ συστατικὸν τῆς στάσεως.

Περὶ σαρκός (rubric.); Σάρξ[6] ἐστιν ἐξ αἵματος πεπηγυῖα ὑγρὰ καὶ θερμή, σκέπην καὶ μαλακότητα παρεχομένη τῷ σώματι. γίνεται δὲ παρὰ τὸ σύρω[7] σύρα καὶ σάρκα ἢ παρὰ τὸ ἀποσύρεσθαι[8] τὸ δέρμα ἀπ᾽ αὐτῆς. τὸ δέρμα ὥσπερ τέρμα τοῦ σώματός ἐστιν. ἔξωθεν γὰρ ἐπιβέβληται παντὶ τῷ σώματι ἢ οἷον δέμας τὸ συνεσχηκὸς τὸ σῶμα ἢ δέρμα παρὰ τὸ ἀποδέρεσθαι ὡς ἐπὶ τῶν ἀλόγων.

Τί ἐστι πιμελή (rubric.); Πιμελή[9] ἐστι παρέγχυμα τροφῆς περὶ τοὺς ὑμένας μάλιστα (inc. f. 69v) πηγνυμένη καὶ κατὰ τοῦ ἤτρου, ἀναίσθητόν τι σῶμα οὖσα καὶ λιπῶδες ζέσιν τινὰ καὶ αὐτὴ παρεχομένη τῷ σώματι. πιμελὴ δὲ[10] παρὰ τὴν πῆξιν εἴρηται, πιομελή τις οὖσα παρὰ τὸ πιαίνειν[11], ἡ ὑγραίνουσα τὰ μέλη τῇ λιπότητι. διαφέρει[12] δὲ πιμελὴ στέατος τῷ τὴν πιμελὴν ψυχομένην ἄπηκτον διαμένειν, τὸ δὲ στέαρ ἅμα πήσσεσθαι, ὥστε καὶ θρύπτεσθαι. ἡ μὲν οὖν πιμελὴ ἄθραυστός ἐστι, διὸ καὶ οἱ ζωμοὶ τῶν μὲν πιμελωδῶν οὐ πήσσονται, ὡς βοός, αἰγὸς καὶ προβάτου, τὸ δὲ στέαρ πήγνυται, ὡς εἴρηται.

Τί ἐστι χόνδρος (rubr.); Χόνδρος ἐστὶν σῶμα γεωδέστερον[13], μαλακώτερον τοῦ ὀστοῦ καὶ χαῦνον, ἅτινα καὶ τραγανὰ λέγουσι[14]. χόνδρος δὲ εἴρηται, ὡς παχύτερος μυῶν καὶ συνδέσμων, μανότερος δὲ ὀστῶν καὶ νεύρων.

Τί ἐστιν ὑμήν (rubr.); Ὑμήν ἐστι σῶμα λεπτὸν καὶ πλατύ, εἰς σκέπην ἑτέρων σωμάτων γεγονώς, ὅθεν καὶ ἀπὸ τοῦ ὡς ὕφασμα[15] εἶναί τι λεπτὸν ὑμὴν

---

[1] ἡ δὲ ἐγγόμφωσις — σύμπηξιν = Gal. II 738, 1. [2] ἡ δὲ ἁρμονία — πρὸς ταῦτα = Gal. II 737, 16—738, 1. [3] εἰσὶ δὲ — ἡ διὰ σαρκός = Gal. II 738, 9—17. [4] ἄλλων hier und im folgenden Gal. [5] ὀστέον.] cf. Et. M. s. v. [6] Σάρξ — τῷ σώματι = Gal. XIX 367, 14—15. [7] σύρω σύρα καὶ σάρκα ἢ παρὰ τὸ M. alt. man. in marg. [8] Cf. Melet. 132, 16. [9] πιμελη — πηγνυμένη = Gal. XIX 367, 12—13. [10] πιμελὴ δὲ] cf. Melet. 133, 13, Or. 129, 6. [11] πιεῖν M. [12] διαφέρει — καὶ προβάτου = Melet. 133, 7—11. [13] Cf. Gal. XIX 368, 1. [14] Das Wort τράγανον (Knorpel) auch bei Mel. 73, 22. [15] Cf. Or. 156, 11.

ἐκλήθη οἷον ὑφήν τις. οἱ δὲ περιόστεοι[1] ὑμένες εἰλύματά[2] εἰσι λεπτὰ ἰνώδη ὥσπερ ἐνδύματα τῶν ὀστῶν.

⟨Περὶ μυῶν⟩; Μύες[3] εἰσὶ σώματα νευρώδη καὶ ἰνώδη ἀναμεμιγμένης αὐτοῖς καὶ σαρκὸς πρὸς κίνησιν μελῶν ἢ μερῶν γεγονότες· λέγονται δὲ μύες παρὰ τὸ μεμυῶσθαι καὶ ἐσφίγχθαι τῇ πυκνότητι ἢ παρὰ τὸ μυεῖν τὴν αἴσθησιν· αἰσθητικὰς γάρ φασιν εἶναι· οἱ δ᾽ αὐτοὶ καὶ ἀδένες λέγονται διὰ τὸ δι᾽ αὐτῶν συνδεδέσθαι τὰ μόρια πάντα. ὄχημα γὰρ καὶ στήριγμα τῶν ἀγγείων εἰσίν, ἵνα μὴ διαρραγῇ μετέωρα φερόμενα ἐν ταῖς ἐπὶ ταῖς βίαις κινήσεσιν.

Τί ἐστι θρίξ (rubr.); Θρίξ[4] ἐστι σῶμα ψυχρὸν καὶ ξηρὸν καὶ ἀναίσθητον πρὸς σκέπην καὶ κόσμον γεγενημένη. θρὶξ δὲ εἴρηται, ὅτι θερίζεται[5] καὶ οἷον τέτμηται· ἢ θρὶξ ἀπὸ τοῦ θορεῖν[6]· οὐδὲν γὰρ οὕτως τῶν ἐν ἡμῖν πηδᾷ πρὸς τὰ ἐκτὸς ὡς ἡ θρίξ. κατὰ δύο δὲ τρόπους[7] ἐν ἡμῖν εἰσιν αὗται, αἱ μὲν πρὸς κόσμον, αἱ δὲ διὰ χρείαν· πρὸς κόσμον μὲν ἐν τῇ κεφαλῇ καὶ ἐν γενείοις, διὰ χρείαν δὲ ἐν τοῖς βλεφάροις καὶ ἐν ταῖς ὀφρύσι. καὶ διὰ μὲν τὴν ξηρότητα τοῦ δέρματος καὶ τὸ πλῆθος (inc. f. 70r) τῶν αἰθαλωδῶν περιττωμάτων ἐπὶ τῆς κεφαλῆς φύονται πολλαί, ἐπὶ δὲ τῶν ἄλλων μορίων ὀλίγαι. διὸ καὶ ἐπὶ τῶν ἀκμαστικῶν ἡλικιῶν δασύτης ἐστὶ τριχῶν διὰ τὸ εἶναι ἐν αὐταῖς πόρους μεγάλους καὶ πλῆθος περιττωμάτων. ἐκπίπτουσι δὲ διὰ δύο αἰτίας πολλάκις, ἢ δι᾽ ἄκραν ὑγρότητα ἢ δι᾽ ἄκραν ξηρότητα, διὰ ξηρότητα μὲν ἀτροφοῦσαι, δι᾽ ὑγρότητα δὲ σηπόμεναι.

Τί ἐστιν ὄνυξ (rubric.); Ὄνυχές[8] εἰσιν ἀποτελευτήσεις τῶν νεύρων εὐπρεπείας χάριν γεγονότες καὶ ὥστε λαμβάνεσθαί τι τοῖς δακτύλοις εὐκολώτερον. ὄνυξ δὲ παρὰ τὸ νύσσειν[9] εἴρηται ἢ οἷον ἄνυξ[10] ὁ ἀνοίγων τὴν σάρκα ἐν τῷ φύεσθαι.

Τί ἐστι μυελός (rubric.); Μυελός ἐστι σῶμα λευκὸν μαλθακὸν ὥσπερ ἐξ ἀφροῦ τινος πεπηγός, ὑγρὸς καὶ ψυχρὸς[11] ἐν ἐγκεφάλῳ, θερμός τε καὶ λιπαρώτατος ἐν τοῖς ὀστοῖς. μυελὸς[12] δὲ λέγεται οἷον μυχελὸς ἀπὸ τοῦ ἐν μυχῷ εἰλῆσθαι ἤγουν αὐλίζεσθαι ἢ παρὰ τὸ λεῖος εἶναι ἢ παρὰ τὸ ἐν μεμυκότι ὀστέῳ τυγχάνειν.

Τί ἐστι πνεῦμα (rubric.); Πνεῦμά ἐστι κίνησις ἀέρος, δι᾽ οὗ ζῶμεν, τὴν εἰσαγωγὴν αὐτοῦ χαὶ ἐξαγωγὴν διὰ τῆς ἀναπνοῆς καὶ ἐκπνοῆς ποιούμενοι. ἐκκρίνεται δὲ καὶ δι᾽ ὅλου τοῦ σώματος ἐκ τῶν ἀδήλων πόρων καὶ διὰ ῥεγμῶν καὶ φυσῶν καὶ πάλιν γεννᾶται ἐκ τῶν τροφῶν καὶ αὖθις ἀποκρίνεται, καὶ ὥσπερ

---

[1] οἱ δὲ περιόστεοι — ὀστῶν = Gal. XIX 367, 10—11. [2] εἰλήμματα M. [3] Μύες — γεγονότες = Gal. XIX 367, 8—9. [4] Θρίξ — γεγενημένη = Gal. XXI 369, 7—8. [5] Cf. Melet. 132, 1, wo ἀπὸ τοῦ θορεῖν in den Hss. ausgefallen. [6] Cf. Et. M. 636, 13. [7] Cf. Gal. XIX, 369, 9—13. [8] Ὄνυχες — εὐκολώτερον = Gal. XIX 369, 3—5. Melet. 123, 3. — ἀποτελεύτηοις M. [9] Cf. Melet. 123, 5. [10] εὔνυξ M. [11] Cf. Melet. 52, 19. [12] Cf. Melet. 52, 29. Or. 100, 16.

ουκ ἐσμέν ποτε δίχα ἀποκαθάρματος, οὕτως οὐδὲ δίχα πνεύματος. ἐπιστήριξις γάρ ἐστι τοῦ σώματος καὶ αὐτὸ ὥσπερ ἡ κόπρος. συνεργεῖ δὲ καὶ εἰς τὰς πέψεις τῆς τροφῆς μετὰ τοῦ ἐμφύτου θερμοῦ, τρίψει καὶ λειώσει καὶ περιστολῇ[1] τῆς γαστρὸς ἐνεργοῦν καὶ τὴν εἰς αἷμα τῆς τροφῆς μεταβολήν, ἣν ἐξαιμάτωσιν λέγομεν, καὶ τὴν ἀνάδοσιν ποιούμενον μετὰ τοῦ ἐμφύτου θερμοῦ, ἣν ὁλκὴν τῆς πεφθείσης τροφῆς καὶ οἰκονομηθείσης ὑπὸ τοῦ ἐμφύτου θερμοῦ εἰς ὅλον τὸ σῶμα οἴδαμεν. παρὰ δὲ τὸ πνέω πνεῦμα ἐκλήθη. τὸ δὲ πνεῦμα σημαίνει τέσσαρα· τὸν θεόν[2], ὡς τὸ »πνεῦμα[3] ὁ θεὸς καὶ τοὺς προσκυνοῦντας (inc. f. 70v) αὐτὸν εν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ δεῖ προσκυνεῖν.« πνεῦμα ὁ ἄγγελος, ὡς τὸ »ὁ ποιῶν τοὺς ἀγγέλους[4] αὐτοῦ πνεύματα«. πνεῦμα ἡ ψυχή, ὡς τὸ »καὶ κλίνας[5] τὴν κεφαλὴν παρέδωκε τὸ πνεῦμα«, καὶ τὸ »εἰς χεῖρά[6] σου παρατίθημι τὸ πνεῦμά μου«. πνεῦμα ὁ ἄνεμος ὡς τὸ »ἐν πνεύματι βιαίῳ συντρίψεις πλοῖα Θαρσεῖς«[7].

Τί ἐστιν ἱδρώς (rubric.); Ἱδρώς[8] ἐστι τὸ περιήθημα τῆς ἐν τῷ αἵματι λεπτῆς καὶ ὀρώδους ὑγρασίας. διακρίνεται δὲ ἐπὶ τὴν ἐπιφάνειαν τοῦ ὅλου σώματος, ὅταν πέψις ἐπιτηδεία γένηται καὶ διαλύσῃ τοὺς πόρους. οἱ μὲν γὰρ ἱδρῶτες πρᾶγμα φαινόμενόν εἰσι, τὸ δὲ πόρους εἶναι ἄδηλον ὑπάρχει· γίνεται δὲ παρὰ τὸ ἰδίω τὸ κοπιῶ, ἀφ' ου ῥῆμα ἱδρῶ, καὶ Ἡσίοδος (op. 414).

Ἦμος δὴ λήγει μένος ὀξέος ἠελίοιο
καύματος ἰδαλίμου[9],

τουτέστιν ἱδρῶτα ποιεῖ.

Περὶ νεότητος (rubric.); Νεότης[10] ἐστί, καθ' ἣν αυξει τὸ ζῷον ἐπιδοχὴν λαμβάνοντος ἐν αὐτῷ τοῦ ὑγροῦ καὶ θερμοῦ καὶ ἴσων ὄντων τῶν ἀπερχομένων τοῖς προσφερομένοις ἢ πλείονος ὄντος τοῦ προσγινομένου ἢ τοῦ ἀπογινομένου. νεότης ἡ ἡλικία παρὰ τὸ νέα. τὸ δὲ νέος ἀπὸ τοῦ νέεσθαι καὶ ἔρχεσθαι εἰς αὔξησιν ἢ παρὰ τὸ ὁρμᾶσθαι. ὁρμῆς ἡ ἡλικία ἀνάπλεως[11]. ἀπὸ οὖν τοῦ νέος γίνεται νεανίας καὶ νεανίσκος. »νεανίσκοι«, φησί, »καὶ παρθένοι«[12]. νήπιος δὲ ὁ λέγειν[13] μὴ δυνάμενος ἢ ὁ ἄφρων, ὡς τὸ »νήπιος οὐδὲ τόδ' ᾔδει εν φρεσίν«[14].

Τί ἐστι γῆρας (rubric.); Γῆράς[15] ἐστιν ἡλικία, καθ' ἣν ὑπομειοῦται καὶ ὑπολείπει τὸ ζῷον ἐλαττουμένων ἐν[16] αὐτῷ τοῦ θερμοῦ καὶ ὑγροῦ καὶ πλειόνων ἀπογινομένων ἢ προσγινομένων. γῆράς ἐστι φθίσις σώματος φυσικῶς ὑπὸ χρόνου γινομένη

[1] περιστολῇ Gal. XIX 372, 3: περιπολοῦ M. [2] Cf. Et. M. 679, 17. [3] Ev. Joh. 4, 24. [4] Psalm. 103, 4. Hebr. 1, 7. [5] Ev. Joh. 19. 30. [6] Ev. Luc. 23, 46 εἰς χεῖράς σου παρατίθεμαι. [7] Psalm. 47 (48). 8. [8] Ἱδρώς — ὑγρασίας Gal. XIX 365, 10—11. [9] ἐμὸν δὲ λήγει δὲ μένοι ἠελίοιο καύματος ἰδαλίμου M. [10] Νεότης — ἀπογινομένου = Gal. XIX 374, 13—16. [11] τὸ δὲ νέος κτλ. aus Et. m. 600, 40. Orion 110, 10. [12] Woher? [13] λέγει M. [14] Woher? Ähnlich Hom. Γ 146. [15] Γῆρας — προσγινομένων = Gal. XIX 375, 1—3, wo der Schluß abweicht. [16] ὑπ' M.

ἢ μαραϲμὸϲ ζωῆϲ καὶ ὁδὸϲ ἐπὶ θάνατον ἢ ϲώματοϲ παλαιότηϲ καὶ δυνάμεωϲ μείωϲιϲ, ἢ ἀϲθένεια καὶ ὀλίγωϲιϲ τοῦ ἐμφύτου θερμοῦ. παράγεται δὲ παρὰ τὸ γέραϲ, ὃ ϲημαίνει τὴν τιμήν. ἔντιμον γὰρ τὸ γῆραϲ[1]. οἱ δὲ παρὰ τὸ εἰϲ γῆν φαϲιν ἐρρειν διὰ τὸ ἐγγὺϲ εἶναι θανάτου ἢ παρὰ τὸ εἰϲ γῆν ὁρᾶν[2]. καὶ Ὅμηροϲ[3] »ὃϲ δὴ γήραϊ κυφὸϲ ἔην«. ἐπικάμπτει γὰρ πολλάκιϲ τὸ ϲῶμα ἡ τοῦ γήρωϲ (inc. f. 71r) ἀϲθένεια. παρὰ δὲ τὸ γῆραϲ γίνεται γέραϲ ἡ τιμή. τιμῆϲ γὰρ ἄξιον τὸ γῆραϲ ὡϲ ἐν τῷ »πρέϲβυν ὁμήλικα πατρὸϲ ἴϲαιϲ[4] τιμαῖϲι γέραιρε«[5].

Τί ἐϲτι ϲπέρμα; Σπέρμα[6] ἐϲτὶ ϲυνεϲπαρμένη δύναμιϲ ἐν ὑγρῷ περιέχουϲα τὸν τοῦ ὅλου λόγον, ἥτιϲ διὰ τῶν προϲηκόντων τόπων καὶ ὑλῶν ἐξαπλοῦται εἰϲ γένεϲιν ἀνθρώπου· ϲπέρμα ἐϲτὶ ϲῶμα ἐκ θερμοῦ πνεύματοϲ καὶ ὑγροῦ ϲυνιϲτάμενον, δυνάμενον τοιοῦτον γεννᾶν, ἀφ' οὗ καὶ ἀπεκρίθη[7]. παρὰ δὲ τὸ ϲπείρω γέγονε ϲπέρμα καὶ ϲπορά.

Περὶ ὀρέξεωϲ καὶ καταπόϲεωϲ καὶ πέψεωϲ καὶ ἐξαιματώϲεωϲ καὶ ἀναδόϲεωϲ καὶ αὐξήϲεωϲ (rubr.). Ἄλλο ἐϲτὶν ὄρεξιϲ καὶ ἄλλο κατάποϲιϲ καὶ ἄλλο πέψιϲ καὶ ἕτερον ἐξαιμάτωϲιϲ καὶ ἕτερον ἀνάδοϲιϲ καὶ ἄλλο αὔξηϲιϲ. καὶ ὄρεξιϲ[8] μέν ἐϲτι πόθοϲ καὶ ἐπιζήτηϲιϲ τροφῆϲ καὶ ποτοῦ μετὰ ϲυναιϲθήϲεωϲ ψυχηϲ γινομένη. ἔϲτι δὲ ὄρεξιϲ κατὰ μόνην ψυχὴν γιγνομένη ὡϲ ἡ τῶν αἰωνίων ἀγαθῶν ἐπιθυμία καὶ ἡ τῆϲ γνώϲεωϲ τῶν ὄντων. κατάποϲίϲ[9] ἐϲτιν ὁλκὴ ϲτερεοῦ καὶ ὑγροῦ ἀπὸ ϲτομάχου εἰϲ κοιλίαν γιγνομένη. πέψιϲ[10] δέ ἐϲτι μῖξιϲ καὶ χύλωϲιϲ καὶ ὥϲπερ ἕψηϲιϲ τροφῆϲ κατὰ μεταβολὴν ἐν κοιλίᾳ καὶ ἐν ἐντέροιϲ ἢ ἑτοίμη πρὸϲ ἐξαιμάτωϲιν μεταβολή, ἥτιϲ γίνεται ὑπὸ τῆϲ φυϲικῆϲ θερμαϲίαϲ ἑψήϲει παραπληϲίοϲ. ἐξαιμάτωϲίϲ[11] ἐϲτιν ἡ εἰϲ αἷμα τῆϲ τροφηϲ μεταβολή, ἐξ ηϲ ἡ ἀνάδοϲιϲ γίνεται εἰϲ ὅλον τὸ ϲῶμα ἐκ τῆϲ πεφθείϲηϲ[12] καὶ οἰκονομηθείϲηϲ τροφῆϲ ὑπὸ τοῦ ἐμφύτου θερμοῦ μετὰ τῆϲ οἰκείαϲ μεταβολῆϲ καὶ κατεργαϲίαϲ. αὔξηϲιϲ[13] δὲ εἰϲ μῆκοϲ καὶ ὕψοϲ καὶ πλάτοϲ πρόϲθεϲιϲ τῶν ϲωμάτων. τοιοῦτόν ἐϲτιν καὶ ἡ θρέψιϲ, ἡ εἰϲ τὴν περιοχὴν καὶ τὸ πλάτοϲ γινομένη πρόϲθεϲιϲ τοῖϲ ϲώμαϲιν ἐκ τῶν λαμβανομένων τροφῶν.

Nun folgt in M Περὶ ψυχῆϲ πρόλογοϲ. Ὁ περὶ ψυχηϲ ὧδε λόγοϲ οὐ τὸ τί ἐϲτιν η ψυχὴ usw. = Cram. p. 143, 1 bis κατωρθωκότεϲ p. 144, 11. Daran schließt sich eine Inhaltsangabe der folgenden Abhandlung Περὶ ψυχῆϲ: περιέχεται ἐν τῷδε τῷ λόγῳ ταῦτα· οτι οὐ ϲῶμα ἡ ψυχή. ὅτι πῶϲ τῶν ϲωμάτων[14] ἥνωται. οτι

[1] Vgl. Et. M. 230, 45. [2] Orion 40, 28. [3] Od. II 16. [4] ὁμίληκα und ἴϲαι M. [5] Autor unbekannt. [6] Σπέρμα-λόγου = Gal. XIX 376, 9—11. [7] Cf. Gal. XIX 370, 12. [8] Cf. Gal. XIX 372, 3. [9] Cf. Gal. XIX 372. 5. [10] Cf. Gal. XIX 372, 9. [11] Cf. Gal. XIX 373. 6. [12] πεμφθείϲηϲ M. [13] Cf. Gal. XIX 373. 14. [14] l. τῷ ϲώματι.

πῶς τριμερὴς ἡ ἀσώματος. ὅτι πῶς ἐστι τριχῆ διαστατή. ὅτι διτταὶ αὐτῆς αἱ ἐνέργειαι. ὅτι ἐκ δύο φύσεων ὁ ἄνθρωπος. ὅτι ταὐτὸν φύσις καὶ οὐσία. ὅτι πεντάτροπος ἡ φύσις. ὅτι οὐ ταυτὸν φύσις καὶ ὑπόστασις. ὅτι ὑπόστασις καὶ ἄτομον καὶ πρόσωπον ὁ καθεῖς λέγεται ἄνθρωπος. ὅτι μικρὸς κόσμος ὁ ἄνθρωπος λέγεται. ὅτι τιμιώτερος ὁ ἄνθρωπος τοῦ κόσμου. ὅτι ἐνυπόστατος ἡ ψυχὴ καὶ οὐχὶ ἀνυπόστατος, ὁμοίως καὶ τὸ σῶμα. ὅτι ψυχῆς καὶ σώματος σύνοδος ὑπόστασιν. ἀποτελοῦσι, τὸν Πέτρον τυχὸν ἢ τὸν Ἰωάννην.

Nach einer graphischen Übersicht, die mit ἡ ψυχὴ λέγεται beginnt und mit λογικαὶ — ἄλογοι schließt, folgt dann Περὶ ψυχῆς λόγος δεύτερος[1]. Ἐπειδὴ δὲ ἐκ ψυχῆς καὶ σώματος συνέστη ὁ ἄνθρωπος, καὶ τοῦτό ἐστι ζῷον λογικόν, ἡ σύνοδος τῶν συναμφοτέρων καὶ διαμονὴ καὶ συνοίκησις, φέρε καὶ περὶ ψυχῆς ὀλίγα τινὰ διαλάβωμεν, ἵνα μὴ δόξωμεν θάτερον μέρος τοῦ ζῴου καταλιπεῖν· οἱ μὲν γὰρ τῶν φιλοσόφων usw. = Cram. 144, 13. Es fehlen also die Worte p. 142, 18 ἀρχώμεθα δὲ ἐντεῦθεν bis 28 τῆς ἀποδείξεως. Der Abschnitt von οἱ μὲν γὰρ τῶν φιλοσόφων bis αἰτίῳ. ἀμήν entspricht inhaltlich dem Cramerschen Text p. 144, 13—157, 14.

Auf fol. 79v schließt die Schrift Περὶ ψυχῆς. Auf f. 80v oben folgt ohne Überschrift und ohne Angabe eines Verfassers das nachstehende Fragment, das vielleicht der Schrift des Meletius Περὶ στοιχείων angehört.

Θαυμαστὸν γὰρ ὄντως ἀληθῶς τὸ ἀνθρώπινον σύγκραμα καὶ τῆς τοῦ δημιουργοῦ σοφίας γνώριμα (sic). πῶς ἐκ τεσσάρων στοιχείων συγκείμενον ἄριστόν τι καὶ ἀξιοθαύμαστον ὄργανον δείκνυται. στοιχεῖα γάρ εἰσι τέσσαρα εἴτουν χυμοὶ συνημμένοι μὲν ἀλλήλων (sic) καὶ ἀνακεκραμένοι· πλεονάζει δέ πως ἄλλος ἐν ἄλλῳ τόπῳ, καὶ τὸ μὲν αἷμα ἐν καρδίᾳ, τὸ δὲ φλέγμα ἐν κεφαλῇ, ἡ δὲ ξανθὴ χολὴ ἐν τῷ ἥπατι, ἡ δὲ μέλαινα ἐν τῷ σπληνί· τοῦ δὲ ἐμφύτου πνεύματος διττὸν εἶδος, τὸ μὲν φυσικόν, τὸ δὲ ψυχικόν. ἐπεὶ οὖν τοῦ θερμοῦ τὴν πηγὴν τὴν καρδίαν ὁ πλάστης πεποίηκε καὶ ἐκ τοῦδε τοῦ μορίου πᾶν τὸ σῶμα τῆς θερμῆς μεταλαμβάνει ποιότητος, ἐδεῖτο δὲ καὶ μικρᾶς τινος ἀναψύξεως, ὡς πολλῷ τῷ θερμῷ συνεχομένη ⟨ν⟩ καταπνεῖσθαι αὐτήν, διὰ τὴν πνεύμονος ἐποίησε[2]. ταύτην[3] τοίνυν κυριώτατον μόριον οὖσαν καὶ τὴν ἡγεμονίαν τοῦ σώματος πεπιστευμένην καθάπερ τινὰ βασιλέα πάντοθεν περιφράττει καὶ ἰσχυρὸν αὐτὸν (l. αὐτῇ) θώρακα περιτίθησιν, ἵνα μηδὲν αὐτῆς (αὐτὴν cod.) ῥᾳδίως ἅπτηται τῶν ἔξωθεν προσπιπτόντων. ἐπειδὴ δὲ ἀρτηριῶν ἐστιν αὕτη

---

[1] λόγος δεύτερος kann nicht von einem zweiten Buche Περὶ ψυχῆς verstanden werden, sondern soll die Schrift Περὶ ψυχῆς als zweite nach Περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς bezeichnen. [2] Vielleicht ist zu lesen: διὰ ⟨τοῦτο⟩ τὴν ⟨τοῦ⟩ πνεύμονος ἐποίησε ⟨ν οὐσίαν⟩. [3] sc. τὴν καρδίαν.

πηγὴ καὶ διηνεκῶς κινεῖται καὶ κραδαίνεται, κάτωθεν μὲν ὑπέστρωσεν αὐτῇ οἷόν τινα στρωμνὴν μαλακὴν τὸ μανὸν καὶ σπογγοειδὲς τοῦ πνεύμονος σῶμα, ἄνωθεν δὲ τὸ κωνοειδὲς (κενοειδὲς cod.) αὐτῆς ἰσχυρὸν ἀπειργάσατο καὶ χιτῶνα ὑμενώδη καὶ στεγανὸν καὶ στερέμνιον περιτέθεικεν. ὕλην δὲ τροφῆς αὐτῇ χορηγεῖ οὐ τὸ πνεῦμα μόνον, ἀλλὰ καὶ τὸ αἷμα· ἕλκει γὰρ τοῦτο οἷον διά τινος ὁλκοῦ τῆς κοίλης φλεβὸς ἀπὸ τῶν τοῦ ἥπατος μορίων, καὶ τὸ μὲν ἧπαρ ἀπὸ τῆς γαστρὸς ταύτην ἀνιμᾶται τὴν ὕλην. ἡ δὲ γαστὴρ διὰ τοῦ στομάχου τὴν ὑπὸ τῶν ὀδόντων λεπτυνομένην ἕλκει (inc. f. 81r) τροφὴν καὶ κατέχει καὶ χυλοῖ καὶ ἀλλοιοῖ καὶ μεταβάλλει. εἶτα διαπεφθεῖσαν καλῶς καὶ ἀλλοιωθεῖσαν ἀποκρίνει καὶ παραχωρεῖ τῷ ἥπατι, καὶ οὕτως τὸ ἧπαρ τὸ καθαρὸν τῆς τροφῆς ὑποδεξάμενον οὐκ ἀρκεῖται τῇ γενομένῃ καθάρσει καὶ διακρίσει (διακρίνει cod.), ἀλλ᾽ οἷόν τισιν ἠθμοῖς ταύτην διηθεῖ (διαθεῖ cod.) καὶ καθαίρει καὶ τὴν μὲν ὑποστάθμην καὶ παχυτάτην τρύγα διὰ τῶν ἀγγείων ἕλκων ὁ σπλὴν ταύτην ἔχει τροφήν. τὸ δὲ ὑπερμέτρως πεφθὲν καὶ τὴν χολώδη μεταβάλλον (l. μεταβαλὸν) ποιότητα καὶ εἰς τὸ ὠχρὸν μεταπεσὸν χρῶμα λαμβάνει τὸ χολοδόχον ἀγγεῖον. τὸ δὲ τρυγῶδες (ἐριγῶδες cod.) καὶ πάνυ λεπτὸν εἰς τὸ τῶν περιττωμάτων χωρεῖ δοχεῖον καὶ οὕτως ἀκραιφνῶς καθαρὰν ἐκείνην γενομένην τροφὴν καὶ ὁμοιωθεῖσαν τῷ ἥπατι καὶ εἰς αἵματος μεταβᾶσαν φύσιν οἷα (l. ἡ) κοίλη παραλαβοῦσα φλὲψ χορηγεῖ μὲν τῇ καρδίᾳ τὴν χρείαν, ἄνεισι δὲ ἄνω καὶ εἰς πολλὰς διασχιζόμενον (l. διασχιζομένη) φλέβας τρέφει μὲν τὸν θώρακα, τρέφει δὲ ὤμους, χεῖρας, ἀφικνεῖται δὲ μέχρις ὀνύχων. περιπλέκεται δὲ τῷ τραχήλῳ, καταλαμβάνει τὴν κεφαλήν, κάτεισιν εἰς νεφροὺς καὶ εἰς πᾶν μόριον. ὀλκοῖς γάρ τισι καὶ ὀχετοῖς ἐοίκασιν αἱ φλέβες ἄρδειν τὸ σῶμα πεπιστευμέναι διὸ λεπτὸν ἔχουσι τὸν χιτῶνα, ὥστε ῥᾳδίως τὰ παρακείμενα μόρια τὴν τροφὴν ἐκεῖθεν ἀρύεσθαι. σκόπει τοίνυν εἰς πόσα τὸ αἷμα μετασχηματίζεται χρώματα. πρῶτον μὲν γὰρ ἦν σιτίον καὶ τοῖς ὀδοῦσι λεπτυνθὲν τῇ γαστρὶ παρεπέμφθη. ἡ δὲ πρὸς τὴν οἰκείαν χροιὰν τοῦτο μεταβάλλουσα λευκὸν ἀπειργάσατο. εἶτα τὸ ἧπαρ τοῦτο δεξάμενον πάλιν εἰς τὸ ἴδιον μετατίθησι χρῶμα καὶ οὕτω γενόμενον αἷμα καὶ τὸ εἰς τὴν κεφαλὴν χωρῆσαν[1], ἐξ ἧς καὶ ἡ γονὴ τοῦ ἀνδρὸς διά τινων φλεβῶν ἐν τῇ ὀσφύϊ κατεχόμενον (l. κατερχόμενον) ποιεῖ τὰς πρὸς τὰς συνουσίας ὀρέξεις, ὅθεν φησίν· »ἐτάζων καρδίας καὶ νεφροὺς ὁ θεός« (Psalm. 7, 10). [καὶ] ἐπειδὴ (inc. f. 81v) γὰρ τοὺς ὑπογαστρίους ἐρεθισμοὺς (οὐρεθισμοὺς cod.) οἱ νεφροὶ διεγείρουσι κἀντεῦθεν λοιπὸν κινοῦνται τῆς ἐπιθυμίας οἱ λογισμοί, νεφροὺς τροπικῶς τοὺς λογισμοὺς προσηγόρευσεν.

Nun folgen meist wörtliche Auszüge aus Galens Schrift Περὶ φλεβοτομίας θεραπευτικόν (XI 250—316) unter dem Titel Ἐκ τοῦ περὶ φλεβοτομίας Γαληνοῦ.

---

[1] Die Stelle ist korrupt; nach χωρῆσαν scheint einiges ausgefallen zu sein.

Sie schließen (f. 84 Z. 15) mit τάσεως δὲ ἔχοντος αἴσθησιν τοῦ περὶ τὸ κέντρον μορίου παντός (= Gal. 316, 7). Sie bringen manche Verbesserung des Kühnschen Textes und werden von dem künftigen Herausgeber dieser Galenschrift berücksichtigt werden müssen, verdienen aber, da sie nur wenige selbständige Bemerkungen des Exzerptors enthalten, hier keinen Wiederabdruck. Daß auch diese Exzerpte von Meletius gemacht wurden, ist nicht unmöglich, denn in einer durch Brand zugrunde gegangenen Turiner Handschrift (Taurin. 17 B VII 22) stand f. 30ᵛ eine Abhandlung, betitelt Γαλ. Ἱππ. Μελ. Περὶ φλεβοτομίας; s. die Handschr. d. ant. Ärzte von H. Diels II. T. S. 64.

X.

Der codex Upsaliensis bibl. acad. 30 s. XIII/XIV ist unter allen bis jetzt bekannten Handschriften (s. die Handschr. d. ant. Ärzte von H. Diels, II. T. S. 63) die älteste. Man durfte also erwarten, daß ihm in der Textkritik die führende Rolle zukommen werde. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt. Er enthält zwar wie A die Einleitung und den πίναξ, die in den andern Handschriften zu fehlen scheinen, und erweckt anfänglich durch eine Reihe guter Lesarten das größte Vertrauen, allein schon p. 27, 2 beginnen die zahlreichen Auslassungen, durch die der Text verstümmelt ist, und nehmen im weiteren Verlauf immer mehr überhand, so daß er für die Textgestaltung nur von subsidiärer Bedeutung ist. Diese Auslassungen beschränken sich nicht etwa auf die Etymologien und Dichterzitate, was sich am ehesten noch verstehen ließe, sondern greifen auch in den eigentlichen Text über, der an manchen Stellen durch Zusammenziehung so gekürzt wird, daß er nur als ein Exzerpt erscheint. Um davon eine Vorstellung zu geben, stelle ich zunächst die wichtigsten Auslassungen zusammen. Es fehlen z. B. p. 27, 3 οὐχ ὥστε αὐτὰ καταλῦσαι bis 46, 8 ἐξ ὁμοιομερῶν συνέστηκεν, also 19 Seiten des Cramerschen Textes, 49, 14 αἴσθησις δὲ bis 51, 4 τὸ ἡνίον, 53, 18 Εἴρηται bis 27 παραδείκνυσιν, 54, 11 ὅτι κρούουσι bis 14 ἀποκείρων, 56, 12 εἰ ἦν γὰρ bis 20 ἐγένοντο, 60, 21 τοῦτο δὲ εἴρηκεν bis 61, 11 θαυμάζειν, 65, 28 καὶ διττὴν bis 66, 7 ὅτι, 67, 31 οἶμαι γὰρ καὶ bis 68, 7 σχημάτων, 69, 26 ἤτοι ὠπορρύες bis 70, 6 εἰπεῖν, 70, 27 εἰς ὄρασιν bis 71, 20 ἐμπέσῃ σῶμα, 75, 28 ἦθος δὲ bis 76, 1 σημαντικά, 77, 14 φησὶ γὰρ Ὅμηρος bis 24 τοῦτο πάσχουσιν, 28 διὸ καὶ ἡ γραφὴ bis 79, 7 ἐρευνάσθω, 79, 20 Τὴν γλῶτταν bis 22 αἱ καταπόσεις, 24 ἥτις bis 28 ποιεῖ, 80, 17 κατάμαθε bis 20 ἐξαρκοῦσα,

81, 19 Αἱ μὲν οὖν bis 23 τὴν ἐνέργειαν, 83, 3 ἔνθεν bis 7 ἀνδρῶν, 14 φησὶ γὰρ bis 19 κεκοιλάνθαι, 84, 14 ὃς ἐπιμύσσων bis 19 καταπίνειν, 24 Ἡ δὲ ὑποκειμένη bis 85, 7 γενέσθαι, 85, 9 ἵνα μὴ bis 14 ἐντεροειδής, 86, 13 κοιλαινομένη bis 87, 28 εἰδέναι ὅτι, 87, 30 ἐστι bis 88, 20 αὐτά, 88, 28 χρεία bis 89, 10 εὐεργεσίας, 89, 16 ἐξ οὗ bis 22 σιτίωθος, 89, 27 τὸν γὰρ bis 90, 5 περικεφαλαίας, 93, 19 ἢ πέπλον bis 27 ἐναπομένουσαι, 93, 30 οὖσαι bis 22 ἐμπεριέχων τήν, weil ein Stück des Blattes abgerissen ist, 95, 10 οὐκ ἐδύνατο bis 16 εὐπαθές, 97, 5 ὥσπερ γὰρ bis 98, 21 διεξέρχονται, 99, 25 ἐπεὶ οὖν bis 100, 2 ὁμιλοῦν, 100, 9 καὶ ἐπεὶ bis 16 ὠνόμασαν, 101, 24 ἡ δὲ κατασκευὴ bis 102, 4 χυμῶν, 102, 26 λέγεται bis 30 κολάζεται, 103, 22 ἢ παρὰ τὸ γῶ bis 104, 10 δοχεῖα, 107, 13 ἐπειδὴ δὲ bis 108, 24 περίττωμα, 109, 14 ὡς τὸ bis 19 αἱ πλευραί, 109, 28 ἐπεὶ δὲ bis 110, 21 τὸ οὖρον, 110, 30 σπόνδυλοι γάρ bis 111, 9 μέρος, 111, 13 ἢ ὅτι bis 17 ὀστᾶ, 112, 27 διὰ τοῦτο bis 113, 7 συμπάσης τροφῆς, 113, 14 ὄρχεις μὲν bis 115, 4 γονήν, 115, 13 εἰσὶ δέ τινες bis 16 ὑποχαλῶσι, 116, 9 Τὰ μὲν οὖν bis 16 συνεργός ἐστιν, 117, 3 ὥστε προμήκη bis 20 τοῦ λόγου, 118, 1 καὶ ἄλλος προφήτης bis 7 καὶ τὸ ἐνεργοῦν, 9 καθὼς bis 11 Ἀθήνη, 12 ἢ παρὰ τὸ ἴσχω bis 15 πληροῦσθαι. Mit 121, 19 ὅτι ἀντίκειται τοῖς ἄλλοις, also mitten im Satze, bricht die Handschrift ohne ein Zeichen der Unvollständigkeit ab: vgl. Graux-Martin, Notices sommaires des ms. Grecs de Suède. Arch. d. miss. scientif. 3. série. Tome XV. Paris 1889 p. 344.

Daß durch diese so zahlreichen und oft tief einschneidenden Auslassungen der Wert der Handschrift bedeutend herabgemindert wird, liegt auf der Hand. Andrerseits zeigen die guten Lesarten, die sie allein aufweist, daß sie auf eine sehr gute Quelle zurückgeht und daß sie, wenn die Überlieferung in ihr intakt geblieben wäre, unter den Textzeugen eine hervorragende Stelle einnehmen würde. Richtige Lesarten, die unter den bis jetzt verglichenen Handschriften sich in U allein finden, sind unter andern folgende: p. 1, 12 κατὰ ἀποτάδην statt κ. ἀποτάγην (sic); vgl. 157, 11 ὁ κατὰ ἀποτάδην καὶ διεξοδικὸς λόγος, 14 ἀπήρτισεν statt ἀπήρτησεν, 18 ὁ δὲ Γαληνός, 27 καὶ φυσιολογήσαντες, 2, 5 τοῦ μίαν πραγματείαν ἀποτελέσαι. Dieser Gebrauch des Infinitivs im Folgesatz, wie er sich in der Septuaginta häufig findet, ist wohl eine Folge der Vertrautheit des Meletius mit der Sprache der griechischen Bibel. So hat er auch 5, 21 den Ausdruck ἐματαιώθησαν ἐν τοῖς ἑαυτῶν διαλογισμοῖς aus Ep. ad Rom. 1, 21 herübergenommen. Die Lesart von A τοῦ μὴ τὴν πραγματείαν ἀποτελέσαι ist jedenfalls unrichtig. 2, 5 διεσπαρμένως statt διεσπαρμένα ὡς, 10 προσφύγιον, 11 θεοῦ, 14 τῆς συνεξετάσεως, 3, 1 ἐπεξέρ-

χεται, 2 τὴν φύσιν statt τὴν φυσικὴν, 14 συνίστανται. 4, 1 πόσαι εἰσὶν, 4 ἐνεργειῶν αὐτῶν, 12 περὶ τοῦ ὑπογαστρίου καὶ ἐπιγαστρίου, 19 σύγκεινται. 5, 11 τε καὶ ἰατρῶν, 23 ὑπὸ ταυτης, 10, 3 κευθμῶνας wie Homer, 13, 4 τοῖς δὲ παρακμάζουσι, 15, 28 ἐν τῷ ἀγινθίῳ, 16. 9 δὲ om., 18, 16 ἐν om., 20, 2 ὅλως, 22, 5 ὡς εἴ τε πτερὸν, 23 αἱ τούτων ὑπηρέτιδες, ἑλκτικὴ (ἐλεγκτικὴ Cr.) καὶ καθεκτικὴ (καὶ ἑλκτικὴ Cr.), ἀλλοιωτικὴ κ. ἀ., 23, 3 ἑκάστῳ. 26, 25 τῷ λογισμῷ, 46, 19 νοσάζειν, 48, 3 δύο γὰρ ὀφθαλμοὺς, 54, 4 ὁ κατ᾽ ἐκεῖνο τόπος (ἕως πολύ om.), 10 σάρκας τε καὶ ὀστέα ἶνες wie Homer, 27 τὸ κατὰ τὸ μέτωπον (bestätigt durch den cod. Paris. suppl. graec. 634 zu Gal. II 745, 6), 29 ἡ δὲ παρεγκεφαλὶς ὁμοφυής ἐστι τῷ ἐγκεφάλῳ, wodurch das unmögliche καὶ ὁμόχροια bei Cramer beseitigt wird, 55, 23 τὸν μὲν ἐγκέφαλον, 59, 5 τῆς νεὼς, 8 ἔχῃ αὕτη, 61, 17 τὸ μαλακὸν, 62, 29 τοὺς λεγομένους θαλάμους, 63, 7 εἰς τοὺς θαλάμους, 67, 28 τὴν κόρην φυλάττει, durch Petrejus mit *pupillam ipsam custodiant* bestätigt, 71, 30 τὸ ὁμαλὸν καὶ ἀνώμαλον, 72, 26 ἀπὸ τοῦ μύξας τινὰς ἔχειν ἐφ᾽ ἑαυτῶν, ebenso Et. M. 594, 26. Orion 100, 20, 74, 19 τὴν ἄνω δὲ (sc. γένυν κινεῖ) μηδέν, εἰ μὴ ὁ κροκόδειλος μόνος καὶ ὁ φοῖνιξ τὸ ὄρνεον, vgl. Nemes. 79, 6 οὐδὲν ζῶον τὴν ἄνω γένυν κινεῖ, ὁ δὲ κροκόδειλος τὴν ἄνω γένυν κινεῖ, 76, 13 τὰ δὲ ἐπικαλύπτοντα τὸ στόμα χείλη καλοῦνται οἷον κλείλη ἐκ τοῦ κλείω, 80, 8 καὶ κακοῦσθαι τὰς διαλέκτους, 82, 27 διὰ τὸ φύεσθαι αὐτοὺς, 84, 5 δι᾽ ἧς φέρεται, ebenso Et. M. 788, 25, 91, 29 ἢ διὰ τὴν τραχύτητα, ebenso Et. M. 764, 41, 98, 31 περίνεον, 99, 3 διὰ τὸ σπᾶν τὴν τροφὴν übereinstimmend mit Or. 145, 26, Et.M. 724, 24, 112, 4 ἐφικτὴν εἶναι, 116, 1 τὴν ἀρρενότητα τοῖς ἀνδράσιν ἐν τοῖς ὄρχεσιν εἶναι, 6 καὶ οἰκουροῦσι τὰ πολλὰ παραπλησίως ἐκείναις.

Zum Schluß mögen ein paar anspruchslose Vermutungen hier Platz finden. P. 8, 8 will ἡ παρόδευσις (so AU) oder ἡ περιόδευσις (so BM) zu der gegebenen Erklärung von νηδύς nicht passen; sinngemäßer ist ἡ ἐπάρδευσις, das Or. 107, 33 und Et. M. 603, 7 unter νηδύς bieten. — 23, 19 ist statt περὶ ὧν μετέπειτα ἐνσημάνομεν entweder ἐνσημανοῦμεν oder ἐνσημάνωμεν zu lesen. Das letztere entspricht dem Sprachgebrauch des Schriftstellers, der wiederholt beim Übergang zu etwas Neuem εἴπωμεν, ἴδωμεν, ζητήσωμεν verwendet (65, 4; 66, 12; 68, 3; 144, 12; 62, 14). — 52, 25 μύξα γάρ ἐστιν ἀποκάθαρμα τοῦ ἐγκεφάλου, ὅπερ κουφίζεται τὸ ἡγεμονικὸν τῆς ψυχῆς; statt ὅπερ ist ᾧπερ zu schreiben, worauf auch die Lesart von A ὥσπερ deutet, ebenso die lat. Übersetzung *quo levamen sentit*. Die Definition ist aus Ps. Galen XIX 365 entlehnt, wo sie μύξα ἐ. ἀπ. τοῦ ἐγκ., ὥστε κουφίζεσθαι τὸ ἡγούμενον (ἡγεμονικὸν codd.) τῆς ψυχῆς μέρος lautet. — Eine in den Handschriften

häufige Verwechslung von χρεία und χροιά liegt vor 66, 2 in den Worten: ἵνα ἐξακοντιζομένου (sc. τοῦ ὀπτικοῦ πνεύματος) ἐκ τῆς κόρης γινώσκωμεν μακρόθεν τὰς τῶν αἰσθητῶν σωμάτων ἰδέας τε καὶ χρείας; statt χρείας ist zu lesen χροιάς, da wir mit den Augen Gestalt und Farbe, nicht den Nutzen der Dinge erkennen. — Vom Zäpfchen im Munde wird 87, 7 gerühmt, daß es nicht bloß den Unterschied zwischen Kälte und Wärme der eingeatmeten Luft ausgleicht, sondern dieselbe auch von Staub und Rauch reinigt: ἀλλὰ καὶ παχύτητος τοῦ ἀέρος, ἐκ καπνοῦ ἢ κονιορτοῦ ἐπελθούσας αὐτῷ (sc. τῷ λάρυγγι), λεπτύνει καὶ καθαίρει δίκην ἰσθμοῦ. Hier ist zunächst παχύτητος in παχύτητας (M hat παχυτάτας) und dann ἰσθμοῦ in ἠθμοῦ zu korrigieren. Die Verwechslung von ἰσθμός und ἠθμός ist in den Galenhandschriften häufig. — Ein ähnlicher Fehler des Itacismus liegt auch 92, 12 vor, wo ψύη (= ψόα) von ψαύω abgeleitet wird, ἡ ἐπιψαύουσα σὰρξ καὶ ἐπὶ πολλοῖς οὖσα τοῖς ὀστέοις. Es ist kein Zweifel und wird zudem noch durch Et. M. 819, 15 (ἐξ ἐπιπολῆς οὖσα τοῖς ὀστέοις) bestätigt, daß ἐπιπολῆς statt ἐπὶ πολλοῖς zu lesen ist. — 90, 25 ist die Lesart ἀνακτᾶ (so Cramer), die auch die Handschriften bieten, unmöglich richtig; es ist ἀναπτᾶται zu schreiben, wie 44, 6 ἀνακτᾶται γὰρ ἐν τούτῳ τῷ στεναγμῷ οἷον ἑαυτὴν ἡ ψυχή. — 127, 15 τὸ οὖν τοῦ μηροῦ ὀστοῦν ἔνεστιν ὥσπερ καὶ τὸ τοῦ βραχίονος; statt ἔνεστιν ist zu schreiben ἕν ἐστιν. — 137, 28 zeigt der Zusammenhang, daß in den Worten μόνος ὁ ἄνθρωπος ἐν μέσῳ δύο ζώων γινώσκεται, καὶ τῆς μὲν παρούσης φροντίζεται (φροντίζει?) καὶ προνοεῖται πῶς ζήσεται, τῆς δὲ μελλούσης ἐπιμελεῖται μὴ ἐκπεσεῖν statt δύο ζώων zu betonen ist δύο ζωῶν, ähnlich ist 140, 16 διόλου τοῦ σώματος in δι' ὅλου τοῦ σώματος zu korrigieren. — 108, 8 werden drei Arten der Verdauung, ἐν γαστρί, ἐν ἥπατι, ἐν παντὶ τῷ σώματι, und daher auch drei Arten von Exkrementen, κόπρος, οὖρον, ἱδρώς, unterschieden. Von der zweiten heißt es: τὸ δὲ τῆς δευτέρας πέψεως περίττωμα ὑγρόν ἐστι, καθαιρόμενον διὰ νεύρων καὶ οὐρητήρων; νεῦρα καὶ οὐρητῆρες können unmöglich in diesem Zusammenhang nebeneinander genannt werden; es ist διὰ νεφρῶν zu verbessern. Petrejus las so, wie seine etwas freie Wiedergabe *hoc enim renibus ac partibus quae mingendi officio inserviunt* beweist. — 114, 17 hat Cramer aus seinen Handschriften, mit denen M übereinstimmt, die Lesart διὰ τοῦ κισσοειδοῦς παραστάτου in den Text gesetzt; es gibt aber nur κιρσοειδεῖς παραστάται, wie aus Gal. IV 190, 20, Ruf. 182 R. zu ersehen ist.

Wörtliche Entlehnungen des Meletius aus Nemesius.

Melet.

P. 6, 23 ἄνθρωπος γὰρ — 7, 1 μαθημάτων = Nemes. 55, 14—21
7, 13 γνώριμον — 14 νοήσεως = Nemes. 38, 7—9
10, 7 κοινωνεῖ — 14 πάντα = Nemes. 38, 10—39, 4
10, 14 διὰ τοῦ λογικοῦ — 16 ἕκαστα = Nemes. 39, 4—5
11, 15 Ἐπειδὴ — 17 τὰ στοιχεῖα = Nemes. 48, 4—7
11, 25 ἡ μὲν γῆ — 27 ξηρόν = Nemes. 151, 11—13
14, 19 Καὶ γὰρ τῶν στοιχείων — 29 καὶ φυτῶν = Nemes. 49, 2—50, 3
17, 26 Ἐπειδὴ — 18, 7 ἐδωρήσατο = Nemes. 50, 7—51, 2
18, 8 οἰκήσεως — 13 κατέστημεν = Nemes. 51, 3—7
18, 19 χρεία τοίνυν — 19, 12 συνέστησαν = Nemes. 51, 13—52, 12
19, 16 Δύο δε — 22 ἀξιοῦσθαι = Nemes. 52, 12—53, 6
20, 8 καὶ ὥσπερ — 10 ἀεί = Nemes. 53, 17—18
20, 11 οὕτως ἴδιον — 16 ἐνέργειαι = Nemes. 55, 7—13
21, 16 τοῦ διανοητικοῦ — 19 τὸ βουλευτικόν = Nemes. 200, 6—201, 4
23, 25 τὸν λογισμὸν δ. = Nemes. 205, 10
27, 21 Τῶν δὲ ἡδονῶν — 26 τις ἡδονάς = Nemes. 220, 8—221, 3
27, 26 ἔτι τῶν ἡδονῶν — 28, 2 λύπης = Nemes. 223, 8—13
28, 3 Τῶν δὲ σωματικῶν — 8 προσβλάπτουσι = Nemes. 221, 13—222, 5
29, 9 Ἔστι δὲ μνήμη — 15 λέγεται = Nemes. 202, 2—8
29, 15 ἀνάμνησις — 18 ἔργον = Nemes. 203, 13—16
29, 28 ἐφ' ἡμῖν γὰρ — 30, 8 τὸ ἀνάπαλιν = Nemes. 315, 7—15
30, 9 ἐπίσης δὲ — 12 πράξεων = Nemes. 318, 2—4
34, 11 καὶ πυκνότερον — 13 ἀναπληρώσῃ = Nemes. 254, 7—10
34, 17 συνεπλάκη — 20 κινούμενον = Nemes. 255, 10—13
45, 27 Τῶν ἐν τοῖς — 46, 8 συνέστηκεν = Nemes. 147, 5—148, 7
48, 1 Διὰ τοῦτο — 3 αἴσθησιν = Nemes. 190, 2—4
48, 7 ἀλλὰ τῶν — 11 τελειότερα = Nemes. 190, 4—9
48, 11 ὁ δὲ ἄνθρωπος — 16 ἰχνευόντων = Nemes. 194, 5—10
48, 19 ἀλλὰ καὶ αὐτὰς — 23 ὡς ὄψις = Nemes. 190, 15—191, 3
49, 1 Ἔδει τοίνυν — 13 ἡ αἴσθησις = Nemes. 175, 4—176, 2
49, 20 διὸ καὶ — 23 τῶν αἰσθητῶν = Nemes. 176, 5—8
49, 23 ὁ δὲ Πλάτων — 26 ἔξωθεν Nemes. 176, 9—177, 3

Melet.

71. 8 οἱ μὲν Ἐπικούρειοι — 11 παραγίνεσθαι Nemes. 179. 13—180. 1
71. 12 Πλάτων — 26 νεῦρον Nemes. 181. 10—12
71. 15 Ἥ τε γὰρ — 20 σῶμα Nemes. 181. 3—10
71. 20 ὁρᾷ — 21 γραμμάς Nemes. 182. 11
71. 21 τῶν διαφανῶν — 25 ὄψεως Nemes. 185. 13—186. 1
71. 26 αἰσθάνεται — 72. 1 ἀντιλαμβανόμεθα = Nemes. 182. 11—183. 9
72. 3 καὶ γὰρ τὸ — 8 τὸ πῦρ Nemes. 186. 2—7
72. 8 ποτὲ μὲν — 16 κίνησις Nemes. 187. 8—188. 8
72. 17 τεσσάρων — 20 λαμπροῦ φωτός Nemes. 188. 15—189. 2
73. 14 γίνεται — 16 κοιλιῶν Nemes. 199. 1—2
74. 27 ἐπιτήδειος — 28 ἤχους = Nemes. 198. 4
76. 2 μόνος — 4 αὐτὰ Nemes. 198. 5—6
88. 24 ἡ χρεία — 89. 2 εἰς αὐτὴν = Nemes. 255. 16—256. 8
94. 15 μόνος γὰρ ἄνθρωπος — 17 ἐπὶ τὰ ἔξω Nemes. 251. 15—252. 1
94. 27 καὶ γὰρ οἷον — 95. 1 τῶν φλεβῶν = Nemes. 256. 15—257. 2
95. 2 μέσον — 3 αὐτὴν = Nemes. 257. 6—8
98. 18 ἀδήλους — 21 διεξέρχονται = Nemes. 237. 12—15
124. 15 τῶν δὲ χειρῶν — 16 ἔχομεν Nemes. 194. 12—14
124. 19 οὐ μόνον — 22 ἀντιλαμβάνωνται Nemes. 194. 14—18
124. 23 τῶν δε χειρῶν — 28 αἴσθησις γίνεται Nemes. 195. 2—7
138. 19 Τίς γὰρ — 139. 11 ἀσθένεια = Nemes. 339. 16—342. 4
144. 14 κοινὴ μὲν οὖν — 24 ἄπειρον Nemes. 69. 12—70. 9
145. 3 Δείναρχος — 4 τὸ σῶμα Nemes. 82. 15—83. 3
145. 4 ἀλλ' ἡ ἁρμονία — 6 ψυχή Nemes. 86. 2—3
145. 62 Γαληνὸς — οὐδὲν = Nemes. 86. 11—12
145. 12 ἐκ δὲ τῶν — 14 αὐτὴν Nemes. 87. 4—5
145. 14 ὅτι δὲ — 23 ἔσται Nemes. 87. 7—88. 4
145. 23 ἔτι εἰ — 29 ἡ ψυχὴ = Nemes. 88. 16
145. 30 ἔτι παντὸς — 146. 2 ἡ ψυχή Nemes. 90. 6—9
146. 4 εἰ ἡ ἁρμονία — 29 ὀργάνῳ Nemes. 90. 13—92. 10
146. 30 Ἀριστοτέλης — 31 αὐτὴν Nemes. 92. 11—93. 2
146. 31 Πυθαγόρας — συνεχῆ Nemes. 102. 3—6
146. 33 οἱ δὲ Μανιχαῖοι — 147. 2 ἔμψυχα Nemes. 110. 7—10
147. 2 ὁ δὲ Πλάτων — 3 ἀποφαίνεται = Nemes. 112. 8—9
147. 3 Κρόνιος — 6 λέγει = Nemes. 117. 1—6

Melet.

147, 7 ἀλλ' ἡμεῖς — 12 ἀθάνατος = Nemes. 124, 18—125, 6
147, 12 πάντα τὰ συνιόντα — 20 ψήφῳ = Nemes. 126, 4—127, 7
148, 3 Εἰ δὲ μὴ — λέγεσθαι = Nemes. 129, 2—4
148, 4 ὅτι ἐπὶ μὲν — 10 ἀλλοιοῦσθαι = Nemes. 129, 14—130, 4
148, 10 καὶ ἡ ψυχὴ — 12 τὴν ζωήν = Nemes. 130, 6—9
148, 12 καὶ ἥνωται — 14 ἡ συμπάθεια = Nemes. 131, 3—5
148, 15 ὅταν γάρ τι — 149, 1 ἐν αὐτῇ = Nemes. 132, 3—135, 3
149, 3 μὴ κωλυόμενα — 6 κατέχεσθαι = Nemes. 135, 3—6
150, 7 Ὁ δὲ Ἀριστοτέλης — 10 συμβαλλόμενον = Nemes. 37, 1—5
150, 13 Πλάτων δὲ — 20 ἑπομένως = Nemes. 37, 7—38, 2
152, 21 Τινὲς δὲ — 28 διαστατή = Nemes. 71, 11—72, 4
153, 6 ἀμφιβάλλεται — 9 πρότερον = Nemes. 80, 4—81, 1
153, 10 Δείκνυται — 13 τῷ σώματι = Nemes. 81, 3—6

Wörtliche Entlehnungen aus Galen.

a) Ps. Galen Ὅροι ἰατρικοί.

Melet.

6, 23 ἄνθρωπος — 25 αἰσθητική = Gal. XIX 355, 7—9
8, 16 τὴν ἑλκτικὴν — ἀποκριτικήν = Gal. XIX 362, 17—19
12, 25 τέσσαρές εἰσιν — 13, 12 τοῖς γέρουσι = Gal. XIX 373, 18—374, 12
25, 1 οὐδὲν γάρ ἐστι — 6 καρδίᾳ = Gal. XIX 375, 16—376, 7
46, 12 κάλλος — εὐχροίας = Gal. XIX 383, 3—4
46, 17 ἀναλογεῖ — 27 μελῶν = Gal. XIX 384, 1—14
46, 14 ἀρεταὶ — 16 δικαιοσύνη = Gal. XIX 383, 10—12
46, 29 ὑγεία — 30 ἐπιτεταμένη = Gal. XIX 383, 6—8
46, 30 παρέπεται — 47, 3 συνιστάμενον = Gal. XIX 382, 12—17
47, 24 τῶν γὰρ ἐν ἡμῖν — 29 καλῶς = Gal. XIX 385, 14—386, 5
49, 27 αἰσθητήριον — 50, 5 ζῶα = Gal. XIX 378, 15—379, 5
52, 19 ἔστι δὲ — ψυχρός = Gal. XIX 358, 8—9
52, 25 μύξα — 26 μέρος = Gal. XIX 365, 8—9
54, 28 ἡ δὲ παρεγκεφαλὶς — ὁμόχροια = Gal. XIX 358, 10—11
55, 7 περιπλέκεται — 9 μῦς = Gal. XIX 358, 4—5
68, 4 ὀφθαλμοί — 7 σχημάτων = Gal. XIX 358, 15—359, 2
72, 27 εἰσὶ δὲ — 28 ὀσμῶν = Gal. XIX 359, 5—6

Melet.
73, 6 ἔστι δὲ ὄσφρησις — 9 γίνονται = Gal. XIX 379, 18—380, 2
74, 26 τὰ δὲ ὦτα — 27 διαφορῶν = Gal. XIX 359, 3—4
79, 14 λέγεται — φάρυγξ = Gal. XIX 359, 10
79, 15 ἡ γλῶσσα — 17 φωνῆς = Gal. XIX 359, 7—9
81, 24 ὀδόντες — 25 φωνῆς = Gal. XIX 368, 12—14
83, 25 ἐστὶ δὲ σαρκίον — 27 πνεύματος = Gal. XIX 368, 17—18
83, 27 οὐρανίσκος — 28 λαβών = Gal. XIX 368, 15—16
93, 14 ἐκεῖνος — 15 σπλάγχνα = Gal. XIX 360, 10—11
96, 11 ἔστι δὲ καρδία — 12 ἀρτηρίας = Gal. XIX 360, 1—2
96, 15 δι' ἧς χορηγεῖται — 16 θερμασία = Gal. XIX 360, 7—9
97, 3 ἔστι δὲ — κωνοειδές = Gal. XIX 360, 2
99, 6 ἔστι δὲ ὁ στόμαχος — 7 ἐπιτήδειος = Gal. XIX 361, 4—6
101, 21 τὸ δὲ ἧπαρ — 24 σώματος = Gal. XIX 360, 16—18
103, 3 σπλὴν — 6 σομφός = Gal. XIX 361, 1—3
103, 16 ἡ δὲ κοιλία — 19 κατασκευασθεῖσα = Gal. XIX 361, 7—8
105, 11 εἰσὶ δὲ (τὰ ἔντερα) — 20 ἀπευθυσμένον = Gal. XIX 361, 9—15
113, 6 οὖρον — αἵματος = Gal. XIX 363, 5
123, 3 ὄνυχες — 5 εὐκολώτερον = Gal. XIX 369, 3—5
133, 19 τὸ δὲ αἷμα — 20 γλυκύ = Gal. XIX 363, 17—18
135, 14 ἡ δὲ ξανθὴ — 15 ἔκκρισιν = Gal. XIX 364, 9—11
135, 27 αἱ τρίχες — κόσμον = Gal. XIX 369, 8

b) Galen Περὶ ὀστῶν.

Melet.
32, 8 ἡ μὲν οὖν — σκελετός = Gal. II 734, 7
32, 14 ἡ μὲν ἐγγόμφωσις — 15 ὀδόντων = Gal. II 738, 1—4
32, 18 καὶ τὸ μὲν ἄρθρον — 19 φυσική = Gal. II 735, 6
32, 19 ἡ δὲ σύμφυσις — 20 φυσική = Gal. II 734, 13—14
32, 20 καὶ ἡ μὲν — 21 ὑπάρχει = Gal. II 733, 16—734, 1
32, 22 ἐστι δὲ ὀστοῦν — 24 σώματος = Gal. II 733, 2—5
54, 24 τούτων δὲ τῶν ἐξ ὀστῶν — 27 μέτωπον = Gal. II 745, 3—6
111, 14 ἐστι δὲ αὐτὸ — 17 ὀστᾶ = Gal. II 762, 2—4
111, 17 ὑπόκειται — 19 ὀνομαζόμενον = Gal. II 762, 15—763, 1
118, 19 διαρθροῦται γὰρ — 28 τὴν ὄπισθεν = Gal. II 767, 14—768, 12
127, 3 ἐνάρθρωσις — 5 ὑπάρχῃ = Gal. II 736, 3—5

Melet.

127. 6 ἄρθρωσις — ταπεινή = Gal. II 736. 5—6
127. 7 τὸ δὲ τρίτον — 11 διαρθρώσεως = Gal. II 736. 16—737. 2
127. 13 αἱ δὲ κοιλότητες — 14 ἐπιπολῆς = Gal. II 736. 13—15
127. 14 τὸ οὖν τοῦ μηροῦ — 22 δυνατῶν = Gal. II 773. 1—10
127. 26 ἔστι δὲ ὅλος — 31 κοτύλην = Gal. II 773. 13—17
128. 2 καὶ ἔστιν — 7 ἀλλήλοις = Gal. II 774. 5—9
128. 16 τὰ δὲ κυρτὰ — 21 ἔνδοθεν = Gal. II 774. 16—775. 6
128. 24 εἶτα οἱ δάκτυλοι — 26 ὀστῶν = Gal. II 777. 8—11
128. 26 τῷ δὲ τοῦ — 28 καλοῦσιν = Gal. II 775. 7—13
130. 15 μετ᾽ αὐτὸν δὲ — 17 δακτύλων = Gal. II 777. 7—9

c) Galen Περὶ μυῶν ἀνατομῆς.

Melet.

70. 20 Οἱ δὲ — 24 ἐπ᾽ ἀριστερά = Gal. XVIII B 933. 1—8

d) Galen Ἰατρικὴ τέχνη.

Melet.

56. 23 ἡ μὲν οὖν — σημεῖον = Gal. I 320. 4—6
57. 8 εἰ μὲν οὖν — 11 νοσώδης = Gal. 320. 6—10

Wörtliche Entlehnungen aus Gregorius Nyssenus.

Melet.

10. 18 Οὐ δὲ γὰρ — 11. 7 ἡ δύναμις = Greg. I (XXXIV Mign.) 237 B—C
11. 16 τῇ γὰρ πρώτῃ — 14 ἀρχήν = Greg. I 236 B
13. 25 καὶ γὰρ τὸ — 26 ἐπιζητεῖ = Greg. I 248 D
14. 1 εἰ περιδράξαιτο — 3 ἐπιζητεῖ = Greg. I 249 A
14. 6 τὴν δὲ — ὀνομάζομεν = Greg. I 248 D
15. 19 οἷον δή τι — 17. 7 προάγουσα = Greg. I 252 B—253 A
19. 24 ἡ γὰρ — 25 ἐμφέρεται = Greg. I 192 A
19. 25 διπλῆν φέρει — 20. 4 τῷ χείρονι = Greg. I 192 C—D
23. 27 ἀλλ᾽ ὁ μὲν νοῦς — 24. 4 ἔμεινεν = Greg. I 169 B
24. 4 ἐπεὶ καὶ μουσικὸς — 6 ὄργανα = Greg. I 161 A
30. 19 ὅθεν ἡ μὲν — 31. 2 ἀμοιρῆσαν = Greg. I 241 C
31. 10 Ταύτῃ τοίνυν — 16 τῷ βίῳ = Greg. I 244 B

Melet.

31, 19 μεταβατικὸν — 25 ἐνεργουμένην = Greg. I 244 B—C
32, 26 ῥίζα γὰρ — ἐστὶν ὑμήν = Greg. I 244 C
33, 3 εἰ δὲ τρῶσιν — 7 τῷ μέρει = Greg. I 244 D
33, 10 Ταύταις οὖν — 28 τῆς προαιρέσεως = Greg. I 245 B
33, 28 ἀραιός τις — 34, 15 κατασβέσαι = Greg. I 245 D—248 A
35, 1 ἔμπροσθεν — 5 τροφῆς = Greg. I 248 C
35, 6 Μέση γὰρ — 8 ἐντίθησι = Greg. I 248 D
36, 8 ὅσῳ γὰρ — 5 τρέφοντα = Greg. I 248 D
36, 8 καὶ καθάπερ — 10 συνεστῶτα = Greg. I 249 A
36, 19 ἀνελοῦσα — 23 πύλας = Greg. I 249 A
36, 26 Παρὰ τὴν εἴσοδον — 37, 5 ἀποδεικνύει = Greg. I 249 B
38, 3 τὴν δέ γε — 9 ὁ ἄνθρωπος = Greg. I 249 A
38, 26 δίδυμοί τινες — 39, 4 ἐπαφιεῖσαι = Greg. I 249 B C
39, 11 μιχθεῖσαι — 15 δωροφοροῦσι = Greg. I 249 C
39, 15 τοῦ τε γὰρ — 20 ὑμένα = Greg. I 249 D
40, 9 Ἐκ τοῦ οὖν — 41, 1 φυλάσσοιτο = Greg. I 249 C—250 B
42, 6 Εἰ δέ ποτε — 21 ἀδιάπεπτον = Greg. I 168 A—B
44, 1 ἐκ δὲ τῆς — 45, 7 χαράν = Greg. I 160
47, 24 Τῶν γὰρ — 27 πνεύμων = Greg. I 240 D
86, 3 τὸ πνεῦμα — 19 τοῦ μέλους = Greg. I 149 C—152 A
86, 19 σύμμικτος — 21 συμφθεγγομένων = Greg. I 149 C
91, 21 καταχρηστικῶς — 23 τὴν κλῆσιν = Greg. I 176 D
116, 11 τοῖς μὲν γὰρ — 26 τοῦ λόγου = Greg. I 144 B
116, 26 εἰ γὰρ — 117, 20 τοῦ λόγου = Greg. I 148 C—149 A

Wörtliche Entlehnungen aus Basilius.

Melet.

7, 9 τὰ μὲν γὰρ — 13 πάθεσι = Basil. vol. II 33 B (Garnier)
11, 20 οὐ μόνον γὰρ — 12, 9 χορὸς ἐναρμόνιος = Basil. vol. I 52 E—53 C
15, 14 ἑκάστου — 15 ἐπανιόντος = Basil. vol. I 15 C
43, 26 ἔνθα καὶ — 27 βαρύνοντος = Basil. vol. II 41 E
44, 11 ἡ δὲ χαρὰ — 12 ἅπαντῶσιν = Basil. vol. II 39 B
45, 1 καὶ τὰ περὶ — 6 εἰς τὸ ἔξω = Basil. vol. II 39 B
52, 4 τὴν κεφαλὴν — 9 τῆς γείτονος = Basil. vol. II 33 B

Melet.
61, 2 ὀφθαλμοὶ — 6 ἀποτείνονται = Basil. vol. II 33 C
75, 11 οὐ γὰρ ἐπ' — 16 αἰσθήσει = Basil. vol. II 33 C
80, 17 κατάμαθε — 20 ἐξαρκοῦσα = Basil. vol. II 33 C—34 A
149, 20 ἀόρατον εἶναι — 23 γνωρίζεται μόνον = Basil. vol. II 32 D
149, 30 ἀλλὰ τὴν μὲν — 150, 2 τὴν κίνησιν = Basil. vol. II 776 A

Wörtliche Entlehnungen aus Gregor von Nazianz.

Melet.
71, 2 ὅσει γὰρ — 5 ὃ δίδωσι = Greg. or. XXXXIV c. 3
116, 4 ἀμφιβόλους τῷ γένει = Greg. or. XXI c. 21
140, 24 πῶς ἐπλάσθης — 141, 16 ἀναχώρησις = Greg. or. XXXII c. 27
141, 16 πῶς ὁ νοῦς — 29 συντόμως εἰπεῖν = Greg. or. XXVIII c. 22
142, 5 μέσον — 6 ταπεινότητος = Greg. or. XXXXV c. 7
142, 6 καὶ βασιλεύεις — 7 ἄνωθεν = Greg. or. XXXXV c. 7
142, 7 τῇ πρὸς θεὸν νεύσει = Greg. ibid.
142, 7 τὸ μέτριον — θεοῦσαι = Greg. ibid.
142, 9 ἀξίαν — ὑψηλοτέραν = Greg. ibid.
144, 32 οὐδεμία φύσις — 33 ἀναίρεσις = Greg. or. XXIX c. 11
150, 25 τὸ Κλεομβρότου — φιλοσοφηθέν = Greg. or. IV c. 70
150, 30 ὅπερ γὰρ — 32 ἀόρατον = Greg. or. XXI c. 1
151, 6 ὡς ἐπαινέτης — κῆρυξ = Greg. or. XXXXV c. 7
151, 10 ὡς ὑπὸ τὴν αἴσθησιν = Greg. or. XXXXV c. 6
151, 11 οἰκεῖος Θεῷ καὶ νοερᾶς φύσεως = Greg. ibid.
151, 11 κρᾶμα — 13 πολυτελείας = Greg. XXXV c. 7
151, 14 ἵνα μένῃ — εὐεργέτην = Greg. ibid.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 7

VOM REICHEN MANN UND ARMEN LAZARUS

EINE LITERARGESCHICHTLICHE STUDIE

VON

PROF. DR. HUGO GRESSMANN

MIT ÄGYPTOLOGISCHEN BEITRÄGEN

VON

PROF. DR. GEORG MÖLLER

MIT 1 TAFEL

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. von Harnack in der Gesamtsitzung am 2. Mai 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 27. Juli 1918.

1. Wer die Armut der menschlichen Phantasie kennt und weiß, wie dieselben Erzählungen und Motive fast überall in der Welt wiederkehren, wird immer geneigt sein, bei volkstümlichen Geschichten an Wanderung zu glauben und nach ihrer Herkunft zu fragen. Dieses Prinzip, daß auch für Volksbücher wie die Evangelien zu Recht besteht, entbindet ihn nicht der Nachprüfung für jeden Einzelfall, zumal der Grundsatz selbst noch immer heiß umstritten ist. Indessen, mag man diese Betrachtungsweise auch für die Erzählungen der Evangelien, wie Geburt, Versuchung, Taufe und Auferstehung Jesu, zur Not gelten lassen, so wird das Widerstreben ungleich heftiger, sobald man versucht, dieselbe Anschauungsweise auch auf die Gleichnisse Jesu auszudehnen. Das Axiom des unwissenschaftlich Denkenden, daß jede Erzählung ursprüngliches Eigentum oder originale Erfindung desjenigen sein müsse, von dem sie überliefert ist, wird hier noch verstärkt durch die wissenschaftlich zu begründende Tatsache, daß Jesus schöpferische Phantasie und hinreißende Redegewalt besaß. Es wäre töricht, diese Tatsache bestreiten zu wollen, aber auch ihre ausdrückliche Anerkennung genügt nicht, um jenes Axiom als richtig zu bestätigen. Man braucht sich nur auf Goethe zu berufen, dessen schöpferische Phantasie gewiß niemand bezweifeln wird; ebenso selbstverständlich aber wird man auch bei ihm stets fragen, woher er den Stoff zu seinen Dichtungen nahm. Die wissenschaftliche Untersuchung beginnt mit der Erforschung seiner Quellen, da es feststeht, daß er solche Quellen benutzt hat, auch wenn es nicht möglich sein sollte, sie nachzuweisen. Die Literaturgeschichte ist zu einem großen Teil eine Darstellung des Verhältnisses, in dem Goethe zu seinen Vorlagen stand. Die Aufgabe der Literaturgeschichte bleibt prinzipiell dieselbe, ob es sich um Goethe oder um Jesus handele. Da die Gleichnisse Jesu sich vielfach mit volkstümlichen Erzählungen, namentlich

mit Märchen, eng berühren[1], so wird man bei jedem einzelnen die Frage nach der Herkunft des Stoffes aufwerfen müssen.

Für die Evangelien ist dies Problem deshalb besonders schwer zu lösen, weil wir die Quellen nicht mehr besitzen, aus denen der Stoff hätte entnommen werden können. Denn es kommen nur aramäische Volksbücher der vorchristlichen Zeit in Betracht. Aber sie sind sämtlich verloren gegangen bis auf die Reste des Achikar-Romans, die uns in den Papyris von Elephantine wiedergeschenkt worden sind. Immerhin genügt schon dies eine Beispiel als Beweis dafür, daß ähnliche Volksbücher wie die aramäischen Evangelienbücher schon in vorchristlicher Zeit umliefen, hat doch der Achikar-Roman denselben literarischen Charakter: die eigentümliche Verbindung der Spruchweisheit (Sprüche, Fabeln, Parabeln) mit einer Erzählung; dabei ist es unwesentlich, ob diese reiner Abenteuerroman (Achikar) oder mit Wundergeschichten durchsetzte halbhistorische Biographie (Evangelien) ist. Größer sind die Reste der aramäischen Volksliteratur, die wir aus allerlei Übersetzungen und Bearbeitungen, also aus sekundären Quellen kennen. So sind in griechischer Sprache überliefert: die Bücher Tobit und Judith, dann einzelne Erzählungen wie: der Wettstreit der Leibpagen des Darius oder die Geschichten von Susanna und vom Bel und Drachen zu Babel. Reich an volkstümlicher Literatur und noch nicht genügend ausgeschöpft ist auch Josephus[2]; es sei nur herausgegriffen: der Alexander-Roman, der Feldzug des Mose gegen die Äthiopier, Joseph und sein Sohn Hyrkanos, Asinaios und Anilaios. Endlich ist die jüdische Haggada zu nennen, wie sie im Talmud und außerhalb desselben vorliegt; in den Erzählungen mit rein aramäischem Wortlaut erblickt Philipp Bloch Spuren alter Volksbücher[3]. Eine Datierung ist damit natürlich noch nicht gegeben; im allgemeinen wird man nur sagen dürfen, daß solche

[1] Vgl. Gressmann: Der reiche Mann und der arme Lazarus (Protestantenblatt 1916, Nr. 16, 17) und gelegentlich andere Hinweise in der dort veröffentlichten Artikelserie: Die Bibel im Spiegel Ägyptens, und ebenso Gunkel: Das Märchen im Alten Testament. Tübingen 1917. Vgl. die Register.

[2] Eine ausgezeichnete Übersicht über die Quellen des Josephus bietet Hölscher bei Pauly-Wissowa.

[3] Philipp Bloch: Spuren alter Volksbücher in der Aggada (Festschrift Cohen: Judaica), Berlin 1912, S. 703ff.; vgl. besonders S. 720f. Als Bestätigung ist mir wertvoll, daß Hr. Dr. Berdyczewsky (M. J. bin Gorion), der mich auf diese Abhandlung aufmerksam machte, ebenso urteilt.

Geschichten sicher älter sind als 500 n. Chr., doch können sie auch bis in die vorchristliche Zeit zurückreichen.

Als Musterbeispiel zur Veranschaulichung der vorgetragenen Arbeitshypothese eignet sich das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, weil wir bei ihm nicht ausschließlich auf innere Rückschlüsse angewiesen sind, sondern auch ein reiches Vergleichsmaterial besitzen, das nur der Verarbeitung harrt. Was bisher bekannt war, ist zwar beachtet, aber in seinen Konsequenzen nicht genügend gewürdigt worden. Ein besonderes Verdienst darum hat sich Adolf Harnack erworben, der zuerst die exegetischen Nachrichten zusammengestellt und eingehend behandelt hat[1]. Die neuere Literatur ist in dem Lukas-Kommentar von Theodor Zahn mit gewohnter Sorgfalt und Belesenheit gesammelt.

Die Catena Oxon.[2] redet von einer »hebräischen Überlieferung«, wonach Lazarus ein in äußerster Armut und Krankheit lebender Jerusalemer zur Zeit Christi war; Jesus verwende dessen Namen, um seinem Gleichnis größere Kraft und Anschaulichkeit zu verleihen. An dieser Nachricht ist besonders auffällig, daß sie sich nicht auf eine christliche, sondern auf eine jüdische Quelle beruft. Eine wirkliche Begebenheit vermutete schon Tertullian wegen des Eigennamens Lazarus[3], und andere Kirchenväter schlossen sich ihm an[4]. Aber dazu bedurfte es keiner hebräischen Tradition. Und welches Interesse konnten überhaupt die Juden an dem in einem Gleichnis der Evangelien erwähnten Lazarus haben? Diese Frage ist um so dringender, als die Juden im allgemeinen bei ihrem Gegensatz gegen das Christentum alles das aus ihren Schriften ausmerzten, was noch an das Neue Testament erinnerte. Obwohl der Text keinen Anlaß dazu gibt, mag man daher mit Zahn vielleicht an eine judenchristliche Quelle denken, sofern die Nachricht auf Juden zurückgehen wird, die zum Christentum übertraten oder überzutreten geneigt waren; aber das Problem wird

[1] Adolf Harnack: Der Name des reichen Mannes in Luc. 16, 19 (Texte und Untersuchungen XIII, 1, Leipzig 1895, S. 75 ff.) und Theol. Lit. Zeitung 1895, S. 428.

[2] Catena Oxon. (Cramer II, S. 124): ἔχει δὲ καὶ λόγον ὡς ἡ τῶν Ἑβραίων παράδοσίς φησι, Λάζαρον εἶναί τινα κατ᾽ ἐκεῖνο τοῦ καιροῦ ἐν Ἱεροσολύμοις ἐσχάτην ποιοῦντα πτωχείαν καὶ ἀρρωστίαν, οὗ μνημονεῦσαι τὸν κύριον, ὡς εἰς παραβολὴν λαβόντα αὐτὸν εἰς ἐμφανεστέραν τοῦ λεγομένου δύναμιν. Vgl. Cyrill (Mai S. 355 f.), aus dem dies Stück stammt.

[3] De anima VII: quid illic Lazari nomen, si non in veritate res est? sed et si imago credenda est, testimonium erit veritatis.

[4] Ambrosius S. 397, 9; Hieronymus: Anecd. Maredsol. III, 2, 376.

damit doch nur hinausgeschoben. Denn auch so erhebt sich die Frage, woher deren Kenntnis stammt. Da mündliche Überlieferung nicht in Betracht kommt, ist die einzig mögliche Antwort, daß auch die Juden in ihren Büchern das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus lasen oder wenigstens eine Erzählung, die denselben Stoff enthielt.

Diese Annahme wird durch eine zweite Tatsache bestätigt. Seit dem dritten Jahrhundert taucht plötzlich neben Lazarus auch der Name des reichen Mannes in der exegetischen Tradition auf. Die sahidische Übersetzung und ebenso die mit einem Kommentar versehenen Evangelienkodices 36 und 37 nennen ihn ΝΙΝΕΥΗΣ[1]. Gleichen Wertes, weil ungefähr gleichen Alters, sind zwei abendländische Zeugen. In der Schrift Ps.-Cyprians: de pascha computus, die im Jahre 242—243 verfaßt worden ist, heißt der reiche Mann FINAEVS[2]. Harnack identifizierte diesen Namen mit dem hebräischen Phineas (Φινεές), ein kluger Einfall, der seine glänzende Bestätigung zu finden schien durch die Lesung des um 385 verstorbenen Priscillian: FINEES[3]. Selbst Jülicher[4] und Zahn waren überzeugt, obwohl sie alle weiteren Folgerungen Harnacks ablehnten. Dennoch ist Priscillians Lesart nicht die ursprüngliche, sondern sie beruht nur auf einer Vorwegnahme der Hypothese Harnacks. Das Richtige zu raten war freilich unmöglich, wie sich zeigen wird. Wohl aber hat Harnack mit Recht behauptet, daß der Name des Reichen aus der erwähnten τῶν Ἑβραίων παράδοσις stammen müsse. Eine solche Überlieferung aber, so hätte man weiter schließen sollen, erklärt sich nur dann, wenn die Juden eine dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus verwandte Erzählung besaßen: oder welches Interesse hätten sonst gerade die Juden daran gehabt, dem

---

[1] Die sahidische Übersetzung (3. Jahrh.?) fügt zu ἄνθρωπος δέ τις ἦν πλούσιος Luk. 16, 19 **епеqраn пе nineуn** hinzu. Paris. Coisl. 20 (10. Jahrh.) und 21 (11.—12. Jahrh.) bemerken: εὗρον δέ τινες καὶ τοῦ πλουσίου ἔν τισιν ἀντιγράφοις τοὔνομα ΝΙΝΕΥΗΣ λεγόμενον.

[2] Ps.-Cyprian: De pascha computus c. 17 (S. 265, 1ff. Hartel): Omnibus peccatoribus a deo ignis est praeparatus, in cuius flamma uri ille FINAEVS dives ab ipso dei filio est demonstratus. In den besseren Handschriften fehlt der Name; er scheint also nicht vom Verfasser herzurühren, sondern später eingeschoben zu sein, wie auch »die sonderbare Wortfolge« lehrt (Zahn).

[3] Priscillian: Tract. IX (S. 90f. Schepss): sic denique in euuangelio gratior est dracma pauperis: requietio Abrahae sinus dicitur, et FINEES inmisericordis divitis gehennae ignis habitaculum repperitur.

[4] Adolf Jülicher: Die Gleichnisreden Jesu. Zweiter Teil. Freiburg i. Br. 1899. S. 621.

namenlosen Reichen einen Namen zu verschaffen? Wie man von vornherein erwartet und wie diese Namensüberlieferung bestätigt, können die jüdische und die christliche Rezension nicht bis in alle Einzelheiten übereingestimmt haben, obgleich der Stoff derselbe gewesen sein muß. Die Abweichungen müssen immerhin so unbedeutend gewesen sein, daß man die gemeinsame Wurzel beider Traditionen sofort erkannte und beide Zweige miteinander zu verflechten kein Bedenken trug. Eine andere Nachricht hat M. R. JAMES in einer aus dem 13. Jahrhundert stammenden Handschrift der »Aurora« entdeckt, einer in Verse gebrachten Bibel des PETRUS von Riga, der am Ende des 12. Jahrhunderts lebte[1]. In einer Randnote zu unserem Gleichnis wird der reiche Mann AMONOFIS genannt[2]. Da für andere Bemerkungen Ps.-PHILO: liber antiquitatum biblicarum[3] als Quelle sicher feststeht, so darf man auch für diese Notiz an jüdische Herkunft denken, wenngleich vielleicht nicht an dasselbe Werk: die Handschrift ist zwar nicht dieselbe, gehört aber ebenfalls noch ins 13. Jahrhundert. M. R. JAMES will noch einen anderen Namen des Reichen in einem codex Albiensis 29 (8. Jahrh.) der Inventiones nominum[4] gefunden haben; da er ihn indessen nicht enträtseln konnte, so muß er außer Betracht bleiben. Kann man versuchen, NINEYΉC, *Finaeus*, *Finees* als Verderbnisse derselben Urform zu erklären, so lehnt ZAHN dagegen mit Recht ab, auch *Amonofis* in diese Klasse einzureihen. Er weist aber darauf hin, daß *Amonofis* ein altägyptischer Königsname sei, daß NINEYΉC in einer oberägyptischen Bibelübersetzung bezeugt werde, und daß der ursprünglich ägyptische Eigenname Phineas *der Neger* ausgezeichnet zu den anderen Namen wie zu der Erzählung passen würde: »schwarz genug kann man sich den herzlosen Reichen ja nicht vorstellen«. Diese geistreiche Kombination fällt hin, da gerade der Name Phineas unsicher ist. Immerhin drängt sich auf Grund dieser Beobachtungen ein anderer Schluß auf. Für den, der literarhistorisch denken kann, genügt der ägyptische Name *Amonofis* als Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür, daß die Geschichte aus Ägypten stammen oder genauer, da sie von den Juden überliefert wird, daß sie aus Ägypten oder über Ägypten zu den Juden

[1] M. R. JAMES: Notes on Apocrypha (Journal of Theological Studies VII 1906) S. 564 f.

[2] Fol. 158 b: AMONOFIS dicitur esse nomen diuitis, et nota historiam esse non parabolam.

[3] Über dies Werk findet man Genaueres bei SCHÜRER: Geschichte des jüdischen Volkes zur Zeit Christi. III⁴ S. 384 ff.

[4] Veröffentlicht von M. R. JAMES im Journal of Theological Studies IV, 1903, S. 221 ff.

gekommen sein muß. Der hebräische Name *Lazarus* ist ein Erbstück aus der jüdischen Vergangenheit der Erzählung, wie niemand bezweifelt; sollte nicht ebenso *Amonofis* ein ägyptisches Erbstück sein? Oder selbst wenn der Reiche seinen Namen erst von den Juden erhielt, so bliebe immer noch die Frage zu beantworten, warum sie gerade einen ägyptischen Namen wählten; die nächstliegende Antwort ist auch in diesem Fall, daß die Erzählung ägyptischen Ursprungs ist.

2. Die jüdische Erzählung findet sich in sieben charakteristischen Fassungen, die mehr oder weniger von einander abweichen, aber doch als eine Einheit betrachtet werden können. Sie sind zuerst gesammelt und zusammengestellt worden von Chaim M. Horowitz[1]. Leider druckt er, wie er schon auf dem Titelblatt angibt, »die Beerdigung des Gelehrten und des Zöllners« nur »in sechs Rezensionen« ab, da er offenbar den palästinischen Talmud in der Hand seiner (jüdischen) Leser voraussetzt. Wertvolle Dienste zum Verständnis leistet die ausgezeichnete Übersetzung der meisten Texte durch Herrn Dr. Berdyczewsky, der unter dem Pseudonym M. J. bin Gorion schreibt[2]; in seinen Anmerkungen führt er die wichtigste Literatur an. Seinem freundlichen, unermüdlichen Rat schulde ich Belehrung in vielen Einzelfragen des Textes und der Literatur, wofür ich ihm auch an dieser Stelle zu danken mich verpflichtet fühle.

Der kanonische Talmud, d. h. der babylonische, liest in seiner gegenwärtigen Fassung die Erzählung nicht, sondern spielt nur darauf an mit der kurzen Bemerkung: *Ähnlich wie die Geschichte des Zolleinnehmers*[3]. Auffälligerweise wird die Geschichte selbst nicht mitgeteilt. Daß die überlieferten Worte von einem Glossator stammten, der sich mit einer Anspielung be-

[1] Der nicht ganz korrekte deutsche Titel des hebräischen Buches lautet: Uralte Tosefta's (Borajta's), Sammlung von uralten (noch unedierten) Borajta's aus den 2—5 Jahrhundert oder Fünfte Abteilung. Zum ersten Male nach seltenen Handschriften mit Parallelstellen, Varianten und kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Chaim M. Horowitz. Frankfurt a. M. 1890. S. 15ff. 68ff.

[2] Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zweiter Band. Vom rechten Weg. Leipzig [1916], S 140ff. 326.

[3] Bab. Sanhedrin S. 44b: כי הדא מעשה דבעיא מוכסא. Die meisten Forscher fassen בעיא als Eigennamen auf und übersetzen: *Geschichte von Ba'ja, dem Zöllner* (dann ist מוכסא = מוכסא): aber Ba'ja ist kein gebräuchlicher Eigenname. בעיא ist vielmehr als Stat. cs. aufzufassen בָּעֵי: das Verbum ist zwar sonst nicht üblich als Bezeichnung des Zollforderns, aber gerade das bab. תבע hat, wie mich Littmann belehrt, diese spezielle Bedeutung.

gnügen konnte, ist nicht einleuchtend[1], weil sie eine spezifisch babylonische Färbung verraten[2] und mit der palästinischen Fassung nicht übereinstimmen. Wahrscheinlich wurde die Erzählung hinterher gestrichen, wofür man mancherlei Gründe vermuten könnte. Vielleicht teilten die Rabbis die literarhistorische Anschauung der Kirchenväter oder umgekehrt: beide Parteien, so scheint es, zweifelten nicht an der Identität des literarischen Stoffes. Jedenfalls sind wir heute auf die außerkanonische Literatur des Spätjudentums angewiesen, zu der auch der palästinische Talmud zu rechnen ist.

Die einzelnen Formen der Erzählung[3] chronologisch zu ordnen, ist unmöglich, weil die Abfassungszeit der Schriften, in denen sie überliefert sind, meist unsicher oder gar unbekannt ist. Überdies handelt es sich, wenigstens teilweise, um populäre Bücher, die keinen festen Text haben und in verschiedenen Ausgaben oft sehr verschieden aussehen[4]. Endlich sind die Verfasser, deren Lebenszeit man bestimmen kann, nichts anderes als Redaktoren, die einen übernommenen Stoff weitergeben, ohne sich freilich an den Wortlaut zu binden; auch bei kleineren sachlichen Abweichungen machen sie sich keine Bedenken. So gilt hier, was bei volkstümlichen Erzählungen überall gilt: Auch späte Aufzeichnungen können altes Gut enthalten, und darum sind für die Chronologie nicht die äußeren Gründe des Bezeugtseins, sondern nur die inneren Gründe der literarhistorischen Logik maßgebend. Immerhin darf man jene nicht ganz vernachlässigen und muß dessen eingedenk bleiben, daß die älteste Fassung im palästinischen Talmud (A) vorliegt. Die beiden Texte (Chagiga II S. 77d und Sanhedrin VI S. 23c) stimmen bis auf unwesentliche Abweichungen

---

[1] Die Erzählung vom Zolleinnehmer, die mit der Sage von der Hinrichtung der Zauberinnen in Askalon eng verknüpft ist, paßt durchaus in den Zusammenhang, der vom Hinrichten handelt.

[2] Vgl. die vorletzte Anmerkung.

[3] Um sie bequemer zitieren zu können, werden sie, dem Anhang III entsprechend, mit lateinischen Anfangsbuchstaben bezeichnet:

A = pal. Chagiga II S. 77d und pal. Sanhedrin VI S. 23c.
B = Raschi zu bab. Sanhedrin S. 44b.
C = Midrasch der zehn Gebote (9. Gebot: Jellinek I S. 89).
D = Chibbur Jafe S. 3b (Amsterdam 1746).
E = Darke Teschuba (Responsen des R. Meïr aus Rothenburg. Prag 1608. S. 114c).
F = Barajta Nidda (Chaim M. Horowitz V S. 15).
G = Rokēach § 318.

[4] Vgl. besonders die Vorbemerkung zu C.

überein; im allgemeinen ist Chag. vorzuziehen[1], wenngleich Sanh. einzelne ältere Lesarten enthält[2]. Aber keiner von beiden bietet das Ursprüngliche weder in sprachlicher noch in sachlicher Hinsicht.

Die meisten, freilich nicht alle, Hebraismen verschwinden bei der textkritischen Vergleichung[3]. Daraus geht hervor, daß die Geschichte einmal rein aramäisch war. Sie ist dann im Laufe der Zeit immer mehr hebraisiert worden. Während A fast ganz aramäisch geschrieben ist, sind alle anderen Fassungen (B—G) hebräisch, von wenigen Aramaismen abgesehen. Wenn A auch eine leichte sprachliche Trübung aufweist, darf man doch annehmen, daß sein Text dem ursprünglichen sehr nahe kommt. Darin werden wir noch bestärkt durch die Gräzismen[4], die später meist völlig verschwunden sind. Was für die Sprache gilt, wird auch auf die Sache zutreffen: mag A auch der Urform nahestehen, man wird sich doch hüten müssen, beide ohne weiteres gleichzusetzen. Will man die Hauptaufgabe der literarischen Analyse lösen und die Urform wiedergewinnen, aus der sich alle Abwandlungen erklären, so muß man die verschiedenen Varianten stoffkritisch miteinander vergleichen.

Das Problem, um das sich die Erzählung in ihrer gegenwärtigen Fassung dreht, lautet: Wie kommt es, daß der Fromme ohne Ehren, der Gottlose dagegen mit großen Ehren bestattet wird? Das widerspricht dem Gesetz der sittlich-religiösen Vergeltung, nach dem es umgekehrt sein müßte; denn Frömmigkeit sollte belohnt, Gottlosigkeit aber bestraft werden. Ein gerechter Gott sorgt für eine gerechte Vergeltung. Gibt es keinen solchen Ausgleich, so gibt es auch keinen Gott. Die Lösung des Problems lautet: Die Hauptvergeltung findet im Jenseits statt; da wandelt der Fromme an

[1] Den sekundären Charakter des Sanh. erkennt man besonders am Schluß: Die Überlieferung über die Höllentür wird zurückgeführt auf *einige* (Chag. nennt dagegen den Namen: *R. Jose ben Channina*); ferner fehlt ein ganzer Satz, den Chag. bietet (die Frage, warum das Weib solche Qualen dulden muß), wahrscheinlich weil das Auge des Schreibers vom ersten אמר לין auf das zweite abirrte.

[2] Zu den älteren Lesarten gehören die Aramaismen gegenüber den sekundären, sehr seltenen Hebraismen. Man achte besonders auf die Wiedergabe von *einmal*: פעם אחת (Chag.) ist hebräisch, חדא זימנא (Sanh.) ist aramäisch. Beides steht an derselben Stelle; an einer anderen Stelle bietet auch Chag. חד זמן und erweist damit diesen Ausdruck als den ursprünglichen.

[3] Es bleibt der Hebraismus בני, falls dies als *mein Sohn* zu verstehen ist. Die Eigennamen der Rabbis gehören eigentlich nicht zur Erzählung; dennoch ist בן מעיאן und noch mehr בן מעיין auffällig gegenüber בר מעיין.

[4] βουλευτής und ἄριστον.

Wasserquellen, während der Gottlose Tantalosqualen leidet. Nebenbei aber waltet das Gesetz der Vergeltung auch im Diesseits. Die armselige Bestattung des Frommen erklärt sich daraus, daß er einmal eine kleine Sünde begangen hatte, für die er bestraft werden mußte; die ehrenvolle Bestattung des Gottlosen dagegen erklärt sich daraus, daß er sich einmal ein kleines Verdienst erworben hatte, für das er belohnt werden mußte. Da es also eine Vergeltung gibt, so gibt es auch einen gerechten Gott. Die abstrakte Theorie, die der Logik des Ausgleichs zugrunde liegt, lautet: Dem Frommen werden seine Sünden im Diesseits, seine Verdienste im Jenseits, und umgekehrt: dem Gottlosen werden seine Verdienste im Diesseits, seine Sünden im Jenseits vergolten.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß diese verwickelte Anschauung auf die einfachere zurückgeht: Der Ausgleich zwischen dem äußeren Schicksal des Menschen und seiner inneren Beschaffenheit findet erst im Jenseits statt. Die Vergeltung im Diesseits wird ja ausdrücklich auf die Ausnahmen beschränkt: auf die kleinen Sünden des Frommen und die geringen Verdienste des Gottlosen. Man muß aber noch einen zweiten Rückschluß machen: Nicht nur die Theorie, sondern auch die Erzählung selbst weist auf eine ältere Stufe zurück. Denn die verschiedene Art der Bestattung ist eigentlich gar kein besonderes Problem, für das man eine Lösung erwartet. Sie erklärt sich doch viel natürlicher daraus, daß es eben im Diesseits keine Vergeltung gibt. Die Gottlosen sind auf Erden in der Regel reich und geachtet und werden daher mit allen Ehren bestattet, während die Frommen in ihrer Armut sich mit einem schlichten Leichenbegängnis begnügen müssen. Oder anders ausgedrückt: Die Beerdigung ist ursprünglich nichts anderes als eine Illustration für die auf Erden herrschende Ungerechtigkeit überhaupt. Demnach lautet das Rätsel ursprünglich: Wie reimt sich das irdische Leben, das sich jenseits von gut und böse abspielt, mit der Gerechtigkeit Gottes? Erst sekundär ist speziell die Beerdigung zu einem Problem gemacht worden. Man erkennt die Fuge noch ganz deutlich in der Fassung des pal. Chagiga-Textes (A); wenn man den zweiten Absatz streicht, so schließt sich der dritte tadellos an, und nur so. Denn in der gegenwärtigen Überlieferung nimmt man Anstoß an den Worten: *Kurze Zeit darauf*; der pal. Sanhedrin hat sie mit Recht ausgelassen, um einen glatten Zusammenhang herzustellen. Der Aufschluß über das Schicksal im Jenseits sollte in der Tat unmittelbar mit

dem Aufschluß über die Vergeltung im Diesseits verbunden sein; ein zeitlicher Zwischenraum ist durch nichts gerechtfertigt. Übrigens ist auch dies ein Beweis für das relativ hohe Alter des Chagiga-Textes.

Nach den meisten Erzählungsformen sollte dem Frommen zwar ein ehrenvolles Leichenbegängnis zuteil werden, aber in Wirklichkeit geschieht dies nicht. Zwei Varianten (BC) nun bieten eine eigenartige Abwandlung durch das Motiv von der Verwechslung der Leichen. Danach wird der Fromme anfangs tatsächlich mit größeren Ehren zu Grabe geleitet als der Gottlose; plötzlich jedoch wird das Verhältnis umgekehrt. Wer dies ersonnen hat, hatte die richtige Empfindung, daß bei der gewöhnlichen Fassung der Beerdigung das Problematische fehlt; seine Absicht, das Problem schärfer herauszuarbeiten, ist ihm zweifellos gelungen, wenn auch auf Kosten des wirklichen Lebens. Die Wirklichkeit wird vollends vergewaltigt, wenn der Freund oder Jünger trotz aller Bitten die Verwechslung der Leichen nicht hindern kann; die abstrakte Theorie der Vergeltung verlangt es eben so, und der Leser soll es merken!

Sieht man von der unvollständigen Variante des Rokeach (G) ab, so stehen sich in allen Erzählungen ein Frommer und ein Gottloser gegenüber. Der Fromme ist, wie sich das für das Talmudjudentum gehört, zugleich ein *Schriftgelehrter*, *Weiser* oder *Talmudjünger*. Einmal wird er ausdrücklich als *ein angesehener Mann* bezeichnet (B); ein zweites Mal wird dies stillschweigend vorausgesetzt, da ihm bei seinem Tode große Ehren zuteil werden (C). In den anderen Fassungen dagegen wird nur eine große Beteiligung der Einwohner an seinem Leichenbegängnis erwartet, aber diese Erwartung wird enttäuscht. Danach sollte er ein angesehener Mann sein, aber er ist es nicht; von Reichtum und Armut ist nirgends ausdrücklich die Rede.

Der Gottlose dagegen ist in der Regel als *Zöllner* gedacht (b. Sanhedrin A B E F)[1], einmal als *Sohn eines Zöllners* (C) und einmal als *Sohn eines Bürgermeisters* (D). Über das Ursprüngliche kann kein Zweifel walten: Wie dem

[1] Absolut sicher ist dies freilich nur bab. Sanhedrin und B. In den übrigen Texten kann מוכס, rein grammatisch betrachtet, Apposition sowohl zu dem Nominativ wie zu dem Genitiv sein; dementsprechend ist der Vater oder der Sohn als Zöllner gedacht. Aber zu dem oben geltend gemachten sachlichen Grund gesellt sich noch ein sprachlicher: בר מעין (und Parallelen) muß als ein Begriff gelten, und daher liegt es am nächsten, מוכס als Apposition zum Nominativ aufzufassen; nur zwingende Gründe (wie in C) könnten davon zurückhalten.

Frommen der Gottlose, so muß dem Schriftgelehrten der Zöllner gegenüberstehen. Zöllner und Sünder ist im Neuen Testament ebenso gleichbedeutend, wie bei profanen Schriftstellern: *Denn vor den Zöllnern schaudert jede Tür*[1]. Tritt für den *Sünder* der *Sohn des Sünders* ein, der keineswegs notwendig selbst ein Sünder zu sein braucht, so wird die Pointe der Erzählung verderbt. Aber auch da, wo Vater und Sohn als gottlos gelten, wird das Problem der Geschichte aufgehoben, wie im Chibbur Jafe (D): Da folgen die Männer der Stadt dem gottlosen Bürgermeistersohn aus Furcht vor seinem gewalttätigen Vater: wo bleibt da das Rätsel?

Das Verdienst des Sünders wird leise variiert: Entweder gab er einmal den Armen ein Festessen, das eigentlich für vornehme Gäste bestimmt war (A—D) — er ist also hier deutlich als Reicher gedacht, wenn er auch nicht ausdrücklich so bezeichnet wird —, oder er überließ wenigstens einem Armen einmal ein Brot oder einen Rettich, die ihm zufällig entglitten waren (ACE). Das erste Motiv ist sicher das ursprünglichere, weil das zweite schon karrikiert; bestätigend kommt hinzu, daß gerade hier A die griechischen Fremdwörter[2] enthält, die man später ausgemerzt hat. Abseits steht die letzte Variante (F), wonach der Gottlose einmal den Speichel einer unreinen Frau ausgetreten hat; diese Abwandlung hängt mit der einmaligen Sünde des Frommen zusammen und ist ihr nachgebildet, wenn auch gegensätzlich.

Denn auch das Vergehen des Gerechten wird verschieden erzählt. Es ist entweder allgemein menschlich: Der Fromme hat keinen Einspruch gegen eine Schmähung erhoben (BE), oder es ist spezifisch jüdisch und richtet sich gegen das Ritualgesetz: Der Fromme hat erst den Gebetsriemen um den Kopf, dann den um den Arm angelegt, während das Umgekehrte vorgeschrieben ist (ACD), oder er hat die Kleider einer unreinen Frau gestreift (FG). Das letzte Motiv ist sicher jüngeren Ursprungs; bei den ersten beiden kann man vielleicht schwanken, wem man die Priorität zuerkennen will. Wahrscheinlich haben BE das Ursprüngliche bewahrt, weil kein Grund einzusehen ist, warum die Talmudisten eine spezifisch jüdische Sünde durch eine allgemein menschliche ersetzt haben sollten; sonst ist überall die umgekehrte Entwicklung nachweisbar. Gegen diese Auffassung

[1] τοὺς γὰρ τελώνας πᾶσα νῦν θύρη φρίσσει (Herondas VI 64. Crusius 1914): weiteres Material bei Schürer I[3] S. 479.

[2] ἄριστον und βουλευτής.

spricht hier, daß die älteste Überlieferung (A) das Motiv der Gebetsriemen verwendet. Aber entscheidend ist dieser Einwand nicht, weil sich A noch in einem anderen Punkt als sekundär gegenüber B zeigt: in der Strafe des Sünders. Um dies über jeden Zweifel zu erheben, ist es notwendig, den Zusammenhang zu analysieren, in dem uns die Erzählung vom Tode des Gerechten und des Zöllners begegnet.

Denn sie liegt nur teilweise als eine selbständige literarische Größe vor (D—G). In den anderen und, wie es scheint, älteren Fassungen ist sie dagegen in das Zaubermärchen von Simon ben Schaṭach verflochten (A—C). Die Frage ist nun, was literarhistorisch als das Primäre, was als das Sekundäre zu betrachten ist. Diese Analyse kann sich auf den ältesten Text beschränken, wie er im pal. Chagiga überliefert ist.

Es handelt sich dort um die Streitfrage, ob Simon ben Schaṭach Fürst von Askalon war. Um sie zu bejahen, wird folgende Geschichte erzählt: In Askalon starben einst ein Gerechter und ein Zöllner; jener bleibt namenlos, dieser heißt Bar Ma'jn. Bei der Beerdigung werden, wider Erwarten eines Frommen, jenem nur geringe, diesem hingegen große Ehren zuteil. Der Fromme ist darüber in seinem Glauben beunruhigt, aber ein Traum löst ihm das Rätsel und zeigt ihm zugleich, daß es im Jenseits gerade umgekehrt ist: Während der Gerechte an Paradiesquellen lustwandelt, leidet der Zöllner Tantalosqualen (A I).

Im Jenseits sieht der Träumende aber nicht nur die beiden Verstorbenen, von denen bereits die Rede war, sondern noch eine dritte Person, eine Frau, die ganz neu eingeführt wird. Nach der einen Überlieferung ist sie an den Brüsten aufgehängt, nach der andern liegt die Angel der Höllentür in ihrem Ohr. Auch ihr Schicksal wird begründet. Auf die Frage, wie lange die Folter dauern werde, heißt es: »Bis Simon ben Schaṭach kommt; dann wird die Türangel aus dem Ohr jenes Weibes genommen und in seinem Ohr befestigt«[1]. Der Träumende erkundigt sich, warum Simon so hart bestraft werden solle, und erhält darauf die Antwort: Weil Simon sein Wort nicht erfüllt hat; er hat gelobt, sobald er Fürst würde, alle Zauberinnen zu töten. Nun sitzen aber in der Höhle zu Askalon noch achtzig Zauberinnen, die die Menschen verführen. Darum wird dem Träumenden befohlen, zu Simon zu gehen, ihm dies mitzuteilen und ihn an sein Ge-

[1] Soweit ist der Text im Anhang (A) übersetzt.

lübde zu mahnen. Als der Träumende die Befürchtung ausspricht, Simon werde ihm vielleicht nicht glauben, wird ihm die Wunderkraft verliehen, sein Auge herauszureißen und wieder einzusetzen. — Sobald der Fromme aus seinem Traum erwacht ist, macht er sich auf den Weg zu Simon, erzählt ihm alles und will sich durch das Wunder beglaubigen. Aber dieser wehrt ihm: »Ich weiß, daß du ein frommer Mensch bist, hast du doch die geheimen Pläne meines Herzens durchschaut. Denn jenes Gelübde, alle Zauberinnen zu töten, habe ich bisher niemals ausgesprochen, sondern es stets nur in Gedanken gehegt. Aber jetzt will ich es sofort erfüllen« (A II).

Für sein Vorhaben sucht sich Simon einen regnerischen Tag aus. Er nimmt achtzig Jünglinge und für jeden ein Festkleid mit sich: sie ziehen es aber nicht an, sondern tragen es wohlverwahrt, um es vor dem Naßwerden zu schützen. Als er an den Eingang der dunkeln Höhle kommt, in der die Zauberinnen hausen, läßt er sie zurück und unterrichtet sie genau, wie sie sich zu verhalten haben. Nachdem er sich umgekleidet hat, naht er sich den Zauberinnen und gibt sich für ihresgleichen aus. Sein Kleid muß als Zeugnis für seine Zauberkunst dienen, daß er trocken unter dem Regen durchgegangen sei. Nachdem er sie durch diese List in Sicherheit gewiegt hat, läßt er sich von ihnen alles das herbeizaubern, was zu einem Gelage notwendig ist. Auf ihre Bitte, auch etwas zur Festfreude beizutragen, erklärt er sich bereit, für jede der achtzig Zauberinnen einen Zauberer zu zitieren. Er ruft die versteckten Jünglinge, die unterdessen ihre Kleider gewechselt haben. Sie heben dann, wie ihnen befohlen ist, jeder ein Weib in die Höhe, um dadurch ihre Zauberkraft zu brechen, tragen sie fort und hängen sie auf (A III).

Die Erzählung bildet, wie man auf den ersten Blick erkennt, nur eine lose Einheit. Dennoch ist sie als Ganzes im Zusammenhang fest verankert, so daß man kein Recht hat, einzelne Teile für jünger zu erklären als die Endredaktion des Talmuds. Es soll bewiesen werden, wie ausdrücklich betont wird, daß Simon Fürst von Askalon war. Das geht, streng genommen, nur aus dem zweiten Teil der Erzählung (A III) hervor: Wenn Simon achtzig Zauberinnen in Askalon hängen ließ, dann war er in der Tat ein Fürst, der dort die Gerichtsbarkeit ausübte. Nun dient aber der erste Teil der Erzählung (A I und II) als Einleitung: sie will zeigen, wie Simon dazu gekommen ist, die achtzig Zauberinnen zu überlisten und zu bestrafen. Er hat ursprünglich nur ein im Herzen verschwiegenes Gelübde

getan, das niemand kennt: Sobald er Fürst würde, wolle er alle Zauberinnen ausrotten. Diese geheimen Gedanken werden einem Frommen offenbart, der im Traum Hölle und Paradies schaut, und sich dort zufällig nach dem grausigen Schicksal eines Weibes erkundigt. Bei der Gelegenheit erfährt er, daß dasselbe entsetzliche Los dem Simon bevorstehe, wenn dieser sein Wort nicht erfülle. Durch die Erzählung von dem, was er gesehen hat, soll der Fromme auf Simon einwirken; die Furcht vor Strafe soll die Ausführung des schweren Gelübdes erzwingen oder beschleunigen helfen. Die Drohung, daß die Angel der Höllentür in seinem Ohr befestigt werden solle, paßt gut zu der Art des eventuell zu erwartenden Vergehens; das sündige Glied wird bestraft: Wer nicht hören, d. h. gehorchen, will, muß fühlen. So ist der erste Teil (A I und II) aufs engste mit dem zweiten (A III) verknüpft; an sich könnte er gewiß fehlen, wie ja Einleitungen immer entbehrlich sind, aber für die gegenwärtige Fassung der Erzählung ist er unbedingt notwendig.

Eine andere Frage ist, ob die Erzählung auf einer älteren Stufe nicht einfacher und straffer gebaut war. Dafür spricht in der Tat mancherlei. Zunächst fällt schon äußerlich der große Umfang der Einleitung auf, der nicht im richtigen Verhältnis zum Hauptteil steht. Ferner ist die Überlieferung, wonach die Frau an ihren Brüsten aufgehängt war, im Zusammenhang überflüssig; sie läßt sich auch leicht beseitigen. Eine Beobachtung, die man häufig machen kann, bestätigt sich auch hier: solche Erweiterungen des Ursprünglichen pflegen sich gern vorzudrängen und nehmen in der Regel die erste Stelle ein; und doch kann kein Zweifel sein, daß diese Folterqual sekundär ist, weil sie sich nicht gut vom Weibe auf den Mann übertragen läßt, was hier nach dem Zusammenhang gefordert wird. Auch die Sünden, die genannt werden, haben keine besonders charakteristische Beziehung zu der Strafe: *weil sie fastete und damit prahlte* oder *weil sie nur einen Tag fastete, aber zwei abzog*; es werden ihr also religiöser Hochmut und Betrug vorgeworfen. Man mag überhaupt die Tatsache auffällig finden, daß dem Simon gerade ein Weib als warnendes Beispiel vorgehalten wird; eher würden wir einen Mann erwarten. Aber man wird noch weiter fragen: Warum wird das Exempel nicht einfach an dem Zöllner statuiert? Es handelt sich doch, wie es scheint, nicht um eine Schilderung der ganzen Hölle, sondern es werden nur zwei Personen vorgeführt: einmal der Zöllner, den wir um des Vorhergehenden willen (A I), und dann

das Weib, das wir um des Folgenden willen (A III) notwendig brauchen; und doch würde eine einzige Person, der Zöllner, vollauf genügen, um Anfang und Schluß zu verbinden. Mit alledem ist der schwerste Anstoß noch nicht berührt: Die Erzählung beginnt mit dem Tode des Frommen und des Gottlosen. Nachdem das Problem ihres Schicksals im Diesseits wie im Jenseits durch die Vergeltungstheorie gelöst worden ist, ist unser Interesse erschöpft; damit sollte die Geschichte zu Ende sein. Statt dessen hebt sie neu an und führt uns plötzlich zu SIMON, von dem wir bis dahin noch nichts gehört haben. Wäre sie aus einem Guß, so müßte sie mit SIMON anfangen, mit dem sie schließt, oder mit dem Frommen und dem Gottlosen schließen, mit denen sie anfängt.

Demnach sind in ihr zwei Erzählungsstoffe verbunden: die Erzählung vom Tode des Gerechten und des Zöllners und die Erzählung von der Überlistung der Zauberinnen durch SIMON. Die Klammer, die beide Geschichten zusammenhält, wird durch den Traum des Frommen gebildet. Ursprünglich war die Verklammerung, wie man vermuten darf, noch enger, solange man fabelte, daß nicht ein Weib, sondern jener Zöllner unter der Angel der Höllentür lag.

Diese Vermutung wird zur Gewißheit, da sich eine solche Fassung der Sage noch bei RASCHI (B) nachweisen läßt; da dreht sich tatsächlich der Zapfen der Höllentür in dem Ohr des Zöllners. Also hat B in diesem Punkt das Ältere bewahrt gegenüber A, wie wahrscheinlich auch in der Sünde des Frommen. Aber man muß B wohl noch in einer dritten Beziehung den Vorzug geben. Die Strafe des Zöllners besteht überall sonst in Tantalosqualen: er kann das Wasser nicht erreichen, das vor ihm fließt (AC—F). Diese Verschiebung des Ursprünglichen erklärt sich aus dem Gesetz der Antithese; das jenseitige Los des Sünders muß dem des Frommen entsprechen: der eine hat Wasser in Hülle und Fülle, während der andere verschmachten muß. Meist lustwandelt der Fromme am Paradiesstrom (ACDFG), während auf der anderen Seite der Zöllner verzweifelt umherirrt. Nur in zwei Varianten ist von einem herrlichen *Platz* oder *Thron* für den Frommen die Rede (BE); auch hier wird dasselbe Prinzip der Antithese wirksam gewesen sein, wenn es auch nicht ganz so deutlich zum Ausdruck kommt: der eine hat seinen Platz unter der Höllentür, der andere in Herrlichkeit neben der Gottheit. Da für den Zöllner die Türfolter als das Ältere erwiesen ist, so wird man daher notwendig auch

diesen Ehrenthron des Frommen für den ursprünglichen Lohn halten müssen, wie es B schildert, beachtenswerterweise von E unterstützt. Dadurch lenkt die Darstellung der Darke Teschuba (E) unsern Blick auf sich. Sie zeichnet sich noch durch zwei Besonderheiten aus: Im Unterschied von allen anderen Varianten macht sie aus dem Freund des Frommen seinen *Schwiegersohn* und führt noch mehr Höllenstrafen vor. Über beide Eigentümlichkeiten läßt sich kein sicheres Urteil fällen. Solange die Erzählung vom Gerechten und Zöllner als selbständige Größe umlief, genügte es völlig, von dem Schicksal dieser beiden im Jenseits zu hören. Sobald sie aber mit der Simon-ben-Schatach-Sage verknüpft war, und sobald sie sich auch für andere gegenwärtige oder zukünftige Höllenbewohner zu interessieren begann, gibt es im Prinzip keine Grenze mehr für das, was sie schildern will. Jedenfalls muß sich dieser Entwicklungsprozeß sehr früh vollzogen haben, da bereits die älteste Überlieferung (A) von zwei Insassen der Hölle ausdrücklich berichtet und selbstverständlich noch mehr stillschweigend voraussetzt. Man begreift auf der einen Seite wohl, wie der Stoff allmählich anschwellen und zu einer ganzen Höllenbeschreibung erweitert werden konnte (E ist auf dem Wege dahin), man begreift auf der andern Seite aber auch, wie der Stoff beschränkt werden mußte, sobald die Erzählung vom Tode des Gerechten und des Zöllners in ihrer alten Selbständigkeit wiederhergestellt worden war (D F).

Ihrer literarischen Art nach würde man die Geschichte von Simon ben Schatach am besten eine mit märchenhaften Motiven durchsetzte Sage nennen. Der Charakter des Märchens, genauer des Zaubermärchens, ist im zweiten Teil (A III) deutlicher als im ersten (A I und A II). Die Zauberei wird zwar als widergöttlich bekämpft, aber eben damit doch als eine große Macht anerkannt. Der Erzähler weiß, daß man Zauberer nur bändigen kann, wenn man sie vom Erdboden loslöst; dieselbe Anschauung ist uns aus der Sage vom libyschen Riesen Antaios geläufig. Das Kunststück des Frommen, die Augen herauszunehmen und wieder einzusetzen, bleibt ein Zauber, auch wenn die Kraft dazu von der Gottheit verliehen wird. Im ersten Teil ist die Übermalung etwas stärker; immerhin schimmert auch durch die gegenwärtige Form der Sage der ältere Hintergrund des Märchens durch. Läge ein richtiges Märchen vor, so müßte der Fromme leibhaftig ins Jenseits wandern und mit sinnlichen Augen schauen, was er jetzt nur im Traume wahrnimmt; aber so be-

achtenswert der Unterschied ist, er ist dennoch nicht groß. Da beide Teile einst, wie sich gezeigt hat, selbständig umliefen, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ebenso wie der zweite Teil noch gegenwärtig starke Züge des Zaubermärchens trägt, so auch der erste Teil tatsächlich einmal in der Form des Märchens erzählt worden ist; so ist es am leichtesten begreiflich, daß die beiden Stoffe sich gegenseitig anzogen und miteinander verwuchsen.

Die Sage rankt sich um die historische Gestalt des SIMON BEN SCHATACH, der zur Zeit des ALEXANDER JANNAIOS und der ALEXANDRA (um 90—70 v. Chr.) lebte. Alles jedoch, was sie von ihm erzählt, ist Phantasie, auch die Hinrichtung der achtzig Weiber in Askalon; denn Askalon war damals, wie wir sicher wissen, eine freie Stadt[1], in der SIMON keine Gerichtshoheit besaß. Sie hat auch niemals unter jüdischer Herrschaft gestanden. Da es dort aber eine große Judenschaft gab — im Jahre 66 n. Chr. wurden dort 2500 Juden getötet[2] — so begreift man, daß dort mehrfach Sagen und Legenden des Talmuds spielen. Die Erzählung vom Tode des Gerechten und Zöllners wird erst sekundär dorthin verlegt worden sein (AC), als sie bereits mit der SIMON-Sage kombiniert war; ihr Schauplatz ist in der Regel ganz allgemein eine Stadt (BD—G). Ein starker märchenhafter Einschlag ist auch sonst gerade in den Erzählungen, die von SIMON handeln, unverkennbar[3]. Sein Name lehrt, daß die vorliegende Sage frühestens um 50 v. Chr. entstanden sein kann. Da in ihrem weiteren Verlauf die beiden Rabbis ELEAZAR BEN JOSE[4] (Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr.) und JOSE BEN CHANNINA[5] (Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr.) erwähnt werden, so muß man für die gegenwärtige Form der Erzählung sogar bis auf die Zeit um 300 n. Chr. hinabgehen. Man darf freilich nicht übersehen, daß die Namen der beiden Rabbis sehr wenig fest im Zusammenhang verankert sind und später hinzugekommen sein mögen, als die Sage von SIMON BEN SCHATACH längst fertig war.

---

[1] JOSEPHUS Ant. XIII 5, 4; vgl. SCHÜRER I3 S. 285 Anm. 31.

[2] Nach einer gelegentlichen Bemerkung des JOSEPHUS Bell. Jud. II 18, 5; auch wenn die Zahl wie alle seine Zahlen unzuverlässig sein sollte, ist sie doch lehrreich.

[3] Vgl. besonders Taanit 23a (zitiert bei SCHÜRER I3 S. 290); die übrige Literatur ist gesammelt bei SCHÜRER II3 S. 358 Anm. 18.

[4] Vgl. STRACK: Einleitung in den Talmud4 S. 95.

[5] Ebenda S. 102.

Über ihren Ursprung läßt sich mit größerer Sicherheit aussagen als über ihre Entstehungszeit, bei der die Phantasie weiten Spielraum behält. Die beiden Motive des Antaios und des Tantalos deuten auf griechischen Einfluß; anderseits weist die Gattung der Zaubermärchen nach Ägypten hin. Aus beiden Gründen darf man hellenistische Herkunft für das wahrscheinlichste erklären. Die Juden in Ägypten sprachen, wenigstens nach der Zeit Alexanders, griechisch, und darum mußte die Erzählung, die von ägyptischen Juden nach Palästina gebracht wurde, aus dem Griechischen ins Aramäische übersetzt werden. Da sich in A zwei griechische Fremdwörter finden, so könnte man auf den Gedanken verfallen, daß sich darin noch ein Rest der Ursprache erhalten habe. Aber diese Vermutung ist abzulehnen, erstens deshalb, weil griechische Fremdwörter auch sonst im Talmud nichts Seltenes sind, stand doch Palästina ebenso wie Ägypten unter der Einwirkung der Koine. Überdies beweisen ΒΟΥΛΕΥΤΉϹ und ἌΡΙϹΤΟΝ genau so viel und so wenig, wie wenn heute in einer deutschen Erzählung etwa von einem *Senator* und einem *Diner* die Rede wäre. Entscheidend ist zweitens die Erwägung, daß jene beiden Fremdwörter gerade in dem Teile der Legende ihren Sitz haben, der einen klassisch jüdischen Charakter trägt. Alles übrige: den Schauplatz in Askalon, die hebräischen Eigennamen, die Gegensätze von Rabbi und Zöllner mag man als spätere oberflächliche Zutat betrachten, mit der eine ursprünglich fremde Geschichte sekundär behängt sein kann. Aber echt jüdisch ist die logische Durcharbeitung der Vergeltungslehre bis in die Einzelheiten der Erzählung; für die Sünde des Frommen oder das Verdienst des Gottlosen nach fremden Vorbildern oder Anregungen überhaupt suchen zu wollen, wird niemandem einfallen, der ein Verständnis für die unnachahmliche Geistesart der Juden besitzt. Wenn demnach auch eine Verschmelzung und Aneignung ägyptisch-hellenischer Stoffe und Motive mit jüdischen Vorstellungen schon auf ägyptischem Boden erfolgt sein mag, so wird man doch die innere Verarbeitung und geistige Durchdringung nach Palästina selbst verlegen müssen.

Ein besonders schwieriges und nicht ganz sicher zu lösendes Problem bieten die Namen, die wir uns deshalb bis zum Schluß aufgespart haben. Während der Fromme überall namenlos ist, trifft das auf den Gottlosen nur zum größten Teile[1] zu (Bab. Sanhedrin B—E). Einmal heißt er

[1] Darüber, daß [illegible] (auch von Dalman in seinem Lexikon s. v.) mit Unrecht zu einem Eigennamen gemacht worden ist, vgl. S. 8 Anm. 3.

Bar Maʿin (A)[1], das andere Mal *Ben Theodoros* (F). In beiden Fällen bezeichnet *Sohn des N. N.* ursprünglich das Individuum zwar nicht nach seinem Eigennamen, sondern nach dem seines Vaters, Großvaters oder Ahnherrn, aber er ist doch zu einem Eigennamen geworden und als ein zusammengehöriger Begriff aufzufassen, wie im Neuen Testament die in einem Wort geschriebenen *Bartholomäus*, *Bartimäus*, *Barabbas* oder wie später *Bar Kochba* und andere. Solche Benennung kann eine Ehrung sein, wenn der Vater ein berühmter Mann ist; meist aber wird sie verwendet, um jemanden zu schmähen[2], wie etwa der nordisraelitische König Pekach in den Sprüchen Jesaias stets *Ben Remalja* heißt. An dieser Tendenz kann auch hier beim Zöllner kein Zweifel sein. Da *Theodoros* eine bei den Juden beliebte Gräzisierung für *Mattatias* ist[3], so wird er *Sohn des Theodoros* wohl nur deshalb genannt, um ihm als einem Gottlosen einen fremden Namen beizulegen: die Frommen sind stolz auf ihre einheimischen Namen. Er soll nur als gräzisierter Jude, nicht als Grieche hingestellt werden; denn wäre er Heide, so würde ja das ganze Problem der Erzählung hinfallen. Man muß sich vor dem Irrtum hüten, als ob es nicht auch angesehene jüdische Zöllner gegeben hätte[4]. Im übrigen dürfte der nur im Traktat Nidda (F) erwähnte Name ein sekundärer Ersatz sein für den älteren *Bar Maʿin* (A).

Nach dem in Chagiga vorliegenden Sprachgebrauch[5] heißt *Bar Maʿin* schwerlich *Sohn des Maʿin*[6], sondern wahrscheinlich *der Minäer*[7]. Die Minäer, die den Haupthandel zwischen Palästina und Arabien vermittelten[8], waren

[1] Dalman: Aramäisch-hebräisches Wörterbuch s. v. (ebenso Levy) punktieren zwar מַעְיָן, aber näher liegt מְעִין, wie auch spätere Ausgaben bisweilen מעין dafür einsetzen.

[2] Vgl. auch Samuel Krauss: Talmudische Archäologie. Leipzig 1911. II S. 16.

[3] מתתיה ebenda S. 14.

[4] Vgl. Schürer I3 S. 478.

[5] Sanhedrin schreibt בר מעין, Chagiga dagegen בריה דמעין. Das vorausweisende Suffix der dritten Person mit folgendem ד ist beim *nomen proprium* ungebräuchlich. Um ein Beispiel anzuführen: man pflegt niemals לעזר בריה דיוסה statt לעזר בר יוסה zu sagen. Demnach ist בר מעין kein Eigenname im strengsten Sinne des Wortes.

[6] מעין ist überdies als Eigenname im Hebräischen sonst unbekannt; wir kennen ihn aus dem Syrischen (Wright: Catalogue Syr. MSS. S. 484 a) und Arabischen (Qāmûs IV 267: vgl. Lidzbarski: Ephemeris f. sem. Epigraphik III S. 141, 11).

[7] Vgl. die Wiedergabe von מעונים I Chron. 4, 41: II Chron. 20, 1: 26, 7 durch Μιναῖοι LXX und den heutigen Ortsnamen *maʿān* bei Petra.

[8] Vgl. Strabon XVI 4. 2 nach Eratosthenes.

reiche Leute und als Konkurrenten den Juden gewiß verhaßt. So konnte *der Minäer* leicht einen verächtlichen Nebensinn gewinnen, etwa *der Reiche* und *der Gottlose*[1]; beides würde hier ausgezeichnet passen. Es ist auch ganz begreiflich, daß der Name *der Minäer* bald wieder verschwand, weil er bei veränderten kulturellen Verhältnissen nicht mehr verstanden wurde.

Vielleicht hat man aber auch die Bezeichnung des *Minäers*, als der ursprüngliche Sinn nicht mehr deutlich war, als die des *Ketzers* aufgefaßt[2] und bei dem *Bar Ma'in* speziell an Jesus gedacht. Diese Behauptung soll nur eine Hypothese sein, die sich nicht sicher beweisen läßt, die sich aber doch aus verschiedenen Gründen nahelegt. Nicht, als ob Jesus mit dem Zöllner identifiziert oder als ob die ganze Geschichte auf ihn übertragen worden wäre; vielmehr bezog man nur den unverständlich gewordenen Namen des *Minäers* auf Jesus. Den Anlaß dazu gab der Wunsch, die schwere Höllenstrafe des Zöllners dem verhaßten Ketzer zuzuschreiben, wurde Jesus doch nach anderer Überlieferung in siedendem Kot der Hölle gequält[3]. Nur so läßt sich begreifen, daß die ursprünglich vom Zöllner ausgesagte Marter (B) in den meisten der uns erhaltenen Texte von einem Weibe erzählt wird, obwohl eine Frau gar nicht in den Zusammenhang der Geschichte paßt[4]. Ist diese Maria mit der Mutter Jesu identisch, so muß doch wohl Jesus selbst (als *Bar Ma'in*) das Mittelglied gebildet haben.

Das Weib unter der Höllentür, das den Zöllner abgelöst hat und eventuell durch Simon ben Schaṭach wieder abgelöst werden soll, heißt ohne Zweifel nach einer historischen Maria, da sonst kein Grund einzusehen ist, warum man sie überhaupt und warum man sie gerade so benannte. Der Name des Vaters 'Alé Beṣālim, d. h. *Zwiebelblatt*, scheint verderbt, weil Analogie-

[1] Genau so haben *der Aramäer* oder *der Grieche* den Sinn des *Heiden*. Ein modernes Beispiel wäre, wenn heute ein reicher Kaufmann, obwohl er Christ ist, als *Jude* geschmäht würde.

[2] Dann wäre מעין = מין. Das kann nur als sekundäre Umdeutung gelten: denn primär hätte man sich anders ausgedrückt. Nach dem üblichen Sprachgebrauch bezeichnet מין sowohl die Gattung wie das Individuum. Aber nach dem semitischen Sprachgefühl konnte man בר מין leicht von dem einzelnen Ketzer verstehen (wie בן אדם oder בר אנשא). Auch das ע (in מעין) macht keine Schwierigkeit, da es später nicht mehr gesprochen wurde. Über מין vgl. Hermann L. Strack: Jesus, die Häretiker und die Christen, Leipzig 1910, S. 47*.

[3] Bab. Giṭṭin S. 56b. 57a: Tosaphot 'Erubin S. 21b; vgl. Strack: Jesus § 11 ab.

[4] Vgl. o. S. 16.

bildungen im Talmud fehlen[1], vor allem aber, weil ein anderer Text (C) MANILA'I (d. h. MENELAOS?) bietet. Will man nicht an eine unbekannte MARIA denken, so bleiben wohl nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist MARIA, die Tochter ELEAZARS, gemeint, die in der Hungersnot des jüdischen Krieges ihr eigenes Kind verzehrt haben soll[2], oder MARIA, die Mutter Jesu, an die man vielfach erinnert hat; die bisher beigebrachten Gründe lohnen allerdings weder Wiederholung noch Widerlegung[3]. Aber während für die erste Alternative außer dem grausigen Verbrechen nichts spricht, läßt sich für die zweite, vom Haß gegen das Christentum abgesehen, noch etwas anderes geltend machen: die doppelte Tradition über die Bestrafung der MARIA. Nach der einen Überlieferung lag sie unter der Höllentür, nach der andern dagegen war sie an den Brüsten aufgehängt; während jene Folter durch den Zusammenhang der Erzählung gegeben war, fällt diese völlig aus ihm heraus. Sie ist ihm ebenso fremd wie die Gestalt der MARIA oder eines Weibes überhaupt; daraus ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit der Schluß, daß ursprünglich MARIA und das Aufgehängtwerden an den Brüsten zusammengehört, gegenüber dem Zöllner und der Höllentürangelqual.

An diesem Schluß können uns auch spätere Überlieferungen nicht irremachen. In dem jüdischen *Leben Jesu*, allerdings nur in der einen Rezension HULDREICHS[4], findet sich die Fabel, Jesus habe seiner Mutter das Geheimnis seiner Geburt durch Zwang entlockt, indem er ihre Brüste so lange zwischen den Türangeln festhielt, bis sie ihren Fehltritt gestand. Hier sind Türangel und Brüste sekundär miteinander verbunden, zweifellos auf Grund der von uns behandelten Chagiga-Stelle, wie bereits SAMUEL KRAUSS richtig erkannt hat. Zugleich aber lernt man daraus, daß die jüdische

[1] Als älteste Parallele nennt mir LITTMANN in den von ihm herausgegebenen: Semitic Inscriptions. Syriac Inscriptions (New York 1904) Nr. 19 ܚܩܠ ܬܘܡܐ *Knoblauchsfeld*. So heißt in einer Inschrift aus Mektebe im Dschebel el-Ḥaṣṣ ein christlicher Syrer etwa des 6. Jahrhunderts n. Chr.

[2] ΜΑΡΙΑ ΤΟΥΝΟΜΑ, ΠΑΤΡΟΣ ἘΛΕΑΖΑΡΟΥ, ΚΩΜΗΣ ΒΗΘΕΖΟΥΒᾶ heißt es JOSEPHUS, Bell. Jud. VI 3. 4; vgl. EUSEBIUS, Hist. eccl. III 6. 21; HIERONYM., ad Joel 1, 9 ff. VALLARSI VI 178; GRAETZ: Geschichte der Juden III[4], S. 537. In עלי (A) oder מנילאי (C) könnte wohl ein אלע׳ oder אלעא׳ stecken, eine auch sonst bezeugte Abkürzung für לעזר oder אלעזר. Aber mit מנילאי weiß ich nichts anzufangen; an einen Ortsnamen (מן) erinnert nichts.

[3] Vgl. ZAHN in seinem Kommentar zu Luk. 3, 23. SAMUEL KRAUSS: Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen. Berlin 1902, S. 224.

[4] תולדות ישו in der Ausgabe von JOH. JAK. HULDRICUS Leyden 1705 nach SAMUEL KRAUSS: Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen, S. 224.

Tradition unter dieser unsrer Maria die Mutter Jesu verstanden hat. Nicht so deutlich ist eine zweite Anlehnung an dieselbe Chagiga-Stelle. In einer Streitfrage zwischen R. Jannai und R. Juda ben Simon[1] sagte jener: *Wenn jemand seine Zunge unter die Türangel legen wollte, um sich vom Tode zu befreien, würde er nicht befreit werden können.* Dieser aber sprach: *Wenn jemand seine Zunge unter die Türangel legen wollte, um sich von der Hölle zu befreien, würde er nicht befreit werden können.* Da unmittelbar darauf von *Gottlosen* und *Ketzern* die Rede ist, handelt es sich nach Krauss um eine antichristliche Polemik. Der Sinn scheint zu sein: Auch ein freiwilliges Martyrium würde die Christen weder vom Tode noch von der Hölle befreien. Man begreift dies Bild eines Martyriums nur dann, wenn unsere Chagiga-Stelle auf Christus oder Maria gedeutet wurde. Dort dreht sich freilich die Türangel im Ohr des Weibes; hier dagegen würde man eher an die Zunge oder den Mund denken, will man nicht eine freiere Anlehnung annehmen. Aber es gibt noch eine andere Tradition, nach der das Auge die Angel für die Höllentür bildet; sie sei hier eingefügt, um das Material vollständig zu sammeln, das für unsere Legende in Betracht kommt.

Es ist freilich weder Maria noch der Zöllner, sondern der Pharao, in dessen Auge sich die Höllentür dreht (K). Diese spätmittelalterliche Nachricht ist auch nicht im Zusammenhang der von uns behandelten Erzählung überliefert, kann aber dennoch nicht von ihr getrennt werden. Denn erstens ist das Motiv so originell, daß man an eine zweimalige Erfindung nicht glauben wird; ob Ohr oder Auge als Angelpunkt dient, ist eine nebensächliche Variante. Zweitens gehört das Motiv, was besonders wichtig ist, auch hier zu einer Höllenfahrt, sogar in dem ursprünglichen Sinne des Märchens: Der Held fährt bei Lebzeiten leibhaftig ins Jenseits und schaut dort, was in der Geschichte vom Zöllner der Fromme nur im Traum gesehen hat. Da K in diesem Punkt das Ältere bewahrt hat, so könnte man auch das Auge für die ältere Variante halten gegenüber dem Ohr, zumal jenes für die grausige Funktion besser geeignet ist als dieses.

[1] Midrasch Ps. 124, 26 ed. Buber, S. 448, nach Samuel Krauss: Das Leben Jesu nach jüdischen Quellen, S. 295, Anm. 23; derselbe in Jewish Quarterly Review V. S. 133; IX, S. 575. Aber seiner komplizierten Auffassung kann ich mich nicht anschließen: »Jesus hauchte seinen Geist auf dem Kruzifix aus, um die Welt von der Hölle zu erlösen. Die Türpfosten sind dem Kreuz ähnlich; die Zunge darauf zu legen, ist ein Martyrium. Die Juden erkennen ein solches Martyrium nicht an.«

Aber leider scheint der jüdische Text, aus dem die Nachricht stammt, verloren gegangen zu sein. Wir kennen ihn nur aus der Polemik Petrus des Ehrwürdigen, des Abtes von Cluny, gegen die Juden und speziell gegen Josua ben Levi oder vielmehr dessen pseudonyme Schriften. Der echte R. Josua gilt als einer der hervorragendsten »Amoräer« Palästinas in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. und wird als tolerant gerühmt[1]; auf seinen Namen aber liefen im Mittelalter Schriften um, die sich nicht gerade durch Duldsamkeit auszeichneten, wie das Zitat des Petrus lehrt. In der gegenwärtigen Fassung jedoch sind ihnen alle Giftzähne ausgebrochen[2].

Alle diese späten Überlieferungen können den auf Grund der ältesten Rezension (A) ausgesprochenen Satz nicht umstoßen, daß Maria ursprünglich an den Brüsten aufgehängt war. Der Text motiviert diese Strafe mit religiöser Heuchelei, die merkwürdigerweise an das Fasten anknüpft; wie man das auch erklären mag, die Strafe bleibt rätselhaft, weil sie zu schwer erscheint für ein solches Vergehen und weil sie überdies eine solche Sünde nicht widerspiegelt, wie es sonst der Fall ist. Die Motivierung wird darum sekundär sein. Aus der Art der Strafe schließt man vielmehr zurück auf die Sünde der Unzucht[3]. Das würde passen zu der Maria, der Mutter Jesu, die in der jüdischen Legende lebt: Jesus heißt *der Sohn der Buhlerin*[4], und auf seine Mutter zielen gewiß die Worte: *Von Fürsten und*

[1] Vgl. Strack[4]. S. 100, und Jewish Encyclopaedia s. v.

[2] Wie Bin Gorion mir schreibt, besteht die Legende Josuas aus drei Teilen: A. Seine Begegnung mit dem Todesengel. B. Sein Spaziergang in Eden. C. Seine Höllenfahrt. A findet man Bab. Ketubot, S. 77b; weitere Parallelen und Übersetzungen bei Bin Gorion: Born Judas II. S. 164ff., 328f. (dort zahlreiche Literatur); ABC bei Jellinek: Bet ha-Midrasch II. S. 48–51 (übersetzt bei Wünsche: Aus Israels Lehrhallen III. S. 97 ff.). C ist in mehreren (aramäischen und hebräischen) Bearbeitungen erhalten bei Jellinek: Bet ha-Midrasch I, S. 148; II. S. 31; V. S. 43f. (übersetzt bei Wünsche: Aus Israels Lehrhallen III, S. 71; 170; 80) und in Zohar Chaddasch (Amsterdam. Gen., S. 22d). Über die Legende vgl. außer Jellineks Einleitungen auch Zunz: Gottesdienstliche Vorträge[2]. S. 148f. Auch sonst findet sich in den Höllenschilderungen nichts, wie mir Bin Gorion versichert, was dem Zitat des Petrus Cluniacensis entspräche. Erwähnenswert ist höchstens, daß Pharao vor der Tür der Hölle sitzt, um Zeugnis für Gottes Größe abzulegen (Midrasch Vajoscha bei Jellinek: Bet ha-Midrasch I, S. 53; Pirke de Rabbi Eliezer XLIII).

[3] Auch die von Darke Teschuba (E Anm. 5) gebotene Erklärung weist in diese Richtung: das öffentliche Säugen der Kinder gilt als Schamlosigkeit, die durch Aufhängen an den Brüsten bestraft wird.

[4] Pesiqta Rabbati S. 100b; vgl. Strack: Jesus § 10b.

Herrschern stammte sie ab, buhlte mit Zimmerleuten[1], um von der geschmacklosen Geburtsgeschichte Jesu ganz abzusehen[2]. So darf man vielleicht annehmen, daß das Weib unter der Höllentür Maria, die Mutter Jesu, sein soll, obwohl die von ihr ausgesagte Sünde des heuchlerischen Fastens keineswegs für sie bezeichnend und obwohl der Name des Vaters nicht durchsichtig ist[3].

Es kommt aber noch ein bedeutsamer Grund hinzu, der uns das Recht gibt, gerade in dieser Richtung zu suchen. Die aufgestellte Vermutung, die Erzählung vom Tod des Gerechten und des Zöllners oder die Zauberlegende des Simon ben Schaṭach sei durch die Einfügung der Maria in antichristlichem Sinne umgestaltet worden, wird noch einleuchtender, wenn sich nachweisen läßt, daß auch die unmittelbar vorhergehende und mit ihr zu einer literarischen Einheit verbundene Geschichte ebenfalls eine jesusfeindliche Spitze erhalten hat. Um das zu zeigen, ist es notwendig, den Zusammenhang noch etwas weiter zu analysieren, als bisher geschehen ist.

In der Chagiga-Stelle, die uns hier beschäftigt, begegnet uns zunächst die Tradition, daß in der vorchristlichen Zeit fünf Gelehrtenpaare einander folgten, von denen der erste jedesmal *Fürst* oder erster Vorsitzender, der zweite dagegen das zweite Oberhaupt des Synhedriums gewesen sein soll[4]:

Jose ben Jo'ezer und Jose ben Jochanan,
Josua ben Perachja und Nittaj aus Arbel,
Juda ben Ṭabaj und Simon ben Schaṭach,
Schemaja und Abṭalion,
Hillel und Schammaj.

Dann heißt es: *Wer sagt, »Juda ben Ṭabaj war Fürst«, den unterstützt ein Ereignis in Alexandrien*, d. h. die folgende alexandrinische Erzählung soll ein Beweis dafür sein, daß Juda ben Ṭabaj wirklich Fürst in Jerusalem war.

[1] Bab. Sanhedrin S. 106a; vgl. Strack: Jesus § 12c.

[2] Die Literatur ist am besten gesammelt von Strack: Jesus; vgl. besonders S. 21* Anm. 3.

[3] Wer Phantasie hat, mag hinter בת בצלאי (C) oder ברת עלי בצלים (A) den Namen der Königin Salome-Alexandra suchen, deren Verwandte Maria nach Angabe einiger תולדות ישו gewesen sein soll und deren Name auch sonst in der jüdischen Literatur stark verderbt ist, wie die Zusammenstellung bei Schürer I³ S. 287 Anm. 2 lehrt.

[4] Über weitere Traditionen, Glaubwürdigkeit und Literatur vgl. Strack: Einleitung in den Talmud⁴ S. 82 f.

In unmittelbarem Anschluß daran fährt der Text fort: *Wer sagt, »SIMON BEN SCHATACH war Fürst«, den unterstützt ein Ereignis in Askalon*, d. h. die folgende askalonitische Erzählung soll ein Beweis dafür sein, daß SIMON BEN SCHATACH wirklich Fürst in Jerusalem war.

Die zweite askalonitische Erzählung ist oben bereits analysiert worden. Wie sich gezeigt hat, ist sie aus drei Bestandteilen verschiedener Herkunft zusammengeschweißt:

aus der Legende: vom Tode des Gerechten und des Zöllners,
aus dem Motiv: Maria unter der Höllentür,
aus der Legende: von der Überlistung der Zauberinnen.

Die erste alexandrinische Erzählung ist gegenwärtig durch einen gemeinsamen Faden mit diesen Geschichten zusammengebündelt (H); sie war aber ursprünglich eine selbständige literarische Größe und ist uns auch als solche in bab. Sanhedrin S. 107b und Sota S. 47a überliefert (I), wie zuerst Z. FRANKEL[1] erkannt hat. Die Identität beider Geschichten wird trotz ihrer starken Abweichungen dadurch bewiesen, daß sie nicht nur in charakteristischen Einzelheiten wie dem Brief Jerusalems nach Alexandrien oder dem Schönheitsfehler der Gastwirtin, sondern auch in ihrem Aufbau übereinstimmen, verwenden sie doch beide dieselben zwei Motive.

Das erste Motiv enthält die Flucht des Rabbis nach Alexandrien. Sein Name ist verschieden: einmal heißt er JUDA BEN TABAJ (H), das andere Mal JOSUA BEN PERACHJA (I). Auch die Begründung weicht ab: Jener entzieht sich der Ehre, Fürst in Jerusalem zu werden — der Sage sind solche Beweggründe auch sonst geläufig[2] —, dieser dagegen weit natürlicher der Pharisäerverfolgung unter König JANNAIOS (um 87 v. Chr.). Beide Fassungen wissen von einem Briefe Jerusalems an Alexandrien, damit die dortige Gemeinde den Rabbi zur Rückkehr bewege. Dabei wird ein schönes Bild gebraucht: ist der Rabbi bereits Fürst der Stadt Jerusalem, so heißt er ihr *Gatte* (I), ist er aber erst zum Fürsten designiert, so heißt er ihr *Verlobter* (H). Man kann diesen Ausdruck freilich auch in poetischem Sinne verstehen, so daß er mit jenem identisch ist; in der Tat wechseln die beiden Wörter miteinander in derselben Variante der Erzählung (H). Das wird sogar das

[1] Z. FRANKEL: דרכי המשנה. Pars prima: Introductio in Mischnam. Leipzig 1859. S. 34. Weitere Literatur bei STRACK: Jesus S. 33* f.

[2] STRACK erinnert mit Recht an I Sam. 10, 22; Bab. Erubin S. 13b; vgl. ferner Archiv für Religionswissenschaft XI 1908, S. 10.

Ursprüngliche gewesen sein: erst als man den Ausdruck *Verlobter* prosaisch zu pressen begann, verfiel man auf die Idee, den Rabbi vor der Ehre fliehen zu lassen. Wenn Simon ben Schatach (nach I) das Schreiben inspiriert, so gilt er als der stellvertretende Vorsitzende des Synhedriums. Da nun Simon Zeitgenosse des Alexander Jannaios war, so wird die Furcht vor der Verfolgung den Rabbi nach Ägypten getrieben haben, während Simon selbst (nach einer besseren Lesart in I) von seiner Schwester verborgen gehalten wurde. Soweit hat I das Ursprünglichere bewahrt; aber mit Unrecht wird die Geschichte hier an Josua ben Perachja gehängt. Nach allen sonstigen Nachrichten war Juda ben Tabaj gleichzeitig mit Simon, und darum werden wir in dieser Beziehung H den Vorrang lassen. Auch darin ist H älter, daß der oder die mit dem Meister nach Alexandrien geflohenen Jünger noch keine Namen haben; Jesus ist erst sekundär (in I) eingeschoben worden.

Das ist noch deutlicher bei dem zweiten Motiv: dem Verlust des Jüngers. Hier bewährt sich H fast in allem als die ältere Variante; nur den Namen der Hauswirtin Debora wird man als jüngere Zutat betrachten dürfen, die in der anderen Fassung noch fehlt. Als sich der Meister auf den Rückweg nach Jerusalem macht, schifft er sich in Alexandrien ein und wirft ganz naturgemäß einen Rückblick auf die gastfreundliche Aufnahme, die er dort gefunden hat. »Die *Bewirtung* war tadellos«, meint er; aber ein Jünger versteht den doppelsinnigen Ausdruck von der *Wirtin* und erlaubt sich zu bemerken, daß sie ein häßliches Auge hatte. Über diese Äußerung ist der Rabbi erzürnt; er glaubt, sein Jünger zeihe ihn der Lüsternheit, während er doch durch seine Antwort beweise, wie lüstern er selbst die Wirtin betrachtet habe. So spricht er ihn doppelt schuldig und bewirkt, daß ihn sein Schüler verläßt. Nach I findet diese Szene nicht bei der Einschiffung statt, sondern in irgendeiner Herberge, zu der sie, man weiß nicht wo und wie, gelangen. Läßt sich die Trennung der beiden verstehen, so ist die Exkommunikation des Jüngers mit 400 Posaunen geradezu grotesk. Was mit der Anbetung des Ziegelsteins gemeint ist, hat man bisher noch nicht aufklären können; aber daß es sich um die Verhöhnung des Christentums, vermutlich des Kreuzes, handelt, ist wohl kein Zweifel[1].

[1] Eine Vermutung Holls, daß diese Legende gewiß mit der Überlieferung von Jesus als dem τέκτων zusammenhänge (Mark. 6, 3), legt den Gedanken nahe, ihren Ursprung in einem üblen semitischen Wortwitz zu suchen. Faßt man den Beruf Jesu nicht als den des

Die Umgestaltung der ursprünglichen Erzählung erfolgte, nachdem man den anfangs namenlosen Jünger mit Jesus identifiziert hatte. Diese Gleichsetzung geschah wohl aus mehreren Gründen. Erstens hielt man SIMON BEN SCHATACH für einen Zeitgenossen Jesu; daß man sich dabei um ein Jahrhundert irrte, tut der Glaubwürdigkeit der Legende keinen Abbruch. Zweitens wußte man, daß Jesus einmal nach Ägypten geflohen war, freilich nicht als erwachsener Jünger eines Rabbi, sondern als Kind; indessen spielen solche Kleinigkeiten bei der Sagenbildung keine Rolle. Vor allem aber freute man sich, Jesus der Lüsternheit zeihen zu können. Diese Verdächtigung paßt gut zu der Legende von der an ihren Brüsten aufgehängten MARIA und macht es sehr wahrscheinlich, daß diese MARIA die Mutter Jesu[1] sein soll.

3. Jetzt erst kann die Frage beantwortet werden, ob die jüdische Erzählung vom Tode des Gerechten und des Zöllners mit dem Gleichnis Jesu vom reichen Mann und armen LAZARUS zusammenhängt, oder vielmehr die Vorfrage, ob jene Geschichte wirklich, wie bisher stillschweigend vorausgesetzt wurde, dieselbe *hebräische Überlieferung* ist, von der seit CYRILL gesprochen wird. Da aus ihr, wie sich vermuten ließ, die Namen des reichen Mannes stammen, so haben wir an diesen das bequemste Mittel zur Prüfung und Entscheidung der Frage.

Der reiche Mann müßte dem gottlosen Zöllner gleichgesetzt werden, wogegen niemand protestieren wird. Nun heißt der Zöllner *bar Ma'in* oder *ben Theodoros*, der Reiche hingegen ΝΙΝΕΥΗϹ, *Finaeus*, *Finees*, *Amonofis*. Jede Identität fehlt, wie es scheint. Aber wir erinnern uns, daß *bar Ma'in* die älteste Überlieferung über den Namen darstellt, und daß dieser Name auf griechisch ΜΙΝΑΪΟϹ lauten würde[2]. Daraus konnte durch eine ebenso geringfügige Entstellung ΝΙΝΑΪΟϹ werden, wie aus dem latinisierten *Minaeus* ein *Finaeus*; ein kluger Kopf machte jenes zu ΝΙΝΕΥΗϹ, ein noch klügerer dieses zu *Finees*. Damit sind die drei ersten Namen des Reichen ohne jede Ge-

Zimmermanns, obwohl das vielfach geschieht, sondern richtiger als den des *Maurers*, so konnte man ihn auf hebräisch als פלח לבנים bezeichnen, *der die Ziegelsteine bearbeitet* (entsprechend auf aramäisch: vgl. das syrische ܦܠܚ ܠܒܢܐ *qui lateres fabricatur* Sanct. Vit. 40v nach PAYNE SMITH); da aber פלח wie das lateinische *colere* auch *verehren* bedeutet, so konnte ein Böswilliger ein solches Epitheton auch auslegen als den, *der Ziegelsteine anbetet*.

[1] Übrigens ist der Name Jesu (ישוע) absichtlich verstümmelt (in ישו) wie vermutlich auch der Name des Vaters der MARIA.

[2] Vgl. o. S. 21. Richtiger wäre ὁ ΜΙΝΑΪΟϹ.

walttat erklärt; daß das Ursprüngliche nicht bewahrt wurde, wird man bei einem scheinbar so sonderbaren Namen wie Μιναῖος leicht begreiflich finden. Das Resultat ist auch für die jüdische Überlieferung nicht ohne Interesse. Zunächst darf man jetzt mit Sicherheit behaupten, daß die jüdische Erzählung vom Zöllner *bar Ma'in* bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. zurückgeht. Vorsichtiger wird man noch einen zweiten Schluß ziehen: Vielleicht war die Geschichte besonders den Juden in Ägypten geläufig, weil gerade die sahidische Übersetzung des Neuen Testaments Spuren von ihr verrät.

Es bleibt noch der Name *Amonofis* zu erklären. Liegt es zu fern, ihn mit der zuletzt erwähnten Überlieferung des Josua ben Levi (K) zu kombinieren? Daß sie mit der Erzählung vom Gerechten und Zöllner zusammenhängt, war uns schon aus anderen Gründen wahrscheinlich. Man kann gewiß zweifeln, ob *Amonofis* wirklich bis ins einzelne die Rolle des Zöllners gespielt hat; die Fassung des Petrus Cluniacensis ist dieser Hypothese nicht günstig, und das jüdische Original fehlt, um eine sichere Entscheidung zu ermöglichen. Jedenfalls aber hat der *Pharao* dieser Legende eines mit dem Zöllner unserer Erzählung gemein: beide sollen unter der Höllenpforte liegen. In diesem Punkte kann also tatsächlich der Name des *Pharao* den des *bar Ma'in* abgelöst haben. Nun bleibt allerdings der Pharao bei Petrus anonym; aber es wird erzählt, daß er seine Höllenstrafe mit Recht verdient hat, weil er die Israeliten in Ägypten unterdrückte und sie bis zum Schilfmeer verfolgte. Gemeint ist demnach der Pharao des Auszugs. Daß dieser *Amonofis* geheißen habe, ist eine sehr wohl mögliche Tradition, die zwar nicht aus dem Alten Testamente stammt, wohl aber aus Josephus[1]. Stand die Identität des Reichen, der nach dem christlichen Gleichnis in der Hölle schmachtet, mit dem Gottlosen fest, der nach der jüdischen Fabel die Höllentür in seinem Auge oder in seinem Ohre hat, so ist nach alledem begreiflich, wenn man dem Reichen auch den Namen *Amonofis* gab.

Mag man in Einzelheiten anders urteilen, so wird man sich doch dem Endergebnis nicht entziehen können: Nach der Meinung der alten Kirchenväter ebenso wie nach mittelalterlichen Autoren, wahrscheinlich auch nach der Auffassung jüdischer Rabbis[2], sind die beiden Stoffe, das christliche Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus und die jüdische Erzählung vom Tode des Gerechten und des Zöllners, identisch. Ehe wir aber

[1] c. Ap. I 26 ff.
[2] Vgl. o. S. 9.

fragen, ob diese Ansicht zu Recht besteht, ist es notwendig, den Horizont noch etwas weiter zu spannen. Denn die zuletzt erwähnte Überlieferung der Höllenfahrt des Josua Ben Levi (K) hat bereits Adolf Jacoby mit einem ägyptischen Märchen kombiniert, indem er freilich ausschließlich auf das Motiv der Höllentür achtete und das Problem nicht in seiner Tiefe ausschöpfte[1].

4. Das ägyptische Märchen vom Setme Chamoïs, auf dessen Ähnlichkeit mit dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus zuerst Maspero hingewiesen hat[2], ist uns zufällig in einer Fassung aus der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts überliefert. Die Frage, wann die Geschichte entstanden sein mag, ist damit noch nicht beantwortet. Für die Datierung ist zunächst zu beachten, daß das Märchen in zwei Teile auseinanderklafft, die durch eine Rahmenerzählung nur lose zusammengehalten werden. Der erste Teil handelt von der Hadesfahrt des Königssohnes, der zweite dagegen von dem Wettstreit des ägyptischen Zauberers mit dem äthiopischen.

Dies zweite Märchen, das für unsere Zwecke nicht weiter in Betracht kommt und darum hier nur ganz kurz gestreift wird, hat sicher seine Vorläufer gehabt. Herr Georg Möller schreibt mir: »Nach dem späten theophoren Eigennamen Ἀρπεκυσις (Pap. Lond. II 156) Ἀρποχυσις (Pap. Ryl. 217, 36) Ἀπεκυσις (Pap. Grenfell I 14, 21) zu urteilen, hat es einen Gott *Horus der Äthiope* gegeben. Die Vermutung liegt nahe, daß in einer älteren Fassung der Geschichte mit dem Helden unserer Erzählung und Horus dem Neger ursprünglich zwei Erscheinungsformen des *Gottes* Horus gemeint waren, wie denn ja auch der ägyptische Horus hier nach seiner Wiedergeburt Si-Osire *Sohn des Osiris* heißt. Auch bei der zauberkundigen Mutter des Äthiopen denkt man unwillkürlich an die *zauberreiche Isis*. Diese vielleicht zu erschließende ältere Fassung des Wettkampfes zwischen Horus dem Ägypter und Horus dem Äthiopen dürfte einer Zeit angehören, da der Chauvinismus gegen die südlichen Nachbarn noch in der frischen Erinnerung an die äthiopische Fremdherrschaft begründet war, also rund sieben Jahrhunderte älter sein als unsere Handschrift.«

Wie steht es nun aber mit der Datierung des ersten Teiles, des ursprünglich selbständigen Märchens von der Hadesfahrt des Königssohns?

[1] Adolf Jacoby: Altheidnisch-Ägyptisches im Christentum (Sphinx, VII S. 107 ff.)

[2] Vgl. die Literatur im Anhang I. Dazu R. Reitzenstein: Hellenistische Wundererzählungen. Leipzig 1906. S. 15 Anm. 1.

Seine gegenwärtige Fassung kann, wie mit aller Schärfe betont werden muß, nicht älter sein als die hellenistische Zeit. Denn es enthält zwei griechische Motive, das des Tantalos und das (von G. Maspero geahnte und von Georg Möller klar bewiesene) des Oknos. Wäre der Text vollständig überliefert, so würden vielleicht Gegenbilder zu Sisyphos und den Danaiden nicht fehlen, obwohl diese Sagen sonst aus der ägyptischen Literatur und Kunst nicht bekannt sind. Diodor[1] behauptet freilich, ebenso wie die Danaidensage in der Stadt Akanthon bei Memphis sei auch die Oknossage aufgeführt worden; da solche szenische Darstellungen bei den Griechen auch anderswo zu erschließen sind[2], so mag an der Nachricht Diodors etwas Wahres sein[3]. Aber trotzdem wird man daraus nicht ägyptischen Ursprung dieser Gestalten ableiten, wie er es tut. Denn beide Motive haben eine reiche Geschichte nur auf hellenischem Boden erlebt, auch wenn sich in Ägypten noch einige weitere Spuren finden sollten.

Das vorliegende Märchen spricht weder von Tantalos noch von Oknos, knüpft jedoch so deutlich an sie an, daß jeder Zweifel verstummen muß. Oknos läßt sich in der griechischen Literatur bis ins 5. Jahrhundert (Krati-

[1] Diodor I 97. Die Nachricht ist leider sehr kurz.

[2] Höfer (bei Roscher: Mythol. Lexikon s. v. Oknos) verweist auf Pollux 4, 144. Zu Oknos ist außer seinem lehrreichen Artikel (mit Abbildungen) auch O. Gruppe: Mythologie und Religionsgeschichte S. 1023 Anm. 5 zu vergleichen.

[3] Herr Georg Möller schreibt mir dazu: Ἀκανθῶν, gen. -ῶνος heißt der Ort auf Mumienschildern und Papyrustexten (vgl. Wessely, Topographie des Faijums S. 31) im Gegensatz zu Diodor und Strabo, der XVII, I 35 (p. 809) von Ἄκανθος πόλις ... ἐν τῇ Λιβύῃ καὶ τὸ τοῦ Ὀσίριδος ἱερόν redet. Nach Amélineau, La géographie de l'Égypte (Paris 1893), S. 17 erwähnt ein älterer französischer Reisender (Isambert, Guide en Orient. IIe partie. Égypte S. 464) an entsprechender Stelle ein heute anscheinend verschwundenes Dorf *El Nakandeh*. Der Ort ist von jeher mit dem etwa 10 km südlich von Memphis gelegenen heutigen *Dahschûr* identifiziert worden, vgl. z. B. Strabos Erdbeschreibung, übersetzt von Forbiger (Berlin o. J.) S. 117. — Dramatische Darstellungen aus der Mythologie, wie die hier bei Diodor erwähnte, sind in Ägypten von alters her nachweisbar, vgl. z. B. Schäfer, Die Mysterien des Osiris in Abydos (Leipzig 1904), S. 20 ff., Möller, Die beiden Totenpapyrus Rhind (Leipzig 1913), S. 79. Eine Anubismaske, die bei solchen Mysterien gedient hat, befindet sich in Hildesheim, vgl. (Roeder) Führer durch das Pelizaeus-Museum zu Hildesheim² 1918, S. 25. Bei Diodors Bericht möchte man eher daran denken, daß er seine Angaben zeitgenössischen Nachrichten als seinem am meisten benutzten Gewährsmann Hekataios von Abdera entnommen hat. Zur Zeit des Augustus hat ein derartiger Synkretismus von ägyptischer und griechischer Mythologie, wenigstens für Unterägypten und das Faijum, nichts Auffallendes mehr, wohl aber wäre dies für die des ersten Ptolemäerkönigs der Fall, unter dem Hekataios lebte.

nos), in der Kunst sogar bis ins 6. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen. Der ägyptische Text erinnert besonders an das Wandgemälde des Polygnotos (um 450), wie es bei Pausanias beschrieben und erklärt wird[1]; aber während bei Polygnotos Oknos nur vermutungsweise als Vertreter einer bestimmten Klasse von Menschen im Hades aufgefaßt werden kann, handelt es sich hier im Ägyptischen sicher um einen Typus. Dasselbe gilt von Tantalos, nur daß man sein Urbild in der Nekyia der Odyssee suchen wird[2].

Mit großer Wahrscheinlichkeit hat man[3] die einander so nahe verwandten Sagen von Oknos und den Danaiden, von Tantalos und Sisyphos auf ursprüngliche Märchen zurückgeführt oder auf volkstümliche Schwänke, denen eines Eulenspiegel nicht unähnlich; ältere Volksüberlieferungen sind erst sekundär »umgestempelt zu Hadesstrafen und mit großen mythischen Namen ausgestattet« (Albrecht Dieterich). Tantalos erleidet zwar wirklich Qualen, aber das sinnlose Seilflechten oder Wasserschöpfen im Siebe ist gewiß ebenso zu erklären, wie wenn jemand im Jenseits verurteilt würde, »leeres Stroh zu dreschen«. Sprichwörtliche Redewendungen sind zunächst zu Märchen- und Sagenmotiven geworden und dann hinterher auch von den Lebenden auf die Toten übertragen worden. Da nun diese Motive ihren Märchencharakter nirgends ganz verloren haben, wundern wir uns auch nicht, ihnen in einem ägyptischen Märchen aufs neue zu begegnen. Wer dies nicht weiß und beachtet, wird seinen Text schwerlich verstehen; denn einer Vertiefung in seinen Inhalt stellen sich dieselben merkwürdigen Schwierigkeiten entgegen, die man auch bei der Analyse der griechischen Gestalten empfindet.

Man will bei Polygnotos, sagt Pausanias, in dem Esel eine Anspielung auf das Weib des Oknos erkennen; dieser hatte eine verschwenderische Frau, die heimlich alles das durchbrachte, was *der arbeitsame Mann* verdient hatte. Mit Recht hat man gefragt, welche Sünde denn der φίλεργος ἄνθρωπος begangen hatte, um in der Unterwelt so hart bestraft zu werden. Dasselbe gilt von dem ägyptischen Märchen, das zwar nicht sagt: Die Seildreher im Jenseits *waren Menschen* ...., sondern: *sie gleichen den Menschen*

[1] Vgl. Anhang 1 Anm. 21.

[2] Odyssee XI 582 ff.

[3] Zuerst Crusius, Märchenreminiszenzen im antiken Sprichwort (Görlitzer Philologenversammlung 1889), S. 39; dann Albrecht Dieterich, Nekyia, Leipzig 1893, S. 76f.; zuletzt Radermacher, Motiv und Persönlichkeit (Rhein. Mus., N. F. 63, 1908), S. 531ff., besonders S. 543.

auf Erden, die unter dem Gottesfluch stehen, indem sie Tag und Nacht für ihren Lebensunterhalt arbeiten: da ihre Frauen sie hinter ihrem Rücken berauben, so finden sie kein Brot zu essen. Das ist ein sehr schöner Vergleich, gegen den sich nichts einwenden läßt. Aber es wird noch hinzugefügt: *Sie sind auch ins Totenreich gekommen; ihre Sünden sind zahlreicher als ihre guten Taten befunden.* Man würde sie eher für unglücklich als für sündig halten; jedenfalls sind die Frauen die eigentlichen Frevler, und nach dem Prinzip eines gerechten Ausgleichs sollte man erwarten, daß Männer und Weiber ihre Rollen im Jenseits genau so tauschen wie der Arme und der Reiche. Das gerade Gegenteil ist bei den Seildrehern der Fall, worauf ausdrücklich hingewiesen wird: *Man fand, daß das, was ihnen auf Erden zuteil geworden, ihnen auch im Jenseits zukomme;* d. h. sie sollen dieselbe Rolle behalten wie im Diesseits.

Ebenso wie man bei Homer vergeblich nach einem Frevel forscht, den Tantalos verübt hat, ebenso ist es bei den ägyptischen Gegenbildern: *sie gleichen den Menschen auf Erden, deren Leben vor ihnen liegt, aber der Gott gräbt eine Grube unter ihren Füßen, um sie zu verhindern, es zu finden.* Wiederum ein äußerst treffender Vergleich; solche Menschen, denen immer das Lebenstor vor der Nase zugeschlagen wird, denen alles mißlingt, was sie auch anfassen, kennen wir in stark stilisierter Form aus dem Märchen, im weiteren Sinne aber auch aus dem wirklichen Leben. *Auch sie kamen ins Totenreich; man ließ ihnen das, was ihnen auf Erden zuteil geworden war, auch im Totenreich zuteil werden.* Wie Oknos und Tantalos nichts anderes sind als jenseitige Märchenfiguren, so sind diese im ägyptischen Märchen geschilderten Menschen die jenseitigen Spiegelbilder der diesseitigen Typen. Von einer Strafe kann hier eigentlich keine Rede sein, sondern nur von einem Verhängnis.

Hadesschicksal und Hadesstrafe entsprechen zwei verschiedenen Entwicklungsstufen in der Auffassung des Totenreichs, die in der griechischen Literatur ebenso wie in diesem ägyptischen Märchen durcheinandergewirrt sind. Nach der ältesten Vorstellung, die überall in der Welt verbreitet ist[1], ist das Jenseits einfach Abbild und Fortsetzung des Diesseits, wenn auch in schattenhaften Umrissen. Der Ägypter, der hier auf Erden Bauer ist, muß auch im Jenseits den Bauern spielen. Wer hier auf dem

[1] Auch das Alte Testament macht keine Ausnahme; es ist darum wohl möglich, daß die Israeliten den Namen der *Scheol* aus Ägypten übernahmen, wie Dévaud (Sphinx, Bd. XIII, 1910, S. 120) wahrscheinlich gemacht hat.

Throne sitzt, hat auch dort Königsrechte. Wer hier unbeschnittener Sklave ist, bleibt es auch dort. Wer hier *das Seil des Oknos flicht*, wie der Grieche, oder *unter dem Gottesfluch steht*, wie der Ägypter sagt, dem wird dasselbe Schicksal auch dort zuteil. So stammen die Oknos- und Tantalossage aus einer Zeit, die die Forderung der göttlichen Gerechtigkeit im Leben des Menschen noch nicht kannte oder wenigstens noch nicht betonte und darum auch das Diesseits so wie es war, mit allen seinen Schwächen, Eigentümlichkeiten und Abscheulichkeiten ins Jenseits zu übertragen vermochte. Die seelischen Grundvoraussetzungen sind überall in der Welt dieselben; deshalb konnten sich auch die Ägypter solche Sagen und Gestalten leicht aneignen. Aber geschaffen wurden diese von den Griechen, deren leichtbeschwingte Phantasie auch das Jenseits mit problematischen Naturen zu bevölkern liebte. Erst nach der jüngeren Vorstellung muß das Jenseits das Diesseits korrigieren, indem es Lohn und Strafe gerecht verteilt. Das ist auch das Hauptprinzip des Märchens, wie es in den Worten formuliert wird: *Wer auf Erden gut ist, zu dem ist man auch im Totenreich gut; und wer auf Erden böse ist, zu dem ist man auch (dort) böse.* Aber durchgeführt ist dieser Grundsatz nur an dem Beispiel des Reichen und des Armen.

Das Märchen bietet indessen noch mehr Anstöße. Denn einerseits begegnet uns die Vorstellung von den sieben Hallen der Unterwelt, die den *sieben Toren* des Totenbuches entsprechen und neben anderen Anschauungen[1] schon im Neuen Reich nachweisbar sind. Parallele Ideen finden sich auch anderswo, mögen sie nun selbständig entstanden oder voneinander abhängig sein. Es sei nur erinnert an die sieben Mauern und Tore der Unterwelt, die Ischtar bei ihrer Höllenfahrt durchschreiten muß, und an die sieben Höllen der Mandäer; an die sieben Säulen, auf denen die Weisheit ihr Haus gebaut hat[2], entsprechend dem himmlischen Jerusalem, oder an die Goldstadt, die nach LUKIANS »Wahren Geschichten« auf der Insel der Seligen liegt, von einer smaragdenen Ringmauer mit sieben Toren umgeben. Diese *Stadt auf sieben Säulen* treffen wir, wie LITTMANN gezeigt hat, sogar im modern-ägyptischen Märchen wieder[3]. Daß der Götter Land, sei es

[1] Vgl. ERMAN, Ägyptische Religion², S. 124.

[2] Prov. 9, 1. Im übertragenen Sinne werden die sieben Propheten der Wahrheit als *sieben Säulen* bezeichnet, CLEMENS Hom. 18, 14 (BOUSSET, Hauptprobleme der Gnosis, S. 173). Andere Übertragungen bei REITZENSTEIN, Poimandres, S. 9 ff.

[3] ENNO LITTMANN, Der Fischer und sein Sohn, ein Zaubermärchen aus Cairo (Der Neue Orient II, 1917, Heft 1 und 2). Sonderabdruck S. 8. 23 f.

Paradies, sei es Totenreich, hinter Mauern und Toren wohl verwahrt sein muß, ist ja eine naheliegende Vorstellung, die sich unabhängig voneinander an verschiedenen Orten gebildet haben kann, war doch auch das boiotische Theben eine *siebentorige* und das ägyptische gar eine *hunderttorige* Stadt; dennoch wird man die Geschichte dieser Überlieferungen noch genauer durchforschen müssen, ehe sich ein begründetes Urteil fällen läßt.

Mit den *sieben Hallen* stehen nun deutlich im Widerspruch die beiden Szenen, die am Anfang geschildert werden. In der vierten Halle sieht Setme Menschen, die Seile drehen, und hinter ihnen Esel, die diese Seile wieder fressen; dazu andere Menschen, vor deren Füßen Gruben gegraben werden, um sie von ihren Nahrungsmitteln fernzuhalten. Wer diese Bilder ursprünglich schuf, hatte keine Hallen oder Häuser, sondern eine freie Landschaft vor seinem geistigen Auge. Man braucht auch nur die übrigen Hallen zu vergleichen, um den Unterschied zu ermessen; da werden wirkliche Gerichtshallen beschrieben mit einem goldenen Thron für den Richter, mit bestimmten Plätzen für die Beisitzer, die Diener, die Angeklagten und die Gerichtswage. So bestätigt diese Beobachtung, daß die Oknos- und Tantalosmotive fremden Ursprungs sein müssen, weil sie in die Szenerie der ägyptischen Totenwelt nicht hineinpassen.

Dazu kommen noch zwei andere Unstimmigkeiten, die man auf die innerägyptische Entwicklung zurückführen darf. Die eine hat Erman besonders scharf betont und hervorgehoben, »daß die Unterwelt dieser spätesten Zeit eine andere ist als die der älteren. Noch residiert Osiris darin mit seinen Göttern und Geistern, aber jetzt sind es allein die Taten des Menschen, die über sein Schicksal entscheiden; wer ein Sünder ist, dem nützen alle Särge und Amulette und Uschebtis nichts; man nimmt sie ihm fort und gibt sie einem Armen, der ein guter Mann gewesen ist. Noch waltet das Ungeheuer in der Unterwelt, das die Seelen verschlingt, und noch heißt es, es vernichte sie; aber schon hat sich die Phantasie des Volkes auch Strafen für die Bösen erdacht, die diese trotz ihrer Vernichtung erdulden müssen[1].« Damit wird es wohl auch zusammenhängen, daß die verschiedenen Strafen sehr ungleich auf die sieben Hallen verteilt sind. In der vierten Halle begegnen uns, soweit der Text überliefert ist, zwei Typen von Büßern, in der fünften nur der einzige Reiche,

[1] Erman: Ägyptische Religion[2] S. 252.

während andere noch auf das Urteil harren. Die sechste Halle ist besonders dürftig ausgestattet; die siebente scheint nur Verklärte vorauszusetzen. Mit den jüdisch-christlichen Apokalypsen verglichen, ist diese ägyptische Hölle geradezu armselig zu nennen, wohl ein Beweis dafür, daß wir uns hier erst am Anfang einer neuen Periode der ägyptischen Jenseitsvorstellungen befinden.

Erman sieht darin eine »natürliche Entwicklung« der ägyptischen Religion, die sich ohne fremde Einwirkung vollzog; dazu trat dann noch die Umbildung, die das Totenreich unter dem Einfluß der griechischen Ideenwelt erfuhr: Osiris-Serapis wurde zum Pluto und Thot zum Hermes. Auch das vorliegende Märchen zeigt diese Mischung ägyptischer und griechischer Bestandteile, und besonders deutlich in den Höllenstrafen. Die Motive von Tantalos und Oknos können, wie seit Albrecht Dieterichs Beweisführung feststehen dürfte, nur durch die orphisch-dionysischen Kulte verbreitet sein. »An den Küsten Kleinasiens bis zum Pontos überzogen sie Stadt und Land, und ganz besonders in Ägypten wuchs und erstarkte ihre Organisation. Immer mehr werden wir durch neue Funde aufgeklärt über diese verschüttete religiöse Welt[1].« Das Märchen vom Setme Chamoïs ist vor allem deswegen wichtig, weil es aus äußeren und inneren Gründen in den Beginn dieses hellenistischen Verschmelzungsprozesses gehört, dessen Blütezeit Dieterich in das zweite Jahrhundert n. Chr. setzt. Der vorliegende Text aber ist schon um ein Jahrhundert älter, und die Entstehung des Märchens muß sicher bis in die vorchristliche Zeit zurückreichen. Wenn auch für das Ganze nur die hellenistische Periode als Abfassungszeit in Frage kommen kann, mögen doch einzelne Motive aus einer noch älteren Zeit stammen.

Beachtenswert ist in dieser Hinsicht zunächst die Beerdigung des Armen in einer Matte; diese Bestattungsweise ist uns gerade aus Memphis für die ägyptische Spätzeit bekannt[2]. Es dürfte sich aber empfehlen, diesem chronologischen Befunde nicht allzu großes Gewicht beizulegen; denn derartige primitive Bräuche hat es doch wahrscheinlich auch zu anderen Zeiten gegeben[3]. Bedeutsamer ist die Beobachtung, daß dieser Zug memphitisches Lokalkolorit verrät. Er steht auch nicht für sich allein. Nach Memphis oder in seine nächste Umgebung weist ferner die Nachricht

[1] Albrecht Dieterich: Nekyia S. 228. [2] Vgl. Anhang I Anm. 6.
[3] Für das NR vgl. Quibell: Excav. at Saqqara, Cairo 1909. Taf. 58, 2.

Diodors, nach der die Aufführung der Danaiden- und, wie es scheint, auch der Oknossage in Akanthon bei Memphis stattfand. Beachtenswert ist drittens eine negative Tatsache, auf die mich Georg Möller aufmerksam macht: In den Papyris Rhind I und II (9 v. Chr.) wie im Totenbuch des Pamonthes (63 n. Chr.), die aus Theben stammen, herrschen noch im wesentlichen die aus älterer Zeit bekannten Anschauungen; danach war Memphis den griechischen Einflüssen stärker ausgesetzt als Theben[1]. Endlich ist viertens daran zu erinnern, daß der Hauptheld, der Prinz Chamoïs, Hoherpriester von Memphis war. So spielt das Märchen nicht bloß äußerlich in Memphis, sondern es muß dort auch entstanden sein oder dort wenigstens das gegenwärtige Gepräge erhalten haben.

Ebenso wichtig ist endlich die grausame Folter des Reichen, in dessen Auge sich die Höllentür dreht. Das ist lehrreich für die Kreise, aus denen das Märchen stammt; denn so erzählen nur Sklaven und kleine Leute, für die reich und gottlos naturgemäß identisch sind. Da das Märchen zu den volkstümlichen, »nichtliterarischen« Gattungen im Sinne Deissmanns[2] gehört, so versteht sich die Herkunft aus den niedersten Schichten des Volkes von selbst. Nicht ganz so selbstverständlich, aber ebenso sicher ist der spezifisch ägyptische Ursprung dieser Höllenstrafe, wie Griffith erkannt hat[3]. Sie knüpft an Türangelsteine an, die aus der Urzeit Ägyptens stammen; die bisher veröffentlichten Beispiele[4] kann man rund um 3800 v. Chr. ansetzen. Auf diesen Türangelsteinen sind gefesselte Feinde abgebildet, in deren Nacken sich der Türzapfen bewegt; vielleicht hat es daneben noch, wie man aus dem Märchen schließen darf, andere gegeben, bei denen das Auge (oder das Ohr) als Angel diente, wenn man nicht lieber mit Georg Möller annehmen will, daß immer das Auge gemeint, aber aus technischen Gründen, um den Kopf sichtbar zu machen, der Nacken gewählt sei. Schwerlich hat man in der Urzeit Feinde auf diese Weise gemartert; sicher genügt Grausamkeit allein nicht, um diese Sitte restlos zu erklären. Sie muß mit den Schwellenbräuchen zusammenhängen,

[1] Dies läßt sich auch sonst feststellen, z. B. in den Rechtsanschauungen, vgl. Möller: Zwei ägypt. Eheverträge aus vorsaït. Zeit (Abh. Berl. Akad. 1918 Nr. 3. S. 22 f).

[2] Adolf Deissmann: Licht vom Osten 3, Tübingen 1909. S. 2 ff.

[3] Vgl. Anhang I Anm. 9.

[4] Vgl. unsere Abb. 1, die den Türangelstein aus Hierakonpolis, jetzt in Philadelphia, nach einer Photographie des Berliner Museums (äg. Abt. Photo 6625) wiedergibt.

die man überall in der Welt und speziell auch im vorderen Orient findet; so sehr sie auch im einzelnen voneinander abweichen, so haben sie doch alle denselben Sinn: sie wollen böse Dämonen, Feinde, Unheil von der Schwelle fernhalten. Aus den zahlreichen Parallelen sei nur eine einzige mitgeteilt, die sich besonders nahe mit der ägyptischen Sitte berührt, wenn sie auch geographisch fernliegt: »Zur Abwehr von Feinden waren bei der illyrischen Grenze drei silberne Bildsäulen, die Hände auf dem Rücken gefesselt, an heiligem Ort vergraben, so daß ihr Gesicht nach Norden gewendet war. Als man sie aus der Erde nahm, brachen, wie Olympiodor berichtet, Goten, Hunnen und Thraker ein[1].« Statt des Hauses wird hier das Land durch magischen Abwehrzauber geschützt, und darum tritt für die Schwelle die Grenze ein, aber die Bedeutung ist dieselbe: die gefesselten Bilder sollen die Feinde fesseln[2].

Auf die Frage, wie weit die Vorstellung einer Hölle schon im alten Ägypten nachweisbar sei, antwortet Herr Georg Möller: »Der Glaube an ein regelrechtes Totengericht ist zu Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr., im Mittleren Reich, schon völlig ausgebildet. Da findet sich die Sündenwage[3] und auch schon Osiris als Totenrichter[4], der bereits in den Pyramidentexten des Alten Reiches gelegentlich als strafender Gott erscheint[5], während sonst in der Frühzeit der Sonnengott dieses Amtes waltet[6]. Wer die Prüfung nicht bestand, hatte die völlige Vernichtung von Leib und Seele zu befürchten, während die Gerechtfertigten jede Gestalt, die ihnen zusagte, annehmen konnten, auch den wieder frischgewordenen Leib,

---

[1] Otto Weinreich: Antike Heilungswunder. Gießen 1909, S. 107. Er verweist zum Beleg auf FHG IV S. 63 fr. 27.

[2] Andere Beispiele, die freilich nicht ganz so nahe verwandt sind, sind die Deposita, die man bei den Ausgrabungen in Palästina, Babylonien und anderswo gefunden hat und für die ich in der ThLZ 1913 Sp. 828 f. eine neue Deutung zu geben versucht habe. Ferner sei verwiesen auf die silbernen Figuren in Gezer, die ebenfalls hier einzureihen sind: anders R. A. S. Macalister: The Excavation of Gezer, London 1912, II S. 433 f. (vgl. Abb. 515). Über Schwellenhüter und ähnliches vgl. den instruktiven Aufsatz von J. G. Frazer: Folk-lore in the Old Testament (in den Anthropological Essays, presented to E. B. Tylor), Oxford 1907.

[3] Recueil de travaux relat. à l'Arch. et Phil. Eg. et Assyr. Bd. 32, S. 78: Anspielungen in den »Klagen des Bauern« (Literarische Texte des Mittleren Reiches, hrsg. von A. Erman, I, Leipzig 1908) Z. 149 f.

[4] Recueil Bd. 31 S. 173.

[5] Pyr. 145. Hinweis von Hrn. Erman.

[6] Recueil Bd. 30, S. 189.

in dem sie auf Erden gewandelt. Als Höllenstrafe erscheint vor allem das Verschlungenwerden: das Ungetüm, das dem Totengericht beiwohnt[1], heißt *Fresserin*[2], *Fresserin der Vielen*[3], *Totenfresserin*[4], einer der zweiundvierzig Totenrichter heißt *Schattenfresser*[5]. Höllenstrafen in mannigfacher Form finden sich in dem *Amduat*, einer religiösen Komposition des Neuen Reiches (etwa 1500 v. Chr.). Im allgemeinen ist in diesem Buche schwer zu scheiden zwischen Strafen für dämonische Widersacher des Sonnengottes und solchen, die an sündigen Menschen nach dem Tode vollstreckt werden; doch fehlt es auch hierfür nicht an einwandfreien Belegen, so z. B.: *O ihr Henkergottheiten, Gelingen sei euern Worten gegeben . . ., wenn ihr die Toten vernichtet und die Schatten zerschneidet, während die Frevler* (?) *und Bösewichter in euren Kesseln sind*[6] oder: *Sie* (die Henkerdämonen) *erquicken sich an der* (klagenden) *Stimme der Feinde und am Geschrei der Seelen und Schatten, die sie in ihre* (feurigen) *Gruben gestoßen haben*[7]. Von dem *großen Feuersee* hören wir schon in den Sargtexten des Mittleren Reiches[8]; die Anschauung, daß den Toten im Jenseits Enthauptung droht, ist schon in der fünften Dynastie, vielleicht sogar noch früher, nachweisbar[9]. Die Hölle (*ḥʿw*) befand sich nach der Vorstellung der Ägypter im Osten, im Lande *Bꜣḫ*[10], während die Seligen im Westen hausten.«

Die Angst vor dem Hungern und Dursten, die im Jenseitsglauben der Ägypter nach ihren Texten und Bildern eine große Rolle gespielt hat, ist ursprünglich von der Vorstellung des Totengerichts ganz unabhängig; es ist einzig Sache der Überlebenden, ihren verwandten Verstorbenen das entsetzliche Schicksal zu ersparen, daß sie den Unrat ihres eigenen Leibes verzehren müssen. Aber wenn die Verklärten mit Osiris essen und trinken, so konnte die Speise des Gottes leicht als Belohnung aufgefaßt werden; dann war es nur noch ein kleiner Schritt, daß der Gott zur Strafe Speise

[1] Vgl. dazu S. 42 und Anhang I Anm. 12.
[2] Totenbuch c. 125. Beischrift der Vignette.
[3] Buch vom Atmen, Berliner Exemplar P. 3154.
[4] Totenbuch c. 125. Vignette bei Ag ed. Naville, Großes Amduat, zweite Stunde.
[5] z. B. Berlin Inv. 43. Sarkophag der Spätzeit.
[6] Amduat, fünfte Stunde, nach dem Grab des Königs Sethos I, 28.
[7] Amduat, elfte Stunde, Sethos II; 26 f. Hinweis von Hrn. Erman.
[8] Lacau: Sarcoph. ant. I, 191; Roeder: Urkunden zur Rel. des alten Ägypten S. 217.
[9] Borchardt: Grabdenkmal des Königs Ne-user-reʿ, Leipzig 1907, S. 133.
[10] Hinweis von Hrn. Erman.

und Trank verweigerte. Darum wundert es uns nicht, wenn mit den altägyptischen Anschauungen griechische Vorstellungen wie die von Tantalos verschmolzen. Es scheint sogar, als ob sich auf ägyptischem Boden in hellenistisch-römischer Zeit eine selbständige Parallele zu den griechischen Tantalosqualen gebildet hat.

Herr Georg Möller schreibt mir dazu: »Daß in den spätesten ägyptischen Vorstellungen von der Unterwelt auch der dürstende Verdammte nicht gefehlt hat, scheint ein bemaltes Leichentuch des Berliner Museums aus Memphis-Saḳḳara (Inv. 11651) zu beweisen, das etwa dem Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. angehört (Abb. 6). Fast in Lebensgröße ist der Verstorbene zwischen Osiris und Anubis dargestellt. Neben den Häuptern befinden sich einige Bilder, von denen das rechts neben dem Kopf des Osiris — links oben auf dem Leichentuch, vgl. den größeren Ausschnitt auf Abb. 7 — besonders merkwürdig ist.

Auf Stufen[1] stehen oder sitzen drei kleine nackte schwarze Gestalten, die vor Osiris die Arme betend erheben. Sie sind ähnlich gezeichnet wie die Schatten auf religiösen Bildern des Neuen Reichs (z. B. Champollion Monuments, Taf. 244 aus dem Grab König Sethos' I, ferner Totenbuch ed. Naville, Kap. 92 Pc), doch abweichend von jenen ganz dünn, mit deutlich hervortretenden Gelenken, wie Haut und Knochen, mit anderen Worten als hüllenlose Mumien[2]. Eine vierte Gestalt dieser Art versucht den Eimer eines Schöpfapparats[3], mit dem ein hellfarbig, in der Kleidung der Lebenden gemalter Mann sich Wasser geschöpft hat, an ihren Mund zu bringen.

[1] Vgl. den bei Reitzenstein: Poimandres S. 9 f. mitgeteilten Text, in dem die verschiedenen Stationen der Unterwelt nicht wie in der Setmegeschichte und in den älteren ägyptischen Texten *Hallen*, sondern ΚΛΙΜΑΚΕΣ genannt sind.

[2] Ganz ebenso ist das Figürchen Berlin, Inv. 20472 (Höhe 5,7 cm, aus Ebenholz), gebildet (Abb. 8). Die Wiedergabe des zusammengefallenen Mumienkörpers ist ganz vorzüglich geraten, man vergleiche z. B. die gute Abbildung einer Mumie der Spätzeit bei Pettigrew, A history of egyptian mummies. London 1834, Tafel 1. Die Berliner Figur ist ein Gegenstück zu der von Bissing, ÄZ. Bd. 50, S. 65 f. besprochenen Schnitzerei. Auch diese wesentlich rohere Figur stellt übrigens eine Mumie, kein Skelett dar, wie Bissing meint: die Bauchgegend ist eingesunken, nicht leer, die Genitalien sind deutlich erkennbar. Daß beide Figuren mit der Erzählung bei Herodot (II 78) von dem *memento mori* beim Gastmahl der Ägypter zusammenzubringen sind, ist sicher. — Das Skelett statt der Mumie ist unägyptisch und eine Anpassung an den Geschmack der fremden Isisverehrer. Es findet sich zuerst in der bekannten Schilderung vom Gastmahl des Trimalchio (Petronius, Kap. 34).

[3] Das *schadûf* der heutigen Ägypter.

Der bekleidete Mann ist ein Verklärter, die schwarzen Gestalten sind Verdammte. Ganz ebenso sind die armen Sünder dargestellt, die die *Fresserin* verschlingt (Abb. 4), auch paßt zu dieser Erklärung die Nacktheit der schwarzen Gestalten im Gegensatz zu dem wohlbekleideten seligen Toten: nach der Setmegeschichte sind ja dem reichen Sünder seine Gewänder genommen und dem armen Gerechten gegeben worden.

Der Verklärte handhabt auf unserm Bilde das Schadûf regelrecht (vgl. z. B. die Darstellung in den Mémoires de la Mission au Caire Bd. 5, Tafel bei Seite 612, aus dem Neuen Reich), während das schwarze Wesen vor ihm aus dem Abgrund herauf verzweifelt nach dem Schadûfschwengel zu greifen versucht.«

Auch die sittlichen Gedanken, die in unserem Märchen das Totengericht ausschlaggebend bestimmen, sind nichts absolut Neues; den Bekenntnissen, die der Tote vor Osiris ablegen mußte, fehlte der ethische Gehalt nicht, wenngleich er durch Zauber und Amulette fast ganz erstickt war. Ehe sie selbst in Zauberwesen versank, mag die reinere orphische Religion, die einst sogar einen Pindaros und Platon fesselte, mitgeholfen haben, um auch in Ägypten dem ethischen Ideal einer gerechten Vergeltung im Jenseits den Sieg zu verschaffen.

Es wird die Hadesfahrt des Orpheus oder eines anderen orphischen Heros gewesen sein, die die Herzen der märchenfreudigen Ägypter eroberte und mit älteren Erzählungen der Ägypter gleicher Art verschmolz. Denn auch die Hadesfahrt des Chamoïs hat schon ihren rein ägyptischen Vorläufer in der Hadesfahrt des Königs Rhampsinit[1], wie bereits Maspero gesehen hat. Genauer gesagt, handelt es sich nicht um eine Parallele zu der Erzählung des Setme Chamoïs, sondern um diese Erzählung selbst, die dem Herodot vorlag; so betont mit Recht Georg Möller, der mir dazu schreibt: »Nach der ersten Setme-Erzählung[2] dringt Setme in ein Grab ein und spielt mit dem Toten ein Brettspiel, nach der zweiten[3] dagegen besucht er die Unterwelt. Wenn Herodots Rhampsinit in die Unterwelt steigt und mit der Totengöttin spielt, so hat Herodot oder sein Gewährsmann die beiden Abenteuer verwirrt. Ob man sie etwa zu Herodots Zeit von Rhampsinit erzählt hat oder, was das Wahrscheinlichere ist, Herodot, dem Setme[4] wohl be-

[1] Herodot II 122.
[2] I Ch. IV 26—30.
[3] II Ch. 1. 26 ff.
[4] Setme = Sethon; vgl. Spiegelberg, Äg. Zeitschr., Bd. 43, S. 91 ff.

kannt ist, die Erzählungen auf den genannten König übertragen hat, muß dahingestellt bleiben. Möglich wäre, daß die hübschen Darstellungen des mit seinen Haremsfrauen sich am Brettspiel vergnügenden RAMSES III. (= RHAMPSINIT) in Medinet Habu[1] die herodoteische Fassung der Erzählung beeinflußt haben.« Wenn auch bei der Kürze des von HERODOT mitgeteilten Bruchstückes Einzelheiten zweifelhaft sind, so ist doch die allgemeine Tatsache wertvoll, daß unsere Erzählung von der Hadesfahrt des Königssohnes bis in seine Zeit zurückreicht.

So liegt in unserem Märchen eine enge Vereinigung ägyptischen und griechischen Glaubens vor, die sich in der großen Fremdenstadt Memphis vollzogen haben muß: denn dort hat die Erzählung ihre gegenwärtige Gestalt gewonnen. Das ist begreiflich genug; da es dort seit der saïtischen Zeit ein eigenes griechisches Viertel gab, konnten griechische Religion und griechische Literatur seitdem von dort ausstrahlen. Stärkeren Einfluß übten sie wohl erst, als die Griechen zur herrschenden Schicht wurden.

Man wird es von vornherein wahrscheinlich finden, daß es neben der uns zufällig überlieferten Fassung des Märchens noch andere Varianten gegeben hat, vor allem solche, in denen die Erzählung von der Hadesfahrt des Königssohnes noch selbständig umlief. Innere Gründe bestätigen diese Hypothese; denn es bleibt eine Reihe von Fragen offen, die vermutlich in älteren und besseren Formen beantwortet wurden: Warum erhält gerade dieser Arme im Jenseits die Kleider jenes Reichen? Warum hat man den Reichen gerade in dieser Weise unter der Höllentür gemartert? Worin bestand die Sünde des Reichen? Eine Aufklärung darüber erwartet man zwar nicht in der Exposition, wohl aber am Schluß, der die jenseitigen Rätsel lösen will, soweit sie der Prinz geschaut hat. In diesem Punkt versagt die Analyse des Märchens; vielleicht helfen uns die anderen Rezensionen weiter, obwohl sie sekundär sind.

5. Daß die jüdische Erzählung vom Tode des Gerechten und des Zöllners und die ägyptische von der Hadesfahrt des Königssohnes historisch voneinander abhängen, läßt sich nicht gut leugnen. Sie stimmen nicht nur in der Hauptsache, sondern auch in charakteristischen Nebensachen überein. Der Rahmen, in dem beide überliefert sind, ist zwar nicht derselbe: die Geschichte von SIMON BEN SCHATACH und die vom SETME CHAMOÏS und

[1] LEPSIUS, Denkmäler, III 208a; ERMAN, Ägypten und ägyptisches Leben, S. 114.

seinem Sohne Si-Osire haben inhaltlich nichts miteinander gemeinsam, wohl aber gehören beide formell derselben Gattung des Zaubermärchens an. In diesem Rahmen stecken die kleinen Erzählungen, die uns hier genauer beschäftigen. Was sich schon aus der jüdischen Fassung erschließen ließ, bestätigt die ägyptische Rezension: Ursprünglich wurde das Jenseits leibhaftig geschaut, später wurde es Inhalt einer Traumvision; so ist das ägyptische Märchen zur jüdischen Legende geworden.

Der Aufriß ist hier wie dort der gleiche: Zwei Menschen sterben zu gleicher Zeit, von denen der eine, ein Gottloser, mit vielen Ehren, der andere aber, ein Frommer, ohne alle Ehren begraben wird. Dem Beobachter scheint es, als sei jener nicht nur im Diesseits, sondern auch im Jenseits der Bevorzugte, dieser hingegen der Benachteiligte. Aber die naive Meinung ist falsch; in Wirklichkeit findet eine Vertauschung der Rollen statt: Dem Gottlosen geht es schlecht, dem Frommen gut. Für das Jenseits gilt das Gesetz gerechter Vergeltung: Gott belohnt die Guten und bestraft die Bösen. Bei dieser Gelegenheit wird das Jenseits genauer geschildert, besonders die Strafen der Hölle, für die sich die Menschen stets lebhafter interessiert haben als für die Seligkeiten des Himmels.

Nicht alle Einzelheiten stimmen überein. Der Ägypter redet vom *Reichen* und *Armen*, der Jude vom *Zöllner* und *Schriftgelehrten*. Auch die Beobachter sind verschieden: dort ein *Prinz*, von einem *Zauberer* ins Jenseits geleitet, hier dagegen ein *Frommer*, von *Gott* oder von den *Engeln* belehrt. So entspricht es der Umwandlung aus dem Märchen in die Legende; das Märchen ist profan und wird vom gemeinen Volke gepflegt, die Legende ist heilig und stammt aus den Kreisen der Frommen. Daher wird hier auch die Wichtigkeit des Problems stärker betont als dort, indem die Person des Beobachters enger mit dem Erlebnis verbunden wird: Im ägyptischen Märchen handelt es sich um unbeteiligte Zuschauer, die zufällig das Begräbnis zweier Fremden sehen; die Beziehung wird erst künstlich dadurch hergestellt, daß sich der Prinz das Los des Reichen wünscht. In der jüdischen Legende dagegen ist einer der Verstorbenen ein Freund des Beobachters, und darum wirkt sein Schicksal viel unmittelbarer auf diesen ein; so wird aus der Neugier eine verzweifelte bange Frage, die bis zum Unglauben führt. Aber alle diese Abweichungen sind geringfügig. Bedeutsam ist nur, daß in der jüdischen Rezension die verschiedene Art der Bestattung selbst zu einem Problem geworden ist,

das durch eine sorgfältig durchdachte Vergeltungstheorie gelöst wird. Die Vermutung, die sich uns von vornherein aufdrängte, bestätigt sich jetzt: hier liegt eine sekundäre Neuerung vor, die als spezifisch jüdisch gelten muß.

Dennoch kann uns auch die starke Differenz den Glauben an die Identität der Erzählungen nicht rauben. Denn auf der andern Seite stimmen sie nicht nur im ganzen Aufbau, sondern auch in frappanten Einzelzügen überein. Auf den wörtlichen Anklang bei der Beerdigung wird man zwar kein großes Gewicht legen dürfen; denn der Unterschied zwischen einer ehrenvollen und nicht ehrenvollen Bestattung ist durch die Natur der Sache gegeben: dem einen muß notwendig ein großes, dem andern dagegen ein kleines oder gar kein Gefolge zuteil werden. Wohl aber ließ sich das jenseitige Los sehr verschieden ausmalen; tatsächlich weichen ja auch die jüdischen Varianten in dieser Beziehung voneinander ab. Aber was sich aus inneren Gründen als das Ursprüngliche erkennen ließ, stimmt genau mit dem ägyptischen Märchen überein. Wenn der Fromme hier wie dort seinen Thron in der Nähe der Gottheit erhält, so mag man auch das für selbstverständlich halten; aber die Strafe des Gottlosen ist so einzigartig, daß sie nicht zweimal erfunden sein kann. Zwar lassen alle jüdischen Fassungen, die uns überliefert sind, den Zapfen der Höllentür in das *Ohr* des Sünders eingesenkt sein, während die ägyptische Rezension vom *Auge* redet; indessen hat außerhalb unserer Erzählung die Höllenfahrt des Josua ben Levi noch das Ursprünglichere bewahrt. Wir begreifen jetzt auch noch besser, warum die Juden gerade den Pharao unter die Angel der Höllentür legten oder warum sie den Gottlosen *Amonofis* nannten, kam doch die Vorstellung aus Ägypten. Mochten ägyptische Erzähler bei dem starken Antisemitismus, der dort herrschte, von einem Juden als dem grausam gemarterten Feind ihres Landes fabeln oder nicht, jedenfalls lag es für den ägyptischen Juden am nächsten, den an die Höllenschwelle gefesselten Gegner für einen Ägypter auszugeben.

Aber die Übereinstimmung geht noch weiter. Wenn der gottlose Zöllner nach andern Varianten seine Zunge vergeblich nach dem Wasser ausstreckt, so ist auch diese Tantalosqual dem ägyptischen Märchen nicht fremd; es ist nur eine kleine Verschiebung eingetreten in der Verteilung der Strafen. Wiederum ist die Verbindung des Tantalosmotivs mit dem Höllentürmotiv so charakteristisch, daß jeder Zufall und jede selbständige Erfindung ausgeschlossen ist. Bei der Kürze der jüdischen Fassung ist die

Verquickung der verschiedenartigen Strafen noch viel unnatürlicher als im ägyptischen Märchen, wenigstens für jeden Menschen, der sinnlich-anschaulich zu denken gewohnt ist. Denn eben hat man sich Himmel und Hölle als eine Landschaft vorgestellt mit Bäumen und Quellen oder auch einen Strom, auf der einen Seite den selig wandelnden Frommen, auf der andern den verschmachtenden Zöllner, als plötzlich das Bild von der Höllentür zu der Idee eines Hauses zwingt. So setzt auch die jüdische Legende Hallen im Jenseits voraus, obwohl sie in der gegenwärtigen Form nicht mehr davon redet; mittelalterliche Überlieferungen, die bezeichnenderweise wiederum (wie das Höllentürmotiv) unter dem Namen Josuas ben Levi umlaufen, kennen sie noch[1] und mögen darum eine entfernte Verwandtschaft mit unserer Erzählung besitzen. Wie weit im einzelnen die Höllenstrafen, die uns in den Darke Teschuba (E) begegnen, auf älterer Tradition beruhen, mag hier dahingestellt bleiben; es sei nur daran erinnert, daß sich der dort klar ausgesprochene Grundsatz der Wiedervergeltung an den sündigen Gliedern bis in die pythagoreischen Kreise zurückverfolgen läßt[2].

Man darf nach alledem mit voller Sicherheit behaupten, daß die jüdische Legende vom Tode des Gerechten und des Zöllners auf das ägyptische Märchen von der Hadesfahrt des Königssohnes zurückgeht. Ägyptische Juden haben die Erzählung übernommen, vielleicht in Alexandria, mit dem Jerusalem durch einen besonders regen Verkehr verbunden war, vielleicht aber auch in Memphis direkt, wo neben Griechen auch Juden und Semiten aus aller Welt zusammenkamen. Die Sprache dieser Juden war griechisch. Als dann der Stoff schriftlich oder mündlich nach Palästina verpflanzt ward, wurde er in der aramäischen Landessprache weiter verbreitet. Bisher ließ sich seine Existenz erst für das zweite Jahrhundert n. Chr. nachweisen; er muß aber schon in vorchristlicher Zeit vorhanden gewesen sein, wenn das Gleichnis Jesu von ihm abhängig ist.

6. Das Gleichnis Jesu steht dem ägyptischen Märchen ferner als die jüdische Legende, wenigstens wenn man der oberflächlichen Betrachtung trauen darf; und darum erhebt sich aufs neue die ernste Frage, ob wirklich eine Abhängigkeit angenommen werden muß, oder ob man nicht mit

[1] Vgl. A. Wünsche, Aus Israels Lehrhallen, III. S. 80ff. Dort findet, wer suchen will noch weitere Parallelen.

[2] Vgl. A. Dieterich, Nekyia, S. 209f. — Feuer im Munde, Apokr. Petri 29: an den Schamteilen aufgehängt, Lukian vera hist. II 31 (dazu Dieterich, Nekyia, S. 204. 208).

einer selbständigen Erfindung des Stoffes auskommen kann. Daß ein Reicher in die Hölle, ein Armer ins Himmelreich eingeht, konnte man natürlich überall glauben, wo sich die Frommen wesentlich aus den Kreisen der Armen rekrutierten; und warum sollten nicht auch andere Einzelheiten zufällig übereinstimmen, ohne entlehnt zu sein? Diese Möglichkeit ist abzuweisen, falls sich im Gleichnis Brüche aufzeigen und diese Brüche durch Heranziehung der anderen Rezensionen erklären lassen, oder falls gar vom Gleichnis Jesu aus die anderen Fassungen Licht empfangen sollten.

Die Exposition beschränkt sich nicht, wie im Ägyptisch-Jüdischen, auf die Tatsache des Todes, sondern schildert in Kürze die verschiedene Lebensführung des Reichen und des Armen. Der Reichtum wird erstens an der Kleidung[1] und zweitens an dem täglichen Schlemmen veranschaulicht. Beim Armen vermißt man eine Angabe über die Kleidung, um so mehr, als das ägyptische Märchen diesen Wunsch befriedigt; es spricht zwar nur von der Matte des Armen und der reichen Grabausstattung des Vornehmen, aber dabei ist die Kleidung stillschweigend mit eingeschlossen, wie aus der Fortsetzung deutlich hervorgeht. Für den Armen des Evangeliums ist vielmehr bezeichnend erstens, daß er an der Tür des Reichen liegt und ihn prassen sieht, während er sich mit den Brotresten begnügen muß, und zweitens, daß er Schmerzen leidet infolge seines Aussatzes. Der Gegensatz gegen das Wohlleben des Reichen, der seine Tage inmitten fröhlicher Gäste herrlich und in Freuden verbringt, ist scharf herausgearbeitet und durch die Krankheit noch verstärkt worden: Um den Armen kümmert sich kein Mensch, seine einzige Gesellschaft sind die widerlichen Hunde[2], die ihm seine Schwären lecken.

Man würde erwarten, daß gegenüber dem Armen mit seinem Aussatz die Gesundheit des Reichen ausdrücklich hervorgehoben würde, obwohl sie anderseits auch als selbstverständliche Voraussetzung aufgefaßt werden kann. Es kommen aber andere Gründe hinzu, um unsere Bedenken zu verstärken. Der Aussatz mag eine charakteristische Zugabe zur Armut

[1] Die Zusammenstellung von *Purpur* und *Byssos* findet sich auch sonst: Prov. 31, 22 (29. 40 LXX); Esth. 8, 15; Apk. Joh. 18, 12. 16, ist aber sehr merkwürdig, weil sie die spezifisch semitische Kleidung (purpurgefärbte Wolle) mit der spezifisch ägyptischen (weiße Leinwand [nicht Baumwolle]) verbindet.

[2] Wer die orientalischen Hunde kennt, weiß, daß sie nicht zu den Haustieren, sondern zu den wilden Tieren gehören; die richtige Erklärung bei JÜLICHER: Gleichnisreden II, S. 620 f.

sein, jedenfalls ist er überflüssig und sogar unpassend, weil die Aussätzigen als unrein gemieden und aus den bewohnten Quartieren ausgestoßen werden; ihr Platz ist nicht nur außerhalb des Hauses, sondern sogar außerhalb der Stadt. Wollte man das Liegen vor der Tür noch besonders erklären, obwohl das bei einem Armen nicht unbedingt notwendig war, so hätte das Motiv der Lahmheit dieser Forderung besser genügt[1]. Demnach ist der Aussatz, der in den anderen Rezensionen mit Recht fehlt, ein sekundärer Zug, dessen Ursprung leicht begreiflich ist, seitdem wir durch Littmann[2] wissen, daß das aramäische *meskên* = πτωχός zugleich die Nebenbedeutung *aussätzig* hat. Damit soll nicht gesagt sein, das griechische πτωχός heiße hier so viel wie *aussätzig* — das hat man mit Recht abgelehnt, weil nachher ausdrücklich von der Krankheit gesprochen wird — sondern: Wer von einem *meskên* erzählte, dachte ihn sich unwillkürlich auch als Aussätzigen und deshalb hat sich dieses Motiv mit einer gewissen Notwendigkeit in die Geschichte eingeschlichen.

Neu und einzigartig ist auch der Name für den Armen, während der Reiche namenlos bleibt, gerade umgekehrt wie in der jüdischen Fassung; dem Christen erschien der Fromme, dem Juden der Gottlose und sein Schicksal als die Hauptsache. Warum Jesus gerade den Namen Λάζαρος wählte, läßt sich nicht sicher sagen; vielleicht wegen seiner durchsichtigen Etymologie, würde doch *Gotthilf* eine treffende Bezeichnung des von allen Menschen Verlassenen sein[3].

Das Evangelium stellt schon im Diesseits eine enge Verbindung zwischen den beiden Hauptpersonen her: Der Reiche liegt an vollgedeckter Tafel, der Arme an seiner Türschwelle. So erwarten wir, daß ihr Los auch im Jenseits aneinander gekettet ist. Nach seinem Tode wird Lazarus von den Engeln *in Abrahams Schoß* getragen; dort sieht ihn der Reiche *liegen*. Das bedeutet ohne Zweifel einen Ehrenplatz im Himmel. Der Ausdruck weist auf ein Haus oder eine Halle, jedenfalls auf einen geschlossenen Raum mit einer Ruhebank. Der nächstliegende Gedanke wäre der eines himmlischen Gastmahls[4]: dann würde das Jenseits das

[1] Vgl. Act. 3, 2.

[2] Enno Littmann: Zur Bedeutung von *miskin* (Zeitschr. f. Assyr. XVII, 1913. S. 262 f.)

[3] An der Etymologie von אלעזר. לעזר kann kein Zweifel sein; de Lagardes לא עזר *hilflos* kommt nicht in Frage.

[4] Auf Grund von Joh. 13, 23. So auch Johannes Weiss.

Spiegelbild des Diesseits sein: Jetzt liegt der Arme neben Abraham an vollgedeckter Tafel, der Reiche dagegen an der Türschwelle hat das Zusehen. Die Idee der himmlischen Mahlzeit ist auch sonst dem Urchristentum nicht fremd[1], und sie würde hier ausgezeichnet passen; immerhin aber ist zunächst zu betonen, daß sie verdunkelt ist. Wenn Lazarus im folgenden gebeten wird, einen Finger ins Wasser zu tauchen, so wird er nicht bei Tisch vorgestellt; denn dann hätte er Wein oder mindestens ein Wassergefäß zur Hand. Den Finger nimmt man unterwegs in der freien Natur; mit anderen Worten: hier liegt das Bild einer Landschaft vor, die freilich auch nicht deutlich beschrieben wird. Daß es im Paradies Wasser gibt, versteht sich am Ende von selbst, aber ein guter Erzähler würde es trotzdem sagen. Nach den jüdischen Fassungen würden wir an den Paradiesstrom denken, der dem Lazarus zugänglich ist, während der Reiche an das Wasser nicht herankommen kann; die im folgenden erwähnte Schlucht würde sich gut in ein solches Landschaftsbild fügen.

Damit ist der innere Widerspruch klar: Das Liegen in Abrahams Schoß, das heißt das Liegen an einer Tafel, setzt einen geschlossenen Raum, das Tauchen des Fingers ins Wasser und noch deutlicher die Kluft setzen dagegen eine offene Landschaft voraus. Genau denselben Bruch innerhalb der Jenseitsvorstellungen haben wir in dem ägyptischen Märchen und in der jüdischen Legende kennen gelernt; schon damit wäre ihre historische Zusammengehörigkeit über jeden Zweifel erhaben. Es kommt aber hinzu, daß uns der Bruch nirgends in so krasser Form entgegentritt wie gerade im Gleichnis Jesu. Denn fast überall ist wenigstens die Antithese zwischen dem Frommen und dem Gottlosen gewahrt und die Verwirrung erst durch die Einführung neuer Höllenbewohner angerichtet worden. So lautet die erste Antithese, die mit dem Bilde des Hauses zusammenhängt: Der Fromme hat seinen Ehrenplatz neben der Gottheit, der Gottlose dagegen seinen Marterplatz unter der Höllentür; die zweite Antithese, die eine offene Landschaft voraussetzt, läßt sich etwa so formulieren: Der Fromme wandelt unter herrlichen Bäumen neben dem Wasser, während der Gottlose es nicht erreichen kann und Tantalosqualen leidet. Im Gleichnis des Evangeliums aber sind das erste Glied der ersten und das zweite Glied der zweiten Antithese miteinander

[1] Vgl. Hen. 62, 14; Matth. 26, 29; Luk. 22, 30; Apk. Joh. 3, 20.

verbunden: Der Fromme hat seinen Ehrenplatz neben Abraham, während der Gottlose Tantalosqualen leidet. Eben durch diese Vertauschung der Glieder ist die unklare oder doppelte Vorstellung vom Jenseits als einem Hause oder einer Landschaft hervorgerufen worden.

Wie das Gleichnis Jesu erst durch die Heranziehung der andern Rezensionen in seiner Eigenart scharf erfaßt werden kann, so strahlt es nun seinerseits Licht auf die Varianten, sogar auf das ägyptische Märchen, aus, so daß die These eines literarhistorischen Zusammenhangs vollends unumstößlich wird. Das Evangelium verbindet die beiden Hauptpersonen, deren Schicksal es im Jenseits einander gegenüberstellt, schon im Diesseits: Der Arme liegt an der Tür des Reichen; so begreifen wir die Zusammengehörigkeit dieses Armen und dieses Reichen. Nach dem ägyptischen Märchen sind beide im Diesseits einander fremd, sie sterben nur zufällig an demselben Tage; im Jenseits dagegen wird ihr Los enger miteinander verflochten, als es bei Jesus der Fall ist: dieser Arme erhält die Grabausstattung dieses Reichen. Wir würden uns nicht wundern, wenn es im Evangelium hieße — und so mag es tatsächlich einmal geheißen haben —: als Lazarus in Abrahams Schoß getragen war, da kleideten ihn die Engel in Purpur und Byssos. Aber die Identität des Todestages im ägyptischen Märchen ist keine genügende Motivierung für den Gewandtausch. Das Rätsel würde sich sofort lösen, wenn man die Exposition des christlichen Gleichnisses auch für die ägyptische Erzählung gelten ließe: Weil dieser Reiche sich gerade um diesen Armen hier auf Erden nicht gekümmert, sondern ihn hatte hungern und darben lassen, darum eben mußte er gerade jenem im Jenseits alle die Kostbarkeiten abtreten, die er mitgebracht hatte. Wenn diese Vermutung zutrifft, dann muß das ägyptische Märchen noch in anderen und besseren Fassungen umgelaufen sein als in der uns zufällig überlieferten Form.

Dafür spricht in der Tat noch eine zweite Erwägung. Es ist uns zwar klar geworden, daß die Höllentürmarter eine spezifisch ägyptische Erfindung sein muß, aber noch harrt die Frage der Beantwortung, warum man gerade diese Folter, die sich zunächst auf den Feind bezieht, auf den Reichen übertragen hat. In der jüdischen Rezension ist ebensowenig wie in der ägyptischen ein inneres Verhältnis der Strafe zu der Sünde erkennbar. In der christlichen Fassung fehlt die Marter ganz, dennoch wäre sie gerade hier gut angebracht. Denn dem Liegen an der Tür hier auf Erden würde das Liegen an der Höllenschwelle genau entsprechen. Man wird

also annehmen müssen, daß auch diese Einzelheit aus der Exposition des christlichen Gleichnisses schon auf ägyptischem Boden ihre Vorläufer hatte; dann erst wird das Märchen ganz verständlich: Zur Strafe dafür, daß der Reiche diesen Armen an seiner Schwelle erbarmungslos gemartert hatte, wurde er selbst an der Schwelle der Hölle für alle Ewigkeit gefoltert. Dies Prinzip des *ius talionis* stimmt zu den zwar nicht ganz gleichen, aber doch verwandten Beispielen des Tantalos und Oknos.

Noch ein drittes kommt als Bestätigung hinzu. Als die Sünde des Reichen erscheint im Gleichnis Jesu die Hartherzigkeit: Er kümmert sich weder um den Hunger und Durst, noch um die Schmerzen des Armen, der an seiner Tür liegt. Dazu paßt als Vergeltungsstrafe im Jenseits die Umkehrung: Der Arme im Schoß Abrahams, ursprünglich, wie es scheint, an der himmlischen Tafel, der Reiche dagegen in Durstqualen verschmachtend. Man begreift jedenfalls sehr gut, daß diese Folter die der Höllentür völlig verdrängt hat, da sie mit der Art der Sünde durchaus im Einklang steht. Im ägyptischen Märchen erfahren wir vom Reichen nur, daß er seine Strafe redlich verdient hat; aber worin seine Sünde bestand, wird nicht gesagt, obwohl es in einer guten Geschichte hätte erzählt werden müssen. So darf man auch aus diesem Grunde eine Lücke vermuten und lieblose Hartherzigkeit gegen den Armen speziell, dem er im Jenseits seine Grabausstattung abtreten muß, für seinen Frevel halten. Dafür spricht auch die jüdische Rezension, die hier der christlichen zu Hilfe kommt. Der Zusammenhang zwischen den Hauptpersonen ist dort zwar ebenso locker wie in dem ägyptischen Märchen: Der Zöllner und der Schriftgelehrte sterben an demselben Tage oder bald hintereinander, haben aber sonst nichts miteinander zu tun. Man nimmt auch keinen Anstoß daran, da die beiden auch im Jenseits ohne Verbindung nebeneinander stehen: Der eine hat dies, der andere das entgegengesetzte Schicksal. Dennoch wäre es gerade in dieser Rezension leicht gewesen, die Fäden enger zu schlingen und dadurch das Ganze interessanter zu gestalten, wenn man den Armen, der das Brot findet, mit dem verstorbenen Frommen identifiziert hätte; vielleicht war dies einmal der Fall, aber für die gegenwärtige Erzählung trifft das nicht zu. Jedenfalls erscheint als die Hauptsünde des Zöllners wie beim Reichen des Evangeliums die Hartherzigkeit, wenn ihm als ein besonderes Verdienst zugeschrieben wird, daß er einmal den Armen oder einem Armen zufällig etwas zu essen gab. Da die jüdische Rezension in

diesem Punkte mit der christlichen übereinstimmt, wird man ein Recht haben, beide auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen.

Als das Resultat der drei zuletzt angestellten Erwägungen ergibt sich der bündige Rückschluß, daß das ägyptische Märchen von dem Verhältnis des Reichen und Armen im Diesseits einst ähnlich erzählt haben muß wie das Gleichnis Jesu: Der Reiche zeichnet sich durch Hartherzigkeit aus; während er selbst praßte, ließ er gerade diesen Armen an seiner Schwelle hungern. Dem entspricht das jenseitige Los: Während der Reiche an der Schwelle der Hölle gefoltert wird, hat der Arme seinen Ehrenplatz im Himmel und nimmt am göttlichen Mahl teil. Dieser letzte Zug, der im Evangelium noch deutlich erkennbar ist, fehlt zwar in der uns überlieferten Fassung des ägyptischen Märchens, darf dort aber unbedenklich vorausgesetzt werden und war vielleicht in anderen Varianten ausdrücklich ausgesprochen. Denn das Essen und Trinken mit Osiris oder neben Osiris spielt im Jenseitsglauben der Ägypter eine so große Rolle, daß man keine besonderen Belege dafür anzuführen braucht; man lese nur eine beliebige Seite des von Günther Roeder so bequem zugänglich gemachten Totenbuches[1]. Wenn im Urchristentum das jenseitige Leben öfter unter dem Bilde der himmlischen Mahlzeit beschrieben wird[2], so kann wohl kaum ein Zweifel sein, daß diese nichtjüdische Idee ägyptischen Ursprungs ist. Die einzige Religion, die ihr den Rang streitig machen könnte, ist die der orphischen Kreise, die ebenfalls συμπόσια τῶν ὁσίων kannten[3] und deren Einwirkung Albrecht Dieterich für gewiß hält[4].

Orphische Vorstellungen sind in der Tat mit verwandten ägyptischen Anschauungen zusammengeflossen, wofür gerade das vorliegende Märchen mit den Tantalos- und Oknosmotiven einen unbestreitbaren Beweis liefert. Im Gleichnis Jesu ist freilich von Oknos überhaupt nicht mehr die Rede; das Tantalosmotiv ist zwar noch vorhanden, aber doch so verdunkelt, daß

[1] In den: Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Jena 1915, S. 224 ff.; vgl. z. B. S. 284 f.

[2] Vgl. o. S. 49 Anm. 1.

[3] Platon: Rep. II 6 S. 363 CD; vgl. dazu Erwin Rohde: Psyche[4] S. 129, Anm. 3.

[4] Nekyia S. 79 Anm. 4. Dieterich erinnert daran, daß sich freilich ähnlicher Glaube bei den verschiedensten Völkern finde, und wählt einige Beispiele aus der germanischen, indischen und mittelamerikanischen Religion: die nächstliegende ägyptische hat er ganz übersehen. Orphische Einflüsse aufs Neue Testament muß man sich doch wohl immer über Ägypten vermittelt denken.

man es ohne die ägyptisch-jüdischen Varianten der Erzählung nicht sicher bestimmen könnte. Dafür aber bietet das Evangelium einen anderen eigenartigen Zug, mit dem man bisher nichts Rechtes anzufangen wußte: die einzige wirkliche Parallele zu der Kluft, die Paradies und Hölle voneinander scheidet, findet sich, wie man längst erkannt hat, bei PLATON. In der »Republik«[1] schildert er die Schlünde, zwischen denen die Richter sitzen; die Gerechten steigen rechts hinauf zum Himmel, die Ungerechten links hinab zum Tartaros. Die *unheilbaren* Sünder und die noch nicht genügend gebüßt haben, läßt die Kluft nicht durch, sondern brüllt bei ihrem Herannahen. Hier haben wir ein Landschaftsbild, das zum Gleichnis Jesu stimmt, soweit dies ein Landschaftsbild voraussetzt. Es gehört auch mit den orphischen Tantalos- und Oknosmotiven zusammen, sofern es ebenfalls orphischen Ursprungs ist; denn die Vision des Pamphyliers ER bei PLATON ist der Hadesfahrt des Orpheus nachgebildet[2] und enthält auch sonst orphische Traditionen[3]. Solange die Vorstellung von der Kluft isoliert blieb, konnte man sie für einen »gelehrten Nachtrag zur Topographie des Jenseits« erklären[4]; jetzt aber, wo sie in einen größeren Zusammenhang eingereiht ist, wird man sie gerade wegen ihrer Vereinzelung als eine besonders kostbare Reliquie heilig halten. So muß auch dieser Zug aus einer älteren Überlieferung stammen, obwohl er in dem ägyptischen Märchen fehlt, das wir besitzen.

Demnach hat das ägyptische Märchen von der Hadesfahrt des Königssohnes zweifellos den Vorläufer des Gleichnisses vom reichen Mann und armen Lazarus gebildet. Die Urfassung, aus der sich alle späteren Formen erklären lassen, ist freilich nirgends bewahrt. Im allgemeinen steht ihr das ägyptische Märchen am nächsten, wenn auch verschiedene Anzeichen im Evangelium darauf hindeuten, daß es noch eine andere und bessere Variante gekannt hat. Eben deshalb, weil es noch Rückschlüsse auf die Urfassung gestattet und einzelne ursprüngliche Züge behalten hat, ist das Gleichnis Jesu auf der zweiten Stufe anzusetzen; denn im allgemeinen ist es sekundär gegenüber dem ägyptischen Märchen. Die jüdische Rezension, die am stärksten umgebildet ist, gehört erst an die dritte Stelle.

---

[1] X 13 S. 614 B ff.

[2] O. GRUPPE: Griechische Mythologie und Religionsgeschichte S. 1030.

[3] ALBRECHT DIETERICH: Nekyia S. 114 ff., 125 ff.

[4] So GRESSMANN im Protestantenblatt 1916 Sp. 259.

Da die jüdische Legende und das christliche Gleichnis aus derselben Wurzel entsprossen sind, so erklärt sich daraus eine Eigentümlichkeit, die ihnen beiden gemeinsam ist gegenüber den sonst geläufigen Jenseitsvorstellungen im Judentum und Christentum. Die israelitische Religion kennt nur ein Schattendasein der Seele nach dem Tode. Der Auferstehungsglaube, zu dem notwendig auch das Wiederlebendigwerden des Leibes gehört, ist erst seit der hellenistischen Zeit, zweifellos unter fremdem Einfluß, eingedrungen und hat sich nur allmählich und unter starkem Widerspruch durchgesetzt; noch zur Zeit Jesu wollen weite Kreise des Judentums nichts von ihm wissen, wie die Sadduzäer. Fast überall nun, wo uns der Auferstehungsglaube im jüdisch-christlichen Schrifttum begegnet, hat er die Form angenommen, die dem persischen Auferstehungsglauben eigentümlich ist: Der Leib wird erst am Ende der Tage aus dem Grabe herauskommen: die Seele lebt unterdessen in der Scheol. Nur an ganz wenigen Stellen wird vorausgesetzt, daß Leib und Seele unmittelbar nach dem Tode ins Jenseits eingehen und daß die Scheidung in Selige und Verdammte sofort eintritt. Das ist auch in der vorliegenden Erzählung der Fall, und so entspricht es dem ägyptischen Glauben[1]. Statt nun fälschlich Anschauungen von einem Zwischenzustand in unsere Geschichte hineinzulesen, die nichts davon weiß, hätte man mit größerem Recht auf den ägyptischen Ursprung dieses literarischen Stoffes schließen sollen[2]. Die Übereinstimmung der jüdischen Erzählung mit dem christlichen Gleichnis in den Jenseitsvorstellungen ist jedenfalls sehr beachtenswert und bestätigt ihre Zusammengehörigkeit.

Um nun die Originalität des Evangeliums zu erfassen, ist es notwendig, mehr als bisher geschehen, uns den Aufbau des Ganzen klar zu machen und auf die entscheidenden Unterschiede zu merken: dazu bedarf es einer kurzen Wiederholung.

Das ägyptische Märchen geht von einem bestimmten Ereignis im Leben des Chamoïs aus: Eines Tages sieht er zwei Leichenbegängnisse un-

[1] Über die Totenauferstehung bei den Ägyptern vgl. Adolf Erman: Ägyptische Religion² S. 111 ff. und oben S. 39.

[2] Bei den orphischen Büßern in der Unterwelt wird zwar auch die Existenz des Leibes vorausgesetzt gegenüber dem sonstigen Schattendasein der Seele im Hades: dennoch ist für die orphischen Kulte die Seelenwanderungslehre charakteristischer als der Auferstehungsglaube. Da jene im Judentum und Christentum keine große Rolle gespielt hat, darf man auch den Einfluß der orphischen Religion nicht überschätzen.

mittelbar hintereinander, das eines Reichen und das eines Armen. Er empfängt einen tiefen Eindruck und die Frage bewegt ihn, wie es den beiden Toten wohl im Jenseits ergehen werde; naiv setzt er voraus, daß dort dieselben sozialen Werturteile gelten werden wie hier auf Erden, daß es also die Reichen auch dort besser haben als die Armen. Damit ist das Thema des Erzählers klar herausgearbeitet: diesem naiven Glauben will er ein Ende bereiten durch die Schilderung der jenseitigen Wirklichkeit. Er könnte sich mit einer Beschreibung durch Si-Osire begnügen; denn als ein wiedererstandener Toter muß dieser Zauberer das Totenreich genau kennen. Er offenbart sein Wissen auch, indem er seinem Vater das Schicksal des Armen im Jenseits wünscht. Aber Chamoïs glaubt ihm nicht, sondern zweifelt an der Liebe seines Sohnes. Da nimmt ihn Si-Osire persönlich mit ins Totenreich, auf daß er sich mit eigenen Augen von der Wahrheit überzeuge: denn gegen das, was er selbst gesehen hat, gibt es keine Widerrede. — Jetzt folgt die Schilderung der Unterwelt mit ihren sieben Hallen; und der Höllenwanderer wundert sich gewaltig über alles, was ihm gezeigt wird. — Dann erst, am Schluß, wird ihm die Auflösung der Rätsel zuteil. Zu seiner großen Überraschung lernt er, daß im Jenseits nicht wie im Diesseits das Soziale den Ausschlag gibt, sondern das Ethische. Dort wird nicht gefragt, ob jemand arm oder reich ist, sondern nur, ob er gut oder schlecht ist und ob er vor dem Gott, der seine Taten wägt, als gerecht dasteht. Von diesen sittlichen Eigenschaften der Verstorbenen durfte Chamoïs vorher noch nichts wissen, weil sonst die Spannung der Erzählung verringert wäre. — Das Märchen will nicht nur die Idee der Vergeltung im Jenseits einprägen, sondern zugleich auch eine genaue Schilderung der Totenwelt geben.

Das Gleichnis Jesu ist nicht mehr mit einem bestimmten Ereignis verbunden, weder im Leben Jesu noch im Leben einer erdichteten Person wie des Prinzen (ägyptische Rezension) oder des Frommen (jüdische Rezension); der äußere Anlaß interessiert nicht mehr, das nackte Problem ist übriggeblieben. Damit hängt ein zweites zusammen: Die Lösung erfolgt weder dadurch, daß ein Toter erscheint und sicheren Aufschluß gibt (Si-Osire), noch dadurch daß der Mensch selbst ins Jenseits geführt wird (Chamoïs), noch dadurch, daß der Fromme im Traume das Totenreich schaut (Talmud), sondern der Erzähler schildert von sich aus, was geschieht; er behauptet, statt zu beweisen oder auch nur einen Beweis zu versuchen.

Besonders lehrreich ist nun die Tatsache, daß er über seine eigene Glaubwürdigkeit reflektiert. Die Skepsis, die jemand gegen seine Schilderung hegen könnte, legt er dem Reichen in den Mund: Wäre es nicht überzeugender, wenn etwa ein Toter wiederkäme und den Lebenden verkündete, wie es im Jenseits hergeht? Aber dieser Gedanke wird ausdrücklich abgelehnt, nicht als unmöglich, wie wir nach moderner Anschauung erwarten würden, sondern als überflüssig: Die Menschen sollten auch so wissen, was sie zu tun haben.

Da nun in dem ägyptischen Märchen die von Jesus erwogene, aber zurückgewiesene Möglichkeit einer Sendung des Toten an die Lebenden tatsächlich durchgeführt ist und da dort dem wiedergekehrten Toten tatsächlich nicht geglaubt wird, so nimmt hier Jesus ohne Zweifel auf die Märchenfassung Rücksicht und gestaltet sie mit bewußter Polemik um. Auch rein äußerlich betrachtet, muß der zweite Teil des Gleichnisses als einzigartig gelten, weil die anderen Rezensionen keine Parallelen dazu enthalten. Statt für sekundären Zusatz muß man ihn vielmehr für die originale Pointe des Ganzen erklären.

Es ist wohl zu verstehen, wenn im Anschluß an die Tübinger auch gegenwärtige Forscher wie Jülicher, Wellhausen, Johannes Weiss u. a. das Gleichnis in zwei Hälften[1] zerlegen und nur die erste für ursprünglich ausgeben. Die beiden Hauptgründe, die man dafür anführt, sind durchaus einleuchtend: Erstens könnte die Erzählung mit v. 25 oder 26 gut schließen, ohne daß man etwas vermissen würde; zweitens wird das Thema ein anderes: Während vorher die beiden Verstorbenen die Hauptpersonen waren, treten jetzt ihre überlebenden Verwandten in den Mittelpunkt des Interesses. Die vorliegende literarhistorische Untersuchung ist bis zu einem gewissen Grade die glänzende Bestätigung der kritischen Auffassung: Die zweite Hälfte des Gleichnisses ist in der Tat ein sekundärer Zusatz zu der ursprünglichen Geschichte. Und doch hat die kritische Auffassung unrecht; denn gerade dieser »sekundäre Zusatz« ist das Original-Christliche. Worauf beruht der Fehler der bisherigen Anschauungsweise? Offenbar auf der ungenügenden Trennung von Literarkritik und Stoffkritik, einem typischen Fehler, der sich hier wie überall rächt[2]. Stoffkritisch betrachtet,

[1] Jülicher leitet v. 27—31, Wellhausen v. 26—31, Johannes Weiss v. 24. 27—31 von anderer Hand her.

[2] Vgl. Hugo Gressmann: Das Weihnachtsevangelium, Göttingen 1914, S. 7. 40.

ist der zweite Teil des Gleichnisses ein Zusatz, aber nicht literarkritisch. Man kann ihn streichen, aber man darf es nicht, wenn man nicht die Hauptsache beseitigen will. Es wäre genau so falsch, wollte man aus der jüdischen Rezension den Abschnitt entfernen, der von der Sünde des Frommen und dem Verdienst des Gottlosen handelt, obwohl er ebenfalls auf den ersten Blick als Zusatz zum Stoffe erkennbar ist; gerade er enthält das spezifisch Jüdische.

Konnte der erste Teil des Gleichnisses, wie die literarkritische Forschung behauptet, wirklich für sich allein existieren? Nicht als Märchenstoff, sondern als Parabel im Munde Jesu? Jülicher stellt als die ursprüngliche Absicht hin: »Freude an einem Leben im Leiden, Furcht vor dem Genußleben wollte die Erzählung vom reichen Mann und armen Lazarus erzeugen[1].« Wellhausen meint: »Wem es hienieden gut gegangen ist, dem geht es im Jenseits schlecht, und umgekehrt; so ist es recht und billig. Ein Unterschied der moralischen Merita wird nicht zum Ausdruck gebracht[2].« Aber ist es wahrscheinlich, daß Jesus, der überall die sittlichen Pflichten des Menschen in erster Linie betont, hier weiter nichts als eine Umkehrung der sozialen Verhältnisse im Jenseits lehren wollte, ohne auf die »moralischen Merita« Gewicht zu legen? Die Sünde des Reichen wird allerdings angedeutet durch seine Schlemmerei und Hartherzigkeit; er gab dem Armen keine Almosen und verband ihm auch die Wunden nicht. Aber die Frömmigkeit des armen Mannes wird in keiner Weise veranschaulicht, weder durch geduldiges Leiden noch durch inniges Gebet. Dies wäre besonders dann notwendig gewesen, wenn Jülichers Auffassung des Gleichnisses zu Recht bestände. Indessen, wenn Wellhausen den richtigen Sinn getroffen hätte, dann müßte man das Gleichnis ganz und gar Jesu absprechen wegen seiner primitiven, untersittlichen Anschauungen, die noch tief unter dem Niveau des ägyptischen Märchens stehen. Daß für Jesus tatsächlich nicht die sozialen Verhältnisse, sondern die Lebensführungen der Menschen von entscheidender Bedeutung sind, geht aus dem zweiten Teil mit Sicherheit hervor, obwohl auch dort nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur stillschweigend vorausgesetzt wird, daß der Reiche im Gegensatz zu dem Armen nicht *auf Mose und die Propheten hören* wollte, d. h. seine sittlich-religiösen Pflichten nicht erfüllt hat. Trotzdem bleibt hier ein Anstoß, weil das Interesse gerade an diesem Reichen und an

[1] Jülicher: Gleichnisreden II. S. 638.
[2] Wellhausen zu Luk. 16, 25.

diesem Armen haftet: man wünscht volle Aufklärung, warum gerade sie ihr Schicksal verdient haben, während die fünf Brüder des Reichen, die jetzt plötzlich neu eingeführt werden, uns gleichgültig sind[1]. Die hier vorliegenden Anstöße und Schwierigkeiten verschwinden, sobald man annimmt, daß Jesu von einem überlieferten Stoff abhängig ist. Wie sich gezeigt hat, ruht die Pointe des ägyptischen Märchens gerade auf dieser Trennung des Sozialen vom Ethischen[2]. Jesus konnte dies unbefangen übernehmen, weil der Gedanke der Vergeltung im Jenseits dem Judentum seiner Zeit bereits in Fleisch und Blut übergegangen war. Die Lehre, die das ägyptische Märchen einprägen will, daß die Taten des Menschen nach seinem Tod belohnt oder bestraft werden, ist ihm bereits selbstverständliche Voraussetzung. Hätte er den Stoff selbst erfunden, so wäre das auch ganz anders zum Ausdruck gekommen. Demnach konnte der erste Teil des Gleichnisses gar nicht für sich allein existieren, weil er überhaupt keine der Weltanschauung und Frömmigkeit Jesu entsprechende Pointe aufweist.

Wir fragen weiter: Kann, literarkritisch betrachtet, der zweite Teil der Parabel ein Zusatz sein? Man sagt, der von den Toten Auferstehende könne niemand anders sein als Jesus[3], aber sehr viel wahrscheinlicher denkt der Text an Lazarus, fordert der Reiche den Abraham doch ausdrücklich auf, den Lazarus in sein Haus zu senden. Eben darum liegt kein urchristlicher Zusatz vor; denn ein Jünger Jesu hätte schwerlich mit der Auferstehung des Lazarus gerechnet, sondern mit der Auferstehung des Meisters. Und noch weniger hätte man zu behaupten gewagt, ein Auferstandener sei nicht nötig, nachdem Jesus selbst auferstanden war. So konnte nur er selbst reden. Der Gedanke paßt auch völlig zu dem, was wir sonst von Jesus wissen. Denn dieser zweite Teil beschäftigt sich mit der Frage, ob es nicht besser wäre für die Lebenden, wenn ein Toter zu ihnen käme und ihnen schilderte, wie es im Jenseits und vor allem in der Hölle hergehe, damit sie vor diesem Ort der Qualen bewahrt würden. Jesus lehnt es ab, genaueren Aufschluß über das Jenseits zu vermitteln,

[1] Es geht nicht an, diese *fünf Brüder* auf einen überkommenen Stoff zurückzuführen; sie sollen nur als beliebiges Beispiel die Hinterbliebenen andeuten und passen durchaus stilgerecht zu dem Erzählungscharakter des Gleichnisses.

[2] Vgl. o. S. 55.

[3] Vgl. z. B. Jülicher: Gleichnisreden II. S. 639.

wie es von den Höllenwanderern ORPHEUS, CHAMOÏS oder HENOCH geschieht: der Mensch weiß, worauf es ankommt: MOSE und die Propheten zu hören und Buße zu tun. Wem dieser einfache Sinn der Worte zu »trivial« erscheint oder wer an diesem Agnostizismus Anstoß nimmt, der möge mit Jesus rechten: für Jesus selbst war das Ethos stets wichtiger als alle metaphysischen Probleme.

7. Eine Zusammenfassung der Hauptresultate ergibt folgendes Bild: Das ägyptische Märchen von der Hadesfahrt des Königssohnes CHAMOÏS ist in der hellenistischen Zeit zu Memphis entstanden als eine eigenartige Mischung altägyptischer Bestandteile mit griechischen Motiven, die durch orphische Kreise vermittelt sind. Es lief in mehreren Fassungen um, von denen uns eine zufällig aus der Zeit des Kaisers CLAUDIUS aufbewahrt ist, mit einem anderen Märchen zu einer Einheit verwachsen; diese Variante ist, vom versehrten Text abgesehen, schon in einzelnen Punkten verdunkelt. Im übrigen ist die Erzählung reizvoll nach Form und Inhalt. Der Gattung des Märchens entsprechen die Farben, mit denen das Jenseits gemalt wird. und die Spannung, die der Handlung im einzelnen wie dem Aufbau im ganzen eigentümlich ist. Eine Fülle von Motiven zieht an dem Auge des innerlich beteiligten Zuschauers vorüber. Auch der einfache und doch große Gedanke, daß der Mensch für seine Taten hier auf Erden dereinst Rechenschaft ablegen muß, um für die guten belohnt und für die bösen bestraft zu werden, kommt trotz der bunten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu klarem Ausdruck und muß neben der Jenseitsschilderung als die Hauptsache der Erzählung gelten.

Zu Memphis lernten die Juden das ägyptische Märchen kennen und gaben es zunächst in der Sprache der Koine weiter. Als es dann nach Palästina verpflanzt wurde, ward es aus dem Griechischen ins Aramäische übersetzt. Das muß schon in vorchristlicher Zeit geschehen sein, weil das Gleichnis Jesu vom reichen Mann und armen Lazarus darauf beruht. Diese vorchristlich jüdische Form ist verloren gegangen und nicht mit Sicherheit zu rekonstruieren. Zu ihrer Wiederherstellung müßte auch die älteste, aus Talmud und Raschi (A B) zu gewinnende Fassung der jüdischen Rezension mitherangezogen werden. Vielleicht läßt sich darüber noch sicherer urteilen, wenn erst einmal die Parabel Jesu von den widerwilligen Gästen[1] in derselben literarhistorischen Weise untersucht sein wird wie das vor-

[1] Matth. 22. 1—14: Luk. 14. 15—24.

liegende Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus. Dann wird man auch die Frage beantworten müssen, wie sich die beiden christlichen Formen zu dem Motiv der hier behandelten jüdischen Legende vom Tode des Gerechten und des Zöllners verhalten. Der Zöllner, der die Gäste vergeblich einlädt und dann alles den Armen gibt, steht zum Teil dem christlichen Gleichnis näher, als was man sonst an jüdischen Parallelen anzuführen pflegt. Hier mag dies auf sich beruhen. Es sei nur auf die beachtenswerte Tatsache aufmerksam gemacht, daß der palästinische Talmud eine Legende des ägyptischen Judentums aufgenommen hat, vielleicht weil sie ins Aramäische übersetzt war; im allgemeinen hat man sonst alles, was von dort kam, wieder abgestoßen.

Auch wenn man das Gleichnis Jesu vom reichen Mann und armen Lazarus, bis zu einem gewissen Grade mit Recht, für die älteste jüdische Form der hier behandelten Erzählung ausgeben möchte, muß man es doch um seiner Originalität willen als eine besondere Rezension gelten lassen. Alles Phantastische ist abgestreift und der Nachdruck auf das praktische Tun des Menschen gelegt. Der Reiz des Märchenhaften fehlt, und doch ist die Nüchternheit Jesu nicht langweilig. Im Gegenteil, mit vollendeter Meisterschaft werden in knappen Zügen zwei scharf umrissene Bilder einander gegenübergestellt. Die Seligkeit des Paradieses und die Folterqualen der Hölle, die der Ägypter mit großer Liebe ausgemalt hat, werden nur leise angedeutet, so daß man schwanken kann, ob mit dem Feuer ein wirklicher Höllenbrand oder nur der brennende Durst gemeint ist. Der kurze Dialog am Schluß arbeitet schnell das heraus, was für Jesus die Hauptsache ist. Als eine besondere Feinheit darf gelten, daß das Gespräch nicht zwischen Lazarus und dem Reichen geführt wird, wie es vielleicht ein Stümper gemacht hätte, sondern zwischen Abraham und dem Reichen; auch Gott selbst bleibt ganz aus dem Spiel. Das Gleichnis Jesu hat eine völlig andere Pointe als das ägyptische Märchen: es will nicht mehr wie dieses den Satz von der ausgleichenden Gerechtigkeit im Jenseits einprägen, den es als selbstverständlich voraussetzt, es will auch nicht mehr das Jenseits schildern, sondern im Gegenteil alle Himmel- und Höllenmythologie als überflüssig ablehnen, damit sich der Mensch auf das eine allein besinnt, was not tut und Gott von ihm fordert.

Während das christliche Gleichnis keine Geschichte mehr erlebt hat, sondern in seiner kanonischen Form unverändert durch die Jahrtausende

bis in die Gegenwart reicht, hat dagegen die jüdische Legende noch eine Entwicklung durchgemacht, die bis ins späte Mittelalter zu verschiedenen Varianten geführt hat. Die Erzählung, lange Zeit im Zusammenhang mit einem andern jüdischen Zaubermärchen überliefert, hat sich allmählich wieder davon gelöst. Die Höllenqualen sind zwar teilweise fast ganz verschwunden wie im neutestamentlichen Gleichnis, anderswo dagegen stärker ausgemalt; aber nirgends ist, wenn man von den fernerstehenden Legenden des Josua ben Levi absieht, die Schilderung der Hölle zum Selbstzweck geworden. Und doch, zu der prinzipiellen Ablehnung aller Jenseitsmythologie, die wir an Jesus bewundern, hat sich das Judentum nicht aufschwingen können. Die jüdische Legende knüpft an den anderen Faden an, der in das Gewebe des ägyptischen Märchens eingewirkt ist, an die Idee der Vergeltung, und spinnt ihn weiter: Jede Tat muß ihren Lohn finden, auch die kleinste, sei es hier auf Erden, sei es nach dem Tode: so werden diesseitiger und jenseitiger Vergeltungsglaube miteinander verbunden. Die logische Durchführung dieses im einzelnen verwickelten Prinzips und seine bildhafte Illustration an der Erzählung sind der besondere Reiz dieser Rezension; die Gerechtigkeit des göttlichen Waltens wird schon dadurch deutlicher als im Evangelium zum Ausdruck gebracht, daß aus dem Reichen und Armen ein Zöllner und Schriftgelehrter gemacht werden. Anderseits aber wird die Frömmigkeit rein rituell gefaßt, und das Levitische tritt an die Stelle des Ethischen. Menschliche Satzungen über Gebetsriemen und Unreinheit sind, wie es scheint, wichtiger geworden als die göttlichen Gebote. Noch schlimmer wird der Geist der Poesie mißhandelt. Die Verwechslung der Leichen und der verlorene Brotlaib sind für unser Gefühl fast schon groteske Motive. Wenn hinter der prunkvollen Bestattung des Reichen und hinter dem dürftigen Begräbnis des Armen ein tiefes Geheimnis gesucht wird, so zeigt sich darin, wie fremd die Erzähler dem wirklichen Leben gegenüberstehen. So endet das volkstümliche Märchen in der geistlichen Legende; was einst kindlich denkende Menschen entzückte, die mit großen Rätselaugen Himmel und Hölle anschauten, fesselt jetzt stubenhockende, grübelnde Schriftgelehrte. Es bleibt freilich auch so nicht ganz auf die Studierstube beschränkt; mit leisen Abwandelungen ist die Geschichte noch heute in jüdischen Volksbüchern lebendig, wie das *'osê pĕlê*[1] beweist.

[1] Vgl. die Vorbemerkung zu III D im Anhang.

Das auf die Erzählung rückschauende Auge umspannt einen weiten Zeitraum. Ihre Hauptblüte erlebte die Geschichte um die Wende der Zeiten, in der Epoche der Religionsmischungen. Als die reifste Frucht darf das Gleichnis Jesu vom reichen Mann und armen Lazarus gelten. Die Bestandteile von vier Religionen lassen sich darin unterscheiden. Um nur die Hauptsachen herauszugreifen: aus der ägyptischen Religion stammt die Idee der Auferstehung unmittelbar nach dem Tode und vom Leben der Seligen als dem Essen und Trinken mit der Gottheit, aus der griechisch-orphischen Religion die Vorstellung von der Kluft, die Himmel und Hölle scheidet, aus der jüdischen Religion das Liegen im Schoße des Erzvaters Abraham, und dazu kommt als das spezifisch Christliche die Ablehnung aller Spekulationen vom Jenseits. So spürt man in der Erzählung trotz ihres synkretistischen Grundcharakters dennoch den persönlichen Hauch Jesu.

Anhang: Texte und Übersetzungen.

I. Die ägyptische Rezension von Georg Möller.

Die demotisch, d. h. in ägyptischer Sprache und in der Schrift der letzten Jahrhunderte des ägyptischen Heidentums erhaltene sogenannte zweite Erzählung vom Setme Chamoïs steht auf der Rückseite eines griechischen Papyrus geschäftlichen Inhalts aus dem 7. Jahre des Kaisers Claudius (46/7 n. Chr.); der Text wird demnach im Laufe der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. niedergeschrieben sein[1].

In der sehr beschädigten Einleitung wird erzählt, daß der Setme Chamoïs, ein Sohn König Ramses' II. und Hoherpriester des Ptah von Memphis, und sein Weib Meḥ-usechet lange Zeit kinderlos waren. Einst hatte Meḥ-usechet

[1] Die Handschrift befindet sich im Britischen Museum; sie ist in Assuan gekauft. Die griechischen Texte der Vorderseite nennen einen Ort Krokodilopolis, womit aber, wie der erste Herausgeber, Griffith, bemerkt, in diesem Falle nicht die bekannte Gauhauptstadt im Fayûm, sondern das oberägyptische Gebelên gemeint sein wird. Der Papyrus ist mit Faksimiletafeln in Zweifarbendruck und Autographie veröffentlicht durch F. Ll. Griffith, Stories of the High Priests of Memphis, the Sethon of Herodotus and the demotic tales of Khamuas, Oxford 1900. Eine vollständige Übersetzung findet sich bei G. Maspero, Les contes populaires de l'Égypte ancienne, 4. Auflage, Paris o. J., S. 154—181. Die Übertragung ist sehr frei; sehr beachtenswert und zum Teil recht glücklich sind jedoch die stellenweise von Griffith stark abweichenden, im Text als solche nicht gekennzeichneten Ergänzungen der Lücken.

einen Traum, sie würde nach dem Genuß einer bestimmten Frucht schwanger werden. Sie handelte danach. Bald darauf träumte SETME, daß ein Gott ihm befehle, das zu erwartende Kind SI-OSIRE zu nennen. Dieser Knabe ist, wie wir am Schluß der Erzählung erfahren, ein wieder auf die Welt zurückgekehrter Toter, HOR, Sohn des PENESCHE, ein Zauberer, der vor anderthalb Jahrtausenden gelebt hatte und jetzt auf seine Bitten von dem Totengott Osiris wieder ins Leben zurückgeschickt war, um die ägyptischen Zauberer vor der Schmach zu bewahren, durch einen Neger in ihrer Kunst besiegt zu werden.

Der Knabe wuchs heran und wurde kräftig. Er wurde zur [Schule] gesandt; [bald übertraf] er den Schreiber, dem er zum Unterricht anvertraut war[2]. . . . . *[Einst]*[3] *begab es sich, daß* SETME *[laute Toten]klage hörte. [Er] blickte [vom Balkon] seines Hauses [und sah einen reichen Mann*[4]*,] den man unter [lautem] Klagegeschrei zum Gräberfeld hinaustrug, mit vielen Ehren [und reicher Grabausstattung]. Er schaute [noch einmal hinab, da erblickte] er zu seinen Füßen [einen anderen Zug, und] er sah [einen armen Mann*[5] *aus Memphis zum Gräberfeld hinaustragen], eingeschlagen in eine Matte*[6] . . . . . ., *ohne daß [irgend jemand ihm] folgte. [Da sagte]* SETME: *»Bei [Ptah, dem großen Gott, wieviel glücklicher sind die Reichen,] die man unter [Klage]rufen [und unter großen Ehren bestattet,] als die Armen, die man [ohne Geleit] zum Gräberfeld trägt.« [Da sagte* SI-OSIRE: *»Möge es dir im Totenreich ergehen,] wie es diesem armen Mann im Totenreich ergehen wird [und nicht, wie es diesem reichen Mann ergehen wird an] dem Ort [des Gerichts. Das] wirst du [begreifen, wenn du] im Totenreich*[7] *[sein wirst.« Als er diese Worte hörte, die sein Sohn* SI-OSIRE

---

[2] I 11—12. [3] Der im folgenden unverkürzt übersetzte Abschnitt steht auf S. I 15—II 27. Die Transkription und wörtliche Übertragung dieser Stelle mit philologischem Kommentar steht auf S. 146—161 des Buches von GRIFFITH, eine freie Übersetzung, die zu der vorgenannten wörtlichen einige Berichtigungen bringt, auf S. 44—50. [4] *rm ʿȝ* bedeutet wörtlich »großer«, d. h. »vornehmer Mann«, im Koptischen ist ⲣ̅ⲙ̅ⲙⲁⲟ : ⲣⲁⲙⲁⲟ »Reicher«. Im späteren Demotischen sind beide Bedeutungen nachweisbar. [5] *rm ḫm* »kleiner Mann«. [6] Die anscheinend besonders für die Friedhöfe von Memphis (bei den heutigen Ortschaften Saḳḳara, Abusir und Gise) in der Spätzeit typische Bestattungsweise der ärmsten Bevölkerung. Gräber, bei denen die Mumie in einige grobe Binden gewickelt und dann in eine Matte aus Palmenrippen oder Papyrusstengeln gerollt war, sind bei den Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft bei Abusir mehrfach aufgedeckt worden, vgl. SCHÄFER, Priestergräber . . . . vom Totentempel des Ne-user-rê (Leipzig 1908), S. 114 und S. 117/8. Eine der dort gefundenen Matten ist jetzt im Berliner Museum (Inv. 16158). [7] Ich übersetze *ỉmnt* (= Ἀμένθης, PLUTARCH. de Iside c. 29) mit *Totenreich*, *dwȝ·t* (altkoptisch ⲧⲏⲓ, ⲧⲏ) mit *Unterwelt*.

gesprochen hatte, da wurde] das Herz des Setme darüber sehr [betrübt. Er sagte: »Ist das, was ich höre,] die Stimme [meines Sohnes?«]

In den folgenden elf bis auf ganz geringe Reste zerstörten Zeilen scheint Si-osire sich zu erbieten, den Setme in das Totenreich zu führen, damit er sich selbst davon überzeuge, wie es den Abgeschiedenen ergehe, womit Setme sich einverstanden erklärt. Nachdem sie die drei ersten Hallen des Totenreichs durchwandert hatten, traten sie in die vierte Halle. *[Da sah Setme Menschen, die Seile drehten, während Esel diese hinter ihnen fraßen, indessen] andere, deren Nahrung, Wasser und Brot, über ihnen aufgehängt war, sich eifrig bemühten, sie herunterzuziehen und wieder andere unter ihren Füßen Gruben machten, um zu verhindern, daß sie jene erreichten.*

Sie gingen zur fünften Halle, da sah Setme die erhabenen Verklärten an ihren Plätzen stehen und die, gegen welche eine Anklage wegen Freveltaten vorlag[8], *wie sie an der Tür betend standen, während der Angelzapfen des Tores der fünften Halle in das rechte Auge eines Mannes eingelassen war*[9], *der betete und laut jammerte.*

Sie traten in die sechste Halle ein, da sah Setme die Götter des [Gerichts] der Unterweltsbewohner auf ihren Plätzen stehen, während die Diener der Unterwelt standen und Klagen vortrugen.

Sie traten in die siebente Halle[10] *ein, da sah Setme die Erscheinung des Osiris, des großen Gottes, wie er auf seinem Thron aus lauterem Golde saß, geschmückt mit der Atefkrone*[11], *mit Anubis, dem großen Gott, zu seiner Linken und dem großen Gott Thoth zu seiner Rechten, während die Götter des Gerichts der Unterweltbewohner links und rechts von ihm standen und die Wage in der*

[8] Wörtlich »die, welche eine Anklage .... hatten,« ob als Kläger oder Angeklagte geht aus dem Wortlaut nicht hervor. Ich entscheide mich für die letztere Auffassung, da nach dem folgenden Satz die Vertretung der Anklage den »Dienern der Unterwelt« oblag. [9] Griffith, a. a. O., S. 46, weist mit Recht auf einen bei Quibell, Hierakonpolis (London 1900) Taf. 3. abgebildeten Angelstein einer Tür in Gestalt eines niedergeworfenen Feindes hin, in dessen Nacken sich die Vertiefung für den Angelzapfen befindet (etwa 1. Dynastie oder früher, um 3800 v. Chr.). Vgl. unsere Abb. 1. [10] Die sieben Hallen des Totenreichs entsprechen offenbar den sieben *ˁrrj·t* des Totenbuchkapitels 144. Vgl. auch R. Reitzenstein, Poimandres, Leipzig 1904, S. 10. [11] Der aus Papyrusstengeln gebildete, an den Schläfen mit zwei Straußenfedern und Widderhörnern geschmückte Kopfputz des Osiris. Die hier gegebene Beschreibung der Gerichtshalle des Osiris (der »Halle der beiden Wahrheitsgöttinnen« in den älteren Texten sowie in dem etwa gleichaltrigen demotischen Totenbuch des Pamonthes [ed. Lexa, Leipzig 1910] I 16—24) entspricht im wesentlichen den Darstellungen des Totenbuchkapitels 125, vgl. z. B. Totb. ed. Naville I, Taf. 136, ed. Lepsius, Taf. 50, Dümichen-

Mitte von ihnen aufgestellt war und sie die Sünden gegen die guten Taten abwogen, indessen Thoth, der große Gott, schrieb und Anubis seinem Gefährten Angaben machte. Wessen Sünden zahlreicher befunden werden als seine guten Taten, der wird der Verschlingerin des Herrn des Totenreichs überantwortet[12], *man vernichtet seine Seele*[13] *und seinen Leib und läßt ihn nicht wieder atmen*[14]. *Wessen gute Taten zahlreicher befunden werden als seine Sünden, den versetzt man unter die Gerichtsgötter*[15] *des Herrn des Totenreichs, während seine Seele mit den erhabenen Verklärten zum Himmel geht. Wessen gute Taten den Sünden*

Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, Tafel bei S. 258. An die Götter des Unterweltgerichts — entsprechend der Zahl der Gaue Ägyptens (zweiundvierzig) — richtet der Tote die sogenannte negative Konfession. In älterer Zeit herrschte die Vorstellung, daß sein Herz gegen die Hieroglyphe für »Wahrheit«, eine Straußenfeder, abgewogen wird. Aus römischer Zeit sind auch Darstellungen erhalten, die zeigen, wie der Tote selbst (oder sein Schatten, vgl. z. B. die Vignette zu Navilles Totenbuch, Cap. 92 Pc) gegen ein kugeliges Gewicht abgewogen wird; vgl. E. Guimet, Les portraits d'Antinoé, Paris o. J. [1912], Taf. 40 i, j. Vgl. unsere Abb. 2. [12] Darstellungen dieses grausigen Vorgangs sind selten, ich kenne nur folgende Beispiele: Guimet, Les portraits d'Antinoé, Taf. 40 a und b (unsere Abb. 3 — 2. Jahrh. n. Chr.). Hier ist die *Fresserin* als Sau gebildet, während sie sonst als ein Mischwesen aus Krokodil, Löwe und Nilpferd erscheint, so auch anscheinend auf einem bemalten Leichentuch des Berliner Museums (Inventar Nr. 11652, bisher unveröffentlicht), das etwa dem Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. angehört (unsere Abb. 4). Ein armer Sünder verschwindet gerade zwischen den Zähnen des Ungetüms, zwei andere knieen zu seinen Füßen. Zur Erklärung der beschädigten Darstellung ist die *Fresserin* nach Pap. Berlin 3008 (2. Jahrh. v. Chr.) spiegelbildlich hinzugefügt (unsere Abb. 5). [13] Die Vernichtung der Seele des Frevlers auch z. B. im Papyrus Salt 825, 4, 8—9 (Spätzeit). [14] *snsn* »atmen« ist die Äußerung des Lebens nach dem Tode, vgl. Pap. Rhind I 5 d 7 : h 9, II 6 d 5 : h 6 (ed. Möller, Die beiden Totenpapyrus Rhind, Leipzig 1913), ferner die Texte bei Spiegelberg, Äg.-griech. Eigennamen (Leipzig 1901) S. 9 ff., und besonders das späte sogenannte »Buch vom Atmen«, veröffentlicht von Horrack, Le livre des respirations, Paris 1877. [15] Vgl. Totenbuch, Cap. 79 (18. Dyn.),

2. Die Wage des Totengerichts. Guimet: Les portraits d'Antinoe, Paris 1912. Taf. 40 j (ebenso i).

3. Die Fresserin. Guimet op. cit. Taf. 40 a (ebenso b).

4. Die Fresserin auf dem Berliner Leichentuch Inv. 11652, aus Memphis (Saķķara).

5. Die Fresserin nach Pap. Berlin 3008 spiegelbildlich, zur Erklärung der beschädigten Darstellung Abb. 4.

gleich befunden werden, den versetzt man unter die trefflichen[16] *Verklärten, die Sokaris-Osiris dienen*[17].

Da sah Setme *einen vornehmen Mann, der mit einem Gewand aus Byssus bekleidet war, nahe dem Orte, wo Osiris sich aufhielt, indem der Rang, den er einnahm*[18], *sehr hoch war.* Setme *wunderte sich gewaltig über das, was er im Totenreich sah.* Si-osire *ging hinaus vor ihm*[19] *und sagte zu ihm: »Mein Vater* Setme, *siehst du nicht diesen vornehmen Mann, der in einem Byssusgewand sich nahe dem Orte aufhält, da Osiris weilt? Das ist der Arme, den du ohne Gefolge, in eine Matte gewickelt, aus Memphis tragen sahst. Er wurde zur Unterwelt gebracht und seine Sünden gegen seine guten Taten, die er auf Erden getan hatte, abgewogen: man fand seine guten Taten zahlreicher als seine Sünden, und da seine Lebenszeit, die ihm Thoth schriftlich zugeteilt hatte*[20], *nicht seinem Glück auf Erden entsprochen hat, so wurde vor Osiris befohlen, daß diesem besagten Armen die Grabausstattung jenes reichen Mannes zuteil werden solle, den du unter vielen Lobpreisungen aus Memphis heraustragen sahest, und daß er unter die erhabenen Verklärten versetzt werde als Gottesmann, der Sokaris-Osiris dient, nahe dem Aufenthalt des Osiris.*

Dieser reiche Mann, den du sahst, wurde in die Unterwelt gebracht und seine Sünden wurden gegen seine guten Taten abgewogen; man fand seine Sünden zahlreicher als seine guten Taten, die er auf Erden getan hatte: es wurde befohlen, im Totenreich Vergeltung zu üben. [Er ist der Mann,] von dem du gesehen hast, wie der Angelzapfen des Tores vom Totenreich in sein rechtes Auge eingelassen war und sich auf seinem Auge öffnete und schloß, während sein Mund zu lauter Wehklage geöffnet war. Bei Osiris, dem großen Gott, dem Herrn des Toten-

das die Versetzung des gerechtfertigten Toten unter die Gerichtsgötter zum Gegenstand hat. [16] Es wird hier zwischen den »erhabenen« (*šps*) und den »trefflichen« (*ʿkrj*, altäg. *iḳr*) Verklärten unterschieden. *ʿkrj* bezeichnet den geringeren Grad der Vollendung. Beide Epitheta finden sich für die Verklärten schon im Neuen Reich, doch anscheinend ohne Unterschied gebraucht. [17] *šms* = 1. folgen, 2. dienen. Entsprechend der Übertragung ΕΙΗ Δ᾽ ΑΥ̓ΤῊΝ Υ̓ΠΗΡΕΤΕΙ͂Ν ΤῸΝ ΘΕΩ̂Ν (sic) ΜΈΓΙCΤΟΝ ῞ΟCΙΡΙΝ ὩC ΘΕΆΝ für *e pꜣj-s bj e šms Wsjr Skr[pꜣ]ntr ꜥꜣ nb ꜣIbdw* »ihre Seele wird Osiris-Sokaris, dem großen Gott, dem Herrn von Abydos dienen« (Mumientäfelchen, Louvre 9595, unveröffentlicht, vgl. auch das von Spiegelberg, Recueil de travaux, Bd. 26 S. 57, mitgeteilte Exemplar) übersetze ich *šms* durch »dienen«. [18] Wörtlich »die Weise (kopt. ⲣⲏⲧⲉ : ⲣⲏϯ, modus), in der er war«. [19] *mšʿ Sꜣ-Wsjr ebl ḥr ḥꜣte-f.* Masperos Übertragung (a. a. O. S. 161 oben) »Sénosiris se mit devant lui« ist unzulässig. [20] Thoth schreibt dem Menschen bei seiner Geburt auf seine Geburtsziegel die Dauer seines Lebens, vgl. Pap. Rhind I, 1d 7 : h 8, 2d 2 : h 2. Die Geburtsziegel (auf denen die ägyptische Frau bei der Niederkunft saß, vgl. Spiegelberg, Ägyptol. Randglossen zum A. T.,

reichs, wenn ich dir auf Erden sagte: [dir soll es ergehen] wie diesem armen Mann und nicht wie jenem reichen Mann, so wußte ich, wie es ihm ergehen würde.« Da sprach SETME: *»Mein Sohn* SI-OSIRE, *viele Wunder habe ich im Totenreich gesehen, hiernach möchte ich ausfindig machen, [was] mit diesen Menschen [vor sich geht], die Seile drehen, während die Esel (diese) hinter ihnen [fressen]*[21], *während andere, deren Lebensunterhalt, Wasser und Brot, über ihnen aufgehängt ist, sich eifrig bemühen, ihn herunterzuholen, und wieder andere unter ihren Füßen Gruben graben, um sie zu verhindern, jenen zu erreichen.«* Da sagte SI-OSIRE: *»Wahrhaftig, mein Vater* SETME, *diese Menschen, die du sahst, die Seile drehen, während die Esel (sie) hinter ihnen fressen, gleichen den Menschen auf Erden, die unter dem Gottesfluch stehen, indem sie Tag und Nacht für ihren Lebensunterhalt arbeiten: da ihre Frauen sie hinter ihrem Rücken berauben, so finden sie kein Brot zu essen. Sie sind auch ins Totenreich gekommen, ihre Sünden sind zahlreicher als ihre guten Taten befunden, man fand, daß das, was*

S. 21 ff.) sind häufig in den Darstellungen des Totengerichts im Totenbuchkap. 125 als Ziegel mit Menschenköpfen abgebildet, z. B. Totb. ed. LEPSIUS, Taf. 50. [21] GRIFFITH übersetzt (l. l. S. 157) in der wörtlichen Übertragung »these men which are scattered (?) apart (?), it being that they are great at eating in addition«, S. 49 »they being also gluttonous«. Die Stelle ist in der Handschrift zweifellos verderbt. GRIFFITHS Übertragung, die keinen rechten Sinn ergibt, geht von der Gleichsetzung von *nꜣ-ꜥj* mit kopt. ⲛⲁⲁⲁ »groß sein« aus, doch wird dies sonst (z. B. Zeile 9) korrekt ohne *j* geschrieben. Ich vermute mit MASPERO (der l. l. S. 161/2 übersetzt: »ces gens qui courent et s'agitent, tandisque *des ânes* mangent derrière eux«), daß hinter *ꜥj* das Determinativ des Phallus ausgelassen ist und wir das Wort für Esel, kopt. ⲉⲓⲱ, vor uns haben. *Šš* ist jedoch kaum, wie GRIFFITH und MASPERO annehmen, kopt. ϣⲱϣ 'scatter', sondern das zu *šš* »Strick« gehörige Verb, ebenso *nwḥ* nicht kopt. ⲛⲟⲩϩⲉ 'thrust out', 'separate', sondern das bekannte Wort *nwḥ*, kopt. ⲛⲟⲩϩ : ⲛⲟϩ »Seil«. Ich möchte also

nꜣj rmt nt šš nwḥ ë nꜣ-ꜥj-w

wm m sꜣ-w in *nꜣj rmt nt*

šš nwḥ-w ë nꜣ ꜥj-w wm-w m sꜣ-w ändern und übersetzen »diese Menschen, die Seile drehen, während die Esel diese hinter ihnen fressen«. Dazu ist die Stelle bei PAUSANIAS, Graeciae descr. X, 29. 2 zu vergleichen: In der λέσχη der Knidier, auf einem Gemälde ἀνήρ ἐστι καθήμενος, ἐπίγραμμα δὲ Ὄκνον εἶναι λέγει τὸν ἄνθρωπον· πεποίηται μὲν πλέκων σχοινίον, παρέστηκε δὲ θήλεια ὄνος ἐπεσθίουσα τὸ πεπλεγμένον ἀεὶ τοῦ σχοινίου. τοῦτον εἶναι τὸν Ὄκνον φιλεργὸν φασιν ἄνθρωπον, γυναῖκα δὲ ἔχειν δαπανηράν· καὶ ὁπόσα συλλέξαιτο ἐργαζόμενος, οὐ πολὺ ἂν ὕστερον ὑπὸ ἐκείνης ἀνήλωτο (zu dem Vergleich der Eselin mit der Frau des arbeitswütigen Oknos vgl. SI-OSIRES weiterhin gegebene Erklärung). Vgl. auch PLUTARCH, de tranquillitate animi 14 p. 473 C., SUIDAS s. v. ὄνου πόκαι, PLINIUS XXXV 137, PROPERZ V 3. 21—2. MASPERO

ihnen auf Erden zuteil geworden, ihnen auch im Totenreich zukomme, ebenso wie den anderen Menschen, die du sahst, deren Lebensunterhalt, Wasser und Brot, über ihnen aufgehängt ist, indes sie sich eifrig bemühen, ihn herunterzuholen, während andere unter ihren Füßen Gruben machen, um sie zu verhindern, jenen zu erreichen; sie gleichen den Menschen auf Erden, deren Leben[22] *vor ihnen liegt, aber der Gott gräbt eine Grube unter ihren Füßen, um sie zu verhindern, es zu finden. Auch sie kamen ins Totenreich, man ließ ihnen das, was ihnen auf Erden zuteil geworden war, auch [im Totenreich] zuteil werden; ihre Seelen wurden in die Unterwelt aufgenommen. Beherzige das, mein Vater* Setme: *wer auf Erden gut ist, zu dem ist man auch im Totenreich gut und wer auf Erden böse ist, zu dem ist man auch ⟨dort⟩ böse. Das steht fest, [daran wird] ewiglich [nichts geändert]. Was du in der Unterwelt*[23] *in Memphis sahst, das geschieht in diesen zweiundvierzig Gauen, [wo die Totenrichter] des Osiris, des großen Gottes von Abydos [zu Hause sind] . . . .«* *Als* Si-osire *diese an [seinen Vater]* Setme *gerichteten Worte beendet hatte, ging er hinauf zum Gräberfeld von Mem[phis, während sein Vater* Setme *ihn] umfaßt hielt, Hand in Hand mit ihm.* Setme *fragte ihn: »Mein Sohn* Si-osire, *ist der Ort, an dem wir hinabgestiegen sind, ein anderer als der, an dem wir emporstiegen?«* Si-[osire] *antwortete* Setme *mit keinem Wort.* Setme *war verwundert [über die] Sachen, die er erlebt hatte*[24], *und sagte: »Er ist imstande, einer von den erhabenen Verklärten zu werden und ein Gottesmann, [und ich werde] mit ihm gehen und sagen: Dies ist mein Sohn.«* Setme *las [einen Spruch aus einem] Dämonenbeschwörungsbuch, voll Wunder über die Sachen, die er im Totenreich gesehen hatte. Und jene Sachen lasteten sehr [auf] ihm, da er sie nie[mandem auf Erden] enthüllen konnte.*

[Als nun der] Knabe Si-osire *zwölf Jahre alt geworden war, da war er so weit, daß ihm in Memphis kein [Schreiber oder Gelehrter gleichkam] im Lesen von Zauberbüchern.*

---

hat auch die Erzählung vom Oknos vorgeschwebt (vgl. a. a. O. S. 159, Anm. 3), doch ist ihm entgangen, daß unser demotischer Text sie in allen Einzelheiten wiedergibt. Wir haben also hier und in der folgenden, der Erzählung von den Qualen des Tantalos im Hades (Odyssee λ 582—92) nachgebildeten Szene zwei zweifellos der griechischen Mythologie entlehnte Ausschmückungen. [22] »Leben«, *ᶜnḫ* steht da, nicht »subsistance«, wie Maspero, a. a. O. S. 162, übersetzt, was *gᶜj n ᶜnh* lauten müßte. [23] Oder »von Memphis«.

[24] Wörtlich »die Worte« oder »die Sachen, worin er war«.

II. Die christliche Rezension.

Luk. 16, 19—31.

[19] Ἄνθρωπος δέ τις ἦν πλούσιος, καὶ ἐνδιδύσκετο πορφύραν καὶ βύσσον εὐφραινόμενος καθ᾽ ἡμέραν λαμπρῶς. [20] πτωχὸς δέ τις ὀνόματι Λάζαρος ἐβέβλητο πρὸς τὸν πυλῶνα αὐτοῦ εἱλκωμένος [21] καὶ ἐπιθυμῶν χορτασθῆναι ἀπὸ τῶν πιπτόντων ἀπὸ τῆς τραπέζης τοῦ πλουσίου· ἀλλὰ καὶ οἱ κύνες ἐρχόμενοι ἐπέλειχον τὰ ἕλκη αὐτοῦ.

[22] ἐγένετο δὲ ἀποθανεῖν τὸν πτωχὸν καὶ ἀπενεχθῆναι αὐτὸν ὑπὸ τῶν ἀγγέλων εἰς τὸν κόλπον Ἀβραάμ· ἀπέθανεν δὲ καὶ ὁ πλούσιος καὶ ἐτάφη. [23] καὶ ἐν τῷ ᾅδῃ ἐπάρας τοὺς ὀφθαλμοὺς αὐτοῦ, ὑπάρχων ἐν βασάνοις, ὁρᾷ Ἀβραὰμ ἀπὸ μακρόθεν καὶ Λάζαρον ἐν τοῖς κόλποις αὐτοῦ. [24] καὶ αὐτὸς φωνήσας εἶπεν· πάτερ Ἀβραάμ, ἐλέησόν με καὶ πέμψον Λάζαρον ἵνα βάψῃ τὸ ἄκρον τοῦ δακτύλου αὐτοῦ ὕδατος καὶ καταψύξῃ τὴν γλῶσσάν μου ὅτι ὀδυνῶμαι ἐν τῇ φλογὶ ταύτῃ. [25] εἶπεν δὲ Ἀβραάμ· τέκνον, μνήσθητι ὅτι ἀπέλαβες τὰ ἀγαθά σου ἐν τῇ ζωῇ σου, καὶ Λάζαρος ὁμοίως τὰ κακά· νῦν δὲ ὧδε παρακαλεῖται, σὺ δὲ ὀδυνᾶσαι. [26] καὶ ἐν πᾶσι τούτοις μεταξὺ ἡμῶν καὶ ὑμῶν χάσμα μέγα ἐστήρικται, ὅπως οἱ θέλοντες διαβῆναι ἔνθεν πρὸς ὑμᾶς μὴ δύνωνται, μηδὲ οἱ ἐκεῖθεν πρὸς ἡμᾶς διαπερῶσιν. [27] εἶπεν δέ· ἐρωτῶ οὖν σε, πάτερ, ἵνα πέμψῃς αὐτὸν εἰς τὸν οἶκον τοῦ πατρός μου· [28] ἔχω γὰρ πέντε ἀδελφούς, ὅπως

[19] *Es war einmal ein reicher Mann, der kleidete sich in Samt und Seide, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden.* [20] *Ein Armer aber, mit Namen* Lazarus, *lag vor seiner Tür, der war voll Schwären* [21] *und gierig nach den Brosamen, die von dem Tisch des Reichen fielen; noch dazu kamen die Hunde und leckten seine Schwären.*

[22] *Da starb der Arme und wurde von den Engeln in* Abrahams *Schoß getragen; und auch der Reiche starb und ward begraben.* [23] *Als dieser in seiner Pein die Augen aufhob, sah er von der Hölle aus* Abraham *in der Ferne und in seinem Schoße* Lazarus. [24] *Und er rief hinüber und sprach: »Vater* Abraham, *erbarme dich meiner und laß den* Lazarus *seine Fingerspitzen ins Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen; denn dieser Brand tut mir weh.«* [25] Abraham *aber antwortete: »Mein Sohn, bedenke, du hast dein Glück in deinem Leben vorwegempfangen und* Lazarus *ebenso das Unglück; jetzt wird er hier getröstet, während du Schmerzen leidest.* [26] *Überdies erstreckt sich eine große Kluft zwischen uns und euch, so daß man, selbst wenn man es wollte, nicht von hier zu euch kommen kann noch von dort zu uns.«* [27] *Er sprach: »Dann bitte ich dich, lieber Vater, sende ihn wenigstens zu meiner Familie;* [28] *denn ich habe fünf Brüder; er soll sie warnen, daß nicht auch sie in*

διαμαρτύρηται αὐτοῖς, ἵνα μὴ καὶ αὐτοὶ ἔλθωσιν εἰς τὸν τόπον τοῦτον τῆς βασάνου. [29] λέγει Ἀβραάμ· ἔχουσι Μωϋσέα καὶ τοὺς προφήτας, ἀκουσάτωσαν αὐτῶν. [30] ὁ δὲ εἶπεν· οὐχί, πάτερ Ἀβραάμ, ἀλλ᾽ ἐάν τις ἀπὸ νεκρῶν πορευθῇ πρὸς αὐτούς, μετανοήσουσιν. [31] εἶπεν δὲ αὐτῷ· εἰ Μωϋσέως καὶ τῶν προφητῶν οὐκ ἀκούουσιν, οὐδὲ ἐάν τις ἐκ νεκρῶν ἀναστῇ πεισθήσονται.

diesen Ort der Qual eingehen.« [29] Aber Abraham antwortete: »Sie haben Mose und die Propheten, die sollen sie hören.« [30] Er sprach: »Nein, Vater Abraham, sondern wenn ihnen einer von den Toten erschiene, dann würden sie Buße tun.« [31] Der aber erwiderte ihm: »Wenn sie Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, falls einer von den Toten auferstünde.«

III. Die jüdische Rezension.

A. Pal. Chagiga II S. 77d.

Soweit nichts anderes bemerkt ist, stammen die Anmerkungen aus pal. Sanhedrin VI S. 23c.

Da kritische Editionen bisher fehlen, ist der Text der ersten grundlegenden Ausgabe des palästinischen Talmuds Venedig 1524 entnommen. Spätere sinnlose Entstellungen (wie z. B. die von ביזיא in מחייא Sanhedrin, die heute als Vulgata gelten muß) sind nicht gebucht worden, ebensowenig durchsichtige Druckfehler, an denen hier wie in den meisten jüdischen Texten kein Mangel ist.

Übersetzungen bieten Moise Schwab: Le Talmud de Jérusalem traduit pour la première fois, Paris, 11 Bände, 1878 ff., und August Wünsche: Der jerusalemische Talmud in seinen haggadischen Bestandteilen, Zürich 1880, S. 180 ff. (unzuverlässig).

om. = omittit, omittunt.

add. = addit, addunt.

Um das Verständnis der semitischen Texte zu erleichtern, sind die Interpunktionszeichen zum Teil vermehrt worden.

Um das Verständnis der Übersetzung zu erleichtern, sind zugesetzte Ausdrücke in runde Klammern ( ) eingeschlossen worden.

תרין חסידין[1] הוון באשקלון אכלין כחדא ישתין כחדא ולעיי באוריתא כחדא : דמך[2] חד מנהון ולא אתגמל ליה[3] חסד : מית

In Askalon lebten einst zwei Fromme[1]; sie aßen gemeinsam, sie tranken gemeinsam, sie studierten gemeinsam die Thora. Da entschlief der eine von ihnen, aber niemand erwies ihm die letzte Ehre. Als

בריה דמעין מוכס ובטילת כל מדינתא מיגמיל ליה חסד: שרי ההוא חסידא מצטער אמר ווי דלית לשנאיהון דישראל כלום:

אתחמי ליה בחילמא ואמר ליה: לא תבזי בני מריך: דין עבד חדא חובא ואזל בה ודין עבד חדא טיבו ואזל בה: ומה חובא עבד ההוא חסידא: חס ליה לא עבד חובא מן יומוי אלא פעם אחת הקדים תפלין של ראש לתפלין של יד: ומה טיבו עבד בריה דמעין מוכס: חס ליה לא עבד טיבו מן יומוי אלא חד זמן עבד אריסטון לבולבטייא ולא אתון אכלוניה אמר ייכלוניה מיסכינייא דלא יבטל: ואית דאמרין בשוקא הוא עבר ונפל מיניה חד עיגול וחמא חד מיסכן ונסב ליה ולא אמר ליה כלום בגין דלא מסמקי אפוי:

בתר יומין חמא ההוא חסידא לחסידא חבריה מטייל גו גנין גו פרדסין גו מבועין דמוי: וחמא לבריה דמעין מוכס לשוני שותת על פי הנהר בעי ממטי מיא ולא מטי: —

וחמא למרים ברת עלי בצלים: רבי לעזר בר יוסה אמר תלייא בחיטי ביזייא: רבי יוסי בן חנינא אמר צירא דתרעא דגיהנם קביע באודנה: אמר לון למה דא כן: אמרו ליה

hingegen der BAR MA'IN[2] *starb, der Zöllner, da feierte die ganze Stadt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Darüber ward der Fromme betrübt*[3] *und dachte: »Weh! So gibt es also keinen Lohn für Israel*[4].«

Da hörte er im Traum, wie man zu ihm sprach: »Verachte nicht deinen Herrn, mein Sohn[5]! *Der eine hat eine Sünde*[6] *getan und ist darüber heimgegangen; der andere hat etwas Gutes*[7] *getan und ist darüber heimgegangen.« »Welche Schuld hat jener Fromme*[8] *auf sich geladen?« »Er hat wahrhaftig zeit seines Lebens nicht gesündigt; nur einmal hat er den Gebetsriemen des Kopfes vor dem der Hand angelegt.« »Und welches Gute hat der* BAR MA'IN, *der Zöllner, getan?« »Er hat wahrhaftig zeit seines Lebens nichts Gutes getan; nur einmal hat er den Ratsherren*[9] *ein Festessen*[10] *gegeben. Als diese der Einladung nicht folgten*[11], *ließ er es den Armen austeilen*[12], *damit es nicht unnütz umkomme*[13].« *Andere sagen: Als er die Straße entlang ging, ließ er einst einen Laib Brot fallen*[14]; *ein Armer sah das und nahm ihn, er aber schwieg dazu, um ihn nicht zu beschämen.*

Kurze Zeit darauf sah jener Fromme seinen (verstorbenen) Freund[15] *im Garten des Paradieses mitten zwischen Wasserquellen lustwandeln. Zugleich sah er, wie der* BAR MA'IN, *der Zöllner, seine Zunge vergeblich nach dem Fluß ausstreckte*[16]; *er wollte ihn erreichen, konnte es aber nicht. —*

Zugleich sah er MARIA, *die Tochter des* 'ALÊ B'SALIM[17], *die nach Rabbi* LAZARUS, *dem Sohne* JOSES, *an den Brustwarzen aufgehängt war. Rabbi* JOSE, *der Sohn* CHANNINAS, *sagt: Die Angel der Höllentür war in ihrem Ohr befestigt. Er fragte sie*[18]: *»Warum wird sie so bestraft*[19]?« *Sie antworteten ihm: »Weil*

דהות צײמה ומפרסמה : ואית דאמרין דהות צײמה חד יום ומקזה ליה תריי : אמר לון עד אימת היא כן : אמרו ליה עד דייתי שמעון בן שטח ואנן מרימין ליה מן גו אודנה וקבעין ליה גו אודניה—[28] :

sie fastete und damit prahlte.« *Andere sagen: »Weil sie nur einen Tag fastete, aber zwei abrechnete.« Dann fragte er weiter: »Wie lange dauert diese Pein*[20]*?« Sie antworteten ihm: »Bis* SIMON, *der Sohn* SCHAṬACHS, *kommt! Dann heben wir sie aus ihrem Ohr und befestigen sie in seinem Ohr*[21]*.«*

[1] תלמידדין. [2] נחת. [3] om. [4—4] בר מעין. [5—5] מתמללינ. [6—6] תלמידא בכי ואמר ווי דילמא לית לשנאי ישראל כלום. [7] om. [8] Lies vielleicht בריי GRESSMANN. [9—9] חד זכי. [10—10] חד חובא. [11—11] om. [12—12] דלא. [13] ומטא הדא (ursprünglicher, weil aramäisch). [14] זכי. [15—15] בר מעין. [16] דלא. [17] זכי. [18—18] ומטא הדא. [19] om. [20—20] עירין מתפרסמא ומתלייתה. [21—21] דלא ישלין überliefert. דלא יבטל GRESSMANN (nach freundlicher Mitteilung von WENSINCK liest die Leidener Handschrift SCALIGER 3a prima manu דלא ישל, secunda manu דלא ישלין) = דלא ליקלקל Sanhedrin. [22—22] חזא סבר באורחא והיא תהות שיחתה חד גבר ישבל. [23] מסמקא. [24—24] וחמא ההוא תלמידא. [25—25] לבר משין מיכם ונסבה חד מסכן ולא מי ליה מידי. קיים על גוה נהרא (ursprünglicher, weil aramäisch). [26—26] verderbt. [27—27] Vgl. ܚܛܬܐ ܕܬܕܝܐ. Der Semit bezeichnet die Brustwarze als *Weizenkorn*, der Deutsche als *Himbeere*. [28—28] ואית דאמרין תרתא יומים קבעית גו אודנה : אמר לון עד אימת כדן : אמרו ליה עד דייתי שמעון בן שטח נסבין לה מן גו אודנה ויהבין לה גו אודניה :

[1] *Fromme*] *Talmudschüler*. [2] BAR MA'IN] möglich wäre auch die Übersetzung *der Minäer*. [3] *ward betrübt* (oder genauer, *fing an, betrübt zu werden*, eine pleonastische Ausdrucksweise, die dem ἤρξατο der Evangelien entspricht)] *weinte*. [4] *für Israel*] Wie überall, so setzt der Talmud auch hier aus Angst vor der Zauberkraft des Wortes bei bedenklichen Aussagen, die eventuell seinem Volke schaden könnten, für *Israel* die *Feinde Israels* ein. [5] Möglich wäre auch die Übersetzung: *Verachte nicht die Söhne deines Herrn*; sie liegt sogar näher, da man bei der obigen Übersetzung das aramäische בר statt des hebräischen בן erwartet. Indessen ist der fast durchweg aramäische Text auch im folgenden von einzelnen Hebraismen durchsetzt. Entscheidend ist die Logik: nach dem Zusammenhang handelt es sich nicht um einen Zweifel an den *Söhnen des Herrn*, d. h. an Israel, sondern an dem *Herrn* selbst. Vielleicht ist der Text absichtlich entstellt worden aus religiöser Scheu (vgl. die vor. Anm.); jedenfalls hat der »Midrasch der zehn Gebote« (vgl. C) noch das Richtige bewahrt oder verstanden. [6] *eine Sünde*] *etwas Gutes*. [7] *etwas Gutes*] *eine Sünde*. [8] *jener Fromme*] om. [9] Der Text braucht hier die Fremdwörter βουλευτής (Plural) und [10] ἄριστον. [11] Wörtlich: *aber sie kamen nicht (und) aßen (nicht)*] *aßen* om. [12] Wörtlich: *Er befahl: Die Armen sollen es essen*] *(sollen) kommen und (es essen)* add. [13] So Sanh.; der Text in Chag. ist verderbt: *damit sie nicht tragen*. [14] *fallen*] *den er unter den Achseln hatte* add. [15] *Kurze Zeit — Freund*] *Da sah er jenen Talmudjünger*. [16] *seine Zunge — ausstreckte*] *am Ufer des Flusses stand*. [17] Der Name ist verderbt. [18] Der Plural ist aus dem Zusammenhang nicht verständlich, obwohl kein Zweifel ist, daß die Engel oder Höllenfürsten gemeint sind. [19] Wörtlich: *warum dies?* [20] Wörtlich: *wie lange dies?* [21] *Rabbi* JOSE, *der Sohn* CHANNINAS — Schluß]. *Andere sagen: »Die Tür der Hölle war in ihrem Ohr befestigt.« Er fragte sie: »Wie lange?« Sie antworteten ihm: »Bis* SIMON, *der Sohn* SCHAṬACHS, *kommt. Dann nehmen wir sie aus ihrem Ohr und legen sie in sein Ohr.«*

B. Raschi zu bab. Sanhedrin S. 44b.

Der sogenannte »Raschi« ist der gelehrte Kommentar des Rabbi Salomon ben Isaak aus Troyes (1040—1105), der fast allen Ausgaben des babylonischen Talmuds am Rande beigedruckt ist. Der kurze Hinweis im bab. Sanhedrin S. 44b auf *die Geschichte des Zolleinnehmers* (vgl. o. S. 8 Anm. 3) verlangte notwendig als Ergänzung die Mitteilung der Erzählung.

Da kritische Editionen fehlen, ist der Text der guten Ausgabe des babylonischen Talmuds Konstantinopel 1583 ff. entnommen.

Wertvolle Anmerkungen bietet Chaim M. Horowitz (vgl. den Titel des Buches o. S. 8 Anm. 1) V S. 70, die ich trotz aller Bemühungen nicht habe nachprüfen können.

Eine Übersetzung findet sich bei Bin Gorion: Born Judas II S. 142.

מעשה במוכס אחד[1—1] שמת ובו
ביום מת אדם גדול מישראל[2]
בעיר: ובאו כל בני העיר ונתעסקו
במיטתו וקרובי אותו מוכס הוציאו
גם את מיטת המוכס אחריו:
וקפצו עליהם אויבים והניחו
המיטות וברחו: והיה שם תלמיד
אחד שישב לו עם מיטת רבו:
לאחר זמן חזרו גדולי העיר לקבור
את החכם ונתחלפה להם מיטתו
בשל מוכס: והיה אותו תלמיד
צועק ולא הועיל: וקרובי המוכס
קברו את החכם: ונצטער אותו
תלמיד מאד מה חטא גרם
ליקבר זה בבזיון ומה זכה אותו
רשע ליקבר בכבוד גדול זה:

Einst geschah es, daß in einer Stadt ein Zöllner[1] starb. Am selben Tage starb ein angesehener Israelit[2], und alle Bürger der Stadt kamen und folgten[3] seiner Bahre. Hinter ihm[4] geleiteten auch die Verwandten jenes Zöllners dessen Bahre zur Stadt hinaus. Da wurden sie von Feinden überfallen, ließen die Bahren im Stich und flohen; nur ein Talmudjünger blieb bei der Bahre seines Meisters zurück. Nach einiger Zeit kehrten die Großen der Stadt zurück, um den Weisen zu begraben. Aber sie verwechselten seine Bahre mit der des Zöllners, und all sein Schreien half dem Talmudjünger nichts. So begruben die Verwandten des Zöllners den Weisen. Darüber bekümmerte sich der Talmudjünger sehr: »Welche Sünde mochte veranlaßt haben, daß dieser (Weise) so armselig bestattet wurde? Und welches Verdienst mochte sich jener Frevler erworben haben, daß er mit so großer Ehre beigesetzt wurde?«

ונראה לו רבו בחלום ואמר
לו: אל תצטער בוא ואראך
מקומי[3] בגן עדן בכבוד גדול
ובוא ואראך אותו האיש בגיהנם
וציר של פתח גיהנם סובב באזניו:

Da erschien ihm sein Meister im Traum und sprach zu ihm: »Quäle dich nicht! Komm, ich will dir meinen mit großer Ehre ausgestatteten Platz[5] im Garten Eden zeigen. Komm, ich will dir auch jenen Frevler in der Geenna zeigen! Die Angel der Höllen-

אבל פעם אחת שמעתי בגנות תלמידי חכמים ולא מחיתי ולכך נענשתי: וזה פעם אחרת הכין סעודה לשר העיר ולא בא שר העיר וחילקה לעניים וזה היה שכרו: —

אמר אותו תלמיד עד מתי יהא אותו האיש נידון בדין קשה: אמר לו עד שימות שמעון בן שטח ויכנס תחתיו:

tür dreht sich in seinem Ohr. Aber einst hörte ich, wie jemand die Gelehrten schmähte, ohne Einspruch dagegen zu erheben; dafür wurde ich bestraft. Jener hingegen bereitete einst ein Gastmahl für den Bürgermeister, und als der Bürgermeister nicht kam, verteilte er es unter die Armen; dafür wurde er belohnt.« —

Der Jünger fragte ihn: »Wie lange wird jener Mensch mit so hartem Gericht bestraft?« Er antwortete ihm: »Bis SIMON*, der Sohn* SCHAṬACHS*, stirbt und seine Stelle einnimmt.«*

[1—1] ישראל רשע אחד überliefert, streicht GRESSMANN, weil ישראל sachlich unwahrscheinlich ist und weil רשע אחד und מוכס אחד offenbar Varianten sind. Eine Lesart bei CHAIM M. HOROWITZ מישראל שמה weist den richtigen Weg: der גדול אדם muß מישראל stammen; מישראל ist demnach umzustellen (vgl. 2). [2] Add. GRESSMANN (vgl. 1). [3] בכבודו überliefert, בקיצו nach einer Variante bei CHAIM M. HOROWITZ eingesetzt.

[1] Der überlieferte Text fügt hinzu: ***ein Israelit, ein Gottloser***, aber ***ein Gottloser*** ist Variante zu ***ein Zöllner***; außerdem wird ***der Israelit*** oder ***aus Israel*** eher zum Folgenden (vgl. Anm. 2) gehören. [2] Überliefert ist: ***ein angesehener Mann***: aber es ist hinzuzufügen (vgl. Anm. 1) ***aus Israel.*** [3] Wörtlich: ***waren beschäftigt mit.*** [4] D. h. dem Reichen mit seinem Gefolge. [5] ***Meinen Platz***] ***meine Herrlichkeit*** Vulgata.

C. Midrasch der zehn Gebote (9. Gebot: JELLINEK I S. 89).

ADOLPH JELLINEK: Bet ha-Midrasch, Erster Teil, Leipzig 1853, S. 89 (vgl. S. XVIII). Nach ihm stammt der Midrasch etwa aus dem 10. Jahrhundert n. Chr. Er hat in den verschiedenen Ausgaben verschiedene Gestalt; die älteren Texte enthalten die vorliegende Erzählung nicht, wie mir BIN GORION versichert.

Eine Übersetzung findet man bei AUGUST WÜNSCHE: Aus Israels Lehrhallen, Bd. IV, Leipzig 1909, S. 118f. (unzuverlässig).

מעשה היה בשני בני אדם באשקלון שהיו אוכלין ושותין כאחד ולומדין תורה יחדיו: מת אחד מהן ומת בני של בעיא מיכסא עמו באותו היום: כשהיו מוליכין אותם[1] לבית הקברות שמעו ריגשא וברחו: בחזירתם נתחלפו המטות ועשו כבוד גדול

Es waren einmal zwei Freunde in Askalon, sie aßen und tranken gemeinsam und lernten zusammen die Thora. Da starb von ihnen der eine. Gleichzeitig mit ihnen starb am selben Tage der Sohn des Zolleinnehmers[1]. Als sie sie[2] zum Friedhof geleitet hatten, hörten sie einen Lärm und flohen. Bei ihrer Rückkehr wurden die Bahren verwechselt, und man erwies der Bahre, die dem Sohne des

לאותה מטה של בנו דבעיא מיכסא : אמר להם אותו תלמיד חבירו לא היא מטתו : והוה מצטער מאד ואמר שמא חס ושלום אין זכות לשונאיהם של ישראל :

Zolleinnehmers gehörte, große Ehre, obwohl jener überlebende Talmudjünger[3] *sagte, es sei nicht seine Bahre. Er bekümmerte sich sehr und dachte: »Vielleicht gibt es, was Gott verhüten möge, keinen Lohn für Israel.«*

אתחזי ליה בחלמא בני לא תבזי מרך : זה עשה חובה אחת וזה עשה זכות אחת : ומה חובה עשה זה התלמיד : חס ושלום שלא עשה חובה מעולם אלא פעם אחת הקדים לו תפלין של ראש לתפלין של זרוע : ומה זכית[2] עשה בנו של בעיא [3]— מיכסא : חס ושלום שלא עשה זכות מעולם —[3] אלא פעם אחת היה מהלך בשוק ובידו חררה אחת [4—1] ונפלה אותה[5] חררה ובא עני אחד ונטלה ולא אמר לו כלום : באותה[6] זכות שלא גער בו זכה לכבוד : ויש אומרים סעודה עשה לבני העיר בערב שבת ולא אתו ונתנה לעניים :

Da hörte er im Traum eine Offenbarung: »Mein Sohn, verachte nicht deinen Herrn! Der eine hat eine schlechte, der andere eine gute Tat getan.« »Und welche schlechte Tat hat jener Talmudjünger begangen?« »Er hat wahrhaftig niemals etwas Schlechtes getan, nur einmal hat er den Gebetsriemen des Kopfes vor dem des Armes angelegt.« »Und welches Verdienst[4] *erwarb sich der Sohn des Zolleinnehmers?« »Er hat sich wahrhaftig niemals ein Verdienst erworben*[5]*, nur einmal ging er auf der Straße und trug einen Laib Brot in der Hand*[6]*, und als ihm zufällig der Laib entfiel, kam ein Armer und hob ihn auf, ohne daß jener ihm etwas sagte. Für dies Verdienst, daß er ihn nicht schalt, ward er der Ehre (beim Begräbnis) gewürdigt.« Andere sagen: Er veranstaltete ein Festmahl für die Bürger der Stadt an einem Freitag; da sie nicht kamen, gab er es den Armen.*

והראה לו בית משכבו של חבירו בגן עדן לפני נהרי אפרסמון : והראה לו ההוא בר מוכס יורד על שפת הנהר לשאוב מים ולא יכיל : —

Dann zeigte man ihm die Ruhestätte seines Freundes im Garten Eden an den Balsamströmen. Zugleich zeigte man ihm auch jenen Sohn des Zöllners, der an das Ufer des Flusses herabsteigen wollte, um Wasser zu schöpfen, aber es nicht vermochte. —

והראה לו מרים בת מנילאי : רבי אליעזר בר יוסי אומר צירי פתחי גיהנם קבועות באזניה : אמר להם למה תעשו לה[7] כך : אמרו לו בשביל שמתענה ומפרסמת לשכינותיה : ויש אומרים בשביל דיהבא תרי ואמרה תלת : אמר להם עד מתי תעשו לה

Ferner zeigte man ihm Maria*, die Tochter des* Manila'i. *Rabbi* Eliezer*, der Sohn* Joses*, sagt: Die Angel der Höllentür war in ihrem Ohre befestigt. Er fragte sie*[7]*: »Warum quält ihr sie so?« Sie antworteten ihm: »Weil sie fastete und vor ihren Nachbarinnen damit prahlte.« Nach anderer Überlieferung: »Weil sie zwei gab und drei sagte.« Er fragte sie: »Wie lange foltert ihr sie mit dieser Pein?« Sie*

צער הזה : אמרו לו עד שיבא רבי שמעון בן שטח ונטלנה מאזניה של זאת ונשימה באזניו :

antworteten ihm: »Bis Rabbi Simon*, der Sohn* Schatachs*, kommt; dann heben wir sie aus ihrem Ohre und legen sie in sein Ohr.«*

---

[1] אותי Jellinek, אותם Gressmann. [2] זכית בעולם Jellinek, Gressmann streicht בעולם. [3-3] Fehlt bei Jellinek, add. Gressmann nach dem Zusammenhang und nach pal. Chagiga (vgl. A). Statt מוכסא schreibt Jellinek überall מכסא. [4-4] תחת אצילית ידיו Jellinek. streicht Gressmann, weil neben בידו unmöglich. [5] אותו Jellinek. [6] באזניו Jellinek. [7] לך Jellinek, Chaim M. Horowitz verbessert לה.

[1] Der בנו של בעיא מוכסא wird am Schluß der (eigentlichen) Erzählung בר מוכסא genannt: beides ist identisch, nur daß die Aramaismen und Hebraismen übers Kreuz miteinander verbunden sein sollten. Vgl. o. S. 8 Anm. 3. Wünsche übersetzt im Text richtig *der Sohn eines Zöllners*, redet aber S. 68 »von dem Zolleinnehmer Boja«. [2] *sie sie*] *sie ihn* Jellineks Text, aber es müssen beide Leichen gemeint sein, wie aus der Sache selbst und aus Raschis klarerer Erzählung hervorgeht. [3] Wörtlich *eben der Talmudjünger sein Freund.* [4] Der Text Jellineks liest noch *in der Welt*, von Gressmann gestrichen. [5] Der Text Jellineks lautet: *Und welches Verdienst in der Welt erwarb sich der Sohn des Einnehmers? Nur einmal* usw. Diese Kürze des Ausdrucks ist in der Erzählung einzigartig und darum überraschend. Wäre בעיא Eigenname, so wäre בנו של בעיא an sich nicht unmöglich; aber בעיא ist kein Eigenname, und als *nomen appellativum* fordert es die Ergänzung מוכסא. Man muß darum eine Lücke annehmen, die von Gressmann ausgefüllt ist. [6] Der Text Jellineks fügt hinzu: *unter der Achselhöhle*, von Gressmann gestrichen: der Zusatz stammt aus pal. Sanh. VI. [7] Gemeint ist nicht der Verstorbene (Wünsche), sondern der Träumende, der die Engel fragt.

D. Chibbur Jafe S. 3b.

Die Geschichtensammlung des Rabbi Nissim ben R. Jakob erfreute sich großer Verbreitung; aus ihr ist die vorliegende Erzählung in zahlreiche populäre Schriften der Gegenwart übergegangen, z. B., worauf mich Bin Gorion aufmerksam gemacht hat, in: ספר עשה פלא, 3. Ausgabe, Livorno 1902, S. 57. Wann das sogenannte Chibbur Jafe entstanden ist, muß ungewiß bleiben; sicher ist nur, daß es aus dem Arabischen ins Hebräische übersetzt wurde. Vgl. Harkawy in der Festschrift zum 80. Geburtstag von Moritz Steinschneider; hebräische Beilage S. 9 ff.: חדשים גם ישנים מאת אברהם אליהו הרכבי.

Der Text ist der Ausgabe Amsterdam 1746 entnommen: חיבור יפה מהישועה להחכם רבינו נסים בן רבי יעקב S. 3.

Die Varianten in den Anmerkungen stammen aus Chaim M. Horowitz V S. 69 f. und Jellinek: Bet ha-Midrasch V S. 131, die beide (fast ganz) übereinstimmen.

Eine Übersetzung bietet Bin Gorion: Born Judas II S. 140.

אמרו שהיו שני [1] תלמידי חכמים חסידים חברים [1] כל ימיהם בתפלה ותלמוד [2] תורה ובאכילה ושתיה: ולא [3] היו נפרדים זה מזה עד שנפטר אחד מהם [4]: ולא נכנסו בני אדם לספוד עליו ולקברו [5] ולא לכבדו [5] כראוי לו: והיה [6] סבת הדבר שמת באותו היום [7] בן שר [7] העיר: וסגרו החנויות ובטלו השוקים ונתעסקו כלם בקבר [8] אותו רשע מפחד [9] אביו: ונשארה מטת החסיד יחידה [10] ולא נכנס לשם איש: וכשראה כן [11] חברו כבד עליו הדבר וחרה לו עד מות ונשחת שכלו ודעתו ונבהל ובעתתו רוח רעה: ואמר [12] אין שכר לאדם על מעשיו:

וישאר [13] נבוך [14] ונלבט בתורה [14] עד שאמרו לו בחלם: אל תכעס [15] בדין יוצרך ואל תתמה על מדותיו כי בצדק ובישור הם: ודע שהתלמיד חברך עשה חטא קטן ושלם לו חטאתו [16] יוצרו במותו בעולם הזה כדי [17] שיהיה זך [17] ונקי בעולם הבא [18] מכל חטא ועון ואשמה [18]: ובן שר העיר [19] עשה מצוה אחת [20] ושלם לו תגמולו [21] בעולם הזה כל הכבוד [22] אשר ראה אביו כדי [22] להאבידו [23] מן העולם הבא [23] שילך ערום ועריה מכל [24] המצות [25] ויהיה חייב גמור [25] לירש [26] גיהנם עד סוף כל הדורות: ויען החסיד ויאמר:

Zwei fromme Gelehrte waren allezeit in Gebet und Thorastudium, beim Essen und Trinken, vereint, ohne sich voneinander zu trennen. Da starb der eine von ihnen, aber die Leute kamen nicht zusammen, ihn zu beweinen und zu bestatten, und ehrten ihn nicht nach Gebühr. Dies erklärte sich daraus, daß am selben Tage der Sohn des Bürgermeisters starb. Die Läden wurden geschlossen und die Märkte ruhten; denn alle waren mit dem Leichenbegängnis jenes Bösewichts beschäftigt aus Furcht vor seinem Vater. So blieb die Bahre des Frommen einsam und verlassen, weil keiner dorthin ging. Als der Freund das sah, lastete es schwer auf ihm; er ward todtraurig, sein Sinn und Verstand verdüsterten sich voller Angst, und ein böser Geist schreckte ihn, so daß er sprach: »Die Menschen ernten keinen Lohn für frommes Tun.« So blieb er verwirrt und beunruhigt in seinem Glauben[1].

Da hatte er einst einen Traum[2]*: »Zürne nicht über das Gericht deines Schöpfers und wundere dich nicht über seine Maßstäbe; denn sie sind Recht und Billigkeit. Wisse, weil jener Gelehrte, dein Freund, sich einer kleinen Sünde schuldig gemacht hatte, vergalt ihm sein Schöpfer diese Übertretung beim Begräbnis noch in dieser Welt, damit er rein und lauter in jener Welt sei, frei von Sünde, Schuld und Fehle. Der Sohn des Bürgermeisters hingegen hat eine gute Tat vollbracht, die er ihm ebenfalls noch im Diesseits vergalt — das sind die Ehren, die sein Vater sah*[3]*, — um ihn des Verdienstes im Jenseits verlustig zu machen, in das er frei und ledig aller guten Werke eingehen sollte. Er sollte ganz schuldig werden, um die Geenna zu erben bis in die fernste Ewigkeit.« Da hob der Fromme an und sprach: »Herr, welches war die Sünde, die*

אדני מה היה [27] החטא שחטא חברי והמצוה [28] שעשה בן [29]— שר העיר —[29] : ויאמר [30] לי אמנם חברך לא [31] חטא חטא גדול [32] מעולם חס ושלום —[32] אלא קטן : [33]— ומה היא —[33] : שהקדים [34] הנחת תפלין שהניח של ראש ואחרי כן של יד ולא היה ראוי לעשות כך וזו היא חטאתו : אבל בן שר העיר לא עשה כל ימי חייו חוץ ממצוה אחרת ולא חשב —[34] לעשותה אלא נזדמנה לו ולא רצה הקב"ה לקפח שכרו : [35]— ומה היא —[35] : ויהי היום ויעש בן [36] שר העיר —[36] סעודה גדולה [37]— לשרי המלך הפרתמים ולא נתכן לשרים לסעוד אצלו : ויאמר מאחר שלא סעדו השרים סעודתי —[37] יביאו [38] לי עניי העיר [39] ויאכלוה [40] ולא אפסיד אותה ויקראו [41]— לו העניים —[41] ויאכלו הסעודה [42]— ועל כן שלם לו גמולו בעולם הזה כל הכבוד אשר ראית —[42] :

ויהי אחרי כן ויישן החסיד וירא בחלום את החסיד חברו הנפטר הולך [43]— בפרדסים ובגנות —[43] עלי נהרו בין עצי הגן [44]— בין נרדים —[44] : וראה [45] לצד אחר בן השר בהפך זה ותארו משונה והוא הולך כמו צמא מבקש [46] מים ואינו מוצא : וייקץ החסיד וישמח לבו ויגל כבודו [47] וסרה מעליו רוח הרעה ונס ממנו [48] יגון ואנחה :

mein Freund beging, und welches das Verdienst, das sich der Sohn des Bürgermeisters erwarb?« Er antwortete ihm: »Dein Freund hat wahrhaftig niemals eine große Sünde getan, das sei ferne von ihm, sondern nur ein kleines Vergehen: Beim Anlegen der Gebetsriemen wickelte er zuerst den um den Kopf und dann den um den Arm; so hätte er nicht tun dürfen, das war seine Sünde. Hingegen der Sohn des Bürgermeisters hat niemals zeit seines Lebens eine gute Tat begangen mit einer einzigen Ausnahme, und die war nicht beabsichtigt, sondern zufällig, aber Gott wollte ihm den Lohn dafür nicht beeinträchtigen: Eines Tages veranstaltete der Sohn des Bürgermeisters ein großes Festmahl für die vornehmen Obersten des Königs, aber es paßte ihnen nicht, bei ihm zu speisen. Da sprach er: »Weil die Obersten nicht zur Mahlzeit erschienen sind, so bringt mir die Armen der Stadt[4]; so mögen sie essen, damit nichts umkomme!« Also rief man die Armen zum Mahle. Zur Vergeltung dafür wurden ihm noch in dieser Welt alle die Ehren zuteil, die du gesehen hast.«

Danach schlief der Fromme wieder ein und sah im Traum seinen verstorbenen frommen Freund im Paradiesgarten lustwandeln, an einem Fluß zwischen den Bäumen des Gartens und den Nardenstauden[5]. Auf der anderen Seite aber sah er den Sohn des Bürgermeisters im geraden Gegensatz dazu. Seine Gestalt war entstellt, er wankte wie ein Verschmachtender und suchte das Wasser, ohne es finden zu können. Da erwachte der Fromme und ward frohen Mutes. Als er sich so freute, verließ ihn der böse Geist, und Kummer und Seufzen wichen von ihm.

[1] 1 תלמידים חכמים וחסידים Ausgabe Amsterdam, besser wie oben mit Jellinek und Horowitz. [2] ובתלמיד Horowitz. ותלמיד Jellinek (aber dafür nachher ובשתיה Jellinek). [3] לא.

[4] לבית עולמו add. [5—5] om. [6] יהיתה. [7—7] בנו של שר. [8] בקבורת. [9] מפני פחד. [10] יהודית. [11] כך. [12] ויאמר. [13] ינשאר. [14—14] (ונלבב בחירה überliefert, von GRESSMANN verbessert) ידוא. [15] תרשע. [16] תגמולו. [17—17] שיהא זכאי. [18—18] בלי חטא ואשם. [19] שראית add. [20] קטנה בחיין add. [21] ושכיר add. [22—22] שראית (besser). [23—23] om. (schlecht). [24] מן. [25—25] om. [26] יורדים. [27] היא. [28] ינה היא המצוה. [29—29] השר. [30] ואמר. [31] הם ישלום שלא. [32—32] om. [33—33] om. [34—34] והניח תפלין של ראש בראשונה אחר כך הניח על זרועו זה היה חטאו ובן השר לא עשה כל ימיו מצוה חוץ מאחת ולא נתכוין. [35—35] om. [36—36] השר. [37—37] והפרתמים (verderbt aus לפני שרי המלך GRESSMANN) לפני המלך. ולא יכלו השרים לבא לסעודה אצלו ויאמר אחד שלא סעדו השרים אצלו. [38] ויבואו. [39] העיירות, ursprünglicher, weil mechanische Übersetzung des arabischen بلاد *Städte* oder (so hier) *Land*, LITTMANN (mündlich). [40] ויאכלו סעודתו. [41—41] לעניים ויבואו. [42—42] על כן נעשה לו כל הכבוד שראית. [43—43] בגנות ופרדסים. [44—44] יבין ורדים ונרדים. [45] וירא. [46] יבקש. [47] Man erwartet כבדי, doch findet sich dieselbe Ausdrucksweise schon im Alten Testament. [48] om.

---

[1] Wörtlich: *in seiner Thora.* [2] Wörtlich: *bis daß sie im Traum zu ihm sagten.* Subjekt sind die Engel; im folgenden dagegen wird stets der Singular gebraucht, und einmal findet sich die Anrede *Herr.* [3] *die sein Vater sah*] bessere Variante: *die du gesehen hast.* [4] Variante: *des Landes* (vgl. die Bemerkung zum Text). [5] *und unter Rosensträuchern* add. Variante.

E. Darke Teschuba (»Responsen« des R. MEÏR aus Rothenburg, Prag 1608, S. 114c).

Die *Anleitungen zur Buße* stammen nicht von R. MEÏR aus Rothenburg (1215—1275), sondern sind nur im Anhang seines Buches: שאלות ותשובות (*Fragen und Antworten*), Prag 1608, S. 114c, abgedruckt, um einen leeren Platz auszufüllen. Der Traktat will nach seiner eigenen Angabe (vgl. die Einleitung) von JUDA DEM FROMMEN (יהודה חסיד † 1217) stammen, findet sich aber in dessen Werken nicht, wie mir BIN GORION versichert. Einen Abdruck dieses Textes bietet auch CHAIM M. HOROWITZ a. a. O. V S. 71 f.; doch fehlt hier eine Zeile, schwerlich aus Zufall, werden hier doch die Christen mit den schweren Sündern in der Hölle auf eine und dieselbe Stufe gestellt.

Den Hauptteil des Textes hat BIN GORION: Born Judas II S. 145 übersetzt.

השכר שהבטיח הקב"ה לעושי[1] רצונו משלם להם לעולם הבא שנאמר[2] מה רב טובך אשר צפנת ליראיך: ואמרו רבותינו מי שרובי זכיות ומיעוטו עבירות נפרעין ממנו מעט עבירות קלות

Der Lohn, den Gott zugesichert hat denen, die seinen Willen tun, wird im künftigen Äon ausgezahlt, wie geschrieben steht: »Wie groß ist deine Güte, die du aufbewahrt hast denen, die dich fürchten[1]!« Unsere Meister sagen: Von dem, dessen Verdienste zahlreich und dessen Sünden gering sind, werden die we-

שיש בידו בעולם הזה כדי ליפרע ממנו מישלם לעתיד לבא: מי שרובן זכיות יורש גן עדן: מי שרובו עבירות יורש גיהנם: הצדיקים שעשו עבירות קלות אין נפרעין מהן לעולם הבא אלא בעולם הזה:

כי הא מעשה שמרת בעיר אחת צדיק ירשע ביום אחד: ובשעה אחת הלכי כל הקהל לעשית לרשע כל צרכו ולעסוק בקבורתו ולצדיק לא בא איש: היה לו חתני יבכה בכי גדול על אשר לא בא איש לחמיו[3]:

ונפל עליו שינה וישן: בא אליהו ז"ל ואמר לו למה אתה ביכה: אמר לו על שבאו כל הקהל על אותו רשע וכיבדוהו ועל חמי שהיה צדיק גמור ועסק בתורה יומם ולילה לא השגיח עליו איש: אמר לו אליהו לך עמי והלך עמו:

והביאו לפני גיהנם והראה לו נשמה אחת שציעקת מים מים והמים אצלה ואינה רשאה ליהנות ממנה: אמר לו אליהו ז"ל זהו נשמתו של אותו רשע שעשין לו כל הכבוד האלה[4] בעולם הזה: והראה לו אשה שציר דלת של גיהנם פתחה וסגרה באזנה: והראה לו בני אדם שתלויין בענבותיהן: והראה לו נשים שתלויין בדדיהם: והראה לו אנשים[5] שפיהם גחלי רתמים: אמר לו אליהו ראית בטוב כל

nigen leichten Sünden, die er begangen hat, noch in diesem Äon eingefordert, damit er ihm im kommenden Äon ausschließlich (die Verdienste) vergelten kann. Der, dessen Verdienste zahlreich sind, erbt den Garten Eden. Der, dessen Sünden zahlreich sind, erbt die Geenna. Den Frommen, die leichte Sünden getan haben, werden diese nicht im Jenseits, sondern schon im Diesseits vergolten. Das beweist folgende Geschichte:

In einer Stadt starben einst ein Frommer und ein Gottloser an demselben Tage. Alsbald machte sich die ganze Gemeinde auf, den Gottlosen mit allen Ehren zu begraben[2], während niemand zu dem Frommen ging. Dieser aber hatte einen Schwiegersohn, der weinte heftig, weil niemand zu seinem Schwiegervater kam.

Da fiel ein Schlaf auf ihn, daß er einschlief, und Elia *erschien ihm und sprach: »Warum weinst du?« Er antwortete ihm: »Weil die ganze Gemeinde zu dem Gottlosen ging und ihn ehrte, während sich niemand um meinen Schwiegervater kümmerte, der in jeder Beziehung fromm war und sich Tag und Nacht mit der Thora befaßte.« Sprach* Elia *zu ihm: »Komm mit mir!« Und er ging mit ihm.*

Der führte ihn zum Eingang der Hölle und zeigte ihm eine Seele, die schrie: »Wasser, Wasser!« Und obwohl sie das Wasser vor[3] sich hatte, war es ihr nicht möglich, davon zu genießen. Da sprach Elia *zu ihm: »Dies ist die Seele jenes Gottlosen, dem man im Diesseits alle jene Ehren erwies!« Dann zeigte er ihm ein Weib, in dessen Ohr sich die Angel der Höllentür öffnete und schloß. Ferner zeigte er ihm Menschen, die aufgehängt waren an ihren Schamteilen. Ferner zeigte er ihm Weiber, die aufgehängt waren an ihren Brüsten. Endlich zeigte er ihm Männer[4], in deren Munde glühende Ginsterkohlen waren. Dann sprach* Elia *zu ihm: »Hast du dies alles wohl gesehen?«*

אלה אמר לו הן : אמר לו שאל ממני ואגידה לך ושאל : אמר לו אליהו אותה אשה שציר דלת של גיהנם פתחה וסגרה באזנה הייתה מתענה כל ימיה ואומרת כאב לבי בתענית ובשמעה שמספרין לשון הרע ואונאת דברים הטה אזנה כדי לשמוע ולומר לבעליה כדי לשנוא הבריות בעיני בעלה אותו אזן סובל דין גיהנם : ובני אדם שתלויין בערוה הם היו מופקרים ובועלי זונות בעולם הזה : ובני אדם[6] שתלויין בדדיהם הם היו מינקות בניהם בגלוי וראו אנשים דדיהם : ובני אדם שפיהם גחלי רתמים הם בני אדם שמספרים בבית הכנסת בשעת תפלה ופוסקים מדברי תורה ועוסקים בדברי שיחה : להודיע כי הקב"ה שופט צדיק האיברים שעושין עבירה דנין בגיהנם יותר משאר האברים : ואחרי כן הוליכו לגן עדן : וראה שמלאכי השרת מתקנין כסא[7] ואמרו נגמול חסד לפלני הצדיק שיבא :

אמר לאליהו[8] מה זכה הרשע שעשר[9] לו כל הכבוד הזה : ומפני מה נענש חמי שהיה צדיק גמור שלא גמר לו הסד : אמר לו אליהו אותו רשע מעולם לא עשה אלא מצוה אחת והיה מוכס ולוקח המכס מן העמים : פעם אחת לקח צנון למכס : נל[10] ונפל צנון אחת והלך אחריו עני אחד ולקח

Er antwortete: »Ja.« Da befahl er ihm: »Frage mich, so will ich dir alles erklären!« Und er fragte. Darauf erwiderte Elia*: »Jenes Weib, in dessen Ohr sich die Angel der Höllentür öffnet und schließt, fastete alle Tage und prahlte: »Wie leide ich unter dem Fasten!« Und wenn sie hörte, was böse Zunge und üble Nachrede erzählten, neigte sie ihr Ohr, um zu lauschen und es ihrem Gemahl zu wiederholen, damit die Leute in den Augen ihres Gemahls verhaßt wurden. Eben deswegen muß das Ohr die Höllenstrafe leiden. Die Menschen, die an ihren Schamteilen aufgehängt sind, waren zügellos und trieben Unzucht im Diesseits. Die Menschen[5], die an ihren Brüsten aufgehängt sind, säugten ihre Kinder öffentlich, so daß die Männer ihre Brust sahen. Die Menschen, in deren Munde glühende Ginsterkohlen sich befinden, das sind die Menschen, die in der Synagoge zur Stunde des Gebetes plaudern, die aufhören, sich mit den Worten der Thora zu beschäftigen und sich statt dessen mit eitlem Geschwätz abgeben. Um zu zeigen, daß Gott ein gerechter Richter ist, werden die Glieder, die Sünde begangen haben, in der Hölle mehr bestraft als die übrigen Glieder.« Darauf führte* Elia *ihn nach dem Garten Eden. Dort sah er, wie die diensttuenden Engel einen Sitz bereiteten, und hörte, wie sie sprachen: »Wir wollen dem Gerechten N. N., der da kommt[6], eine Gnade erweisen.«*

Dann fragte er Elia[7]*: »Welches gute Werk hat der Gottlose getan, daß ihm alle jene Ehre (im Diesseits) zuteil wurde? Und weswegen wurde mein Schwiegervater, der doch in jeder Beziehung fromm war, mit Entziehung aller Ehre bestraft?«* Elia *antwortete: »Dieser Gottlose hat einmal ein gutes Werk getan. Er war Zöllner und trieb den Zoll ein von den Leuten. Einst empfing er Rettiche[8] als Zollabgabe. Da entfiel ihm ein Rettich und rollte davon.*

הצנין והיה רואה ועשה כלא
היה ראה וידע ושתק : ואותו
עני היה מתפרנס מן הצנון
וחיה את נפשו : לכך זיכה לאותו
הכבוד כדי להורידו בגיהנם
ונטל שכרו בעולם הזה : אבל
חמיך היה צדיק גמור : מעולם
לא עשה אלא עון אחת : פעם
אחת בא[11] אצלו תלמיד חכם
ואשתו מליזה עליו והוא שמע
ושתק : לכך נענש והקב"ה פרע
ממנו מעט עון שעשה בעולם
הזה כדי שיהא שלם לעולם
הבא :

ואליהו הלך לדרכו והבחור
קץ משנתו וראה כל הקהל בביתו
שגמלו חסד לחמיו והלכו עמו
לקוברו בכבוד גדול :

ולמדנו אין בין גיהנם לגן
עדן אלא קיר קטנה ודקה כמין
עובי דינר והמאזנים ששוקלין
החובות והזכיות פלס אחד נטוי
על גיהנם ופלס אחד נטוי על
גן עדן : אם הזכיות מכריעות
יורש גן עדן : אם החובות מכריעות
יורש גיהנם : מי שמרת וריבו
עבירות או כגון שבא על אשת
איש והמינים והמשומדים שמתו
בשמד והמלשינים והאפיקרוסים
והכופרים בתחיית המתים ובתורה
ובמצות אינם נוטלים שכר על
המצות שעשו כולם אלא פוחתים
להם מן הייסורין של גיהנם כפי
שיעור שכר מצוה קלה שעשו
בעולם הזה : ומי שמת ברשעו

Ein Armer stürzte herzu und nahm den Rettich. Obwohl jener es sah, tat er, als sehe er nichts; er merkte es wohl, aber er schwieg. Der Arme versorgte sich und stillte seinen Hunger mit dem Rettich. Darum wurde ihm solche Ehre zuteil. Um ihn in die Hölle hinabführen zu können, empfing er seinen Lohn schon im Diesseits. Dein Schwiegervater hingegen war in jeder Beziehung fromm und hat nur einmal eine Sünde begangen. Einst kam[9] *ein Gelehrter zu ihm, und sein Weib schmähte den; er hörte es wohl, aber er schwieg. Darum wurde er bestraft; Gott vergalt ihm die kleine Sünde, die er begangen hatte, schon im Diesseits, damit er ohne Fehl eingehe ins Jenseits.«*

Dann ging Elia *seines Weges. Der Jüngling aber erwachte aus seinem Schlafe und sah die ganze Gemeinde in seinem Hause versammelt, seinem Schwiegervater die letzte Ehre zu erweisen. Sie geleiteten ihn mit großem Gepränge zu Grabe. —*

Wir entnehmen daraus, daß es zwischen der Geenna und dem Garten Eden nur eine kleine, dünne Mauer von der Dicke eines Denars gibt. Von der Wage, auf der man die guten und bösen Werke wägt, neigt sich die eine Schale zur Geenna, die andere zum Garten Eden. Wenn die guten Werke überwiegen, erbt er den Garten Eden; wenn die Sünden überwiegen, erbt er die Geenna. Wenn jemand stirbt und seine Sünden zahlreich sind oder (wenn er nur eine Sünde getan, aber sich so schwer verfehlt hat) wie der Ehebrecher oder wie die Christen und die (vom Judentum) Abtrünnigen, die in der Abtrünnigkeit sterben, (oder wie) die Verleumder, die Freigeister[10] *und die Leugner der Auferstehung, der Thora und der guten Werke, — diese alle empfangen nicht einmal Lohn für die Verdienste, die sie sich erworben haben, sondern sie verringern sich nur die Züchtigungen der*

אין מתפללין עליו : והחוטא על כוונת שיום הכפורים מכפר עליו אין יום כפורים מכפר עליו :

Geenna nach dem Maß des Lohnes für das kleine Verdienst, das sie sich im Diesseits erworben haben. Wer in seiner Gottlosigkeit (ohne Buße) stirbt, für den wird nicht gebetet. Wer sündigt mit der Absicht, daß der Versöhnungstag ihm die Sünden sühnt, dem sühnt sie der Versöhnungstag nicht.

[1] לעשה überliefert. [2] Psalm 31, 20. [3] המיר überliefert, להמיר Gressmann, לקבור להמיר Chaim M. Moritz V S. 71. [4] Man erwartet כל הכבודין האלה oder wie unten כל הכבוד הזה. [5] נשים überliefert, אנשים Gressmann. [6] Man erwartet ונשים. Dies wurde vielleicht zu אנשים und dies dann zu בני אדם. [7] כמאי überliefert, כמא Gressmann. [8] לו אלהיו überliefert, לאלהיו Gressmann. [9] מעשה überliefert, מעשר Gressmann. [10] גיל = גל oder גלל. [11] באי überlieferte Schreibung.

[1] Psalm 31, 20. [2] Wörtlich: *dem Gottlosen alles zu tun, was (für seine Beerdigung) notwendig war und sich mit seinem Begräbnis zu beschäftigen.* [3] Wörtlich: *neben.* [4] *Männer*] überliefert ist: *Weiber*: aber vgl. die Fortsetzung. [5] Man erwartet: *Die Weiber.* [6] Gemeint ist natürlich der Schwiegervater des Jünglings. [7] Überliefert ist: *Dann sprach Elia zu ihm.* [8] Rettiche mit runden Früchten: rund sind auch die Brote. [9] Überliefert ist: *kamen*; aber wohl nur schlechte Schreibung. [10] Hier gebraucht der Text ein Fremdwort: gemeint ist schwerlich ὑποκρίσεις, wahrscheinlich Ἐπικουραῖοι = אפיקורסין Bab. Sanh. 38b; 99b; 100a; Tosefta Sanhedrin 13, 4. 5.

F. Barajta Nidda (Chaim M. Horowitz V S. 15).

Die ברייתא דמסכת נדה, die Chaim M. Horowitz entdeckt und herausgegeben hat (vgl. o. S. 8, Anm. 1) V S. 15, führt den gleichen Namen wie der Talmudtraktat Nidda (*Menstruation, Unreinheit*), ist aber nicht mit ihm identisch. Sie schließt sich vielmehr den sogenannten »kleinen Traktaten« am Schluß des Talmuds an und ist noch nicht genauer erforscht; der Herausgeber schreibt sie einer jüdischen »Sekte« zu, die besonderen Wert auf Waschungen legte.

Übersetzt ist der Text von Bin Gorion: Born Judas II S. 143.

מעשה היה בשני תלמידים שהיו אוכלים כאחד ושותים כאחד ושניהם יגעים בתורה כאחד : יום אחד נפטר אחד מהם והלכו לקברו ולא הלכו אחר מטתו אלא עשרה בני אדם :

Es waren einmal zwei Talmudjünger, die aßen gemeinsam und tranken gemeinsam, und beide mühten sich gemeinsam um die Thora. Eines Tags verschied der eine von ihnen und ward bestattet, aber seiner Bahre folgten nur zehn Menschen. Bald danach starb der Sohn des Theodoros, der Zöllner[1]*; dem gaben*

לאחר בן מת בן תודרוס המוכס
והלכו עמו מנער ועד זקן מעולל
ועד יונק : כיון שהגיע[1] לקבורה
התחיל התלמיד בוכה ואומר
רבש"ע זהו שכרה של תורה :

עד שהוא עומד ובוכה פתח
הקב"ה את עיניו וראה את
חברו מהלך בתוך הפרדסין בתוך
המעינות של מים בתוך גן עדן :
וראה בנו של תודרוס המוכס
עקול ברגליו ולשונו להוך על
פני המים : שאל לממונים מה
טיבו של זה ומה טיבו של זה :
זה שהלכו אחר מטתו מנער ועד
זקן הוא בשינוק הזה : זה שלא
הלכו אחר מטתו אלא עשרה
בני אדם הוא בריוח : אמרו לו
חברך זה לא עשה עברה מימיו
אלא אחת שהיה יודע שקשה
כחה של נדה לפני המקום ועברה
לפניו נדה והיה מהלך אחריה
ומש בגדיו בבגדיה ולא ידע ובקש
הקב"ה לגבות אותה העבירה
ממנו בחייו לפיכך לא הלכו
אחרי מטתו אלא עשרה בני
אדם : ועוד שאל ואמר להן מה
טיבו של זה שהלכו בני המדינה
אחריו ונחלק לו כבוד מה טיבו
בשינוק זה : אמרו לו זה לא
נזהר[2] בנדה כל ימיו והיה מטמא
את עצמו בה בזדון אלא פעם
אחת עברה לפניו נדה ורקקה
ידרס את רוקה והלך לטבול[3]
את עצמו במים לפיכך נחלק לו
כבוד והלכו אחר מטתו האנשים
והנשים :

jung und alt, Kind und Kegel das letzte Geleit. Als er[2] beerdigt war, hob der (überlebende) Talmudjünger an zu weinen und sprach: »Herr der Welt, das also ist der Lohn der Thora!«

Während er noch stand und weinte, öffnete ihm Gott die Augen. Da sah er seinen Freund im Paradiese wandeln zwischen den Wasserquellen inmitten des Gartens Eden. Den Sohn des Theodoros, *den Zöllner, dagegen sah er mit krummen Beinen und ausgestreckter Zunge neben dem Wasser liegen. Da fragte er die Aufseher[3]: »Wie verhält es sich[4] mit diesem und wie mit jenem? Wie kommt es, daß der, dessen Bahre jung und alt folgten, sich jetzt in dieser Pein befindet, während es dem, dessen Bahre nur zehn Menschen das Geleit gaben, jetzt so gut ergeht[5]?« Sie antworteten ihm: »Dieser dein Freund hat zeit seines Lebens nur eine einzige Sünde begangen, obwohl er wußte, daß Vergehen gegen die Verbote der Unreinheit bei Gott als besonders schwer[6] gelten. Einst folgte er einer unreinen[7] Frau und streifte mit seinen Kleidern die ihrigen, ohne es zu merken. Weil Gott (die Strafe für) diese Sünde noch zu seinen Lebzeiten von ihm einfordern wollte, deshalb folgten seiner Bahre nur zehn Menschen.« Er fragte noch einmal und sprach zu ihnen: »Wie kommt es, daß der, dem die Leute der Stadt das Geleit gaben und dem so viel Ehre erwiesen ward, wie kommt es, daß er sich in dieser Pein befindet?« Sie antworteten ihm: »Dieser hat sich zeit seines Lebens niemals vor Unreinheit gehütet[8], sondern sich stets vorsätzlich befleckt. Einmal aber, als eine unreine Frau vor ihm ging und ausspie, zertrat er ihren Speichel und wusch sich sodann[9]. Darum wurde ihm die Ehre zuteil, daß die Männer und Frauen seiner Bahre folgten.«*

באותה שעה אמר התלמיד
כמה קשה היא הנדה לפני
הקב"ה שכל מי שהוא משמרה
סופו לירש גן עדן ודיי שכל מי
שהוא משמר את עצמו ממנה
סופו להנצל מדינה של גיהנם ולא
עוד אלא שהוא מרחיק עצמו
מן הערוה ומקרב עצמו לטהרה :

Allsobald sprach der Talmudschüler: »Wie wichtig sind die Gebote der Unreinheit bei Gott! Wer sie (positiv) hält, erbt am Ende[10] *den Garten Eden. Aber es genügt schon, sich (negativ) vor Unreinheit zu bewahren, um am Ende*[10] *dem Gericht der Geenna zu entgehen; und nicht nur dies: (wer so handelt,) hält sich selbst fern von Befleckung und nähert sich schon der Reinheit.«*

---

[1] שהגיעו überliefert, שהגיע Gressmann. [2] בדור überliefert, verbessert von Chaim M. Horowitz. [3] לטבול fehlt in der Überlieferung, fügt hinzu Chaim M. Horowitz.

---

[1] Grammatisch möglich, aber sachlich unwahrscheinlich ist die Übersetzung: *der Sohn des Zöllners Theodoros* (so Bin Gorion). [2] Überliefert ist: *Als sie beerdigt waren*: aber es wird in dieser Erzählung keine gleichzeitige Beerdigung vorausgesetzt. Zum Ausdruck vgl. Esther 9, 1. [3] Zu פִּתְאֹמִים vgl. I. Chron. 9, 29. [4] מה טיבו. [5] Wörtlich: *sich in der Weite befindet.* רְוָחָה wie מֶרְחָב Ps. 18, 20; 31, 9 *Weite* (Glück, Wohlergehen) im Gegensatz zu עָקְתָא aram. *Enge* (Qual, Pein), in den Psalmen צר. [6] קָשָׁה כֹּחָה *schwer an Kraft, schwerwiegend.* [7] Die *Unreinheit* bezieht sich in dieser Erzählung stets auf die *Menstruation* (נִדָּה). [8] Überliefert ist der unmögliche Text: *Er war zeit seines Lebens nicht rein in Menstruation.* [9] Wörtlich: *und ging, sich in Wasser ⟨zu waschen⟩.* Die beiden letzten Worte fehlen im überlieferten Text. [10] Wörtlich: *dessen Ende ist, daß.*

G. Hā-Roḳēach § 318 (Ende).

Der Gewürzkrämer ist ein Moral- und Ritualgesetz des R. Eleazar ben Jehuda ben Kalonymos aus Worms (1176—1238). Die Erzählung, die sich mit der vorigen Variante eng berührt, ist offenbar ein Auszug und enthält nur die eine Hälfte.

Die benutzte Ausgabe ist Fano 1505 erschienen: אלעזר בן יהודה הרוקח (§ 318 הלכות נידה).

Eine Übersetzung findet sich bei Bin Gorion: Born Judas II S. 145.

מעשה בתלמיד אחד שמת
ולא הלכו אחר מיטתו עשרה
בני אדם : התחיל חבירו לבכות
אמר זו תורה וזו שכרה : פתח
הקב"ה עיניו בחלום ואמר לו :
חבירך לא עבר עבירה מימיו
כי אם פעם אחת : עברה אשת[1]
נדה לפניו ונגע בבגדיה לכן
הגבו עבירה ממנו : בו בלילה

Einst starb ein Talmudjünger, und seiner Bahre folgten noch keine zehn Mann. Darüber weinte sein Freund und dachte: »Das ist die Thora und das ihr Lohn!« Da öffnete Gott seine Augen im Traum und sprach zu ihm: »Dein Freund hat zeit seines Lebens nur einmal eine Sünde begangen. Als ein[1] *Weib in den Tagen ihrer Unreinheit vor ihm herging, berührte er ihre Kleider. Darum forderte man die (Strafe für diese) Sünde von ihm ein.« In der-*

ראה את חבירו מהלך בתוך
הפרדס בתוך המעיין של מים
בתוך גן עדן :

selben Nacht sah er seinen Freund im Paradies lustwandeln an einer Wasserquelle im Garten Eden.

[1] אשתי überliefert, אשת GRESSMANN.

[1] Überliefert ist *sein Weib*, aber vgl. F. Überdies paßt der Ausdruck *vor ihm herging* schlecht zu dem eigenen Weibe.

H. Pal. Chagiga II S. 77d.

Vgl. die Vorbemerkung zu A. Die Anmerkungen stammen aus pal. Sanhedrin VI S. 23c.

Der Text ist abgedruckt bei HERMANN L. STRACK: Jesus, die Häretiker und die Christen, Leipzig 1910, S. 9 § 8a; eine Übersetzung ebenda S. 30* § 8a.

מאן דאמר יהודה בן טבאי
נשיא עובדא דאלכסנדרייאה
מסייע ליה : [1–] יהודה בן טבאי
הוון בני ירושלם בעין ממניתיה
נשיא בירושלם : ערק ואזל ליה
לאלכסנדרייאה [–1] והיו [2] בני
ירושלם כותבין : מירושלם הגדולה
לאלכסנדרייאה הקטנה : עד מתי
[3–] ארוסי יושב אצלכם [–3] ואני
יושבת עגומה עליו [4] : [5–] פירש
מיתי גו אילפא אמר : דבורה
מרתה דביתא דקבלתן מה הוות
חסירה : אמר ליה חד מן תלמידוי :
רבי עיינה הוות שכרה [6] : אמר ליה
הא תרתיי גבך חדא דחשדתני
וחדא דאיסתכלת בה : מה [7]
אמרית יאייא בריוא לא אמרית
אלא בעובדא : יכעס עליו ואזל : [–5]

Wer sagt »JUDA BEN ṬABAJ war Fürst«, den unterstützt ein Ereignis in Alexandrien. Die Einwohner von Jerusalem wollten den JUDA BEN ṬABAJ zum Fürsten in Jerusalem einsetzen, da entwich er und floh nach Alexandrien. Darauf schrieben die Jerusalemer: »Das große Jerusalem an das kleine Alexandrien: Wie lange weilt mein Verlobter[1] bei euch, während ich kummervoll dasitzen muß?«

Als er sich einschiffte, fragte er: »Was war an unserer Hausherrin DEBORA, die uns aufgenommen hat, mangelhaft[2]?« Einer von seinen Jüngern antwortete ihm: »Meister, ihr Auge war häßlich«[3]. Er sprach zu ihm: »Zwiefache Schuld lastet auf dir: denn erstens hast du mich verdächtigt[4] und zweitens hast du auf sie geschaut! Habe ich etwa von ihrem schönen Aussehen gesprochen? Nein, von ihrem Tun!« So zürnte er gegen ihn, daß er fortging[5].

[1–1] om. [2] יהוין. [3–3] בעלי שרוי בתוכך. [4] בביתי. [5–5] om. [6] שברה überliefert, שכרה J. LICHTENSTEIN. [7] GRESSMANN vermutet מאי.

[1] *Gatte* pal. Sanh. VI S. 23c. [2] Diese schlechte Übersetzung ist notwendig, um das Wortspiel wiederzugeben. [3] So nach der Konjektur LICHTENSTEINS: überliefert ist *gebrochen.* [4] Nämlich der Lüsternheit. [5] Möglich wäre auch die Übersetzung: *daß er verschied* (so STRACK): aber dagegen spricht die Variante J.

I. Bab. Sanhedrin S. 107 b.

Die Anmerkungen stammen aus bab. Soṭa S. 47 a.

Der Text ist abgedruckt bei STRACK: Jesus S. 10 § 8 b, c: eine Übersetzung ebenda S. 32* f. § 8 b.

רבי[1] יהושע בן פרחיה מאי היא:
כדקטלינהו[2] ינאי מלכא לרבנן[3]
אזל[4] רבי יהושע בן פרחיה וישו[5]
לאלכסנדריא של מצרים : כי היה
שלמא שלח ליה שמעון בן שטח :
מני ירושלם עיר הקודש לִיכי[6]
אלכסנדריא של מצרים אחותי :
בעלי שרוי בתוכך ואנכי[7] יושבת
שוממה : [8]–קם אתא ואתרמי ליה.
ההיא–[8] אושפיזא : [9]–עבדו ליה
יקרא טובא אמר–[9] כמה יפה[10]
אכסניא זו : אמר ליה רבי עיניה
טרוטות : אמר ליה רשע בכך אתה
עוסק : אפיק ארבע מאות שיפורי
ושמתיה[11] : אתא לקמיה [12]–כמה
זימנין אמר ליה קבלן : לא הוה
קא משגח ביה–[12] : יומא חד
הוה קא[13] קרי קרית שמע אתא
לקמיה : סבר[14] לקבולי אחוי
ליה בידיה : הוא[15] סבר מידחא
דחי ליה אזל זקף לבינתא
[16]–והשתחוה לה [16] : אמר ליה
הדר[17] בך : אמר ליה כך מקובלני
ממך כל החוטא ומחטיא את
הרבים אין מספיקין בידו לעשות
תשובה : [18]–ואמר מר ישו כישף
והסית והדיח את ישראל–[18] :

Rabbi JOSUA BEN PERACHJA, *was war mit ihm? Als König* JANNAIOS *die Rabbis tötete*[1], *floh Rabbi* JOSUA BEN PERACHJA *mit* JESUS[2] *nach Alexandrien in Ägypten. Als wieder Friede war, ließ ihm* SIMON BEN SCHATACH *sagen: »Von mir, Jerusalem, der heiligen Stadt (Gruß) an dich, Alexandrien in Ägypten, meine Schwester! Mein Gatte weilt in dir, während ich einsam sitze.«*

Da machte er (JOSUA) sich auf und gelangte zufällig zu einer Herberge[3], *wo man ihm große Ehre erwies. Da sprach er: »Wie schön ist diese Wirtschaft*[4]*!« Er (JESUS) antwortete ihm: »Meister, sie hat verdrehte*[5] *Augen.« Da sagte jener: »Du Bösewicht! Damit beschäftigst du dich?« Dann ließ er seine vierhundert Posaunen erschallen und exkommunizierte ihn. Viele Male trat er (JESUS) vor ihn mit der Bitte, ihn wieder aufzunehmen, aber er kümmerte sich nicht um ihn. Eines Tages trat er vor ihn, während er das Schma'*[6] *las. Er (JOSUA) dachte ihn aufzunehmen und winkte ihm mit der Hand. Der (JESUS) aber dachte, er wolle ihn ganz und gar verstoßen; so ging er hin, richtete einen Ziegelstein auf und betete ihn an. Da forderte er (JOSUA) ihn auf, sich zu bekehren. Der aber erwiderte ihm: »So habe ich von dir gelernt: Wer sündigt und die Masse zur Sünde verführt, dem gibt man keine Gelegenheit, Buße zu tun.«*

Darum hat ein Lehrer (mit Recht) gesagt[7]*: »JESUS hat gezaubert, verführt und Israel verleitet.«*

[1] om. [2] כדהוה קא קטיל. [3] שמעון בן שטח אטמינהו אחתיה add. [4] om. [5] אזל ערק. [6] לך. [7] ואני. [8–8] אמר ש"ט היה ליה שלמא כי אתא איקלע לההוא. [9–9] קם קמיה בקרא שפיר.

עבדו ליה יקרא טיבא יתיב וקא משתבח. [10] נאה. [11] כל יומא add. [12—12] ולא קבלוה. [13] om. [14] הויה ברשותיה. [15] om. [16—16] צלותא. [17] חזור. [18—18] om.

---

[1] *wurde* Simon ben Schaṭach *von seiner Schwester versteckt* add. bab. Soṭa S. 47a. [2] *mit* Jesus om. der Soṭa-Text; im übrigen sind die Varianten sprachlicher Art. [3] *hospitium.* [4] ξενια heißt *Wirtschaft* und *Wirtin*; das Wortspiel läßt sich im Deutschen schlecht wiedergeben. [5] טרוט ist Fremdwort. Strack: *zuckend.* Gemeint ist wohl *tortus* (*oculum torquere*). [6] Das Morgen- und Abendgebet. [7] Bab. Sanhedrin S. 43a.

K. Petrus Cluniacensis: Tractatus adversus Judaeorum inveteratam duritiem (Migne PL 189, 631).

Petrus Venerabilis, der Abt von Cluny (1092—1155), benutzt in dem zitierten Text eine pseudonyme Schrift des Josua ben Levi über die Höllenfahrt (vgl. o. S. 25 Anm. 2). Ich habe mich vergeblich bemüht, das Original zu der entscheidenden Stelle aufzutreiben oder auftreiben zu lassen. Wahrscheinlich haben die Juden selbst das Zensorenamt geübt, wie es aus den Talmudausgaben bekannt ist (Strack: Einleitung in den Talmud[4] S. 79 ff.); vgl. auch die Vorbemerkung zu E.

Fuit apud Judaeos vir quidam, qui apud ipsos nuncupatur Jozah Ben Levi, quod nos dicimus Josue filius Levi, vir. ut aiunt, religiosus ac timens Deum .... Quod audiens Josue, dixit se claustra inferni et paradisi in vita sua velle invisere .... Quo deductus plurimas vidit gentes, ex omni natione, quae sub coelo est, Christianos, Amorrhoeos, Jebusaeos .... Dixit Josue: Cur Christiani damnati sunt? .... Ait: Quia credunt in filium Mariae et non observant legem Moysi et maxime, quia non credunt Talmuth. [p. 632]. Erat autem Pharao prostratus jacens in inferno, caput subter limen portae inferni tenens, cuius

Unter den Juden lebte einst ein Mann, der von ihnen Jozah ben Levi[1] *genannt wird, den wir* Josua, *den Sohn* Levis, *heißen, wie man sagt, ein frommer und gottesfürchtiger Mann .... Als* Josua *dies hörte, sagte er, er wolle die verschlossenen Räume der Unterwelt und des Paradieses noch zu seinen Lebzeiten besichtigen .... Als er zur Hölle geführt war, sah er dort sehr viele Menschen aus allen Völkern unter dem Himmel: Christen, Amorriter, Jebusiter ....* Josua *fragte: »Warum sind die Christen verdammt?« .... Der antwortete: »Weil sie an den Sohn der* Maria *glauben, das Gesetz* Moses *nicht halten und besonders weil sie den Talmud nicht glauben.« [S. 632.] Der Pharao aber lag zu Boden geworfen in der Hölle, das Haupt unter die Schwelle der Höllen-*

portae cardo fiebat ipsius oculus. Porta autem ad introitum animarum circumquaque vertebatur super oculum ipsius. Interrogavit vero Josue, cur tantam pateretur poenam. Ad quem angelus: Quia afflixit filios Israel in terra Aegypti et post afflictionem persecutus est usque ad mare ....

pforte gestreckt, und sein Auge bildete die Angel für jene Tür. Um Seelen einzulassen, wurde die Pforte nach allen Seiten über seinem Auge gedreht. Da fragte Josua, warum er so schwere Strafe erdulden müsse. Und der Engel antwortete: »Weil er die Israeliten im Lande Ägypten bedrückte und nach der Bedrückung bis ans Meer verfolgte.« ....

[1] Gemeint ist יהושע בן נון oder יהושע. Das *h* am Schluß von *Jozah* soll das ע wiedergeben.

Inhalt.

Hauptteil.

Anhang: Texte, Übersetzungen und Bilder.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

1.

6.

7.

8.

1. Türangelstein aus Hierakonpolis, nach Berlin Phot. 6625, jetzt in Philadelphia. 6. Das bemalte Leichentuch Berlin Inv. 11651 aus Sakkara. 7. Ausschnitt aus Abb. 6 (linke obere Ecke). 8. Ebenholzfigürchen einer Mumie, Berlin Inv. 20472.

H. GRESSMANN: Vom reichen Mann und armen Lazarus.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 8

DAS PROÖMIUM DER KOMMENTARE GALENS ZU DEN EPIDEMIEN DES HIPPOKRATES

VON

DR. PHIL. ERNST WENKEBACH,
OBERLEHRER AN DER AUGUSTE-VIKTORIA-SCHULE ZU CHARLOTTENBURG

BERLIN 1918
VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Diels in der Gesamtsitzung am 30. Mai 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 31. Juli 1918.

Die in meinem Aufsatze über Pseudogalenische Kommentare zu den Epidemien des Hippokrates[1] nur in Umrissen angedeutete und noch nicht zu Ende geführte Untersuchung über Herkunft, Inhalt und Form des Proömiums, das Galen seiner Erklärung des ersten Buches der genannten Schrift voranschickt, glaube ich jetzt, nach Erschließung der Übersetzung des arabischen Arztes Ḥunain ibn Isḥāq[2] aus einer arabischen Hs. der Bibliothek des Escorial (H), dank dem ebenso umsichtigen und eindringenden wie unverdrossenen Bemühen meines Mitarbeiters Dr. Franz Pfaff gründlicher und bestimmter führen zu können. Zu diesem Zwecke scheint es erforderlich, die sicheren oder wahrscheinlichen Ergebnisse der bisherigen Erörterung dieser Frage kurz zusammenzufassen.

In der verschollenen Urschrift ω aller noch heute zugänglichen Hss., die Galens Kommentare zu dem ersten und dritten Buche der Epidemien des Hippokrates überliefern, in der künftigen Ausgabe des CMG durch die Hss. MQV vertreten[3], war mit dem einmal erlittenen Verluste des ersten Blattes auch der Anfang des Proömiums verloren gegangen. Daher mußte Jo. Bap. Opizo, Professor der Medizin an der Universität zu Pavia, der wahrscheinlich selber die erste griechische Druckausgabe der Epidemienkommentare Galens in der Aldina von 1525 besorgt hat[4], und ihm folgend Hieronymus Gemusaeus, der Herausgeber der überhaupt ohne Hilfe griechischer Hss. veranstalteten Basileensis von 1538, den verstümmelten Text mitten im Satze bei den Worten μόνον προγνώσεται τὰς γινομένας νόσους ἑκάστῃ[5] τῶν καταστάσεων (XVII A S. 5, 13 K.) beginnen lassen. Das verlorene Stück ward erst in lateinischer Übersetzung aus der auch sonst erweiterten zweiten Juntina von 1550 bekannt, deren Herausgeber Augustinus Gadaldinus den fehlenden Anfang in der lateinischen Übertragung seines Landsmannes, des Arztes Nicolaus Macchellus aus Modena, zu der seit der Cra-

tandrina des Jahres 1536 verschiedentlich wiederholten Übersetzung des niederrheinischen Humanisten Hermannus Cruserius, aus der Gegend von Kampen gebürtig, hinzufügte. Von Nic. Macchellus hängen nun, was den Anfang dieses Proömiums betrifft, alle späteren Galenausgaben ab, auch die griechischen. Denn was in der an die Basileensis sich anschließenden Pariser Ausgabe von 1679, Bd. IX S. 1—3, 8 ταῦτα γοῦν πᾶς τις ἔγνων (sic!) μὴ gedruckt steht, beruht auf einer radebrechenden Rückübertragung des Herausgebers René Chartier oder eines seiner Helfer aus Macchellis lateinischer Ergänzung, somit auf demselben Verfahren, das der französische Arzt, wie zuerst H. Diels gesehen, auch in anderen lückenhaft überlieferten Schriften Galens geübt hat, ohne seine Leser immer mit der notwendigen Deutlichkeit auf die zweifelhafte Gewähr seiner Zusätze aufmerksam zu machen. Mag man auch Chartiers Tun, womit er gewiß nur das Galenstudium zu fördern strebte, dem ungeschichtlichen Sinne seiner Zeit gemäß in noch so mildem Lichte sehen, so hätte doch sein Nachfolger, der Leipziger Physiologe und Pathologe Carl Gottlob Kühn, in seiner blinden Vertrauensseligkeit oder vielmehr sklavischen Abhängigkeit keineswegs so weit gehen dürfen, die in den Galentext Chartiers eingeschwärzte Stelle in seiner eigenen Ausgabe, Leipzig 1828, Bd. XVII Teil 1, S. 1—5, 12, unbesehen nachzudrucken.

Mit der Darlegung dieser den Ursprung der zweifelhaften Stelle aufhellenden Tatsachen habe ich in dem erwähnten Aufsatze die Annahme verbunden, daß Nic. Macchellus, trotz vielleicht nicht zu leugnenden Beziehungen zur medizinischen Übersetzungsliteratur der Araber[6], seine Bearbeitung des Proömienanfanges nicht auf der Übersetzung Hunains begründet, sondern sie unmittelbar aus dem griechischen Texte gezogen habe. Da aber die Geschichte seiner griechischen Quelle dunkel blieb, habe ich kein schweres Gewicht darauf gelegt, daß Gadaldinus in der Praefatio zur zweiten Juntina von seinem Mitarbeiter und sich selbst ausdrücklich bekennt: *multi libri qui prius haud ita fideliter erant conversi, nunc partim a . . . Nicolao Macchello . . . partim etiam a me antiquorum graecorum exemplarium ope fidelius sunt translati.* Gewichtiger schien mir schon damals ein bei aller Unsicherheit im Verständnis der arabischen Überlieferung doch von vornherein auffallender Mangel an Merkmalen, die etwa sprachliche Eigentümlichkeiten eines arabischen Übersetzers durch die lateinische Form durchschimmern lassen. Angesichts der sachlichen Ähnlichkeit, welche die

arabische und die lateinische Textgestalt in der von Galen behandelten hippokratischen Lehre über die Abhängigkeit der körperlichen Zustände des Menschen von den Einflüssen des Klimas zeigen, und unter dem allgemeinen Eindruck, den das stilistische Gepräge des lateinischen Zuwachses, Satz für Satz ins Griechische umgedacht, auf jeden unbefangenen Leser macht, habe ich schon früher geglaubt, aus den Worten des Modenaer Arztes den Pergamener selbst sprechen zu hören[7].

Jetzt gilt es, die beiden Teile des Proömiums, sowohl den altüberlieferten griechischen wie den später hinzugetretenen lateinischen, mit der arabischen Übersetzung zu vergleichen und aus ähnlichen oder gleichen Zügen der Überlieferung auf dieselbe Herkunft zu schließen. Um einen solchen Schluß desto sicherer zu begründen, soll zuerst das griechische Rumpfstück, wie es sich einst in dem, wie bemerkt, nicht mehr vorhandenen Archetypus ω der Hss. MQV darstellte, danach der lateinische Kopf in Macchellis Fassung aus der zweiten Juntina an der von Fr. Pfaff aus dem Escorial. arab. 804 (H) ins Deutsche übertragenen Übersetzung Hunains geprüft werden.

Sogleich in den ersten Worten unseres griechischen Textes, wo Galen über Prognose und Prophylaxe gewisser Krankheiten spricht, zeigt sich Hunains Übersetzung durchaus vertrauenswürdig, indem sie den verstümmelten Anfangssatz XVII A 5, 13 K. passend ergänzt. Er lautet nämlich:

in MQV = ω	in H
μόνον προγνώσεται τὰς γινομένας νόσους ἐν ἑκάστη τῶν καταστάσεων, καὶ κωλύσει (MQ: κωλύει V) γενέσθαι . . .	Und wer diese Dinge kennt, der kann vorhererkennen, welche Krankheiten in jeder einzelnen von den Jahreszeiten auf Grund ihrer Mischung zustoßen werden, und nicht nur dies, sondern er kann verhindern, daß sie den Körpern zustoßen . . .

Im Eingang darf man Hunains Ergänzung des Subjekts, zumal im Zusammenhange der Gedanken, den wir aber erst bei Betrachtung des Macchellischen Schlusses erkennen werden, unbedenklich annehmen und mit gebotener Vorsicht sich für die folgende Fassung des ersten Satzes entscheiden: ⟨ὁ μὲν οὖν ταῦτ' ἐπιστάμενος[8] οὐ⟩ μόνον προγνώσεται τὰς γιγνομένας νόσους ἐν ἑκάστῃ τῶν καταστάσεων, ⟨ἀλλὰ⟩ καὶ κωλύσει γενέσθαι, ταῖς τοῦ περι-

ἔχοντος ἡμᾶς ἀμέτροις κράσεσι[9] τὴν ἐναντίαν ἐπιτεχνώμενος δίαιταν. Auch die sich anschließende Erläuterung, die von der Definition der Gesundheit als der rechten Mischung der körperlichen Urbestandteile ausgeht, ist in der Form der Hss. MQV nicht heil: die Worte (S. 5, 16) εὔδηλον γὰρ ὡς, εἴπερ εὐκρασία τῶν πρώτων ὅ ἐστιν (V: ὅ fehlt MQ) ἡ ὑγεία, διαφθαρήσεται μὲν ὑπὸ τῆς τοῦ περιέχοντος δυσκρασίας, φυλαχθήσεται δ' ὑπὸ τῆς κατὰ τὴν δίαιταν ἐναντιώσεως bedürfen wenigstens, wie schon Janus Cornarius[10] erkannte, nach τῶν πρώτων des Zusatzes σωμάτων, den dieser durch Sach- und Sprachkenntnis gleicherweise hervorragendste unter allen Galenforschern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts anstatt des auch in P geschriebenen, aber von dem Herausgeber der Aldina (P²) wie von dem Schreiber der Vorlage von MQ getilgten sinnlosen ὅ in sein heute der Jenaer Universitätsbibliothek angehörendes Aldinenexemplar eingetragen hat. Der Irrtum in V ist gewiß dadurch veranlaßt worden, daß der Schreiber das Kompendium für σωμάτων in ω verkannte. Daß aber Galen wirklich τῶν πρώτων σωμάτων wie S. 7, 12 (ὅτι τοῦ θερμοῦ καὶ ψυχροῦ καὶ ξηροῦ καὶ ὑγροῦ συμμετρία τίς ἐστι τῶν πρώτων σωμάτων[11] ἡ ὑγεία) auch hier geschrieben hat, bezeugt wieder Hunain, der das Fehlende mit der Wendung »der ersten Glieder am Körper« wiedergibt. Derselbe Übersetzer ist auch am Schlusse dieses erklärenden Satzes deutlicher, indem er in betreff der die Gesundheit erhaltenden Vorbeugungsmaßregel schreibt: »wenn die Lebensweise der übermäßigen in der Luft vorherrschenden Mischung entgegengesetzt ist«; da aber die Form der Periode mit den Worten φυλαχθήσεται δ' ὑπὸ τῆς κατὰ τὴν δίαιταν ἐναντιώσεως abgeschlossen ist, so scheint mir Hunains Verdeutlichung keinen Anlaß zu bieten, den Ausfall einiger Worte, und sei es auch nur des wegen des eben vorangegangenen ὑπὸ τῆς τοῦ περιέχοντος δυσκρασίας selbstverständlichen πρὸς αὐτήν, anzunehmen.

Die bisher behandelte Frage der Prognose und Prophylaxe führt den Schriftsteller im folgenden, wie öfters in den Epidemienkommentaren und in der Auslegung hippokratischer Schriften überhaupt, zu einem Streite mit den Empirikern, insbesondere mit Quintus, dem er eine unrichtige Erklärung sowohl der Epidemien wie der Aphorismen[12] vorwirft, wenn auf den erörterten Gebieten alles von der Erfahrung, unter Ausschluß des reinen Denkens, abhängig gemacht werde (S. 6, 6 τῇ πείρᾳ γὰρ μόνῃ τοῦτο ἐγνῶσθαί φησιν ὁ Κόιντος ἄνευ τοῦ κατὰ τὴν αἰτίαν λογισμοῦ). Anknüpfend an einen Aphorismus (III 11, IV 490, 2 L. = XVII B 577, 14 K.), der nach einem trockenen

Winter mit nördlichen Winden und nach einem feuchten Frühling mit südlichen Winden im Sommer akute Fieber, Augen- und Darmleiden verheißt, muß Galen den Quintus getadelt haben, daß er die beiden Hauptvorzüge eines Interpreten verhunzt habe: τό τε τὴν γνώμην φυλάττειν τοῦ συγγράμματος, wofür Hunain τοῦ συγγραφέως las, καὶ τὸ τὰ χρήσιμα διδάσκειν τοὺς ἀναγνωσομένους αὐτοῦ τὰ ὑπομνήματα. Unsere griechische Überlieferung verbindet mit dem oben angeführten Lehrsatz des Quintus über die Erfahrung folgende Worte: (S. 6, 7) πρῶτον μὲν αὐτὸ τοῦθ᾽ ἁμαρτάνων, ὅτι τὰς αἰτίας ὧν εἶπε κατὰ τοὺς ἀφορισμοὺς τούτους (MV: τούτους fehlt Q) ὁ Ἱπποκράτης (MQ: Ἱπποκράτους V) αὐτὸς αὖθις ἐν τῷ περὶ ὑδάτων καὶ ἀέρων καὶ τόπων ἔγραψεν, εἶθ᾽ ὅτι τὸ χρήσιμον μέρος τῆς διδασκαλίας ὑπερέβαινεν (MV: εἶθ᾽ ὅτι . . . ὑπερέβαινεν fehlt in Q). Sie haben offenbar Schaden genommen; denn man sieht nicht, worin der erste Fehler der Exegese des Quintus besteht, der doch nicht Subjekt zu ἔγραψεν sein kann. Da ferner in dem Aphorismenzitat, wie Galen es bietet, nur das *post hoc*, nicht das *propter hoc* dargestellt ist, αὖθις an unserer Stelle aber eine ausführlichere Ätiologie der erwähnten Krankheiten in Verbindung mit den genannten Witterungszuständen im Aphorismus erwarten läßt, ähnlich wie Hippokrates wirklich im 10. Kapitel der Schrift Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων (p. 49, 6 Kühlew.) die Beziehungen zwischen den gekennzeichneten Jahreszeiten und Krankheiten erklärt hat, so muß auch dieser Teil der Überlieferung an einem Fehler leiden, den noch die lateinische Übersetzung bei Kühn durch * * andeutet, obgleich ihn schon die glättende Bearbeitung von Io. Bap. Rasarius (1562) beseitigt hatte, indem er schrieb: *qua in re primum lapsus est, quod ignoravit causas eorum, quae in aphorismis dicuntur, ab Hippocrate in libro de aere, aquis & locis esse expositas,* und ebenso hat Hunain αὖθις hier nicht gelesen. Will man in αὖθις nach αὐτὸς nicht eine Art von Dittographie finden, könnte man vermuten, Galen habe nach einem allgemeinen und ihm selbst wohl vertrauten Sprachgebrauche καὶ αὐτός, wie im Lateinischen *et ipse*, 'auch selber' = 'gleichfalls', geschrieben, und von einem byzantinischen Glossator sei dann zur Erklärung entweder im Texte αὖθις darüber geschrieben oder am Rande hinzugefügt worden, so daß es später in den Text selbst hinter αὐτὸς eindringen und καὶ vor αὐτὸς verdrängen konnte[13]. Der richtige Gedankenfortschritt in den Sätzen: »Quintus gehört zu den schlechten Erklärern der Epidemien und Aphorismen; denn er legt der Prognose allein die Erfahrung, nicht die Erkenntnis durch die Vernunft zugrunde; und

so hat er die beiden Tugenden jeder guten Erklärung, sich an den Sinn des Schriftstellers zu halten und die Leser Nützliches zu lehren, vereitelt« zwingt dazu, zwischen dem zweiten und dritten Satze die beiden Versehen des Quintus in einem besonderen Gliede der Rede auseinanderzusetzen. So gelangt man nun durch die arabische Übersetzung des in Frage stehenden Teiles: »und der erste seiner Fehler ist, daß er nicht weiß, daß Hippokrates die Gründe beschrieben hat« im Griechischen zu derselben Gestalt des Gedankens zurück wie Rasarius: Πρῶτον μὲν αὐτὸ τοῦθ' ἁμαρτάνει ⟨οὐ oder μὴ γιγνώσκων⟩, ὅτι τὰς αἰτίας, ὧν εἶπε κατὰ τοὺς Ἀφορισμοὺς τούτους ὁ Ἱπποκράτης, ⟨καὶ⟩ αὐτὸς [αὖθις] ἐν τῷ Περὶ ὑδάτων καὶ ἀέρων καὶ τόπων[14] ἔγραψεν, ἔπειτα δὲ τὸ χρήσιμον μέρος τῆς διδασκαλίας ὑπερβαίνων. Oder läßt sich die leichte Inkonzinnität der griechischen Überlieferung εἶθ' ὅτι . . . ὑπερέβαινεν ertragen? Vielleicht könnte man, weil Hunain »das Nützlichste« sagt, »was in diesem Buche gelehrt wird«, noch daran denken, das auffällige τὸ χρήσιμον μέρος in τὸ χρησιμώτατον μέρος abzuändern, doch scheint mir dies neben dem anderen belanglos. Quintus hat also, wie Galen weiterhin (S. 6, 14) darlegt, gefehlt ἐν τῷ μὴ συνάπτειν τῇ καταστάσει τοῦ περιέχοντος ἡμᾶς ἀέρος τὰ πλεονάσαντα νοσήματα, wo Hunain wieder mit dem Zusatz »in jeder Jahreszeit« (καθ' ἑκάστην τὴν ὥραν) zwischen τὰ und πλεονάσαντα den Sinn der Rede verdeutlicht: denn Hippokrates wolle die Krankheiten verbunden wissen mit den Jahreszeiten; (den letztgenannten Begriff aber die Leser hinzudenken zu lassen, scheint mir etwas hart, so daß die Lesart des Übersetzers συνάπτεσθαι μὲν αὐτὰ βουλομένου τοῦ Ἱπποκράτους αὐτοῦ ⟨τῇ κράσει τῆς ὥρας⟩ wenn nicht Aufnahme, so doch Beachtung verdient;) und wir würden nicht imstande sein, künftige Krankheiten im voraus zu erkennen, entstehende zu verhindern und entstandene zu heilen ἄνευ τοῦ γνῶναι τὴν γενομένην ἐν τῷ σώματι διάθεσιν (Q, mit dem H übereinstimmt: σώματι ἡμῶν mit Hiat MV) ἐκ τῆς δυσκρασίας τοῦ περιέχοντος. So aber, d. h. wenn man verstehe, die schlechte Mischung der Luft in Beziehung zu setzen zu den schlechten Mischungsverhältnissen der vier körperlichen Säfte, werde man die Kräfte aller überhaupt möglichen Wetterzustände von selbst erkennen können. Deshalb ist der Schlußsatz dieser Fehde mit Quintus nach H mit οὕτως δὲ, nicht οὕτως γάρ, wie ω las, einzuleiten und lautet (S. 7, 1) οὕτως δὲ καὶ τῶν ἄλλων ἁπασῶν καταστάσεων παραλελειμμένων τὰς δυνάμεις ἐξευρίσκειν αὐτοὶ (des Hiats wegen von mir umgestellt: αὐτοὶ ἐξευρίσκειν MQV) δυνησόμεθα. Was endlich die Zahl der von

Hippokrates behandelten καταστάσεις τοῦ ἀέρος betrifft, so vergleiche man, was Galen im Anfange des ersten Kommentars zum ersten Epidemienbuche S. 25ff., 34f. und vor allem im dritten Kommentar zu den Aphorismen XVII B 596, 605, 608f. ausführt.

Das Beispiel der Mißdeutung hippokratischer Lehren durch die Empiriker und besonders Quintus und die Wichtigkeit einiger Schriften des Hippokrates für das richtige Verständnis der Epidemien veranlaßt Galen, im nächsten Abschnitt die vier für ein ersprießliches Studium dieser ärztlichen Tagebücher lesenswertesten hippokratischen Schriften nebst ihren vier wissenschaftlichen Hauptsätzen nacheinander aufzuzählen. Wer also, sagt er, für die Ausübung der Heilkunst aus den Epidemien den rechten Nutzen ziehen will, der muß zuvor die Bücher Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, Περὶ ὑδάτων καὶ ἀέρων καὶ τόπων, bestimmte Teile der Ἀφορισμοί und das Προγνωστικόν gelesen haben[15]; οἷς γὰρ ἐδίδαξεν ἐν οἷς εἴρηκα βιβλίοις ἀκολουθεῖ ⟨πάντα⟩ τὰ κατὰ τὰς Ἐπιδημίας γεγραμμένα, worin der Zusatz von πάντα auf H zurückgeht und der Akkusativ τὰς Ἐπιδημίας für den altertümlichen, ja vielleicht geradezu falschen Genetiv der Hss. von mir hergestellt worden ist, da ich τὰ βιβλία zu τῶν Ἐπιδημιῶν selbst nicht in Gedanken ergänzen möchte. Aber als noch leichter und deshalb empfehlenswerter ist die Änderung ⟨πάντα⟩ τὰ κατὰ ⟨τὰ⟩ τῶν Ἐπιδημιῶν γεγραμμένα, wie in Galens Komm. zum Prorrhet. (CMG V 9, 2) p. 128, 20 κἂν τοῖς τῶν Ἐπιδημιῶν εἴρηται zu lesen ist, auch an unserer Stelle anzuerkennen. Nunmehr folgen die vier Lehrsätze selbst: (S. 7, 12) πρῶτον μὲν ὅτι τοῦ (M: τοῦ fehlt QV) θερμοῦ καὶ ψυχροῦ καὶ ξηροῦ καὶ ὑγροῦ συμμετρία τίς ἐστι τῶν πρώτων σωμάτων ἡ ὑγεία, mit einem vielleicht durch Galens Hiatscheu veranlaßten Ersatz von συμμετρία für den üblicheren technischen Ausdruck εὐκρασία, den Hunain auch hier wiedergibt (vgl. z. B. S. 145 und den Index verborum des ersten Bandes der Hippokrateskommentare im CMG V 9, 1 p. 427 und 467); darauf (S. 7, 13) δεύτερον δὲ ὅτι τὸ μὲν ἔαρ εὐκρατοτάτη ⟨τῶν ὡρῶν⟩ ἐστιν (H: εὐκρατώτατόν ἐστιν ω), ὅταν γε τὴν οἰκείαν κρᾶσιν φυλάττῃ, καὶ διὰ τοῦτ' ἐν αὐτῷ πλεονάζει τὸ αἷμα, καθάπερ γε καὶ τὸ ⟨μὲν⟩ θέρος θερμότερον (verb. P^2: θερμότατον ω) καὶ ξηρότερον τοῦ προσήκοντος, ὁ ⟨δὲ⟩ χειμὼν ὑγρότερος καὶ ψυχρότερος, ἀνώμαλον δὲ | (S. 8) τῇ κράσει τὸ φθινόπωρον, ἐπικρατούμενον ὑπὸ τοῦ ξηροῦ τε καὶ ψυχροῦ (HMV: ψυχροῦ τε καὶ ξηροῦ Q), καὶ ὅτι πλεονάζει καθ' ἑκάστην τούτων ⟨τῶν ὡρῶν⟩ (H vielleicht mit unnötiger Breite: καθ' ἕκαστον αὐτῶν ω) εἷς τις χυμός, ὡς ὀλίγον ἔμπροσθεν εἶπον. Über das Selbstzitat des Schrift-

stellers in den letzten Worten wird später zu reden sein, wenn wir die Macchellische Ergänzung behandeln. Galen fährt dann in der Aufzählung der für die Epidemien wichtigen Lehrmeinungen des Hippokrates asyndetisch fort, doch ist wohl der Anschluß durch δὲ vorzuziehen: (S. 8, 3) ἐπὶ ⟨δὲ⟩ τούτοις τρίτον τε καὶ τέταρτον ἐν ἐκείνοις τοῖς βιβλίοις ἐδιδάχθη (ω: ἐδιδάχθημεν H), κατὰ μὲν τὸ Περὶ φύσεως ἀνθρώπου τῶν ἐπιδημίων νοσημάτων αἴτιον εἶναι τὸ περιέχον, ἐν δὲ τῷ Προγνωστικῷ τῶν σημείων, δι' ὧν αἱ προγνώσεις γίνονται, ἥτις ἑκάστου δύναμίς ἐστι κατά τε ποιότητα καὶ μέγεθος. Hunain hat außer dem hinter Προγνωστικῷ eingeschalteten Verbum »du wirst erkennen« nach ποιότητα die Worte »dessen, was sie (die Beschaffenheit) zeigt an Gutem und Bösem«, und nach μέγεθος die Worte »im Guten, wenn es gut ist, und im Bösen, wenn es böse ist«, Erweiterungen des Ausdrucks, die nicht ungalenisch zu sein brauchen. Nachdem Galen, anknüpfend an die Aufzählung dieser vier Hauptsätze hippokratischer Lehre, die Leser seiner Epidemienkommentare gemahnt hat, eines leichteren Verständnisses halber sie immer im Gedächtnis zu haben, schließt er diese Darlegung mit Worten, die in der griechischen und arabischen Überlieferung sehr verschieden sind (S. 8, 11):

MQV = ω	H
ἁπάντων δὲ μάλιστα τὸ περὶ ὑδάτων καὶ ἀέρων καὶ τόπων ἀνεγνωκέναι (M: ἀναγνωκέναι QV) σε βούλομαι, ὅπως ἴδῃς, ἐν οἷς Ἱπποκράτης αὐτὸς ἔγραψε, καὶ πιστώσωμαι τὰ γένη τῶν νοσημάτων ὧν διῆλθον Ἱπποκράτει διῃρημένων οὕτως, αἴτιόν γε τὸν ἀέρα ἐπιδημίων (M: ἐπιδήμων QV) νοσημάτων ἀποφαινομένῳ. κατὰ μὲν γὰρ τὸ περὶ φύσεως ἀνθρώπου ταυτὶ γράφει·	Ich will von dir, daß du dich selbst schon unterrichtet hast besonders durch Lesen des Buches des Wassers, der Luft, der Orte, damit du siehst, daß ich die Gedanken über die notwendigen Gründe der Entstehung der Krankheiten aus den Zuständen der Luft nicht erfunden habe, sondern nur dem gefolgt bin, was Hippokrates selber darüber geschrieben hat. Und ich sehe dabei nicht ein, weshalb ich die Rede des Hippokrates in seiner eigenen Ausdrucksweise anzuführen unterlasse(n soll) an jeder Stelle, wenn ich sie brauche. Und infolgedessen glaube ich, daß ich, bevor ich die

Erklärung der Abhandlung des Hippokrates beginne, einen Ausspruch, den Hippokrates im Buche über die Natur des Menschen tat, anführe(n muß), indem ich dadurch beweisen und bestätigen will, daß die Arten der Krankheiten, die ich aufgezählt habe, von Hippokrates so eingeteilt worden sind, und daß die Luft die Ursache für die epidemischen Krankheiten ist. Und dies ist die Rede des Hippokrates darüber in seinem Ausdruck:

Wer die beiden Fassungen dieser Stelle miteinander vergleicht, wird, wie ich meine, keinen Augenblick schwanken, dem arabischen Übersetzer den Vorrang vor dem Gewährsmann unserer griechischen Überlieferung einzuräumen: so wohlgefügt und abgerundet scheint mir der untadelige Inhalt seiner Sätze, während der Zusammenhang der Gedanken in ω wenigstens Chartier stutzig machte und auf das allerdings gänzlich unwirksame Mittel verfallen ließ, ὅπως ἴδῃς . . . καὶ πιστώσωμαι (statt des überlieferten πιστώσομαι) zu verbinden. Hunain läßt also Galen zunächst besonders eingehende Beschäftigung mit dem Buche Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων empfehlen, und zwar mit Rücksicht auf den dritten der mitgeteilten hippokratischen Lehrsätze; was dagegen im griechischen Text als Zweck der Lektüre erscheint (ὅπως ἴδῃς, ἐν οἷς Ἱπποκράτης αὐτὸς ἔγραψε), ist formal wegen ἐν auffällig, inhaltlich aber bei einem praktischen Mediziner geradezu befremdlich. Wenn die arabische Übersetzung sodann eine Art von Entschuldigung oder Rechtfertigung Galens für seine wörtlichen Hippokrateszitate bringt, eine Wendung, die dem Verehrer des Meisters wohl ansteht, und die ich auch sonst bei ihm gefunden zu haben glaube, vermittelt sie dadurch in passender Weise den Übergang zu einem langen Zitat aus der Schrift Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, um ein Doppeltes zu beweisen: erstens die im Anfange des Proömiums, von dem erst später die Rede sein wird, aufgestellte Unterscheidung aller Krankheiten als hippokratisch zu erweisen oder vielmehr zu bestätigen und zweitens die Entstehung der Epidemien aus den Witterungszuständen auch aus diesem Buche einzuschärfen. Ich wüßte nicht,

welche sachlichen Gründe gegen die Echtheit der arabischen Sätze sprechen sollten. In eine unzweifelhaft galenische Sprachform sie einzukleiden wage ich freilich nicht, und ich enthalte mich hier auch eines endgültigen Urteils über den Ursprung der Verderbnis in ω: aber ich will nicht unterlassen anzumerken, daß in den Worten ὅπως ἴδῃς, ἐν οἷς Ἱπποκράτης αὐτὸς ἔγραψε *disiecti membra Galeni* sichtbar werden, wenn man Hunains Sätze, zwar ohne den Anspruch auf die echte Ausdrucksweise Galens in den Einzelheiten zu erheben, trotzdem Glied für Glied ins Griechische überhaupt umzudenken versucht: ὅπως ἴδῃς ἐν⟨οἷς ἔλεγον περὶ τῶν ἀναγκαίων αἰτίων τῶν ἐκ τῆς τοῦ περιέχοντος καταστάσεως γινομένων νοσημάτων οὐ πλάσαντά με, ἀλλὰ μόνον ἀκολουθήσαντα⟩ οἷς Ἱπποκράτης αὐτὸς ἔγραψε. ⟨καὶ οὐκ οἶδα, διὰ τί ἐλλείπω τὰ τοῦ Ἱπποκράτους αὐτολεξεὶ προφέρων, ὅταν καθ' ἕκαστ' αὐτοῖς χρῶμαι· διὰ τοῦτο οἴομαι, πρὶν ἄρξασθαι τῆς ἐξηγήσεως τοῦ Ἱπποκράτους συγγράμματος δεῖν μνῆσαι, ὧν ἐκεῖνος ἐν τῷ Περὶ φύσεως ἔγραψε⟩, καὶ πιστώσομαι τὰ γένη τῶν νοσημάτων, ὧν διῆλθον, Ἱπποκράτει διῃρημένα εἶναι οὕτως, αἴτιόν γε τὸν ἀέρα ⟨τῶν⟩ ἐπιδημίων νοσημάτων ἀποφαινομένῳ· κατὰ μὲν γὰρ τὸ Περὶ φύσεως ἀνθρώπου ταυτὶ γράφει. Aber zugleich hat mich H. Diels an diesem lehrreichen Übertragungsversuche, der außer anderem die Entstehung der beiden Lücken durch ein seltsamerweise gleich zweimal in engem Raum untergelaufenes Schreibversehen infolge von Homoioteleuton deutlich zu machen sucht, davon überzeugt, daß es unmöglich ist, an eine überall genaue und wörtliche Übersetzung des Arabers zu glauben: so störend wirkt das öftere Wiederholen des Namens Hippokrates, selbst wenn man annehmen wollte, daß Hunain ihn seinem Brauche gemäß für αὐτὸς einsetzt, und das Doppelzitat Περὶ φύσεως. Gleichwohl scheint mir der Inhalt dieser Sätze in H neben der entstellten Überlieferung des byzantinischen Archetypus ω im ganzen unanfechtbar und deshalb galenischen Ursprunges, jedenfalls habe ich hier nicht den Eindruck eines hariolierenden Übersetzers, der schwierige oder gar verderbte und lückenhafte Stellen, ohne die dem Philologen für seine Tätigkeit gezogenen Grenzen zu kennen oder zu beachten, kraft seiner Phantasie zu überbrücken weiß.

In dem nun folgenden umfangreichen Lemma aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου (S. 8, 17—9, 15), das der Schriftsteller an die Spitze des nächsten Abschnittes stellt, stimmen ω und H im großen und ganzen überein, von besonderen Lesarten aus H sei bemerkt, daß er in den Worten (S. 8, 18) αἱ δὲ ἀπὸ τοῦ πνεύματος, ᾧ ἐσαγόμενοι ζῶμεν, mit den Hippokrates- und Galenhss. des

Buches Περὶ φύσεως ἀνθρώπου die Verbesserung von P² ὃ bestätigt, daß er ferner in dem entstellten Satze (S. 9, 5) φανερὸν γὰρ δή, ὅτι οὐ τὰ διαιτήματα ἑκάστου ἡμέων ἐστὶ ταὐτὰ (MQ: ταὐτὰ fehlt V) τῶν ὧν τότε ἅπτεται ἡ νοῦσος πάντων ἑξῆς statt ἡμέων »von dem Volke« und statt des sinnlosen ταὐτὰ τῶν ὧν τότε ἅπτεται ἡ νοῦσος »Ursache der Krankheit, wenn sie alle nacheinander ergreift« (φανερὸν γὰρ δή, ὅτι οὐ τὰ διαιτήματα ἑκάστου τῶν ἀνθρώπων ἐστὶν αἴτια τῆς νόσου, ὅτε ἅπτεται πάντων ἑξῆς) übersetzt, also mit beträchtlichen Abweichungen in der Wortstellung sowohl unserer Hippokrates- wie Galenhss., die nach Mewaldts Ausgabe in der Hauptsache den gleichen Text ὅτι τά γε διαιτήματα ἑκάστου ἡμέων οὐκ αἴτιά ἐστιν, ὅτε ἅπτεται πάντων ἡ νοῦσος ἑξῆς haben, und daß er schließlich (S. 9, 14) wieder τῆς νόσου nach αἴτια gegen alle unsere Hss. einschiebt.

Im Anschluß an die Stelle aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου war nach dem einstimmigen Zeugnis von MQV in ω geschrieben: (S. 9, 15) ἐν ταύτῃ τῇ ῥήσει πάντων τῶν ἐπιδημίων εἶναί φησιν οὐ τὴν κατάστασιν, ἀλλὰ τὴν δίαιταν αἰτιᾶται. Da jedoch diese Worte dem Sinne der angeführten vollkommen widersprechen, so hat P², der Korrektor von P, sei es Opizo selber oder einer von seinen Helfern bei der Herausgabe der Hippokrateskommentare in der Aldina gewesen, die Negation nach ἀλλὰ verstellt und αἰτιᾶται in αἰτίαν abgeändert[16], und diese Änderungen haben sich von der *Editio princeps* bis zu Kühns Text erhalten. Aber die Wunde ist durch die kritischen Eingriffe des Aldusmannes nicht geheilt, sondern nur verklebt worden. Bessere Einsicht bewies der Hippokratesübersetzer Marcus Fabius Calvus, der auch Galensche Kommentare bearbeitete[17]. Seine mit ω übereinstimmende Übertragung der Stelle ist im Vatican. lat. 2396 so gestaltet: *In hac dictione. siue his uerbis omnium peragrantium. & communium morborum causas complexus est. non coeli tractus. & aeris constitutionem. ac statum. sed uiuendi genus causatur*, doch macht er hierzu die Randbemerkung: *hic deerat nescio quid.* Daß Calvus recht hat, zeigt H deutlich. Der Araber übersetzt nämlich: »In dieser Rede sagt er, die Ursache aller epidemischen Krankheiten sei die Mischung der die Körper umgebenden Luft, (aber) in der zweiten Abhandlung dieses Buches, wo er sagt, daß das Volk des Ortes, der Ainos heißt, von Schwäche in den Beinen befallen wurde, wenn es im Hunger Bohnen aß, und daß es Schmerzen in den Knieen bekam, wenn es schwarze Wicken aß, macht er zur Ursache für die Krankheit, die er beschreibt, nicht die Mischung der die Körper umgebenden Luft, sondern die Lebens-

weise.« Ein locus classicus für die Güte und Zuverlässigkeit der Hunainschen Übersetzung. Sie läßt hier Galen zur Erläuterung der ersten Hälfte der angezogenen Worte (S. 8, 17) αἱ δὲ νοῦσοι γίνονται αἱ μὲν ἀπὸ διαιτημάτων, αἱ δὲ ἀπὸ τοῦ πνεύματος an das Zitat aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου ein anderes aus Epidem. II 4, 3 (V 126, 4 L.), das er bei der Erklärung der ersten Stelle (XV 119 K. = CMG V 9, 1 p. 62, 11 Mew.) wiederholt, anreihen und zeigt durch die Wiederkehr derselben Worte auf engem Raume die Entstehung des Fehlers sozusagen handgreiflich: der Schreiber des griechischen Archetypus ω ist beim Abschreiben von dem ersten τὴν τοῦ περιέχοντος κρᾶσιν, wie die arabische Überlieferung anstatt τὴν κατάστασιν (S. 9, 16) bezeugt, zu dem zweiten übergesprungen und hat das zwischen beiden Stehende ausgelassen. Somit lauten die Sätze: ἐν ταύτῃ ⟨μὲν οὖν von mir eingeschaltet⟩ τῇ ῥήσει πάντων τῶν ἐπιδημίων ⟨νοσημάτων αἰτίαν⟩ εἶναί φησι ⟨τὴν τοῦ περιέχοντος κρᾶσιν, ἐν δὲ τῷ δευτέρῳ τῶνδε τῶν Ἐπιδημιῶν, ἔνθα φησίν, ὡς »οἱ ἐν Αἴνῳ ἐν λιμῷ[18] ὀσπριοφαγέοντες σκελέων ἀκρατέες ἐγένοντο, ἀτὰρ οἱ ὀροβοφαγέοντες γουναλγέες«⟩, οὐ τὴν τοῦ περιέχοντος κρᾶσιν, ἀλλὰ τὴν δίαιταν αἰτιᾶται.

Auch in den nächsten Worten behandelt Galen noch die Entstehung von Krankheiten aus der Lebensweise, und zwar verbindet er mit der Aufnahme schädlicher Nahrungsmittel das Trinken verdorbenen Wassers, um den dadurch entstehenden Krankheiten diejenigen gegenüberzustellen, welche ihre Ursache in verdorbener Luft haben: (S. 9, 17) δύναται δὲ ἐνίοτε (von mir verbessert: ἄν ποτε MQV: »in gewissen Zeiten« richtig H) καὶ ὕδατος μοχθηροῦ πόσις ἐργάσασθαι πάγκοινον νόσημα· καὶ ἱστορεῖται καὶ[19] | (S. 10) τοῦτο γεγονὸς ἐπὶ στρατοπέδου, ὥσπερ γε καὶ διὰ τὴν τοῦ χωρίου φύσιν, ἔνθα πάντες ἐν ἑνὶ χωρίῳ στρατοπεδευόμενοι διετέλεσαν· ἐνίοτε δὲ ἐκ βαράθρων τῶν καλουμένων χωρωνείων (MQV: 'χαρωνείων *inter.*[20] *recte forte* χωρίων' Cornarius: χαρωνείων Chartier) πνευμάτων πλεοναζόντων. Es ist klar, daß die Überlieferung beschädigt ist. Abermals hat Calvus in einer Randbemerkung die Stelle als lückenhaft bezeichnet. Galen behauptet, wie es scheint, im allgemeinen die Entstehung von Seuchen in einem Lager sowohl durch schlechtes Trinkwasser wie durch schädliche Ausdünstungen. Im ersten Teile des Satzes stimmt Hunain, glaube ich, abgesehen von καὶ vor τοῦτο, mit unserem Texte überein, nach ὥσπερ γε καὶ jedoch fährt er fort: »wegen der Natur des Ortes, an welchem das Heer haltmachte und lange blieb, da an diesem Orte oder in seiner Nähe teils Brücher und Niederungen, teils Schluchten waren, aus denen schlechte, tödliche Dünste aufstiegen«. Auf welche ge-

schichtlichen Ereignisse der Schriftsteller hier anspielt, entzieht sich meiner Kenntnis, aber mit Hilfe der oben angegebenen Stelle aus Galens Kommentar zu Περὶ φύσεως ἀνθρώπου p. 63, 18 Mew., auf die mich Pfaff aufmerksam gemacht hat, kann man den zweiten Teil des Satzes so wiederherstellen: ὥσπερ γε καὶ διὰ τὴν τοῦ χωρίου φύσιν, ἔνθα πάντες ὁμοῦ στρατοπεδευόμενοι διετέλεσαν, ⟨ἐνίοτε μὲν κατὰ τοῦτο τὸ χωρίον ἢ πλησίον ἐξ ἑλῶν τε καὶ τελμάτων,⟩ ἐνίοτε δὲ ἐκ βαράθρων τῶν καλουμένων Χαρωνείων ⟨ὀλεθρίων⟩ πνευμάτων πλεοναζόντων. Ähnlich wie an den zuletzt besprochenen Stellen ist vielleicht auch hier die Lücke des griechischen Textes durch Homoioteleuton (ἐνίοτε μὲν oder ποτὲ μὲν . . ., ἐνίοτε δὲ) verschuldet. Aber es bleiben Bedenken in betreff der Herkunft und Bedeutung der im Arabischen vermißten oder unklar wiedergegebenen Worte πάντες ἐν ἑνὶ χωρίῳ und τῶν καλουμένων Χαρωνείων. Beide Wortverbindungen sind meines Erachtens wenigstens dem Sinne nach in Ordnung und könnten mit ω beibehalten werden. Was die erste betrifft, so ist der Ausdruck, daß ganze Heere in Gefahr kamen, und der Gegensatz von πάντες und ἑνὶ durchaus gut. Da aber χωρίον dicht vorhergeht und sogleich nachfolgt, könnte man vielleicht ἐν ἑνὶ χωρίῳ für eine Erklärung von ὁμοῦ ansehen. Wegen des Gedankens vergleiche man die Parallele p. 62, 14 Mew. καί που στρατόπεδον ὅλον ὕδατι μοχθηρῷ χρησάμενον ὁμοίαν ἐν ἅπασι τοῖς στρατιώταις τὴν βλάβην ἔσχε. Bei dem zweiten Ausdruck kann man schwanken, ob Hunain Χαρωνείων nicht doch übersetzt hat, und zwar in Verbindung mit πνευμάτων. Daß aber die stehende Redensart[21] es mit βαράθρων zusammenzunehmen zwingt, kann Galen selber bezeugen, der in De usu part. VII 8 dieselbe Wortverbindung hat; sodann aber wieder die Parallelstelle p. 61, 18 Mew. πολλάκις δ' ἀπὸ τοῦ πνεύματος μόνου κατὰ τὴν εἴσπνοὴν ἡ βλάβη γίνεται, καθάπερ ἐν τοῖς Χαρωνείοις ὀνομαζομένοις χωρίοις, wo πνεῦμα ohne Zusatz, das fragliche Attribut aber neben χωρίων steht. Daher scheint mir, daß Hunain selbst in dem Falle, wenn er etwa aus sprachlicher Verlegenheit Χαρωνείων übersprungen haben sollte, ebensowenig Gehör verdient wie Cornarius, der dafür χωρίων lesen wollte. Zu dem Gebrauche oder vielmehr der Stellung des Artikels in den Worten ἐκ βαράθρων τῶν καλουμένων Χαρωνείων vgl. Vahlen ad Aristot. Poet.³, Lips. 1885, p. 248 sq. Eher könnte der Anstoß an πλεοναζόντων begründet erscheinen, aber die Konstruktion des naheliegenden ἐπιπολαζόντων mit der Präposition ἐπὶ und dem Dativ widerstrebt der Überlieferung, und ebenso wird das an sich treffende ἀποπνευσάντων durch beide Überlieferungen wider-

raten. Daß der Zusatz von ὀλεθρίων nötig ist, will ich nicht behaupten, halte ihn aber wegen der Hunainschen Übersetzung für wahrscheinlich.

Anknüpfend an die Worte von den schädlichen Dünsten schließt nun Galen seine Erörterung der angeführten Stelle αἱ δὲ νοῦσοι γίνονται αἱ μὲν ἀπὸ διαιτημάτων, αἱ δὲ ἀπὸ τοῦ πνεύματος κτλ., indem er nach ω schreibt: (S. 10, 4) ταῦτα μὲν οὖν τῷ βλάπτειν τὸν ἀέρα καὶ τὰς νόσους ἐργάζεται (MV: ἐργάζεσθαι Q) καὶ εἴη ἂν ἐν τῷ προγεγραμμένῳ λόγῳ περιεχόμενα, τὰ δὲ ἀπὸ τῶν ἐδεσμάτων τε καὶ πομάτων σπάνιά τέ ἐστι καὶ γνωσθῆναι ῥᾷστα (MV: ῥᾴδια in ῥᾷστα verbess. Q). Dafür bietet Hunain am Anfange: »Diese Ursachen bewirken die Krankheiten durch das, was weichlich ist in der Luft und sie verdirbt«. Die Erwähnung des Begriffs der Ursache scheint mir in dieser zusammenfassenden Schlußbemerkung durchaus angemessen, wie ja in der aus H gewonnenen Einleitung des Zitats neben der Unterscheidung der Krankheitsarten auch ihre Ursache betont ist. Mithin wäre ταῦτα μὲν οὖν ⟨τὰ αἴτια⟩ τῷ βλάπτειν τὸν ἀέρα καὶ τὰς νόσους ἐργάζεται gegeben; was aber Hunains Wendung »durch das, was weichlich ist in der Luft und sie verdirbt« in diesem Zusammenhange bedeuten und welche griechischen Worte sie ersetzen soll, weiß ich nicht, so daß ich die Lücke, wenn überhaupt eine anzunehmen sein sollte, unausgefüllt lassen muß. Noch viel größere Schwierigkeiten ergeben sich jedoch für den Textkritiker in den sogleich folgenden Zeilen unserer griechischen Überlieferung, die, wie schon der Gebrauch der Partikel οὖν beweist, noch mit dem Vorhergegangenen zusammengehören, sich also gleichfalls auf die Einteilung der Krankheiten beziehen müssen. Die Fortsetzung (S. 10, 7) lautet nämlich in ω und H so:

MQV = ω

ἐν μὲν οὖν τῷ περὶ φύσεως ἀνθρώπου βιβλίῳ τὸ αἴτιον τοῦ κοινοῦ πολλοῖς νοσήμασιν (νοσήσασιν vermutete Cornarius) ὠνόμασε κοινότατον. ἐν δὲ τῷ περὶ ἀέρων καὶ ὑδάτων καὶ τόπων τὰ οὕτω γινόμενα νοσήματα πάγκοινα προσηγόρευσεν ὧδέ πως εἰπών· 'τοῦ δὲ (περὶ ἑκας zwischen εἰπὼν und τοῦ von P² eingeschaltet, so daß nun περὶ ἑκάστου δὲ die Ausgaben seit der Aldina ha-

H

In dem, was Hippokrates in seinem Buche »Über die Natur des Menschen« geschrieben hat, hat er an vielen Stellen Dinge erwähnt, die dir beweisen, daß seine Einteilung der Krankheiten die Einteilung ist, die ich beschrieben habe. Und wenn ich keine Abneigung hätte, (die Sache) in die Länge zu ziehen, so würde ich seine Worte Stelle für Stelle aus

ben,) χρόνου προϊόντος καὶ τοῦ ἐνιαυτοῦ λέγοι ἄν, ὁκόσα νοσήματα μέλλοι πάγκοινα τὴν πόλιν κατασχήσειν ἢ θέρους (θέρεος P²) ἢ χειμῶνος.' καὶ πάλιν οὐ μετὰ πολλά· 'ταῦτα μὲν τὰ νοσήματα ἐπιχώρια αὐτέοισίν ἐστιν, καὶ ἤν τι πάγκοινον κατάσχοι νόσημα ἐκ μεταβολῆς τῶν ὡρέων, καὶ οὗτοι μετέχουσιν.' καὶ πάλιν μετ' ὀλίγα· 'τοῖσι μὲν ἀνδράσι ταῦτα τὰ νοσή-(S 11) ματα ἐπιχώριά ἐστι, καὶ χωρίς, ἤν τι κοινὸν (πάγκοινον Chartier) κατάσχοι ἐκ μεταβολῆς ⟨τῶν ὡρέων Chartier⟩.' καὶ κατωτέρω πάλιν· 'τοῦτο μὲν τὸ νόσημα αὐτέοισι σύντροφόν ἐστι καὶ θέρεος καὶ χειμῶνος.' ἀλλὰ μηδὲ τοῦτό σε παρέλθῃ ἐν ταῖς προγεγραμμέναις ῥήσεσιν εἰρημένον ἐν ἄλλοις τέ τισι τῶν Ἱπποκράτους, ὅσα πλεονάζει διὰ παντὸς ἔν τινι χώρᾳ, ἅπερ δὴ καὶ ἔνδημα προσαγορεύεται, τῶν κοινῶν πολλοῖς ὄντα καὶ αὐτά, καθάπερ καὶ ὁ λοιμός.

diesem Buche anführen. Es ist aber unnötig, sie aus seiner Abhandlung anzuführen, weil sie so zahlreich sind.

Und die örtlichen Krankheiten sind die, welche einzeln (jede für sich) einer großen Zahl gemeinsam sind...

Sogleich im Eingangssatze, der noch eine Bemerkung zu dem umfangreichen Zitat aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου enthält, strauchelt der Leser, und auch Cornarius hilft unserem Verständnis nicht auf. Da der Paraphrase nur die Worte (S. 9, 1) ὁκόταν μὲν ὑπὸ ἑνὸς νοσήματος πολλοὶ ἁλίσκωνται κατὰ τὸν αὐτὸν χρόνον, τὴν αἰτίην χρὴ ἀνατιθέναι τούτῳ, ὅτι κοινότατόν ἐστι καὶ μάλιστα αὐτῷ πάντες χρεόμεθα. ἔστι δὲ τοῦτο, ὃ ἀναπνέομεν, zugrunde liegen können, so müßte sie in verständlicher Form etwa heißen: τὸ αἴτιον ⟨νοσήματός τινος ὄντος⟩ κοινοῦ πολλοῖς νοσήσασιν ὠνόμασε κοινότατον oder einfacher τὸ αἴτιον τοῦ κοινοῦ πολλοῖς νοσήματος ὠνόμασε κοινότατον, wie Galen die zitierte Stelle p. 62, 8 Mew. mit den Worten ὅτι μὲν τὸ κοινὸν πολλοῖς νόσημα (Schoene: νοσήμασι Hss.) κοινὴν ἔχει τὴν αἰτίαν, ὀρθῶς εἶπεν zu erklären beginnt. Ob aber an unserer Stelle auch nur das geringste von Galen selbst herstammt, ist bei dem Schweigen Hunains mehr als zweifelhaft, und was ich meiner Ansicht nach mit Recht von dem ersten Satze argwöhne, gilt aus noch

weit triftigeren Gründen von den fernerhin zusammengetragenen Zitatenhaufen. Das πνεῦμα als αἴτιον κοινότατον gewisser Krankheiten führt den Verfasser zu Beispielen der πάγκοινα νοσήματα. Indem er vom Wechsel der Jahreszeiten abhängige ἐπιχώρια νοσήματα aufzählt, bringt er aus der Schrift Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων drei Stellen dafür bei, daß Hippokrates οὕτω γιγνόμενα νοσήματα, worin οὕτω im Zusammenhange der Rede, bei der im Lemma vorgenommenen Sonderung der Krankheiten ἀπὸ διαιτημάτων und ἀπὸ τοῦ πνεύματος, zwar unklar bleibt, aber vom Verfasser nur auf die zweite Gattung bezogen sein kann, auch πάγκοινα genannt habe, und noch eine Stelle, an der er σύντροφον wohl in einem ähnlichen Sinne wie πάγκοινον aufgefaßt wissen will. Die fast einhellige Überlieferung stimmt an zwei charakteristischen Stellen (S. 10, 12 τοῦ δὲ χρόνου προϊόντος und S. 10, 15 καὶ für χωρὶς δὲ) mit der verlorenen Hippokrateshs. Gadaldinis überein[22]: im übrigen war der Text schon in ω vielfach verderbt. Aber man darf sich mit Fug der Mühe überhoben fühlen, die Fehler zu berichtigen, da der Verdacht der Unechtheit dieses Abschnittes nur zu begründet erscheint, wenn man Hunains Übersetzung dagegen hält. Galen gesteht in ihr seine Abneigung gegen das in Hippokrateszitaten sich ergehende μακρολογεῖν, wenn es sich um eine wegen reichster Darlegung der Tatsachen nicht mißverständliche und leicht darstellbare Lehre handelt. Dem widerspricht sein Bekenntnis zu wörtlichen Hippokrateszitaten, das er kurz zuvor beim Übergange zu dem Lemma aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου abgelegt hat, nur scheinbar. Oben würde er schwerlich die Wendung gebraucht haben, daß er es für nötig halte, ehe er die Erklärung der hippokratischen Schrift selbst beginne, noch einen Ausspruch aus dem Buche Περὶ φύσεως ἀνθρώπου anzuführen, wäre er willens gewesen, mehrere Stellen zu zitieren, und zwar aus einer anderen Schrift, nämlich der Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων. Der Verfasser dieser Sätze hat aus Galens sonstiger Gewohnheit, hippokratische Lehren durch weitreichende Einflechtung von hippokratischen Aussprüchen zu erläutern, einen willkommenen Anlaß für ein Prunkstück seiner eitlen Gelehrsamkeit hergenommen, die sich übrigens nicht auf die angeführten ἐπιχώρια νοσήματα hätte zu beschränken brauchen. Ja, vielleicht war er selber gar nicht besonders belesen, sondern mißbrauchte nur einige der am Rande seiner Hs. von einem Arzte in lehrhafter Absicht eingetragenen Zitate zum Zwecke einer Täuschung. Denn ich kann mich des Argwohns nicht erwehren, daß der Interpolator nicht nur Galens Ablehnung der μακρολογία

beseitigt, sondern auch, um seine Fälschung zu verdecken und die Äußerungen seines Schriftstellers untereinander in Einklang zu setzen, die Überleitung zu dem Ausspruch aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου aus echten Stücken der galenischen Rede auf seine Weise zusammengestümpert hat. In welcher Zeit diese Sätze des Proömiums in betrügerischer Absicht überarbeitet worden sind, läßt sich nur ungenau bestimmen. Da die Interpolationen schon den Archetypus ω verunstaltet haben, müssen sie wenigstens aus der Frührenaissance stammen. Leider hilft auch der Umstand nicht weiter, daß es wegen der zu S. 10, 12 und 10, 15 aus ω soeben mitgeteilten Lesarten den Anschein hat, als ob der Interpolator aus dem cod. Gadaldineus des Hippokrates oder einer ihm verwandten Quelle geschöpft habe. Könnte man nämlich diese Hs. mit einiger Zuversicht mindestens in das 14. Jahrhundert hinaufdatieren, so wäre damit eine Handhabe geboten, die willkürliche Entstellung unseres Proömiums einem Byzantiner zuzuschreiben. Denn ich gestehe, daß es mir schwer fällt, an einen humanistisch gebildeten Arzt der italienischen Frührenaissance als Urheber der Interpolationen zu glauben, zumal ein solcher Redaktor gebildet genug gewesen sein dürfte, bei seinem Bestreben, den Sinn des Schriftstellers verständlich zu machen, wenigstens Lesbares zustande zu bringen. Deshalb neige ich zu der Annahme, daß hier ein *sciolus librarius* des byzantinischen Mittelalters, vielleicht zuweilen unter Benutzung älterer Randbemerkungen seiner Vorlage, in den teils zerstörten, teils unversehrten Text hineingepfuscht hat, und halte, was die oben (S. 12) offen gelassene Frage nach dem Ursprunge der Verderbnis S. 8, 13 in ω betrifft, die willkürliche Abänderung des galenischen Textes für wahrscheinlicher als einen durch Homoioteleuton veranlaßten doppelten Ausfall ganzer Sätze.

Nachdem also Galen, um einmal kühnerem Spiele der Phantasie Raum zu geben, mit Worten etwa dieser Art: Ἐν μὲν οὖν τοῖς κατὰ τὸ Περὶ φύσεως ἀνθρώπου γεγραμμένοις ὁ Ἱπποκράτης πολλῶν πολλάκις ἐμνημόνευσεν, ἐξ ὧν αὐτὸν γνοίης διελόντα τὰ νοσήματα κατὰ τὸν αὐτὸν τρόπον, ὅνπερ κἀγὼ διῆλθον. Καὶ εἰ μὴ ὤκνουν μακρολογῆσαι προὔφερον ἂν τὰ ἐκείνου ῥήσει ῥῆσιν ἐπισωρεύων. Ἀλλὰ γὰρ οἶμαι μηδὲν εἶναι χρείαν αὐτῶν, ἅτε δὴ παμπόλλων ὄντων auf das bündigste erklärt hat, auf weitere Zitate aus der Schrift Περὶ φύσεως ἀνθρώπου verzichten zu wollen, verfolgt er die versprochene Einteilung der Krankheiten weiter und stellt die endemischen und epidemischen Krankheiten als κοινὰ νοσήματα den σποραδικά gegenüber. Zunächst nennt er die endemischen, indem er ihre Ver-

wandtschaft mit dem λοιμόϲ hervorhebt. Dieser selbst aber gilt als schlimmste Form der epidemischen Krankheiten. Was die griechischen Hss. (S. 11, 4—8) von ἀλλὰ μηδὲ τοῦτο bis καὶ ὁ λοιμόϲ bieten, darf schon wegen der Bezugnahme auf die unechten Zitate in betreff der Form wenigstens unberücksichtigt bleiben; was aber den Inhalt angeht, so treten wieder Stückchen der galenischen Auseinandersetzung, wie schon an einer voranstehenden Stelle, zutage, ein Kennzeichen der zusammenstoppelnden Arbeitsweise des Interpolators. Die Definition der ἔνδημα νοϲήματα in den Worten ὅϲα πλεονάζει διὰ παντὸϲ ἔν τινι χώρᾳ kennt auch Hunain, für καὶ αὐτὰ im folgenden hat er jedoch καθ᾽ ἕκαϲτα gelesen, eine Lesart, die, wie u. a. die Übersicht der Krankheiten im Kommentar zu Περὶ διαίτηϲ ὀξέων XV 429 K. = V 9, 1 p. 122, 22 Helmr. δηλοῖ διὰ τοῦ λόγου τούτου τὰ μὲν πολλοῖϲ γίνεϲθαι νοϲήματα καθ᾽ ἕνα χρόνον, ἅπερ ὅταν μὲν ὀλέθρια γένηται, λοιμὸν ὀνομάζουϲιν, ὅταν δ᾽ ἐπιεικέϲτερα, ἑτέρᾳ τινὶ προϲηγορίᾳ δηλοῦϲιν ἐπίδημα καλοῦντεϲ, . . . ἔϲτι δὲ καὶ ἄλλο γένοϲ νοϲημάτων κοινὸν πολλοῖϲ, τὰ ἔνδημα καλούμενα beweist, der griechisch bezeugten nicht vorgezogen zu werden braucht. Indem Galen sodann den λοιμὸϲ als allgemeine Krankheit an die ἔνδημα anreiht, fügt er einiges über seinen epidemischen Charakter hinzu. In ω stand: (S. 11, 8) ἔϲτι γὰρ καὶ οὗτοϲ ἐκ τῶν κοινῶν νοϲημάτων, ὡϲ αὐτὸϲ αὖ καὶ περὶ τοῦδε ϲαφῶϲ ἐδήλωϲεν ἐν τῶ περὶ διαίτηϲ ὀξέων ὧδέ πωϲ εἰπών· ʽὅταν γὰρ μὴ λοιμῶδεϲ νόϲου τρόποϲ τιϲ (MV: ὅταν γὰρ μὴ λοιμῶδεϲ νόϲου καὶ τὰ ἑξῆϲ. δῆλον οὖν Q: λοιμώδηϲ P²: λοιμώδεοϲ Cornarius: νούϲου P²) κοινὸϲ ἐπιδημήϲῃ, ἀλλὰ ϲποράδεϲ ὦϲιν αἱ νοῦϲοι καὶ μὴ παραπλήϲιαι αὐτέοιϲιν, ὑπὸ τούτων τῶν νοϲημάτων οἱ πλείουϲ ἀπόλλυνται ἢ ὑπὸ τῶν ἄλλων τῶν ϲυμπάντων.᾽ δῆλον οὖν ὡϲ ἐκ τοῦ γένουϲ τῶν ἐπιδημίων νοϲημάτων ὅϲα κακοηθέϲτατα γίνονται καὶ λοιμώδη καλεῖται, τὸ δὲ τῶν ἐπιδημίων ἐκ τοῦ τῶν πανδήμων τε καὶ παγκοίνων γένουϲ ἐϲτίν, ὃ ταῖϲ ϲποράδεϲι νόϲοιϲ ἀντιδιαιρεῖται· ταῦτα μὲν οὕτωϲ αὐτὸϲ ὠνόμαϲεν. Auch hier ist es klar, daß der Interpolator seine Finger im Spiele hat. Wenn Galen seinen Vorsatz in betreff des wörtlichen Zitierens nicht vergessen hat, ist auch dieses Zitat unecht, und in der Tat ist bei dem Araber keine Spur davon zu entdecken, wie denn auch αὖ καὶ und ϲαφῶϲ in H nicht übersetzt sind. Es ist also überflüssig, die besudelte Stelle von mancherlei Flecken zu säubern, womit Opizo und Cornarius begonnen haben. Hunains Übersetzung entspricht genau der folgenden Fassung: ἔϲτι γὰρ καὶ οὗτοϲ ἐκ τῶν κοινῶν νοϲημάτων, ὡϲ αὐτὸϲ περὶ τοῦδε ἐδήλωϲεν ἐν τῷ Περὶ διαίτηϲ ὀξέων, ὡϲ ⟨ὄντοϲ⟩ ἐκ τοῦ γένουϲ τῶν ἐπιδημίων νοϲημάτων, ὅϲα κα-

κοηθέστατα γίγνεται καὶ λοιμώδη· τὸ μὲν γὰρ τῶν ἐπιδημίων ἐκ τοῦ τῶν παγκοίνων γένους ἐστίν. Aber das nächste Sätzchen aus ω: (S. 11, 17) ὃ ταῖς σποράδεσι νόσοις ἀντιδιαιρεῖται, das die entgegengesetzte Gattung der Krankheiten bezeichnet, erscheint in der arabischen Übersetzung zu folgenden Worten ausgeweitet: »Und die Krankheiten, die nur einen Teil befallen, so daß sie keine allgemeinen Krankheiten sind, sind spezielle Krankheiten, welche jeden einzelnen Menschen treffen können, im Gegensatz zu den epidemischen, und dies sind die sogenannten verschiedenen Krankheiten.« Mit Bezug auf diese sporadischen Krankheiten heißt es dann bei Hunain: ταῦτα μὲν οὕτως αὐτὸς ⟨διεῖλε καὶ⟩ ὠνόμασεν, und in betreff der λοιμοί lautet seine Übersetzung im ganzen wie in ω: (S. 11/12) τοὺς λοιμοὺς | δὲ πάντες ἄνθρωποι καλοῦσί τε καὶ γινώσκουσιν ὄντας ὀλέθρια νοσήματα καὶ πέμπουσί γε πολλάκις εἰς θεοὺς περὶ τῆς ἰάσεως αὐτῶν πυνθανόμενοι, nur daß Hunain καλοῦσί τε καὶ vor γινώσκουσι ausläßt und καὶ καλοῦσι nach νοσήματα hinzusetzt. Dagegen muß man bei der Fortsetzung (S. 12, 3) οὐ μόνον δὲ ἐνταῦθα τὸ ἐπιδημήσειν γέγραφεν, ἀλλὰ καὶ κατὰ τὸ Προγνωστικόν, ἐν ᾧ φησι (mit angeschlossenem Zitat) schon mit Rücksicht auf den Fortschritt der Gedanken stutzig werden: ist doch das dem Verfasser aus Περὶ διαίτης ὀξέων vorschwebende ἐπιδημησῃ, weil sich die Bemerkung über die λοιμοί dazwischengedrängt hat, dem Gesichtsfelde des Lesers fast schon entrückt, so daß die Beziehung des Ortsadverbs ἐνταῦθα, selbst wenn das Zitat ganz unverdächtig wäre, nicht klar genug erscheint. Man erkennt im folgenden leicht, wie die von Galen später erörterten Adjektive ἐπίδημα und ἐπιδήμια dem Interpolator den Anlaß gegeben haben, an das Prognostikonzitat noch einige andere Stellen, und zwar aus unseren Epidemien, anzuschließen, die den Gebrauch des Verbs ἐπιδημεῖν belegen. Auch diese zweite Zitatenreihe fehlt H gänzlich: sie lautet nach ω: (S. 12, 4) κατὰ τὸ Προγνωστικόν, ἐν ᾧ φησι· 'χρὴ δὲ καὶ τὰς φορὰς τῶν νοσημάτων τῶν ἀεὶ ἐπιδημεόντων (MV: χρὴ δὲ καὶ τὰς φορὰς τῶν νοσημάτων καὶ τὰ ἑξῆς. γέγραπται[23] Q) ταχέως ἐνθυμέεσθαι καὶ μὴ λανθάνειν τῆς τε ὥρης τὴν κατάστασιν.' ἐν αὐτοῖς δὲ τοῖς τῶν Ἐπιδημιῶν ποτὲ μέν ἐστιν ἀκοῦσαι λέγοντος αὐτοῦ· 'ἐπεδήμησαν δὲ καὶ δυσεντερίαι κατὰ θέρος πολλαί·' ποτὲ δέ· 'καὶ ἄλλαι πυρετῶν ἐπεδήμησαν ἰδέαι (V: πυρετῶν ἰδέαι ἐπεδήμησαν M)'** 'καὶ γὰρ ἄλλοις τὸ νόσημα ἐπιδήμιον ἦν.' γέγραπται δὲ κτἑ. Von besonderen Lesarten sei bemerkt, daß die Worte καὶ μὴ λανθάνειν τῆς τε ὥρης τὴν κατάστασιν (statt καὶ μὴ λανθάνειν τὴν τῆς ὥρης κατάστασιν Progn. c. 25 p. 107, 22 Kühlew., wofür die Galenhss. im Kommentar zu der Stelle III 43 (CMG V 9, 2

p. 371, 2 Heeg) καὶ μὴ λανθάνειν τῆς ὥρης τὴν κατάστασιν bieten), mit der Vulgata, dem V(atic. 276), übereinstimmen, daß ferner πολλαὶ am Ende des zweiten Zitats S. 169, 9 K. fehlt und vielleicht aus πολλὰ δὲ entstanden ist und seinen Platz vertauscht hat, da das folgende Zitat S. 714, 8 K. vollständig lautet: πολλὰ δὲ καὶ ἄλλα πυρετῶν ἐπεδήμησεν εἴδεα, und daß das dritte, vor dem man eine Überleitung wie ἄλλοτε δὲ oder ποτὲ δὲ καὶ ἄλλως erwartet, S. 160, 5 K. in der Form καὶ γὰρ ἄλλως τὸ νόσημα ἐπιδήμιον ἦν erscheint. Aber es lohnt kaum der Mühe, diese Abweichungen länger zu betrachten; denn mit allen Berichtigungen wird, wie ich meine, wiederum nur einer Interpolation gedient. Galen selber hat als Mediziner hier so wenig das Verbum ἐπιδημεῖν wie oben das Adjektiv πάγκοινος philologisch mit wörtlichen Belegen aus hippokratischen Schriften erläutert, sondern er verweilt noch bei der Unterscheidung der Krankheiten, die er im Anschluß an das bis zum Ende des Proömiums einzige wörtliche Zitat, die Stelle aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, gegeben hat, indem er, entsprechend den kurzen allgemein sprachlichen Bemerkungen über σποραδικὰ νοσήματα (S. 11, 18) und λοιμοί (S. 12, 1), noch auf den Ausdruck ἐπιδήμια νοσήματα zu sprechen kommt und bezeugt, daß die einen Hss., selbstverständlich der Epidemienbücher, den Namen der Krankheit viersilbig, die anderen fünfsilbig böten: (S. 12, 10) γέγραπται δὲ τοῦτο τοὔνομα τὸ ἐπίδημον (von mir hergestellt: ἐπιδήμιον ω) ἐν τισὶ μὲν τῶν ἀντιγράφων διὰ τεσσάρων (Q: διὰ δ̄ MV) συλλαβῶν, τῆς τελευταίας (von mir verbess.: τῆς τελευτῆς ω) ἐκ τοῦ μ καὶ ο καὶ ν συνεστηκυίας, ἐν τισὶ δὲ διὰ πέντε (M: διὰ ε̄ QV), διά τε τοῦ μ καί ι, κἄπειτα καθ' ἑτέραν συλλαβὴν τὴν τελευταίαν (von mir verbess.: τελευτὴν ω) τοῦ ο καὶ ν. Hunain übersetzt der arabischen Schreibung gemäß: »die epidemische Krankheit wird abīdīmā mit sieben Buchstaben geschrieben, und sie wird auch abidimion mit acht Buchstaben geschrieben.« Wenn die Zahl der Buchstaben stimmen soll, muß dem Übersetzer ἐπίδημα und ἐπιδήμια vorgelegen haben; der Genitiv ist wohl aus dem Titel des Buches (vgl. S. 21, 30) eingedrungen.

Danach schließt der Schriftsteller diesen Abschnitt mit einer wiederholenden Zusammenfassung der Hauptgedanken in kürzester Form: (S. 12, 15) μεμνῆσθαι ⟨δὲ von mir zugefügt⟩ χρὴ τούτων εἰς ⟨τὸ von mir zugesetzt⟩ τὰ μέλλοντα λέγεσθαι γιγνώσκειν (Chartier: γιγνώσκων V: γινώσκων MQ), ὡς ἔνια μὲν τῶν νοσημάτων κοινῇ πολλοὺς καταλαμβάνει, ἃ δὴ λέγεται κοινά, ἔνια δ' ἕκαστον ἰδία, τὰ σποραδικὰ προσαγορευόμενα. τῶν δὲ κοινῶν τὰ μὲν ἔνδημά [τε von mir getilgt] ἐστι (von mir verbess.: εἰσὶ ω), τὰ δὲ ἐπίδημά τε καὶ ἐπιδήμια, διὰ

τῶν τεττάρων ἢ πέντε ϲυλλαβῶν, ὡϲ εἴρηται, γραφόμενα καὶ λεγόμενα. τούτων δὲ τὰ χαλεπώτατα λοιμώδη καλεῖται, τὴν αἰτίαν ἐκ τῆϲ περὶ τὸν ἀέρα καταϲτάϲεωϲ ἔχοντα καὶ αὐτά, καθάπερ ὅλον τὸ γένοϲ τῶν ἐπιδημίων νοϲημάτων. γέγραφε δὲ καὶ λοιμώδειϲ τινὰϲ (fehlt Q) καταϲτάϲειϲ, ὥϲπερ καὶ τὰϲ ἐν τῷ τρίτῳ (Q: γ̄ MV), διότι καὶ τὸ γένοϲ (von mir verbess.: τῷ γένει mit Hiat ω) ὁ λοιμὸϲ ἐπιδήμιόν ἐϲτι νόϲημα. Aber vielleicht empfiehlt es sich, diese Aufzählung nach dem Muster des arabischen Textes noch straffer zusammenzuziehen, dadurch daß man mit H die Worte ἃ δὴ λέγεται κοινὰ und τὰ ϲποραδικὰ προϲαγορευόμενα ausläßt und weniger Wichtiges, zumal erst eben Auseinandergesetztes in den Worten (S. 12, 18) τῶν δὲ κοινῶν . . . γραφόμενα καὶ λεγόμενα durch die Definitionen: »und unter ihnen sind solche allgemeinen Krankheiten, die dem Volke eines Landes eigentümlich sind, und sie heißen örtliche Krankheiten, und sind solche, die nicht dem Volke eines Landes eigentümlich sind«, ersetzt. Im folgenden hat Hunain ἐϲτὶν anstatt καλεῖται und, wie es scheint, διὸ γέγραφε κατὰ τοῦτο τὸ βιβλίον anstatt γέγραφε δὲ gelesen, ein Zusatz, der wegen des folgenden ἐν τῷ τρίτῳ Aufnahme verdient; da aber im Gegensatze zu den drei καταϲτάϲειϲ des ersten Buches im dritten Buche nur eine λοιμώδηϲ κατάϲταϲιϲ beschrieben ist, so wird τὴν statt τὰϲ gefordert.

Den Schluß des Proömiums bildet eine kurze Mahnung Galens an seine Schüler und eine Entgegnung gegen die Empiriker. Bevor er nun wirklich zur Erklärung des einzelnen übergeht, erteilt er noch den Medizin Studierenden den wiederholten Rat, sich auf Grund vorangegangenen Studiums der Theorie in den wahrgenommenen Einzelfällen praktisch zu betätigen: (S. 13, 9) μετὰ ταῦτα δὲ εἰϲ ἐκείνην (nämlich τὴν τῶν κατὰ μέροϲ ἐξήγηϲιν) ἤδη τρέψομαι (verbess. P^2: ἤδη τρεψώμεθα MV: nur τρεψώμεθα Q), τοϲοῦτον ἔτι προειπών, ὅπερ καὶ ἐν πολλοῖϲ (vielleicht ἐν ἄλλοιϲ πολλοῖϲ?) τῶν ὑπ᾽ ἐμοῦ γεγραμμένων βιβλίων εἰρῆϲθαι φθάνει, προτρέποντόϲ μου γυμνάζεϲθαι τοὺϲ ἐκμαθεῖν θέλονταϲ τὴν ἰατρικὴν τέχνην ἐν τοῖϲ κατὰ μέροϲ αἰϲθητοῖϲ, ὡϲ διαγινώϲκειν αὐτούϲ, ἃ καθόλου προμεμαθήκαϲιν. Wenn Hunain die letzten Worte mit Bezug auf den Medizinstudenten durch die Wendung ersetzt: »daß er die Wissenschaft vorher gründlich lerne«, so könnte man auf einen zweigliedrigen Ausdruck dieser Art schließen: γυμνάζεϲθαι τοὺϲ ἐκμαθεῖν θέλονταϲ τὴν ἰατρικὴν τέχνην ἐν τοῖϲ κατὰ μέροϲ αἰϲθητοῖϲ καὶ διαγιγνώϲκειν αὐτοὺϲ τὰ καθόλου πρότερον. Aber man wird die griechische Textgestalt der arabischen weit vorziehen, gleichviel ob man αὐτοὺϲ in ἐν αὐτοῖϲ abändern will oder nicht. Jedenfalls darf der Gegensatz zwischen ἐν τοῖϲ κατὰ μέροϲ αἰϲθητοῖϲ und τὰ καθόλου

im Ausdruck nicht verwischt werden, wie sogleich die nächsten Zeilen beweisen. Beruht doch auf diesem Gegensatz des Allgemeinen und Besonderen Galens Erwiderung gegen die Empiriker, gegen die er sich dann mit den Worten wendet: (S. 13, 14) ταῦτα δὲ αὐτὰ τὰ κατὰ μέρος ἀρχὴν τῆς ⟨τοῦ⟩ καθόλου συστάσεως οἱ Ἐμπειρικοί φασιν εἶναι, λέγοντες ἀληθῆ ἐκεῖνα τῶν θεωρημάτων, ὅσα τὴν σύστασιν ἐξ ἐμπειρίας ἔσχηκεν. ἡμῖν δὲ οὐχ οὕτως, ἀλλὰ καὶ διὰ (S. 14) λόγου δοκεῖ πολλὰ τῶν θεωρημάτων εὑρῆσθαι, κρίνεσθαι μέντοι καὶ τούτων τὴν ἀλήθειαν ὑπὸ τῆς πείρας βεβαιουμένην τε καὶ μαρτυρουμένην. Hunain hat im großen und ganzen die Sätze ebenso gelesen, nur daß er den Anfang des zweiten anders wiedergibt: »aber auch wenn es so wäre, so glauben wir doch«: ἡμῖν δέ, εἰ καὶ ταῦθ' οὕτως εἶχεν, ὅμως, und vielleicht sollte diese Lesart nicht unbeachtet bleiben. So verständlich sich bisher der Schlußabschnitt in der griechischen Hs. gezeigt hat, auf so schwere Hindernisse stößt das Verständnis in den letzten Sätzen, die ich schon früher zu meistern versuchte, ohne die Hilfe des Arabers abzuwarten[24]. Leider in manchem, wie sich jetzt erweist, vergeblich. Die übel zugerichtete Textgestalt des Archetypus ω, von allen Zutaten späterer Herausgeber gereinigt, und ein Hilfsmittel zur Lösung des Rätsels aus H stelle ich nun einander gegenüber (S. 14, 3):

MQV = ω

οὕτως γοῦν καὶ τοῖς περὶ μεγεθῶν ἀποστήματος ἡλίου καὶ σελήνης καὶ τοῖς ἀποδεδειγμένοις μὴ πιστεύοντες, ὅταν τῶν αἰσθητῶν τε πολλῶν ἄλλων, ὅσα κατὰ γεωμετρικοὺς λόγους εὑρίσκεται, ὅταν ὑπὸ τῶν κατ' ἄλλου μερῶν ἐκλείψεων μαρτυρεῖται, βεβαιότερον ἴσχωμεν τὴν πίστιν. ὅπου τοίνυν τὰ διὰ γεωμετρίας ἀποδειχθέντα πιστότερα γίνονται μαρτυρούμενα πρὸς τῶν κατὰ μέρος ἀποβαινόντων καὶ πιστότερα γινόμενα βεβαιοτέραν ἔχει· πολλῷ μᾶλλον ἢ ὅσα ὑπὸ τὴν κατὰ μέρος πίστιν. ταῦτ' οὖν ἡμεῖς ἐπιδειξόμεθα ἐν τοῖς τῶν Ἐπιδημιῶν βιβλίοις γινόμενα.

H

Und auf diese Weise pflegen wir an das zu glauben (wörtl.: sind wir glaubend), was die Rechner zeigen über das Maß der Größe der Sonne und des Mondes und ihrer Entfernung von der Erde, und es wird nur bestätigt durch das Zeugnis der Finsternisse in einer Zeit, die für sie berechnet ist (?). Und da es durch mathematische Beweise bewiesen ist, wird es vermehrt in bezug auf Sicherheit und Wahrheit, wenn es die wahrgenommenen Teiltatsachen bezeugen. Um wieviel mehr wird für das, was sich in der Medizin durch Denken

an allgemeinen Dingen ergibt, die Kenntnis sicherer und fester, wenn sie geprüft und versucht werden an den Teiltatsachen. Und wir werden zeigen, daß dies nach den Beispielen, die wir beschrieben haben, in diesem Buche geschieht.

Der Sinn dieser verstümmelten und auch sonst arg beschädigten Stelle, in der Hauptsache, der Antithese, nicht zu verfehlen und deshalb schon in der ersten gedruckten lateinischen Übersetzung von Cruserius nicht unpassend ergänzt[25], muß der sein: durch reines Denken gewonnene allgemeine Lehrsätze finden, wenn sie durch einzelne Erfahrungstatsachen bestätigt werden, mehr noch als in der mathematischen Geographie, in der Medizin erhöhte Glaubwürdigkeit und Anerkennung. Aber in den Einzelheiten, zumal der ersten Satzhälfte, tappten die Kritiker bisher im Dunkeln. Erst Hunain hat der Unsicherheit auch meines eigenen Versuches zur Wiederherstellung des Textes in wichtigen Teilen abgeholfen, aber auch er führt noch keineswegs in allem zu einem befriedigenden Ergebnis. Wo der Araber unserer griechischen Überlieferung gegenüber im Stiche läßt, verdanke ich Hermann Diels' nie versagender Hilfsbereitschaft die gütigste und tatkräftigste Förderung meines Verständnisses. Galen beginnt also nach Hunains Worten damit, daß er zum Beweise seiner Behauptung ein Beispiel aus der mathematischen Erdkunde anführt und feststellt, wir glaubten zwar auch so schon an die astronomischen Berechnungen der Größe und Entfernung der Himmelskörper, würden aber infolge der Bestätigung durch die Sonnen- und Mondfinsternisse in unserem Glauben an die Richtigkeit solcher Berechnungen noch bestärkt. An der Einleitung des Beispiels in οὕτως γοῦν καὶ τοῖς . . . ἀποδεδειγμένοις nehme ich keinen Anstoß mehr und möchte καὶ weder in καίπερ noch in καίτοι geändert wissen, da ich in πιστεύοντες auf Grund der arabischen Übersetzung das Verb des Hauptsatzes verborgen finde. Für die Negation μὴ vor πιστεύοντες, die der Baseler Herausgeber kurzer Hand strich, H. Diels aber ehemals lieber in ἤδη verbessern wollte, kommt meiner Ansicht nach auch Prof. H. Schönes mir freundlichst aus dem Felde brieflich übermittelte Vermutung μὴ ⟨ἀ⟩-πιστοῦντες, so beachtenswert sie an sich ist, nicht mehr in Betracht; denn

mir scheint, daß Hunain anstatt μὴ πιστεύοντες nur ἐσμὲν πιστεύοντες gelesen haben kann, mit einem bei Galen beliebten Gebrauche des Partizips, dem er auch an anderen Stellen des Proömiums folgt (vgl. S. 10, 5 und meine Bemerkungen zur Ergänzung des Anfangssatzes), und den G. Helmreich im grammatischen Index des zuerst erschienenen Bandes des CMG V 9, 1 p. 473 unter Partizipium mit ziemlich vielen Beispielen aus den Kommentaren zu Περὶ διαίτης ὀξέων belegt hat. Auch das Objekt des Glaubens liefert uns die arabische Übersetzung in unzweideutiger Weise: »wir glauben an das, was die Mathematiker über die Größe der Sonne und des Mondes und über ihre Entfernung von der Erde berechnen.« Mag immerhin Aristarchs Überzeugung von der Notwendigkeit des heliozentrischen Weltsystems Galen nicht unbekannt gewesen sein, geteilt hat er sie ebensowenig wie seine Zeitgenossen, und deshalb pflichte ich jetzt Diels und Schöne bei, die meinen Vorschlag, καὶ τοῖς vor ἀποδεδειγμένοις, sei es als Rest einer in den Text eingedrungenen verbessernden Randbemerkung oder als Dittographie des vorhergegangenen, in ἀπὸ γῆς zu ändern, ablehnten, weil sich dieser Zusatz für Galen, wie die Griechen seiner Zeit überhaupt, von selbst verstand. An Stelle von καὶ τοῖς hat Hunain die »Rechner« eintreten lassen, so daß ich, da er den gewöhnlichen Ausdruck für Astronom meidet, an ὑπὸ τῶν γεωμετρικῶν oder ἀριθμητικῶν dachte. Mein Schwanken, ob statt der fehlerhaften Überlieferung περὶ μεγεθῶν ἀποστήματος der Plural oder der Singular einzusetzen sei, hat H. Schöne mit dem Hinweis auf Heron. Dioptra c. 2 (vol. III p. 190) περὶ μεγεθῶν καὶ ἀποστημάτων καὶ ἐκλείψεων ἡλίου καὶ σελήνης beendigt. Die im folgenden erwartete Bedingung leitet ω mit der Konjunktion ὅταν richtig ein, aber, soviel ich auch nach dem Vorgange anderer versucht habe, mit dem Inhalt des Bedingungssatzes vermochte ich nichts Rechtes anzufangen, bis Diels' Studium der griechischen Uhren in die dunkle Stelle Licht brachte: ὅταν τῶν αἰσθητῶν τε πόλων ⟨ἀγώμεθα καὶ τῶν⟩ ἄλλων, ὅσα κατὰ γεωμετρικοὺς λόγους εὑρίσκεται. Da der Araber Galens Bezugnahme auf die Horologien in dem Worte πόλων nicht verstanden zu haben scheint, hat er es, anstatt wie anderswo[26] so auch hier offenbar Unsinniges wiederzugeben, lieber weggelassen; denn daß seine Hss. den Satz nicht enthalten hätten, kann man wohl mit seiner freien Wiedergabe der Worte ὅσα κατὰ γεωμετρικοὺς λόγους (oder λογισμοὺς?) εὑρίσκεται durch die »Rechner« widerlegen, die er dann oben vor ἀποδεδειγμένοις hingezogen und durch die er ein zu dem Satze mit ὅταν in Be-

ziehung stehendes τέως, das in ω zu καὶ τοῖς entstellt erscheint, verdrängt haben würde. Den richtigen Fortschritt des Gedankens, daß theoretische Erwägungen und Berechnungen durch einzelne Erfahrungstatsachen sich bewähren müssen, um noch größeren Glauben zu finden, erkennt man nun im großen und ganzen an den auf den ersten ὅταν-Satz folgenden Worten sowohl der griechischen wie der arabischen Überlieferung: ὅταν ⟨δ'⟩ ὑπὸ τῶν ... ἐκλείψεων μαρτυρῆται, βεβαιοτέραν ἴσχομεν τὴν πίστιν, wie ich (bis auf die Partikel δέ) schon bei der ersten Behandlung dieser Stelle a. a. O. S. 7 hergestellt hatte. Was in dem verderbten κατ' ἄλλου μερῶν steckt, bleibt wegen Unleserlichkeit der Hs. H oder wenigstens ihrer Photographie zweifelhaft. Jedenfalls ist sicher, daß im Arabischen nur ein Wort dasteht und Hunain nichts schreibt von totalen und partiellen Finsternissen (καθολικῶν καὶ μερικῶν ἐκλείψεων), die man erwähnt finden möchte. Pfaff entlockte mit glänzender Konjektur den in ω überlieferten Schriftzeichen das paläographisch wie sachlich passende Partizip καταλελογισμένων, ich selber vermutete das bei schräger Minuskelschrift und abkürzender Schreibweise, wie mir scheint, nicht allzu weit abliegende, aber dem Gedanken nach entbehrliche κατὰ τὸν οὐρανόν. Bei ὅπου τοίνυν beginnt die zweite Gedankenreihe, die von der Astronomie auf die Medizin schließt. Daher unterliegt es keinem Zweifel, daß, was Hunain in der Satzbildung wieder aufgelöst hat, im griechischen Original zu einer Periode zusammengefaßt war. Im Vordersatze glaube ich nicht mehr wie früher ὅπου in ἐπειδὴ verwandeln zu müssen, da vor Angriffen auf die kausale Bedeutung von ὅπου manche Stelle schon aus Galens Hippokrateskommentaren schützen kann[27], und auch die Änderung von ἀποβαινόντων mit Bezug auf Himmelserscheinungen in ἀποφανέντων oder ἀποφαινομένων scheint mir überflüssig (vgl. z. B. aus dem Anfang der Aphorismenexegese XVII B p. 347, 6 K. τὴν τῶν ἀποβαινόντων ἐκ πείρας ἐπίκρισιν). So ergibt sich denn mit der einzigen geringfügigen Änderung von γίνονται in γίνεται, deren ich wenigstens bei Galen auch noch entraten zu können glaubte, wenn er nicht fast in einem Atemzuge neben diesem Plural den Singular ἔχει gebraucht hätte, für den ersten Teil des Vordersatzes aus ω folgende Gestalt: ὅπου τοίνυν τὰ διὰ γεωμετρίας ἀποδειχθέντα πιστότερα γίνεται μαρτυρούμενα πρὸς τῶν κατὰ μέρος ἀποβαινόντων. Die unmittelbar hieran sich anschließenden Worte haben seit Gemusaeus alle Herausgeber als zweiten Teil zum Kausalsatze gezogen, und so lautet nun, wenn man mit der Basileensis γενόμενα her-

stellt und nach ἔχει mit Cornarius τὴν πίστιν oder mit Gemusaeus τὴν ἀλήθειαν einschaltet, der Satz grammatisch zwar richtig, aber stilistisch tadelnswert: ὅπου τοίνυν . . . πιστότερα γίνεται . . . καὶ πιστότερα γενόμενα βεβαιοτέραν ἔχει ⟨τὴν πίστιν⟩. Diese selbst für Galens breiten Interpretenstil fast unerträglich überladene Einkleidung des einfachen Gedankens läßt sich vielleicht ein wenig erleichtern, indem man am Ende dieser Tautologie καὶ πιστότερα γενόμενα βεβαιότητα ἔχει schreibt. Noch erbärmlicher zugerichtet erscheint der Text des Nachsatzes, der schon in der Urschrift unserer Hss. die in MQV zwischen ὅσα und ὑπὸ gekennzeichnete Lücke aufwies. Sogleich der Anfang dieses Nachsatzes πολλῷ μᾶλλον ἢ ὅσα, bereits in der Baseler Ausgabe durch πολλῷ δὴ μᾶλλον ὅσα ersetzt, würde der arabischen Übersetzung gemäß eher zu τοσούτῳ δὴ μᾶλλον ὅσα umgestaltet werden müssen. Ich halte es jedoch für richtiger, da die naheliegende Satzform πολλῷ μᾶλλον δεῖ (oder χρή), ὅσα mit einem für Galen unerlaubten Hiat belastet ist, bei der Lesart des Schweizers zu verbleiben. Was endlich die Ausfüllung der Lücke betrifft, so schrieb der Baseler Herausgeber, teilweise sich anlehnend an die ergänzte lateinische Übersetzung Crüsers (*longe magis, quae ex medica disciplina sunt in universum inventa, singularibus sunt probationibus constituenda*), ὅσα ἐπὶ τῆς ἰατρικῆς καθόλου ἐξηύρηνται, βεβαιοῦσθαι δεῖ ἀναγόμενα ὑπὸ, was mit allen Hiaten in unsere Druckausgaben bis Kühn eingegangen ist. In der Jenaer Aldina blieb verborgen, was Cornarius als Ergänzung bemerkt hatte: ἐν τῇ ἰητρικῇ (so!) διὰ λόγου τεθεώρηται, πίπτει *tale quiddam deest*. Zu einem neuen Heilungsversuch ist mir Hunains Wiedergabe des Satzes dienlich: »Um wieviel mehr wird für das, was sich in der Medizin durch Denken an allgemeinen Dingen ergibt, die Kenntnis sicherer und fester, wenn sie an den Teiltatsachen geprüft und versucht werden.« Von hier aus empfehle ich jetzt folgende Satzform: πολλῷ δὴ μᾶλλον, ὅσα ⟨περὶ τῆς ἰατρικῆς διὰ λόγων καθολικωτέρων τεθεώρηται, δοκιμασθέντα καὶ πειραθέντα⟩ ὑπὸ τῶν κατὰ μέρος ⟨βεβαιοτέραν τε καὶ ἀσφαλεστέραν ἴσχει τὴν⟩ πίστιν. Von dem Überlieferten habe ich auch πίστιν festgehalten und diesen nach meiner Annahme hier notwendigen Begriff nicht durch das vom Arabischen her empfohlene ἐπιστήμην ersetzt, weil es die Schärfe des Gedankens nur mindern würde, auch seine Betonung durch die Endstellung im Satze habe ich nicht preisgeben mögen, obwohl ich sie nicht mehr wie früher (vor Aufdeckung der Hunainschen Übersetzung las ich a. a. O. S. 8 βεβαιοτέραν δεῖ λαβεῖν ἀπὸ τῶν κατὰ μέρος τὴν πίστιν)

durch die leichte Änderung von ὑπὸ in ἀπὸ zu stützen wage; denn Hunains Übersetzung zwingt, die überlieferten Worte ὑπὸ τὴν κατὰ μέρος auf ein Verb des Versuchens und Prüfens zu beziehen, wie πειρᾶσθαι und δοκιμάζειν oder ἐξετάζειν καὶ βασανίζειν, die Galen gern verbindet (z. B. XVII B 347, 14 ὡς εἰ μέλλεις ἐξετάζειν τε καὶ βασανίζειν τῶν ἐν τῷδε τῷ βιβλίῳ γεγραμμένων τὴν ἀλήθειαν). Daher habe ich dem Araber entsprechend δοκιμασθέντα καὶ πειραθέντα ὑπὸ τῶν κατὰ μέρος geschrieben, wobei mir aber Bedenken entstanden sind, ob nicht wegen der Hiatscheu Galens ὑπὸ in πρὸς abzuändern oder πειραθέντα durch διὰ πείρας zu ersetzen sei, und in Verbindung hiermit nach dem Zeugnis desselben Gewährsmannes die zwischen μέρος und πίστιν angenommene Lücke mit den Worten βεβαιοτέραν τε καὶ ἀσφαλεστέραν ἴσχει τὴν ausgefüllt, so daß nun die hervorgehobene Endstellung von πίστιν ganz natürlich erscheint. Diese so aus MQV geretteten zusammenhanglosen Satzfetzen des letzten Abschnittes verraten nicht die Hand eines eitlen und törichten Interpolators, sondern geben ein deutliches und getreues Abbild von dem arg beschädigten Zustande der Urhs. ω, vermutlich einer Bombyzinhs. des 14. Jahrhunderts, die durch Nässe oder Wurmfraß teilweise zerstört war. So stellt sich nun dieser das Proömium abschließende Gedankenzug auf dem durch H. Diels' Scharfblick erweiterten und vertieften arabischen Grunde folgendermaßen dar: οὕτως γοῦν καὶ τοῖς περὶ μεγεθῶν ⟨καὶ⟩ ἀποστημάτων ἡλίου καὶ σελήνης τέως ἀποδεδειγμένοις ἐσμὲν πιστεύοντες, ὅταν τῶν αἰσθητῶν τε πόλων ⟨ἀγώμεθα καὶ τῶν⟩ ἄλλων, ὅσα κατὰ γεωμετρικοὺς λόγους εὑρίσκεται· ὅταν ⟨δ'⟩ ὑπὸ τῶν καταλελογισμένων ἐκλείψεων μαρτυρῆται, βεβαιοτέραν ἴσχομεν τὴν πίστιν. ὅπου τοίνυν τὰ διὰ γεωμετρίας ἀποδειχθέντα πιστότερα γίνεται μαρτυρούμενα πρὸς τῶν κατὰ μέρος ἀποβαινόντων καὶ πιστότερα γενόμενα βεβαιότητα ἔχει, πολλῷ δὴ μᾶλλον, ὅσα ⟨περὶ τῆς ἰατρικῆς διὰ λόγων καθολικωτέρων τεθεώρηται, δοκιμασθέντα καὶ πειραθέντα⟩ ὑπὸ τῶν κατὰ μέρος ⟨βεβαιοτέραν τε καὶ ἀσφαλεστέραν ἴσχει τὴν⟩ πίστιν. ταῦτ' οὖν ⟨οὕτως⟩ ἡμεῖς ἐπιδειξόμεθα ἐν τοῖς τῶν Ἐπιδημιῶν βιβλίοις γινόμενα.

Durch eingehende Interpretation des griechisch überlieferten Stückes aus dem Galenschen Epidemienproömium und durch seine genaue Vergleichung mit der Übersetzung Hunains ist, wie ich glaube, die Zuverlässigkeit und Gediegenheit seiner Arbeit im ganzen zur Genüge dargelegt und eine hinreichend sichere Grundlage geschaffen worden, um bei der Betrachtung des lateinischen Zusatzes in der zweiten Juntina (von 1550) festen Fuß fassen zu können. Daß Nicolaus Macchellus, als ihm von Ga-

daldinus die Erweiterung der Juntina von 1541 übertragen wurde, bei seinem Werke unseren arabischen Text weder unmittelbar noch vermittels einer hebräischen Übertragung zu Rate gezogen hat, beweist schon sein Schweigen in dem ganzen bisher behandelten Teile des Proömiums, das sich hierin von der Form der ersten Juntina nicht unterscheidet[28]. Man sieht aber nicht ein, weshalb Macchellus, wenn ihm der Araber zur Verfügung gestanden hätte, seine Hilfe nicht auch für den, wie gezeigt, entsetzlich entstellten und verstümmelten Text des griechisch bekannten Teiles angerufen haben sollte. Noch deutlicher jedoch wird sich die Unabhängigkeit der lateinischen Übersetzung von der arabischen erweisen, wenn wir sie beide, Satz für Satz, nebeneinander betrachten.

Im ersten Abschnitt lauten die Übersetzungen von Macchellus und Hunain

in der Juntina secunda (von 1550) vol. II fol. 100v[29]

Non hoc quidem libro Hippocrates Cous agere instituit de propriis cuiusque regionis morbis, sicut sane alias nonnumquam, quod fere sermo ipsius omnis sit de morbis qui passim grassantes nominantur, qui ab regionalibus sic differunt: quod hi quidem per aliquod tempus aliquam regionem pervadunt: hi vero incolas, ac si cognati essent, nullo non tempore comitentur. Quo factum est, ut in libro de aquis, aere & locis regionales aegritudines docuerit, quae per singulas habitationes fiant: hoc autem loco aegritudines, quae per aliquod tempus passim vel civitates vel nationes adoriantur. Et consuevit quidem ambo haec aegritudinum genera & communia & passim grassantia nuncupare, caeteras vero omnes ϹΠΟΡΑΔΙΚΆϹ *. i. dispersas, scilicet quae non omnino multos, sed seorsum, unumquemque prehendunt.*

in H

Galenus sagte: Hippokrates nannte dieses Buch Aphidimiā deshalb, weil seine Rede und Erörterung darin von den Krankheiten handelt, die Aphidimiā heißen. Und die Auslegung davon ist: »die kommenden«. Und es ist die einzelne Krankheit, die eine zahlreiche Gemeinschaft gleichzeitig trifft. Und der Unterschied zwischen diesen Krankheiten und den örtlichen Krankheiten ist, daß diese Krankheiten, obgleich auch sie in einem Lande entstehen, doch nur Krankheiten sind, die aus einer zufälligen Ursache zustoßen, während die örtlichen Krankheiten solche sind, die das Volk eines Landes dauernd treffen, so daß sie sind wie Eidgenossen (*coni.* Mitgeborene) des Volkes des Landes, in dem sie zustoßen. Und in dem Buche des Wassers und der Luft und

Nam saepius Graeci σπείρειν *pro dispergere & abinvicem separare usurparunt. Et ad eum modum Thucydides de iuvenibus ait, Vere autem alii in alia civitatis parte dispersi perierunt.*

der Orte hat Hippokrates schon geschrieben, welche Krankheiten das Volk irgendeines Landes den Zuständen ihres Landes gemäß treffen. Und diese Krankheiten sind die, welche örtliche heißen. In diesem Buche beschreibt Hippokrates, wie ich sagte, die Krankheiten, welche zur selben Zeit dem Volke einer Stadt in seiner Gesamtheit oder dem Volke eines Landes insgesamt zustoßen. Und den beiden Arten von Krankheiten ist gemeinsam, daß sie allgemein eine zahlreiche Gemeinschaft umfassen, d. h. daß jede einzelne von diesen Krankheiten eine zahlreiche Gemeinschaft von Menschen trifft. Alle übrigen Krankheiten, von denen, obgleich auch sie einer zahlreichen Gemeinschaft zustoßen, doch die einzelne nicht den vielen gemeinsam, sondern einem jeden einzelnen von dieser Gemeinschaft speziell ist, sind als die »verschiedenen« bekannt.

Es ist auf den ersten Blick klar, daß beide Übersetzer, was den Inhalt dieses Eingangsstückes betrifft, dieselbe Hippokratesexegese Galens vor Augen gehabt haben. Geneigt wie er ist, Begriffe zu untersuchen und unter Umständen sogar zu spalten, geht der Verfasser hier mit Fug von einer Unterscheidung der Krankheiten aus: er stellt zwei Arten, allgemeine (κοινά) und besondere oder vereinzelte (σποραδικά), einander gegenüber und zählt zu den allgemeinen die epidemischen und endemischen, eine Einteilung, zu der er, wie gezeigt, im Verlaufe seiner Erörterung erweiternd zurückkehrt, ja auf die er sich geradezu beruft, wenn kein Zweifel mehr bestehen kann an der Echtheit der allein im Arabischen überlieferten Worte, in denen Galen noch eine Stelle aus Hippokrates' Schrift »Über die Natur des

Menschen« anzuführen verspricht, um aus ihr zu beweisen und zu bestätigen, daß die von ihm aufgezählten Arten der Krankheiten denen des Hippokrates entsprechen. Die Unterscheidung, die wir in der lateinischen Übersetzung finden, gleicht der hippokratischen und galenischen, was aber nicht hindert, daß Macchellus in bezug auf die Definitionen der Krankheiten Hunain gegenüber Eigentümliches aufweist. Während er einmal, mit dem Araber übereinstimmend, die endemischen Krankheiten als *(morbi, qui) incolas, ac si cognati essent, nullo non tempore comitentur*, definiert, bezeichnet er sie im nächsten Satz ungenau und mißverständlich mit den Worten *regionales aegritudines, quae per singulas habitationes fiant*. Macchellus hätte das vielleicht zugrunde liegende κατὰ μίαν ἑκάστην οἴκησιν oder καθ' ἑκάστας τὰς οἰκήσεις schärfer mit *in unaquaque habitatione* (*terra*) wiedergeben können, um jeden Gedanken an sporadische Krankheiten eines Landes völlig fern zu halten; auf alle Fälle aber hätte er διὰ παντὸς bei γίγνεσθαι nicht auslassen dürfen, wie er ja vorher mit Hunain diesen Begriff richtig gesetzt hatte. Ferner vermißt man in den beiden Erklärungen der epidemischen Krankheiten (*morbi, qui*) *per aliquod tempus aliquam regionem pervadunt*, und *aegritudines, quae per aliquod tempus passim vel civitates vel nationes adoriantur*, das unterscheidende Merkmal, das Hunain an der einen Stelle in den Worten »aus einer zufälligen Ursache« gibt. Dieser Zusatz, etwa auf διὰ τὰς τυχούσας αἰτίας oder ἐπὶ προφάσεσι ταῖς τυχούσαις zurückweisend, ergänzt die Definition durchaus im Sinne des Hippokrates; denn wenn nach seiner Theorie, wie schon aus dem zweiten Teile des Proömiums klar geworden, die Mischung der Körper von derjenigen der Luft abhängig ist, so kann Galen die auf Abweichungen von den natürlichen Wetterzuständen zurückgeführten epidemischen Krankheiten im Gegensatze zu den endemischen nicht unpassend aus zufälligen Gründen herleiten. Auch der folgende Satz, der die von den endemischen und epidemischen verschiedenen Krankheiten, die σποραδικά, erwähnt, leidet, mit der arabischen Fassung des Gedankens verglichen, an Mißhelligkeit. Zunächst zwar kann, wenn die Macchellische Übersetzung von Hippokrates aussagt, daß er die *genera* der endemischen und epidemischen Krankheiten *et communia et passim grassantia* nenne, diese Behauptung an sich als stichhaltig gelten unter der Voraussetzung, daß mit dem Attribut *passim grassantia* das griechische πλεονάζοντα oder ἐπιδημοῦντα gemeint ist: und daß Hippokrates außer κοινά und πάγκοινα das Verb ἐπιδημεῖν auch von ἔνδημα νοσήματα gebraucht, können die meines Erachtens

interpolierten Stellen aus Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων beweisen. Aber in diesem Zusammenhange, wo es auf die klare und scharfe Terminologie ankommt, möchte man den Zusatz *et passim grassantia* gern missen, weil er nicht bloß überflüssig ist, sondern sogar verwirrt. Da nun Hunain an der entsprechenden Stelle nur das πολλοῖς κοινόν an den endemischen Krankheiten hervorhebt, so möchte ich auch hier in *passim grassantia* eine fremde Zutat erkennen. Sodann offenbart sich noch ein Widerspruch zwischen Macchellus und Hunain in betreff der Definition der σποραδικά selbst. Dieser versteht nämlich unter den verschiedenen »alle übrigen Krankheiten, von denen, obgleich auch sie einer zahlreichen Gemeinschaft zustoßen, doch die einzelne nicht den vielen gemeinsam, sondern einem jeden einzelnen von dieser Gemeinschaft speziell ist«; jener hingegen erklärt *dispersas* (*aegritudines*), *scilicet quae non omnino multos, sed seorsum, unumquemque prehendunt*. Die Disharmonie zwischen den beiden Übersetzern aufzulösen, bietet das Proömium selbst kein Mittel. Aber ich möchte Hunains einschränkendes Urteil vorziehen, besonders weil er auch an der Stelle, wo Galen auf diese Einteilung der Krankheiten zurückkommt (S. 11 g. E.), ähnlich von Krankheiten spricht, »die nur einen Teil befallen, so daß sie keine allgemeine Krankheiten sind«, inhaltlich also mehr mit sich im Einklang bleibt.

Auch in Anbetracht der Form, in der sich dieser erste Abschnitt der Macchellischen Übersetzung darbietet, scheint es mir nicht schwer, zu erkennen, welche Übersetzung das Original untrüglicher widerspiegelt, und ich bin überzeugt, daß man auch in dem ersten Teile des Proömiums zu einer unzweideutigen Beantwortung der Frage gelangen kann. Sogleich der einleitende Satz der lateinischen Übersetzung läßt sich an Klarheit und Natürlichkeit des Ausdrucks nicht mit Hunains Einkleidung der Gedanken vergleichen. Um von der Bezeichnung *Hippocrates Cous* zu schweigen, für welche die Indices der bisher erschienenen Bände des CMG keine einzige Parallele beibringen, und die auch dem Sprachgebrauche der Galenschen Epidemienkommentare nach meiner eigenen Beobachtung durchaus widerspricht, halte ich die Angabe des Themas für zu gewunden, um an ihre Ursprünglichkeit zu glauben. Auch wer in der Stellung der Negation vor dem Pronomen eine vom Sprachgebrauch der klassischen Prosa beeinflußte Änderung des humanistischen Übersetzers erkennt, ohne die Gewähr der griechischen Überlieferung für sie zu beanspruchen, wird einräumen, daß Macchellus besser getan hätte, diese lateinische Stileigentümlichkeit hier

nicht nachzuahmen. Denn ein Erklärer der Epidemien wird vernünftigerweise an der Schwelle seines Unternehmens nicht feststellen: *Hippocrates Cous non hoc quidem libro, sed in libro de aquis, aere, locis agere instituit de propriis uniuscuiusque regionis morbis*, was Macchellus zwar nicht mit diesen Worten, aber doch dem Sinne nach getan hat, wenn man den Inhalt des nächsten, mit *quo factum est* unklar angeschlossenen Satzes in den geforderten Zusammenhang hineinbezieht. Vielmehr wird er die natürliche Forderung des Lesers, den Zweck des Buches positiv bestimmt zu finden, sogleich in den einleitenden Worten zu erfüllen suchen. Man erwartet also wenigstens, daß Macchellus hätte schreiben sollen: *non de iis morbis, qui cuiusque regionis proprii sunt, sed de morbis vulgaribus, i. e. passim grassantibus hoc quidem libro Hippocrates agere instituit* oder mit möglichst wenigen Änderungen seiner Satzform: *hoc quidem libro Hippocrates Cous agere instituit non de propriis cuiusque regionis morbis, sicut sane alias nonnumquam, sed fere sermo ipsius omnis est de morbis qui passim grassantes nominantur.* Da er aber anders geschrieben hat, scheint mir die Annahme berechtigt, daß in den ersten Zeilen der lateinischen Übersetzung nicht die ursprüngliche Fassung der galenischen Gedanken, sondern eine Bearbeitung des Humanisten vorliegt. Allein trotz solchem Einwande gegen die Unversehrtheit des Textes kann man in diesen wie in den folgenden Worten deutliche Anklänge an echt griechische, ja galenische Redeweise vernehmen. Abgesehen von den eigentlichen Termini technici, gehören solche Wendungen und Ausdrücke hierher, wie *sermo ipsius omnis est de morbis* usw. = ὅλος ὁ λόγος αὐτοῦ περὶ τῶν ἐπιδημιῶν καλουμένων νοσημάτων ἐστίν (oder ὅλος ὁ λόγος αὐτῷ γίγνεται περὶ τῶν ἐπιδημίων νοσημάτων oder περὶ τῶν ἐπιδημούντων νοσημάτων), (*morbi*) *hi quidem* — *hi vero* = (νοσήματα) τὰ μὲν — τὰ δέ[30], *ac si cognati essent* (*morbi*) = ὥσπερ εἰ καὶ συγγενεῖς εἶεν (αἱ νόσοι) oder (αἱ νόσοι) ὡσανεὶ συγγενεῖς οὖσαι[31], *in libro de aquis, aere et locis regionales aegritudines docuit* = ἐν τῷ Περὶ ὑδάτων, ἀέρων καὶ τόπων περὶ τῶν ἐνδήμων νοσημάτων ἐδίδαξεν -mit derselben Galen auch sonst eigentümlichen Anordnung des Titels[32], lauter Beispiele, die auch ihrerseits die Behauptung stützen können, daß Macchellus seinen Zusatz nicht auf dem Umwege über die arabische Übersetzung gewonnen hat. Am weitesten aber weichen die beiden Übersetzungen am Ende des ersten Abschnittes voneinander ab. Während Hunain ihn mit der oben mitgeteilten Definition der sporadischen Krankheiten endigt, hängt Macchellus noch eine der Erklärung des Wortes dienende Bemerkung

an: *Nam saepius Graeci* σπείρειν *pro dispergere & abinvicem separare usurparunt*, worin man wohl dieselbe Hand vermuten darf wie in den ähnlichen Interpolationen des zweiten Teils, welche die Ausdrücke πάγκοινον und ἐπιδημεῖν erläutern. Ebenso wie dieserhalben dort Hippokrateszitate gehäuft sind, hat der Glossator hier eine Stelle des Thukydides (*et ad eum modum Thucydides de iuvenibus ait, Vere autem alii in alia civitatis parte dispersi perierunt*) wegen des Adverbs σποράδην angeführt. Der Geschichtschreiber hat, wo er die Vernichtung der 300 im März oder April 431 in Platäa eingedrungenen Thebaner schildert, von diesen die Worte gebraucht II 4, 4 ἄλλοι δὲ ἄλλῃ τῆς πόλεως σποράδην ἀπώλλυντο. Daraus hat nun der Fälscher sein Zitat zurechtgemacht, wie es scheint, in der Absicht, die Leser glauben zu machen, daß es sich um vereinzelte natürliche Todesfälle in der Bürgerschaft infolge irgendeiner ungenannten Krankheit, seiner Meinung nach doch wohl in Athen selbst, handele, indem er nach der Weise ärztlicher Tagebücher περὶ νεανιῶν und ἦρος δὲ hinzufügte. Auch wird man zur Rettung dieses sachlich wie sprachlich auffälligen Zusatzes in der lateinischen Übersetzung nicht die Eingangsworte Hunains ins Feld führen wollen, da ja der Mediziner in ihnen gleichfalls eine rein philologische Auslegung beibringe. So ungalenisch am Schlusse dieses Abschnittes das fälschlich hergerichtete Thukydideszitat mich anmutet, so passend scheint mir am Anfange dieses Abschnittes und damit des ganzen Proömiums überhaupt eine allgemein sprachliche Bemerkung über den Sinn des Buchtitels für griechische Leser Platz zu finden, eine Interpretation, die sich der Araber um so weniger aus den Fingern gesogen haben kann, als seine Leser mit der Deutung von Ἐπιδημίαι = ἐπιδημοῦντα νοσήματα (d. h. *morbi grassantes*) als »kommenden Krankheiten« (im Sinne von fortschreitenden oder um sich greifenden) nichts Rechtes haben anfangen können.

Der nächste Teil der beiden Übersetzungen hat folgende Gestalt

in der Juntina secunda vol. II fol. 100ᵛ

Horum autem morborum sicut generatio, ita & causa communis. Cum igitur tres sint causae a quibus morbi auspicantur. (sic!) *una quidem in iis quae offeruntur, altera vero in operibus quae obimus, & tertia in iis quae ex-*

in H

Und wie das Zustoßen dieser Krankheiten jedem einzelnen von dem Volke speziell ist, ebenso ist ihre Ursache jedem einzelnen speziell. Bei den allgemeinen Krankheiten ist das Verhältnis umgekehrt. Wie ihr Zustoßen

trinsecus occurrunt nobis: per unamquanque communes morbi fieri consuevere, ac praesertim quidem per affectum aeris nos ambientis. Non enim frequenter accidit ut per ingestos cibos morbus communis civitatem vel nationem, vel exercitum pervadat, sicut neque per communes tum occupationes, tum labores. At continens nos aer si immoderatius calefiat, vel frigescat, vel humescat, vel siccescat: corporum symmetriam, quae sanitas est, confundit, interturbat, ac corrumpit. Aliis vero causis neque omnibus simul obviamus, neque integrum diem subiicimur: sed aer solus extrinsecus omnes ambit & inspiratur.

allgemein ist, ebenso ist ihre Ursache allgemein. Und die Arten aller Ursachen, welche an die Körper herantreten und infolge deren die Krankheiten zustoßen, sind drei: die erste ist, was an Speise und Trank oder derartigem aufgenommen wird, und die zweite, was an Betätigungen und dergleichen ausgeführt wird, und die dritte, was an Luft oder derartigem dem Körper von außen begegnet. Und die allgemeinen Krankheiten stoßen infolge aller dieser Ursachen zu, nur daß ihr Zustoßen am meisten infolge des Zustandes der Luft, welche die Körper umgibt, erfolgt. Denn daß eine allgemeine Krankheit dem Volke einer Stadt oder dem Volke eines Landes gleichzeitig infolge einer gemeinsamen Speise zustößt, geschieht nicht häufig. Und ebenso kommt es kaum vor, daß eine allgemeine Krankheit infolge eines gemeinsamen Trankes oder einer gemeinsamen übermäßigen Anstrengung ausbricht. Wenn dagegen in der unsere Körper umgebenden Luft die Wärme oder Kälte oder Trockenheit oder Feuchtigkeit übermäßig ist, so verringert und verdirbt sie das Gleichmaß der Mischung der Körper, welches das Gelobte der Gesundheit ist. Und die anderen Ursachen sind nicht allen Leuten nahe und gehören nicht zu dem, dessen Begegnung mit dem Körper Tag und Nacht dauert. Die Luft allein umgibt

vor jenen anderen (Ursachen) alle Körper dauernd und wird unaufhörlich eingezogen und eingeatmet.

Nachdem Galen die verschiedenen Arten der Krankheiten aufgezählt hat, äußert er seine Ansicht über die Ursachen ihrer Entstehung, und zwar in völliger Übereinstimmung mit der hippokratischen Lehre, wie er wiederum selber in einer uns befremdlichen, aber bei ihm nicht seltenen Breite im weiteren Verlaufe der Darstellung auf Grund des besprochenen Zitates aus Περὶ φύσεως ἀνθρώπου genauer auseinandersetzt. Was bemerkenswerte Einzelheiten dieses zweiten Abschnittes der Einleitung betrifft, so knüpft Hunain an seine letzten Worte, die den Begriff der σποραδικὰ νοσήματα bestimmt haben, in richtigem Gedankenfortschritt den Satz an, daß wie der Anfall dieser Krankheiten, so auch ihre Ursache jedem einzelnen speziell sei: καὶ μέντοι τούτων τῶν νοσημάτων ὥσπερ ἡ γένεσις, οὕτω καὶ ἡ πρόφασις ἰδία καθ' ἕκαστόν τινα τῶν ἀνθρώπων ἐστίν. Liest man dagegen bei Macchellus nach dem Thukydideszitat die Worte *horum autem morborum sicut generatio ita et causa communis*, so merkt man sofort, daß der Zusammenhang unterbrochen ist, auch wenn die Erklärung von σποραδικὰ νοσήματα als unecht ausgeschieden wird. Die Lücke des zugrunde liegenden griechischen Textes ist wahrscheinlich aus der nahen Wiederholung der Worte τούτων τῶν νοσημάτων zu erklären, wie ja auch im zweiten Teile dieses Proömiums die arabische Übersetzung mehrere durch Homoioteleuton entstandene Lücken unserer griechischen Überlieferung hat ausfüllen helfen. In der nun folgenden Aufzählung der Krankheitsursachen gehen beide Übersetzer streckenweise eng zusammen, nur daß wieder Hunain durch kleine Zusätze, die aber keineswegs immer ungalenisch scheinen, die Meinung des Schriftstellers verdeutlicht. In der Darstellung schlägt Galen hier, wie schon bemerkt, denselben Gang ein wie nachher, er hat jedoch wie den Abschnitt über die Einteilung der Krankheiten, so auch den über ihre Entstehung im folgenden mit reicherem Geteil ausgestattet. Weiterhin ergibt sich eine geringfügige Inkongruenz: Macchellus erwähnt nur die Entstehung von allgemeinen Krankheiten *per ingestos cibos* (διὰ τὰ προσφερόμενα), denen er in einem bei Galen sehr beliebten Vergleichungssatze mit *sicut* (καθάπερ γε καὶ oder οὐδὲ) solche allgemeinen Krankheiten anschließt, die *per communes tum occupationes tum labores* entstehen (δι' ἄμετρα διαιτήματα oder

spezieller ἐπιτηδεύματα). Hunain stellt »den infolge einer gemeinsamen Speise zustoßenden Krankheiten« in einem neuen Hauptsatze solche gegenüber, die »infolge eines gemeinsamen Trankes oder einer gemeinsamen übermäßigen Anstrengung ausbrechen«, er hat also durch eine bei ihm nicht ungewöhnliche Auflösung der Periode Zusammengehörendes voneinander getrennt. Da Galen nach meiner Auffassung im Hauptsatze Speise und Trank zusammen genannt, neben den σιτία wahrscheinlich auch ποτά als die zweite Gattung der προσφερόμενα erwähnt haben dürfte, wie er S. 10. 6 τὰ δὲ ἀπὸ τῶν ἐδεσμάτων τε καὶ πομάτων (νοσήματα) verbindet, so bleibt für den mit καθάπερ angeschlossenen Nebensatz die Erwähnung der ἐπιτηδεύματα oder, wenn man lieber will, eines besonderen (κάματος) übrig. Beide Übersetzungen also machen auf mich den Eindruck, daß sie ungenau und unvollständig sind. Vielleicht ist in *exercitum* der Macchellischen Bearbeitung eine Spur des Ursprünglichen zu finden, wenn man sich der Parallele des zweiten Teiles erinnert, wo Galen die Entstehung einer Seuche unter Soldaten in einem Feldlager durch verdorbenes Trinkwasser beschreibt. Daher schwanke ich, ob es nicht richtiger sei, *exercitum* für echt zu halten und davor eine Lücke anzunehmen, als das Wort durch fremde Zutat eingedrungen zu streichen. Noch eine kleine Verschiedenheit Macchellis und Hunains bleibt im folgenden übrig. Während nämlich jener schreibt: *at continens nos aer si immoderatius calefiat, vel frigescat, vel humescat, vel siccescat: corporum symmetriam, quae sanitas est, confundit, interturbat, ac corrumpit,* drückt dieser denselben Gedanken so aus: »Wenn dagegen in der unsere Körper umgebenden Luft die Wärme oder die Kälte oder Trockenheit oder Feuchtigkeit übermäßig ist, so verringert und verdirbt sie das Gleichmaß der Mischung der Körper, welches das Gelobte der Gesundheit ist.« Mir scheint nicht zweifelhaft, daß Hunain die galenische Anordnung der vier Temperaturen richtig wiedergegeben hat; vgl. z. B. aus unserem Proömium S. 7, 12 τοῦ θερμοῦ καὶ ψυχροῦ καὶ ξηροῦ καὶ ὑγροῦ συμμετρία τίς ἐστι τῶν πρώτων σωμάτων ἡ ὑγεία oder ebendort kurz vorher Z. 7 περὶ τῶν ὡρῶν διέρχεται καὶ τὰς δυνάμεις διδάσκει τῶν ψυχρῶν καὶ θερμῶν καὶ ξηρῶν καὶ ὑγρῶν καταστάσεων, wo aus dem Arabischen wenigstens τῶν θερμῶν καὶ ψυχρῶν herzustellen ist[33]. Im Schlußsatz dieses Teiles befinden sich beide Übersetzer in ziemlichem Einklange miteinander.

Der dritte und letzte Abschnitt der Übersetzung von Macchellus und der entsprechende derjenigen Hunains lautet

in der Juntina secunda vol. II fol. 100ᵛ—101ʳ

Non enim fieri potest, quin corporum animantium temperaturae cum eius permutatione afficiantur ac permutentur. Et propterea ut Hippocrates ipse docet, vere quidem, humorum temperatissimus in bene temperata constitutione abundat: hyeme pituita, frigidissimus humor in frigidissima tempestate: sicuti flava bilis calidissimus humor in calidissima hora: & reliquus scilicet bilis atra autumno, perustis in aestate duobus succis, scilicet sanguine & pallida, quae etiam flava bilis nominatur. Sic demum etiam morbi pro ratione uniuscuiusque tempestatis fiunt, similitudinem habentes cum natura succi exuberantis. At si per dictarum tempestatum appellationes dicti generarentur succi, qui fieret ut a sua temperatura aliquando degenerantes, alios generarent? Quia vero unaquaeque pro ratione suae temperaturae ac non propter nomen, praedictos succos auget, fit ut quando ambientis nos aeris temperatura permutatur, permutentur etiam succi necessitate cogente, sicut ipse dicebat in Aphorismis In tempestatibus si eadem | (fol. 101ʳ) *die nunc quidem aestus, nunc vero frigus fiat, morbos autumnales exspectare oportet. sicut cum singulae tempestates propriam temperaturam servabant, pro suarum naturarum ratione morbi creabantur, ita*

in H

Und es ist unmöglich, daß, wenn ihre Mischung sich ändert, die Körper sich dem entziehen könnten, daß sie sich bei ihrer Änderung nicht auch ändern. Und deswegen ist im Frühling, wie Hippokrates geschrieben hat, das Blut viel, da das Blut der gleichmäßigste von den Säften ist in bezug auf die Mischung und des Frühlings Mischung ebenso beschaffen ist. Und im Winter ist das Phlegma viel, da das Phlegma der kälteste der Säfte und der Winter die kälteste der Jahreszeiten ist. Und im Sommer ist die gelbe Galle viel, da die gelbe Galle der wärmste der Säfte und der Sommer die wärmste der Jahreszeiten ist. Und im Herbst ist die schwarze Galle viel wegen der Überreste, die in ihr geblieben sind von dem, was im Sommer von den beiden Säften, welche die Säfte des Körpers sind, nämlich das Blut und die gelbe Galle, (ihn) durchlaufen hat. Und nach dieser Analogie sind die Krankheiten, welche zu jeder Zeit zustoßen und ihr speziell sind gegenüber den übrigen Zeiten, übereinstimmend mit dem Saft, der in ihr überwiegt. Und wenn entsprechend der Mischung der Jahreszeiten diese Säfte, die wir erwähnt

si praeter naturam permutentur, ad constitutionis aemulationem morbi fient. Cur igitur in unaquaque tempestate non omnes uno & eodem morbo capiuntur? Quoniam sane non parum abinvicem distant & per connatas naturas, & per aetates, necnon per vivendi formas. Quocirca hic quidem facile cedet malitiae temperaturae praesentis tempestatis: alius vero quam multum repugnabit: alius vero laedetur omnino nihil: alius vero per malam vivendi rationem prius morbo occupabitur, quam tempestatis sentiat laesionem. Nam sicut cum ab ambiente laedebatur, tali aegritudine capiebatur, quae illius temperaturae responderet, ita fiet, ut aegrotet pro delicti ratione, quod committitur in vivendi forma. Haec igitur quicumque novit non } *solum qui singulis tempestatibus emergunt, morbos praesciet:*

Hucusque deerat

haben, nur auf Grund ihrer Namen erzeugt würden, so würden nicht andere als jene Säfte erzeugt werden, wenn sie sich von ihrer speziellen Mischung weg wandelten und änderten. Und es gibt keine unter ihnen (den Jahreszeiten), in der nicht jeder einzelne von den Säften, die ich erwähnt habe, auf Grund ihrer speziellen Mischung, nicht auf Grund ihres Namens zunähme. Es ist durchaus notwendig, daß, wenn die Mischung der die Körper umgebenden Luft sich ändert, infolge deren Änderung sich auch die Säfte ändern. Und Hippokrates sagte in dem Buche der Aphorismen, daß, wenn in einer Jahreszeit an einem Tage einmal Wärme und das andere Mal Kälte herrscht, notwendigerweise herbstliche Krankheiten entstehen. Und dies ist deshalb notwendig, weil, wie eine jede Jahreszeit, wenn sie bei ihrer speziellen Mischung bleibt, an Krankheiten nur solche verursacht, die ihrer Natur gleichen, ebenso, wenn sie sich ändert, so daß sie aus ihrer Natur heraustritt, an Krankheiten nur solche entstehen, die dem sie verursachenden Zustand gleichen. Und wenn du sagst: nicht aller Körper Krankheit ist eine und dieselbe in jeder einzelnen von den Jahreszeiten, so sage ich: der Grund dafür ist, daß die Körper in ihren ersten Naturen in nicht geringer Verschiedenheit ver-

schieden sind, ebenso wie in ihren Lebensaltern und in dem, was ihre Besitzer über sie bestimmen, und wie sie sie behandeln. Aus allen diesen Gründen ist mancher Körper leicht geneigt zu der Abweichung von der Mischung der Zeit, und mancher von ihnen bleibt fest und bekämpft jene Mischung eine lange Zeit, und manchen trifft durchaus kein Schaden von ihr, und manchem stößt die Krankheit zu infolge der Fehler in der Lebensweise, bevor ihn der Schaden von der Mischung jener Zeit trifft. Und wie die Körper, wenn sie ein Schaden von der Luft her trifft, dieser nur trifft von den Krankheiten her, die mit ihrer Mischung übereinstimmen, ebenso stimmt die Krankheit, wenn sie sie von der Lebensweise her trifft, mit den Fehlern in ihr überein. Und wer dieses kennt, der kann vorher erkennen, welche Krankheiten in jeder einzelnen von den Jahreszeiten auf Grund ihrer Mischung zustoßen werden, und nicht nur dies, sondern . . .

Von allen drei Teilen des in der griechischen Überlieferung fehlenden Stückes zeigt dieser längste die genaueste Übereinstimmung zwischen den beiden Übersetzungen des Urtextes. Im engsten Anschluß an die vorangehende Gedankenreihe, in deren letztem Gliede Galen die allen gemeinsame Luft als die Hauptursache der allgemeinen Krankheiten bezeichnet hat, verfolgt er nun das zwischen Luft- und Körperzuständen bestehende Verhältnis und setzt, wenn auch nicht mit der Vollständigkeit wie in seinem Kommentar zu Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, so doch in ähnlicher Weise diejenigen Gedanken auseinander, die Mewaldt auf Grund der galenischen Erläuterung

in seiner Ausgabe p. 32 in folgender Übersicht anschaulich zusammengefaßt hat:

tabula elementorum et humorum secundum Galeni commentarium composita

ἀήρ	αἷμα	ἔαρ	θερμὸν καὶ ὑγρόν
πῦρ	χολὴ ξανθή	θέρος	θερμὸν καὶ ξηρόν
γῆ	χολὴ μέλαινα	φθινόπωρον	ψυχρὸν καὶ ξηρόν
ὕδωρ	φλέγμα	χειμών	ψυχρὸν καὶ ὑγρόν

Mit den Ausführungen an unserer Stelle vergleiche man noch insbesondere, was Galen in dem eben genannten Kommentar p. 45. 46 und 51, vor allem aber im dritten Kommentar zu den Aphorismen XVII B 563 ff. 612 f. 617 K. und in seinen Kommentaren zum Prognostikon I 4 (CMG V 9, 2) p. 208, 10—209, 6 und III 43 p. 371 Heeg erörtert. Außerdem ist noch bemerkenswert, daß, was der Verfasser in diesem Abschnitt des Proömiums über die Abhängigkeit der körperlichen Zustände des Menschen von Einflüssen des Klimas darlegt, die Grundlage für das bildet, was er im folgenden als zweiten der für das Studium der Epidemienbücher wichtigen Lehrsätze anführt: S. 8, 2 ὅτι πλεονάζει καθ᾽ ἑκάστην τούτων ⟨τῶν ὡρῶν⟩ εἷς τις χυμός, ὡς ὀλίγον ἔμπροσθεν εἶπον. Die Bestätigung des Selbstzitats an unserer Stelle erbringt einen neuen untrüglichen Beweis für die Echtheit sowohl der lateinischen wie der arabischen Überlieferung. Vgl. noch S. 18, 10. 30, 17. Aber auch hier verdienen, trotz der auffallenden Ähnlichkeit beider Übersetzungen, einige besondere Züge an ihnen hervorgehoben zu werden. Zunächst schreibt mit Bezug auf den von Galen an vierter Stelle angeführten Herbst und die in ihm vorherrschende schwarze Galle Macchellus: *perustis in aestate duobus succis, scilicet sanguine et pallida, quae etiam flava bilis nominatur,* Hunain dagegen: »wegen der Überreste, die in ihr geblieben sind von dem Blut und der gelben Galle, die den Körper durchlaufen haben«. Das Ausdörren der sommerlichen Säfte, das bei Macchellus zur Erklärung des Überwiegens der schwarzen Galle im Herbste erwähnt wird, hat Galen auch sonst öfter beschrieben, z. B. in den vergleichbaren Sätzen V 9, 1 p. 45, 26 Mew. ἐγένετο (nämlich ὁ χυμὸς) δ᾽ εἰκότως τοιοῦτος διὰ τὸ προκατωπτῆσθαι τοὺς χυμοὺς τῷ θέρει· τὸ δ᾽ ὑπόλειμμα τῶν ὀπτηθέντων, ὅταν δηλονότι σβεσθῇ τὸ θερμόν, αὐτίκα γίνεται ψυχρόν τε καὶ ξηρόν, ψυχρὸν μὲν διὰ τὴν τοῦ θερμοῦ σβέσιν, ξηρὸν δέ, ὅτι κατὰ τὴν ὄπτησιν ἐξεδαπανήθη πᾶν τὸ ὑγρὸν ἐξ αὐτοῦ, oder XVII B 622, 2 K. καὶ μέντοι καὶ τεταρταίους πυρετοὺς ἐν ταύτῃ τῇ ὥρᾳ (nämlich

τῷ φθινοπώρῳ) γίγνεσθαί φησιν, ἐπὶ τῇ μελαίνῃ δηλονότι συνισταμένους χολῇ, διττὴν ἐχούσῃ τὴν γένεσιν, ἐκ μὲν τῆς ξανθῆς ὑπεροπτηθείσης τὴν ἑτέραν, ἐκ δὲ τοῦ πάχεος αἵματος τὴν ἑτέραν, womit man zusammenstelle p. 644, 15 ἐκεῖνο (nämlich τὸ φθινόπωρον) τὴν ἐν τῷ θέρει κατοπτηθεῖσαν ὠχρὰν χολὴν διαδέχεται ψυχρὸν ὄν. Man könnte also von hier aus zu einer solchen Satzform des zweifelhaften Urtextes gelangen: καθάπερ ἡ μὲν ξανθὴ χολὴ θερμότατος οὖσα χυμὸς κατὰ τὴν θερμοτάτην τοῦ ἔτους ὥραν (πλεονάζει), ἡ δὲ μέλαινα κατὰ τὸ φθινόπωρον, κατωπτημένων τῶν δυοῖν χυμῶν, τουτέστι τοῦ αἵματος καὶ τῆς ξανθῆς χολῆς τῆς καὶ ὠχρᾶς καλουμένης. Doch braucht Hunains Erläuterung nach meinem Dafürhalten nicht durchaus als unrichtig oder gar unmöglich abgelehnt zu werden, da seine Erwähnung der »Überreste« (ὑπόλειμμα) der sommerlichen Säfte doch echt zu sein scheint, und wenn man annehmen dürfte, daß in seiner Vorlage etwas von der sommerlichen Bewegung des Blutes und der gelben Galle gestanden hätte, wie es z. B. von den Säften des Herbstes heißt XVII B 576, 11 K. οὐ μόνον δὲ κατὰ τοῦτο μοχθηρόν ἐστι τὸ φθινόπωρον, ἀλλὰ καὶ ὅτι πρῶτον μὲν οἱ χυμοὶ τὴν ὑπὸ τὸ δέρμα κίνησιν ἐκινοῦντο καὶ διεπνέοντο. κατὰ δὲ τὸ φθινόπωρον εἰς τὸ βάθος ὑπὸ τῆς τοῦ περιέχοντος ψύξεως ὠθοῦνταί τε καὶ συνελαύνονται, wo πρῶτον (oder πρότερον?) μὲν doch auf den Sommer oder die Übergangszeit zum Herbste zu beziehen ist. Wer von beiden die echte Lesart bewahrt hat, wage ich nicht zu entscheiden, bekenne aber, daß mir die Macchellische Übersetzung dem Ursprünglichen näher zu stehen scheint. Dagegen unterliegt es im folgenden, wie ich glaube, keinem Zweifel, daß die kopulative Verbindung der Sätze bei Hunain vor der adversativen bei Macchellus den Vorzug verdient: Wollte Galen die beiden Sätze, daß die Krankheiten jeder Jahreszeit dem in ihr überwiegenden Saft entsprechen, und daß, wenn die Säfte jeder Jahreszeit stets nur auf Grund ihres Namens entstünden, stets dieselben Säfte erzeugt würden, nicht mit καὶ verbinden, konnte er sie nur mit δὲ aneinanderreihen, aber nicht mit ἀλλὰ einander entgegensetzen. Die Beweisart selbst ist bei beiden einhellig. Der Schriftsteller meint: Wenn die Säfte nicht von dem jeweiligen Luftzustande der Jahreszeiten abhängig wären, sondern sich nach der üblichen Bezeichnung derselben, d. h. nach ihrer natürlichen, gewöhnlichen Mischung, z. B. des Frühlings als der εὔκρατος ὥρα, richteten, so müßten in jeder Jahreszeit immer die gleichen, ihrer gewöhnlichen Mischung entsprechenden Säfte überwiegen, z. B. in jedem Frühling, auch bei unnatürlicher Witterung, das Blut. Da nun aber in den Jahres-

zeiten tatsächlich nicht immer die wegen ihres Namens geforderten Säfte entstehen, sondern jede von ihnen den ihrem Wetterzustand entsprechenden Saft erzeugt, so müssen notwendigerweise die jeweiligen Mischungen der Jahreszeiten die Säfte des Körpers beeinflussen. Darauf folgt die Bestätigung des Satzes durch einen Aphorismus (III 4, IV 486, 11 L.), den Galen XVII B 568f. mit einer ähnlichen, nur kürzeren Erklärung versieht.

Den Schluß dieser Gedankenkette bildet der Einwand, daß doch die Krankheiten in einer Jahreszeit nicht dieselben sind, und die Lösung der Schwierigkeit durch den Hinweis auf die verschiedenen Naturen, Lebensalter und Lebensweisen der Kranken. Auch an dieser Stelle, mit der man vergleichen kann, was Galen zu dem Aphorismus (III 19, IV 494, 13 L.) XVII B 615 schreibt, wird es besonders klar, daß Macchellus und Hunain demselben Texte folgen.

Mit der letzten Wendung endlich *(haec igitur quicumque novit non solum etc.)* läßt Macchellus, im Einklang mit Hunain, die Worte des Verfassers in den ersten Satz unserer Besprechung einmünden, d. h. er läßt Galen in richtiger Schlußfolgerung behaupten, daß jeder, der die zuletzt dargelegten Beziehungen zwischen Luft und Körpern kenne, nicht nur zur Prognose, sondern auch zur Prophylaxe der allgemeinen Krankheiten befähigt sei, und mit diesem Satze hat sich der Kreis unserer Betrachtung geschlossen.

Sorgfältigere und eindringlichere Vergleichung der verschiedenen Formen, in denen das Proömium zu den Epidemienkommentaren Galens auf uns gekommen ist, hat den ersten Eindruck, den ich schon bei flüchtiger Bekanntschaft von ihnen empfangen hatte, nur vertieft: es ist schlechterdings unmöglich, an dem galenischen Ursprunge dieser Einleitung, wie sie sich einerseits aus der lateinischen und arabischen Übersetzung, anderseits aus unserer griechischen Überlieferung und der arabischen Übersetzung zu einem Ganzen zusammenschließt, aus sachlichen Gründen zu zweifeln; sieht man doch auf den ersten Blick, daß in betreff des Inhaltes alle drei Textgestaltungen dieselbe hippokratische Unterscheidung der Arten und Ursachen der Krankheiten und insbesondere dieselbe Lehre von der Abhängigkeit der körperlichen Zustände des Menschen von Einflüssen des Klimas nach der auch sonst in Galens Hippokrateskommentaren beobachteten Weise darstellen. Und was die Form der Galenschen Erläuterung anlangt, so ist nun für die Textkritik eine im ganzen sichere und feste Grundlage zur

Wiederherstellung der jämmerlich verunstalteten griechischen Überlieferung gewonnen. Daß unsere Prüfung sehr häufig zugunsten der arabischen Überlieferung entschieden hat, wird den nicht wundernehmen, der auch nur den zeitlichen Abstand von fast einem halben Jahrtausend zwischen dem codex arabicus Escorialensis und der Urhandschrift unserer byzantinischen Überlieferung in Rechnung stellt. Aber auch so hätte der arabische Glücksfund bei dem textkritischen Geschäft nur wenig wirken können, wenn der arabische Übersetzer der Epidemienkommentare nicht mit tüchtiger Sachkunde keineswegs alltägliche Sprachkenntnisse vereinigt hätte. Diese setzten ihn instand, aus der Zahl der von ihm, wie er selber bezeugt, im Auftrage des Kalifen zusammengekauften griechischen Handschriften die ältesten und besten zu seinem Zwecke auszuwählen und seinem Volke der zuverlässigste Vermittler des Galenos oder vielmehr des Hippokrates zu werden, deren Schriften er natürlich variierend, in einfachen Dingen glatt und genau, an schwierigeren Stellen aber und an solchen, die vielleicht schon in seinen Hss. verderbt oder lückenhaft waren, nicht immer mit philologischer Genauigkeit und Treue wiedergibt. Doch über die Technik Hunains als Übersetzer und die Verdienste seiner schriftstellerischen Tätigkeit muß Urteil und Würdigung dem auch des Griechischen mächtigen Arabisten vorbehalten bleiben, für mich kam es im vorliegenden Aufsatze nur darauf an, gestützt auf die sicheren Arbeitsergebnisse Dr. Pfaffs, die Hunainsche Übersetzung für die Wiederherstellung des über das gewöhnliche Maß hinaus entstellten Proömiums dieser Kommentare nutzbar zu machen und dadurch die Bedeutung des Arabers für diesen Zweig der galenischen Schriftstellerei überhaupt in ein helleres Licht zu rücken, selbst wenn nicht allen Stücken der Epidemienkommentare von dem gewiß nicht immer fehlerlos übersetzenden arabischen Arzte dieselbe Förderung zuteil werden sollte[34].

Der textkritische Wert der Hunainschen Bearbeitung erhellt für unser Proömium noch in besonderer Weise aus der Gegenüberstellung mit Nicolaus Macchellus. Auf welchem Grunde dieser Modenaer Arzt des 16. Jahrhunderts bei seiner Übersetzung fußt, läßt sich, wie ich glaube, nun auch deutlicher erkennen. Die genauere Vergleichung seines Bruchstückes mit Hunains Übersetzung hat die gleichen oder ähnliche Mängel und Fehler bloßgelegt, an denen der griechisch bezeugte Teil des Proömiums leidet: auch die Macchellische Vorlage war durch teils zufällige, teils beabsichtigte

Abweichungen von dem echten Text entstellt. Es ist allem Zweifel entrückt, daß seine Vorlage auf derselben fehlerhaften, ja willkürlichen griechischen Überlieferung beruht, die wir seit der *Editio princeps* kennen, und die ich in der künftigen akademischen Ausgabe bis zur byzantinischen Urhandschrift ω zurückzuverfolgen suche. Wahrscheinlich hat die Gesamtausgabe der »echten« Epidemienbücher des Hippokrates mit so vielen Schriften des Altertums das gleiche Schicksal geteilt, daß sie nur in einem einzigen Exemplar aus dem byzantinischen Mittelalter in die Zeit der Frührenaissance hinübergerettet wurde. Diese Hs. aus Baumwollenpapier, vielleicht aus dem 14. Jahrhundert, muß sich, wenigstens in den ersten Quaternionen, in einem geradezu trostlosen Zustande der Verwüstung befunden haben: hier und da konnten spätere Abschreiber aus der zumal an Wortkürzungen überreichen Vorlage vermutlich nur noch Satzfetzen geben. Der Urheber ihres Textes hatte, wie mir scheint, sowohl Unleserliches wie ihm Unverständliches durch Randscholien seines Exemplars ersetzt, ja streckenweise war er sogar vor noch gewaltsameren Eingriffen nicht zurückgeschreckt, indem er vielleicht am Rande seiner Vorlage bezeichnete Glossen in eitler und törichter Weise auch an unversehrten Stellen zur Textverfälschung mißbrauchte. So kam dann die Hs. ω ohne Titel und ohne Anfang des Proömiums in das Abendland herüber. Wer sich ein solches oder ähnliches Bild von dem Ursprunge der Verderbnis in unserer Urhandschrift macht, wird es deshalb für sehr fraglich halten, ob Macchellus noch das erste Blatt des Archetypus, der, wie man annehmen müßte, den Herausgebern der Aldina bei der mühevollen Vorbereitung ihres großen Unternehmens in Venedig entgangen wäre, wirklich zur Verfügung stehen konnte. Da Gadaldinus in der Praefatio zur zweiten Juntina nach der summarischen Bemerkung: *multi libri qui prius haud ita fideliter erant conversi, nunc partim a Jul. Martiano Rota, Johanne Bernardo Feliciano, Nicolao Macchello, Julio Alexandrino, Dominico Montesauro, Hieronymo Donzellino, doctissimis hominibus: partim etiam a me antiquorum graecorum exemplarium ope fidelius sunt translati* über die Herkunft unseres Proömienzusatzes, an die Aufzählung seiner eigenen Arbeiten anknüpfend, unter Verschweigung einer griechischen Quelle nichts weiter schreibt als: *Principium insuper primi commentarii libri primi Epidemiorum, quod in omnibus aliis impressionibus desiderabatur, a Nicolao Macchello nuper translatum adiecimus*, so mahnt mich jetzt das Stillschweigen des Herausgebers gerade an dieser Stelle zur Vor-

sicht. Außerdem müßte man sich wundern, daß von den drei Vertretern des unvollständigen Archetypus ω nicht einmal Q, trotz seiner Randbemerkung λεῖπ' ἡ ἀρχή, die doch verrät, daß er verstand, was er abschrieb, sich um die Ergänzung bemühte, wenn man wenigstens voraussetzt, daß Macchellus seine Übersetzung nach dem ersten noch lose in dem Buche aufbewahrten Blatte gefertigt hat. Oder soll man annehmen, daß seine nun verschollene griechische Vorlage zu einer Zeit von dem jetzt ebenfalls verschwundenen Archetypus ω abgeschrieben worden war, als dieser das erste Blatt noch nicht verloren hatte? Ein seltsames Mißgeschick, daß außer der Urschrift auch die Abschrift verloren gegangen sein müßte. Wollte man aber Macchellis Übersetzung auf eine von ω unabhängige Hs. zurückführen, so wäre es noch viel verwunderlicher, daß er nicht auch andere Sätze des arg beschädigten Proömiums verbessert oder ergänzt hätte. Diese Überlegung rät mir zu widerrufen, was ich am a. O. S. 19 behauptet habe, es werde sich schwerlich ein Grund gegen die Annahme finden lassen, daß die lateinische Fassung des Bruchstückes durch Macchellus unmittelbar den Originaltext Galens widerspiegele. Wenn aber der Stil der Übersetzung im Wortgebrauch und Satzbau jetzt erst recht den Eindruck auf mich macht, als hörte ich den Pergamener selbst reden, so läßt sich diese Übereinstimmung meines Erachtens auch auf andere Weise erklären. Hat Macchellus seine Ergänzung vielleicht aus einer wortgetreuen lateinischen Übersetzung gezogen und sein Muster nur stilistisch geglättet? Man könnte dabei an solche Vorlagen denken, wie sie im 14. Jahrhundert von Magister *Nicolaus de Deoprepio de Regio* in Calabrien durch wörtliche und sorgfältige Übersetzung aus dem Originaltext ins Lateinische hergestellt worden sind. Aber freilich ist das nur eine Vermutung; denn obwohl H. Schönes Gelehrsamkeit bereits die Übersetzungen von 27 z. T. umfangreichen Galenschriften auf Nicolaus zurückgeführt hat und noch bisher namenloses Gut dem Nicolaus zuzuweisen geneigt scheint[35], wissen wir nichts davon, daß dieser Übersetzer auch Galens Epidemienkommentar übertragen hat. Aber die von Schöne am a. O. S. 8 unter Nr. 14 aufgezählte Übersetzung von Galens Büchlein Περὶ τοῦ καθ' Ἱπποκράτην κώματος, von Joh. Mewaldt zum Ersatz eines in den griechischen Hss. verloren gegangenen Stückes in der neuen Ausgabe des CMG V 9, 2 p. 187, 14—191, 31 dargeboten, kann zeigen, daß Galens Hippokrateskommentare nicht außerhalb des Interessenkreises des Nicolaus lagen. Sollte also Macchellus tatsächlich seinen Zusatz auf

eine solche mittelalterliche Übersetzung, sei es des Nicolaus oder eines anderen in Unteritalien tätigen Arztes, gegründet haben, so würden sich, um von vereinzelten Ausdrücken zu schweigen, in denen ich eine Abweichung vom Humanistenlatein des 16. Jahrhunderts zu finden meine, seine Widersprüche mit Galens Auffassung und die Unklarheit und Unschärfe seiner Ausdrucksweise in einigen der oben untersuchten Sätze leichter erklären, als wenn man sie für das Ergebnis seines Ringens mit dem Original selbst halten wollte. Indessen, wie immer die Entscheidung über die Vorlage des Macchellus ausfalle, die Tatsache steht fest, daß der griechische Text, aus dem er entweder direkt oder indirekt geschöpft hat, aus derselben stark getrübten Überlieferung geflossen ist, wie der des griechisch überlieferten Teiles dieses Proömiums.

Diese byzantinische Überlieferung hat nun in der arabischen ein außerordentlich wertvolles Hilfsmittel erhalten, und ich bekenne offen, daß ich wegen meines Planes, den Text der Kommentare zu Epidem. I und III allein auf Grund der griechischen Überlieferung und eigener Konjektur, zur Not auch ohne die Hilfe des Arabers, herauszugeben, mit Recht der Sorglosigkeit und Vermessenheit hätte geziehen werden können, die umso tadelnswerter waren, als ich die fast beispiellose Verderbtheit des Textes von vornherein richtig eingeschätzt hatte[36]. Wenn es aber das Ziel der Philologie ist, ein Schriftwerk aus dem Geiste seines Verfassers und den Bedingungen seiner Zeit mit Hilfe aller zu Gebote stehenden Mittel zu möglichst vollem Verständnis des Lesers zu bringen, so darf der Textkritiker der hier gestellten ebenso reizvollen wie schwierigen Aufgabe gegenüber sich nicht auf die Methode eines Gottfried Hermann oder Carl Lachmann beschränken, sondern muß für eine gewissenhafte Vorbereitung der kritischen Neuausgabe der Galenschen Epidemienkommentare wünschen, daß der jetzt durch den Krieg eingeschränkte oder ganz aufgehobene wissenschaftliche Verkehr uns in, so Gott will, baldigen Friedenszeiten auch die vollständige Erschließung der arabischen Übersetzung Hunains ermögliche.

Anmerkungen.

[1] Unter dem angegebenen Titel in den Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1917, phil.-histor. Kl., Nr. 1, erschienen; in betreff der oben zusammengestellten Tatsachen vgl. insbesondere S. 16 ff.

[2] Über diesen berühmten arabischen Arzt, der im Jahre 873 gestorben sein soll, vgl. Gotth. Bergsträsser, Ḥunain ibn Isḥāq und seine Schule, Leiden 1913. Cod. Scorial. arab. 804 (H), der Galens 3 Kommentare zum ersten, 6 zum zweiten und 3 zum dritten Epidemienbuche des Hippokrates enthält, gehört wenigstens dem 10. Jahrhundert an, da Fr. Pfaff in einer Bemerkung des hebräischen Glossators der Hs. die doppelt geschriebene Jahreszahl 987 gefunden hat. Das Archiv des CMG besitzt von dieser Hs. Photographien des Proömiums und des ersten Kommentars zum ersten Buche: sie sind teilweise an den unteren Rändern leider nur schwer lesbar oder ganz unleserlich.

[3] In einer als Vorläuferin der akademischen Ausgabe der Galenschen Epidemienkommentare geplanten ausführlicheren Abhandlung hoffe ich die griechische Überlieferung dieser Schrift bald klarzulegen. Vorweg sei hier nur bemerkt, daß der Text des ersten Epidemienbuches auf dem oben genannten Archetypus (ω), spätestens wohl aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, begründet sein wird, und daß ich, da diese Hs. selbst verloren gegangen ist, sie durch drei untereinander selbständige Abschriften des 15. und 16. Jahrhunderts, die Münchener Hs. 231 (M), die Pariser 2174 (Q) und die Venediger App. cl. V 5 (V), wiederherzustellen versucht habe, während für das dritte Epidemienbuch dem durch die drei eben bezeichneten Hss. zu erschließenden Archetypus (ω) eine ungefähr gleichalterige Florentiner Hs. 74, 25 (L) von schwankendem Werte, im ganzen aber doch ω unterlegen, als Zeuge einer Sonderüberlieferung zur Seite tritt.

[4] Opizos oder eines Mitarbeiters Druckvorlage für die Editio princeps der Kommentare zu Epidem. I und III, ein lehrreiches Beispiel für die Arbeitsweise humanistischer Herausgeber (über Opizo vgl. H. Diels, Die hdschr. Überlieferung d. Galenschen Komm. z. Prorrheticum d. Hippokr., Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1912, S. 11[1] und über seine Druckvorlage Joh. Mewaldt, Die Editio princeps von Galenos In Hippocr. de nat. hom., Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1912, S. 902 f.), ist noch erhalten in der Pariser Hs. 2165 aus dem 15./16. Jahrhundert (P), für alle Kommentare des ersten Buches und für die des dritten bis S. 718, 18 K. aus V und, wo diese Hs. abbricht, aus einer des Kardinals Bessarion, der Venediger 285, des 15. Jahrhunderts (m), ihrerseits wieder einer Abschrift von L, abgeleitet und außerdem an lückenhaften Stellen aus M oder vielleicht einem Ableger dieser Hs., der Venediger App. cl. V 15, aus dem 16. Jahrhundert (w), in der Aldina ergänzt. Beweise für diese Ergebnisse diplomatischer Kritik werde ich hoffentlich noch vor dem Erscheinen der Ausgabe des CMG veröffentlichen können.

[5] Der Schreiber von P hat ἐν vor ἑκάϲτῃ ausgelassen, aber sowohl seine Vorlage V wie MQ beweisen, daß der Archetypus ω in der ersten Zeile der dritten Seite noch richtig die Präposition hatte.

[6] Vgl. über Niccolò Macchelli und seine in Frage stehenden Studien a. a. O. S. 57 Anm. 25.

[7] A. a. O. S. 19.

[8] Mit der Form der Worte (S. 99, 12) ταῦτ᾽ οὖν ὅϲτιϲ ἐϲτὶν ἐπιϲτάμενοϲ, τὰϲ αἰτίαϲ τῆϲ ἑκάϲτου τῶν νοϲημάτων γενέϲεωϲ ἐν ἑκάϲτῃ καταϲτάϲει φυλάξει läßt sich nützlich verbinden.

was aus dem Anfange des ersten Kommentars inhaltlich hierher gehört. Nachdem Galen aufgefordert hat, zu untersuchen, wie viele verschiedene Luftzustände es gebe, und warum Hippokrates nur vier von ihnen erwähnt habe, fährt er an einer in unseren Hss. vielfach verderbten Stelle so fort: (S. 25, 14) ἐφ' οἷς ἅπασιν εὑρεθεῖσι ζητῆσαι τινα μέθοδον, ἧ χρώμενοι τὰς τῶν ἄλλων ἁπασῶν καταστάσεων γνωσόμεθα δυνάμεις. μόνοι (QV: μόνως M) γὰρ ἂν οὕτως ἱκανοὶ προγινώσκειν γινόμενα καὶ τὰς μελλούσας ἐπιδημήσειν νό| (S. 26) σους, ἀλλὰ καὶ προφυλάσσεσθαι (QV: προσφυλάσσεσθαι M), καθ' ὅσον οἷόν τε. πρὸς τὸ μηδ' ὅλως αὐταῖς περιπεσεῖν διὰ τῆς εἰρημένης ὁδοῦ προελθόντας ἱκανὸν ἔσται μόνως, ἢ εἰ τοῦτ' ἀδύνατον εἴη τό, τε διὰ τὸ μέγεθος τῆς αἰτίας, ὡς μετριωτάταις τε οὖν ταύταις ἁλῶναι. Bevor ich die arabische Überlieferung der Epidemienkommentare kennen lernte, habe ich in den zweifelhaften Worten, die sich in der vom Herausgeber der Aldina noch mehr verwirrten Gestalt bis zum Kühnschen Texte fortgepflanzt haben, folgendermaßen Ordnung zu schaffen versucht: ἧ (nämlich μεθόδῳ) χρώμενοι τὰς τῶν ἄλλων ἁπασῶν καταστάσεων γνωσόμεθα (γνωρισόμεθα Ald.) δυνάμεις. ⟨οὐ⟩ μόνον γὰρ ἂν οὕτως ἱκανοὶ προγιγνώσκειν γιγνοίμεθα καὶ τὰς μελλούσας ἐπιδημήσειν νόσους, ἀλλὰ καὶ προφυλάσσεσθαι, καθ' ὅσον οἷόν τε, ὥσθ' ⟨ἡμᾶς ἢ⟩ μηδ' ὅλως αὐταῖς περιπεσεῖν διὰ τῆς εἰρημένης ὁδοῦ προελθόντας [ἱκανὸν ἔσται μόνως] ἤ⟨τοι γ',⟩ εἰ τοῦτ' ἀδύνατον εἴη [τό, τε] διὰ τὸ μέγεθος τῆς αἰτίας, ὡς μετριωτάταις γοῦν (verb. Ald.) ταύταις ἁλῶναι, indem ich die Worte ἱκανὸν ἔσται μόνως als eine in den Text gedrungene Randbemerkung eingeklammert und die sinnlosen Worte τό, τε nach εἴη entweder für eine Dittographie von ἤτοι γε oder für einen am Rande des Archetypus hinzugefügten Nachtrag zu ἢ angesehen habe, der aber von einem Abschreiber verlesen und an einer unrichtigen Stelle des Textes eingesetzt wurde. Später durch Hunain auch hier zurecht gewiesen, bin ich von dem kritischen Irrgang zurückgekommen und glaube nun, bei der Herstellung der Worte ihm in manchem folgen zu sollen, wiewohl er nicht überall meinem Schwanken im Urteil über die Einkleidung der Gedanken ein Ende bereitet. Er schreibt also: »weil es uns nicht möglich ist, dahin zu gelangen, daß wir vorhererkennen, was an allgemeinen fremden (d. h. epidemischen) Krankheiten entstehen wird, ohne daß wir diesen Weg gehen: und auch nur wer diesen Weg geht, gelangt dazu, die Körper durch Behandlung zu bewahren und zu schützen vor dem Anfall dieser Krankheiten, und er wird auf den Widerstand jener Ursache, welche die Krankheiten bewirkt, sehen und sich bemühen, daß das, was den Körper davon trifft, ihn möglichst wenig trifft.« Angesichts dieser Übersetzung wird man meinem Vorschlage, οὐ μόνον wegen ἀλλὰ καὶ zu schreiben, mißtrauen; um von der Stellung der Partikel γὰρ abzusehen, müßte man doch wohl οὕτως γὰρ ἂν οὐ μόνον προγιγνώσκειν ἱκανοὶ γιγνοίμεθα erwarten. Ich glaube jetzt, Hunain las: μόνον γὰρ ἂν οὕτως ἱκανοὶ προγιγνώσκειν γιγνοίμεθα καὶ τὰς μελλούσας ἐπιδημήσειν νόσους, ἀλλὰ καὶ προφυλάττειν τὰ σώματα τῇ θεραπείᾳ (oder vielleicht τῇ διαίτῃ) πρὸς τὸ μηδ' ὅλως αὐταῖς περιπεσεῖν ⟨ὁ⟩ διὰ τῆς εἰρημένης ὁδοῦ προελθὼν κανὸς ἔσται μόνος wobei meine frühere Annahme einer Randbemerkung in den letzten Worten hinfällt und der doppelte Gebrauch des Adjektivs ἱκανός in der Zerlegung des Gedankens in zwei Teile begründet ist. Dagegen gestehe ich meine Ratlosigkeit in betreff der noch übrigen Worte des Arabers ein und halte an dem griechischen Texte πρὸς τὸ μηδ' ὅλως αὐταῖς περιπεσεῖν . . . . ἤ⟨τοι γε,⟩ εἰ . . . εἴη [τό, τε] . . . . ταύταις ἁλῶναι fest.

[9] Diese Verbesserung für καταστάσεσι, wie nach dem Zeugnis von MQV schon in ω stand, wird durch Pfaffs Übertragung aus H bestätigt. Dagegen scheint καταστάσεων im ersten Satze richtig überliefert, obwohl Hunains Wiedergabe »in jeder einzelnen von den Jahreszeiten auf Grund ihrer Mischung« wie ein Ersatz oder eine Erweiterung für ἐν ἑκάστῃ τῶν κράσεων aussieht. Der Ausdruck κατάστασις für jeden unnatürlichen Wetterzustand einer

Jahreszeit ist in den Epidemienkommentaren, wie schon die in der vorigen Anmerkung ausgeschriebenen Stellen zeigen können, so gewöhnlich, daß im Eingange jede Änderung überflüssig ist. Vgl. S. 646 καταστάσιν . . τὴν παρὰ φύσιν ἐν τῷ περιέχοντι κρᾶσιν . . . εἴωθεν ὀνομάζειν.

[10] Über Janus Cornarius (Johann Haynpol oder Hagenbut) aus Zwickau (1500—1558) und seine ertragreichen Galenstudien sowie über die Schicksale seines Aldinenexemplars vgl. meine Bemerkungen a. a. O. S. 8ff. und S. 53. Das ausführlichste Lebensbild des ausgezeichneten Arztes und Gelehrten hat neuerdings O. Clemen gezeichnet im N. Archiv. f. sächs. Geschichts- u. Altertumsk. Bd. 33 (1912) S. 36ff.

[11] Die Bedeutung der Ausdrücke πρῶτα σώματα (μόρια) und σώματα ὁμοιομερῆ und ihre Beziehung zu πρῶτα στοιχεῖα oder χυμοί zeigt K. Kalbfleisch, In Galeni de placitis Hippocr. et Plat. libr. observat. crit., Berl. Diss. 1892, S. 42f. und die anschauliche Übersicht über Galens Lehre in Joh. Mewaldts Ausgabe der Kommentare zu Περὶ φύσεως ἀνθρώπου zu I 12 (CMG V 9,1) p. 26.

[12] Der Übergang zu dem Aphorismenzitat (III 11 IV 490,2 L.) hat nach der arabischen Übersetzung diese Gestalt: (S. 6,1) κακῶς οὖν ὁ Κόιντος ἐξηγεῖται καὶ ταῦτα τὰ βιβλία καὶ τὰ τῶν Ἀφορισμῶν ⟨τοῦ Ἱπποκράτους, ἐν⟩ οἷς ὧδέ πως ἔγραψε, wo P² und die Aldina nur ἐν hinzugefügt haben.

[13] Vgl. Kühner-Gerth, Ausführl. Gramm. d. gr. Spr. II 1 (1898) S. 653, Anm. 2f.

[14] So fehlerhaft der ganze Abschnitt auch überliefert ist, an dem ungewöhnlichen Titel der Schrift wird man, wie ich glaube, nicht ändern dürfen. Während an einer später zu behandelnden Stelle, S. 10,10, die heute übliche Reihenfolge Περὶ ἀέρων καὶ ὑδάτων καὶ τόπων erscheint, ist die an unserer Stelle auch von Hunain verbürgte Wortfolge z. B. nicht nur S. 7, 6. 8,12. 28,1. 35,10, sondern auch in Galens Kommentar zu Περὶ διαίτης ὀξέων XV 430 K. (V 9,1 p. 123,15 Helmr.) zu finden. In einem Abschnitt des dritten Kommentars zu den Aphorismen, wo dieses Buch von Galen mehrmals angezogen wird, nennt er es, wenn man sich auf die kritische Grundlage des Kühnschen Textes verlassen darf, XVII B p. 597,9 ebenso wie an den eben bezeichneten Stellen Περὶ ὑδάτων καὶ ἀέρων καὶ τόπων, dagegen p. 583,18 Περὶ ἀέρων καὶ τόπων καὶ ὑδάτων und p. 579,8 Περὶ ὑδάτων καὶ τόπων καὶ ἀέρων, wie p. 583,7, so daß p. 578,11 Περὶ ὑδάτων ⟨καὶ⟩ τόπων καὶ ἀέρων zu schreiben sein dürfte. Schon diese Stellensammlung mahnt S. 10,10 unseres Proömiums in betreff des galenischen Ursprungs zur Vorsicht.

[15] Statt der handschriftlichen Lesart (S. 7, 5) προαναγνῶναι τοῦτο βέλτιόν ἐστι τὸ Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, wofür Kühn nach Chartiers Vorgang τοῦτον bietet, haben schon Cornarius und Julius Justus Scaliger τούτῳ in ihre Aldinen eingetragen. Aus Scaligers Exemplar, heute Eigentum der Herzogl. Bibliothek in Wolfenbüttel, sind die Noten des Gelehrten in Cod. Lips. gr. 57 übergegangen, aus dem ich sie der Freundlichkeit Joh. Mewaldts verdanke. Während ich in dem folgenden Buchtitel die auffällige Wortstellung (s. vor. Anm.) H gemäß unangetastet lasse, scheint mir weiterhin in den Worten ἔτι τῶν Ἀφορισμῶν ἐκείνους, ἐν οἷς περὶ τῶν ὡρῶν διέρχεται καὶ τὰς δυνάμεις διδάσκει (MV: διδάσκει fehlt Q) τῶν ψυχρῶν καὶ θερμῶν καὶ ξηρῶν καὶ ὑγρῶν καταστάσεων, da H für τὰς δυνάμεις διδάσκει τῶν ψυχρῶν καὶ θερμῶν »die Kräfte der warmen und kalten« sagt, die Änderung ἐν οἷς περὶ τῶν ὡρῶν διέρχεται καὶ τὰς δυνάμεις τῶν θερμῶν καὶ ψυχρῶν κτλ. beachtenswert, ohne daß zu περὶ τῶν ὡρῶν ein Verbum nötig wäre. Schließlich wird die vierte Schrift mit den Worten erwähnt ἀναγκαῖον δέ ἐστι (die in V fehlende Partikel hat P² ergänzt) πρὸς τοῖς εἰρημένοις αὐτὸ τὸ Προγνωστικὸν ἀνεγνωκέναι, wo man aber mit H ⟨καὶ⟩ ἀναγκαῖον δέ ἐστι und αὐτοῦ wird herstellen müssen.

[16] Der zweite der beiden oben mitgeteilten Besserungsversuche findet sich auch am Rande von V, und zwar von zweiter Hand, mit demselben Zusatze p., den der humanistische Arzt, welcher P durch seine kritische Arbeit zur Druckvorlage für die Aldina umgestaltet hat (P²), an zahllosen Stellen zu seinen Emendationen hinzuzufügen pflegt: ich deute das Zeichen als *pone* oder *ponendum* und sehe in ihm eine Anweisung für den Drucker. Die Spuren solcher kritischen Tätigkeit von V² sind nur an neun Stellen, und zwar aus dem Anfange der Epidemienkommentare, von mir beobachtet worden. Warum der Kritiker sein Geschäft in V nicht fortgesetzt hat, vermag ich nicht zu sagen: auch die Frage, ob V² und P² identisch sind, wage ich, trotz ihrem sehr ähnlichen Duktus, aus dem Gedächtnis nicht zu entscheiden, und Photographien dazu geeigneter Blätter aus beiden Hss. stehen mir nicht zur Verfügung.

[17] Calvus' lateinische Übersetzung der Epidemienkommentare, nach H. Diels, Die Hss. der antiken Ärzte (Abh. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1906) S. 104, die einzige handschriftliche, ist uns im cod. Vatic. lat. 2396 aufbewahrt, von dem das CMG eine fol. 1—5 umfassende photographische Probe besitzt. Das Buch entstand nach der Vorbemerkung des Übersetzers in der Zeit vom 1. November 1516 bis zum 10. Dezember 1518 in Rom und stellt sich, wenn die Angabe des Titels richtig ist, als *Hippocratis peregrinationū. seu epidemiorū. galeni enarratio interpretatioq. in tres libros. ex septē* dar. Da nun nach dem akademischen Handschriftenkatalog als das Expl. der Hs. die Worte *partibus interioribus abdominis* angegeben werden, d. h. das Ende des 3. Kommentars zu Epid. III bezeichnet wird, so müßte sie uns noch einen Ersatz für die als Fälschung erwiesenen Reste der Kommentare des zweiten Epidemienbuches bieten. Leider ist es infolge der Kriegsverhältnisse bisher nicht möglich gewesen, den Tatbestand zu prüfen und festzustellen, ob wir außer Hunains Übersetzung im Scorial. arab. 804 wirklich noch von Calvus aus dem Vatic. lat. 2396 etwas zu erwarten haben. Daß er in seiner Bearbeitung des ersten Epidemienbuches aus einer uns unbekannten Hs. schöpft, erweist sich als ausgeschlossen, wenn man den Anfang *Solum praenoscentur morbi omnes in unaquaque temporum constitutione et statu futuri* mit der zugehörigen Randbemerkung *Praefationis principium defuit* liest.

[18] Die Worte ἐν λιμῷ, die auch Hunain in seinen Hss. gelesen hat, gehören, selbst gegen unsere Überlieferung des Hippokrates, zum Lemma und hätten in De nat. hom. comment. II 3 (CMG V 9, 1) p. 62, 11 Mew. nicht ausgeklammert werden dürfen, weil Galen sie auch im zweiten und dritten Kommentar zu den Aphorismen XVII B 473, 14 und 605, 2 K. bietet.

[19] Nach einem weit verbreiteten Sprachgebrauch, dem zufolge, wie M. Haupt opusc. III 569 sagt, *Graeci ubi duas res inter se componunt haud raro in utraque enuntiati parte* καὶ *usurpant, aequabilitatis magis sensui obsequentes quam cogitationis adcurate conformandae studio,* schreibt Galen, mit anderen Schriftstellern der römischen Kaiserzeit (vgl. meine Quaest. Dion., Berl. Diss. 1903, S. 27), z. B. S. 63, 10 ἔοικεν οὖν, ὥσπερ καὶ ἄλλα τινὰ κατὰ τῶν Ἐπιδημιῶν τὰ βιβλία ταυτὶ τὴν τάξιν ἠλλαγμένην ἔχει . . ., οὕτως καὶ ταύτῃ τῇ ῥήσει συμβεβηκέναι oder S. 744, 9 ὅπερ δὲ κἂν τοῖς ἔμπροσθεν εἶπον, ἐρῶ καὶ νῦν. Ebenso könnte das doppelte καὶ auch in dem Vergleichungssatz oben am Platze sein, wenn es hieße: καὶ ἱστορεῖται καὶ ⟨διὰ ταύτην τὴν αἰτίαν⟩ τοῦτο γεγονὸς ἐπὶ στρατοπέδου ⟨τινός⟩, ὥσπερ γε καὶ διὰ τὴν τοῦ χωρίου φύσιν. Da aber καὶ vor τοῦτο in H fehlt, wird man es wohl besser tilgen.

[20] Cornarius kann unter dem Übersetzer nur Cruserius verstehen, dessen von ihm selbst in der Frobeniana wiederholte Übersetzung dieser Stelle lautet: *interim cum ex barathris Charoniis, quae vocant, venti spirant frequentes.*

[21] Vgl. die Stellensammlung von Waser in Pauly-Wissowas Real-Encyclopädie der class. Altertumsw., VI. Halbbd., Stuttgart 1899, Sp. 2183 u. Charoneia.

[22] Vgl. über den cod. Gadaldineus H. Kühlewein in seiner Ausgabe des Hippokr. Bd. 1, S. 31 f.

[23] Eine Eigentümlichkeit dieser Hs. oder vielmehr ihrer Vorlage, der Modenaer Hs. 211 aus dem 15. Jahrhundert (E), die ich leider erst kennen lernte, als ich den größten Teil der Pariser Abschrift bereits verglichen hatte, besteht darin, daß der Schreiber die Lemmata nach Belieben abkürzt. An der oben ausgeschriebenen Stelle ist die Willkür des Schreibers um so auffälliger, als er die irrtümliche Vorstellung erweckt, daß es sich bloß um ein einziges Zitat handele. Da in V alle Worte von χρὴ δὲ bis ἐπιδήμιον ἦν, samt den von einem Lemma zum anderen überleitenden Wendungen, mit roter Tinte geschrieben sind, so liegt die Vermutung nahe, daß sie schon in ω einen einzigen Abschnitt bildeten und im Rubrum erschienen. Auf diesem äußerlichen Umstande beruht also die auffällige Zusammenziehung durch einen willkürlichen Schreiber sowohl an dieser wie an vielen anderen Stellen in EQ.

[24] Die ganze Stelle habe ich a. a. O. S. 6 ff. als Beispiel des kritischen Verfahrens behandelt, das Hieron. Gemusaeus, der Herausgeber der Baseler Ausgabe, in schwer verderbten, lückenhaften Sätzen der Epidemienkommentare hier und da anwandte.

[25] Als Beitrag zur Würdigung der lateinischen Übersetzungen der Epidemienkommentare seien hier die, soweit mir bekannt, älteste und die erste gedruckte der in Frage stehenden Sätze mitgeteilt. Die willkürliche Bearbeitung der Stelle durch Calvus im cod. Vatic. lat. 2396 hat diese Gestalt (fol. 4ᵛ): *nobis uero nō ita uidetur. Multa enī cōtēplamīta. &̧ theoremata sūt. quae ratione inuenta esse uidētur. &̧ eguisse. confirmatur tū &̧ discernitur eorū ueritas experiētiae testimonio. &̧ atprobatiōe. uti est in demonstratōib. solis &̧ lunae magnitudinis. distātiae. et interualli. defectus ue &̧ aliorū. quae per mathematicas &̧ geometricas rationes inueniūtur. &̧ ostendūtur. quibus hōies fidē nō h'ebant. s&̧ cū alia uidiss&̧ idē patiētia mathematicis geometricisq.* | *(fol. 5ʳ) demōstratōib. confirmari. maiorē ac certiorē illis fidē attribuerūt. si quidē ea. quae per geometras demōstrāt.˜ certiorē firmiorē ue fidē nāciscūtur. cū at sinʳⁱᵃ. seu particularia descēdūt. quā ea. quae nullā hēnt per sinʳⁱᵃ. seu particularia fidē. Haec profecto fieri &̧ euenirē. in his peragrātiū. seu epidemiorū libris. ostendemus.* Dagegen lautet die wortgetreuere und allein durch Konjektur sinnvollere Übersetzung von Cruserius, die seit der Cratandrina von 1536 mehrfach überarbeitet worden ist, folgendermaßen: *Nobis multo aliter adeoque numerosa praecepta inventa esse ratione videntur: quorum tamen de veritate iudicium facimus, prout stabiliuntur ab experimentis, &̧ fidem accipiunt. Nam sic quidem etsi quae inventa ratione ac demonstrata sunt, de eo, quid magnitudine sol a luna distet, his credamus: tamen, cum a sensilibus multis aliis, quae geometricae docent rationes, &̧ ab eclipsibus singularibus confirmentur, fidem habemus maiorem. Quando igitur ab experimentis singularibus comprobata, quae per geometriam demonstrantur, accipiunt maiorem fidem perque eam fidem stabiliuntur firmius: longe magis, quae ex medica disciplina sunt in universum inventa, singularibus sunt probationibus constituenda. Quae observari nos in libris vulgarium morborum docebimus.* Man bemerkt hinsichtlich des Verständnisses sogleich einen beträchtlichen Abstand zwischen dem römischen Arzt und dem holländischen Humanisten. Crüser hat sich viel enger an den Text seiner Aldina gehalten als Calvus an den seiner Handschrift; dieser schaltete mit den überlieferten Worten nach seinem Belieben, jener brachte wenigstens den gegensätzlichen Gedanken der Periode richtiger heraus und gestaltete ihn sogar zu einer Form um, die bei den Herausgebern seit der Basileensis solchen Beifall gefunden hat, daß sie im wesentlichen noch den Kühnschen Text beherrscht.

[26] Z. B. im Kommentar zu Περὶ φύϲεωϲ ἀνθρώπου p. 57. 12 Mew., wo er für κατὰ τοὺϲ Ἀτταλικοὺϲ mit der alten falschen Lesart ἰταλικοὺϲ im Laurentianus »in der Stadt Italia« bietet, vorausgesetzt, daß dieser Kommentar tatsächlich von Hunaịn selbst und nicht von einem seiner Schüler stammt.

[27] Wie in den Epidem. III 1 p. 485. 1 K. ὅπου γὰρ ὀγδοαῖον αὐτὸν ἐφλεβοτόμηϲε, πολὺ δή που μᾶλλον ἐν ταῖϲ προειρημέναιϲ ἡμέραιϲ εὔδηλόϲ ἐϲτι χρηϲάμενοϲ τῷ βοηθήματι, und zwar mit derselben Satzbildung wie an unserer Stelle, geschrieben ist, so liest man z. B. im Kommentar zu Περὶ φύϲεωϲ ἀνθρώπου I 2 p. 15, 3 Mew. καὶ τί θαυμαϲτὸν ἀπολέϲθαι τὰ βιβλία τῶν ἀλλοκότουϲ δόξαϲ γραψάντων, ὅπου γε καὶ παρὰ τοῖϲ Ἀθηναίοιϲ εὑρίϲκονταί τινεϲ εὐδοκίμωϲ ἠγωνιϲμένοι κωμικοί τε καὶ τραγικοὶ ποιηταὶ δράμαϲιν οὐκέτι διαϲῳζομένοιϲ; oder in dem Kommentar zu Περὶ διαίτηϲ ὀξέων IV 107 p. 355, 9 Helmr. ἄμεινον ἀπολιπεῖν αὐτὰ διὰ ταχέων καὶ μάλιϲθ', ὅπου μηδὲ γνήϲιόν ἐϲτιν αὐτοῦ τὸ ϲύγγραμμα.

[28] Während der Herausgeber der zweiten Juntina für die Kommentare des dritten Epidemienbuches die Sonderüberlieferung dieses Buches, L und m, zu Hilfe rufen konnte, war er bei seinem kritischen Geschäft für das erste Buch allein auf das divinatorische Verfahren beschränkt. Das beweisen schon die Überschriften der beiden Bücher im Index: *In primum Hippocratis de morbis vulgaribus librum commentarii tres, Hermanno Cruserio Campensi interprete, plerisque in locis diligenter castigati* und *In tertium Hippocratis librum de morbis vulgaribus commentarii tres, eodem Cruserio interprete, denuo ab Augustino Gadaldino ad fidem antiquissimorum codicum graecorum diligentissime castigati.* Vgl. a. a. O., S. 56. Die Zugabe des Macchellus wird im Index nur mit den Worten kenntlich gemacht: *Principium commentarii primi, quod in aliis impressionibus tam gręcis q̃ latinis hucusq; deerat, nunc primum a Nicolao Macchello medico Mutinensi latinitate est donatum.*

[29] Ich zitiere, da die Kgl. Bibliothek zu Berlin die zweite Juntina der Werke des Galen nicht besitzt, nach dem Exemplar der Breslauer Universitätsbibliothek. Die Übersetzung ist nicht ebendieselbe wie die der Kühnschen Ausgabe, die bekanntlich in allem nur einen Abklatsch der Charteriana darstellt. Wenn es richtig ist, daß Chartier seinem griechischen Text in der Regel die Übersetzung einer Juntina seiner Zeit beigegeben hat, (eine Behauptung, deren Richtigkeit ich nicht habe prüfen können, weil die jüngste Juntina der Kgl. Bibliothek zu Berlin erst dem Anfange des 17. Jahrhunderts angehört und zudem nur die Bruchstücke galenischer Schriften enthält,) so ergibt sich, daß die Übersetzung bei Chartier und Kühn weder der von Jo. Vassaeus Meldensis (*Lugduni, apud Gulielmum Rouillium, sub scuto Veneto, 1550*), dessen Übersetzung erst mit den Worten *solum hos qui in unoquoque coeli statu fiunt morbos praesentiet* anhebt, noch der stilistischen Überarbeitung von Jo. Bapt. Rasarius (*Venetiis apud Vincentium Valgrisium 1562*) gleichen kann. Woher Chartiers Übersetzung wirklich stammt, bleibt noch zu ermitteln.

[30] Die Übersetzung von ὁ μὲν — ὁ δὲ durch *hic quidem — hic autem* oder *vero* begegnet häufig bei Magister Nicolaus de Deoprepio de Regio, z. B. in Gal. de partibus artis medicativae Z. 232, p. 32, Z. 273, p. 34, Z. 326, p. 36 der Ausgabe von H. Schöne in der Festschrift der Universität Greifswald 1911, oder in de comate secundum Hippocr. p. 187, 16 (CMG V 9, 2) Mewaldt.

[31] Wegen νόϲημα ϲυγγενόμενόν τινι oder ϲυγγενέϲ vgl. z. B. Gal. in Hippocr. Progn. I 21 (CMG V 9, 2) p. 233, 23 Heeg τὸ μὲν γὰρ φύϲει πρίειν τοὺϲ ὀδόνταϲ ὅμοιόν ἐϲτι τῷ κατὰ τοὺϲ ὀφθαλμοὺϲ πάθει ϲυγγενομένῳ τιϲίν, ὃ προϲαγορεύουϲιν ἵππον, oder Gal. in Hipp. de vict. acut. II 33 (CMG. V 9, 1) p. 191, 14 Helmr. τὰ ὡμοιωμένα καὶ ὡϲ ἂν εἴποι τιϲ ἱκανῶϲ ϲυγγενῆ

καλεῖν ἠδελφισμένα σύνηθες αὐτῷ, διότι τῶν συγγενῶν οἰκειότατοί τέ εἰσι καὶ συγγενέστατοι πάντων οἱ ἀδελφοί.

[32] Dieselbe Abfolge der Worte z. B. in dem Kommentar zu de vict. acut. I 8 (CMG V 9, 1) p. 123, 15 Helmr. oder im Komm. zu den Aphorismen XVII B 597, 9 K., worüber man vgl. Anm. 14. Ebenso IV 713 K. Anders XVI 364. 435. Scr. min. II p. 57, 14 ed. Müller.

[33] Dieselbe Anordnung der vier Bezeichnungen findet sich in der weit überwiegenden Mehrzahl der Stellen auch des Kommentars zu Περὶ φύσεως ἀνθρώπου, in Mewaldts Ausgabe (CMG V 9, 1) p. 28, 12. 29, 1. 5. 10. 14. 24. 30, 5. 10. 12. 20. 31, 24; an einigen Stellen, wo er von ihr abweicht, z. B. p. 28, 18. 23, läßt sich der Schriftsteller von der Rücksicht nicht sowohl auf einen angenehmen Wechsel als auf den Gedanken leiten, indem er ὑγρόν und ψυχρόν, ξηρόν und θερμόν in Parallele stellt. Bestätigt Hunain an anderen Stellen, wie z. B. p. 30, 4. 24, wirklich die Abfolge der griechischen Hss. ὑγρῶν καὶ ξηρῶν θερμῶν τε καὶ ψυχρῶν?

[34] Mit der Ausbeutung dieser Seite der Hunainschen Wirksamkeit hat Joh. Mewaldt energisch und erfolgreich angefangen, worüber man seine Praefatio in Galeni in Hippocr. de nat. hom. comment. (CMG V 9, 1) p. XIV vergleiche.

[35] Vgl. das schon genannte Greifswalder Universitätsprogramm von 1911: Galenus de partibus artis medicativae, eine verschollene griechische Schrift in Übersetzung des 14. Jahrhunderts, S. 6--11.

[36] Vgl. meine Mitteilungen in den Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss., philos.-histor. Kl., von 1912, S. 69, von 1914, S. 128 und von 1916, S. 138.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 9

UHLAND UND DIE DEUTSCHE HELDENSAGE

VON

Prof. Dr. H. SCHNEIDER

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Roethe in der Gesamtsitzung am 30. Mai 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 17. August 1918.

In den 8 Bänden der wissenschaftlichen Schriften Uhlands nimmt die Heldensage (im folgenden: HS) nicht den äußeren Raum ein, der ihr gebührt. Ausschnitte aus zwei Vorlesungen weiteren Umfangs und, durch einen Zeitraum von fast 30 Jahren davon getrennt, zwei kurze Einzelaufsätze sind die einzigen Zeugen für ihres Verfassers jahrzehntelanges Ringen mit den Problemen der HS, für das wahrhaft innerliche Verhältnis, das ihn von jeher mit diesen Erzeugnissen des deutschen Mittelalters verbunden hat. Wer aber alle sonst in den Schriften zerstreuten Stellen zusammenträgt, wer in den von Uhlands Hand vorliegenden Ausführungen zwischen den Zeilen zu lesen versteht und gar den nunmehr in vollem Umfang erschlossenen Briefwechsel zu Hilfe nimmt, der wird das umfassende Bild einer Lebensarbeit, eines halbjahrhundertelangen, tiefbohrenden und gewiß nicht unfruchtbaren Studiums gewinnen. Ganz wird es dann vielleicht mit Hilfe des Nachlasses gelingen, zu ermitteln, wie Uhlands erstes HS-System, das in den Vorlesungen zutage tritt, weitergebildet worden ist, was für Endziele er angestrebt und welche er wenigstens seiner subjektiven Beurteilung nach erreicht hat. Die Uhlandliteratur hat sich bisher, wie mir scheinen möchte, allzusehr darauf beschränkt, den Inhalt der wissenschaftlichen Schriften ihres Meisters resümierend wiederzugeben und zu versichern, daß neben vielem Veralteten doch auch noch Gegenwartswerte in diesen Theorien enthalten seien. Die Anschauungen des Sagentheoretikers Uhland, deren entstehungsgeschichtliche Analyse im folgenden versucht werden soll, dürften einer solchen Probe vielleicht am schlechtesten standhalten. Sie sind jetzt überwunden und wir werden sie an objektivem Wert, speziell für unsere Zeit, entschieden den Partien seiner Untersuchungen nachsetzen, die nicht das Werden und Wesen der HS, sondern die ästhetische und ethische Würdigung der mhd. Epen zum Gegenstande haben. Diese sind klassisch

geworden, jene historisch. Das entbindet uns aber nicht von der Pflicht, auch ihnen gegenüber Uhlands Forderung zu verwirklichen, nach welcher jeder, der über ihn urteilen will, sein wissenschaftliches Lebenswerk kennen muß. Kennen heißt aber hier mehr als sonst irgendwo: in seinem Werden und Herauswachsen aus Fremdem und Eigenem verstehen lernen. Was hat Uhland in seinen Vorlesungen und Aufsätzen über die HS objektiv geleistet? Welches waren seine Gewährsmänner und wie weit ist er über sie hinausgekommen? Ist er auf dem Standpunkt von 1830 im wesentlichen stehengeblieben oder hat er ihn zugunsten eines anderen, fortschrittlicher zu nennenden verlassen? Das sind die nächsten Fragen, die sich an seine Schriften und Äußerungen zur HS knüpfen müssen.

Daß es dabei mancherlei Mißhelligkeiten mit sich bringt, die Untersuchung auf das nach modernen Begriffen abgesteckte Gebiet der HS zu beschränken, hat sich mir selbst am meisten fühlbar gemacht. Namentlich konnte es ohne gelegentliche Grenzstreitigkeiten mit der Mythologie nicht abgehen. Indes mußte irgendein Einteilungsprinzip für das so umfassende, von Uhland im Zusammenhang abgehandelte Stoffgebiet schließlich gewählt werden. Und der Mythologe befolgt doch von Anfang an eine andere Methode als der Sagentheoretiker, wenn auch der letztere schließlich durch den ersteren entscheidend beeinflußt worden ist. Die Ausdeutung der Göttersage, wie sie im *Mythus von Thor* erfolgt ist, soll zum Gegenstand einer gesonderten Untersuchung gemacht werden.

I.[1]

Uhland hat sich den Weg zum deutschen Altertum im wesentlichen selbständig gebahnt. In seine ersten Studiensemester fällt die Bekanntschaft mit einigen Denkmälern der HS. Natürlich waren es nicht immer die ältesten und reinsten Quellen, die ihm flossen, sondern gelegentlich auch abgeleitete und trübe: er hat sich in manchen Fällen dennoch fast sein Leben lang von ihnen beeinflussen lassen. Einer Notiz seiner Witwe verdanken wir die ersten Fingerzeige (L. 19): Sein Lehrer Seybold machte ihn mit dem *Waltharius* bekannt, der mächtig »in ihn einschlug«. Durch

[1] Römische Ziffer mit nachfolgender arabischer bezeichnet im folgenden Band- und Seitenzahl der U.schen wissenschaftlichen Schriften. Steht ein Br. davor, so bezieht sich das Zitat auf die *Briefe von und an U.*, hg. von Hartmann, 1911—16. L. bedeutet *U.s Leben von seiner Witwe*, 1874, TB *Tagbuch*, hg. von Hartmann, 1898.

die virgilisierende Maske hindurch vermochte Uhland den echten Atem altgermanischen Heldengeistes zu spüren. Allerdings ging er fehl, wenn er, in sofort erwachtem Interesse für die Quellenfrage dieses Gedichtes, auf ein altdeutsches Original, d. h. doch wohl Epos, schloß, das Ekkehart vorgelegen haben soll. (Br. I, 23, so noch in der Schrift über Walther V, 10.) Als weitere Quelle früher Kenntnis der HS wird von der Gattin in gleichem Zusammenhang ein im Besitz eines Verwandten befindliches Journal, *Heidelberger Museum* genannt, angeführt. Daß Frau Uhland hier nach einer Reihe von Jahren eine offenbar nur einmalige flüchtige Äußerung ihres Mannes etwas ungenau wiedergibt, wird man ihr sicherlich nicht verargen, wohl aber den Uhlandbiographen, daß sich durch ihre Reihe diese Notiz beharrlich und unkritisiert hindurchzieht. Es muß sich in Wahrheit um das Deutsche Museum gehandelt haben, in dessen erstem Jahrgang 1776 Eschenburg das jüngere Hildebrandslied unter der Überschrift: *Das Lied vom alten Hildebrand* mitgeteilt hat. Und Kenntnis eines altdeutschen Gedichts genau dieses Titels bezeugt uns die Biographie für jene Zeit[1]. — Die mittelhochdeutschen Epen traten dem jungen Dichter dann ein paar Jahre später infolge eines günstigen Gelegenheitskaufes nahe. Aus Herders Bibliothek hat er 1805 das gedruckte *Heldenbuch* erworben. Hier holte er sich die schon länger begehrten Aufschlüsse über Wesen und Beschaffenheit der altdeutschen Poesie, ließ sich aber auch schon, wie noch 25 Jahre später, durch romantisch-phantastische Anwüchse so bestechen, daß diese ihm untrennbar erschienen von einigen mit Scharfsinn ausgespürten wirklichen Überresten altgermanischen Geistes und altgermanischer Kunst. Die Bekanntschaft mit dem Nibelungenlied fällt vielleicht noch früher. 1807 legt er seinem damaligen poetischen Gewissensrat Seckendorff das Bekenntnis ab, daß unter den Resten des deutschen Altertums die alten Heldenlieder, »welche sowohl der Geschichte als dem Geiste nach echt deutsch sind«, für ihn »den meisten Reiz haben«. (Br. I, 58.) In Seckendorffs Almanach trat er bekanntlich als Vermittler der poetischen Schönheiten des Wolfdietrich auf, wie er im *Sonntagsblatt* für die Nibelungen Anhänger zu werben suchte. In jener Zeit beschäftigte ihn natürlich vor allem die Frage nach der poetischen Verwertbarkeit dieser altehrwürdigen Stoffe. Aber auch anderweitige Früchte verspricht er sich

[1] Ich sehe nachträglich, daß sich diese Richtigstellung schon im Journal of Germanic Philology Bloomington Ind. N. S. A. 1898/99 S. 5 findet, aber unbeachtet geblieben zu sein scheint (cf. z. B. *Reinöhl* I, XVI).

bereits von ihrem Studium: die Kenntnis der deutschen Vorzeit ist ihm doch schon ein beachtenswerter Selbstzweck. Die ethischen Züge zumal, die im Heldenbuch so schön zutage treten, erwecken nicht bloß das menschliche Wohlgefallen des modernen Lesers, sie mehren auch seine Einsicht in den Geist verschwundener Zeiten. Und früh schon deutet Uhland an, welcher Art der wissenschaftliche Ertrag wohl hauptsächlich sein wird, den man sich aus diesen Studien erwarten darf: »Sie (die Gedichte des Heldenbuchs) umfassen doch wohl die älteste Heldenwelt, die echte Mythologie unserer und der mit ihr verwandten Nationen.« (Br. I, 22.) Im Jahre 1807, als er dies niederschrieb, hat er die Lösung seiner nachmaligen Hauptaufgabe, die Herausschälung des mythischen Elements aus der HS, offenbar noch nicht in sein eigenes Programm aufgenommen. Er erkennt nur die Wichtigkeit des Problems an, rechnet sich selbst aber nicht zu den »Literatoren«, deren Bemühungen nach seiner Äußerung an Seckendorff »sich zuerst und vorzüglich auf das Heldenbuch selbst und die mit dem Heldenbuch und den Nibelungen verwandten Gedichte und Kudrun richten« sollen. Er verhält sich mehr empfangend als mitforschend.

Aber er kann doch schon damals das Verlangen nicht unterdrücken, sich von der zufälligen späten Form dieser Gedichte nach Möglichkeit frei zu machen: er äußert Begierde, über die von Docen gemachte Entdeckung bezüglich einer älteren Form des Heldenbuches näheres zu erfahren, ehe er an weitere Übertragungen geht. (Br. I, 15.) So regt sich also das wissenschaftliche Interesse halb unbewußt neben dem ästhetischen. 1806 kennt Uhland Docens Ausführungen noch nicht, mutmaßt aber deren Inhalt durchaus zutreffend: Die Druckgestalt der Gedichte des Heldenbuchs muß eine späte Entstellung der ehemals sicher auch in ihnen heimischen Nibelungenstrophe sein. Nachmals wird er sich die Aretinschen *Beiträge*, deren X. Heft 1804 den Aufsatz enthielt, irgendwie zugänglich gemacht haben. Genau wie Uhland vorhergesagt hatte, erhebt Docen hier den sehnsüchtigen Ruf nach der Urgestalt aus dem 13. Jahrhundert, in der wir einem neuen und ungleich vollkommeneren Heldenbuch, als das gedruckte ist, entgegensehen dürfen. Die erste Form der Gedichte ist 300 Jahre älter als der Druck. Zum Beleg teilt Docen ein Bruchstück aus dem Rosengarten mit, das sich, mit der Druckfassung verglichen, als älteres und weit besseres Original erweist. Daß auch die Docen wie Uhland so besonders interessierenden Wolfdietrichgedichte auf eine solche bessere Urform zurückgehen, bedurfte

damals schon gar nicht mehr des Erweises, denn ADELUNG hatte bereits 1798 in seinen — UHLAND gleichfalls bekannten — *Nachrichten von altdeutschen Gedichten* Proben eines nicht zäsurreimenden Ortnit und Wolfdietrich gegeben. Es ist merkwürdig, wie fest die DOCENschen Ausführungen bei UHLAND Wurzel geschlagen haben: dem zum Schluß von dessen Aufsatz ausgesprochenen Verlangen, die unverdorbenen echten Originale bald wieder in unserem Besitz zu sehen, gibt UHLAND von nun an immer wieder Ausdruck, ja man möchte fast meinen, die Veröffentlichung eines nicht durch Zäsurreime entstellten Wolfdietrich gehöre zu seinen wärmsten Wünschen auf dem Gebiet der deutschen Philologie. 1834, Br. III, 14 spendet er einem Herausgeber von B I deshalb sein Lob; ja noch am 20. Nov. 1856, Br. IV, 176 gibt er MASSMANN gegenüber seinem Verlangen Ausdruck nach endlicher Publikation einer Hs. des Wolfdietrich, von der er mutmaßt, daß sie das »Original der Bearbeitungen im gedruckten Heldenbuch« ist und »die gemeine Lesart des Wolfdietrich, noch nicht durch Zwischenreime fast unbrauchbar gemacht, darbietet«. Ein Beispiel, wie treu er Jugendideen und -wünsche auch auf wissenschaftlichem Gebiet festzuhalten pflegte.

Einen erneuten Erweis dafür treffen wir gleich einige Jahre später an: einem schönen Brief an Kerner zufolge (Br. I, 124) erfreut ihn »in den echtdeutschen Sagen und Liedern besonders das Vorherrschen der Züge von treuer Genossenschaft unter Männern, vorzüglich auch der Herren- und Dienertreue ..... Die Anhänglichkeit Wolfdietrichs an seine Dienstmänner bildet, wenn ich mich noch recht erinnere, beinahe die Einheit im zweiten Teil des Heldenbuchs, die zu diesem Verhältnis gehörigen Szenen sind überhaupt äußerst rührend ..... Dann die Geschichte, die im prosaischen Anhange zum Heldenbuch erzählt wird: Kaiser Ermrich hatte seinem Bruder, dem Dietrich von Bern, acht Helden gefangen genommen und machte ihm die Bedingung, daß, wenn er sie wieder haben wollte, so müßte der Berner dem Kaiser all sein Land abtreten und zu Fuß hinweg gehn. Da rieten dem Berner seine Mannen, es seye besser, er verlöre seine Helden denn sein Land. 'Do sprach der Berner: Das wöll Gott nit: wann unter den achten ist keiner, läge er allein gefangen, eh ich ihn ließ tödten, ich gienge eh von allen meinem Lande.' Also gab der Berner das Land und gieng mit seinen Dienern zu Fuß hinweg.« Was sich ihm damals auf Grund seines rein poetischen Instinkts als Hauptmoment der Wolfdietrich- und Dietrichsage oder doch wenigstens als ansprechendste und sagenechteste Episode

der letzteren herausgestellt hat, das sucht er, wie wir noch sehen werden, mehr als 20 Jahre später mit wissenschaftlichen Kriterien als Kern der gesamten gotischen HS zu erweisen. Wie sehr hat ihn doch zu jeder Zeit das Gefühlsmäßige bei der Beurteilung dieser Denkmäler geleitet! Schon damals bedurfte er, um zu genießen und sich zu begeistern, nicht mehr des abgeschlossenen Kunstwerkes, sondern vermochte das dichterisch und ethisch Wertvolle zu würdigen, auch wo es ihm in der verderbtesten und kunstlosesten Form entgegentrat. Nur so ist sein Entzücken über das v. d. Hagensche *Buch der Helden* zu verstehen, das ihm Schwab 1811 zugänglich machte und in dessen Gedichten »sich ihm eine ganz eigene Ansicht der Poesie öffnete« (TB 57, cf. Br. I, 258).

Dem Wolfdietrich und dem Helden von Bern erscheint also Uhlands sagengeschichtliches und poetisches Interesse schon damals zugewandt: die wärmste Neigung aber bringt er den Nibelungen entgegen, zu denen er sich immer und immer wieder hingezogen fühlt. Der Autor des Aufsatzes über das afr. Epos hatte zu tiefen Einblick in Entstehungsgesetze und Wesen der mittelalterlichen Epik gegeben und gewonnen, als daß er auf die Dauer an gleichen Problemen, die die deutsche Vergangenheit darbot, hätte vorübergehen können. Fast möchten ihm die französischen Studien nur als Vorarbeit für eine gründliche literarhistorische Erforschung der Nibelungen gelten, wenn er Febr. 1812 (Br. I, 469) Bekker gegenüber die Hoffnung ausspricht, aus der Betrachtung des altfranzösischen Epos endgültigen Aufschluß über Homer und die Nibelungen zu gewinnen, die noch als große Rätsel vor ihm stehen. Werden und Sein des Epos in romantischer Auffassung studiert er ein Jahr später an der Hand von J. Grimms Aufsatz über *Epos, Mythus und Geschichte*. Die unvermeidliche Grundlage zu jeder fachlichen Beschäftigung mit der Nibelungensage scheint er legen zu wollen, wenn er im September 1812 v. d. Hagens *Ältere Edda* und desselben Herausgebers Nibelungenlied nebeneinander liest: Allein das geschieht noch nicht, wie man mutmaßen könnte, in sagenvergleichender Absicht, trotzdem im November desselben Jahres die Rühssche *Jüngere Edda* in den Interessenkreis gezogen wird. Auch als er nach fünfjähriger Pause an all diese Quellen, zu denen inzwischen auch v. d. Hagens *Nordische Heldenromane* gekommen sind, erneut herantritt, erklärt das TB gleich, die Lektüre geschehe »in dramatischer Beziehung« (S. 221). Diese eingehenden, stoffvergleichenden Vorstudien führen im November 1817 zur Niederschrift des zweiteiligen Dramenentwurfs *Siegfrieds Tod* und *Kriemhilds Rache*.

Es entspricht der in allem gründlichen Natur des Dichters, daß er auch zum Zweck bloß künstlerischer Verwertung dieses Stoffgebietes die sekundäre Nibelungenliteratur sich zu eigen zu machen strebte: GÖRRES' Aufsatz über den *Gehörnten Siegfried* in der Einsiedlerzeitung und die hier einschlägigen Stücke aus den *Altdeutschen Wäldern* haben ihm vorgelegen (TB 222). Und ganz unvermerkt scheinen nun diese Abhandlungen seinem Interesse einen anderen Mittelpunkt zu geben: der dramatische Plan wird schnell verworfen, aber das Studium der Nibelungenliteratur geht emsig weiter. UHLAND gewinnt nun auch der diesen Gedichten und Sagen gewidmeten Forscherarbeit Reiz ab, wohl weniger weil er sich für deren bisherige Methode begeistern kann, als weil deren Ziele ihn anlocken. Das entstehungsgeschichtliche und sagenvergleichende Problem drängten sich ihm in ihrer Bedeutung zuerst auf: Im Januar 1818 treffen wir ihn über der Lektüre von MONES *Einleitung in das Nibelungenlied*, und 1819 erwirbt er sich neben V. D. HAGENS Nibelungenausgabe auch dessen Schrift über »*Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer*« (TB 286). Man wird unter diesen Umständen an seinem Nibelungenentwurf auch nicht ganz vorbeigehen dürfen, sondern ihn — ganz abgesehn von seiner poetischen Wertung, die uns hier nicht obliegt — als ernstzunehmende Manifestation über UHLANDS damalige Grundauffassung des Stoffes beachten müssen. Dabei trifft man wieder auf eine jener früh eingewurzelten und zunächst lediglich erfühlten Anschauungen, deren wissenschaftliche Begründung einer viel späteren Zeit vorbehalten bleiben sollte; auf ganz eigene Weise deutet UHLAND hier die letzte Katastrophe des Liedes aus: »Untreue«, so notiert er, »(das Schwert Balmung, mit dem schon Siegfried die Nibelungen erschlagen) schlägt ihren Herrn«. (KELLER S. 399.) Auch Siegfried ist also nach seiner Ansicht wenigstens einmal im Leben, in seinem Verhalten gegen Schilbung und Nibelung, ein Treuloser gewesen: deshalb muß er, gegen das Lied, durch das Schwert Balmung den Tod erleiden. Daß im odinischen Sagenkreis auch die besten Helden es mit Treue und Untreue nicht allzu genau nehmen, ist dann später ein Hauptkriterium für die Scheidung dieses Zyklus von dem Amelungenkreise geworden (s. S. 45).

Als seit Anfang der zwanziger Jahre die zuerst 1812 flüchtig aufgetauchten Pläne zu einer umfassenden Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter greifbare Gestalt annehmen, da ist es neben dem Minne-

gesang sofort die Heldensage, die UHLANDS Interesse in erster Linie fesselte. An ihr erholt er sich, wenn ihm Wolfram zu schwierige Probleme darbietet, und ihrer Behandlung soll ein vollkommen selbständiger Abschnitt im Gefüge des großen Werkes gewidmet werden: Oktober 1823 und April 1825 berichtet er an LASSBERG über die Fortschritte dieses Plans, dem er in der bei ihm so leicht begegnenden optimistischen Selbsttäuschung Januar 1826 und dann wieder April 1829 Vollendung für das gleiche Jahr prophezeit. Aber schon vor der letztgenannten Äußerung hat ihm JAKOB GRIMM vertraut, daß WILHELMS *Heldensage* im Druck fast vollendet sei (Br. II, 297). Erwartete sich UHLAND nach seiner brieflichen Äußerung an LASSBERG (II, 299) von diesem Werk zunächst keineswegs eine störende stoffliche Konkurrenz, so mußte er dann doch nach Einsicht in WILHELMS Publikation am 1. Oktober 1829 bekennen: »GRIMMS reichhaltig gedrängtes Werk über die HS zeigt mir schon beim ersten Anblick, wie schwierig es für mich sein werde, über Gegenstände, die hier behandelt sind, noch einiges Neue zu sagen; was ich darüber gedacht und, fast bis zur lezten Ausarbeitung, niedergeschrieben habe, finde ich hier in den wesentlichen Momenten aus der gründlichsten und schärfsten Forschung bestätigt, und das ist auch ein schöner Gewinn. Die Hauptsache bleibt immer, daß in diesem wichtigsten Teil der Geschichte der altvaterländischen Poesie einmal die volle, gesunde Wahrheit hervortrete.«

Sind die gleichzeitigen Minnesangstudien zu einer abgeschlossenen Darstellung gediehen, wenngleich nicht zum Druck, so hat das Erscheinen des GRIMMschen Werks die literarischen HS-Pläne völlig beiseite zu schieben vermocht. Die Uneigennützigkeit, mit der sich UHLAND darüber zu freuen scheint, daß der deutschen Vergangenheit dieser große Dienst wenigstens geleistet worden ist, ehrt ihn ebenso wie die Selbstkritik, der das persönlich Erarbeitete neben dem von dem Rivalen Geleisteten nicht mehr hinreichend belangvoll erscheint, um eine Veröffentlichung zu lohnen. Sein Interesse blieb gleichwohl höchst rege, seine Anschauung in lebendigem Fluß, und der stillschweigend vorgenommene Ausbau seines eigenen Systems führte ihn, ohne daß er sich dessen zunächst selbst so recht bewußt geworden zu sein scheint, mehr und mehr von W. GRIMM ab. Als der Tübinger Professor 1830 sein erstes großes Kolleg über Literaturgeschichte des Mittelalters las, da konnte er vor seinen Hörern ein groß entworfenes und fein ausgearbeitetes sagentheoretisches Lehrgebäude aufführen.

Seine Ausführungen beschränken sich dabei, was sie W. GRIMM gegenüber weit reicher erscheinen läßt, keineswegs auf die eigentlichen sagengeschichtlichen und kritischen Probleme, sondern sie gelten ebensomehr den speziellen literar- und kulturhistorischen Fragen, die sich an die mittelhochdeutschen Sagendenkmäler knüpfen. Den letzteren ist er sogar mit ganz besonderer Liebe nachgegangen, wie die Vorlesungsabschnitte über »das Ethische« und über »die Formen« beweisen. Für uns scheiden die Parteien aus, obschon sie Glanzstücke seiner einfühlenden Interpretationskunst sind. Wir haben es, wie erwähnt, nur mit dem Sagentheoretiker zu tun.

Das Gebiet, das er damit betrat, war bereits mannigfach durchpflügt, und in den Jahren speziell, in denen sich UHLAND durch stille Arbeit den Weg zum inneren Verständnis der HS-Gebilde zu bahnen suchte, waren mehrere Forscher zum Ausbau von Systemen geschritten, die sie dann, wagemutiger als er, ans Licht brachten, während UHLAND noch zögernd abwog und über eine Reihe von Fragezeichen nicht hinausfand. Aber bereits zu Beginn seiner gelehrten Beschäftigung mit diesem Stoffgebiet, also um 1820, fand er eine kleine Zahl von HS-Theorien vor, unter denen er zu wählen hatte. Keine freilich lag in abgeschlossener Gestalt vor und keine verleugnete die ursprüngliche romantische Herkunft[1].

Weder gab es damals eine maßgebende, abgrenzende Definition dessen, was wir HS nennen, noch war der Name selbst in der Weise wie jetzt gangbar. Doch fühlte man die nahe stoffliche Zusammengehörigkeit des Heldenbuchs, der Nibelungen und der Kudrun und verglich sie mit der nordischen Tradition. Der junge JAKOB GRIMM sah in diesen Gedichten das deutsche »Epos« schlechtweg, das Urgedicht nicht gerade in dem Sinn von GÖRRES, für den die Nibelungen nur ein Gesang eines ursprünglichen »großen kolossalen« Nationalgedichtes waren, aber doch eine trotz ihrer Trümmerhaftigkeit universale Ausstrahlung germanischen Volksbewußtseins und -geistes, älteste Geschichte, die ihm ja mit ältester Dichtung identisch erschien. Ein Problem, das er in mehreren frühen Aufsätzen mehr orakelhaft behandelte, beschäftigte die beginnende ernsthafte HS-Forschung unablässig und wurde später auch für UHLAND von zentraler Bedeutung. Es war dies die Frage, »wie sich die Sagenwahrheit verhalte zu der historischen Wahr-

[1] Die folgende kleine Skizze will, ohne Vollständigkeit anzustreben, lediglich die Vorgeschichte der UHLAND hauptsächlich interessierenden Probleme aus ihm bekannten Schriften belegen.

heit, gleichsam zu einer greiflichen eine fühlbare« (J. Grimm, Kl. Schriften IV, 74). Wie nun zunächst die HS zu der in ihr ja unleugbar vorliegenden Entstellung und Verschiebung historischer Tatsachen gekommen sein mochte, das beunruhigte namentlich kleinere Geister mehr als wir heute verstehen, und manche, wie v. d. Hagen und Mone, machten sich ein Geschäft daraus, trotz den mittelalterlichen Chronisten der HS ihre geschichtlichen Irrtümer anzukreiden[1]. Görres wies damals in den *Heidelberger Jahrbüchern* (1813, 337ff.) darauf hin, daß man im 13. Jahrhundert bereits gleiche Bedenken gehegt habe, er selbst hilft sich über das seltsame Phänomen der Verschmelzung von Ereignissen aus Theoderichs, Attilas und Ermanarichs Zeiten hinweg mit einem hübschen Gleichnisse, in welchem diese Helden als weitschattende Bäume erscheinen, die ihre Zweige über mehrere Jahrhunderte ausstrecken.

Die Frage nach der Entstehung dieser historischen Unkorrektheiten ist aber nur ein Bruchteil eines umfassenderen Problems, das Wesen und Entstehung der HS überhaupt betrifft: Vor allem war festzustellen, was für Elemente diese außer dem historischen noch enthalte. Denn ganz aus entstellter Geschichte wollte auch damals kein denkender Forscher die HS ableiten, selbst Göttling nicht, der in der Aus- oder Hineindeutung historischer Züge die meiste Spürkraft oder vielmehr Phantastik entwickelte. Aller HS-Forschung erwuchs damals wie heute die Hauptaufgabe in der Lösung der Frage nach dem X, das zur Geschichte oder zur entstellten Geschichte hinzugetreten sein mochte, damit überhaupt die Gebilde zustande kommen konnten, die wir als HS zu bezeichnen pflegen.

Die klare und präzise Zerlegung der Einzelsage in ihre konstituierenden Elemente, wie sie dann etwa Lachmann versucht hat, lag weder im Interesse noch im Bestreben der damaligen romantischen Forscher: die geheimnisvoll schaffende Macht der echten Volks- und Urpoesie mußte von ehrfurchterweckendem Dunkel umhüllt bleiben. Als erster scheint Görres (*Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen*, Pfaffs *Trösteinsamkeit* 118 ff.) der Frage nach jenem X nahegetreten zu sein, und seine Hypothesenkühnheit verbirgt ihren Mangel an begrifflicher Klarheit hinter schön erschauten Bildern. Er faßt

[1] Anders A. W. Schlegel, der im *Deutschen Museum* I, 531 nachzuweisen sucht, »daß die stärksten Anachronismen in den Nibelungen zuerst wissentlich und mit vollem Vorbedacht begangen worden, entweder um die Dichtung durch sonst schon gefeierte Namen noch mehr zu verherrlichen, oder um einem mitlebenden Fürsten zu willfahren«.

die in den HS zutage getretende Volkspoesie, wie erwähnt, in noch universalerem Sinn als J. Grimm. Das eigentlich Völkische dieser Dichtung läßt er außer acht, die Urpoesie, die sich vor unseren Augen hier auftut, ist ihm ein ursprüngliches menschliches Gemeingut, vor der Trennung der Völker bereits zu wundersamem Leben entwickelt und späterhin lediglich individuell differenziert. »Im Urbeginn war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritte jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen Taten an .... Von Land zu Lande wurde die Sage hinübergerufen, die vorher innerhalb des Bans beschränkt geblieben; es begann ein Aneignen, ein Sammeln, ein Akklimatisieren« (S. 123). Görres kennt zwei Quellen für die uns jetzt fertig vorliegende deutsche HS, etwa die von den Nibelungen: erstens eben jenes Gemeingut aller Völker oder, wie er sagt, »die innerste Ader tief im Osten«, »die Mitgabe, die bei ihrem Zug nach dem Westen die Völker aus dem Stammland mitgenommen«, und zweitens die Zeitereignisse, die sich später bei jedem Volk einstellen mußten und nach poetischer Verewigung verlangten. »Wie sie sich scharten nach Stämmen und Geschlechtern und Zungen, da verarbeitete jedes die Masse auf eigene, besondere Weise; es siedelte die alte Fabel sich mitten unter ihnen an, und wurde immer wieder jung, und hatte Landesart und Volkessitte, und ging mit auf allen ihren Wegen, wie ein groß mächtig Wesen, das vor ihnen her immer über die Berggipfel schritt« (S. 121). Dieses alte, aus der östlichen asiatischen Heimat der Menschheit mitgebrachte Sagengemeingut ist in Görres' Augen eben jenes gesuchte X. Für die individuelle Ausbildung der deutschen HS, speziell der Nibelungensage, sind die Ereignisse der Völkerwanderungszeit maßgebend gewesen, namentlich Attilas Erscheinen, das von tiefstem Eindruck auf die Germanen war (S. 122). — Die näheren Ausführungen von Görres über diese »östliche Ader« und besondere merkbare Verwandtschaften zwischen asiatischer (persischer) und deutscher Sagenbildung werden uns später noch zu beschäftigen haben. Seine relative Vorsicht in der Aufdeckung solchen uralten Gemeingutes wurde von seinen Nachfolgern nicht geteilt, unter denen namentlich Göttling mit etwas täppischer Hand den Schleier der orientalischen Herkunft mancher deutscher Sagen zu lüften suchte: Die Nibelungensage ist ihm im Kern identisch mit der Jasonsage (S. 55); die uralte Fabel, die dem Ortnit und Wolfdietrich zugrunde liegt, hat schon im Orient historische Bestandteile an sich gezogen, die Geschichte der Zenobia, bis dann

diesem gotisch vermittelten Sagenkern in der Kreuzzugzeit die letzte Schale gewachsen ist (*Nibelungen und Ghibellinen* S. 74—78).

Diese Theorie weist das X, das zur Bildung der HS erforderlich war, im Grunde lediglich einer historisch früheren Schicht zu, ohne aber über seine ursprüngliche Herkunft und seinen inhaltlichen Kern Aussagen zu wagen. Görres scheint sich zu sträuben gegen eine Ausdeutung dieser Elemente, die doch dem neuangefachten Interesse für altheimisches Volksgut besonders willkommen sein mußte: die meisten Forscher waren damals geneigt, in dem X die sogenannten mythischen Bestandteile der HS anzustaunen. Ein vielsinniges Wort! Man kann wohl sagen, daß es in der Zeit seines häufigsten Auftauchens zunächst in so vielen Bedeutungen verstanden wird, als Forscher es angewendet haben. J. Grimm schwankt in seinem Sprachgebrauch: ihm ist mythisch das eine Mal »sagenhaft«, das andere Mal erklärt er »reinmythisch« als gleichbedeutend mit göttlich. Ganz rationalistisch faßt im Gegensatz zu ihm etwa P. E. Müller den Begriff auf, wenn er in der *Sagabibliothek* II, 1 u. ö. die Definition gibt, mythisch sei alles, was auf der Vorzeit eigentümlichen Sitten und Anschauungen beruhe — während ihm das aus der Anschauungswelt mittelalterlicher Erzähler stammende »romantisch« ist. — Für Göttling (*Nibelungen und Ghibellinen* S. 54), der damit der allgemeinen Ansicht nähersteht, bedeutet das »Mythische« »die bildliche Darstellung der Anschauung höchster Naturkräfte«. Die Frage nach den mythischen Bestandteilen der Sage ist der Auffassung der meisten Forscher entsprechend identisch mit der nach den altgermanischen Glaubensresten. Sie alle dürften sich wohl mit J. Grimms Wort einverstanden erklärt haben, das auch Uhland bald nach seiner Niederschrift kennen gelernt und zweifellos sehr wohl zur Notiz genommen hat: daß nämlich dem Volksepos — oder wie wir ebensogut sagen können der HS — »weder eine reinmythische (göttliche), noch reinhistorische (menschliche) Wahrheit zukomme, sondern ganz eigentlich sein Wesen in die Durchdringung beider setze« (Kl. Schr. IV, 74). Über den Entstehungsprozeß selbst jedoch, der diese beiden so weit voneinander abliegenden Elemente in Verbindung gebracht haben mochte, war man grundsätzlich verschiedener Meinung.

J. Grimm hat einmal unter den Erklärern der HS geschieden zwischen Analytikern und Synthetikern (Kl. Schr. IV, 85): »Jener setzt das Gedicht aus historischen Elementen zusammen, dieser umgekehrt läßt das Gedicht

einzelne Teile der Geschichte in sich auflösen«. Nicht nur für die Beurteilung der geschichtlichen Sagenbestandteile ist diese Unterscheidung zutreffend: auch jenes X, das hinzutreten muß, nach der verbreitetsten Auffassung also das mythische Element, wird von den verschiedenen Forschern entweder als konstituierender Faktor erklärt, ohne den ein Sagengebilde überhaupt nicht zuwege gekommen wäre, oder als ein sekundär in das Gefüge der Sage eingereihter Bestandteil. Reine Analytiker in diesem Sinne sind allerdings nur J. Grimm selbst, dessen jugendliche Ausdeutungsversuche oft sehr dunkel und sprunghaft anmuten, und sein Bruder Wilhelm, der wissenschaftlich geklärt und mit siegreich den eigenen romantischen Neigungen abgerungener Selbstbescheidung nach 20 Jahren Jakobs Standpunkt ausbaut. Die Vorsicht, die er bei der Behandlung dieser Fragen in bewußtem Gegensatz zu dem unbesorgten Drauflosphantasieren anderer Forscher stets bewahrt hat, zeigt sich aber bereits in den *Altdeutschen Wäldern*, wo er es ausdrücklich ablehnt, eine ins einzelne gehende entwicklungsgeschichtliche Analyse der Sage zu geben.

Nach dieser analytischen Anschauung nun also wäre die HS in erster Linie Poesie, Volksepos im umfassendsten Sinn des Wortes, das wohl alle denkbaren Elemente, die im Leben des Volkes einmal eine Rolle gespielt haben, in sich aufgenommen hat, aber seinen letzten Ursprung ebensowenig der nunmehr verzerrten Geschichte wie den jetzt verdunkelten Glaubenssätzen verdankt. Damit soll freilich keineswegs gesagt sein, daß der Grundstock der HS freies Phantasieprodukt sei: Im Gegenteil, J. Grimm erklärt es für die größte Ungereimtheit, wenn man annehme, ein Epos in seinem Sinn sei erfunden worden (Kl. Schr. IV, 10). Jedes Epos muß sich selber dichten, was es enthält, kann also nicht willkürliche Erdichtung sein, sondern muß dem ganzen Volksbewußtsein innewohnen und ihm mit Notwendigkeit entwachsen. Es muß älteste Geschichte sein, und damit zugleich älteste Poesie, d. h. alle geistigen wie faktischen Erlebnisse enthalten, die dem Volk von seiner ältesten Stufe an zugestoßen sind. Der Kern dieser Volkssage oder Volksgeschichte ist also viel älter als die Ereignisse der Völkerwanderung, die hier nur hinterher einen Niederschlag gefunden haben, keineswegs zum ersten Zustandekommen der Sage erforderlich waren.

Man sieht, der Abstand von Görres ist zunächst nicht allzu groß: nur daß bei den Brüdern ein internationales, ursprünglich im Osten beheimatetes Erzählungsgut, das alle Völker als Grundstock ihrer späteren Sagenbildung

mitgebracht hätten, keine greifbare Rolle spielt. Über die Beschaffenheit, die Herkunft und den Inhalt der ältesten Sagenpoesie erlauben sich Jakob und Wilhelm keinerlei Mutmaßung, die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen verhindert sie auch, in der Frage nach den Glaubenselementen der Sage bestimmt Stellung zu nehmen. Natürlich gehört auch nach ihrer Meinung zu den uralten Elementen des Volksbewußtseins und der Volksphantasie der Mythus[1]: aber zu dessen spezieller Enthüllung trägt diese Erkenntnis noch gar nichts bei.

In einer Rezension von Mones *Einleitung in das Nibelungenlied* (Kl. Schr. II, 210) hat Wilhelm erklärt, der Monesche Satz, daß dem Nibelungenlied alte deutsche Glaubenselemente zugrunde lägen, sei ihm »durchaus symphatisch«. Ebenso stimmt er der Anschauung bei, daß das Lied nicht »aus der Geschichte entsprungen«, sondern in heidnischer Zeit schon in Deutschland vorhanden gewesen sei. Die Art und Weise nun aber, wie sich Mone im einzelnen das Eindringen der historischen Bestandteile zurechtlegt und noch mehr sein Verfahren der mythischen Auslegung erscheinen ihm äußerlich und roh. Er selbst wünscht sich zu diesen Problemen in der denkbar unbestimmtesten Form zu äußern, um keine unbeweisbaren Hypothesen aufstellen zu müssen. Und so nehmen auch in seiner *Deutschen Heldensage* (1829) nur der knappe Anfangsabschnitt und ein etwas längerer Schlußpassus über »Ursprung und Fortbildung« zu den zu jeder Zeit in der HS-Forschung als zentral angesehenen Fragen Stellung. Ganz unzweideutig ist hier seine Ablehnung der Theorie, nach welcher die uns bekannten geschichtlichen Ereignisse der Völkerwanderungszeit die Grundlage zur HS-Dichtung geliefert haben: die Beziehungen zu dieser sind vielmehr sekundär hinzugekommen. W. Grimm spricht von einem Bedürfnis der Sage, sich in der Geschichte wiederzufinden, wie sein Bruder Jahrzehnte früher die Forderung aufgestellt hatte, man solle nicht Geschichtliches im Nibelungenlied, sondern Nibelungisches in der Geschichte aufsuchen. Also Analogien zu geschichtlichen Namen und Vorgängen haben spätere Gleichsetzung zuwege gebracht. Minder einfach verhält sich die Sache beim Mythus. Dessen Mitwirkung beim Zustandekommen des Epos wagt Wilhelm nicht auf eine feste Formel zu bringen. Er ist für die über-

[1] W. Grimm, Kl. Schr. I, 124: »Poesie und Religion ist ursprünglich verbunden, denn alles trennt erst spät der Mensch. Und so ging mit der Religion auch die alte Sage, die von der Vorzeit asiatischer Herrlichkeit erzählte, für die Germanen verloren« (1808).

natürlichen Bestandteile unserer Sagen nicht blind und stimmt der allgemeinen Ansicht bei, daß »sie früher leicht eine noch wichtigere Rolle gespielt haben«. Er weist sie auch keineswegs als sekundäre Eindringlinge hinaus. Aber die Tiefgründigkeit, mit der die mythologischen Erklärer ihre Aufgabe anzufassen meinen, ist ihm nur eine scheinbare. Sie bewegen sich überall auf schwankem Boden. Die Erzählung der HS soll einen herabgesunkenen Göttermythus darstellen: Ein episch eingekleideter Göttermythus ist aber selbst wieder etwas relativ Spätes und Unursprüngliches. Auch wenn es gelänge, bis zu der Götterfabel durchzudringen, wäre die Forschung doch noch nicht am Ziel angelangt, kennte noch nicht das zugrunde liegende Philosophem, die Idee, deren sinnbildliche Auffassung Gott und Göttergeschichte letzten Endes doch nur darstellen (cf. bes. S. 398). Die mythische Forschung hat bisher durch willkürliche Heraushebung der gerade benötigten Elemente und ohne ernsthafte Bemühung um die übrigens auch sehr schwierige Rekonstruktion einer reineren Sagenfassung allgemeinste Grundgedanken aus der Sage herauslesen wollen, die man schließlich in allen altepischen Gedichten finden könnte. V. d. Hagen und Mone namentlich (deren Namen Grimm nicht nennt, auf die er aber deutlich anspielt) glaubten Sätze vom Leben und Tod der Welt und von dem mit dem Besitz des Goldes verbundenen Verderben als eigentümlichen Inhalt unserer Sage bezeichnen zu können. Demgegenüber stellt Wilhelm fest: »Nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermutung, daß die deutsche HS aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei, und in einem sinnlichen Ausdrucke derselben ihren ersten Anlaß gefunden habe« (S. 399). Wo scheinbar göttliche Elemente in der Sage sich noch unverhüllt zeigen, da gilt von ihnen dasselbe, wie von allen anderen Sagenzügen: es muß erst bewiesen werden, daß sie wirklich hier einen altangestammten Platz haben. Und von der einzigen scheinbar fest eingewurzelten Göttergestalt der Nibelungensage glaubt Wilhelm mit Bestimmtheit das Gegenteil aussagen zu können: Odin hat in der Geschichte Siegfrieds offenbar keine ursprüngliche Stelle (S. 383/85)[1]. Diese Behauptung weckte sofort den lebhaften Widerspruch

---

[1] Darauf bringt ihn auch der 1829 nicht mehr mit dem gehörigen Nachdruck betonte, aber zweifellos noch feststehende Grundgedanke, daß die nordische Mythologie nicht mit der deutschen Sage vermischt werden dürfe. Bereits 1808 (Kl. Schr. I, 100) hat er verneint, daß die nordische Mythologie Anwendung finde auf Germanien.

P. E. Müllers (*Sagabibl.* II, Übers. v. Lange S. 42) und mag wohl auch sonst vielen als Ketzerei gegolten haben. Sie entsprach aber ganz Wilhelms Grundgedanken, daß, wenn mythische Bestandteile in der HS steckten, diese zutiefst verborgen und nicht so greifbar auf der Oberfläche liegen könnten.

Der analytische Standpunkt der Brüder Grimm verbot eigentlich jede tiefer eindringende sagenhistorische Untersuchung. Eine solche konnte nur sekundär hinzugetretene Bestandteile ermitteln, ohne über den Ursprung des eigentlichen Sagenkerns Aufschlüsse zu geben. So gilt denn auch Wilhelms Interesse in seinem großen Hauptwerk weit mehr dem Weiterleben der einmal greifbar gewordenen und poetisch fixierten Sage als deren erstem Werden. Die *deutsche Heldensage* erhielt daher einen ganz anderen Schwerpunkt als jede frühere Arbeit über denselben Gegenstand. A. W. Schlegels Tadel wegen des Fehlens prinzipieller Erörterungen würde auch für sie gegolten haben. Hätte uns das Jahr 1829 eine Uhlandsche HS beschert, so hätte auch diese ohne Zweifel den Kern ihrer Aufgabe in tiefer liegenden Problemen gesucht.

Minder behutsame Wegweiser als die Brüder Grimm konnten ihm allerlei Anregung bieten für die Lösung der Frage nach dem genaueren Verhältnis von mythischen und historischen Bestandteilen. Ein Forscher allerdings, der zur Zeit der Entstehung von W. Grimms *Heldensage* in regem Gedankenaustausch mit diesem stand, aber dann als extremster Synthetiker in stärksten Gegensatz zu den Brüdern trat, war 1830 mit seiner Theorie noch nicht hervorgetreten, und Uhland konnte sich erst 2 Jahre später mit ihm auseinandersetzen. Die Ansichten über HS, die ihm bisher aus Lachmanns Feder vorlagen, waren noch reichlich unbestimmt und gemäßigt. Er konnte sie zusammengestellt finden in der Rezension des Moneschen *Otnit* (Kl. Schr. I, 278). Danach hatte sich Lachmann 1820 folgende Meinung vom Wesen der HS gebildet: »Wir hielten bisher« — die nunmehrige scheinbare Verleugnung dieses Standpunktes ist nur ironisch zu verstehen — »die Sage für erzählende Darstellung volksmäßiger Vorstellungen und Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen, von Ereignissen der bekannten und warum nicht auch älterer Geschichte; im Drange zur Darstellung entstanden, selten oder niemals aus erdichtetem Stoffe, allmählich umgebildet durch unsorgfältige Überlieferung, durch neuerwachende Begriffe und erweiterte Kentnisse, durch Begebenheiten jüngerer Zeit, die sich un-

vermerkt einfügten, oder, das Alte fortschiebend, sich vordrängten. Dabei schien uns vor allem wichtig der Unterschied zwischen Göttersage und Menschensage. Wenn jene mehr dient, Vorstellungen in Bilder zu fassen, dachten wir: so wird die Menschen- und Heldensage meist in Geschichte, in wahren Ereignissen, unabsichtlich in einen Zusammenhang des Gedankens gefaßt, begründet sein« (S. 298). Über das Problem der Verbindung von Götter- und Menschensage spricht sich LACHMANN hier, wie man sieht, noch nicht aus. Aber er hielt bereits Sagen, in denen von Anfang an Götter neben Helden auftreten, für denkbar. Nur lehnt er sich gegen die »rohen Identifikationen« auf, die MONE zwischen alten Göttern und Helden vornimmt. Wenn die Götter nicht mehr geglaubt wurden, dann verloren sie sich aus der Sage oder diese ging überhaupt zugrunde. Dafür aber, daß die Sage frühere Götter in Menschen umwandle, gebe es nicht viele Beispiele. Er sichert sich den später tatsächlich beschrittenen Ausweg, indem er nicht sagt, es gebe gar keine Belege für eine solche Vermenschlichung. Denn als er nach 12 Jahren (*Kritik der Sagen von den Nibelungen*) mit einem Erklärungsversuch der Nibelungensage hervortrat, da sah er sich bei aller Abneigung gegen MONES oberflächliche Sonnengotttheorie zu einer Art von »roher Identifikation« zwischen Siegfried und Balder genötigt (*Zu den Nib. 344*). Die frühere scharfe Scheidung zwischen den zwei Sagensphären behält er bei, aber er glaubt nun an deren Vereinigung zu einem einzigen Gebilde. Immer noch ist ihm die Göttersage dadurch gekennzeichnet, daß sie »Vorstellungen in Bilder faßt«, d. h. also Ideen symbolisiert und personifiziert. Der mythische Gegensatz von Nacht und Licht erscheint bekörpert in dem Widerstreit zwischen den Välsungen, den »prächtigen« (339) Lichtwesen, und den trüben Nebelleuten, den Bewohnern des Totenreichs, den Nibelungen. Dieser ursprünglich für sich bestehende Mythus von dem Lichtgott, der den Finsternismächten zum Opfer fällt, soll nun also mit einer ursprünglich historischen »Menschensage«, nämlich derjenigen vom Untergang der burgundischen Könige durch Attila, verbunden worden sein. Daß historische Fakta und nicht bloß ein paar verlorene und versprengte Namen hier zugrunde liegen, nimmt LACHMANN für gewiß an: Das Zusammenkommen der Namen Gunther und Attila könnte ja schließlich auf einen Zufall zurückzuführen sein (334), aber das Auftreten der Namen Gibich, Godomar, Giselher, die in ihrem Zusammenhang durch die Lex Burgundionum bezeugt sind, verbietet, die historischen

Beziehungen der Sage — und damit, wie wir nach S. 348 hinzufügen können, einen gewissen, diese Namen verbindenden Sageninhalt — zu bezweifeln. Indem Lachmann nun aber die Sage in zwei nach Wesen und Entstehung völlig verschiedene Bestandteile auseinanderlegt, erschwert er sich selbst die Aufgabe ungemein, den Grund für die Vereinigung aufzufinden. Ein bloßes Postulat (die Doppelheit Gunthers) hilft ihm darüber hinweg und läßt die eigentlich schwache Seite seiner Theorie peinlich hervortreten. Dazu beraubt er sich der besten aller Erklärungsmöglichkeiten, indem er, im schärfsten Gegensatz zu W. Grimm und wie wir sehen werden zu Uhland, der Poesie jeden Anteil beim Zustandekommen der HS verweigert. Wohl klingt es wie ein Nachhall J. Grimmscher Ideen, wenn er sich zu der Ansicht bekennt, die HS sei nicht gebildet worden, sondern habe sich selbst gebildet. Aber bei dem synthetischen Standpunkt Lachmanns setzt das den Wert der Sagengebilde eher herab, als daß es ihn erhöhte. Er leugnet jeden Einfluß des schöpferischen Geistes, des dichterischen Wollens (Kl. Schr. I, 407), was W. Grimm zu starkem Widerspruch veranlaßte.

Man könnte diese Theorie im Gegensatz zu derjenigen der Brüder Grimm, die einen streng einheitlichen Entstehungsprozeß der Sage annehmen, als dualistisch bezeichnen: Zwei von Haus aus gänzlich geschiedene Stoffelemente, das historische und das mythische, haben in der Sage ihre Vereinigung gefunden. Dieser Dualismus lag nun aber nicht im Wesen der HS-Systeme, die im Gegensatz zu W. Grimm auf das mythische Element stärkstes Gewicht legten und es völlig enträtseln zu können meinten, wie sich vor allem bei den Forschern zeigt, die Lachmanns Vorläufer in der Baldertheorie gewesen sind. Diese entstammt ja, wie bekannt, nicht ursprünglich Lachmanns kombinierender Phantasie, sondern sie hatte vorher schon ihren eifrigsten Verfechter gefunden in seinem kritischen Antipoden bei der Erklärung der Nibelungen: in v. d. Hagen. Nach der Schrift über *die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer* (1819) erscheinen die Vorgänge des Liedes auf das engste mit dem deutschen Mythus verknüpft, sie sind der letzte tragische Akt des ganzen großen Götter- und Heldenlebens (S. 37). Und zwar sind ihm »Siegfrieds Leben und Tod, die Klage und der Nibelungen Not .... nichts anders als das Leben und der Tod Baldurs des Guten, und der Untergang aller Götter in der Götterdämmerung«. (Ausführlichere Identifizierung S. 60 ff.). Man sieht, in kennzeichnendem Gegensatz zu Lachmann erfährt hier nicht nur der erste Teil der

Sage, nicht nur Siegfrieds Tod, sondern auch die Nibelungenkatastrophe eine mythische Ausdeutung. Siegfrieds Ende hat den Untergang aller zur Folge, wie Baldurs Tod die Götterdämmerung — ein Gedanke, der ja noch für Wagner bedeutsam geworden ist. v. d. Hagen hilft sich mit ihm über den Dualismus hinweg: der Sagenkomplex ist aus dem Mythus entsprungen. Mit der Erklärung der danebenstehenden historischen Züge macht er es sich leicht: Er stellt lediglich fest, daß sich zugleich in den Nibelungen »die wirkliche Geschichte unseres Volkes« finde, und zwar in ihren bedeutendsten Zügen von den ältesten Zeiten her: Die Völkerwanderung, die jüngere Heldenzeit, die Epoche der Heinriche, der Ottonen usw. haben ihre Spuren hinterlassen. Die Sage hat also nach dieser nicht unwichtigen, aber mangelhaft ausgebauten Theorie v. d. Hagens verschiedene Zeitgewänder angenommen. Als jüngstes historisches Symptom betrachtet er »die Verwandlung der mythischen in menschliche und herzliche Verhältnisse, kurz der ganzen großen Geschichte in eine fast durchaus wahrscheinliche und gleichsam gleichzeitige christliche Rittergeschichte .... die als der reinste und tiefste Spiegel der ganzen Zeit vor uns steht«. Ähnlich hat auch Görres (*Heldenbuch von Iran* S. IV) von den »drei Gezeiten« gesprochen, die unsere Sage in ihrem Entwicklungsgang, ihrer allmählichen Modernisierung zu durchlaufen gehabt habe, und bei Göttling findet sich die Scheidung in Reckenzeit, Heldenzeit und Ritterzeit, deren jede ihre Spuren in der HS hinterlassen haben soll (a. a. O. S. 5).

Durch die bestimmte Herleitung aus deutschen Glaubenselementen befreit sich v. d. Hagen übrigens keineswegs von dem Einfluß der Görresschen Idee von jener »Ader tief im Osten«, deren Ertrag den Völkern, die den Westen aufsuchten, als Heimatserinnerung mitgegeben worden ist: Im Grunde genommen ist ihm doch auch die Siegfriedsfabel ein gemeinmenschlicher uralter Besitz, den die Germanen noch aus ihren östlichen Stammsitzen mit sich führen. Ihr Grundgedanke ist »jene unter mancherlei Namen und Gestalten überall vorkommende Urmythe von Leben, Tod und Wiedergeburt, Schöpfung, Untergang und Wiederkehr der Zeiten und Dinge überhaupt«. Ja, so enthüllt er uns S. 66: »Unser Siegfried unter der Linde mit dem Drachen, den beiden Weibern und dem Golde .... ist die Ur- und Stammsage des Menschengeschlechts selber, von dem Paradiese und Sündenfalle, wie durch die Schlange, das Weib und das Gold die Sünde und der Tod in die Welt gekommen ist«.

All diese wirr durcheinandergewürfelten Ideen und Analogien finden ihre systematische Verbreitung und Verflechtung in den mancherlei, der Sagenkritik gewidmeten Schriften FRANZ MONES, der diese Übersicht schließen möge, nicht nur weil seine zusammenfassendste Arbeit über die HS zeitlich am Ende der hier verfolgten Entwickelungsreihe steht, sondern auch weil von ihm die meisten Anregungen auf UHLAND ausgeübt worden sind. Es wird deshalb auch bei der Betrachtung seines Systems etwas größere Ausführlichkeit am Platze sein. Dabei wird sich seine mannigfache Abhängigkeit von anderen uns schon bekannten Forschern erweisen. Sein eben erwähntes, in das Jahr 1836 fallendes Hauptwerk, die *Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage*, kommen für UHLAND direkt nicht mehr in Betracht. So werden die dort zu findenden Äußerungen nur zu gelegentlicher Erläuterung herbeizuziehen sein. Hier einschlägig ist von seinen Schriften vor allem die zweibändige *Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa*, 1822/23 erschienen als 5. und 6. Teil zu CREUZERS *Symbolik und Mythologie*.

Schon in dem 1822 von MOSER veranstalteten Auszug aus CREUZERS *Symbolik* hat MONE die betreffenden Abschnitte bearbeitet. 1818 bereits war seine *Einleitung in das Nibelungenlied* erschienen, 1821 sein *Otnit*, dessen Einleitung die Gedanken der letztgenannten Schrift weiter ausbaut. Im 2. Band des *Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde* handelte er 1820 über Walther von Aquitanien. In diesem kurzen Zeitraum von 5 Jahren mag seine Theorie noch notdürftig einheitlich erscheinen. In manchem geändert gibt sie sich in einem Aufsatz über die *Heimat der Nibelungen* in seinen *Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache* 1830, wo sich bereits Ansätze zu seiner späteren verdienstlichsten Betätigung, der Belegung der HS durch Urkundennamen, finden. MONE war ein Schüler CREUZERS, dessen »Symbolik« er ja vollenden durfte, und dem er nach seiner eigenen Äußerung die blitzartige Einsicht in das Wesen aller HS verdankte: Der Meister sprach nämlich einmal ihm gegenüber die Überzeugung aus, Odin habe im Leben Sigge geheißen (*Einl. i. d. NL.* S.V). Was CREUZER damit gemeint haben mag, werden wir gleich zu untersuchen haben. — Eine nähere Darlegung der allgemeinen mythologischen Grundgedanken von Lehrer und Schüler ist in diesem Zusammenhang nicht vonnöten, sie wird sich mehr rechtfertigen als Einleitung zu einer Betrachtung von UHLANDS Verhältnis zur Mythologie. Es handelt sich uns nur um

einen speziellen Ausschnitt aus der MONEschen Theorie: Wie spiegelt sich nach seiner Meinung der Mythus in der HS wieder?

Hier haben wir nun eine ganz extreme Anschauungsweise. Die altgermanischen Mythen haben in den Augen dieses Forschers nicht etwa zur Bildung der HS nur beigetragen, sondern sie sind mit ihr durchaus identisch. Alle HS sind in Wahrheit Göttermythen, ihre Hauptpersonen sind menschliche Abbilder ursprünglicher Lichtwesen, meist direkt des Sonnengottes. In seinen ersten Schriften namentlich verficht MONE die Überzeugung, daß allen HS nur ein einziger mythischer Gedanke: Kampf der finsteren Mächte gegen den Sonnengott, Untergang des letzteren, Rache dafür in Form eines allgemeinen Weltuntergangs, schließlich Wiedergeburt des leuchtenden Wesens — zugrunde liege. Der Inhalt des Heldenbuchs — d. h. eigentlich jedes einzelnen Gedichtes darin — »drückt die Überzeugung von Leben und Tod der Welt aus« (*Gesch. d. Heidentums* II, 289). Nicht nur Siegfried ist ein solcher Sonnengott, sondern, wie wir in den einzelnen Untersuchungen belehrt werden, auch Otnit, Wolfdietrich und Walther von Aquitanien weisen diesen überirdischen Ursprung auf (*Walther* S. 92 ff., *Otnit* S. 33 u. ö.), und der Unterschied besteht nur darin, daß die eine Sage den immer identischen mythischen Grundvorgang weniger weit, die andere weiter verfolgt. Die Walthersage kennt nicht den Untergang des Helden, sondern nur den Kampf, die Otnitsage wohl den Untergang, nicht aber die Rache, die im Nibelungenlied aufs ausführlichste zur Darstellung kommt, während es dort wiederum bei ganz schattenhaften Andeutungen über die Wiedergeburt bleibt (s. u. S. 54).

Die ursprünglichen Göttermythen nun mußten nach dem Eindringen des Christentums, um überhaupt weiter existieren zu können, notwendig umgeformt werden (*Auszug* S. 897). Und zwar in der Weise, daß die anstößigen heidnischen Namen und Vorstellungen verschwanden. Das hatte LACHMANN auch schon betont, MONE macht aber dessen Schluß, daß infolge davon die betreffenden Personen oder gar die Sagen selbst bald verschwinden mußten, ganz und gar nicht mit. Der heidnische Gott selbst ist in seinen Augen ja nicht das wesentlichste im Mythus, er hat Bedeutung nur als Träger einer bestimmten Idee, und diese Idee aufzugeben lag auch nach Eindringen des Christentums keinerlei Grund vor. Sie mußte lediglich auf andere Personen übertragen werden, und was war natürlicher, als daß man für sie nun, nachdem der religiöse Anhalt verloren war, einen ge-

schichtlichen suchte? Was man bisher von Göttern erzählt hatte, das erzählte man nun von geschichtlichen Menschen. Sage ist, so definiert Mone (*Gesch. d. Heidentums* II, 303) religiöse Überlieferung in historischem Gewand. Oder, mit den Worten der *Heldensage* 1836: »der Leib der HS wird jetzt Geschichte, ihr Geist bleibt Mythus«.

Man sieht, daß hier Berührungen mit W. Grimm vorliegen. Auch für Mone sind, wie für ihn, die direkten historischen Beziehungen etwas sekundär in die Sage hineingetragen, das keinen Anspruch auf Ursprünglichkeit erheben kann. Und wie J. Grimm sich nach Nibelungischem in der deutschen Geschichte umgesehen hatte, so erklärt Mone, der Mythus könne nur solche geschichtlichen Züge mit dem Epos verschmelzen (d. h. in den feststehenden Handlungskern der HS aufnehmen), die der HS ähnlich seien. Alles andere sei späteres Anhängsel. Speziell monisch ist nun aber wieder die nähere Ausführung dieses Gedankens. Die historische Eingliederung erfolgte nämlich nach seiner Theorie in verschiedenen, genau gegeneinander abzugrenzenden Perioden. Zunächst nennt er deren drei, ähnlich wie Göttling und v. d. Hagen: Völkerwanderungszeit, Normannenzeit, Kreuzzugzeit (*Gesch. d. Heidentums* II, 274). Auf diese Weise erklären sich die verschiedenartigen historischen Elemente, die in so anachronistischer Weise in der HS verstreut erscheinen. Das hört sich noch recht vernünftig an; aber der 1830 vorgenommene Ausbau dieser Ansicht verliert sich in wirre Phantastik (*Heimat d. Nib.* 1 ff.). Weit entfernt davon nämlich, daß man sich mit einer einmal vorgenommenen historischen Identifizierung der betreffenden göttlichen Person begnügt hätte, nahm man nach Mone die Einkleidung der göttlichen Idee in menschliche Gestalt in jeder Periode von neuem vor. Und sobald er sich das klar gemacht hat, reicht Mone auch nicht mehr mit drei Perioden aus. Das einstige Lichtwesen Siegfried ist nach seiner Meinung zunächst als Armin, dann als Claudius Civilis, dann als Siegbert I, dann als Siegbert II (hier leistet er Göttling Gefolgschaft) erschienen bezw. vermenschlicht worden, und von allen vier menschlichen Helden hat die jetzige Sagenfigur des Siegfried Züge festgehalten. Noch bunter ist die Reihe der historischen Helden, die die Sagenfigur des Ermanrich haben bilden helfen. Hier klingt freilich im einzelnen manches plausibel, aber die Zusammenstellung als Ganzes wirkt grotesk. Ermanrich ist zunächst einmal der berühmte Gotenkönig dieses Namens, dann steht er für Theodorich in der Harlungen- (Heruler)-

sage, für Odoaker in der Ravennaschlacht, für den hasdingischen Vandalenkönig Hunorich in der Flucht, weiterhin findet Mone in der Figur noch Züge des Herzogs Grimoald von Benevent, des Königs Aribert II. von der Lombardei. Daß der Name Ermanrich beibehalten ist, trotzdem so viele andere Figuren ihren Beitrag zur Formung dieser Gestalt geliefert haben, erklärt sich daraus, daß die Identifikation des früheren göttlichen Trägers einer mythischen Idee (wir werden noch sehen, welcher), mit dem König Ermanrich eben zeitlich die erste war, und in solchen Fällen immer der älteste Name den Sieg davontrug.

So rechtfertigt Mone nachträglich (1830) mit Ausführlichkeit, was er bereits 1821 in der Einleitung zum *Otnit* ausgesprochen hat: daß alle Hauptpersonen dieses Sagenkreises, also außer Otnit selbst noch Rother, Hugdietrich, Wolfdietrich, Dietrich von Bern eigentlich mythisch ein und dieselbe Figur seien, d. h. daß die gleiche göttliche und sittliche Idee diesen Gestalten allen zugrunde liege, daß sie nur bei verschiedenen Völkern (Goten, Langobarden) und zu verschiedenen Zeiten verschiedenen epischen Niederschlag gefunden hätten. In diesem einen Punkt darf er sich auf die Anschauung der Brüder Grimm berufen, was von neuem beweist, daß diese Seite des Moneschen Systems einen übertriebenen und vergröberten Ausbau Grimmscher Ideen darstellt. In den *Ältesten deutschen Gedichten* (1812) liest man in der Tat (S. 66): »Die verschiedenen Dietriche desselben Stammes (Hugdietrich, Rother, Wolfdietrich, Dietrich von Bern) machen mythisch nur eine Person aus. Das Ausbreiten einer mythischen Gestalt durch viele Jahrhunderte ist in anderen Sagengeschichten nicht ohne Beispiel und erklärt, daß Theoderich mit den historisch weitest von ihm entfernten Gestalten wie Attila und Konstantin in Beziehung tritt.« So sind für die Brüder auch Berchter, Berchtung und Hildebrand mythisch eines. Lachmann hat diese geheimnisreich klingende »mythische Einheit« in der Otnitrezension S. 296 f. recht nüchtern erläutert. Für Mone aber kamen historische Irrtümer und Willkürlichkeiten als Moment der Entstehungsgeschichte der Sage nicht in Betracht. Er meinte das »mythisch eins sein« im wörtlichsten Sinn, wie er auch *Heldensage* S. 4 von der germanischen Mythologie erklärt: »Es ist klar, daß ähnliche Lehren wie die der Emanation und Wiedergeburt in dieser Religion gelten mußten.«

Mone blieb aber weder bei der Feststellung des oben angegebenen allgemeinsten Göttersagenschemas stehen, noch begnügte er sich damit,

gleichartige göttliche Grundideen in verwandten Sagenfiguren aufzuspüren: Das Problem, welcher bestimmte germanische oder außergermanische Gott der Sagenfigur jeweils zugrunde gelegen hat, steht ihm immer im Mittelpunkt. Natürlich ist Siegfried = Balder, aber auch Odin und Thor leben in ihm fort. Creuzer soll nicht umsonst den großen Gedanken gehabt haben, daß Odin im Leben Sigge geheißen haben müsse. Da Mone nach der ganzen Beschaffenheit seines Systems dem Euhemerismus gründlich feind sein muß (cf. auch *Gesch. d. Heidentums* I, 229), so konnte er natürlich den Ausspruch des Meisters nicht dahin interpretieren, daß der Gott Odin ursprünglich ein Mensch Sigge gewesen sei, sondern der Sinn, den er Creuzers Satz gibt, ist der: Der erste historische Mensch, in dem man die Gottesidee Odin wiederfand, war ein gewisser Sigge. In diesem Punkt kennt nun die Phantastik Mones keine Schranken mehr: Wie sollte sich der Lehrling Creuzers auf die germanische Mythologie beschränken, warum die zahllosen Analogien verschmähen, die ihm die nächst- und fernstliegenden ausländischen Göttersysteme darboten? Warum sollte er nicht ungescheut in der Sidrat des Heldenbuchs eine Isis, eine Astarte sehen, und was dergleichen Schwärmereien mehr sind? Manchmal stellt sich ihm zunächst ein sprachlicher Zusammenhang heraus, der aus sachlichen Gründen noch einleuchtender zu machen ist: so zwischen dem bösen Prinzip der persischen Religion, Ahriman, und dem bösen König Ermanrich (*Waltharius* S. 108), was ihm den endgültigen Beweis dafür liefert, daß »die Lichtreligion Persiens bei den alten Teutschen einheimisch geworden ist« (*Otnit* S. 16 ff.). Auch *Heldensage* S. 3 erklärt er gut görresisch, daß der Ursprung der HS periodisch rückwärts bis zum Auszug unseres Volkes aus Indien und Persien gehe. Ermanrich aber, dies als weitere Probe von Mones Etymologie, entpuppt sich als noch gefährlicherer Geselle, wenn man bedenkt, daß in der ersten Silbe seines Namens höchstwahrscheinlich die Wurzel *orm* = Drache steckt; (*Gesch. d. Heidentums* II, 327). Wer sollte also anders in ihm fortleben, als das furchtbarste Wesen der altgermanischen Mythologie, der Midgardswurm? Früher war er demnach einmal als Drache gedacht, jetzt als mächtiger, wilder König: die Vereinbarkeit beider Vorstellungen sucht Mone *Heimat der Nib.* S. 85 durch allerhand Beispiele zu erhärten. Schon in Mosers *Auszug* S. 233 ist aus dem Zendavesta nachgewiesen, daß Ahriman unter der Gestalt eines Schlangendrachens gedacht wurde. Man sieht, wie gut sich das in sein vorhin charakterisiertes System ein-

fügt: Ist Ermanrich, als böses Prinzip, tatsächlich ursprünglich ein Nachtdämon gewesen, so hat ihn eine frühere, das Mythische stärker herausarbeitende Stufe der Sagenbildung noch nicht in der Gestalt eines tyrannischen Herrschers, sondern in der eines wilden Ungeheuers gesehen. Denn nach MONES im Prinzip keineswegs unverständiger Anschauung ist das Heidnisch-mythische der alten Sage auf jeder späteren Stufe mehr und mehr durch das Menschlich-epische verdrängt worden[1]. Die Riesen und Zwerge der älteren, dem Mythus noch näherstehenden Sage wurden später zu Sarazenen und Heiden u. dgl. (*Gesch. d. Heidentums* II, 289).

Doch hat die Neigung MONES, die Grenzen der einzelnen Religionen zu verwischen und ein kunterbuntes mythologisches Allerlei als Grundlage der HS anzunehmen, ihre Schranken. Er kennt auch ein exakteres Anfassen des religiösen Problems im germanischen Altertum, und was den Kult anlangt, so bürdet seine Theorie unseren Voreltern keineswegs dieselbe internationale Vielseitigkeit auf, wie er sie auf dem Gebiet der Sagenbildung glaubt feststellen zu können. Er scheidet mit Schärfe zwischen zwei (gelegentlich auch drei) germanischen Kultgruppen, die nach ihren charakteristischsten Momenten auch in den Gedichten der HS Niederschlag finden sollen. Wenn sich in diesen der tiefeingewurzelte Gegensatz zwischen Nibelungen und Amelungen findet (oder, wie MONE auch im Anschluß an GÖRRES und GÖTTLING interpretiert, Ghibellinen und Welfen), so geht dieser zurück auf einen uralten Widerstreit zweier Kulte. Worin die Unterschiede zwischen diesen bestehen, kann uns hier gleichgültig sein, MONE selbst ist sich darüber offenbar nicht ganz klar geworden; seine Unterscheidung, nach der der Nibelungenkreis sich zur Odinsreligion, der Amelungenkreis zum Thorskult bekannt habe, wird nicht mit besonderem Nachdruck verfochten, wenn auch die erstere Beziehung für ihn völlig festzustehen scheint. Eine sehr abenteuerliche Differenzierung der Kultkreise lesen wir *Auszug* S. 917. Uns genügt hier die Tatsache der Scheidung zwischen nibelungischer Odinsreligion und gotischem Glauben vollkommen.

[1] Dazu stimmt z. B. auch die von ihm in seinem *Anzeiger* 4, 420 bei der Besprechung von ETTMÜLLERS Oswald geäußerte Ansicht: »Dieses Gedicht enthält im Grunde dieselbe Fabel wie das Siegfriedslied; doch ist das letztere viel altertümlicher darin, daß in ihm der Feind des Helden, dem die Braut abgewonnen wird, noch nicht als menschlicher König, sondern noch als Drache erscheint.«

Mone ist also in seiner Auffassung der HS dem Dualismus abhold; wie W. Grimm betrachtet er die geschichtlichen Spuren als sekundäre Einfügungen, die mit dem Ursprung der Sage gar nichts zu tun haben. Nur daß er im Gegensatz zu diesem aus der HS noch vollständige religiöse Systeme und zahllose Einzelbeziehungen herauslesen zu können meint. Denkbar weit entfernt er sich von W. Grimm darin, daß er die Poesie beim Zustandekommen der Sagengebilde gar keine Rolle spielen läßt, und nirgends wohl tritt die Inferiorität seines Standpunkts so peinlich hervor wie dort, wo er erklärt (*Gesch. d. Heidentums* II, 301), wenn der ursprüngliche Inhalt der HS, der ja ausgemachtermaßen nicht Geschichte sein könne, sich nicht aus der Mythologie erklären lasse, so seien die betreffenden Gedichte rein romanhaft und also höchstens von Wert als Denkmäler der altdeutschen — Poesie, würden W. Grimm und Uhland sagen, Mone sagt aber: — Sprache! Das unbewußte und ungewollte Walten einer geheimnisvoll schaffenden Kraft, die nach Lachmann die Geschichte in Sage umbildet, ist ihm ebenso fremd wie der bewußte künstlerische Wille, der beim Zustandekommen dieser Gedichte beteiligt war.

II.

Es fällt schwer, von diesem nicht unscharfen und ungelehrten, aber krausen und Creuzer-Görressche Phantastik etwas pedantisch systematisierenden Kopf den Übergang zu Uhland zu finden, der in jeder Beziehung Mones Antipode zu sein scheint. Er ist es aber nur in der gefühlsmäßigen Erfassung der hier vorliegenden Werte und in der Gabe, die Genesis des Künstlerischen in ihnen zu begreifen. Nicht aber in der historischen Theorie und Systematik, in der er vielmehr Mone mannigfach verpflichtet erscheint.

In dem ersten Hauptteil seiner 1830 gelesenen *Geschichte der altdeutschen Poesie* hat Uhland Hauptlust und Haupteifer auf die Darstellung der HS verwandt. Merkt man sonst gelegentlich wohl einem Kapitel dieser Vorlesung Mangel zwar nicht an Fleiß, aber doch an lebendiger Beziehung zu dem betreffenden Gegenstande an, so hat man in diesem Abschnitt auf Schritt und Tritt den Eindruck: Hier ist Uhland zu Hause, hier kennt er Weg und Steg, hier ist kein rasches Exzerpt aus vorhandener Literatur zu Kollegzwecken eilig zusammengeflickt und kein geistvoll flüchtiger Essai als Blender für die Zuhörerschaft losgelassen, sondern hier haben wir ein

wohlgeordnetes und gefestigtes Lehrgebäude und dürfen nichts als Augenblickseinfall werten.

Schon die Fragestellung hebt deutlicher als irgendeine gleichzeitige theoretische Schrift die Doppelheit des genetischen Problems hervor: Uhland fragt (Schr. I, 89) 1. »Die geschichtlichen Namen . . . führen sie auf einen wirklichen, inneren Zusammenhang mit historischen Personen und Ereignissen? Ist die Dichtung aus dem Grunde der Geschichte entsprossen oder hat sie ihrerseits sich des historischen Stoffes bemächtigt? 2. Wo sind die Mythen (die fabelhaften mythischen Erscheinungen in der HS) ursprünglich zu Hause? . . . sind sie die Hieroglyphik untergegangener Glaubenslehren und welcher? liegt in ihnen der Kern und die Bedeutung dieser ganzen Sagenpoesie?« — Die zwiefache Fragestellung scheint auf eine dualistische Lösung hinzuweisen, der letzte Satz deutet aber bereits eine Vermittelungsmöglichkeit im Moneschen Sinn an.

»Das Geschichtliche und Örtliche in der HS« ist also der erste Gegenstand von Uhlands Interesse. Eine wirkungsvolle Illustrierung der historischen Unstimmigkeiten der HS eröffnet die Ausführungen, sofort aber erhebt sich Uhland über Mones und v. d. Hagens kritische Nörgeleien und selbst über W. Grimms Bedenklichkeiten: Die Anachronismen heben die geschichtliche Beziehung nicht auf. Als das Wesentliche zur Klärung dieser Frage sieht er vollkommen triftig nicht an, daß die Chronologie in ihren Einzelheiten stimmt, auch nicht, wie Lachmann, daß sich eine Anzahl in der Sage beisammenstehender Namen auch historisch als zusammengehörig nachweisen läßt, sondern daß »in den größern Zügen die Verbindungen und Gegensätze der Völker und ihre gewaltigen Schicksale richtig aufgefaßt und nachgefühlt« sind (S. 92). Wenn dies tatsächlich der Fall ist, dann wird man die Heldennamen der Sage als geschichtliche Denksäulen anerkennen, d. h. ihnen keine rein zufällige, sondern eine notwendige Existenz in deren Gefüge zugestehen.

Nach der Meinung Uhlands halten die geschichtlichen Angaben der HS diese Probe vollkommen aus: Sie ist in ihrer Grundstimmung historisch, gibt ein adäquates Abbild des Geistes der Völkerwanderungszeit: (S. 111) »In all jener Not und Klage, jenen Vertreibungen, Heereszügen, Vertilgungskämpfen, wovon die Lieder in tiefem Wehlaut singen, erscheint die tragische Geschichte der deutschen Völker in und nach der Zeit ihrer Wanderung.« Dies das Resultat einer längeren Betrachtung der nachweislich geschichtlichen

Sagenelemente. In der Auslegung des damaligen, dem heutigen kaum nachstehenden Zeugnismaterials beweist Uhland kluge Mäßigung. Klarer noch als W. Grimm *Heldensage* S. 345 scheidet er zwischen ursprünglichen historischen Bestandteilen und solchen, die der Belesenheit der Verfasser in Geschichtsbüchern zuzuschreiben sind, und für deren Einfügung sich, wie bei der Pilgrimfigur im NL und den bayerischen Adelsgeschlechtern im Rother, aktuelle Anlässe mutmaßen lassen. Mindert er so die Zeugniskraft allzu starker Übereinstimmungen ab, so schwächt er gleichzeitig auch die herkömmlichen Bedenken gegenüber krassen Anachronismen, indem er darauf hinweist, daß die fortlebende Sage je nach den Begriffen der Zeit die örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse veranschaulichte (cf. oben Lachmanns »neu hinzukommende historische Begriffe«). Das ist aber auch ein Gedanke, den, wie wir wissen, Mone in weitschweifiger Ausführung und nicht ohne Übertreibung vorbringt, ohne daß Uhland seinen Vorgang direkt benötigt haben müßte, um sich zu sagen, daß Völkerwanderungs-, Kreuzzugs- und Normannenepoche ihre deutlich wahrnehmbaren Spuren in der HS hinterlassen haben. Wenn aber Mone namentlich in der späteren Zeit, um 1830, durch diese Erkenntnis noch mehr dazu angespornt wird, nach solchen historischen Beziehungen nun erst recht nah und fern herumzuspüren, so lehnt Uhland im Gegensatz dazu jede zu weitgehende Identifikation ab: Eine solche widerstrebt seiner Anschauung vom Wesen der Sagenbildung. Die Sage hat an die Geschichte angeknüpft, sie hat uns »nicht nur die leeren Namen, sondern zugleich auch weltgeschichtliche Umrisse ihrer Stellung und ihres Wirkens« gegeben — man sieht, daß Uhland hier in der Annahme eines altüberlieferten historischen Milieus und vielleicht sogar Handlungsschemas mit Lachmann geht —, aber wir brauchen deshalb nicht, wo die Sage waltet, auf Schritt und Tritt Geschichte zu wittern. Die Sage hat »aus geschichtlichen Keimen Schößlinge getrieben und hinwiederum, ihre freien Entwicklungen überall an die Wirklichkeit anheftend, über alles germanische Land ihr Netz gebreitet«. Ein besonnenes Mahnwort zum Maßhalten auch an die heutige Heldensagenforschung, die 100 Jahre nach Göttling, 150 Jahre nach Gottsched und 300 Jahre nach Freher dem Ripuarier Siegbert wieder eine Auferstehung hat zuteil werden lassen!

Bis hierher ist die Stellungnahme Uhlands durchaus modern im guten Sinn. Er erscheint unabhängig, Lachmann in manchem verwandt, aber bestimmter als dieser, ein Verfechter der historischen Grundlagen, aber

ein Feind jeder pedantischen Kleinlichkeit in der Auslegung. So kann es nicht wundernehmen, daß er sich bei längerer Abrechnung mit seinen Vorgängern im wesentlichen ablehnend über Göttling, Mone u. a. äußert. Daß er W. Grimms Heldensage höchlich auszeichnet, wird auch nicht überraschen; wohl aber, daß er plötzlich die Erklärung abgibt, daß seine Ansicht mit der Grimmschen »im wesentlichen übereinstimme«. So glatt geht also die Rechnung nicht auf, Uhland ist zu sehr Romantiker, als daß für ihn Produkte der Volkspoesie, wie es die Gedichte der HS nun einmal sind, in einem kahlen historischen Faktum ihre wahre und einzige Quelle finden könnten.

Schon oben bei der Fragestellung Uhlands (cf. S. 29) konnte es auffallen, daß er nicht die Sage, sondern »die Gedichte« aus historischem Grund hervorwachsen ließ. Er scheint also zwischen beiden Begriffen nicht zu scheiden, und er bekennt schließlich S. 134 mit voller Offenheit im Grimmschen, unlachmannschen Sinn Farbe, wenn er programmatisch erklärt: »Wir haben es wesentlich mit Poesie zu tun«. Also, die Gedichte, ja die Heldensagen selbst sind in letzter Linie doch eben Dichterwerke, und dem subtilsten Erforscher der geschichtlichen, mythischen usw. Grundlagen der Sage kann ein Strich durch die Rechnung gemacht werden durch die bloße Phantasie eines an der Ausbildung der Sage mittätigen Dichters. Daß aber dessen individuellen Regungen in der Entstehungsgeschichte der Sage doch möglichst wenig Platz eingeräumt werde, dafür sorgt Uhland, indem er die Heldendichtungen für Volkspoesie erklärt, in sicherlich nicht zufälliger Übereinstimmung mit W. Grimm. Geklärte romantische Begriffe helfen beiderseits zur Festlegung des Standpunkts. Die Volkspoesie hat ihrem ganzen Wesen nach keinen zeitlichen Anfang. Sie ist immer schon da, also auch vor jedem geschichtlichen Ereignis, das wir jetzt in ihr fixiert finden. Die Volkspoesie und ihr größtes Erzeugnis, die HS, kann weder überhaupt in der Geschichte für sich, noch weniger in einem bestimmten Zeitraum der Geschichte ihre Grundlagen haben. Also, mit anderen Worten: Das bestimmte geschichtliche Ereignis hat niemals den ersten Anlaß zu einer ganz neuen Sagenbildung abgeben können, sondern konnte nur in das bestehende ewige Ganze der Volkspoesie Aufnahme finden. Der Burgundenuntergang gab nicht den Anstoß zu einer völlig neuen Sagenbildung: Das Volk und die Phantasie seiner Rhapsoden war schon mit Sagengebilden und -inhalten aller Art durchtränkt, und einem solchen wurden die historischen Personen und Ereignisse eingefügt und angegliedert — nicht aus Willkür

oder Versehen, auch nicht auf Grund einer »rohen Identifikation«, sondern auf Grund des stets wirksamen Gesetzes, nach dem in der Ganzheit des Volkslebens und der Volkspoesie notwendig auch die äußeren geschichtlichen Schicksale in ihren bedeutenden Zügen miteinbegriffen sein müssen. Uhland weist ausdrücklich die Anschauung ab, daß die Einfügung der historischen Züge einem gelehrten Bedürfnis entsprungen sei: Wenn etwas, meint er mit Görres, so mußten sich doch die Ereignisse der Völkerwanderung und die Namen ihrer Hauptthelden dem Volksbewußtsein und der Volksphantasie einprägen. Es waren aber, so wird nun im Gegensatz zu W. Grimm weiter argumentiert, nicht nur ein paar Namen, die in die Sage eingingen, sondern Ereignisse. Von einer späteren Anpassung der Sage an die Geschichte kann nicht die Rede sein, sondern von einer »im Feuer der Ereignisse« erfolgten Verschmelzung des neuen historischen Materials mit den alten Elementen der Volkspoesie. Also Uhland glaubt an keinen vorhunnischen Atli (W. Grimm S. 345), er sieht in diesem Gegenspieler der Nibelungen von Anfang an den welthistorischen Attila. Aber man hat nach seiner Meinung nicht, auf Attilas und der Burgunden Taten und Schicksale aufbauend, eine völlig neue Sage erfabelt und erzählt, sondern man hat diese in einen älteren größeren Zusammenhang volkstümlichen Erzählungsgutes eingereiht.

So wenig Belang für Wesen und Ursprung der HS wie W. Grimm räumt Uhland also den historischen Elementen keineswegs ein. Aber auch er ist weit entfernt davon, in ihnen den wesentlichsten und greifbarsten Bestandteil der Sagengebilde anzuerkennen. Im Gegenteil, er sagt ausdrücklich (S. 128): »Diejenigen Erscheinungen, auf welche eine eigentliche historische Erklärung, eine Vergleichung mit bestimmten Personen und Ereignissen gar nicht anschlägt« seien es, »welche Phantasie und Gemüt vorzugsweise in Anspruch nehmen«. »Die Annahme, als hätte auch ihnen eine geschichtliche Unterlage nicht gefehlt und wäre nur diese jetzt nicht mehr geschichtlich nachweisbar, kann uns nicht befriedigen . . . hauptsächlich weil uns die Sage größtenteils solches erzählt, was nie und nirgends wirklich geschehen sein konnte.«

Nach jenem X also, das zu den historischen Elementen hinzugetreten ist, forscht Uhland nun weiter. W. Grimm hatte hier haltgemacht, und man sollte denken, Uhland könnte das auch tun. Hat er doch erklärt, daß wir es mit Poesie und uralter, geheimnisvoller Volksüberlieferung zu

tun haben. Dennoch schreitet er fort. Der Romantiker will sich die Gelegenheit zur Ausbeutung und Ausdeutung der Volkspoesie nicht entgehen lassen, will ihren ehrwürdigen Denkmälern weiter Geständnisse über ihre Herkunft abringen. Und auch er macht den Schluß mit, daß nur die Glaubenselemente unserer heidnischen Vorfahren als epischer Stoff Anspruch darauf haben, für noch älter zu gelten, als jede historische Überlieferung des Volkes. Nicht abgeschreckt durch W. Grimm, der ja ohnehin nur mythologischer Systematik ganz abhold war, geht Uhland daran, die mythischen Elemente der HS und damit deren eigentlichstes Wesen zu ergründen.

Am Schlusse dieses der Geschichte gewidmeten Abschnittes hat es sich schon gezeigt, daß Uhland nicht eigentlich Dualist ist. Das ergibt sich namentlich durch einen Seitenblick auf Lachmann. Dessen wahrer Dualismus hatte geschlossen: Es gibt Menschen (Geschichts-) und Göttersagen (Mythen), unsere großen Heldensagengebilde haben Sagen beiderlei Art in sich aufgenommen und miteinander verschmolzen. Auch Uhland weiß von einem geschichtlichen Ursprung der Sage, nicht aber von Sagen, die zunächst rein geschichtlich waren; die aus der Geschichte geschöpfte Elemente sind ihm nur ein Bestandteil von vielen, eine Ergänzung, oft nur Aktualisierung älterer Sageninhalte, oft sogar, wie sich gleich zeigen wird, nur Illustrierung von Glaubenssätzen.

Uhlands Anschauungen über das Mythische in der HS zeigen ihn als Forscher auf ganz anderer Stufe der Selbständigkeit oder vielmehr Eigenwilligkeit. Gleich der Eingang überrascht durch apodiktische Sicherheit: »In der Erklärung des Mythischen sind zweierlei Sagenkreise zu scheiden: der nordisch-deutsche und der gotische.« Zum ersteren rechnet er die Nibelungen- und die Hegelingensage, zum letzteren alles, was mit dem Amelungenkreis in Verbindung steht. Man sieht, das ist die Monesche Zweiteilung. Die fränkische und die sächsische Sage schließt sich zusammen unter dem höheren Gesichtspunkt der odinischen Sage, von der die gotischen Überlieferungen völlig getrennt erscheinen. Alle politischen Momente für eine scharfe Scheidung der beiden Kreise hat er abgelehnt. Jetzt aber macht er sich, zunächst noch ohne den Versuch näherer Begründung, die Monesche Behauptung zu eigen, der Hauptgegensatz der beiden Zyklen sei auf religiösem Gebiete zu suchen: eine tiefe Kluft scheidet nordisch-deutschen und gotischen Mythus. Uhland verschärft, über Mone an einem Punkt hinausgehend, diesen Gegensatz noch, indem er jegliche Beziehung des

gotischen Sagenkreises zur Asenlehre leugnet (S. 172), während Mone doch noch wenigstens eine Persönlichkeit aus derselben, Thor, als gotischen Hauptgott hatte zur Anerkennung bringen wollen.

Welcher Art ist nun der mythische Einschlag oder Grundton all dieser Sagen? Uhlands Antwort fällt für den nordisch-deutschen oder odinischen Kreis reichlich allgemein aus. In einem entscheidenden Punkt nimmt er P. E. Müllers Partei gegen W. Grimm und Lachmann, im ganzen scheint er sich seine Ansicht hier aber durchaus selbständig gebildet zu haben. Er glaubt »den odinischen Volksglauben noch als ein zusammenhängendes Ganzes im Hintergrund der epischen Gestalten nachweisen zu können« (S. 211). Er sucht also aus keiner sagenmäßigen Überlieferung ein älteres Schema heraus, das einen einst selbständigen, nun mit historischen Elementen verquickten Mythus darstellen könnte; er macht (VII, 87), die Neigung nicht mit, in der Heldensage nur vermenschlichte, getrübte und gesunkene Göttersage zu erkennen; er mutmaßt nicht in Sigfrid einen ehemaligen Gott, in den Burgunden die ehemals rein dämonischen Nibelungen: es ist keine bestimmte Fabel, die er herauszuschälen sucht, sondern ein greifbarer Glaube, ein Weltanschauungsganzes, wie es den heidnischen Vorfahren innewohnte und nach Uhland in den Gedichten allenthalben noch zutage tritt. Es ist kurz gesagt der Glaube an Odins Weltregiment, der allen diesen Sagen zugrunde liegt. »Ein Glaube der Wehrhaften und Rüstigen«, eine Weltanschauung, die in tapferem Leben und schließlichem Heldentod ihren irdischen Zweck, in späterem Zusammensein mit Odin ihre künftige Verheißung und in der Verteidigung von dessen Macht gegen die bösen Ungeheuer ihr letztes Endziel sieht. Odin ist für dieses Glaubenssystem, das Uhland ganz monotheistisch ausdeutet, nichts Geringeres als der allmächtige, allweise und allgegenwärtige Gott, der alles Geschehen von Anfang an nach einem überlegenen Plan lenkt, die Helden zum Kampf anreizt und sie nach Vollendung ihrer Laufbahn zu sich eingehen läßt. Es ist dies »ein Glaube, wie er aus der Kühnheit des Lebens selbst sich gestalten konnte, der rückwirkend begeisternden Einfluß auf das Leben äußern mußte«. Es ist aber eine Religion jenseits von Gut und Böse, die sich hier ausspricht. »Die odinische Ansicht ergreift im Heldentume die ungeschiedene Kraft; gut und böse ist ein Verhängnis, unverwüstliche Tapferkeit ein Verdienst; aus beiden Heeren, die sich im Kampfe vernichten, fahren die Helden zu Odin; ein Gegensatz ist nur zwischen ihnen und den Feigen,

Siechtoten, die ... gar nicht in das Heldenlied aufgenommen werden.« (I, 202).

In anderem Sinn und aus anderen Gründen also als P. E. Müller und später Müllenhof beantwortet Uhland die von W. Grimm und Lachmann übereinstimmend verneinte Frage nach der Ursprünglichkeit von Odins Rolle in der Wölsungensage bejahend. Er findet es seltsam, daß man neue Götter, einen Sigofrid u. a. erfinde und den zweifellos vorhandenen Odin hinausinterpretiere. Für ihn ist Odin der »Grundstein« des ganzen Sagenzyklus, und dieser selbst ist mit all seinen Seitentrieben Ausfluß der alten Glaubenslehre. Wo ein Gott alles lenkt, da können die zauberischen Wesen und Kräfte aller Art, die ihm zur Seite stehen und die bald für, bald gegen die Helden auftreten, nicht, wie W. Grimm gelegentlich möchte, als spätere Einfügungen, als Einkleidungen ursprünglich natürlicher und irdischer Personen und Dinge in übernatürliches Gewand betrachtet werden, sondern all diese Walküren, diese Riesen, Zwerge, Alben, Drachen und anderen Wunderwesen sind ebenfalls Glaubenselemente. Uhland scheint sie gewissermaßen als den Hofstaat des zentralen Gottes zu betrachten. Es liegt allerdings in seiner damals schon in diesem Sinn entwickelter Anschauung vom Wesen der altgermanischen Religion, daß gleichwohl nach seiner Meinung nicht von allen Bekennern Odins die körperliche Existenz dieser überirdischen Welt geglaubt wurde. S. 148: »Allen Glaubenslehren ist gemein, daß sie von ihren Anhängern bald mehr wörtlich und handgreiflich, bald mehr sinnbildlich und geistig aufgefaßt wurden.« Ein gebildeter Nordländer also, der im Geiste dieses Odinglaubens dachte und dichtete, brauchte nicht an das wirklich körperliche Dasein z. B. der Walküren zu glauben. Aber sie waren ihm auch keineswegs bloße Fabelwesen, sondern er verstand die sinnbildliche Bedeutung dieser Halbgöttinnen sehr gut. Nicht wie Mone u. a. in Wolkenbildungen und Luftgesichten darf man rationalistisch ihre Erklärung suchen, auch nicht in ihnen allgemeine primitive Allegorien, Personifikationen von Tugenden u. dgl. sehen: sondern in ihrer Mittelstellung zwischen Gott und Mensch sind sie der klarste Ausdruck der altbezeugten germanischen Ansicht, daß der Frau etwas Göttliches innewohne (S. 152).

Auf diese Weise eröffnet Uhland also bei aller Betonung des Geglaubtwerdens dieser Mythologie die Möglichkeit einer weitgreifenden sinnbildlichen Ausdeutung, wie er sie dann wenige Jahre später im *Mythus von*

Thor selbst systematisch versucht hat. Doch ist hier noch keine Rede davon, daß er die mythischen Mächte und Wesen zu Allegorien verflüchtigen möchte. Manche jetzt rein menschlich anmutende Erscheinung des Sagenkreises hat für ihn ihren Ursprung in dämonischen Regionen, so Hagen, in dem er zwar keinen ehemaligen Hödr, wohl aber ein Nebel- und Finsterniswesen sieht.

In der Vermenschlichung, die diese ursprünglich übernatürlichen Personen im Norden und in verstärktem Maße in Deutschland haben durchmachen müssen, erblickt Uhland den unvermeidlichen Entwickelungsprozeß aller alten Mythenfiguren. Die Walküren mußten zu streibaren Mädchen, der Dämon Hagen zu einem irdischen Vasallen des historischen Burgundenkönigs werden — in dem Maße eben, als der Glaube abnahm. Die Einführung des Christentums ist für Uhland wie für Lachmann und Mone der Grund der Vermenschlichung alles Überirdischen in der Sage. Wörtlich könnte er Lachmanns Satz unterschreiben, daß nicht mehr geglaubte Götter nicht vermenschlicht werden, sondern aus der Sage verschwinden. In der jungen deutschen Sage hat sich daher Odin, der ursprüngliche »Schlußstein des Ganzen« nicht halten können, überhaupt »finden wir das Mythische, das in der nordischen Darstellung vollständig, zusammengreifend und bedeutungsvoll erscheint, in der deutschen mangelhaft, zerstreut, in Widersprüche und Mißverständnisse verwickelt« (S. 158.).

Aus dieser Betrachtung der Denkmäler des Odinischen Kreises mag Uhland die Überzeugung geschöpft haben, daß in den Gedichten der HS überhaupt noch ganze alte Glaubenswelten aufs deutlichste durchschimmern. In den Liedern des Amelungenkreises nun ist nirgends eine Spur von Odin zu finden. Also mußte es eine andere Religion sein, die diesen zugrunde liegt. Das könnte Uhlands Schlußweise gewesen sein. Wahrscheinlicher ist, daß er sich schon früh die beiden Moneschen Sätze zueigen gemacht hat, nach denen erstens die Grundlage aller Heldensage alte Göttersage ist und man dabei zweitens grundsätzlich zwischen fränkischem und gotischem Sagenkreis zu scheiden hat, und daß er diese beiden Dogmen dann auf seine Weise zu begründen und zu vertiefen strebte. Denn daß er sich noch 1830 in keiner Weise von der Phantastik des durch Mone ausgebauten Heidelberger Mythologensystems, der Görres, Creuzer usw. freigemacht hatte, geht aus seinen nun folgenden Ausführungen hervor.

Bei der Suche nach diesem zweiten mythischen System verschleiert sich Uhlands sonst so klarer und kritischer Blick. Ein Führer, dem zu folgen

er früher ausdrücklich abgelehnt hat, bringt ihn in die Irre. Ganz wohl fühlt er sich auf diesem fremden Boden nicht, er muß Lücken seiner Kenntnisse zugeben, sich an populären Auszügen orientieren. Kennzeichnend für eine noch bestehende innere Unsicherheit ist es auch, daß er hier seine Hörer ganz entgegen seiner sonstigen Art erst durch einen Kunstgriff gefühlsmäßig zu gewinnen und sie so über die vielleicht nicht völlige Lückenlosigkeit seiner Argumentationen hinwegzutäuschen sucht. Er geht von dem Sohn-Vaters-Kampf aus; die Ähnlichkeit der europäischen, speziell der deutschen Fassung dieser Sage mit der persischen von Rusthm und Sehrab bietet einen so bestechenden Beleg für das Vorhandensein verbindender Fäden zwischen persischer und gotischer Sage und Dichtung, daß der Hörer schon im voraus geneigt gemacht wird, weitere Argumente dafür anzuhören. Und um ihn erst recht gleichsam mit orientalischer Luft anzuhauchen und eine geheimnisvolle, nach der Wiege der Menschheit hindeutende Zaubersphäre vor ihm aufzutun, analysiert Uhland umständlich die aus den früheren Inhaltsangaben mit gutem Takt weggelassene Abenteuerserie Wolfdietrichs, deren phantastisch ungeordnetes Durcheinander aus deutscher Glaubenslehre keinerlei Erklärung zu finden vermag und zu deren Verständnis man nur kommen kann, wenn man gar weit in die Ferne schweift: Die Erklärung für sie »fließt in persischer Heldensage und Glaubenslehre«.

Man würde sich wundern, Uhland, den ja sonst ein gesunder Tatsachen- und Wirklichkeitssinn auszeichnet, auf solchen Bahnen sich bewegen zu sehen, ließe sich nicht, wie gesagt, erkennen, daß hier Eindrücke früher, romantischer Zeit wieder zu ihrem Recht kommen. Wie solche bei Uhland zu haften vermochten, hat uns schon ein Beispiel gezeigt. Der Mitarbeiter der Einsiedlerzeitung hat dieses jungromantische Organ sicher in all seinen so verschieden gerichteten und zu bewertenden Artikeln genau in sich aufgenommen, und wenn er sich dessen bei der Ausführung seiner Vorlesungen auch kaum mehr klar bewußt gewesen sein dürfte, so war es ihm doch gewiß zuerst durch Görres' Aufsatz: *Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen* wenn nicht als gewisse Tatsache, so als große Wahrscheinlichkeit im Gedächtnis geblieben, daß geheimnisvolle uralte Beziehungen die persische Heldensage mit der deutschen verbinden. Görres erreicht freilich auch in seinen kühnsten Äußerungen auf diesem Gebiet nicht den Grad der Bestimmtheit, der Uhlands Ausführungen eignet, sondern

er bewegt sich seiner Gewohnheit gemäß meist in sehr orakelhaften Andeutungen. Nur an einer der hier in Betracht kommenden Stellen erhebt er sich zu einer apodiktischen Behauptung.

Mit Sicherheit können wir Uhlands Anlehnung an diesen Gewährsmann daher erst dort feststellen, wo die von ihm aufgedeckte, in den Orient zurückführende »erste Ader« der deutschen Heldenpoesie direkt mit der persischen Tradition in Verbindung gebracht wird. Die Perser sind es nach Görres, deren Poesie weitaus am meisten nordische Physiognomie aufweist. Namentlich das königliche Buch, *Schahnameh*, trägt in den Erzählungen der Heldentaten Rosthems und Asfendiars ein den deutschen Heldensagen sehr ähnliches Gepräge. Es finden sich hier wie dort »gleichsam stehende Typen der Poesie, die dort in ihrer ersten Größe sich erhalten haben«. Görres wehrt ausdrücklich dem Verdacht, als könnten die verhältnismäßig späten persischen Gedichte vom Occident her Einflüsse erfahren haben. »Leichter gehen die Dinge mit dem Strom, als daß sie gegen ihn ankämpfend sich bewegen«. Auf die Entdeckung spezieller Analogien zwischen persischer und deutscher Heldendichtung geht Görres nicht aus. Das tat zuerst W. Grimm, indem er in den *Dänischen Heldenliedern* S. 467 das Einschlafen und die Erweckung Otnits unter der Linde mit dem Eingreifen der hilfreichen Tiere im *Schahnameh* vergleicht: Rusthem wird gleich Otnit und später Wolfdietrich von seinem treuen Roß dreimal beim Herannahen des Drachen aus dem Schlaf geweckt. In v. d. Hagens Einleitung zur *Edda* 1812, wird S. 47 auf die übereinstimmende Unverwundbarkeit Rosthems, Achills und Siegfrieds hingewiesen und ein uralter Zusammenhang gemutmaßt. Görres selbst fügte in seiner Übersetzung des *Schahnameh (Das Heldenbuch von Iran I Berlin 1820)* noch einige Parallelen bei, in rein vergleichender Absicht. Sein Standpunkt ist hier bereits vorsichtiger gewählt: Wie der Traum eines »großen kolossalen« Gedichtes, in dem die Nibelungen nur ein Gesang waren, ausgeträumt ist, und er sich damit begnügt, in den deutschen Gedichten nicht Trümmer von einem ehemaligen, sondern Bausteine zu einem nie wirklich gewordenen Riesengebäude zu sehen (S. CCXLVI), so stellt er jetzt auch nur mehr Analogien zwischen dem persischen und dem deutschmittelalterlichen Rittergeist fest, die Wiederaufnahme des früheren Gedankens eines altepischen indoeuropäischen Gemeingutes erfolgt nicht. Er spricht sogar ausdrücklich nur für die persische Dichtung aus, was Uhland von der germanischen ebenfalls nachweisen möchte: »Dem Orient

allein war es vorbehalten, in seinen Heldenliedern die alte Göttergeschichte in Menschentaten fortzudichten und also das Epos mit der Mythe zu verknüpfen«. (S. XLI.)

Uhland, einem eifrigen Leser des *Schahnameh* übrigens, genügte diese späte gemäßigte Ansicht von Görres nicht. Ihm und W. Grimm macht er S. 178 den Vorwurf, sie hätten es bei der Andeutung einzelner Übereinstimmungen bewenden lassen, eine Begründung des gotischen Epos auf gleicher mythischer Unterlage mit dem persischen aber nicht versucht. Er erst macht Ernst mit der Aufdeckung jener »alten Ader«, von der er gar nicht mehr zu wissen scheint, daß Görres sie ihm zuerst aufgewiesen hat. Anstatt einzelner, vielleicht durch Zufall zu erklärender Analogien soll die ursprüngliche Identität einer ganzen Kette von Ereignissen nachgewiesen werden. Dadurch rückt die wirre Abenteuerserie Wolfdietrichs zu ungeahnter Bedeutung empor. Sie ist ursprünglich gleich dem gigantischen Siebentagewerk, das der persische Held Rusthm und nach ihm Asfendiar vollbringt, um die gefangenen Seinen zu erretten.

Wie mancher scharfsinnige Forscher ist schon durch die verführerische Kraft neuer von ihm aufgedeckter Analogien zu Fehlschlüssen verleitet worden! Wir würden Uhland seine Freude an den scheinbar so frappanten Übereinstimmungen zwischen persischer und deutscher Sage zugute halten, baute er nicht gar zu kühn auf so schwankem Grunde weiter. Der Orient, so hörten wir von Görres, hat in seinen Liedern alte Göttergeschichte in Menschentaten fortgedichtet. Das war nicht nur im Orient der Fall, hält Uhland dem entgegen. Es sind nicht persische Heldensagen, es ist persische Glaubenslehre, die in der gotischen Dichtung ihren Niederschlag gefunden. Hat Uhland vorher einem Görresschen Satz zu näherer Begründung verholfen, so jetzt mit besserem Bewußtsein einem Moneschen: eben dem früher zitierten, daß »die Lichtreligion Persiens bei den alten Deutschen einheimisch geworden« sei.

Uhland unterrichtete sich und seine Zuhörer über die Grundlinien der zendavestischen Theologie aus einem ebenfalls reichlich romantisch angehauchten Werk, aus Görres' *Mythengeschichte der asiatischen Welt.* Was die Vorlesungen S. 193ff. über die persische Religion berichten, ist ein stellenweise stark kürzender Auszug aus Görres' erstem Band (S. 219/36 = U. S. 193/96). All das möchte er nun keineswegs als persisch-germanischen mythischen Gemeinbesitz angesprochen wissen. Zoroaster, dessen Lehren

er vorgetragen hat, soll hier einen rein stofflichen primitiven Mythus gereinigt und vertieft haben. In seiner noch ungeläuterten Form war dieser volkstümlich und ist in Persien wie später bei den Goten zum Epos versinnlicht worden.

Der Inhalt dieses uralten indoeuropäischen Mythus ist nun nichts weiter als der im Leben und der Welt überhaupt herrschende und ständig andauernde Kampf zwischen den zwei Grundkräften des Lichtes und der Finsternis, die das Gute und Böse versinnbildlichen und in den zwei Urgottheiten Ormuzd und Ahriman und ihrem dämonischen Gefolge personifiziert erscheinen.

Uhland nennt diese Religionsform Dualismus. Wir wissen aus Vorlesungszitaten, daß er mit seines Tübinger Kollegen Baur mehrbändigem Werk *Mythologie und Symbolik* bekannt gewesen ist. Von dessen Darstellung der persischen Mythologie wird er freilich nichts über Görres Hinausgehendes gelernt haben, denn die betreffenden Partien bei Baur bieten keinerlei Originelles. Aber Uhland nahm dessen grundsätzliche Unterscheidung der Religionssysteme herüber. Baur hat I, 113 an Creuzers *Mythologie* auszusetzen, daß dies Werk den eigentlichen religionsphilosophischen Standpunkt, die prinzipielle Scheidung der einzelnen Religionen und der ihnen zugrunde liegenden Geistesstufen vernachlässige. Er seinerseits wünscht dies nachzuholen und findet das beste Unterscheidungsmerkmal der geistigen Höhe der einzelnen Religionen in der »numerischen Verschiedenheit des höchsten Wesens«. Zwischen die zwei allverbreiteten Begriffe des Polytheismus, der primitivsten Stufe, und des Monotheismus, der geistigsten Religionsform, schiebt er den sog. »Dualismus« ein, der »auf die Tätigkeit eines fordernden Verstandes zurückzuführen ist«. Nach diesem »zerfällt das gesamte endliche Sein, sofern es auf das einzelne Leben entweder fördernd oder hemmend, angenehm oder unangenehm einwirkt, in einen großen Gegensatz, den des Bösen und Guten, und da das Abhängigkeitsgefühl diesen Gegensatz auf eines zu beziehen unfähig ist, so werden nun an die Spitze des Gegensatzes zwei völlig getrennte und einander feindlich entgegengesetzte Wesen gesetzt, von denen der Mensch sich auf eine entgegengesetzte Weise abhängig fühlt«. Der typische Vertreter dieses Dualismus ist natürlich auch für Baur die persische Religion.

Auch Mone (Mosers *Auszug* S. 912) bekennt sich zu der Ansicht, daß »der Dualismus zwischen Nacht und Tag den Grundzug des süddeutschen

Heldenbuchs« ausmache — allerdings auch den der nordischen Götterlehre, was Uhland ausdrücklich ablehnt.

Dieser Kampf nun aber zwischen zwei Weltprinzipien oder Gottheiten pflanzt sich auch in andere Regionen fort, wie Uhland des weiteren darlegt. Wieder spendet uneingestandenermaßen Görres eine grundlegende Idee. Wie erwähnt, hat er (in der Vorrede zum *Heldenbuch von Iran*) geschieden zwischen den »drei Gezeiten«, die bei der Entstehungsgeschichte des Weltepos beteiligt waren: einer Urzeit oder mythischen Zeit folgt eine heroische Periode, dieser wieder die geschichtliche. In der HS finden wir nach Uhland (S. 198) die ursprüngliche, der mythischen Zeit entstammende Weltansicht wieder, heroisch gestaltet. Die starken und reinen Geister, die den Bösen gegenübertreten, erscheinen als streitbare Helden, die bösen Geister oder Diws, wie sie im Persischen heißen, als dämonische Zauberwesen aller Art, meist als Drachen. Das Siebentagewerk Rusthms bedeutet nichts anderes als den Kampf eines Lichthelden gegen sieben Ahrimanskräfte, der durchgefochten werden muß, damit die Lichtsöhne wieder aus der Gefangenschaft der Diws erlöst werden können.

Um die Anwendung dieser Sätze auf die deutsche HS machen zu können, bedarf Uhland noch eines weiteren Gewährsmannes, und dieser ist Mone. Ohne ihn wäre der Ausbau des Uhlandschen Lehrgebäudes in diesem Sinne nicht möglich gewesen. Der Schüler hat sich freilich nur an einer Stelle (S. 209), da aber durch Zitieren eines Kernsatzes, zu den Schriften des Lehrers bekannt.

Aus der Analogie des *Schahnameh* mit den Wolfdietrichen würde zunächst nur folgen, daß die feindlichen Gewalten, mit denen dieser Held zu kämpfen hat, den persischen Diws gleichzuachten sind. Aber Uhland wünscht ja nicht nur eine Erklärung für Wolfdietrichs Abenteuer, sondern für den ganzen gotischen Sagenkreis. Und diese fällt ihm nicht schwer, da er für die Haupttat Rusthms, die Befreiung der befreundeten Lichtgeister aus der Macht der Diws, Parallelen auch bei Rother und bei Dietrich von Bern findet. Sie alle »kämpfen und dulden für die Rettung ihrer getreuen Dienstmannen«. Dies ist, wie wir längst wissen, für Uhland also der Kern der Amelungensage, als deren hauptsächlicher literarischer Niederschlag ihm demnach eine wirre Episode in Dietrichs Flucht und ein etwas weniger konfuser, dafür aber um so knapperer Bericht im Anhang zum Heldenbuch erscheint. Von der Gleichheit der Handlung schließt er

auf Gleichheit der Helden: Es ist in seinen Augen dieselbe Persönlichkeit, die den Gestalten des Wolfdietrich, Dietrich von Bern und Rother zugrunde liegt. Und damit sind wir, wie man sieht, mitten in Mones Lehre: Wolfdietrich, der Berner und Dietrich-Rother sind »mythisch eines«, der ehemalige Lichtheros hat in mehreren historischen Personen (Otnit rechnet er allerdings nicht dazu) seine epische Verkörperung erhalten. Monisch ist auch der Gedanke, daß diese Gestalten im Lauf der Zeit immer mehr entmythisiert, immer epischer werden. Wie (s. o.) die Riesen und Zwerge in der späteren Dichtung zu Sarazenen vermenschlicht worden sind, so erscheinen überhaupt, nach Mone wie nach Uhland, die ursprünglich dämonischen Gegner in christlicher Zeit zu bloßen bösen Menschen herabgedrückt. Das Wunderbare, das Mythisch-Symbolische, ist den Abenteuern Wolfdietrichs »vor denen der beiden anderen Helden eigentümlich, mit der persischen Sage aber gemeinsam«. In dieser bunt verworrenen Darstellung haben wir also die altertümlichste Sagenform zu sehen, und W. Grimm wie alle anderen, die in Wolfdietrich nur den verchristlichten Dietrich von Bern erblicken, unterschätzen diesen und sein sagenmäßiges Alter ganz gewaltig. Von dem Berner dagegen werden Kämpfe mit Ungeheuern nur als verlorene Fabeln aus seiner frühen Jugend berichtet. »Das Menschliche, das Episch-Charakteristische hat hier über das Wunderbare, Mythisch-Symbolische gesiegt.« Diese Anschauung bekrönt Uhland, indem er, stets im engsten Anschluß an denselben halbwissenschaftlichen Vorläufer, den mythischen Hintergrund der nunmehr historisch eingekleideten Gegner Dietrichs von Bern aufdeckt: Die bösen Diws haben auf älterer Stufe noch Drachengestalt, jetzt erscheinen sie als mächtige Könige. Genau wie Mone kommt er zu dem Resultat, daß der jetzige Ermanrich ursprünglich einmal ein böser Drache gewesen sein muß, als welcher er also mit Wolfdietrichs Hauptfeind identisch war. Der menschlich-epische böse König, der Erzfeind des Lichthelden, und der göttliche Vertreter des bösen Prinzips in der persischen Mythologie geben ihre ursprüngliche Identität auch durch Namensähnlichkeit zu erkennen: hier Ermanrich, dort Ahriman (S. 202; cf. Mone oben S. 26).

Uhlands Darlegungen weisen manche Punkte auf, bei denen man einigermaßen nachfühlen kann, daß die Analogie auf ihn eine bestechende Kraft ausübte, die Annahme eines Zufalls ausgeschlossen erscheinen ließ. Folgendes sind die prinzipiellen Einwände gegen sein Vergleichsverfahren,

dem eben doch bei aller scheinbaren Genauigkeit etwas Unphilologisches anhaftet. Erstens stellt UHLAND nirgends die Frage nach dem Werden der abenteuerlichen Berichte über Wolfdietrichs Fahrten. Er war auf Grund der damaligen Wolfdietrichforschung freilich noch nicht dazu imstande, die Entwicklungsreihe völlig zu übersehen; das Gedicht A kannte er in der Originalgestalt noch nicht. Aber die ihm vorliegenden Denkmäler zeigten doch schon zur Genüge, wie das Abenteuerliche von Fassung zu Fassung sich mehr vorgedrängt und schließlich den Charakter des Ganzen bestimmt hat, so deutlich es großenteils den Stempel junger Erfindung an sich trägt. UHLAND hielt sich im wesentlichen an Kaspar von der Rhön, der altepisches Gut neben albernen spielmännischen Verdrehungen aufnimmt. Die Quellenkritik, in deren Fehlen H. FISCHER den Hauptmangel der Odinabhandlung sieht, ist auch hier zu vermissen, was UHLANDS Kardinalfehler darstellt. Zweitens trägt UHLAND bei der Analyse der persischen Quellen in noch erhöhterem Maß als bei derjenigen der Wolfdietrichgedichte, wo er auch hätte kritischer verfahren können, seine Belege von den verschiedensten Stellen her zusammen. Nicht nur das Siebentagewerk Rusthms allein enthält die Analogien zu der wunderbaren Reise Wolfdietrichs, die ihm ebenfalls zu einer siebengliedrigen Kette wird, sondern er zieht auch abgelegene Abenteuer des *Schahnameh* bei, die völlig außerhalb dieses Rahmens stehen; so verwertet er vor allem auch die Berichte über den späteren Asfendiar, dessen Reise eine Kopie der Rusthmschen ist. Dabei ist er aber in der Anführung der Übereinstimmungen, wie sich zeigen läßt, nicht einmal ganz vollständig, was er doch sicherlich sein wollte, er übersieht z. B. daß die Pferdeprobe, die Wolfdietrich D VII, 156 von dem Helden berichtet wird, sich auch im *Heldenbuch von Iran* I, 146 als Krafterweis Rusthms erzählt findet. Und drittens läßt sich sagen, daß die Analogien großenteils in keiner Weise zugkräftig sind, weil sie Motive betreffen, die noch einer ganzen Reihe anderer Werke des Ma.s den Verdacht persischen Ursprungs zuziehen müßten. Das orientalische Kostüm, das doch der Hauptsache nach erst aus der Kreuzzugszeit stammt, machte auf ihn ohne Grund einen altehrwürdigen Eindruck. Wenn er sich verwundert und eine so weit hergeholte Erklärung dafür aussinnt, daß Löwen, Elefanten und Drachen in die Lombardei verpflanzt erscheinen, so durfte er nicht vergessen, daß der Löwe sogar nach dem NL im Odenwald anzutreffen war, daß der Elefant in der Thidrekssaga sein Wesen treibt

und die orientalische Herkunft der Vorstellung des Drachens keineswegs feststeht.

In der literarischen Übersicht, die auch den Ausführungen über das Mythische folgt, überrascht noch weit mehr als an der früher zitierten Stelle Uhlands demonstrative Zustimmung zu W. Grimms wieder eingehend dargelegter Theorie. Freilich liegt in den »nur« und »aber«, die er nachfolgen läßt, eine direkte Negierung von dessen Standpunkt: »Ich bin mit dieser Ansicht im allgemeinen einverstanden. Nur glaube ich auch durch den jetzigen Zustand der Gedichte hindurch den odinischen sowohl wie den gotischen Volksglauben noch als ein zusammenhängendes Ganzes im Hintergrund der epischen Gedichte nachweisen zu können.« Wie wenig würde aber eine solche, an junge und abenteuerliche Züge der Sage anknüpfende mythologische Interpretation W. Grimm und den Anforderungen seines Schlußwortes (s. S. 399) entsprochen haben! — Mones Bedeutung bleibt nach Uhlands bibliographischen Zusammenstellungen im dunkeln.

Wie sich Uhland selbst nicht mehr seiner ursprünglichen Stellungnahme zu den einzelnen Vorgängern und Gewährsmännern bewußt sein mochte, so ist es auch für uns schwer, diese genau festzulegen. Uhland ist scheinbar Eklektiker, wenn er die Grimmsche Anschauung von dem poetischen Ursprung der Sage zu der seinen macht, wenn er in Übereinstimmung mit Lachmann Wilhelms Geschichtsauffassung modifiziert, mit Müller u. a. die Ursprünglichkeit Odins in der Nibelungensage verficht und mit v. d. Hagen, Lachmann und der Mehrzahl der damaligen Forscher dem Mythus eine greifbare und zentrale Funktion im Gefüge der Sage einräumt. Unbezweifelt folgt er Görres, um im Osten jener alten Ader nachzuschürfen, kehrt nach dessen Vorbild bei den Persern ein und belegt mit Mone das Auftreten der Elemente persischer Lichtreligion in der gotischen Mythologie.

In Wahrheit hat er aber sein System keinenfalls so mosaikartig aneinandergefügt. Das wäre denkbar, wenn er sein erstes Kolleg lediglich aus der ihm vorliegenden Literatur eilig hätte zusammenstellen müssen: Wir wissen im Gegenteil, daß er vom Katheder herab die Resultate jahrelangen eigenen Nachdenkens dargeboten hat. Wohl prüfte er alles und behielt das Beste, oder was er dafür ansah; aber eben die Tatsache, daß er so grundverschiedene Gewährsmänner wie W. Grimm und Mone nebeneinander benutzen und doch ein einheitliches System zu bieten vermochte, beweist, daß er alles auf das gründlichste in sich verarbeitet hatte. Ohne

die ständige zustimmende Zitierung der *Deutschen Heldensage*, für die er in selbstlosem Eifer Propaganda zu machen sucht, würde sich uns seine Verwandtschaft mit W. Grimm keineswegs so stark aufdrängen, wie jetzt der Fall ist, und daß er in der lebhaften Betonung der Bedeutsamkeit geschichtlicher Namenskomplexe mit Lachmann ging, wußte er 1830 wahrscheinlich selbst gar nicht; ebensowenig, wie er sich die doch so klaren Einflüsse Görres' und Mones gegenwärtig hielt. Er hatte sich von den Gedanken all dieser Forscher schon vor Jahren durchdringen lassen und brauchte so keine unmittelbaren literarischen Entlehnungen mehr aus ihnen vorzunehmen.

Ob er dies sein Lehrgebäude mit der gleichen zuversichtlichen Sicherheit aufgeführt hätte, wenn es für den Druck bestimmt gewesen wäre, muß freilich dahinstehen. Daß es bei ihm selbst fest begründet dastand, beweist u. a. die Tatsache, daß er seine prinzipielle Scheidung der beiden Sagenkreise auch auf das ethische Gebiet überträgt. Nur für die Gedichte gotischer Herkunft möchte er seinen früheren Satz gelten lassen, daß die Treue den sittlichen Grundton der altgermanischen Poesie abgebe: Wolfdietrich, Dietrich und Rother handeln unbedingt nach ihrem Gebot. Im Nibelungenlied dagegen ist eine gewisse Zwiespältigkeit bei allen, auch den an sich sympathischsten Charakteren wahrzunehmen. Nicht nur Hagen und Krimhild sind treulos — wenngleich aus Treue —, sondern auch auf Siegfrieds Lichtgestalt fallen infolge seines Verhaltens gegenüber Brünhild und dem nibelungischen Brüderpaar bedenkliche Schatten. Hier spricht der Dichter des Nibelungenentwurfes von 1817.

Es wäre eine Aufgabe für sich, festzustellen, wie und warum Uhland an seinen Kollegien weitergefeilt, hier einen Gedanken greifbarer, dort einen anderen vorsichtiger formuliert, sich an der einen Stelle knapper, an der anderen eingehender gefaßt hat. Das zeigt sich vor allem bei einem Vergleich der 1831/32 gelesenen *Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker* mit dem älteren Kolleg. Seine in diesem vorgeführten Ideen über die HS kehren in der zweiten Vorlesung wieder, ohne eine grundsätzliche Änderung erfahren zu haben. Dennoch läßt sich der Gestalt, in der sie nunmehr auftritt, Lehrreiches über Uhlands Fortentwickelung entnehmen. Es ist nirgends die Tendenz zu einem Einreißen des älteren Lehrgebäudes zu bemerken, das sich also auch einer erneuten Prüfung als wohlfundiert erwies, sondern es wird in dem früheren Sinne weiter ausgebaut.

In einigen Punkten läßt sich eine gewisse Weiterentwickelung seiner Gedankengänge zeigen, er nähert sich gelegentlich Lachmann und W. Grimm, um hinwiederum namentlich von des ersteren Haupttheorie, die ihm ja erst jetzt, 1832, bekannt geworden ist, weit abzurücken.

Deutlicher als bisher sucht er das Wesen der HS in formelhafter Definition darzulegen. Er scheidet (VII, 524) zwei Richtungen, deren eine die HS für eine menschlich umgewandelte Göttersage ansehe, während sie nach der anderen im wesentlichen menschliche Verhältnisse darstelle, wenngleich im Zusammenhang mit göttlichem und übernatürlichem. Seiner vermittelnden Theorie ist die HS ein ergänzender Teil des mythischen Weltsystems (S. 86): »In der HS werden wir die Einwirkungen der Götter und diese selbst in das irdische Menschenleben herabsteigen sehen«. Eine weitere Klärung seiner Anschauungen stellt es dar, wenn er die Gültigkeit dieses Satzes nunmehr fast ganz auf die nordische Gestalt der HS einschränkt: »Der HS der deutschen Völker war es nach der Bekehrung der letzteren zum Christentume nicht mehr möglich, mit der alten heidnischen Göttersage auf ähnliche Weise, wie es im später bekehrten skandinavischen Norden geschehen konnte, fortwährend ein Weltganzes auszumachen und so in schriftlicher Auffassung bis auf unsere Zeit durchzudringen« (S. 515 f.). Ein wesentlicher Unterschied zwischen nordischer und deutscher Sagenentwickelung ergibt sich ihm daraus: »Sie (die HS) löste sich von der Götterwelt ab, strebte jedoch nur um so emsiger dahin, die einzelnen heroischen Sagen und die besonderen Sagenkreise der verschiedenen deutschen Volksstämme zu einem immer größeren epischen Ganzen zu sammeln und zu verschmelzen, während umgekehrt im Norden die Sagen und Sagenkreise unter sich weit mehr vereinzelt blieben und nur im Zusammenhang mit der Göttersage ihre gemeinsame Bindung fanden.« Es ist eine feine und zutreffende Bemerkung, daß die genealogisch fortschreitende Verknüpfung des Nordens eine viel äußerlichere Verbindung ergebe als die in die Breite gehende, höchstens Seitenverwandtschaft annehmende des deutschen Epos.

An dem romantischen Begriff des epischen Zyklus wird also hier energisch Kritik geübt. Offenbar erscheint Uhland die Ursprünglichkeit des Zusammenhangs der verschiedenen deutschen Sagenkreise immer fraglicher. Die Swanhildsage von der Nibelungensage abzutrennen, dazu hilft noch eine persische Analogie, von allen wohl die schwächste. Uhlands

Kritik macht aber auch nicht mehr vor dem inneren Gefüge der Nibelungen halt: Ohne Zeichen der Zustimmung wird freilich (VII, 522) W. Grimms Vermutung über die Existenz eines vorhistorischen Atli wiederholt, aber in die Trennung eines historischen und mythischen Gunther scheint er jetzt zu willigen, ja er hilft S. 523 Lachmanns an diesem Punkt besonders stützungsbedürftigen Argumentationen auf, indem er Belege für die mythische Funktion des Namens Gunther beizubringen sucht.

Die neue Fassung der Vorlesung strebt also, wie sich aus diesem Beispiel ergibt, vor allem eine schärfere Scheidung der ursprünglich vereinzelten und später erst kombinierten Sagenbestandteile an. Die Neigung, das historische Element als etwas sekundär Eingedrungenes anzusehen, nimmt sichtlich zu, Uhland nähert sich also einerseits dem Lachmannschen Dualismus, anderseits der W. Grimmschen niedrigen Einschätzung der Geschichte.

Anderwärts indes rückt er von dem Verfasser der *Deutschen Heldensage* ab: Uhland wird jetzt mehr und mehr von der Originalbedeutung seiner mythischen Theorie durchdrungen. Jetzt kann er nicht mehr erklären, mit W. Grimms Ansichten »im wesentlichen einverstanden zu sein«, sondern er spricht offen aus, dieser scheine ihm die größeren Zusammenhänge zu wenig zu beachten und sich zu sehr auf die Behandlungen der einzelnen Erscheinungen des Wunderbaren zu beschränken. Die Frage, ob in der HS tatsächlich ein großer mythischer Zusammenhang durchschimmert, hat für ihn jetzt folgenden Sinn gewonnen: ». . . ob in dem ganzen Sagenzyklus die Spuren mythischer, Göttliches und Menschlisches vereinigender Weltanschauung nachgewiesen werden könne« (VII, 518). Dies Problem hat er bereits in vollkommen bejahendem Sinn erörtert.

Zwei Argumente sind es hauptsächlich, aus denen für ihn nunmehr mit Sicherheit hervorgeht, daß der »odinische Mythus« der nordischen wie der deutschen Nibelungensage nicht äußerlich angehängt worden, sondern mit ihrer innersten Bedeutung verknüpft ist. Erstens kann er sich von dem Eindruck nicht freimachen, daß die Horterzählung der Wölsungensage das unverkennbare Gepräge mythischen Ursprungs trägt. Der Anfang des Gedichtes *Reginsmal* nimmt sich ja in der Tat aus wie ein trümmerhaft erhaltenes Götterlied, und Uhland sucht gegen W. Grimm festzustellen, daß die Götter hier keineswegs eine unwürdigere Rolle spielen als sonstwo. Die alte, schon von Hagen vertretene Ansicht, daß die so verhängnisvoll zentrale Stellung des Hortes

in der Sage nur dann denkbar sei, wenn tatsächlich göttliche Bestimmung in den Schicksalen und Wirkungen dieses Schatzes zum Ausdruck gelangt, kommt bei Uhland wieder zu Ehren: So weithin reichender Segen oder Fluch wie der dieses Goldes muß ursprünglich religiös begründet gewesen sein (cf. S. 530). Zweitens sträubt sich Uhland dagegen, der Walküre Brünhild »den Panzer vom Leib zu schneiden«. Wenn nicht aller Sinn und Zusammenhang der nordischen Fabel sich auflösen soll, so kann sie kein irdisches Heldenweib, muß sie eine Walküre sein. Der Glaube an diese halbgöttlichen Frauen ist aber nur im Zusammenhang der odinischen Religion möglich gewesen. Die Züge der Odinstochter, die fremd und übermenschlich in irdische Verhältnisse hereinragt, trägt Brünhild auch noch im Deutschen, wo lediglich solche dunkeln Reste noch an die einstige zentrale Bedeutung des Mythischen gemahnen.

Ausführlicher als früher gedenkt Uhland 1832 der Hegelingensage, wohl vor allem, weil sie ihm als besonders charakteristisches Beispiel für die Sagen des odinischen Kreises erscheinen mochte: Aufs deutlichste tritt ja hier Odin als Kampfreizer hervor, der tote Helden zu sich sammeln möchte. Auch hier ist eine Walküre, Hild, das Werkzeug, dessen er sich hauptsächlich bedient. — Die Behandlung der Amelungensage weist in der neuen Redaktion der Vorlesung die wenigsten Änderungen auf. Die Zahl der zwischen persischer und deutscher HS festgestellten Ähnlichkeiten ist noch angeschwollen; daß die Hypothese dadurch an Wahrscheinlichkeit gewonnen habe, werden wir nicht sagen. Es ist nun hier allerdings auch der Frage Beachtung geschenkt, ob nicht vielleicht in früher Zeit aus dem Orient westwärts verpflanzte Gedichte den Verfassern von Heldensagenliedern als literarische Quellen vorgelegen haben mögen. Aber als triftigen Einwand gegen seine Theorie einer greifbaren Urverwandtschaft erkennt Uhland diese Erwägung nicht an. Wenn also W. Scherer späterhin (Kl. Schr. I, 693) durch die Anführung dieser Möglichkeit allein schon Uhlands Persertheorie widerlegen zu können meinte, so wäre dieser selbst in Wahrheit von einer solchen Argumentation keineswegs überrascht worden.

Sie hatte tief in ihm Wurzel gefaßt, diese romantische Lieblingsidee, sie war keine Grille und kein flüchtiger geistreicher Einfall, sondern bildet neben der neuen Antwort auf die alte Frage nach dem Verhältnis von Götter- und Menschensage im odinischen Bereich den originellsten und individuellsten Bestandteil der schön ersonnenen, aber z. T. schwach gestützten Sagen-

theorie, die vor wenigen Berufenen und noch weniger Auserwählten vorgetragen wurde, statt zur allgemeinen Diskussion der gelehrten Zunftgenossen gestellt zu werden. Zweifellos hätte Uhland selbst aus einer solchen Gewinn gezogen. So aber schritt er, wie er sich vorher schon in der Sagenbetrachtung in manchem abseits der Heerstraße gestellt hatte, ohne merkbare weitere Beeinflussung von außen seinen Weg fort. Freilich wird es von nun an immer schwieriger, seinen Spuren zu folgen.

III.

Durch die völlige Ausarbeitung und den zweimaligen Vortrag seiner HS-Theorie scheint sich Uhland in dieser allmählich so gefestigt gefühlt zu haben, daß er dem Plan der Veröffentlichung des von der Vulgatmeinung hauptsächlich abweichenden Teiles seines Systems nahetreten konnte. Der Gedanke an eine umfassenden Behandlung der ganzen Heldensage in Buchform war seit 1829 beiseitegelegt. Dennoch zeigt sich Uhlands Bestreben fortwährend auf Ergänzung, Erweiterung und Berichtigung des grundlegenden Grimmschen Werkes bedacht. So baut er bereits im März 30 (Br. II, 325) in einem Brief an Lassberg seine Theorie über den Verfasser des Eckenliedes vor uns auf, die er dann am 13. II. 31 zu ergänzen sucht durch Aneinanderreihung aller erreichbaren Daten über die zertrümmerte Rudliebsage. Das Gebiet aber, auf dem er sich am meisten zu Hause fühlt und am meisten Eigenes bieten zu können meint, ist die Wolfdietrichsage. Als einen seiner nächsten literarischen Pläne bezeichnet er 1830 Bergmann gegenüber (Br. III, 474) die Darlegung seiner Gedanken über diesen ältesten Kern der gotischen Sage, von dem aus »sich die merkwürdigsten Verbindungen im Gebiet der allgemeinen Sagengeschichte anstellen« ließen. Aber wo es sich nun um ein literarisches Hervortreten handelt, genügte ihm die für die Vorlesungszwecke beschränkte Quellenkunde nicht mehr. Er vermißte vor allem die Kenntnis des Gedichtes Wolfdietrich A, das mit anderen Schätzen der Ambraser Hs. in Wien schlummerte. Bis ihm durch Bergmanns und anderer Bemühungen eine vollständige Abschrift zuteil wurde, dauerte es aber sehr lange, und als sie ihm endlich vorlag, war er bereits allzusehr in »Sagenforschungen« anderer Art, nämlich in seine Thor- und Odinstudien versenkt. Zwar überrascht uns in einem Brief an Wolf aus dem Jahre 37 (Br. III, 80) die Nachricht, daß er »bald ernstlich an die deutsche Helden-

sage zu gehen gedenke«, was der Adressat mit Jubel aufnimmt. Dem Wolfdietrich soll dabei in erster Linie Aufmerksamkeit zugewandt werden. Das deckt sich mit der Verheißung im *Mythus von Thor* VI, 122, er wolle über den Sohn-Vater-Kampf und seine internationale Verbreitung ausführlich handeln. Indes als die unerfüllte conditio sine qua non für die Einhaltung dieses Versprechens erscheint die vorherige Vollendung des zweiten Heftes der nordischen Götterstudien, also des *Odin*, nach dem die Freunde noch zwanzig Jahre später vergebens anklopften.

Das Wolfdietrichmaterial ruhte indes, durch neue wichtige Sammlungen vermehrt, in Uhlands Pult, und seine Anschauungen über die grundlegende Wichtigkeit der Beziehungen dieser Gedichte zur persischen Sage scheinen durch den Einblick in die älteste Quelle, die Vorlage des Kasparschen Gefabels, nicht erschüttert worden zu sein. Man wird doch wohl annehmen dürfen, daß Uhland auf der Frankfurter Germanistenversammlung 1846 von seinem Besten zu geben, den Fachgenossen die reifsten Früchte seiner im ganzen so still verborgenen wissenschaftlichen Tätigkeit vorzulegen trachtete. Nach J. Grimms Bericht hat er damals gesprochen »über das Spielmannsepos, dabei auf die Wolfdietrichsage eingehend und deren offensichtliche Einstimmung zum persischen Schahnameh« (J. Grimm, Kl. Schr. VII, 580). Erschienen ihm die Motive, auf die sich diese Berührung erstreckt, nunmehr als bloßer spielmännischer Aufputz, weil er sie in solchem Zusammenhange abhandelte? Schwerlich! Auch damals werden sie in seinen Augen immer noch die weite Perspektive auf den Orient als die Heimat aller mythischen Bestandteile der gotischen Sage eröffnet haben.

Und ein letztes Mal, drei Jahre später, scheint die alte Freude an dem Stoff aufgeflackert zu sein. Auf eine Anfrage Müllenhoffs hin (Br. III, 434) findet er, wie schon bisher immer (an Bergmann 27.IX.30, an Öchsle 14.VI.34), besonders warme Worte zum Lob der Wolfdietrichgedichte, und, wie 19 Jahre früher, so bekommt W. Grimm auch jetzt den Vorwurf zu hören, daß er die Bedeutung dieser Denkmale stark unterschätzt habe. Mit der Mitteilung seiner eigenen Wolfdietrichsammlungen — zu der Abschrift aus der Ambraser Hs. war u. a. noch die einer Frankfurter Hs. des Gedichtes D gekommen, die Uhland an Ort und Stelle selbst genommen oder nachverglichen haben muß — ist der sonst so unermüdlich Gefällige nicht unmittelbar bei der Hand, weil er sich, wie er später begründet, selbst eine Zeitlang wieder mit einer Arbeit

getragen hat, bei der ihm die Kollektaneen zum Wolfdietrich unentbehrlich gewesen wären (Br. III, 436). Indes war schon, als er dieses Planes zum ersten und einzigen Male brieflich gedachte, die Volksliederarbeit wieder in den Vordergrund seines Interesses getreten, und die so lange erwogene Darstellung des persisch-gotischen Mythensystems unterblieb endgültig.

Nur an ihren Früchten hätte die Öffentlichkeit die UHLANDsche Theorie erkennen können, oder vielmehr an einer Frucht, die sie getrieben hat; diese ist aber höchst unerfreulich, und so konnte es für den wissenschaftlichen Ruf UHLANDS nur heilsam sein, daß wahrscheinlich keiner der damaligen Leser sich des Zusammenhangs dieses Ablegers mit seiner Hypothese bewußt geworden ist.

Jener von FOUQUÉ protegierte Herausgeber des *Glückhaften Schiffes*, HALLING, hat zwar, wie bekannt, nicht zu UHLANDS akademischen Schülern gehört, aber es ist hinlänglich bezeugt, daß der gütige Meister den nicht unbegabten, aber wissenschaftlich gänzlich undisziplinierten Lehrling getreulich an dem Werdegang seiner historisch-kritischen Ideen hat teilnehmen lassen. Es erscheint nach dem oben Gesagten ausgeschlossen, daß UHLAND erst durch HALLING zum Studium des *Schahnameh* veranlaßt worden ist; und daß beide ganz unabhängig voneinander auf den Gedanken gekommen sein sollten, deutsche und persische Sagenbildung einem genauen Vergleich zu unterziehen, wird niemand glauben. Wenn HALLING also in seiner *Geschichte der Skythen* 1835 die engsten Beziehungen zwischen den Nibelungen und der Geschichte Asfendiars feststellen zu können meint, so verfolgt er damit zweifelsohne eine Spur selbständig weiter, auf die er von UHLAND zehn Jahre früher gebracht worden ist. Auch ein gleichzeitiger Brief an UHLAND (Br. III, 48), in dem er zu erhärten sucht, daß »viele Berührungen altpersischer und altdeutscher Sagen ans Wunderbare gehen«, bringt diese Beobachtungen in einer Form zur Sprache, die darauf schließen läßt, daß er hier nur neue Beispiele für ein dem Adressaten längst bekanntes Phänomen zusammenträgt. Neben seiner vergleichenden Methode erscheinen nun freilich UHLANDS sagengeschichtliche und etymologische Hypothesen über die Maßen harmlos und zahm. HALLINGS Scharfsinn hat sich auch ganz andere Objekte ausgesucht und höhere Ziele gesteckt als sein Meister: Mit Argumenten, die hier wahrlich nicht wiederholt zu werden brauchen, sucht er zu zeigen, daß »die Sigurdsage des Heldenbuchs und der Nibelungen fast buchstäblich in der persischen von Asfendiar wiederkehrt«. Lautet doch der Name Asfendiar anagrammatisch schon vielbedeutend Sea-

fridan! (S. 355 ff.) Im *Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit* V, 54 baut er den Vergleich noch weiter aus, wobei auch, wissenschaftlich aufgeputzt, die Mone-Uhlandsche Gleichsetzung des gotischen Ermanarich mit dem Gotte Ahrmâ, dem späteren bösen Prinzip der persischen Mythologie, nicht fehlen darf. Das ward selbst Mone, dem Hg. der Zeitschrift, zu bunt, und er warnt anhangsweise davor, persische Götter- und deutsche Heldensage eingehend zu vergleichen, ehe das Verhältnis zwischen deutscher Mythologie und HS endgültig feststehe.

Dieser letzteren Aufklärungsarbeit nun wollte Uhland nach Abschluß der akademischen Lehrtätigkeit seine Hauptkräfte zunächst widmen. Aber für solch prinzipielle Erörterungen bot ihm natürlich die erfabelte gotische Mythologie nicht den genügenden Anhalt, er mußte vom odinischen Kreis ausgehen, um in langsamem Vorschreiten seine Gedanken sich selbst und anderen klarzulegen. Die beiden großen mythologischen Studien jener Zeit sind Bruchstücke einer weitumfassenden Arbeit, deren Ziel die Darstellung der germanischen Sage im größten Stil und ausgedehntesten Sinn sein sollte. In dem schon zitierten Brief an Wolf hat Uhland ausdrücklich den *Mythus von Thor* wie den im Werden begriffenen *Mythus von Odin* als notwendige Vorstudien zu seinen Heldensagenarbeiten erklärt. Wie er im einzelnen auf ihnen weiterbauen wollte, läßt sich nicht ermessen. Nur ist zu bemerken, daß er die Untrennbarkeit der beiden Sagensphären bei jeder Gelegenheit eindringlich hervorzuheben sucht.

In dem allein vollendeten ersten Heft der geplanten Reihe der *Sagenforschungen* gibt er, nachdem die reinen Götterfabeln von Thor abgehandelt sind, eine kurze Überleitung zu den menschlichen Geschichten, in denen der Gott eine Rolle spielt. Dem Kenner seiner Vorlesungen sagt diese prinzipielle Auseinandersetzung nichts wesentlich Neues, sie war aber das erste öffentliche Glaubensbekenntnis Uhlands über die nahe Zusammengehörigkeit und gegenseitige Ergänzung von Götter- und Heldensage (VI, 99). »Ist die Sagendichtung eines Volkes zu allseitiger Ausbildung durchgedrungen, so umschließt sie mit den göttlichen Dingen auch die menschlichen, und an die Göttersage reiht sich eine ihr nach Geist und Form entsprechende Heldensage. Die Helden sind Träger der Vorstellungen, die das Volk, welches sie feiert, sich von der Bestimmung und dem Schicksal der Menschheit gebildet hat; in ihren Charakteren, Taten und Geschicken beleben sich die bei ihm herrschenden Gedanken über das Edle und Tüchtige in der menschlichen

Natur und dessen Gegensätze, über die Höhen, die sie ankämpfend erstreben soll, und die Schranken, die ihrem Übermute gesetzt sind... Die Heldensage ist das Gebiet für den irdischen Helden, wo er selbst in den Vordergrund tritt, wenn auch abhängig von den waltenden Göttern, und eben das vollziehend und erlebend, wozu er von ihnen berufen ist. In den Kreisen der Heldensage werden die göttlichen Vorbestimmungen erfüllt, die einstigen höheren Geschicke vorbereitet.«

Die Weltanschauung, der Glaube an die allmächtige Lenkung der Welt durch die Götter ist also auch hier das ausschlaggebende Moment für eine mythische Betrachtung der HS. Ausdrücklich wird wiederum die Verwandlung von Göttern in Menschen, wie sie sich etwa bei Saxo findet, als später unorganischer Prozeß verworfen. Das früher angenommene monotheistische System, die Alleinherrschaft Odins, scheint allerdings ins Wanken geraten zu sein: Wird doch gleich darauf Thor als Herr und Lenker von Helden nachgewiesen. Es müßte jetzt also ganz allgemein der asische, nicht mehr der odinische Mythenkreis zu dem gotischen in Gegensatz treten.

Daß Uhland Ende der dreißiger Jahre im Prinzip an dieser letzteren Zweiteilung noch durchaus festhielt, wird durch einen Vortrag über den entrückten Kaiser Friedrich bewiesen, den er am 21. August 1839 gehalten hat und dessen Skizze VIII, 577 gegeben ist. Er trennt eingangs zwei Sagenkreise, den fränkisch-niederdeutschen und den gotisch-oberdeutschen. »Der Sache nach hat jener Kreis, der sich dem skandinavischen Norden anschließt, seine Grundlage in den Mythen und Sagen, die schon im altseßhaften Germanien heimisch waren, dieser hingegen ist in seinem Hauptbestande durch die Völkerwanderung eingebracht. Held des ersteren ist Siegfried, des letzteren Dietrich.« Es wäre übereilt, wollte man aus diesen Worten schließen, daß Uhland nunmehr die orientalisch anmutenden Bestandteile der Gedichte des gotischen Kreises als Import der Völkerwanderungszeit ansehe: er will offenbar nur scharf scheiden zwischen der durchaus unhistorischen, ganz aus altheimischen undatierbaren Volksvorstellungen entwachsenen Siegfried- und der historisch genau zu fixierenden Dietrichsage. Das *Heldenbuch von Iran* ist ihm immer noch eine schätzbare Quelle, aus der er hier die internationale Verbreitung der Sage von Entrückung und Wiederkehr berühmter Helden zu belegen weiß. Auch Siegfried und Dietrich erscheinen ihm in diesem Sinn als Vorläufer des sagenhaft fortexistierenden Kaisers Friedrich. Bei Dietrich von Bern, über dessen geheimnisvolles Verschwinden viele Quellen, volks-

mäßige und geistliche, zu berichten wissen, mag dies einleuchtend erscheinen, weniger aber bei Siegfried. Es läßt sich feststellen, daß auch hier ein alter Wegweiser die Schritte des Sagenforschers gelenkt hat. Natürlich ist es kein anderer als Mone, bei dem bereit sein Zusammenhang zwischen Siegfried und dem entrückten Kaiser hergestellt ist, der sich dem unbefangenen Beobachter keineswegs zwingend aufdrängt. Mone sieht in der Volksüberlieferung vom Kaiser Friedrich »Baldurs und Siegfrieds Sage verkleinert in eine Volkssage« (*Gesch. d. Heidentums* II, 214). Daß Balder einst wiederkommen soll, ist aus der *Völuspá* zu belegen. Schwerer ist der Beweis für die sagenhafte Fortexistenz Siegfrieds und seine einstige Wiederkunft zu führen, namentlich wenn man, wie Uhland, nicht an die ursprüngliche Identität von Gott und Held glaubt. Wie öfter, so übernimmt Uhland auch hier den Moneschen Satz erst, nachdem er ihn vor sich selber durch bessere Beweise gestützt hat. Sein Gewährsmann hat sich in dem vorliegenden Fall die Sache insoferne sehr leicht gemacht, als er zur Bestätigung seiner Anschauung, daß Siegfried lange nach seinem Tod einmal wiederkehren werde, auf die Äußerung des Sterbenden verweist (v. d. Hagen NL 4003)

Min müezen warten lange min vater und mine man.

Uhland verstand denn doch etwas zu gut mhd., als daß er sich dieses Argument hätte zu eigen machen können! Er beruft sich auf ein Eddalied, nach welchem Siegfried seiner Gattin versprochen haben soll, sie nach dem Tod aus der Unterwelt zu besuchen (*Gudrunarhvöt* 20), und auf die Tradition von den Helden auf Geroldseck.

Man sieht: Siegfried hat jetzt für ihn eine viel größere Bedeutung gewonnen als ehemals. In den Vorlesungen mochte die relative Vernachlässigung des strahlendsten deutschen Helden auffallen, mit der, wie erinnerlich, auch eine gewisse sittliche Bemäkelung Hand in Hand ging. Siegfried ist ihm dort nur einer von vielen, nämlich von den zahlreichen Odinshelden, die entsprechend dem Ratschluß des Gottes auf der Erde große Taten wirken, um dann, wenn ihre Zeit erfüllt ist, zu den Einherjern abberufen zu werden. In dem Vortrag von 1839 erscheint Siegfried zum erstenmal bestimmt als Mittelpunkt und Hauptperson des ganzen fränkisch-niederdeutschen, d. h. also odinischen Sagenkreises. Die frühere Geringschätzung soll nunmehr offenbar gutgemacht werden.

In der Tat grübelte Uhland in jenen Jahren über eine tiefergreifende Ausdeutung der Siegfriedsage, die er nun mythisch zu enträtseln suchte. Wir sind darüber zunächst nur durch ein Schreiben an Wilhelm Müller unterrichtet, der ja ähnlichen Zielen zustrebte, aber gänzlich abweichende Wege beschritt. Die von diesem Forscher gelieferte Erklärung der Siegfriedsage als eines Naturmythus hat Uhland nach seinem Brief vom 26. II. 1842 (Br. III, 192) »für eine andere Auffassung voreingenommen gefunden: Nach dieser ist mir Siegfried nicht ein Gott, sondern ein allerdings mythischer Typus des Heldenlebens, dessen Blüte und Untergang in seiner Sage dargelegt ist«.

Hier zieht Uhland die praktische Folgerung aus seiner im *Mythus von Thor* a. a. O.' zuerst formulierten Theorie. »Die Helden sind Träger der Vorstellungen, die das Volk, welches sie feiert, sich von der Bestimmung und dem Schicksal der Menschheit gebildet hat«, so hat es dort geheißen. Wenn die Sage auch unter diesen Umständen noch als »Mythus« bezeichnet wird, so zeigt Uhland, daß er sich in seinem Sprachgebrauch ebenfalls die romantische Wandelbarkeit dieses Begriffes zunutze gemacht hat. Der Lebenslauf Siegfrieds ist mythisch, d. h. er hat nicht mehr individuelle, sondern typische symbolische Bedeutung. Der Held stellt eine verkörperte Idee dar, freilich ist er weder der junge Tag noch die heitere Jahreszeit, sein Mythus ist also nicht wie der des Gottes Thor physikalisch auszudeuten, sondern in jenem anderen Sinn, den Uhland selbst an der ersten Stelle, wo er eine derartige Erklärung anwenden zu müssen glaubt, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks als »nichtphysisch« bezeichnet (VI, 94). Der betreffende Passus im *Mythus von Thor* ist sehr charakteristisch für die von ihm angenommene Doppelmöglichkeit der Erklärung. Er äußert da, für die Beziehungen des kühnen Gottes Týr zu dem Eisriesen Hýmir, dessen weißbrauige *frilla* bekanntlich Týs Mutter ist, lasse sich eine physikalische Erklärung nicht finden; so könne also die Verwandtschaft Týs im äußersten Jötunheim vielleicht den Sinn haben, »daß der Kühne im Lande der Schrecken und Fährlichkeiten heimisch sei«.

Im *Mythus von Thor* wird weiterhin ein Ausschnitt aus der nordischen HS in dieser Weise interpretiert (VI, 117—120), der Saxos VII. Buch entnommen ist. In dem Widerstreit zwischen Gunnar und Borkar, die sich nacheinander der Königstochter Drott bemächtigen, sieht Uhland eine Verkörperung der verderblichen Kriegswut einerseits, des »Anbaus und der

Entwilderung« anderseits (Borkar = der Rindenschäler), die nacheinander ein Volk (Drott) beherrschen; also einen Sieg der Kultur über die Wildheit. Dem sie bewältigenden Gunnar gebiert Drott den Hildigeir (Kampfspeer), in dem das blutige Toben seinen Gipfel erreicht, während ihr Sohn von Borkar Halfdan ist, der sich durch seine Beziehungen zu Thor als ackerbaufreundlicher Volksherrscher dartut. Drotts Vater ist Rögnvald gewesen, der Ratwaltende. Mit dem Einbruch der rohen Gewalt (Gunnar) dahinsinkend, »scheint er die Herrschaft des weisen, bedachtsameren Sinnes zu bezeichnen«. Halfdan bedient sich zweier Schwerter, die Rögnvald hinterlassen hat und mit denen das Reich des besseren Rats wiederhergestellt werden kann: das sind dem sonstigen Wesen Halfdans gemäß offenbar Werkzeuge des Anbaus, etwa Holzaxt und Pflugschar.

Stofflich der Siegfriedsage noch näher liegt der Mythus von Iring, dessen Ausdeutung Uhland mit der für seine Alterswerke charakteristischen Weitschweifigkeit in der *Schwäbischen Sagenkunde* versucht (VIII, 223—246). Es ist Widukinds Verdienst, den Mythus richtig herausgefühlt und in kräftigen Zügen gewahrt zu haben. In der Erklärung des Namens Iring geht Uhland mit J. Grimm: Er steht für einen ursprünglicheren Eburing. Wie der Wolf, so ist ihm der Eber die Verkörperung des Geächteten, doch zu gleicher Zeit auch, wie ja vor allem aus mhd. Sprachgebrauch zu belegen, ein Sinnbild der Kühnheit und Streitbarkeit, wenn er verfolgt wird. In dem Helden Iring ist der Ebergang zum Wald, das Bild des landflüchtigen Recken also, persönlich geworden. Den Iringsweg, d. h. also den Weg des Ebers und seiner Nachkommen gehen, muß bedeutet haben: in der Verbannung leben, ein Recke in ursprünglichstem Sinne sein. Auf Grund dieses Ausdrucks hätte sich nach Uhland die Volksphantasie einen Helden Iring gebildet, der mit tatsächlich in der Verbannung lebenden historischen Helden, Irnfrit und Hawart, in Verbindung gebracht worden wäre. Die Gewalttätigkeit des Eberrecken ist ein feststehender Zug, sie wurde daher auch als Grund für seine Verbannung angenommen: er habe, so fabelte man, um Namen und Begriff episch zu motivieren, seinen König erschlagen und »in überladener Weise den Frankenkönig dazu«. Die HS-Quellen erklären sich seine Landflucht anders: aber auch ihnen steht der Typus des fliehenden Helden, der sich mit dem Schwert überall Bahn zu brechen weiß, durchaus fest.

Das war es, was man bisher an veröffentlichten Proben der neuen Uhlandschen Methode besaß: zu wenig, um sich ein Bild von der Anfang

der 40er Jahre Platz greifenden neuen Auffassung der Siegfriedssage zu machen, zu viel, um dieser ein starkes Vertrauen entgegenzubringen und zu beklagen, daß es zu ihrem Ausbau nicht gekommen ist.

Dennoch wird es keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn in dem Streben nach klarer und vollständiger Erkenntnis von Uhlands Heldensagenforschungen neben den gedruckten Quellen hier zum erstenmal die noch ungehobenen Schätze des Marbacher Schillerarchivs beigezogen werden.

Wieweit sind es wirklich Schätze, die dort noch verborgen sind, so wird man zunächst fragen, und wenn sie es sind, warum haben die drei Hg. der wissenschaftlichen Schriften sie dem Druck entzogen? Auf diese Frage ist zunächst zu antworten, daß in dem ursprünglichen Programm Pfeiffers und seiner Genossen sicherlich auch der fragmentarischen Ausführungen über die HS aus den 40/50er Jahren gedacht gewesen ist (cf. I, S. VIII) und nur Platzmangel sie von der ohnehin stark angeschwollenen Bändereihe auszuschließen zwang. Jene Frage, die nach dem absoluten Werte des Geleisteten, ist verschieden zu beantworten: neben ermüdend weitschweifigen, in der Art der *Schwäbischen Sagenkunde* fast geistreichelnd kombinationssüchtigen Partien stehen schlagende Scharfsinnsproben, tiefgreifende Ideen, poesiedurchtränkte Betrachtungen. Uhland ist Zeit seines Lebens vor allem ein Meister der wissenschaftlichen Einleitungen gewesen; deren findet sich denn auch im Nachlaß eine ganze Zahl. Ob nun jeweils des Verfassers Freude am Gestalten so schnell nachgelassen oder ein Gefühl mangelnder Sicherheit die werdenden Ansätze im Keim erstickt hat, das läßt sich schwer entscheiden. Es wäre wohl der Mühe wert, wenn die Hüter des Hortes aus diesem noch mancherlei der Öffentlichkeit zur Schau stellten: Abgerundetes könnte es freilich nicht sein, in einem einzigen Falle nur äußerlich Abgeschlossenes. Für unsere Zwecke hier genügt ein inhaltliches Referat aus den Papieren, die mir durch die liberale Gefälligkeit des Herrn Geh. Hofrats v. Güntter unter schwierigen äußeren Umständen zugänglich gemacht worden sind.

Was zunächst die Siegfrieds- oder Nibelungensage anlangt, so treten mehrere Zeugen zu jener Briefäußerung an Müller hinzu, die ein ihr geltendes Interesse Uhlands in den 40er und 50er Jahren verbürgen. Welche zwei Hauptprobleme notwendig in den Mittelpunkt seiner Betrachtung rücken mußten, das wissen wir schon: erstens handelt es sich ja darum, die mythische Bedeutung Siegfrieds und seiner Abenteuer zu enträtseln. Zweitens war dem

Forscher schon während der Umbildung des Kollegheftes von 1830 die Frage nach dem historischen Zusammenhange des Sagengebildes in ihrer Wichtigkeit aufgegangen. Der Gegenstand des Nibelungenliedes ist ihm keine ursprüngliche stoffliche Einheit mehr, er scheidet Nibelungen- und Burgundensage und sucht die Züge festzulegen, die jeder von beiden ursprünglich zugehören[1].

In die 40er Jahre scheint eine Anzahl undatierter Bogen des Nachlasses zu gehören, die unter dem einfachen Titel: Brünhild der Lösung dieser Aufgabe nahetreten. Damit ist schon angedeutet, daß Uhlands ältere Anschauungen über die zentrale Bedeutung der Valkyrienfigur in der Sage unverrückt feststehen. Von ihr hat jede »mythische« Erklärung ihren Ausgang zu nehmen. Die Befürchtungen, die dies Wort in uns erwecken möchte, erweisen sich nun zunächst als unbegründet. Gleich zu Anfang betont der Verfasser, wenn er von einem mythischen Bestande der Siegfried- und Nibelungensage rede, so sei damit nicht gemeint, daß diese ursprünglich eine Götterfabel, am wenigsten ein Naturmythus und im Verfolge menschlich umgewandelt sei. »Sie ist wesentlich Heldensage, aber Heldensage, die sich der mythischen Weltanschauung des germanischen Heidentums, und zwar eigenst dem odinischen Kreise desselben, einordnet.« Sie ist ihren Hauptzügen nach eine »frisch und eindrucksvoll erhaltene Stammessage«, die Sage von den Welisungen, und aufgebaut auf den Gegensatz dieses hellglänzenden Geschlechts zu den nicht gerade dämonischen, aber auf alle Fälle minderwertigen Nibelungen. Eine ursprünglich fränkische Sage, die sich im Rheingau mit der burgundischen vermengen mußte.

Das erste datierte Stück, das sich aus diesem Stoff- und Gedankenkreis erhalten hat, ist der abermalige Anlauf zu einem Aufsatze Brünhild. Ein paar Blätter von ausnehmendem Reize der Darstellung, obschon sachlich wenig bedeutend, da sie nicht zum eigentlichen Thema durchdringen. Zum erstenmal wendet Uhland hier eine Methode an, die für seine Alters-

[1] Noch nach Jahren hat Uhland, wie man aus mehreren gedruckten Aufsätzen bereits weiß, in dieser scheidenden und zerlegenden Kritik fortgefahren. So in der *Schwäbischen Sagenkunde*, wo er sich um eine möglichst reinliche Teilung zwischen Helgi- und Wölsungensage bemüht. Die Helgisage ist ihm eine uralte schwäbische Königsgeschichte, die im Norden zu Unrecht mit der fränkischen Sage verknüpft worden ist, und deren ursprüngliche Gestalt er rekonstruieren möchte (VIII, 123 ff.) Daß der Zusammenhang zwischen Ragnar und den Siegfriedsprossen erst spät und künstlich hergestellt worden ist, sucht er in den *Toten von Lustnau* zu zeigen (VIII, 475).

aufsätze dann typisch wird und außerordentlich zur Verlebendigung der von ihm analysierten Sagengebilde beiträgt: er geht aus von der örtlichen Einkleidung der Sage, und so stellt er sich denn hier buchstäblich auf den Feldberg, die Stelle des berühmten *lectulus Brunichildae*, und blickt mit den Augen des Forschers sowohl wie des Dichters in die weite Landschaft hinaus, von der er ein farbiges Abbild entwirft. Alle Stätten seines früheren nnd künftigen Lebens hat Siegfried von da oben überblicken können: den Drachenfels (im Hardtgebirge!) sowohl wie Worms, den Rosengarten wie den Odenwald. Als Titelbild, so sagt Uhland, will er dieses Panorama an die Spitze seines Aufsatzes stellen, um den Leser gewissermaßen durch Autopsie feststellen zu lassen, daß die schlafende Brünhild auf dem Feldberg von dem Kämpfer auf dem Drachenfels, vom Siegfriedsbrunnen im Odenwald, vom Königssohn zu Worms nicht abzulösen sei.

So schrieb er am 10. Dezember 1846 und hoffte damals wohl, sein Thema schnell erledigen zu können. Die bewegtesten Zeiten seines Lebens, eben die ausgehenden 40er Jahre, bildeten aber begreiflicherweise keinen günstigen Nährboden für wissenschaftliche Arbeit, die bei ihm auch der Stimmung und Sammlung stets bedürftig war. Aber in der dann folgenden trübsten und stillsten Periode politischen Lebens, da konnte und mußte die HS, das alte Lieblingsgebiet, ihren früheren Erforscher wieder erhöht in Anspruch nehmen. Flüchtiger Betrachtung möchte es so scheinen, als sei er jahrzehntelang abgeschweift, seiner alten Liebe zuzeiten völlig untreu geworden. Um so bemerkenswerter ist es, an der Hand schon des gedruckten Materials festzustellen, daß von allen seinen seit den 30er Jahren bebauten und scheinbar so weit auseinanderliegenden Interessenfeldern Fäden ausgingen, die schließlich in der HS wieder zusammenliefen. Wie ihn die schwäbische Lokaltradition von dem Geschlecht der Märehelden auf deren großen Namenspatron, den Berner, zurückführt, so weckt die Erforschung der Volkslieder von Sommer und Winter das Verständnis für das Auftauchen von deren Elementen im heimischen Heldenepos, so drängt sich ihm die Analogie zwischen den Elementarkräften des nordischen Mythus und den märchenhaften Gegnern seines nämlichen alten Freundes, des Berners, auf. Der Schwäbische Sagen- und der Volkslied-Forscher so gut wie der Odinsmythograph werden schließlich dem HS-Kündiger zinsbar gemacht. Kein Zweifel, wäre Uhland jünger gewesen oder wäre ihm auch nur die lebendige germanistische Anregung zuteil geworden,

über deren Fehlen er so oft klagt, auch jetzt hätte es ihm zu einem umfassenden Werk über die HS weder an wissenschaftlichem Rüstzeug noch an Selbständigkeit der Auffassung gefehlt.

Diese Pläne haben in den 50er Jahren viel wesenhaftere Gestalt angenommen, als man bisher wohl glauben mochte. Aus einer Notiz der *Schwäbischen Sagenkunde* (VIII, 91) bereits konnte man schließen, daß er zur Zeit der Abfassung dieser Schrift mit solcher Sicherheit auf ein auszuarbeitendes System der Nibelungensage rechnete, daß er sogar wagte, auf dieses zu verweisen. Der Briefwechsel ist in seinem vierten Band auch nicht arm an Andeutungen, die das Heranwachsen eines umfassenden Lehrgebäudes der HS ahnen lassen. In der Tat hat Uhland, wie uns erst die Nachlaßpapiere mit Sicherheit lehren, im Jahre 1853 Hand an ein großes Werk dieses Gegenstandes gelegt, dessen Plan ihm bereits in allen Einzelheiten feststand. Bemerkenswert ist, daß der Sagentheoretiker in ihm nunmehr völlig überwiegt. Die ethische Seite der Sage hätte keine systematische Erläuterung mehr, die historische wohl nur nebenbei ihr Recht gefunden. Der mythische Gehalt, die Entstehung der Sage aus altvolkstümlichen Begriffen und Vorstellungen natürlicher wie geistiger Art, hätte den Gegenstand gebildet. Wir besitzen das Schema, in dem sich Uhland selbst am letzten Tage des Jahres 1853 seine Pläne klargemacht hat. Es ist das weitaus wichtigste Nachlaßpapier aus dieser Sphäre[1].

Deutsche Heldensage. Erster Teil.[2]

Brünhild und Kriemhild.

Fränkische Heldensage. Welisunge und Nibelunge.

A. Nordische (und angelsächs.) Darstellung.
 Wölsungensage.
 1. Die ältern Wölsunge.
  a) Sageninhalt.
  b) Sagenboden.
  c) Charakteristik. Adel, Abstammung von Odin. Geschlechtbaum. Die Wölsungen. Historisch-genealogische Form der Sage.

[1] Auch für die Erlaubnis des Abdruckes dieses wichtigsten Dokuments dem Schillermuseum und seinem Leiter meinen Dank!

[2] Durchgestrichenes ist nicht mit abgedruckt, Korrigiertes und Nachgetragenes nicht eigens bezeichnet.

2. Sigurd und Brünhild.
   a) Sageninhalt.
   b) Hort und Drachenkampf.
   c) Waffensage.
   d) Disen.
   e) Hild.
   f) Brünhild (und Grimhild) Wölsunge und Niflunge.
   g) Gudrun.
   h) Erhaltener Charakter der Adelssage; das Historische bei der deutschen Sage.
3. Ragnar, als Anknüpfung der Wölsungensage an den Norden.

B. Deutsche Darstellung.

1. Nibelungensage.
   a) Sageninhalt: α) Siegfriedslied. Volksbuch (Wilk. S.).
      β) Lied der Nibelunge (Wilk. S.).
   b) Historischer und örtlicher Boden.
   c) Ausscheidbare Nibelungensage.
   d) Zurücktreten der Welsinge und Brünhilds. Diese ist mit Kriemhild zusammengefaßt, aber auf dem Feldberg ihr ein Denkmal geblieben.
2. Burgundensage.
   a) Sageninhalt (Walther und Hildegund).
   b) Historisches.
   c) Aufgehen in der älteren Sage.
   d) Ildico, die Rächerin ihres Stammes, Grundlage der nordischen Gudrun.
3. Vereinigte burgundisch-fränkische Sage.
   Neugeburt der Sage. Kriemhild und Hagen, jene in neue Bedeutung eingetreten, dieser ihr gegenüber Held des alten Stammgeistes. Über beiden ein Höherer, Dietrich.

Die vier Hauptpersonen, die als Träger der Grundgedanken in mannigfacher Wandlung und in stets sich erweiterndem Gebiete und sittlich sich entwickelnder Idee das Ganze beherrschen. Ein geschichtlicher Faden zieht sich von Anfang an durch.

Anhänge:

1. Der Dichtertrank.
2. Helgisage.
3. Dornröschen.
4. Iring (zu der Wolfverwandlung).

Deutsche Heldensage. Zweiter Teil.

Dietrichsage.[1]

A. Wolfdietrich.

1. Otnit und Wolfdietrich (mythisch).
   Mythisch, aber im Zuge von Osten nach Westen historisch.
2. Wolfdietrich und die Dienstmannen (ethisch).

B. Dietrich von Bern.

1. Riesenkämpfe (Dietrich = Donar).
   a) Wilkin und sein Geschlecht.
      Wade, Wieland, Wittich, Heime.
      Nordian: Aspilian, Widolf, Avendrot, Etgeir; hier nur einleitend.
   b) Ecke und Fasold (Wunderer, Sigenot). Hierzu: Lindwurm und Tiermann, Goldemar, Laurin.
   c) Asprian. Fahrt zu Osantrix (Rother); Bärenkampf bei Osantrix (hier = Asprian?); (Wislau).
      Isung und seine Söhne, Zwölfkampf; bis hieher überall verschoben, Rosengarten.
2. Dietrich mit Ermenrich und Etzel. (Historische Grundlagen.)
   a) Alte Sage von Ermenrich auf Dietrich überlenkend. Verfolgung seines Sohnes, der Harlunge, nun auch Dietrichs. Sein Tod.
   b) Etzel, Vertilger der Burgunden und Gebieter der Gothen, geeignet, den Knoten des Sagenverbands zu schürzen.
   c) Die Gedichte von Dietrichs Kämpfen mit Ermenrich und Aufenthalt bei Etzel zehren alle nur von anderwärtiger, älterer Sage (Dietrichs Flucht von der Ermenrichssage und Wolfdietrich, Alphart und Rabenschlacht von den mythischen

[1] Dazu seitwärts die Notiz: Gothische Heldensage. Amelunge. 9. Jan. 1854.

Wittich und Heime, selbst die Hildebrandslieder nebst Biterolf sind die alte typische Sage, Meister Hildebrand ein Abkomme Berchtungs; der überarbeitete Rosengarten, Dietleib und ähnliches ohnedies nur Erweiterungen älterer Bestände).

d) Dietrichs aufrecht bleibende Bedeutung.

α) als der alles Frühere in sich aufnehmende Vertreter des milderen gothischen Geistes und Mittelpunkt der übrigen Vertreter desselben (Helche und Rüdiger, Meister und ihre Angehörigen), er selbst in jugendlichem Morgenhauch der Treueste, Bescheidenste, der Dienstmann seiner Dienstleute, und doch zugleich der Gewaltigste im Augenblick der Entscheidung, ein Urbild deutschen Charakters;

β) Darum auch als deutscher Volksheld gegenüber dem selbstsüchtigen Stammgeiste der Welisunge und Nibelunge, ein weitherziger Volkskönig, der ebendarum auch, (mythisch geartet von Wolfd. her) an die Stelle des volksfreundlichen Donar treten konnte, von den Bauern besungen wird, von allen Helden allein übrig geblieben, noch fortlebt;

γ) auf solche Art auch Herr der deutschen Heldensage geworden, die sein Name zum Ganzen verbindet.

* * *

Die erste Frage, die uns dieser Entwurf nahelegt, wird sein: stellt er einen knappen Auszug schon niedergeschriebener Partien dar oder eine vorläufige Aufteilung des nur in den allgemeinsten Zügen überblickten Stoffes? Beides ist der Fall. Einiges war nicht nur in Uhlands Kopfe bereits geklärt und gefestigt, sondern es stand auch schon in leidlich abgerundeter Form auf dem Papier. Die Anfangspartien des künftigen großen Werkes scheint der Vf. allerdings in unmittelbarem Anschluß an die Niederschrift unseres Schemas abgefaßt zu haben. Er führte sie 23 Blätter weit, bis wenigstens ein ungefährer, wenngleich formell nicht mehr hergestellter Übergang zu früheren Ausführungen erreicht war. Die Ausarbeitung auf Grund der hier mitgeteilten Disposition reicht bis zu dem vorgesehenen

Abschnitt II, Punkt c. Es läßt sich beobachten, daß Uhland allmählich den Einzelheiten des Schemas gegenüber freier wird. So kann man die sehr eingehenden Darlegungen der Blätter X—XXIII nicht mehr genau in die Abschnitte: Hort und Drachenkampf — Waffensage zerlegen, denen sie inhaltlich entsprechen.

Nicht völlig deckend ist auch die Anlage der folgenden Abschnitte, die schon vor Niederschrift des Schemas vorhanden waren und diesem ein wenig hätten angepaßt werden müssen. In frühe Zeit, wohl schon vor den Brünhildaufsatz von 46, führen sechs Bogen, die gleichfalls »Brünhild« überschrieben sind und uns Ersatz bieten für die nach 1853 nicht mehr in Angriff genommenen Abschnitte 2d—g (oder h). Unsere Disposition zeigt, daß der Forscher schließlich der ihn am meisten fesselnden Figur gegenüber am behutsamsten vorgehen, vom allgemeinen zum speziellen fortschreitend erst die weisen Frauen insgesamt (d) Disen), dann die überirdischen Kämpferinnen (e) Hild) und schließlich das Individuum Brünhild in seiner menschlichen Stellung betrachten wollte.

Da wir zunächst nach Aufschlüssen über Uhlands Stellung zur Nibelungensage begierig an die Disposition herangetreten sind, sei deren weitere Erläuterung einstweilen zurückgestellt und eine abschließende Darstellung seiner Nibelungenforschung versucht.

Die oben skizzierte Ausdeutung der Halfdan- und Iringsage möchte schlimme Erwartungen auch für die Geschicke erweckt haben, die Siegfried unter dem Seziermesser des mythischen Interpreten erdulden könnte: liest man die Nachlaßblätter durch, so kann man sich zunächst eines Gefühls der Erleichterung nicht erwehren. Nur in Nebendingen traut Uhland dieser Sage eine so unfrisch-nüchterne Bildlichkeit, ja Allegoriensucht zu, wie er sie nach dem *Mythus von Odin* überhaupt im Norden zuhause wähnt. Z. B. ist ihm der Apfelbaum, auf den Wölsung sein Haus gründet, das Sinnbild des festgewurzelten, wachsenden und sich ausbreitenden Einzelgeschlechtes. Die Wolfsgestalt der beiden Recken Siegmund und Sinfjötli nimmt er nicht wörtlich, sondern auch wieder »sinnbildlich für ein rauhes, auf Beutegewinn gestelltes Walddasein«. Im ganzen aber muß man ihm Dank wissen, daß er an der Wölsungensage nicht lange herumdeutelt. Sie ist ihm die typische Adelssage, was in ihr vorgeht nur Illustration der altertümlichen Vorstellung von der Existenz gewisser hervorragender Familien, die sich durch besondere Qualitäten auf allen Gebieten und spe-

ziell durch den Schutz des obersten Gottes auszeichnen[1]. In diesem letzten Punkt ist UHLANDS Sagenerklärung um kein Haar mythischer geworden als sie 1830 schon war. Ein Bedürfnis nach einer mythischen Einzelausdeutung dieses scharfgezeichneten Heldengeschlechts und seiner Schicksale besteht nicht; wohl aber wahrt der mythische Hintergrund seine Bedeutung: Odin dominiert durchaus, ist der Lenker der Geschicke dieser Helden, die sich von ihm »als entschieden menschliche abheben«. Odin erscheint dem Interpreten also hier in altgewohntem Lichte. Er ist in erster Linie Herjafadr, Heldenvater, der seine Hand über die wackersten Kämpen hält, um sie schließlich zu sich zu berufen.

In diesem Grundzug stimmt die Sigurdsage mit den ihr vorangestellten Wölsungenschicksalen so genau überein, daß ihre Loslösung von diesen ganz und gar untunlich erscheint. Man hat auch nicht etwa von Sigurd ausgehend eine Ahnenreihe nach rückwärts konstruiert, sondern diese zeigt durchaus ein eigenes organisches Leben. Als alteingesessener Sproß dieser Sippe tut sich Sigurd durch sein Wesen und seine Schicksale kund; auch er ist allen Gegnern überlegen, wie Wölsung, Siegmund und Sinfjötli, auch er fällt, wie sie, durch die verräterische Schwägerschaft.

Nur an einem Punkte besteht ein Unterschied in der Gestaltung dieses Schicksals. Dort, bei den Vätern, hat Odin ganz unmittelbar die Geschicke geleitet. Hier, bei dem jüngsten Sproß, in dem der Stamm seinen Gipfel und seinen Untergang findet, übt der Heervater seinen Einfluß meist nur noch mittelbar aus, und zwar auf zwiefachem Wege: einmal durch den Hort, und dann durch seine Valkyrie Brünhild.

Die nun folgenden Darlegungen über die Hort- und Waffensage sind für den Kenner UHLANDSCHER Schriften nicht absolut neu. In der *Schwä-*

[1] In charakteristisch knappen, aber wohl des Druckes werten Einzelausführungen hat sich UHLAND einmal das Wesen des Adels klar zu machen gesucht. (Über den ältesten deutschen Adel, 2 Bll. vom 3. XI. 1847.) Vom politisch-juristischen Standpunkt weiß der Demokrat dieser Institution keinerlei Wohlgefallen abzugewinnen und keine Berechtigung zuzugestehen. Nur der Poet kann sie würdigen, denn sie geht auf eine mythische Grundlage zurück. Die Zeit, in der das verwandtliche Band über das gemeindlich-staatliche vorwog, mußte den Typus, das Ideal ihres besten, vollkommensten Lebens nicht in einzelnen Personen, sondern in den moralischen Persönlichkeiten ganzer ausgezeichneter Geschlechter finden. In solchen sich nach außen hin auszeichnenden Persönlichkeiten sah der Sinn der Vorzeit etwas Herrliches, eine Offenbarung des Göttlichen, erwünscht und gesucht. Ein solch gottgesegnetes Geschlecht stellte man, als das Höchste dem germanischen Streben erreichbare, freudig an die Spitze.

bischen Sagenkunde (VIII 91) ist bekanntlich über den alten Schwertmythus gehandelt, in dessen Mittelpunkt die fluchbeladene Stammklinge Tyrfing steht, und diese widerwillig gespendete unheilbringende metallische Gabe der Unterirdischen in Analogie gesetzt zu dem Nibelungengolde, das im Ringe gleichsam persönlich geworden ist, und wie jenes Schwert einen Besitz darstellt, der, aus der Verborgenheit ans Licht gebracht, infolge des Fluches der Erdgeister den Menschen zum Verderben gereicht.

Andwari- und Tyrfingsage haben nach der hier gebotenen Anschauung »in ihrer ältesten Gestalt allgemein den Ursprung des Goldes und der Erzwaffe versinnbildlicht« und »wie die Verwünschungen des Schwertes, so kommen auch die des Goldes in einer langen Folge von Gewalttaten zum Vollzuge«. Aber Uhlands kritischer Blick ist hier schärfer als bei dem wild-abenteuerlichen Gefabel der Wölsungensage, dem er unbedingte Sagenechtheit zugesteht. Wohl ist jetzt das Gold und der ihm aufgelegte Fluch treibender Faktor der ganzen sagenhaften Handlungsreihe. Aber ursprünglich braucht, ja kann das nicht so gewesen sein. Dazu ist das Gefüge nicht fest, die Logik der Geschehnisse nicht lückenlos genug. Wo bleibt z. B. der Rächer, den Hreidmar sterbend aus dem Schoß seiner Tochter erfleht, wie straft sich die an ihm, schließlich die an Regin und Fafnir begangene Gewalttat? Alles spricht dafür, daß die zentrale Stellung des Horts und des Fluchs erst später errungen ist, daß man beide nachträglich in den Mittelpunkt der ganzen Sagengeschichte gerückt hat. Uhland stützt diese Vermutung mit einem Kriterium, dessen sich schon andere vor ihm bedient hatten: auch die Burgundensage kannte eine Hortgeschichte, diese bildete offenbar den Hauptanlaß zu ihrer Verbindung mit der Siegfried-Nibelungensage, und es war Bedürfnis, ein Wahrzeichen ihrer Einheit zu gewinnen.

Gleichwohl ist die zu Anfang des Gedichtes *Reginsmal* gebotene Göttererzählung nicht wertloses novellistisches Gefabel, sie will völlig ernst genommen sein als Mythus, d. h. als streng sinnbildlich gemeinte und daher auszudeutende Fabel von der Macht des Goldes. Der Forscher setzt sie aus diesem Grunde in Parallele zu der Sage von Gullweig, deren mythische Bildersprache er »im ganzen verständlich« findet. Das Schneiden, Brennen und Wiederbrennen, und doch ihre Wiedergeburt und ihr Fortleben bezeichnen die Schmelzungen und Umwandlungen des kostbaren Erzes, ihre Eigenschaft als böses Zauberweib den mächtigen und verderblichen Reiz desselben. Die rastlose Goldgier bringt unter die Menschen Zwiespalt

und Verderben. — Die Bildersprache des Mythus, der die Nibelungensage eröffnet, dünkt Uhland noch deutlicher: Gold macht gierig, sein Besitz ängstlich. Als seine Hüter erscheinen daher einerseits Geschöpfe, deren Tiergestalt (Hecht, Otter und vollends Schlangenwurm) sie als gierig kundtut, teils solche, deren Namen schon ihre Besorglickeit verrät: Andwari, der Wachsame, ist der Sohn Oins, des Erschrockenen. Auch der Ägishelm ist allegorisch auszudeuten: wer viel Gold besitzt ist der Mächtigste und daher Gefürchtetste von allen; aber der Helm, d. h. der überreiche Goldbesitz, macht seinen Träger auch hochfahrend, läßt ihn die eigene Macht überschätzen und gereicht ihm so zum Verderben.

Mag dem heutigen Leser dieses gewiß geistreiche Gedankenspiel etwas müßig erscheinen, im ganzen fördert die mythische Deutungssucht hier doch einmal eine solide Kritik des Sagengebildes, indem sie einen Fremdkörper aus diesem ausschneidet. Und mit derselben Schärfe trennt Uhlands Messer die zum Teil sehr stramm gezogenen und fest verknoteten Fäden auf, die Sigurd- und Burgundensage miteinander verknüpfen. Nicht nur die Hortfabel hat ein Verbindungsglied abgegeben, auch der allgemein ethische Gehalt der Wölsungengeschichte hat sich der ursprünglich alleinstehenden Burgundenfabel mitgeteilt. Die Verherrlichung des Stammesgefühles, der Grundkraft des Blutbandes ist in die späteren Sagenpartien eingegangen, wo sie nicht ursprünglich sein kann, weil es sich ja dort um einen ganz anderen Stamm handelt, nicht mehr um die herrlichen Wölsungen, sondern um die Burgunden, die schon ihre selbständige Sagenberühmtheit besaßen, aber mit jenen altangestammten Odinslieblingen doch nur eine oberflächliche Sagenverbindung eingegangen hatten. Man darf sich durch Anknüpfungen und Anwüchse nicht an der Tatsache irremachen lassen: mit der Vertilgung des Wölsungenstammes in Sigurd war auch die Aufgabe der Wölsungensage zum Ziele geführt.

Der eigentliche Kern dieses Hauptteils der Wölsungengeschichte, eben die Sigurdsage, wurde aber von alters her ebensowenig durch die Goldfabel, wie durch die Schicksale des Gjukungenhauses gebildet. Die Gestalt, die für Uhland schon 1832 und dann in den 40er Jahren die eindrucksvollste gewesen war, hat ihre Herrscherrechte auch jetzt vollkommen gewahrt: »Brünhild ist der Angelstern dieses Sagenkreises«.

Mit demselben Nachdruck wie ehemals wird vor allem auf Brünhilds mythische Natur hingewiesen. Durch sie tut sich Odin kund, ähnlich wie

einst durch die Valkyrie, die Rerir den Apfel brachte. Aber die Valkyriennatur, die sich bei dieser in die Art des häuslichen Weibes wandelt, ist bei jener unverletzt gewahrt. Auch das ein Punkt, bei dem man aus bereits Gedrucktem die Unerschütterlichkeit gewisser Uhlandscher Ansichten durch Jahre hindurch beobachten kann. In seinem Schwanengesang noch, dem Aufsatz über die *Toten von Lustnau*, kommt er (VIII, 464 ff.) anläßlich einer Abschweifung zum Dornröschenstoff auf Brünhild zu sprechen und gesteht dem Märchen doch nur eine sehr bedingte Verwandtschaft mit der Sage zu, da jenes jegliche Erinnerung an die einst zentrale kriegerische Natur der Heldin und an ihren Zusammenhang mit dem Kriegs- und Siegesgott Odin vermissen lasse.

Im Jahre 1832 hat es für Uhlands Bedürfnisse noch genügt, die mythische Natur Brünhilds festzustellen und aus ihrem althergebrachten Zusammenhange mit einem Gotte zu belegen. Jetzt, seit er die Methode des *Mythus von Thor* auch auf menschliche Sagen übertragen hat, legt ihm die mythische Natur einer Gestalt oder Geschichte die Verpflichtung auf, sie sinnbildlich auszudeuten.

An diesem Punkte nun, wo die Erwartung des Lesers zur Spannung wird, scheint die Hand des Autors plötzlich erlahmt niedergesunken zu sein. Die Ausführung des Schemas bricht ab, um nicht wieder einzusetzen. Wollen wir sie so gut es angeht ergänzen, so müssen wir zu der Betrachtung jener älteren Blätter übergehen, auf denen Uhland schon in den 40er Jahren sich über Wesen und Tun dieses Odinskindes Klarheit zu verschaffen und damit den tieferen Sinn der Sage zu enträtseln suchte. Nicht alles wird dabei erfreulich anmuten, auch hier läßt leblose Allegoristerei das lebendige Wohlgefallen an der Sage streckenweise verdorren.

Brünhild heißt auch die Hild unter dem Helme, Namen, die ihre Kampfnatur zur Gewißheit erheben; so ist sie denn auch nach Uhlands Meinung ursprünglich nichts weiter als eine Bellona, eine Kampfgöttin, oder noch besser, sie ist die Schlacht, der Kampf selbst. Den Kampf wecken, so sagt man ja im Norden. Also ist die Erweckung der schlafenden Jungfrau, die hier zum Überfluß auch noch den Namen Sigrdrifa, Siegsturm, führt, nichts weiter als mythischer Ausdruck für Siegfrieds beginnendes Kampfleben. Er trifft sie, umgeben von lauter höchst deutlichen Wahrzeichen des Kampfes, Helm und Brünne, Schildburg und Feldzeichen. Und auch die Waberlohe findet eine billige allegorische Aus-

legung: »Unter dieser flackernden Flamme kann die Verheerung durch Feuer, der Landbrand, der im Gefolge des Krieges ging, verstanden werden.«

Doch eben, wo diese Deutungssucht uns ernstlich zu verdrießen beginnt, lenkt Uhland ein: Er greift Fäden auf, die er in der ersten HS-Vorlesung angesponnen hatte, um sie dort gleich wieder fallen zu lassen, und legt Untersuchungen vor, die man in ernstlicherem Sinn als mythologisch bezeichnen mag; er möchte feststellen, welcher Charakter und welcher Ursprung der Vorstellung von den übernatürlichen Wesen zukomme, die man im Norden als Valkyrien bezeichnete. Die Antwort auf diese Frage, die er offenbar völlig selbständig gefunden hat, ist überraschend und geistreich, sie ermöglicht eine Ausdeutung der Sage, die wenigstens lebendige Glaubensvorstellungen und nicht dürre Abstraktionen zur Grundlage der altnordischen Heldendichtung macht.

Freilich läuft auch die Erkläung, die er vom Wesen des Valkyrienglaubens gibt, letzten Endes auf eine Personifikationsvorstellung hinaus. Es deckt sich mit seinen früheren Andeutungen von 1830, wenn er jeden Zusammenhang zwischen den vielleicht einmal im germanischen Altertum nachweislichen kämpfenden Mädchen und den Valkyrien leugnet. Sind jene durchaus irdischen Ursprungs, so sieht er in diesen geistige, höhere Wesen, die nicht neben den Helden in der Schlacht kämpfen, sondern über Helden und Schlachten schweben. Uhland bringt sie in Zusammenhang mit »der innerlichsten Anschauung des altnordischen Glaubens, mit der Vorstellung von den Folgegeistern (*fylgior*).«

»Eigenschaften werden gewöhnlich weiblich personifiziert. Geschicke ebenso. Die Fylgien stellen einerseits das Wesen des Menschen dar, anderseits aber auch sein Schicksal.« Die Valkyrien nun sind für Uhland eigentlich nur eine Spezialgattung der Fylgien. »Sie sind dem Menschen zugesandt, zugegeben und als Schutzgeister besonders stets weiblich gedacht. Fylgien sind allgemeiner, Valkyrien speziell auf das Heldentum gerichtet.« Dem Bedürfnisse der heroischen Sage und ihrer Behandlung im Epos entspricht es, daß die Valkyrien in ihr nicht, wie die Fylgien in den altisländischen Geschlechtssagen, als wesenlose Traumgestalten erscheinen, sondern daß sie Charakter, frische Erdenhaftigkeit gewinnen und als echte Menschen gezeugt werden, leben und sterben.

Siegfried weckt die Hild — er wird zum Kämpfer, Brynhild, die Kriegsjungfrau mit der Brünne, verbindet sich ihm, wird seine Fylgie

oder genauer Valkyrie; wenn man sie auf eine bestimmtere Formel bringen will: eine Verkörperung seiner Kriegertüchtigkeit und seines Kriegergeschickes.

Dieser Brünhild, der Valkyrie des Wölsungen, tritt gegenüber eine Grimhild, die Jungfrau mit dem Helm oder in der Larve. »An der Bezeichnung *grim* hängt etwas Grauenhaftes.« Die deutsche Namengebung ist hier die ursprüngliche, wenn auch nur im Norden Gudruns ehemalige Kampfnatur beim Todesringen ihrer Brüder klar hervortritt. Denn auch sie ist eine Bellona, eine Valkyrie, aber ursprünglich die des Niflungenstammes, wie Brünhild des letzten Wölsungen.

Als Kern der Siegfriedsage scheint Uhland des Helden Beziehungen zu den Niflungen anzusehen, die aber weniger rühmlich sind als die Art, wie seine Ahnen sich mit solch minderwertiger Schwägerschaft zu stellen pflegten: Es fällt ein Schatten auf Siegfrieds Lichtgestalt dadurch, daß er sich in die Dienste des minderwertigen Geschlechtes begibt. Von da aus erklärt sich die nähere Ausgestaltung des Mythus, wie sie Uhland, »auf den Hauptpunkt dieser Forschung drängend«, darzulegen sucht. Die Fylgie kann nach nordischer Vorstellung, wie u. a. das Beispiel des christianisierten Skalden Hallfred zeigt, bei völliger innerer Sinnesänderung aufgegeben oder vertauscht werden. Das ist Siegfrieds natürliches Los in dem Augenblicke, da sich der Letzte und Berühmteste des alten Wölsungengeschlechtes einem anderen, schwächeren Stamme verbrüdert und von ihm abhängig macht. Der Held hört auf, er selbst zu sein, er läßt seine eigene freie Persönlichkeit in der oberherrlichen Gunthers aufgehen — daher der Gestaltentausch! — und er wird zugleich an seiner Valkyrie oder Fylgie zum Verräter. Er vertauscht sie mit der des Nibelungenhauses, die in der leuchtenden Brünne mit der unter dem Larvenheim, sein Heldentum gehört nun dem Gunnar, der Gjukungen Kriegsfylgie ist die seinige.

Indem Uhland nun mit starken Worten den schneidenden Widerspruch, der in diesem unnatürlichen Bunde liegt, dartut und sich zu näherer mythischer Erörterung des Zwistes der Königinnen anschickt, fällt plötzlich der Vorhang, d. h. das Manuskript ist zu Ende. Das Schema versagt hier auch, erst in dessen Abschnitt B 3 treffen wir wieder auf ähnliche Schlagworte, doch tritt da bereits neben die Stammesfylgie Grimhild als viel ausgesprochener Vertreter des Stammesgeistes Hagen, den Uhland bisher, der nordischen Tradition entsprechend, völlig im Dunkel gehalten hat.

Immerhin haben wir nun die reine Gestalt der Siegfriedsage kennen gelernt, wie sie sich in Uhlands Vorstellung aufgebaut hatte, und können mit Hilfe des Schemas auch einigermaßen klar sehen in der Frage nach der alten und echten Form der Burgundensage und nach den Verbindungsmöglichkeiten, die zwischen beiden bestehen mußten. »Ildico, die Rächerin ihres Stammes, Grundlage der nordischen Gudrun,« hat Uhland in der Disposition notiert. Die Tat dieser von der Tradition zur Burgundin gemachten historischen Kebse Attilas bildete also nach seiner Meinung den alten Kern der Burgundensage, und es läßt sich auf dieser Grundlage deutlich eine nirgends ausgesprochene, aber implicite vorhandene sagenverbindende Theorie Uhlands erkennen: Wie erinnerlich, hat er sich immer gegen W. Grimms Annahme der Doppelheit Attilas, des historischen und vorhistorischen, ausgesprochen, in ungedruckten Blättern aus jener Zeit ist auch die Lachmannsche Theorie eines vorhistorischen Gunther, die ihm 1832 noch eingänglich erschienen war, abgelehnt. An Stelle dieser älteren Hypothesen sollte nun eine neue, original Uhlandsche treten: von der Doppelheit der Hilden. Eine Grimhild hatte als Gegenspielerin der Brünhild ihren Platz in der Siegfried-Nibelungensage, ein Hildchen gehörte der Burgundenfabel an. Nicht nur die Bedeutung des Hortes, auch die Namensgleichheit der weiblichen Hauptpersonen bildet ein verbindendes Glied: weil hier wie dort eine Hild am Werke war, eine waffenführende Jungfrau, hat man die Niflungen, der Wölsungen minderwertige Gegenspieler, mit den historischen Burgunden identifiziert. Der Rheingau, so belehrt uns eine gesonderte Aufzeichnung, war der geeignete Boden für solche Verschmelzung alten fränkischen Sagengutes mit burgundischem.

So weit ist Uhland in der Erforschung der Siegfriedsage vorgedrungen, so viel beachtenswerte und für die gleichzeitige Forschung doch zum mindesten die Möglichkeit starker Anregung bietende Gedanken hat er zu Papier gebracht; aber alles unter strengstem Ausschlusse der Öffentlichkeit! Sonderbar nun: als er sich endlich entschloß, den Fachgenossen eine Probe seiner Arbeiten auf diesem Gebiete zu liefern, da bot er nicht die ausgereifte Frucht jahrzehntelangen Nachdenkens in Form einer mythischen Erklärung der Siegfriedsage, sondern er brachte absolut Neues, im Schema noch gar nicht Vorgesehenes und weit minder Übergrübeltes und Durchdachtes. Er ging dabei auch nicht den Hauptproblemen in beherztem Angriffe zu Leibe, sondern er lieferte bloße Vorpostengefechte, Plänkeleien,

Erkundungsvorstöße, die das Terrain in dem zu erobernden neuen Gebiet zunächst einmal sondieren sollten. Dem augenblicklichen Arbeitsprogramm Uhlands gliedern sich diese Ausführungen viel besser ein als dem umfassenden Entwurf von 1853.

In dem 1857 der Pfeifferschen Germania eingesandten Aufsatz Sigemund und Sigeferd beweist Uhland, daß er, der durch seinen *Mythus von Thor* die gleichzeitige Mythenforschung entscheidend beeinflußt hat, auch deren vermeinte oder wirkliche Resultate in sich aufzunehmen und zu verarbeiten wußte. Hier atmen wir zunächst Müllenhoffsche Luft: Seine Erklärung, nach der die menschenwürgenden Ungeheuer des Beowulf nichts anderes bedeuten als die Plagen einer versumpften Meeresbucht, wird übernommen. Die Gleichsetzung von Beowulf und Fro macht Uhland allerdings, dem alten Prinzip treu, nicht mit, und er entfernt sich auch insoferne bald wieder von seinem Gewährsmann, als er dessen Deutung des Grendelkampfes eine sehr unmüllenhoffsche des Drachenstreites zur Seite stellt, die Pfeiffers Ausdruck zufolge im Berliner Lager »Nergeleien« (Br. IV, 254) erregt hat. Das Gold, auf dem der Drache ruht, ist nach Uhland nichts weiter als ein Symbol der Wikingbeute, die den Meerfahrern, d. i. poetisch gesprochen dem Meere selbst, abgewonnen werden muß. Das Meer unter dem Bilde der Schlange verkörpert zu finden, kann nicht verwundern, gewinnt es doch schon nach ältester germanischer Vorstellung Gestalt im Midgardswurm. Wenn also Siegmund im Beowulf als Drachenkämpfer erscheint, so soll er damit ursprünglich nur als Wiking gekennzeichnet sein. Es liegt aber eine starke Altertümlichkeit darin, daß der Held auf dieser Sagenstufe noch »im Schein des Wunderbaren auftritt«. Die nordischen Fassungen haben davon keine Spur mehr. In diesen fehlt auch die klare geschichtliche Einreihung: Siegmund und Fitela erscheinen im Beowulf als Bekämpfer des Jütenvolkes, entsprechend der Erbfeindschaft zwischen Friesen-Franken und Jüten-Dänen.

Dänenfeind muß aber auch der Siegmund zunächststehende Franke Siegfried sein. Und Uhland möchte nachweisen, daß auch dieser, gleich seinem Vater, früh einen Platz in der dänisch-angelsächsischen Sagenüberlieferung eingenommen hat. In Sigeferd, dem heldenhaften Führer der Siegen im Finnsburgfragment, erkennt er den fränkischen Haupthelden; und zwar muß dessen Geschichte schon in der aus den Nibelungen bekannten Verbindung mit der Burgundensage Aufnahme bei den Angelsachsen ge-

funden haben, denn der an Sigeferds Seite genannte und wegen seiner Lässigkeit getadelte Gudhère ist niemand anders als unser Gunther. Die Verbindung der angelsächsischen mit der importierten fränkischen Sage hat nur deshalb stattfinden können, weil Siegfried bekannt war als Hauptheld der auch sonst im Kampf gegen die nordischen Wikinge mit den Friesen verbündeten Frankenstämme. Daß nun aber eine so typische Feindschaft besteht zwischen den Wikingen und den Franken Sigemund und Sigeferd, das gibt einen deutlichen Wink über die Heimat der fränkischen Siegfriedsage. Diese weist in allen ihren ältesten Zügen nordwärts an das Meer, wie sich auch im Nibelungenlied zeigt, als Siegfried so plötzlich die Führerrolle bei dem Zug nach Isenland übernimmt und seinen Hort *sô verre ûf dem sê* aufsucht (VIII, 499).

Dies sind, wie ich glaube, die Gedanken, auf deren Herausarbeitung es Uhland hier vor allem ankam. Schon aus der zweifelnden Formulierung dieses Urteils mag man annehmen, daß die Untersuchungen nicht die nötige Zielbewußtheit und Bestimmtheit aufweisen. Man darf ihren Wert indes nicht nur nach ihren in der Tat relativ dürftigen Resultaten bemessen. Denn gerade diese zeigen, daß der ganze Aufsatz nichts weiter als eine Vorstudie sein sollte; ähnlich wie in der späteren Abhandlung der Germania über Dietrich von Bern sollte vielleicht zunächst nur die örtliche und zeitliche Verbreitung und die ursprüngliche völkerschaftliche Zugehörigkeit der Sage klargestellt werden. Den Stoff ganz von seiner »Ungeberdigkeit« (Br. IV, 182) zu befreien, ist Uhland nicht gelungen. Die Betrachtung über Siegmunds ursprünglichste Sagenrolle, die er nur als Exkurs ansah und zeitweise stark gekürzt wissen wollte (S. 183), drängt sich nun doch zu sehr in den Vordergrund.

Wiederum holt Uhland hier viel zu weit aus, als daß auf eine Erfüllung seines Programms in diesem großen Rahmen zu rechnen wäre. Die halb und halb in Aussicht gestellten späteren Ergänzungen dieser Studien hat er den Fachgenossen dauernd vorenthalten und nur für sich selbst einmal einen schüchternen Ansatz dazu gemacht. Am 2. April 1859 skizziert er die Einleitung zu einem Aufsatze: Brünhild und Kriemhild, in dem er die beiden »Angeln der Sage von Siegfried und den Nibelungen« behandeln will. Also auf den Gegensatz der beiden Frauen ist ihm nach wie vor die Geschichte des letzten Wölsungen aufgebaut, er warnt aber auch jetzt noch davor, diese zu isolieren. Die Wölsungengeschichte ist

eine in all ihren Teilen notwendig zusammengehörige Stammessage. »Der riesenhafte Stamm steigt pfahlrecht von der Wurzel durch alle Ringe seines Wachstums bis zum obersten Gipfel auf, in dem sie (so!) zerschellt wird.« Kennzeichnend für die Methode der Altersaufsätze ist wieder der Ausgangspunkt, den Uhlands Untersuchung hier nimmt. Er will die Sage zunächst örtlich fixieren und mustert daher die reichlich vorhandenen Brünhildensitze und die viel selteneren Krimhildensteine. Doch ehe er diese Zusammenstellungen noch zu Schlüssen über Heimat und Verbreitung der Sage ausnützen kann, verläßt ihn Lust und Eifer und so, form- und wortlos, nimmt er endgültigen Abschied von dem Helden Siegfried, dem Freund und Gegner vieler Jahre, den er niederzuringen doch nicht vermocht hat.

Dagegen hat Uhland seiner zaudernden, mit ausgereiften Gaben immer mehr kargenden Forschernatur wenigstens ein endgültiges Bekenntnis über seinen dritten Lieblingshelden auf dem Gebiet der deutschen HS abgewonnen. Dietrich von Bern ist der einzige, von dessen Wesen und Herkunft sich Uhland wie schon 1830 so 1860 eine erschöpfende und fachlicher Prüfung standhaltende Theorie gebildet zu haben scheint. Was er damals ausgeführt hat, bildet die beste Erläuterung zum Teil II B 1, a—c unseres Schemas.

Hat der Sigeferdaufsatz nur einige schattenhafte Aufschlüsse über die mythische Bedeutung Siegmunds gebracht, so bietet die Abhandlung Über den Rosengarten zu Worms eine weit vollständigere Einsicht in Uhlands damalige Sageninterpretationsweise und erhärtet auf das schlagendste seine in die 40er Jahre fallende Äußerung, daß seine sogenannten Sagenforschungen, d. h. also die Studien über die sinnbildliche Bedeutung der nordischen Götterlehre, lediglich eine Vorarbeit zu einer vertieften Beschäftigung mit der HS darstellten.

Auch hier hat es lange gedauert, bis sich der greise Forscher zu einer zusammenhängenden, für die Öffentlichkeit bestimmten Darstellung entschließen konnte. Mehrere Andeutungen und skizzenhafte Vorentwürfe zeigen, daß das in dem Rosengartenaufsatz behandelte Problem ihn schon länger gereizt hatte und eine Lösung in dem später endgültig gefundenen Sinn ihm schon früh vorschwebte. Die Abhandlung über die Volkslieder weist am Schluß ihres ersten Teils (*Sommer und Winter*, III, 39) darauf hin, daß ein Teil der heimischen Heldensagen als ursprüngliche Naturmythen anzusehen seien. Er erprobt dann die Gültigkeit seiner Interpre-

tationsweise zunächst an örtlich begrenzten Sagen, namentlich an solchen schwäbischer Herkunft: Der feindselige Zusammenstoß zweier Lindwürmer, von dem man in der Nähe von Tübingen zu erzählen weiß, ist ihm ein Sinnbild der ungestüm tosenden Wasser zweier ungebändigter, zusammenströmender Flüsse (VIII, 336).

Der Aufsatz, zu dessen Beginn Uhland diese Deutung vorträgt, führt bereits den Titel: Dietrich von Bern, er war schon 1855 in Arbeit, (Br. IV, 139), zeigt aber noch den ausgesprochenen Charakter der Vorstudie. Die »wenig oder noch gar nicht erörterten Fragen«, auf die Uhland hier gestoßen ist, haben ihn zunächst verhindert, »auf den inneren Bestand der Dietrichsage einzugehen« (Br. IV, 144). So sieht er seine Aufgabe ähnlich wie in dem Aufsatz über Sigemund und Sigeferd einstweilen nur in der genauen örtlichen Abgrenzung und dem Nachweis der Verbreitung von Sagenzügen und Sagenfiguren. Es werden vor allem Zeugnisse über die Bekanntschaft des schwäbischen Ma.s mit dem Helden von Bern zusammengetragen. Der Literarhistoriker löst den Sagenforscher zeitweise ab, wenn Uhland hier endlich seine schon fast dreißig Jahre alte Theorie von Heinrich von Leinau als dem Vf. einer höfischer gehaltenen Vorstufe unseres Eckenliedes der Öffentlichkeit vorlegt. Briefliche Nachforschungen über das Geschlecht, dem der Dichter entstammen soll, haben ihm allerdings keine Förderung zuteil werden lassen. Man hat diese Hypothese nie so ganz nach Verdienst gewürdigt; der schwäbische Lokalpatriotismus, der dem alten Lassberg an ihr ganz besonders erfreulich erscheinen mochte, sollte nicht über ihren philologischen Scharfsinn hinwegtäuschen. Solch glücklich konjizierende Beschäftigung mit dem Text eines Denkmals ist sonst Uhlands Sache nicht.

Gleichwohl, bedeutsam für die sagentheoretischen Probleme wird der Aufsatz über Dietrich von Bern erst gegen den Schluß zu (VIII, 380), der skizzenhaft den Inhalt der Rosengartenstudie bereits vorwegnimmt: Dietrich, so hören wir hier, ist der mythische Friedensfürst, der Bauernkönig, der den Landmann schützt und fördert, indem er wilde Drachen und Riesen schlägt, die sich dessen Kulturarbeit hemmend in den Weg stellen. Sein Kampf gegen die dem Ackerbau feindlichen Mächte des Sturmwindes und des wilden Wassers erscheint in der HS unter denselben Bildern wie in der nordischen Mythologie der ewige Streit des Bauern- und Fruchtbarkeitsgottes Thor gegen die Elementargewalten. »Das stimmt nicht von

ungefähr.« Eine genaue Aufdeckung dieses Zusammenhangs lehnt Uhland hier noch ab. Immer noch ist ihm Dietrich von Bern fest mit dem gotischen Sagenkreise verwachsen, der seine Drachenkämpfe in denen Wolfdietrichs und Ortnits vorgebildet hat; auch diesen beiden Helden werden nahe Beziehungen zu den Ackerbauern angedichtet. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die relative Einschätzung der einzelnen Sphären und Gestalten des gotischen Zyklus sich gegen früher stark verschoben hat. Ehedem hat Uhland, wie erinnerlich sein wird, der jüngsten gotischen Sagenstufe, als deren Mittelpunkt er eben Dietrich von Bern ansah, nur eine rein epische Ausprägung des alten mythischen Sagengutes zugestanden: der epische, vermenschlichte Ermanrich steht da dem Helden von Bern gegenüber, nicht mehr der mythische Drache. Den Gegensatz zwischen »epischer« und »mythischer« Sagenausgestaltung betonen auch die Altersaufsätze an mehreren Stellen (z. B. VIII, 517 F), aber die mythischen Elemente der jüngsten gotischen Sagenstufe sind nach Uhlands nunmehriger Auffassung nicht mehr verblaßte Erinnerungen an die ältere und echtere Sagengestalt, nicht mehr unbedeutende Episode. Den Riesen- und Drachenkämpfen, die er früher als Fabeleien aus der Reihe der Jugendabenteuer Dietrichs gerne hinausinterpretiert hätte, schreibt er vielmehr jetzt zentrale Bedeutung zu.

Der Rosengarten zu Worms, 1861 in der Germania erschienen, unterrichtet über diesen neuen Standpunkt am ausführlichsten. Noch einmal bricht Uhlands alte Liebe zum deutschen Volksepos, auch zu dessen künstlerisch belangloseren Ausläufern, mit Macht hervor. Einst hat er sich mit den Brüdern Grimm gleichen Sinnes gewußt in der Bevorzugung der ungeglätteteren, volksmäßigen Gedichte der mhd. Periode, jetzt muß er eines dieser Gedichte gegen W. Grimm, dessen Rosengartenausgabe ihm vorlag, in Schutz nehmen: Was den Rosengartenliedern »an mhd. Regel abgeht«, das ersetzen sie durch den frischen lebendigen Hauch, der sie durchweht. (VIII, 507.) Und auch in der Bewertung des Sagengehaltes weicht er stark von Wilhelm ab: Diesem war (Einl. S. LXIX) »der Rosengarte seinem Inhalt nach Anwuchs der Sage, aber zugleich auch Erfindung, bei welcher Absichtlichkeit und Bewußtsein neben der unbewußten poetischen Kunst, welche zur Ergänzung und Erweiterung der Sage antreibt, in einer Vermischung mag gewirkt haben, deren gegenseitiges Verhältnis sich nicht bestimmen läßt«. Nach Uhland bildet weder bewußte

noch unbewußte jüngere Fabelei den Kern dieser Sage, er setzt einen uralten mythischen Keim voraus und macht hier zum ersten und einzigen Male Ernst mit der naturmythologischen Deutung eines Ausschnittes aus der HS. Wir kennen seine dabei angewandte Methode aus dem *Mythus von Thor.* Warum sollen die Riesen der HS nicht auch wie alle die Hrungnir, Thiassi usw. Verkörperungen der Naturgewalten darstellen, warum die Drachen der Dietrichsage nicht gleich dem Midgardswurm Sinnbilder wilden Wassers sein? Und damit nun, daß Dietrich von Bern in Deutschland ebenso typisch als Vernichter all dieser Wettermächte gilt, wie im Norden Thor, ist schon der Beweis erbracht, »daß der geschichtliche Dietrich von Bern zugleich Träger eines nicht unerheblichen Erbteils germanischer Göttersage, genauer der Sage vom Donner, geworden sei« (VIII, 515). Uhland betont, daß er damit nichts absolut Neues ausspreche. Die Sagenforschung, z.T. mit durch Uhlands eigene Thoruntersuchungen angeregt, hatte den Donnergott bereits mehrfach mit Dietrich zusammengestellt. Unter den Vorgängern, die er namhaft macht, fehlt nun aber derjenige, durch den Uhlands Anschauung zweifellos zuerst in dieser Richtung gelenkt worden ist, wenn er sich zunächst auch noch jahrzehntelang abweisend gegen dessen äußerliche Identifizierung von Gott und Held verhalten hat: Wer sollte dieser Vorgänger anders sein als Mone? Daß in Dietrich von Bern der alte deutsche Donnergott fortlebe, konnte Uhland schon *Gesch. d. H.* II, 322 behauptet und eingehend begründet finden.

In der näheren Ausdeutung der einheimischen Riesengestalten geht Uhland jetzt etwas schematischer zuwege als früher: Hrungnir war ihm das Felsgestein, Hymir der Frost, Thiassi der Sturm, Geirröd das schädliche Gewitter. Hier kennt er nur noch zwei Arten von riesischen Gewalten: Sturm und Flut. Die wenige Jahre vorher erschienenen Erklärungen der germanischen Riesenwesen durch seinen mythologischen Schüler Weinhold scheinen ohne Einfluß auf ihn geblieben zu sein. In scharfsinniger, allerdings der Fabelei der Thidrekssaga doch zu blind vertrauender Interpretation behandelt er in einem eigenen Anhang die riesische Sippe, an deren Spitze König Wilzinus steht und deren einzelne Vertreter sich ihm scheiden in Wasser- und Winddämonen[1]. Zu gezwungener Geistreichelei

[1] Auf einer kleinen Zahl undatierter Blätter hat Uhland, offenbar in genauem Anschluß an Punkt II B 1) a des Schemas die genealogisch verknüpften Sagengestalten Wilzinus, Wate und Wieland zu enträtseln gesucht. Sein Gewährsmann ist auch für diese

sinkt diese Deutweise herab, wenn Uhland mit ihrer Hilfe auch die schwankende Stellungnahme Wittichs und Heimes in den Kämpfen zwischen Dietrich und Ermanrich zu begründen sucht. Doch nicht alle seltsam anmutenden Gruppierungen unter den riesischen Streitern erklärt er auf solche Art: ohne die Annahme von Verwechslungen und willkürlichen Verschiebungen ist die Parteinahme der riesenhaften Söhne und Enkel des Wilzinus vor allem in der nordischen Sagenversion nicht zu verstehen. Fasolt, z. B., der Sturmdämon, erscheint in der Thidrekssaga gewiß unursprünglich auf der Seite seines sonstigen Todfeindes Dietrich.

Stellt dieser lose angehängte Schlußteil des Aufsatzes gleichsam eine Nutzanwendung der mythologischen Grundanschauungen auf die deutsche HS dar, die sich Uhland durch jahrelange Beschäftigung mit den nordischen Göttererzählungen erarbeitet hat, so kommen dieser in dem Hauptteil der Untersuchung die Früchte eines anderen, ebenso eifrig bebauten Uhlandschen Arbeitsfeldes zugute: Erst durch das Studium des deutschen Volkslieds, seiner typischen Formen und Inhalte, hat sich ihm das volle Verständnis für den Rosengartenkampf als solchen erschlossen. Und wie er vorher in dem Germaniaaufsatz *Sommer und Winter* die populäre Vor- und Darstellung eines Kampfes zwischen den Jahreszeiten durch die volksmäßige Lieddichtung verfolgt hat, so glaubt er jetzt deren Spuren

Naturwesen wie für die des Beowulf Müllenhoff, dessen Aufsatz ZfdA. VI, 62 zitiert wird. (Die betr. Ausführungen sind also jedenfalls nach 1852 niedergeschrieben.) Wilzinus hat mit den Wilzen ursprünglich nichts zu tun, er ist ein ort- und zeitloses unhistorisches Wesen, der Gatte der See (d. h. einer *saekona*), der Vater der Wellen und Stürme, also wohl der allumfassende Himmelsgott, *wolkno druhtin*, mit diesen etymologisch verwandt, ein deutscher Wolko oder Wulching. Die Deutung, die Müllenhoff für den Sohn Wade gegeben hat, wird dahin präzisiert, daß dieser die Ebbe bedeute, die Zeit also, in der man die Flut durchwaten kann; der schlafende und schnarchende Wate der Thidrekssaga bedeutet die unbewegte, nur fernhin rauschende Meeresfläche der Ebbezeit. Genau dem Bilde treu erleidet die Ebbe ihren Untergang durch Sturmflut und Regen. Bedenklicher ist die Erklärung Wielands, der in Gesellschaft Wades erscheint, bald auf dessen Schulter sitzend, bald tief im Felsen verborgen: er ist die periodische Begleiterscheinung der Ebbe und bedeutet das Mondlicht. — Ein paar andere Bogen, die der Ergründung der speziellen Natur dieses Riesensohnes gewidmet sind, stempeln seine Sage zu einem Lichtmythus. In eine nähere Erklärung dafür tritt Uhland nicht mehr ein, er erwähnt als Stütze seiner Ansicht nur noch die etymologische Ableitung des Namens Nidudr. Dieser Hauptfeind Wielands bedeutet nicht einen Neidhart, sondern sein Name hängt zusammen mit *nidr*, der abnehmende Mond. — Damit sind wir wieder ganz in die auf diesem Gebiete gänzlich unfruchtbare Methode des Mythus von Thor geraten.

auch in dem mhd. Volksepos nachweisen zu können. Damit scheint ihm zugleich der beste Beweis für die ehrwürdige, heidnische Altertümlichkeit dieses Brauchs erbracht zu sein. Schon der Schauplatz des Streits zwischen Dietrich und den Riesen ist ihm bedeutungsvoll: Der im Frühlingsglanz erblühende Rosengarten ist das typische Lokal des Kampfes zwischen dem abziehenden Winter und dem sieghaft auftretenden Sommer. Der allerursprünglichste Sinn dieses Kampfes scheint zwar in der mhd. Dichtung verblaßt zu sein: es treten nicht mehr deutlich kennbare Winterdämonen auf, nur noch gelehrte Forschung vermag die ehemaligen Flut- und Sturmriesen zu erkennen, und ihr Überwinder ist auch nicht mehr der Gott der Sommerkraft und des fruchtverheißenden Donners. Ein irdischer, christlicher Held hat den letzteren ablösen müssen, und mit ihm, mit Dietrich von Bern ist die alte natursymbolische Sage vom Frühjahrskampf der Jahreszeitenmächte im Rosengarten ihres mythischen Gewandes ganz entkleidet worden, sie mußte sich in das halbhöfische Gewand des gotischen Sagenkreises einschnüren lassen, um fortbestehen zu können. Dietrich steht nun auch natürlich nicht mehr allein den vielen Feinden gegenüber, und damit, daß man sein Gefolge hineinzog, mußte man auf der anderen Seite alle seine aus der Sage bekannten Gegenspieler vereinigen[1].

In anderen Gedichten des Dietrichkreises hat sich nach Uhlands Meinung das mythische Gepräge noch besser gehalten, vor allem in denen die ins Tiroler Gebirg führen; so im Eckenlied und selbst in den Gedichten von Dietrichs Drachenkämpfen. Aus dem überladenen Wirrsal der letzteren weiß er feinfühlig die echte Gebirgsstimmung herauszuspüren, lebhaft empfundene und vergegenwärtigte Scheu vor der wilden tiroler Waldeinsamkeit, in der der tosende Gießbach wohl wie ein jäh hervorbrechender Drache, der tannenknickende Sturm wie ein riesischer Urwald-

---

[1] Auch die Wildiferepisode der Thidrekssaga und das nahverwandte niederl. Bruchstück vom Bär Wisselau erfahren eine jahreszeitliche Deutung. Der Sieg des Sommers über den Winter erscheint in einer uralten dramatischen Vorstellung — die Uhland in Übereinstimmung mit J. Grimm annimmt — als Bezwingung des Eisbären durch den Waldbären (VIII, 508—14). Der Name Wildifer wird hier nach Grimm als wild-pero erklärt, während Uhland diesen Helden früher nach einer anderen Namensableitung in die Reihe der Landflüchtigen, der Iringe oder Ebiringe und dem rätselhaften mhd. Abor zur Seite gestellt hat. (*Schw. Sagenk.* VIII, 237). Dies ist ein Einzelargument für die ständige Fortentwickelungsfähigkeit der Uhlandschen Anschauungen auch im Alter.

bewohner erscheinen mag. Den tiroler Rosengarten möchte Uhland in gleichem Sinn aufgefaßt wissen wie den zu Worms: Auch hier ein halbverklungener Nachhall eines dereinst von höheren Kräften geführten, mythischen Jahreszeitenkampfes. Das nähere Verhältnis des großen und kleinen Rosensgartens bleibt unerörtert.

Es sind Bruchstücke einer offenbar wohlgefestigten und ausgebauten Theorie der HS, die Uhland hier vorführt. Wir müssen uns gleichwohl die Frage vorlegen, ob sich diese fragmentarischen Andeutungen mit dem System vereinigen lassen, zu dem er sich 30 Jahre früher in den Vorlesungen bekannt hatte. Schon ein einziges kurzes Wort kann darüber belehren: »Mit der Umwandlung deutscher Göttersage zum Heldenlied vertrug sich überhaupt nicht die Fortdauer eines reinmythischen Gepräges« — so steht S. 529. Nun wurde oben mit all dem Nachdruck, den Uhlands in dieser Hinsicht besonders kräftig formulierte Thesen notwendig machten, darauf hingewiesen, daß nach seinen 1830, verstärkt dann 1832 verkündigten und im *Mythus von Thor* wiederaufgenommenen Anschauungen nie und nimmer die HS aus gesunkener Göttersage entstanden sein kann; vielmehr, so sagte er ehemals, Götter- und Heldensage gehen zusammen, ergänzen sich, sind aber keineswegs ursprünglich identisch. Weder im odinischen, noch im persisch-gotischen Mythenkreis ist ein Gott jemals zum Helden herabgesunken: Der Gott zog sich aus der Sage zurück, verschwand, aber wurde nicht vermenschlicht. Freilich, die Konzession an Mone und v. d. Hagen hat sich in Uhlands Theorie von Anfang an gefunden, daß die mythischen Gestalten allmählich episches Gepräge angenommen haben sollen. Und auch die etymologische Spielerei mit dem Namen Ermanrich-Ahriman stellt eine kleine Inkonsequenz in der Durchführung dieses Grundsatzes dar.

Jetzt aber, in diesem Aufsatz der beginnenden 60er Jahre, nimmt Uhland nicht nur ohne Bedenken die damals so weit fortgewiesene Identifikation von Gott und Held vor, sondern er zerstört auch sein ganzes früheres Sagengebäude, indem er den Asathor, eine Göttergestalt des odinischen Kreises also, mit Dietrich, der menschlichen Hauptfigur des gotischen Zyklus, gleichsetzt. Die tiefe Kluft zwischen den beiden Sagensphären ist damit überbrückt, die Deutung der Wolfdietrichsage, die ganze persische Theorie fällt über den Haufen und von dem so fein ersonnenen System von 1830 bleibt schlechterdings nichts mehr bestehen.

Wie einst Mone, so scheint vielmehr auch Uhland jetzt als Hauptgott der fränkischen Mythen Odin, der gotischen Thor annehmen zu wollen.

Die ethische Scheidung hat vollends den Boden unter den Füßen verloren, und doch kann sich Uhland anscheinend nur schwer von ihr trennen; er betont auf ungedruckten Blättern zur HS mehrmals, daß Gut- und Bösesein auch nach der in der HS zutagetretenden Ansicht der Nordleute nicht als Verdienst oder Schuld und Schande gewertet würden, sondern als Schicksal, als Glücks- oder Unglücksfügung. Eine spezielle moralische Belastung oder nach diesem Prinzipe hinwiederum Entlastung Siegfrieds nimmt er nicht an. Dagegen kann er seine besondere Freude an der tiefsittlichen Erscheinung Dietrichs von Bern auch in dem kurzen Schema nicht bergen und rückt diesen »Vertreter des milderen gotischen Geistes«, diesen »weitherzigen Volkskönig«, in stärksten Gegensatz zu dem »selbstsüchtigen Stammgeiste der Welisunge und Nibelunge«.

Uhlands jetzige Theorie findet zwischen historischen und altreligiösen Elementen, zwischen Mythus und HS viel engere Zusammenhänge als ehemals, sucht diese aber auf ganz anderem Gebiete; so wenig man sich mit der endgültigen Erklärung, die er für Dietrich als vermenschlichten Donnergott aufstellt, wird zufriedengeben können, eine entschiedene Klärung gegen früher ist doch insofern zu bemerken, als die Deutung des eigentlichen Kernes der Dietrichsage, ihrer historisch fundierten Bestandteile nämlich, sich jetzt von jedem mythischen Einschlage frei hält.

Seine Achtung vor der Ursprünglichkeit des im Alphart, in der Flucht, der Rabenschlacht usw. Erzählten ist allerdings nicht gewachsen. All diese Gedichte »zehren von anderwärtiger, älterer Sage«, und auch hier tritt wieder die Anschauung zutage, daß diese Gestalten und Konflikte hauptsächlich aus den Erzählungen von Wolfdietrich übernommen seien. Nur eine dominierende Persönlichkeit der jetzigen Dietrichsage entbehrt in diesen älteren Berichten der Entsprechung: Ermanrich — denn über die von ihm ehedem vorgenommene Identifizierung dieses bösen Königs mit Wolfdietrichs bösem Drachen mag Uhland jetzt selbst gelächelt haben. Wenn er auch jetzt noch die Einzelheiten der Kämpfe Dietrichs mit Ermenrich als jüngere, unoriginelle Auswüchse erklärt, so enthebt ihn dies nicht der Verpflichtung, dem großen Gegenspieler des Helden von Bern kritisch nahezutreten und Beschaffenheit und Charakter seiner ursprünglichen Sage zu prüfen. Diese Aufgabe, die er sich zuerst in Abschnitt II B Punkt 2 a

des Schemas gestellt hatte, sucht eine handschriftlich erhaltene Abhandlung mit dem Titel Ermenrich gerecht zu werden.

Dieser Aufsatz ist als einziger aus dieser Sphäre in abgeschlossener Gestalt auf uns gekommen. Dennoch bietet er weniger als man erhoffen möchte, er kann als die schwächste unter den großen sagenkritischen Arbeiten Uhlands bezeichnet werden und ist wohl aus dieser Empfindung heraus nicht der Aufnahme in die Schriften gewürdigt worden. Die 25 Folioblätter, die er umfaßt, sagen dem Leser nicht allzuviel Neues, sie enthalten der Hauptsache nach eine sehr weitschweifige vergleichende Quellenübersicht. Nicht als ob es bei dieser an Überraschungen fehlte: Neben längst bekannten und in ihrer Bedeutsamkeit z. T. überschätzten (z. B. *Vidsid*) Belegstellen erscheint plötzlich als Nachklang und Nachkömmling der Ermenrichsage die spanische Geschichte von den sieben Infanten von Lara, die Uhland aus den Anfängen seiner Volksliedstudien vertraut war. Er weiß einsichtig über die Möglichkeit eines Fortlebens alten gotischen Sagengutes in Spanien zu handeln, zu dem er triftig die Überlieferung von dem letzten Goten Rodrigo nicht rechnet: Im gegenwärtigen Fall aber hat er ohne Zweifel die Ähnlichkeit der spanischen und der deutschen Überlieferung von den kriegerisch munteren Jünglingen, die niedriger Verwandtenmißgunst zum Opfer fallen, überschätzt.

Es sind also die Harlunge, die er im fernen Westen fortleben sieht: auf sie konzentriert sich denn auch sonst sein Interesse bei der Analyse. Nicht die Gewalttat gegen Swanhild, am allerwenigsten die viel jüngere gegen Dietrich von Bern ist ihm der Kern der Sage. Stellt er doch an die Spitze seiner Betrachtungen die eindringliche Versicherung, »daß es eine selbständige Ermenrichsage gab, die mit Dietrich von Bern noch unbeteiligt, vielmehr einer früheren Sagenschichte des Amalerstammes zugewandt war und auch in der nachmaligen Mischung noch immerfort erkennbar ist«. Man sollte nun denken, daß Uhland sich um die Herausschälung einer liedmäßigen Fabel bemühte, wie sie der bereits 1830 in der Vorlesung ausgesprochenen schönen und in die Zukunft weisenden Theorie entspräche (cf. I, 401 ff., 442 ff.); daß er einen wirklich schlagkräftigen Sageninhalt, ein die poetische Behandlung herausforderndes punctum saliens auffände. Aber nichts davon. Seine verhängnisvolle neue Methode hat zuviel Macht über ihn gewonnen, als daß das gesunde poetische Empfinden, das er früher für die Existenzmöglichkeit einer Sage und eines Liedes be-

sessen hat, das letzte Wort sprechen dürfte. Wenn der Sageninhalt, auf den er bei seinen kritischen Zerlegungen stößt, eine hübsche sinnbildliche Deutung ermöglicht, dann sind seine Bedürfnisse hinlänglich befriedigt.

Was braucht er also lange nach einem Sageninhalte zu forschen? Ermenrich ist der Geschichte der große Gewaltherrscher, der die widerwilligen Nachbarstämme unter seine Botmäßigkeit beugt, durch diese Tyrannei aber den Grund zum Verderben des Volkes und Reiches legt, das künstlich und durch Zwang zusammengehalten in sich zerfällt, als es gilt, dem starken Ansturme der Hunnen zu widerstehen. Die Sage nennt den Ermenrich einen Verwandtenmörder, der seine nächsten Angehörigen, statt sie zu Stützen des Thrones zu verwenden, gewaltsam beseitigen läßt und der schließlich in all seiner Macht schmählich verstümmelt und zur Wehrlosigkeit verurteilt zugrunde geht. Was Geschichte und Sage berichten, ist in Uhlands Augen genau ein und dasselbe, die Sage die ins Persönliche, Sinnbildliche gewandte Geschichte. An Stelle der den Goten verwandten Völker treten Verwandte des Ermenrich. Speziell wird die von Jordanes berichtete *Herulorum caedes* ersetzt durch *der Harlunge tôt*[1]. So unterwühlt Ermenrich seine Herrschaft, er bringt aber auch seine Untertanen zur Empörung gegen sich, die Rosomonen rebellieren und machen das Reich wehrlos, indem sie seinen Bestand und seine Macht verstümmeln — sinnbildlich ausgedrückt: indem sie dem Könige Hände und Füße abhauen. Auch der grauenvolle Tod Ermenrichs in der deutschen Sage, die Zerrüttung seiner Eingeweide, will als Sinnbild »nicht bloß der zerrissenen Blutsbande, sondern auch seiner schmachvoll aufgelösten Allgewalt aufgefaßt werden«. Minder überraschend und wohl auch minder verstimmend als diese Ausdeutung der Katastrophe unserer Sage wird den Kenner der Uhlandschen Schriften das berühren, was der Forscher über die geschichtlich-mythischen Grundlagen einer anderen Ermenrichfabel zu berichten weiß, die sich auch flüchtig mit dem Namen der Harlunge verknüpft. Den Schatz des Ermenrich, den Heime (nach Uhlands Deutung nicht ihm, sondern für ihn) raubt, hat schon der *Mythus von Odin* (VI, 182 ff.) erklärt als den Bernstein, die Brosingen, nach denen er benannt ist, als die alten Preußen oder als jene Ästen, die dem Theoderich in dieser Form ihren Tribut dargebracht haben. Auch das nordische Brisingamen, Freyjas Hals-

[1] Bekanntlich eine schon von J. Grimm *Geschichte der deutschen Sprache* S. 472 und vorher von Mone, s. o. S. 24, vorgenommene Gleichsetzung.

schmuck, die »glänzende Meerniere« in der Sprache der Skalden, wird von Uhland mit dem Bernstein identifiziert — nicht aber mit dem Schatz des Ermenrich, wodurch er die ganze verstiegene Phantastik des späteren Müllenhoffschen Aufsatzes über Frigg und den Halsbandmythus von sich fernhält.

Die Beziehung des Schatzes zu den Harlungen bleibt dabei freilich unerklärt, was für Uhland selbst um so unbefriedigender sein mußte, als die schmachvoll endenden Neffen des Gewaltherrschers von Anfang an Hauptinteresse und Sympathie des Sagenerklärers auf sich gezogen hatten. Wir besitzen nicht nur einen Aufsatzentwurf des Nachlasses, der von dem wackeren Hüter dieser beiden Zwillinge seinen Ausgang nimmt, sondern können auch aus dem Briefwechsel verfolgen, wie der große Gotentyrann den Getreuen Eckart allmählich und fast wider Willen des Autors aus dem Mittelpunkte des Aufsatzes verdrängt hat. 1855 bereits erwogen, erscheint die Abhandlung 1857 Pfeiffer gegenüber noch unter dem älteren Titel, doch wird bereits das Überwiegen der Ermenrichprobleme betont (Br. IV, 175, 186). Vielleicht wollte Uhland, der jetzt nur in den allgemeinsten Zügen der räumlichen Verbreitung der Sage nachzugehen trachtet, auch hier ursprünglich von örtlich fixierten Vorstellungen ausgehen und, wie es später Panzer getan hat, die Harlungen samt ihrem Meister in ihrer Heimat aufspüren und von da aus den Lebenslauf der Sage verfolgen.

Deutlicher noch schimmert ein solcher Vorsatz, auch hier freilich nicht völlig zur Tat geworden, durch in dem letzten Aufsatz aus unserem Gebiet, den wir von Uhland besitzen. Hier unterschreiben wir vollauf das »leider«, mit dem Pfeiffer den fragmentarischen Charakter des zu Papier Gebrachten feststellt. Wäre die Abhandlung über den Wasgenstein vollendet worden, so hätten wir in ihr ein weit höher stehendes Dokument des Uhlandschen Altersfleißes und -spürsinnes zu bewundern, als in allen anderen Skizzen jener Zeit zusammengenommen, zumal in dem ledernen *Ermenrich*. Sie greift an einem Punkt ein, wo die Andeutungen des Schemas am erklärungs- und ergänzungsbedürftigsten erscheinen mochten. I B 2: Burgundensage. a. Sageninhalt (Walther und Hildegund), b. Historisches; so stand zu lesen. Diese Einreihung der bekannten Gestalten mochte manchem überraschend kommen. Wie hat Uhland sie zu rechtfertigen verstanden?

Der Aufsatz nimmt nicht, wie man erwartet, von jenem durch den Forscher selbst bekanntlich liebevoll in Augenschein genommenen Vogesen-

punkte seinen Ausgang, aber er bewegt sich, wie man sagen kann, von allen Seiten her auf diesen zu, so daß er, nach der Meinung des Interpreten mit voller Berechtigung, tatsächlich den Mittelpunkt der Untersuchung bildet.

Äußerlich beginnt die Darstellung mit den Schicksalen Walthers und Hildegunds, deren Erzählung bei Ekkehard Uhland sofort mit ungewohnter kritischer Schärfe zu Leibe geht. Mit kräftigem Schnitte scheidet er zwei deutlich auseinanderfallende Abteilungen: die eine spielt im Hunnenlande, die andere im Wasgau. Das Gedicht zeigt bereits völlige Vermengung zweier von Haus aus nicht zusammengehöriger Sagenkreise. »Burgunden, Nibelunge, Rheinfranken hausen gleichbedeutend zu Worms.« Was im Rahmen der Wölsungen-Nibelungensage nicht restlos möglich war, das soll hier versucht werden, die Feststellung des Inhalts der ehemaligen reinen, nicht nibelungisch beeinflußten Burgundensage. Das Resultat von Uhlands hier frisch zugreifender historischer Untersuchung ist dieses: »Aus der Geschichte der nach Gallien eingewanderten Burgunden erwuchs in Sage und Liedern eine in sich abgerundete Überlieferung vom Untergange des Königsstammes, dessen Ahnherr Gibico und dessen leuchtendster Name Gunthari war, durch des Hunnenkönigs Attila kriegerische Übermacht, aber auch von der blutigen Rachetat, welche die von Attila als Kriegsbeute hinweggeführte und zu seiner Genossin bestimmte Tochter jenes burgundischen Königshauses in der Nacht des Hochzeitsfestes an dem verhaßten Gewaltherrscher vollführte.« Diese Hildico nun ist keine andere als die Hildegund des St. Gallischen Gedichtes, deren alte Sagenfunktion jetzt freilich unendlich abgeschwächt ist, aber, wie Uhland doch nachweisen möchte, nicht völlig geschwunden erscheint; es ist wenigstens das historische Verhältnis der Geiselschaft der burgundischen Königstochter und ihrer gewaltsamen Befreiung daraus geblieben, im übrigen aber hat die Sage, im Norden in ihrer ganzen Strenge gewahrt, »ein heldenhaft heiteres Gepräge erhalten«.

Im ersten, hunnisch-burgundischen Teil der Sage muß Hildegund, im zweiten Walther der Gegenstand der Forschung sein. Uhland macht sich die gebräuchliche Interpretation zu eigen, die Walther vom Wasgenstein als irrtümlich in das Waskenland verpflanzt ansieht; über die Heimat des so, wie Uhland witzelt, von der Sage mit Luftschlössern in Spanien belehnten Helden ist durch diese Bezeichnung nichts ausgesagt. Bedeutsamer ist die

Benennung der mhd. Denkmäler: Walther ist ihnen ein *Lengesaere*, aus Langres, wie ja auch die alte Klostersage den Helden in Novalese enden läßt; beides Orte, die ebenso wie Hildegunds Heimat Chalons auf altburgundisches Gebiet verweisen und ein deutliches Zeugnis für die ursprüngliche Herkunft der Sage ablegen. Mehr aber fühlt sich Uhland gefesselt durch den Ort, der nicht Walthers Geburt, sondern seine hauptsächliche Tat zum Schauplatze hat. Wieder einmal, zum letzten Male, verdankt er Mone eine grundlegende Anregung. Dieser noch immer geschätzte Gewährsmann hatte 1856 auf den elsässischen Wasgenstein als den zweifellosen Schauplatz der Kämpfe des Manufortis verwiesen, und Uhland schließt sich ihm auf Grund vieler äußerer Wahrscheinlichkeitskriterien, aber auch der Autopsie an. Der Framont, auf den J. Grimm und andere geraten hatten, ist ihm zu abgelegen[1].

Die Besichtigung dieses Punktes scheint auf Uhland ungemein überzeugend gewirkt zu haben. Anschaulich läßt sein Aufsatz das Bild des rauhen Waldgipfels erstehen; und so sicher ist ihm der Zusammenhang zwischen Örtlichkeit und Sage, daß er jene direkt zur entstehungsgeschichtlichen Erklärung von dieser in Anspruch nimmt. Die Kampferzählung ist eine Ortssage, aus der Betrachtung der Lokalität heraus erst ersonnen und dann ausgebaut. »Was die Gelegenheit des Ortes zu dichterischer Gestaltung darbot, ist frischen Sinnes erkannt und mit Geschick verwertet worden.«

Natürlich ist damit aber nur erklärt, daß hier ein einzelner Tapferer sich siegreich gegen eine ganze Schar von Feinden zu erwehren weiß, nicht aber, daß dieser Held Walther von Langres heißt und an der Spitze seiner Widersacher König Gunther und dessen Vasall Hagen erscheinen. Auch die in diesem Zusammenhang auftauchenden und von Uhland gemusterten typischen Züge der Brautraubsage ergeben für eine solche Erklärung nichts. Zudem sind diese hier sehr verwischt, da ja die Hunnen nicht mehr als Verfolger der Geraubten und des Räubers erscheinen. Wie soll man sich vor allem das seltsame Phänomen zurechtlegen, daß der Burgundenkönig Gunther die Rolle des Verfolgers der Burgundin Hildegund übernimmt? Auch bei der Beantwortung dieser Frage zeigt sich des Forschers fest eingewurzelter Glaube an die Bedeutung des Örtlichen nicht nur in

[1] Über die Geschichte dieser Theorie vgl. Mehlis Waltharisage und Wasgenstein, Neustadt a. H. 1912.

dieser Sage, sondern in der Sage überhaupt. Die Nibelungensage haftete an Worms, Worms war seit Jahrhunderten als fränkische Stadt bekannt, mochte sie einst auch burgundisch gewesen sein. König Gunther war also für das Bewußtsein des 10. Jahrhunderts bereits ein fränkischer Herrscher, was ja im *Waltharius* auch direkt ausgesprochen ist. Das engere Gebiet nun, an das sich die spezielle Sagenbildung geknüpft hat, jene rheinische Vogesenpartien, sind längere Zeit Schauplatz der langsamen Verdrängung der Burgunden durch die Franken gewesen. Wenn die Burgundin Hildegund dort mit dem Frankenkönige Gunther zusammentrifft, so kann das also nicht anders als feindlich geschehen. Nicht der ehemalige Kampf der Flüchtlinge mit den Mannen Etzels ist hier verwandelt in einen solchen mit Gunther und den Seinen, nicht die oberflächlichen Vorwände, die jetzt die Verfolgung motivieren, sind die ursprünglichen Ursachen des Zusammenstoßes, sondern dieser trug einst rein politischen Charakter: in einer solchen Gegend mußte ein Aufeinanderprallen dieser Nationalitäten erfolgen.

Uhland geht aber noch einen Schritt weiter in der historisch-ethnographischen Begründung des Sagenkreises. Zur Zeit der Abfassung des *Waltharius* lag die allmähliche Verdrängung der Burgunden schon lange Jahrhunderte zurück. Sollte der hier geschilderte Völkerkonflikt noch aus wirklich lebendigem Bewußtsein dargestellt sein, so war an zeitlich näher liegende politische Konstellationen anzuknüpfen. Eine solche bot sich dar in der Karolingerzeit. Das kerlingsche Reich (cf. die Bezeichnung Walther von Kerlingen) des Ludwigssohnes Karl umfaßte Burgund mit Chalons und Langres, Aquitanien und Wasconien — also alle Landschaften, die jemals als Heimat Walthers und Hildegunds gegolten haben, während als Bestandteile des lotharingischen Reiches oftmals und mit Nachdruck bezeugt sind Wormsfeld, Speyer, Metz — also die Heimatsorte Gunthers und seiner Gefolgsleute.

Der Wasgenwald hat in dieser Zeit, vor allem unter Ludwig dem Frommen, eine wichtige Rolle in der Kaisergeschichte gespielt: jeden Herbst pflegten dort die kaiserlichen Jagden stattzufinden, und so ist auch Ludwig häufig, wie hier Gunther, von Worms in den Wasgenwald geritten.

Hier bricht die Abhandlung ab, oder, richtiger gesagt, sie versiegt und versandet. Ein lehrreicher, offenbar typischer Fall für Uhlands wissenschaftliche Arbeitsweise: Wir sehen ihn in der Fülle des selbstausgebrei-

teten Stoffes ersticken und nach übermäßiger Anhäufung quellenmäßigen gelehrten Materials die Lust an der Fortführung verlieren. 20 enggeschriebene Folioseiten umfaßt eine Anmerkung, die diese wichtige Rolle des Wasgenwaldes in der Geschichte des karolingischen Hauses darlegen soll! Man möchte vermuten, daß der Autor mit dieser unmäßigen Fülle von Belegen auf ein weiteres Ziel zulenkte; ein Ratharius, den er gelegentlich unterstreichend heraushebt, sollte ihm vielleicht aus dem Gestrüppe des Wasgenwalds, in das er sich hier verfangen zeigt, den Weg zu seinem ursprünglichen Ausgangspunkt Waltharius wieder bahnen. Aber er legt müde die Feder aus der Hand, als er seine Historiker vollends ausgeschrieben hat, und läßt uns das Nachsehen und das Bedauern über den vorzeitigen Abbruch einer zweifellos an fördernden Ermittelungen und Einfällen reichen Arbeit. Wohin er steuerte, wissen wir nicht. Da wir die Zeit der Niederschrift nicht genau kennen, ist auch der Umfang des noch zu verwertenden Quellenmaterials unbekannt. Im Jahre 1861 hat er brieflich den ags. *Valdere* noch freudig begrüßen können. Die Abhandlung erwähnt ihn nicht.

Ein seltsames Zusammentreffen läßt UHLANDS Ausführungen jedesmal dort abbrechen, wo es sich um die Erklärung des fränkisch-burgundischen, speziell wormsischen Heldenkreises handelt. Die Erklärung der deutschen Gestalt der Nibelungensage, in der Hagen dominiert, ist er uns schuldig geblieben, und ebensowenig ist diesem Helden neben Waltharius irgendwelche Beachtung geschenkt. Oder ist dies vielleicht doch kein Zufall und läßt innere Unsicherheit den Forscher, sooft er in den Bannkreis des *Hagano spinosus* eintritt, verstummen?

Hier bleibt eine beträchtliche Lücke in dem UHLANDschen HS-bau oder zum mindesten in unserer Kenntnis desselben. Nehmen wir hinzu, daß die geradezu kläglich dürftigen Notizen des Schemas über Otnit und Wolfdietrich uns vollkommen im Unklaren lassen über die jetzige Auffassung des Sagenforschers von seinem ehemaligen Lieblinge, so ist die Zahl der erheblichen Ausfälle erschöpft. So ziemlich alle übrigen Partien, die die Disposition vorsieht, sind uns in irgend einer Form überkommen und, sonderbar, ausgerechnet die vier Anhänge zum ersten Teil: Dichtertrank, Helgisage, Dornröschen, Iring haben sogar den Vorzug der Drucklegung, freilich in sehr zerstreuten Zusammenhängen, erfahren. Die Form, in der uns die Sagenforschungen entgegentreten, liefert allerdings bereits

einen Beweis dafür, daß Uhland an der Ausführung des großen, im Schema feststehenden HS-Werkes verhältnismäßig schnell verzweifelt sein muß. Nicht nur für uns bilden die vier vollendeten und zwei fragmentarischen Einzelaufsätze, die nach 1854 fallen, einen dürftigen Ersatz für die reiche systematische Fülle des geplanten umfassenden Werkes, sondern auch für ihren Vf. selbst sollten sie einen solchen darstellen. Die Abfassung und nun gar die Veröffentlichung von Bruchstücken war gleichbedeutend mit dem Verzicht auf das Gesamtwerk. Mit Frau Uhland (L. 447) wird man es als ein Zeichen der beginnenden resignierten Einsicht in seine Unfähigkeit zum Abschließen und Fertigmachen ansehen, daß er überhaupt Bruchstücke seiner HS-Arbeiten dem Publikum unterbreitet hat (cf. auch Br. IV, 189) — ein Ansinnen, gegen das er sich noch sträubte, als es vom Hg. der werdenden Zeitschrift für deutsches Altertum an ihn gestellt wurde, dem er aber nachgab, als Pfeiffer es im Namen der Germania wiederholte.

Freilich kam noch ein anderes hinzu, um Uhland an der Vollendung eines größeren Werkes aus diesem Gebiete zu hindern: es fehlte ihm, wie schon gesagt, an lebendiger germanistischer Anregung. Als Kenner und Sammler des Volksliedes, teilweise auch als Mythologe, hatte er sich den Beifall und die Unterstützung vieler errungen. Als HS-Forscher ging er gar zu abgelegene und eigenwillig gebahnte Pfade, der Kontakt mit dem Publikum und selbst mit den engeren Fachgenossen fehlte so gut wie völlig. Kann sein, daß die ersten Aufsätze als Fühler gedacht waren, die die Stimmung der damaligen Germanistik für den Charakter seiner Forschung prüfen, für sie Propaganda machen sollten. Die Fremdheit gegenüber dem Publikum drückte ihn sichtlich, es gab nur noch wenige, auf die er zu wirken hoffte und wünschte. Und da traf es sich 1859 zum Unglück, daß ihm sein bester und erwünschtester künftiger Leser wegstarb. Das war kein anderer als W. Grimm, dessen »treffliches Buch über die HS zu täglicher treuester Beratung bei einsamen Studien dieses Bereiches vor ihm« zu liegen pflegte. (Br. IV, 268.) »Für wen schreibt man denn«, so fragt er den Bruder des Verstorbenen in demselben warmherzigen Kondolenzbriefe, »wenn nicht für diejenigen, denen man am meisten vertraut?« — Einst, 1829, hatte die ungewollte Konkurrenz Wilhelms ihm das Konzept und wohl auch ein wenig die Freude ver-

dorben, jetzt, nach dreißig Jahren, dessen Tod, durch den er auch die eigenen Schwingen gelähmt fühlt.

1857, mit dem Aufsatz über Sigemund und Sigeferd, setzt diese letzte Phase der Beschäftigung mit der HS ein. Nach einem Brief an Pfeiffer (Br. IV. 189) möchte er sich ausdrücklich das Recht des Wiederabdruckes seiner Monographien in einem späteren Gesamtwerke vorbehalten, aber er spricht das in einer Form aus, die seine eigenen Zweifel durchklingen läßt. Der Ermenrichaufsatz, auf den über Dietrich von Bern und den kurzen letzten Ansatz zu *Brünhild und Kriemhild* folgend, ist vom Dezember 59 datiert, ging also den Ausführungen über den Rosengarten voran. Aber wenn wir Frau Uhlands Zeugnis trauen dürfen — und warum sollten wir ihm gerade hier den Glauben versagen? — hat er sich bei der uns vorliegenden und ihn selbst offenbar nicht recht ansprechenden Form des Aufsatzes nicht beruhigt, sondern den Stoff als unerledigt weiter in sich herumgetragen. Es ist rührend zu lesen, wie der bereits Schwerkranke noch im März 1862 (L. 473) in seinen Fieberphantasien den Drang nach Vollendung der begonnenen Studien nicht loszuwerden vermag. »Der Ermenarich hat mich wieder nicht schlafen lassen! klagte er einigemal des Morgens« — so berichtet die treue Pflegerin. Gleich seinem alten Freunde Wolfdietrich mußte Uhland also in den Nächten vor seinem Tode mit Helden aufs neue ringen, die er längst bezwungen zu haben meinte.

Noch während seines letzten Erholungsaufenthalts in Jaxtfeld hat er neben den *Toten von Lustnau* (die allerdings im Februar äußerlich abgeschlossen worden waren) die beiden Aufsätze über Walther und über Ermanrich zur Überarbeitung vorgenommen: im Gegensatz zu dem leichter zu bewältigenden kleinen Ausschnitt aus der heimischen Überlieferung war keinem der beiden HS-Themaṫen die Vollendung beschieden. Ein Spiel des Zufalls aber ließ ihn seine so lange und reiche Beschäftigung mit der HS bei denselben Stoffen und Gestalten abbrechen, von denen seine Jugendbegeisterung ihren Ausgang genommen hatte. Daß die Persönlichkeiten des *Waltharius* zuerst in seiner Seele diejenigen des klassischen Altertums verblassen ließen, wurde eingangs erwähnt. Nach Kellers schwach gestützter Datierung hätte ein Ausschnitt aus der Ermanrichsage einen seiner ersten dramatischen Versuche inspiriert. Aber auch wenn dieser, wie wahrscheinlich, später fällt, wissen wir, daß

Uhland bereits nach der ersten Lektüre des gedruckten Heldenbuchs lebhaft gerade mit den von Ermanrich verfolgten Helden sympathisiert hat. Was er sich damals in der Jugend gewünscht, warmes Einleben in den deutschen Heldengeist der Vergangenheit und erschöpfende Kenntnis von dessen literarischen Ausstrahlungen, das hatte er im Alter die Fülle, und dieser reiche persönliche Gewinn für sein ganzes Leben mag ihn schließlich dafür entschädigt haben, daß seine weitgreifenden der HS gewidmeten Pläne nur so verstreute und unfertige Gestalt angenommen haben.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER

KÖNIGLICH PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 10

ZUR BENENNUNG DES SCHAFES IN DEN ROMANISCHEN SPRACHEN

EIN BEITRAG ZUR FRAGE DER PROVINZIELLEN DIFFERENZIERUNG DES SPÄTERN LATEINS

VON

DR. W. VON WARTBURG
IN ZÜRICH

MIT 2 TAFELN

BERLIN 1918

VERLAG DER KÖNIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Diels in der Gesamtsitzung vom 30. Mai 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 30. September 1918.

In vorliegender Arbeit möchte ich nicht nur die romanische Geschichte der im Titel genannten Begriffsgruppe behandeln, sondern ich möchte auch an einem bestimmten Fall die Frage untersuchen, wieweit die romanischen Sprachen bei der Frage der Geschichte und der geographischen Verteilung des lateinischen Wortschatzes Aufklärung schaffen können. Die sooft ventilierte Frage nach der Spaltung des Lateins in verschiedene provinzielle Idiome, der Größe der Unterschiede wird erst dann einer Lösung entgegengeführt werden können, wenn recht viele Wort- und Begriffssippen eine erschöpfende historisch-geographische Darstellung erfahren haben und wenn auch die morphologischen Probleme einer eingehenden lateinisch-interromanischen Untersuchung gewürdigt worden sind. In dieser Beziehung scheint mir Gamillscheg in seinen Tempusstudien einen äußerst glücklichen Anfang gemacht zu haben[1]. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, die wirkliche Bedeutung der Wörter in den Texten genau festzustellen, die Sprache der Urkunden und Schriftsteller der spätern Latinität bis zum Tage, wo die romanischen Sprachen selbst anfangen, sich direkt in der Schrift zu offenbaren, also bis etwa zum 11. Jahrhundert, genau zu beurteilen und darin das provinzielle Idiom vom Einfluß der klassischen Vorbilder und der Einflüsse neuentstandener Lebenszentren zu scheiden. Jeder Latinist und jeder Romanist weiß, welche Irrwege hierin die Forschung schon gegangen ist. Ich erinnere nur an das Schulbeispiel der Peregrinatio Silviae, deren Lokalisierung Gegenstand so vieler Kontroversen geworden ist, und über die wir heute von einem endgültigen

[1] Umgekehrt kann nicht genug betont werden, daß Theorien, wie diejenigen Bartolis, in der Luft schweben, solange nicht alle Einzelfragen hinlänglich erforscht sind. Eine Zusammenfassung des Wissens unter umfassendere Gesichtspunkte ist natürlich in jeder Wissenschaft notwendig, aber sie darf nicht auf eine Simplifizierung hinauslaufen, die den Tatsachen Gewalt antut, noch sich auf eine eng beschränkte Auswahl des Materials beschränken.

Urteil noch weit entfernt sind. Wie vorsichtig man sein muß in der Verbindung gewisser lateinischer Erscheinungen mit bestimmt lokalisierten romanischen Erscheinungen, das lehrt die Betrachtung irgendeines Schriftstellers[1], dessen Herkunft wir genau kennen. Neben einigem, das dem in der betreffenden Provinz erwachsenen romanischen Dialekt entspricht, findet sich anderes, das an weitentfernten Punkten der Romania seine Fortsetzung zu finden scheint und sehr vieles, das, obschon unklassisch, doch untergegangen ist und also nur eine ephemere Existenz gefristet hat. Der Strom der Reichssprache wurde eben erst mit dem Untergang des Reiches selbst unterbrochen (vgl. meine Ausführungen RDR 3, 408ff., 4, 18f.). Besonders waren es Berufssprachen, wie die der Mediziner, des Heeres, der christlichen Missionare usw., die gewisse Ausdrücke in alle Teile des Reiches tragen konnten.

Es erhebt sich daher die prinzipielle Frage: inwiefern dürfen lateinische Vorgänge als Zeugen für romanische Sprachgeschichte angerufen werden und umgekehrt. Nach dem Vorstehenden scheint größte Vorsicht am Platze zu sein. Und so halte ich denn dafür, daß nur, wenn ein einwandfrei lokalisierter lat. Text eine Eigentümlichkeit enthält, die sich im romanischen Dialekt der gleichen Gegend erhalten hat, die beiden unter sich in Verbindung gesetzt werden dürfen. Halten wir uns vorläufig nicht streng an diesen Grundsatz, so laufen wir immer Gefahr, uns in einem circulus vitiosus zu bewegen: wir lokalisieren auf Grund einer romanischen Erscheinung einen die gleiche Erscheinung bergenden oder vorbereitenden Text und schließen dann wiederum von dem lateinischen Text auf das Alter der romanischen Erscheinung. Damit ist natürlich durchaus nicht ausgeschlossen, daß es uns später gelingt, gewisse lateinische Texte nach strengster Kritik doch zu lokalisieren und sie für die lateinisch-romanische Sprachgeschichte dementsprechend zu nutzen.

1. Sehr einfach, eindeutig und konstant waren die Namen, die der Römer für die einzelnen Tiere seiner Schafherde besaß. Ähnlich wie der heutige Abruzzenhirt unterschied schon der mit der Aufsicht über das Kleinvieh beauftragte Knecht des lateinischen Kolonen zwischen dem Muttertier: OVIS, dem kastrierten Bock: VERVEX, dem zur Fortpflanzung verwendeten Widder: ARIES und dem jungen Tier, dem Lamm: AGNUS, -A. Neben

[1] Ich gedenke, dies nächstens an Marcellus Empiricus zu zeigen.

diesem letztern tritt schon im Lateinischen dessen Diminutiv AGNELLUS, -A auf. Die übrigen Benennungen bleiben durch die ganze Latinität bestehen.

2. Äußerst bunt stellen sich nun diesen lateinischen Verhältnissen die romanischen gegenüber, auch wenn wir von den zahlreichen lokalen Einzeltypen vorläufig im Interesse der Klarheit absehen: Einzig Rumänien ist der Tradition: OVIS, ARIES, VERVEX treu geblieben. Alle andern Gebiete haben mehr oder weniger starke Verschiebungen teils innerhalb des von Rom übernommenen Wortschatzes, teils durch Bewahrung von Ausdrücken der vorrömischen Sprachen, teils endlich durch Neubildung eintreten lassen. Wie die beigelegte Karte für das weibl. Schaf zeigt, hat sich Italien aus dem lat. plur. PECORA einen neuen Terminus geschaffen, Nordfrankreich VERVEX in seiner Bedeutung verändert. Der Rest von Frankreich erscheint geteilt: der Südwesten hat OVICULA, der Südosten FETA. An den ersteren schließt sich die Pyrenäenhalbinsel, an den letzteren das oberitalienische Alpengebiet an in einem Strich, der sich bis zur Adria hinüberzieht. Doch werden wir noch sehen, daß diese Verteilung nicht etwa durchweg das Resultat der Geschichte der letzten Jahrhunderte des Vulgärlateins sind, sondern zum großen Teil erst im Mittelalter sich vollzogen hat. Die Karte Widder zeigt uns das lat. ARIES noch an recht weit auseinanderliegenden Punkten, besonders stark in Südfrankreich, daneben aber von Albanien über Oberitalien, fast ganz Frankreich und einen Teil von Spanien in oft unterbrochenem, aber doch meist zusammenhängendem Gebiet einen Stamm BARR-, BERR-, MARR-. Im übrigen finden wir nur sekundäre Neubildungen und Entlehnungen. Die Karte Hammel endlich weicht von der lat. Tradition am weitesten ab. Das fast ganz Frankreich, einen großen Teil von Italien und Katalonien bedeckende kelt. *MULTO hat bloß sekundäre Typen neben sich.

3. Unsere Aufgabe ist es, zwischen der lateinischen Einfachheit OVIS, ARIES, VERVEX und der romanischen Mannigfaltigkeit die historische Verbindung herzustellen. Es ist klar, daß uns das nicht überall gelingen wird. Man denke nur, wie schlecht wir z. B. in lexikalischer Beziehung über die spanischen Dialekte unterrichtet sind[1]. Doch hoffe ich

---

[1] Die Lückenhaftigkeit dieser Informationen ist auch schuld daran, daß die Pyrenäenhalbinsel uns so wenig lokale Worttypen bietet.

wenigstens einige der sich stellenden Probleme lösen zu können. Erschwert wird ihre Darstellung durch die wechselseitigen Beziehungen, die zwischen den drei Gruppen: Mutterschaf, Widder, Hammel bestehen. Das Wichtigste von den dreien ist zweifellos der Hammel, der sowohl des Fleisches als der Wolle wegen gezüchtet, das Gros der Herden ausmacht. Ihm folgt das Mutterschaf, das, zwar weniger zahlreich, doch auch in der kleinsten Herde nicht fehlen darf. Endlich der Widder, der zu Fortpflanzungszwecken gehalten wird und viel seltener ist, da ein männliches Tier zur Befruchtung von etwa 50 Muttertieren genügt[1]. Während jeder Landbewohner in die Lage kommt, Mutterschafe und Hammel zu sehen und unterscheiden zu müssen, kann es jahrelang gehen, bis er einen Schafbock erblickt. Dieser spielt eigentlich bloß im Leben und in der Arbeit der Hirten eine gewisse Rolle. Seine Bezeichnung wird daher in weit geringerem Maße dem allgemeinen Wortschatz angehören als die des Hammels und des Mutterschafs. Ein genereller Ausdruck für »Schaf« ist kaum zu erwarten, da Hirten und Bauern lieber gleich den präzisen Terminus anwenden. Im Bedarfsfalle wird man sich des einen der beiden häufigsten Ausdrücke bedienen (Hammel oder Muttertier). Wir werden allerdings einen interessanten Fall kennen lernen, wo sprachgeschichtliche Gründe zur Schaffung eines allgemeinen Terminus geführt haben; doch ist derselbe recht bald wieder verschwunden.

4. Von den drei lateinischen Wörtern gelangte OVIS mit dem beginnenden Zerfall des Formensystems in eine mißliche Lage. Es näherte sich in seinem lautlichen Habitus immer mehr OVUM und dessen Plural OVA[2]. Wo die Endungen lebendig genug blieben, da konnte es als Plural der einen dieser Formen aufgefaßt werden. Dieser Umstand, in Verbindung mit seinem lautlichen Zusammenschrumpfen schwächten die Position von OVIS immer mehr, und es mußte dem ersten leidlichen Ersatzwort weichen, das sich bot. Um ein solches war das ausgehende Latein nicht verlegen. Außer dem Diminutiv OVICULA verfügte es über die Ausdrücke PECUS und FETA.

---

[1] Vgl. zu diesen Fragen auch die Ausführungen von E. Tappolet, Arch. 131, 122—124.

[2] Auch Dauzat, RPhF. 28, 179 erblickt hierin den Grund für den Schwund von OVIS. Meine Studie war geschrieben, lange bevor Dauzats Aufsatz erschien. Ihre Publikation wurde durch den Krieg und meine Inanspruchnahme in der Grenzbesetzung verzögert.

5. Das Diminutiv OVICULA konnte im Latein schon früh gebildet werden, da -ICULUS, -A ein altes Suffix ist. So trug Q. Fabius Maximus wegen seiner Milde und Sanftheit den Übernamen *Ovicula*. Dagegen ist das Wort erst in der späteren Kaiserzeit aus einem okkasionell gebildeten zu einem Gebrauchswort ohne Diminutivbedeutung geworden. Und zwar stammen sämtliche Belege aus afrikanischen (besonders christlichen), spanischen und südostgallischen[1] Schriftstellern. Vgl. die Belege bei Forcellini, ferner Rönsch, Itala 95; Rönsch, Semasiol. Beitr. 1, 76; Goelzer, Latinité de St. Jérôme 124; ALL. 8, 474. Es besteht also genaue Übereinstimmung der lateinischen Verbreitung des Wortes mit seiner romanischen (s. unten § 20). Einzig das afrikanische Gebiet ist verlorengegangen. Es ist aber keineswegs verwunderlich, daß das spanische und afrikanische Latein hier zusammentreffen. Finden sich doch auch sonst eine ganze Anzahl von näheren Beziehungen, worauf schon Ph. Thielmann, ALL. 8, 245 aufmerksam macht, und vor ihm Schuchardt, Vokalismus 2, 279 Anm. Hinzuzufügen wäre noch, daß beide eine gewisse Vorliebe für das Suffix -ICULUS gehabt zu haben scheinen (vgl. für das afrik. *nepticula, rusticulus, versiculus* usw., ALL. 8, 168). Auch lexikologische Verwandtschaft ließe sich vielleicht in einzelnen Fällen nachweisen. So ist SUBSANNARE, die Grundform des nur span. *sosañar*, nur bei afrikanischen Schriftstellern belegt[2].

6. PECUS bedeutet ursprünglich die gesamte Viehhabe eines Bauern, das Vieh im allgemeinen, dann speziell das Kleinvieh. Aber schon im klassischen Latein wird es auch auf die Schafe spezialisiert, bezeichnet jedoch immer die Gesamtheit der Schafe, die ganze Herde wie das einzelne

---

[1] Die Diskussion des hier in Frage stehenden Belegs bei Marcellus Empiricus s. unten § 23.

[2] Kübler vermeint ALL 7, 593—5 einen weiteren Beweis für afrikanisch-spanische Verwandtschaftsbeziehungen in der Form MASCEL zu entdecken, die sich für MASCULUS auf einer Inschrift aus Afrika sowie auf einer andern aus Italica am Baetis (Südspanien) findet. Doch kommt in dieser Form nur die Synkope zum Ausdruck, die ja nicht auf diese Gebiete beschränkt ist. — Nicht klar ist mir, was W. Meyer-Lübke meint, wenn er Lbl. 37, 16 das Vorkommen von SOCRO im afrikanischen Latein als Beweis einer besonderen afrikanisch-spanischen Verwandtschaft in Anspruch nimmt. Führt er selber doch REW 8054 eine Reihe unteritalienischer Formen an, die auf SOCRUS, nicht SOCER zurückgehen und die sich nach Tappolet, Verwandtschaftsnamen 53 leicht vermehren ließen. Daß diese unteritalienischen Formen keineswegs jüngerer, etwa spanischer Import sind, beweisen Formen wie *socra* auf eine Inschrift aus Ostia (ALL 7, 585), *socrus* im Codex Cavensis (Sepolcri, Studi Medievali 2, 423), *socro* in altneapolitanischen Urkunden (Rom. 35, 230).

Tier. Folgende aus Forcellini entnommene Stellen zeigen, wie alle diese Bedeutungen nebeneinander Raum finden: *pecori est idem delectus equino* (Virgil, Georg. 3, 72; pecus = Vieh im allgem.), *quosque greges pecorum quae secum armenta trahebat* (Ovid, Met. 11, 276; *pecus* = Kleinvieh, im Gegensatz zu Großvieh), *lanigerumque pecus* (Ovid, Fast. 1, 384; *pecus* = Schafe). Besonders deutlich wird diese letztere Bedeutung bei Plinius 24, 55: *pecus etiam et caprae, si aquam biberint . . . mori dicuntur.* Der Bedeutungsübergang konnte allerdings erst definitiv werden, als in dem Plural PECORA der Begriff der Mehrzahl hinreichend verblaßt war, um eine Übertragung auf die Einzahl zu gestatten.

7. FETA bedeutet ursprünglich »befruchtet«, sodann »was geboren hat« und kann in dieser Bedeutung mit adjektivischer Funktion von jedem weiblichen Lebewesen gesagt werden: *ursa, lupa, equa, ovis feta.* Forcellini verzeichnet kein Beispiel eines absoluten Gebrauchs des Wortes. Auch die Glossen vermögen keinen Aufschluß zu geben. Wohl aber läßt sich aus einer Stelle in Oribasius (VI, 472), wie A. Thomas, Mélanges Havet 59—60 gesehen hat, folgern, daß spätestens im 6. Jahrhundert die Spezialisierung von FETA auf »Mutterschaf« wenigstens in gewissen Gebieten vollzogen sein mußte. Die Stelle lautet: *gala Greci lactem dicunt . . . post haec scrofinus aut aequinus aut baccinus aut asininus aut fetinus.* Vgl. den griech. Text: εἴδὲ μὴ αἴγὸς ἢ ἵππον ἢ βοὺς ἢ ὄνος ἢ προςάτον. FETINUS setzt hier unbedingt ein FETA »Mutterschaf« voraus. FETA selbst ist endlich nachgewiesen worden im Heptateuch des Cyprianus Gallius (aus Gallien, 5. Jahrhundert), S. Cornu, ALL 13, 192[1].

8. Beginnen wir die Übersicht über die Ergebnisse des sich entspinnenden Kampfes im Osten. Auffallenderweise hat Rumänien OVIS bewahrt, was einen Zweifel an der oben dargelegten Notwendigkeit von dessen Schwund hervorrufen könnte. Bei näherem Zusehen verwandelt sich jedoch dieser in eine wichtige Stütze des Gesagten. Einerseits beweisen die ziemlich zahlreichen Ableger von PECORA[2], daß dieses einst auf rumänischem

[1] Cornu will auch in dem Vergilvers: *non insueta gravis tentabunt pabula foetas* (Buc. 1, 49) FETA = Mutterschaf verstehen. Es liegt aber kein Grund vor, dem Wort einen anderen Sinn beizulegen als »Muttertier jedweder Haustierart, wenigstens des Kleinviehs«. Zudem wäre es auffallend, dem Wort im ersten Jahrhundert zu begegnen und dann erst wieder 600 Jahre später.

[2] PECORARIUS »Schafhirt« > dr. *păcurár*, ar. *pricurar*, *piclar*, mgl. *picurar*, ir. *pecurór*: -ĪNA < siebenb. *păcuína* »Schöpse«,

Sprachgebiet in der Bedeutung »Schaf« gelebt haben muß, daß also auch hier OVIS eine Zeitlang nicht mehr genügte. Andrerseits zeigt ein Vergleich der Formen von OVEM mit NOVEM und BOVEM[1], daß das erstere durchaus aus seiner phonetischen Entwicklung abgedrängt worden ist. In einem bestimmten Momente des Kampfes zwischen OVIS und PECORA (als ersteres schon mehr und mehr weichen mußte) wurde es durch irgendeinen Anstoß aus der ihm vorgezeichneten phonetischen Entwicklungsreihe herausgeworfen, so seiner homonymen Schwäche entledigt und vor dem Untergang gerettet. Von dem Moment an mußte es auch der Stärkere sein, da es eindeutig und klar, PECORA aber natürlicherweise bis zur vollständigen Verdrängung von OVIS ein etwas vagerer Ausdruck war[2]. Wir halten hier also wieder einen Fall, wo ein von Homonymen bedrohtes Wort durch den Umstand gerettet wird, daß es einen lautlichen Sonderhabitus erhalten hat[3].

OVIS ist bis heute in Rumänien geblieben: *oáie;* es ist auch in allen Mundarten erhalten: ar. *oáie*, mgl. *oaia̭*, ir. *óie̯* (nach ZRPh 31, 229: *oĭe*, nach AGl 9, 186: *ója*), vgl. hierzu Pușc 1211[4].

9. Sonst ist das Wort nirgends erhalten. Auf französischem Boden begegnen uns allerdings noch drei Ableitungen von OVIS[5], die aber durch ihre zeitliche und räumliche Vereinzelung auffallen und daher kaum als Zeugen eines Fortlebens dieses Wortes auf gallischem Boden angesehen werden können: In einer Urkunde vom Jahre 1404 aus dem Departement

---

[1] dr. *oáie, nóuă, bou*, ar. *oáie, náo (noao, noaṷă), boŭ*, mgl. *oai̯ă, ngauă, boŭ*, ir. *óie̯, bowu*; cf. Pușc. 1211, 1193, 213.

[2] Vgl. zum Kampfe OVIS-PECORA in Rumänien auch Caracostea, Mitt. Rum. Inst. Wien I, 79 und Spitzer, RDR 6, 367.

[3] Man muß sich hüten, den Vorgang so aufzufassen, als ob die Sprechenden mit Absicht zu dem Mittel gegriffen hätten, um OVEM zu retten.

[4] Eine Ableitung davon muß vegl. *óila* sein (AGl 9, 186).

[5] Körting führt auch ein afr. *oue* < OVIS an. Dieses Wort findet sich in Benoits Chronik (éd. Michel II, 79). Die Stelle lautet:

Ne n' i remaint beste a occire
Porc ne vache, oue ne moton.

Doch passen sowohl die lautliche Form als auch der Sinn des Satzes weit besser zur Bedeutung: Gans. Seit diese Zeilen geschrieben wurden, haben Meyer-Lübke, ZRPh 37, 606 und A. Thomas, Rom. 43, 619 dieses afr. *oue* besprochen und neue Stellen angeführt. Sie gehen einig in dem Schlusse, daß darin auf keinen Fall *ovis* vorliegt. — Für Marne gibt Tarbé ein *oves* »brebis«. Bei der bekannten Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit dieses Gewährsmannes wäre es gewagt, aus dieser Form irgendwelche Schlüsse zu ziehen.

Loiret findet sich *ovet* »agneau«, im Dep. Ain (nach Meyer, Doc. ling. 164) *oeles* »brebis« (pl.) und zur Zeit der Revolution wird uns für Bouillon ein *ouviette*[1] »agneau femelle« bezeugt (RLR 14, 177; Lettres à Grégoire), alle drei also Diminutivformen zu OVIS[2]. Gegen einen direkten, historisch ununterbrochenen Zusammenhang zwischen OVIS und diesen drei Formen spricht bloß, wie bereits erwähnt, ihre Vereinzelung, nicht etwa die oben dargelegte Auffassung vom Untergang von OVIS in Gallien. Da der Zerfall der Formen des Latein erst mehrere Jahrhunderte nach der Eroberung Galliens eintritt, muß OVIS auch hier einmal existiert haben. Hätte es nicht vermocht, den einheimischen Ausdruck zu verdrängen, so wären auch nicht lat. Typen seine Nachfolger geworden. Die heutige Verteilung Galliens unter OVICULA, FETA, VERVEX kann nur auf einer Unterschicht OVIS sich aufgebaut haben. An und für sich hätte also die Auffindung von Trümmern dieser Unterschicht nichts erstaunliches.

10. Gehen wir weiter nach Westen, so finden wir PECORA[3], das sich in Rumänien trotz kräftiger Ansätze nicht durchzusetzen vermochte als

---

[1] Herr Prof. Morf macht mich auf den Parallelismus aufmerksam, der zwischen dieser Form und dem Paar *apicula*—**apitta* in französischen Mundarten besteht.

[2] Das Provenzalische kennt noch eine Ableitung von OVIS: *ovin*, von Levy mit »zum Schaf gehörig« übersetzt. Doch ist das Wort nur einmal belegt, und zwar in den Archiven von Narbonne; es findet sich in der Verbindung *carns ovinas* = Schaffleisch als Gegensatz zu *carns arietinas non-crestadas* und *carns arietinas crestadas* und ist zweifellos eine einfache Übersetzung des lateinischen CARO OVINA oder auch blos OVINA = Schaffleisch.

Ist auch OVIS fast in der ganzen Romania geschwunden, so hat sich doch — außer OVICULA, über das weiter unten — noch eine zweite, ebenfalls schon lateinische Ableitung auf weitem Gebiete erhalten: OVILE = Schafstall, und zwar außer im albanesischen besonders im Rätischen: alb. *ovilꞩ* (Meyer 316) in Leake, obwald. *nuvil* (für das *n* — vgl. AGl 1, 110) nidwald. *uigl*, ob. eng. *ovigl*, *nuvigl*, unt. eng. *uì*, *ovi*, *uvì*, *uvil*, Bivio: *uil* (= Stall), piem. *ovìl* (Gavuzzi), siz. *ovìli* (Mort.), it. *ovile*. (Petr. bezeichnet das Wort als bloß literarisch und ungebräuchlich, doch geben Tomm.-Bell. ziemlich viele Beispiele und auch Rigutini-Fanf. haben es in ihr Wörterbuch der Umgangssprache aufgenommen), apr. *ovili* (nur einmal vorkommend und durch *parc* erklärt, also gelehrt). Die Bedeutung »Stall im allg.« hat nichts Auffallendes, da schon das lat. OVILE gelegentlich in diesem Sinne gebraucht wird. Hierher gehört auch der toskanische Ortsname *Ovilico*, der von Pieri (AGl Suppl. 5, 115) wohl irrtümlicherweise zu OVIS gestellt wird. Mehr als zweifelhaft sind die deutschtirolischen Ortsnamen *Montfeil*, *Vlitte*, *Flutsch*, die Schneller, Beitr. zur tirol. Ortsnamenforsch. 3, 78 von OVIS ableitet. — Ein Fortleben von OVILE auf Sardinien, wie es AGl 15, 485 auf Grund von *cuili* (< CUBILE) vermutet wurde (die beiden lat. Wörter sollten sich gemischt haben), ist nicht zu beweisen, da CUBILE lautlich und begrifflich vollständig genügt.

[3] Der Singular PECUS hat sich fast durchweg in den übertragenen Bedeutungen »dumm, verrückt«, in verschiedenen Teilen der Romania gehalten. Vgl. dazu außer Meyer-Lübke.

den alteingesessenen Ausdruck in Mittel- und Süditalien sowie im größten Teil von Oberitalien: tosk. *pècora*[1], von da wohl ins Gallur. eingedrungen: *pękuri* (pl., AGl 13, 136), sillan. *pęggura* (AGl 13, 330), gombit. *pęgora* (AGl 13, 313), kors. *pécura*, agnon. *pękuoerə* (ZRPh 34, 426), alatr. *pęcura* (AGl 10, 169), velletr. *pęko*, altumbr., march. *peco*, alog. *pecus* (pl. *pecos*, Meyer-L., Altlog. 37)[2], abruzz. *pècure* (Lanciano), vgl. auch den Ausdruck *pecore da vita o da corpo* »pecore di tre anni«, neap. *pecura*, altaquil. *pecora* (15. Jahrh., Giorn. Stor. 7, 351, Vers 50), Bari: *pegrę, pégerę*[3] (Bartoli, Krit. Jahr. ber. VIII, I, 122), Matera (Basilicata) *päkre* (ZRPh 38), calabr. *pecura*, Reggio: *pècura*, siz. *pècura*. sanfratell. *piéura* (AGl 8, 313). — In Oberitalien macht das Wort heute gegenüber *feta* und anderen Wörtern sehr große Fortschritte. In der Emilia ist PECORA, nach seinem lautlichen Habitus zu urteilen, einheimisch: bol. *pigra* (Ungh.), *pigvra* (Cor.-Berti), parm. *pègra*, moden. *pégra* (1384: *pegora*, RDR 3, 186), regg. *pègra*, romagn. *pìgra*, faent. *pigura*, ferrar. *piegura*, pl. *piegur*, mirand. *pégura*, piacent. *pegóra*. Nördlich schließt sich die Lombardei an: pav. *pegora*, mant. *pègora*, altmant. *pégora* (ca. 1300, vgl. Giorn. stor. lett. it. Suppl. 5, 181) cremon. *pégora*, bresc. *pégora*, *pera* (beide Formen auch schon in dem Wörterbuch von 1759), *peghér*[4], altberg. *pegora* berg. *pégora*, Valle Gandino: *pégra*, com. *pègora*, mail. *pêgora*. Seine

---

REW 6339 noch ALF 598, die *pęk* in der Bedeutung »fou« in der Gascogne zeigt, norm. *pec* »méchant, sot«, wozu *pecander* »mettre les mains dans le plat, se conduire comme une bête«, dann ardenn. *pec* »sot« (so nach Heymann, Franz. Dialektwörter 79 schon 1655 in Sedan), gasc. *pèc* »dumm« (R. Ling 13, 400 für Bayonne, Bull. Soc. Borda 30, 90 für Aire, RLR 43, 319 für Baretous, RLR 31, 23 für Dax bezeugt, davon bask. *pikero* (ZRPh 11, 485), bearn. *peguesse* »Dummheit«, bask. *pegeseria* »bagatelle« (ZRPh 11, 481), akat. *pecs* »dumm« (Rom. 15, 63), *peguesa* »Dummheit« (Rom. 15, 47), kat. *empecar* »verblüffen«, pg. *peco* »nicht zur Reife gelangt (Frucht), dumm, einfältig« (hier ist die erste Bedeutung aus der zweiten abgeleitet; vgl. unser schweizerdeutsches *narr* »Nuß oder Haselnuß, deren Kern nicht zur Entwicklung gelangt ist«, com. *falóca* »leer, von einer Nuß u. a.« neben veltl. *falóch* »debole, imbecille«). Die phonetische Form der französ. und pg. Wörter deutet auf Entlehnung aus dem prov. hin. Merkwürdig ist ein ardenn. *pèque* »mauvais cheval«, das allerdings nur von Tarbé bezeugt ist.

[1] Aus Siena die phonetisch interessante Form *pèorelle* »pecorelle« (Arch. Trad. Pop. 6, 341).

[2] Diese Formen werden von Salvioni, St Fil Rom 7, 185 und Monaci, Krit. Iber. 1, 134 als Reste des alten sing. nom. aufgefaßt.

[3] Das hohe Alter von pecora in Unteritalien wird belegt durch den von De Bartholomaeis behandelten Codex Cavensis (AGl 15, 350), der neben *pecuru* »montone« ein *via de pecara* gibt.

[4] Über den in dieser Form vorliegenden Akzentschub vgl. zuletzt Salvioni, Rom. 43, 381 n 3; über die phonetische Entwicklung der erstgenannten Formen l. c. p. 393.

Konkurrenten sind hier: *bera, becia* und sein Diminutiv *bezzina*. Doch dringt *pecora*, von der Schriftsprache unterstützt, mehr und mehr durch, zuerst natürlich in den Städten. So gibt Cherubini (1827) für Mailand als »più comune«: *bèra* und *bezzina*. Bei Angiolini finden wir aber nur noch das erstere, *bezzina* scheint in der Zwischenzeit verschwunden zu sein. Auch in den tessinischen Alpentälern ist *pecora* vorhanden, und zwar in Formen, die eine Einwanderung des Wortes aus der Ebene ausschließen: Val Colla: *perwa* (B Stor Svizz. Jt. 13, 101)[1], Val Maggia: *peira* (AGl 9, 194), Lavizzara: *pejri* (pl. AGl 9, 210), Coglia: *pewra* (AGl 9, 221), bellinz. *pjöwra* (Rom. 43, 564), Arbedo: *péwra*. Auch in Piemont dringt *pecora* gegenüber dem alten *fea* (s. u.) vor, meistens allerdings in der schriftsprachlichen Gestalt. Nur Monferrat kennt eine einheimische Form: *pèjôra*, pl. *pèjôri* (Renier, Gelindo), ebenso wieder Genua: *pègua*. Östlich schließt sich an die Lombardei Venetien an: alttrevig. *piegola* (AGl 16, 317), ven. *piegora*, Muggia: *piégura* (AGl 12, 336), veron. vicent. *piegora*, triest. *pegora*, trent. *pégora*[2]. Als einziges rätisches Gebiet hat Friaul: *piòre*; hier und in den südtirolischen Alpentälern stellen sich FETA und BESTIA dem Eindringling entgegen. Vgl. die Formen bei v. Ettmayer, RF 13, 488—91. Endlich Veglia: *pira* (Bartoli, und schon AGl 9, 131) und istr.-rum. *pire* (hier ist das Wort wohl aus den benachbarten romanischen Dialekten neben dem einheimischen *óie* eingedrungen)[3]. Auf

[1] Diese Form ist durch Metathese entstanden.

[2] Schneller leitet das pustertalerische *grutz* (= Schaf) aus **pegoruccio* und das im Etsch- und im Pustertal vorkommende *görr* (= weibliches Schaf) aus *pècora* (mit Akzentverschiebung) ab. Beide Etymologien sind nicht haltbar. Das erstere gehört zu Kärnten. *grōsin* »junger Baum« (Pernegg, PBrBeitr. 28, 73), mhd. *grözzine*.

[3] Die Wortfamilie, die sich um PECORA gruppiert hat — reich ist sie sowieso nicht — bleibt geographisch hinter ihrem Haupt zurück. Das beweist uns von neuem, daß dieses vielerorts erst in neuerer Zeit eingedrungen ist. — In fast ganz Italien verbreitet ist die Ableitung auf -ARIUS zur Bezeichnung des Schafhirten: tosk. *pecoraio*, kors. *pecuraghju*, teram. *pecoraro*, neap. *pecoraro, pecuraro*, auch in die neugriech Dialekte der Provinz Otranto eingedrungen: *pekurári* (A.Gl. Suppl. 3, 78) kalabr. *pecuràru*, sic. *piccuràru*, pl. — *a*, sanfrat. *picurierū*, nicos. *pigurieru*, piazzarmer. *picureru* (vgl. dazu die Namen des Glühwurms in diesen Dialekten: *diterna d'picurieri, ddus giu d'u pigurieru, dusa-picurera*, Salvioni, Krit. Jahr. Ber. IV, 1, 171), regg. *pegrèr* (V. R.), *pegrär* (Pa), parm. *pegrar*, bologn. *pigvrar, pecorar* (dieses importiert), ferrar. *pigurar*, faent., romagn. *pigurér*, parm. *pegràr*, mail. *pegorée*, crem. *pegorer*, berg. *pegorér*, mant. *pegorèr* (Ar.), *pegorar* (Cher.), Arbedo: *pewrèe*, piem. *pecoror, pecorè*, genues. *peguà, pegoá*, ven. *pegorèr, piegorèr*, veron.-pad. *piegoraro, pegoraro* (RDR 6, 166 n. 1), triest. *pegorer*, trent. *pegoràr*, friul. *pioràr*, Erto: *pegorẹr* (Z 16, 337) istr.-rum. *pekurọr*. Für diese Ableitung in Neapel auch die Zusammensetzung: *guardapécure*. — -ARIA: Reggio

der iberischen Halbinsel ist *pecora* nicht nachzuweisen. Das *pécora*, das CUESTA für Spanien mit der Bedeutung »bête à laine« gibt, ist gelehrt und nur sehr wenig gebraucht, ebenso valenc. *pècora*. Schwer zu beurteilen sind a. gal. *pécora* »Schaf« und *pecorear* »Herden entwenden«, da sie durch PIÑOL auf indirektem Wege zu uns gelangen. Ebenfalls unsicher ist gal. *pegueiro*, über dessen semantische Interpretation nicht einmal PIÑOL selber sich klar ist. Bleibt nur noch *pecoreiro*, »Schafhirt«, das auch gelehrt ist.

11. Für die Frage nach dem Grunde dieser Verbreitung von PECORA über Rumänien und Italien besitzen wir in dessen morphologischen Ursprung aus dem neutralen Plural auf -ORA einen Wegweiser. Zwar scheint vorerst die geographische Ausbreitung desselben einer solchen Lösung nicht günstig zu sein: bloß Rumänien[1] und Süditalien haben die -ORA-Plurale bis heute lebendig erhalten. Für Mittelitalien bringt MEYER-LÜBKE, Ital. Gramm. § 346, außer zahlreichen älteren Beispielen einige Formen aus den heutigen Mundarten bei. Für den Norden aber glaubt er das Vorhandensein von -ORA-Pluralen in romanischer Zeit verneinen zu müssen. Jedoch schon in seinen Giunte italiane alla Romanische Formenlehre, SFR 7, 190, hat SALVIONI auf Überreste auch in gallo-italischen Mundarten aufmerksam gemacht, eingehender sodann Rom. 29, 554: Mod. *lógher*, parm. *lögher* »podere«, romagn. *égur* »spillo«, ancon. *nodero* »nodo« sind lauter Substantive, die einen Plural **locora*, **agora*, **nodora* voraussetzen. Vgl. dazu auch BERTONI, ZRPh 35, 69. Für das Lombardische hat SALVIONI, SFR 7, 190: Boll. stor. Svizz. It. 21, 86 und 22, 95n. auf den verbreiteten Ortsnamen *Campora* (in der Emilia ebenfalls, s. BERTONI, ZRPh 33, 735), sowie auf das südtessin.

---

d'Em.: *pegrèra*. — -ILE: tosk. *pecorile*, veron. padov. *pegorile* (RDR 6, 166 n. 1), ferrar. *pegril*, auf Korsika als ON: *pecurile*. — -INUS: faent. *piguren*, alle drei »Schafstall«. — -AMEN: tosk. *pecorame* = quantità di persone d'indole pecoresca, neap. *pecorimma*, siz. *picuràmi* = Schafherde. — -OSUS: bresc. (1759) *perus* »lezzo di pecora« (urspr. adj.). Endlich tosk. *pecoraccia*, parm. *pegrazza* »pecoraccia« (-ACEA), mail. *pegorón* »accresc. di pecora e di pecoro, uomo senza energia« (-ONE), tosk. *pecorino* »Schafmist«, *pecoresco* (agg. spreg. da pecora), der Ortsname *Pecoreccia* (V. del Serchio; Pieri, AGl. Suppl. 5, 115). Ich unterlasse es, hier die zahlreichen Diminutiv- und Vergröberungsableitungen aufzuzählen. Über eine Maskulinbildung *pecoro* s. u. Gelehrten Ursprungs sind: ap. *peccorel* s. m. »ouaille« (nur einmal bei Gof.), apr. *pecorin* »pécorin«, nfr. *pécore*, *pécorin*.

[1] Auf dem Balkan muß das Leben der -ORA-Plurale besonders kräftig gewesen sein. Sie finden sich auch im Albanesischen und sind sogar als pluralbildendes Suffix ins Bulgarische übergegangen (Mém. Soc. Ling. Paris 7. 196).

Arbostora hingewiesen. Einen Zeugen für Korsika hat Guarnerio, AGl 14, 393; RIL 49, 742 beigebracht: *kurata* »gugliata, tratta di filo dalla rocca al fuso«, das auf ein *ACORA zurückgeht (dazu auch lucch. gorata, AGl 16, 447). Auch kennt Korsika den Ortsnamen *Campora* (Falcucci 408). Es bleiben also bloß noch Ligurien und Venetien, in denen meines Wissens keine Reste von -ORA-Pluralen nachgewiesen sind. Ligurien fällt außer Betracht, da, wie wir gesehen haben, *pecora* dort erst in neuerer Zeit *feta* verdrängt hat. Für Venezien[1] beweisen die unten (§ 12) genannten Belege eine alte FETA-Schicht, die wohl nur sekundär von PECORA zugedeckt worden ist. Mit dieser heutigen Verteilung der Spuren von Pluralen auf -ORA stimmt nun sehr schön überein, was aus mittelalterlichen Urkunden[2] nachgewiesen worden ist.

Ich verweise hierfür auf die reichen Sammlungen aus ober- und mittelitalienischen Urkundensammlungen (Codex dipl. Lang. usw.), die Salvioni, Studi Mediev. 1, 412—413, veröffentlicht hat. Einzelne Fälle hatte auch schon Sittl, ALL 2, 570—572 beigebracht.

So ist also die Übereinstimmung eine nahezu vollständige, wie dies auch auf unserer Karte durch die fast völlige Deckung des vertikal schraffierten Gebietes mit dem horizontal und dem schräg schraffierten zum Ausdruck gelangt[3]. Auffallend scharf fallen die beiden Grenzen besonders zusammen beim Übergang

[1] A. ven. und a. umbr. *pegnora* als Rest des alten Plurals aufzufassen, wie Salvioni, SFR 7, 189 und 192 will, geht wohl kaum an, da man es dann von prov. *penhora*, kal. *penyora*, sp. *prenda*, pg. *penhor*, *prenda* trennen müßte, in denen Meyer-Lübke, REW 6489 mit Recht Ableitungen vom Verb PIGNORARE sieht.

[2] Vereinzelt zeigen auch Urkunden außerhalb des oben umschriebenen -ORA-Gebietes solche Formen. So findet sich z. B. ein *lacora* in einer venezianischen Urkunde des 10. Jahrhunderts und die gleiche Form kehrt sogar bei Wartmann in einer Urkunde aus dem 8. Jahrhundert (ALL 2, 570—572) wieder. Auch *campora* findet sich zweimal in ligurischen Dokumenten (AGl 14, 13). Doch vermag das die oben entwickelte Auffassung nicht zu entkräften. Da man sich ja mehr oder weniger bemühte, gutes Latein zu schreiben, konnten leicht Fälle »umgekehrter Deklination« vorkommen. Schnitzer, wie sie z. B. auch den Dichtern der karolingischen Renaissance passierten, die *nervora* statt *nervi* schrieben (vgl. ALL 3, 262; 2, 570; Poetae aeri Carol. 2, 9 und 14). — Ähnlich würde man sich irren, wenn man die in der Lex Langob. 252 vorkommende Form *pecoras* als Zeugen eines Singulars *pecora* anrufen wollte. Dieselbe ist vielmehr mit *castellas* (Andr. Berg. 16), *digitas* (Lex Langob. 120) u. a. als Fehler eines übereifrigen Schreibers aufzufassen.

[3] Hingegen fällt das Sardische hier aus dem Rahmen heraus. Meyer-Lübke, Altlog. 37 und Salvioni, Rendic. Ist. Lomb. 42, 816 haben die -ORA-Plurale auf der Insel nachgewiesen, während *pecora* sich nicht findet. Hr. Dr. M. L. Wagner teilt mir in zuvorkommendster Weise

von den tessinischen zu den rätischen Mundarten. Kaum einen Kilometer westlich der *Monti Pijera* am Lukmanier und nur zwei Marschstunden östlich des *Val Piora* liegt eine Talmulde: *Campra*. Es ist in diesem Namen wohl ein altes *Campora* zu erblicken. Von allen drei genannten Punkten führt uns ein Marsch von zwei schwachen Stunden nach Norden ins rätoromanische Sprachgebiet, wo *pecora* unbekannt, aber auch keine Spur von -ORA mehr zu treffen ist. Die besprochene Übereinstimmung, verbunden mit einer Vergleichung, des Gebietes von *pecora* und *tempora* »Schläfe«, beweist, daß *pecora* erst spät als Singular gebraucht wurde, nämlich erst nach dem Erlöschen der ORA-Plurale in der übrigen Romania. Wertvoll wäre es nun zu wissen, wann dieser Vorgang sich vollzogen hat, denn das würde uns gestatten, die Periode des Untergangs von OVIS näher zu bestimmen, das bis zum Moment der Aufteilung seines Gebietes unter seine drei Nachfolger gelebt haben muß. Einen Fingerzeig dafür bieten uns die oben § 7 gegebenen ältesten Belege für *feta* »Schaf«, die beweisen, daß im 5. und 6. Jahrhundert dieses Wort in der genannten Bedeutung auf einem Gebiet gelebt hat, das tatsächlich in romanischer Zeit FETA behielt. Das 5. Jahrhundert ist also der terminus ad quem sowohl für den Untergang von OVIS, als auch der neutralen Plurale auf -ORA in dem auf unsere Karte nicht senkrecht schraffierten Gebiet.

12. FETA herrschte im Mittelalter auf einem weiten Gebiete: Friaul, Venetien, einem großen Teil der südtirolischen und alpenlombardischen Dialekte, Piemont, Ligurien sowie der östlichen Hälfte des heutigen Frankreich. Wenn auch auf der Karte, die den heutigen Stand zeigt, FETA sehr eingeschränkt erscheint, so erlauben uns doch viele alte Belege, seine Ausdehnung im früheren Mittelalter zu rekonstruieren. Wir finden *feda* im alten Treviso (AGl. 16, 301), in Belluno

---

mit, daß die Ausführungen der beiden genannten Gelehrten unbedingt richtig sind und fügt aus der Carta de Logu *pumora*, ein log. *frúttura* = *fructura* (in Urkunden), sowie ein im Gennargentugebiet fortlebendes *edóra* »ragazzaglia«, < foetu + -ora bei. Sollte endlich nicht auch *pànnor* »panni« (Arch. Trad. Pop. 22, 180), sowie nuor. *locor mios* »il mio vicinato« (ibid. 15, 241) dazugehören und nach Analogie dieses letztern zu den Feminina *llabra* und *anca* die nuoresischen Plurale *llabrar* »le labbra« und *ancar* »le gambe« gebildet sein (ibid. 15, 239; 19, 433)? — Ich glaube nicht, daß das Sardische vermag, die oben gegebene Auffassung von der Geschichte von *pecora* zu widerlegen. Es ist wohl vielmehr die Doppelstellung der Insel zur West- und zur Ostromania, die dadurch zum Ausdruck gelangt.

noch im 16. Jahrhundert (Cavassico)[1] und Rossi in seinem Glossario liguro medioevale bringt für Ligurien ein *fea* aus dem 14. Jahrhundert bei. In Nordfrankreich ist FETA bereits in vorliterarischer Zeit geschwunden. Doch halten wir einen unanfechtbaren Beweis seiner ehemaligen[2] Existenz auch in diesen Gegenden im Polyptique de l'abbaye St. Rémi de Reims, aus dem 8. bis 9. Jahrhundert. Unter den Abgaben, die von jedem dem Kloster gehörigen Hofe jährlich einlaufen sollen, finden wir Kap. 5, 2: *Donat annis singulis denarios VIII, pullos III, ova XV. Donat uno anno foetas II cum agnis II, altero anno anniculos II,* Kap. 6, 23: *Solvit in corbo de spelta modios XII, in hostelitia denarios VIII; uno anno fetam cum agno, alio anno annellum* (?), Kap. 7, 2: *Solvit . . . uno anno fetam cum agno, alio anno anniculos II,* Kap. 16, 2: *Donat araticum, extra avergariam et pratum; foetam I, cum agno, et anniculum unum, pullos III, ova XV, salis tertiolum I, ligni carros III, scindulas C.* Ähnliche Stellen ibid. 16, 10; 18, 2; 21, 2, 7; 22, 2, 8, 45; 25, 1; 26, 2, 4, 9, 43; 27, 6; 28, 69, 72. Interessant ist folgende Summierung der Abgaben aller zu einer Ansiedlung gehörenden Höfe (Baina, heute Beine, bei Reims): *Summa praedictae villae: Excepto dominicato, sunt mansi ingenuiles XXVIII, serviles II et dimidius, accola I. Donant de spelta modios CCCXXIIII, de argento solidos XI et denarios III, pullos CVI et dimidium, ova DC; de ligno carros LXXXI, de banno XXVII, de ascilis II DCC, de scindulis I CCCL; foetas uno anno LIIII, cum totidem agnis; altero anno, foetas XXVII, cum tot agnis, et anniculos XXVII; de diurnariis solidos VII, denarios VIII; pro bove aquensi denarios XXVII; pro ferro in altero anno denarios XIII et dimidium.* Endlich finden wir Kap. 27, 6 folgende Stelle: *summa de vervecibus: foetarum DCVII, agnorum DLXI, sterilium CCCCXI, multonum CCCXLIII, Sunt simul capita I DCCCXXII.* Unzweifelhaft ist hier *foeta* = Mutterschaf, *vervex* = Schaf im allgemeinen, *multo* = Hammel.

[1] Ausgezeichnet paßt hierzu das oben (§ 7, 11) erwähnte Adjektiv FETINUS. Es entstammt einer Oribasiusübersetzung, die nach allgemeiner Annahme (vgl. Thomas, l. c.) in Ravenna oder dessen Umgebung entstanden ist. Zum Gebiet von Ravenna gehörte damals auch das wenig nördlich liegende Venedig, und beide zusammen bildeten einen Teil der Trümmer des oströmischen Exarchats. Noch länger als Ravenna blieb bekanntlich Venedig unter byzantinischer Herrschaft und dem Einfluß der langobardischen Herrschaft entrückt. Man wird also kaum fehlgehen, wenn man FETINUS als Zeugen eines im 6. Jahrhundert in Venedig vorhandenen FETA auffaßt.

[2] Das wallon. *fulye* (< FETA) = Schaf, das Meyer-Lübke (Zeitschr. f. österr. Gymnasien 1891, p. 770) leider ohne Quellenangabe zitiert, habe ich nicht auffinden können.

Ein Überrest eines ehemaligen *feya* ist auch *fweyòt*, das in Punkt 54 (Douls) auf der Karte brebis, sowie in der Bedeutung »junges Schaf« in Damprichard (MSLP 8, 340) auftritt, und das in Bournois noch als sobriquet gebraucht wird. Auch die Franches-Montagnes (Noirmont, Epauvillers, Les Bois) im Berner Jura kennen dieses Wort: *foəyàt* mit der Bedeutung: »brebis qui n'a pas encore mis bas, petit de la brebis«, während auch hier FETA selber verschwunden ist, ebenso Sancey (Doubs): *foiyote* »jeune brebis« (RPhF 13, 113).

13. Schwer ist es, den inneren Zusammenhang des FETA-Gebietes zu finden, den Grund für die Verteilung des Wortes. Der eine, negative Grund, ist das Fehlen des Plurals auf -ORA, das PECORA ausschloß. Auf der andern Seite zeigen diese Dialekte auch durchaus nicht die Vorliebe für das Suffix -ICULA, die wir im OVICULA-Gebiet konstatieren können. Es blieb also von den drei § 4 genannten Ersatzwörtern für OVIS bloß FETA übrig. Die Verbreitung über das Alpengebiet hat nichts Auffälliges an sich, seitdem Jud in seinem Aufsatz Dalla storia delle parole lombardo-ladine im Bull. dial. rom. 3 gezeigt hat, wieviel Verwandschaft der Wortschatz dieser Mundarten aufweist. Merkwürdig erscheint aber die Zweiteilung Frankreichs. Auf eine Erklärung müssen wir verzichten, solange wir die sprachliche und Verkehrsgeschichte des Landes gegen Ende des Römerreichs so notdürftig kennen. Es mögen da Handelsbeziehungen mitgewirkt haben, deren Spuren nicht mehr auffindbar sind. Klar ist, daß das prächtige Bild einer Dreiteilung Frankreichs in der Richtung Ost-West, das uns Morf entworfen hat, durch das einer Verknüpfung der einzelnen Teile unter sich in der Richtung Süd-Nord ergänzt werden muß[1]. Für diese Längsverbindungen wies das große Gebirgsmassiv im Zentrum des Landes mit seinen nördlichen Ausläufern den Weg. Er konnte nur östlich oder westlich daran vorbeiführen. Dies mag mitgewirkt haben bei der lexikalischen Verteilung Frankreichs. Außer einigen lautlichen Übereinstimmungen ($\bar{u} > u$, nicht $> \ddot{u}$; vom Zentral- und Westfranzösischen abweichende Durchführung der Synkope, die sich übrigens im Westrätischen genau gleich wiederfindet; gleiche und von der Reichssprache sich unterscheidende Behandlung des suffixes -ELLU) zeigt auch der Wortschatz des

[1] Diese Notwendigkeit bleibt bestehen, auch wenn die Morfsche Dreiteilung Frankreichs durch eine Zweiteilung im Sinne meiner Andeutungen in Lbl. 37, 120 ersetzt werden sollte.

Franko-Provenzalischen in einigen Fällen Verwandtschaft mit dem der lothringisch-(champagnisch-)wallonischen Dialektgruppe.

14. Für den Meißel weist die ALF Karte 295 in der Schweiz wie in der Wallonie den Typus SCALPELLU auf, der auch in der von Gilliéron leider nicht berücksichtigten Metzer Mundart auftritt: Remilly: *hhèpia* (Woippy: *chèpio*) »ciseau de charpentier« (R 5, 211), Metz. *chèpio* »ciseau de maçon« (Jaclot), *c'haipiat* »c. de tonnelier« (Lorr.), ferner in den Ardennen: *saiplat* »ciseau taillant par le bout« (Tarbé), und im Süden bis in das Departement Cantal reicht: *stsärprĕ* »ciseau«, in Murat (Mém. Soc. Ant. France 12, 379).

Als Benennung der Milch kennt die gleiche Gruppe eine Ableitung von LAC: *LACTICELLU, das zweifellos recht alt ist, vgl. außer der Karte 746 des ALF die Belege bei Gdf. 4, 695, sub *laicel*, die alle aus dem Osten stammen und von der Wallonie bis in die Franche-Comté verteilt sind, die altlothr. Formen *lassel* und *laicel* (R 15, 181 u. 185), sowie deutschlothr. *lāsē* (Zéliqzon) usw.

Im Gegensatz zum übrigen Frankreich hat der Osten von der Dauphiné bis in die Wallonie *SOLUCULU, nicht SOLICULU. Vgl. außer ALF 1241 noch dauph. *selaïv*, *selaœ* (Devaux), Villefranche-S. S. *soleu* (RPhF 25, 97), Dompierre: *selaᵒ* (ZRRh 14, 430), Clos du Doubs: *sòrouèy* (BGloss 4, 56), Crans (Jura): *sèlu* (RPhF 4, 146), Plombières: *sloy* usw. (RPhF 6, 129), in Urkunden aus der Bourgogne, 14. Jahrhundert: *souloi*, *seloil* (Rom 6, 24), Poisoux: *chelö* (RP 1, 198). Pierrecourt: *srö̀y*, frc. *soulo*, Val d'Ajol: *srūy* (RPhF 6, 16). Forêt de Clairvaux: *sero* (Baudouin), Ban de la Roche: *selò*, metz. *selo*, Les Vouthons: *slaw*, wallon. *solọ* (ZRRh 12, 258; 18, 262), lüttich. *slọ* (ZRRh 15, 559). Auf der Atlaskarte sind die ursprünglichen Verhältnisse durch Einfluß und Eindringen von fr. *soleil* schon großenteils gestört.

Zu dem ebenfalls auf den Osten beschränkten CONGERIES »zusammengewehter Schneehaufe« vgl. Meyer-Lübke, REW 2145.

15. Einige dieser Wortbeziehungen, besonders landwirtschaftliche Ausdrücke, erstrecken sich auch auf das Alpengebiet, entsprechen also geographisch und semantisch FETA noch genauer:

Obwald. *amblaz*, *umblaz* »Jochriemen« (< AMBI-LAQUEUS) kehrt im afr. *amblais* »hart d'attelage« wieder, das heute noch in den Mundarten ziemlich verbreitet ist, vgl. z. B. centr. *amblée* »branche tordue en corde, hart qui sert à fixer la perche de la charrue au joug des bœufs«. Reste der

alten Verbindungsbrücke finden wir in dem deutsch-grbd. *amläze* »lederner geflochtener Jochriemen« (Schweiz. Idiot. 1, 219), im schwäb. *äblenz* (FISCHER 1, 43) sowie in BLONAY: *ãbyé* »grosse corde du tour d'un char«, während nach Osten das Wort sich fortsetzt in ueng. *umblaz* »Jochriemen«, Etschtal: *ampletz*, *amplatz* »doppelsträngiger Riemenstrick zur Verbindung des Joches mit der Deichsel« (SCHÖPF 13). kärntn. *amplots* »Jochriemen« (PAUL und BRAUNES Beitr. 28, 66).

Das im trient. *oka* bewahrte OCCA liegt wohl auch vor in Montbéliard: *ocai* »herser«, vielleicht auch im metz. *rauc'helai* »herser«.

Dem gleichen Begriffskreis gehören die Namen einiger Körperteile der Haustiere an. So hat sich UBER »Euter« auf einem ähnlichen Gebiet gehalten, wenn es auch in Oberitalien etwas weiter ausgreift. Vgl. außer der bei MEYER-LÜBKE, REW 9026 angeführten Literatur besonders ALF 1020 und TAPPOLET, BGloss 13, 56, der das Wort für die ganze Westschweiz (Genf ausgenommen) nachweist. — DURUS im Sinn von »Leber« findet sich in Graubünden und Ostfrankreich, vgl. ALF 585 und ZAUNER, RF 14, 506. — Diese Bedeutung von DURUS steht in gegenseitigem ursprünglichem Zusammenhang mit MOLLIS »Lunge«. Allerdings ist dies in Frankreich weiter verbreitet, im ganzen Norden (ALF 1073) und sogar bis im limous. (*molas* »poumon de veau ou d'agneau«). Im Rätischen fehlt es; seine frühere Existenz wird aber erwiesen durch seinen Nachfolger *lom* (oberld.) < germ. LAM, das sonst »weich, zart« bedeutet. Der germanische Eindringling ersetzte so das lateinische Wort in seiner eigentlichen wie in seiner übertragenen Bedeutung. Es ist der gleiche Vorgang, der z. B. in Punkt 71 der Atlaskarte *tendre* an die Stelle von *mou* gesetzt hat. DURUS und MOLLIS sind ursprünglich adjektivisch gebraucht, wie noch deutlich aus der Angabe des Punktes 264 hervorgeht: *trip mol.* Beides sind Ausdrücke der Schlächterei, vielleicht direkt der bäuerlichen Hausschlächterei.

In die landwirtschaftliche Terminologie gehören sodann noch einige Wörter, deren Ursprung nicht klar, wohl vorromanisch ist: Über *DRAGIA »Sieb« hat JUD, BDR 3, 66 n. und ZRPh 38, 64 gehandelt. Zu den dort genannten Formen wären hinzuzufügen: Lure: *rége* »Sieb« (Ac. Bes. 1850, 227), Ban de la Roche: *rige*, voges. *riš* »rundes Sieb zum reinigen des Getreides« (HORNING, Grenzdial. 119), metz. *rige* »châssis-crible que l'on adapte au grand van«; *rigeous* »cribleur«, *rìjë* »cribler«. — Zu *CRIENT(I)A vgl. JUD, BDR 3, 68. Das Wort ist auch den französischen

Mundarten heute noch bekannt: Yonne: *crincer* »cribler le blé, le passer au tarare«, *crinces* (m. pl.) »déchets provenant de grains criblés ou vannés«, La Hague: *crenchiei* »vanner le blé«, Guernesey: *craïnchier* »cribler«, *craïnchons* »criblures«, Troyes: *craincer* »séparer le blé des dernières pailles«, Vitteaux: *crènce* »criblure«, morv. *crinses* »déchet des grains«, Bourberain: *ekrẽse* »trier le blé« (RPGR 1, 249), morv. *crintanse* »mauvais grain qu'on met à part en criblant le blé«. Bournois: *kriyãt* »criblures«. Es reicht ins Piemontesische hinunter: *grinssa* »vagliatura« und hat auch in den schweizerdeutschen Mundarten seine Spur hinterlassen in Entlebuch: *chriendle*, Thun: *chriene* »den gedroschenen Dinkel in einer Wanne schütteln« (Schw. Idiot. 3, 828).

Die Wortzone von *MANDIUS bietet vielfach eine auffallende Ähnlichkeit mit der von FETA. Von den ostfranzösischen Mundarten ist es einzig noch im Wallonischen erhalten: *vache monse* »vache laitière qui est stérile pour la saison, soit quelle n'ait pas été saillie ou qu'ayant pas été saillie, elle n'a pas porté«, nam. *monse* »stérile en gén.«; sodann findet es sich in zahlreichen deutschen Mundarten: afläm. *mans-*, *manse-*, *mansche*, *mansche koe* (nach Grandgagnage II, 135), rheinländ. *minzekalb*, oberhess. *mensekalb*, *minsekalb* »Kuhkalb« (Crecelius 588), nassauisch *menzekalb* (Kehrein 278), deutschlothr. *mäs* »unbefruchtet geblieben (Kuh)«, *mänz* »Zitze am Euter« (Follmann 353, 355), schweiz. *mans* »unträchtig«, *mänsrind* »$1^1/_2$—2 jähr. Rind«, *manse* »Rind von der ersten Trächtigkeit« (dazu eine reiche Wortfamilie, Schweiz. Idiot. 3, 94; 4, 334 ff.; 6, 1031), Augsburg: *mẽs* »unfruchtbar (von Kühen)« (Birlinger 334), bayr. *manz*, *menz* »vacca sterilis«, *mänz gên* (m. = adv.) »von Kühen, die beim Stier gewesen sind und keine Folge davon bringen, oder auch von solchen, die überhaupt nicht zur Begattung gekommen sind; oder auch von Weibern, deren Schwangerschaft ein zu frühes, erfolgloses Ende nimmt« (Schmeller[2] I, 1632), kärnt. *mänz* und setzt sich ins romanische Gebiet durch die Alpenmundarten bis ins Rumänische fort. Im Westen reicht es, wie FETA, bis in die provenzalischen Alpenmundarten hinunter, wenn es auch durch sekundäre Typen (*vachette*, *veau*) teilweise verdrängt ist (vgl. ALF, Karte 637, *génisse*). Von den rätischen Mundarten scheint nur das Engadinische unser Wort zu kennen: *manz* »junger Stier« (wozu auch *manzina* »Zweig eines Baumes«?). Es bietet also auch hierin eine eigentümliche Parallele zu FETA. Vgl. dazu unter § 35 und zur weiteren Verbreitung von *MANDIU Archiv 136, 113 n 1. 114 n 4 und Puşcariu 1092, wo außer den obigen Formen noch ngr. στειρο-

MATZIÉTA »junge Kuh« (auf Kreta, vgl. G. MEYER, Idg. Forsch. 6, 113) beigefügt werden könnte. Die weitere Herkunft von *MANDIU ist noch dunkel. TOMASCHEK, Bezz. Beitr. 9, 100 vermutet Zusammenhang mit *Menzana*, dem Beinamen des Jupiter, bei den wegen ihrer Pferdezucht berühmten Dauniern und Messapiern. Die Bedeutung »Pferd« ist ja in der Tat dem Worte besonders im Albanischen und Rumänischen eigen. Doch bestehen phonetische Schwierigkeiten (rum. müßten wir *i* erwarten, nicht *î*, auch die Alpenformen können nicht auf *-e-*, sondern nur auf *-a-* zurückgehen), so daß wir die vorgeschlagene Verbindung ablehnen müssen[1].

Ähnlich ist auch die Verbreitung des etymologisch[2] etwas schwierig zu beurteilenden rät. *tezzar*, lothr. *tasi* »trinken, an der Mutterbrust« (ZRPh 9, 499), das ostfr. sehr lebendig ist: metz. *tossié*, Rémilly: *tasië* (R 5, 221), Ban de la Roche: *tassi*, voges. *tocir* (Mém. Soc. Ant. France 6, 134), Plancher-les-Mines: *tossī*, Sancey: *tossi* (RPhF 14, 55), Baume-les-D. *tosi* (RLing 35, 71), bourn. *tǒsǐ*, Bourberain: *tsẽ* (RPGR 1, 249), Pierrecourt: *tǒsí*, dazu bourn., montbél. *tǒsrǒ* »animal encore à la mamelle« (THOMAS, Nouv. Ess. 100).

Daneben stehen noch eine Anzahl Wörter, die, ohne der speziell landwirtschaftlichen Terminologie anzugehören, doch täglich in den Gesichtskreis des Bauern treten: Auf den ostfranzösisch-rätischen Zusammenhang von TRAJECTORIUM »Trichter« hat JUD, ZRPh 38, 62 aufmerksam gemacht. — JANUA lebt (außer im Sard.) im Engad. *genna* »Gittertüre« und im Voges. *gemme* »porte à claire-voie« weiter (ZRPh 30, 457). — Über QUATTUORPEDIA[3] »Eidechse« hat ebenfalls JUD, ZRPh 38, 64 schon gehandelt.

Dieser ländlichen Begriffsgruppe gehören ebenfalls einige Wörter unbekannten Ursprungs an: *TROGIU »Weg«, über das JUD, BDR 3, 6—7 gehandelt hat, kehrt auch in den Vogesen wieder: *trǫ̈č* »sentier dans un

---

[1] Nichts Neues zu dem Worte enthalten die Ausführungen von K. TREIMER, ZRPh 38, 390 u. 394.

[2] MEYER-LÜBKE, REW 8759 denkt an *TITTARE (zu germ. TITTA) + SUCTIARE. Wahrscheinlicher ist mir eine schon frühe Ableitung *TITTIA, einer Nebenform von TITTA, die in dem lateinischen Kinderwort TITIA (ALL 13, 164) eine gute Stütze hat. Auf diese gehen denn auch rum. *ţîţă* usw. (Puşc. 1742) zurück, so daß sich die Zone des Wortes ähnlich wie oben bei MANDIUS erweitert.

[3] Interessant ist, daß dieses Wort in übersetzter Form auch in deutsche Mundarten eingedrungen ist: Nach FROMANN, Deutsche Mundarten 6, 473 trägt die Eidechse in Franken den Namen *Viergebein*, in Koburg: *virgebâ*, Henneberg: *viergebên*, Eisfeld: *firgebê*, westfäl. *vèrfanter*, dän. *fiirbeen* (diese letzteren Formen bei WOESTE, Westfäl. 297).

ravin, entrée du ravin« (Rom. 41, 292 n. 1), in Malmédy: *trihœ* »Waldsteig« (ZRRh 18, 264) und ist in den angrenzenden alemannischen Mundarten wenigstens in Ortsnamen erhalten. So gab es in Eschenzweiler (Elsaß) eine *Troygasse* (Buck, Alemannia 10, 217, wo auch viele Tiroler Ortsnamen erwähnt werden). In der Mundart von Liechtenstein gibt es ein *troien* »Triebweg« (Jahrb. hist. Ver. L. 11, 139), das auch in Ortsnamen wiederkehrt. Auch die Westschweiz muß das Wort gekannt haben: Die Mém. et Doc. de la Suisse Rom. 31, 265 bringen in einem Walliser Dokument von 1315 die Stelle: *item de illo trœyen supra que ducit ad Loaczenachen.* — Endlich kehrt auch *BORA[1] »runder Holzklotz«, das in den oberitalienischen und in den Alpenmundarten verbreitet ist, im Wallon.-Lothr. wieder. Vgl. ALF 1334 (tronc d'arbre), Punkt 197: *bur*, bei Grandgagnage: *bour* »tronc d'arbre«, a. wallon. *borhea* »runder Holzklotz«, Uriménil: *beure* »morceau de bois assez fort«. Das Wort ist auch den deutschen Mundarten Graubündens wohlbekannt, und zwar in den Bedeutungen: »abgebrochener Nadelholzbaum, Sägeblock, Abschnitt eines Tannen- oder Buchenstammes«. Vgl. Schweiz. Idiot. 4, 1529.

Es mögen noch einige andere, geographisch ähnlich sich verhaltende Wörter folgen: FLABELLUM > obwald. *flavi*, afr. *flavel* »Fächer«. — INTELLIGERE[2] > engad. *incler*, afr. *entelgir, antillier* (in hebr. Glossen, ZRPh 22, 133), *entillement* »intelligence«. — Das vielumstrittene rätische *bler* »viel« kehrt auch in Blonay wieder: *blé* »en quantité«. — MELLINUS »gelb« kehrt in obw. *mélen*, aber auch im afr. *melin*[3] wieder, das seinerseits ins apr. (*melin*) und ins Breton. (*melen*, Mém. Soc. Ling. Paris 4, 240; 7, 485) gedrungen ist.

Auf das Hinübergreifen von VASCELLU »Sarg« vom Wallon.-Lothr. ins Rätische hat schon Jud, ZRPh 38, 63 hingewiesen. Fügen wir das geographisch und jedenfalls auch genetisch damit zusammenhängende VAS hinzu, so dehnt sich das Gebiet über die französische Schweiz bis gegen die Auvergne und das Languedoc hin aus. Vgl. außer der Karte 214

---

[1] Mit Recht lehnt Meyer-Lübke, REW 1214 den Zusammenhang dieses Wortes mit der *BUR-Sippe ab, wie ihn E. Richter vermutet hatte. Auch langued. *burlo, berlo* sind lautlich nicht mit unserer Wortfamilie in Einklang zu bringen, so daß Südfrankreich sie nicht zu kennen scheint und sich ihr Gebiet auf die oben genannten Mundarten beschränkt.

[2] Über die weitere Verbreitung dieses Wortes s. KZ 33, 547.

[3] Ist das von Meyer-Lübke, REW 5483 zitierte awallon. *meille* durch Suffixwechsel (*-ulus*) entstanden?

des ALF frc. *va, vai, voué* (Ac. Bes. 1850, 175), Plancher-les-Mines: *vā*, St. Etienne: *vas*, VAS »tombeau« (oder cercueil?) in einer christlichen Inschrift aus der Gallia Narbonn. (Pirson 264) rouerg. *vas* »tombe« (in Dokumenten, die von 1354—1609 reichen, vgl. Affre p. 93 u. 452, a. mail. *vaxe* »Sarg« in P. da Barsegapè (ZRPh 15, 472, v. 1747). Wir erhalten so auch hier ein Wortgebiet, das dem von FETA nicht unähnlich ist, wenn auch die ursprünglichen Verhältnisse durch neue Wörter stark gestört sind. — Und ähnlich wie FETA westlich ein OVICULA, so steht dem VAS-VASCELLUS ein LOCELLUS gegenüber, das, obschon heute stark von neuern Wörtern überflutet, doch noch im höchsten Norden, in der Pikardie, sich erhalten hat (ALF 214), sowie in Spanien: asp. *luziello* (Libro de Alexandre, Rom. 4, 46), nsp. *lucillo* »Steinsarg«.

16. Etwas auffallend erscheint auch die weite Ausdehnung von FETA in Südfrankreich gegen Westen, ja sogar in die Pyr.-Orient. wo es das alte katal. OVICULA verdrängt hat. Wir haben hier wohl eine Ausstrahlung der Ebene der Rhonemündung gegen die umliegenden Berge hin zu sehen, in welchen die Schafherden den Sommer verbringen, während sie im Herbst wieder in die Ebene verbracht werden. So sind z. B. vor der Revolution jährlich 300000 Schafe aus dem Tiefland in die Berge der Lozère getrieben worden und auch heute noch spielen diese Wanderungen eine große Rolle, wenn auch die Zahl der dabei beteiligten Tiere sehr gesunken ist (in unserem Beispiel um die Hälfte[1]).

17. Im Laufe der Zeiten hat nun aber FETA große territoriale Einbußen erlitten: fast ganz Venetien, Ligurien[2] und den nördlichen Teil seines gallischen Gebietes. Die Frage, warum FETA seinen Konkurrenten nicht gewachsen ist, läßt sich leicht beantworten: Es hat nicht, wie PECORA, VERVEX, OVICULA das Glück gehabt, auf seinem Gebiete eine Schriftsprache sich entwickeln zu sehen, die ihm andern, dialektischen Wörtern gegenüber hätten zum Durchbruch verhelfen können (das Provenzalische dauerte als Schriftsprache zu kurze Zeit und war infolge seines literarischen, höfischen Charakters überhaupt nicht geeignet, unserem Wort als Vehikel

---

[1] Vgl. hierzu den Artikel draio bei Mistral, für Rouergue besonders Affre 143-145, für Lozère Ann. Midi 17, 558 und vor allem Barbot, J., Les anciennes drayes de la Lozère (Bull. de la Soc. d'agriculture, industrie, sciences et arts du dép. de la L. vol. 54, année 1902, 16 p).

[2] Auch in den anderen Provinzen beginnt PECORA sich einzunisten, so wie wir gesehen haben, in Piemont.

zu dienen). Es entbehrte daher der Expansionskraft und war auch, sobald es mit einem Vertreter der Schriftsprache zusammentraf, von vornherein der schwächere Teil. So hat es an das italienische pecora und an das französische brebis viel Gebiet verloren.

18. Heute ist unserm Wort noch folgendes Territorium geblieben: ein breiter, da und dort unterbrochener Landstrich, der sich von Friaul längs der Alpen bis nach Piemont hinüberzieht, die ganze Provence, Dauphiné, Savoyen, den größten Teil des Languedoc, der Auvergne, Lyonnais, den südlichen Zipfel der Franche-Comté, sowie die Kantone Wallis, Freiburg, Genf, Waadt (größtenteils), vgl. dazu ALF, Karte brebis: feltr. *fea* (AGl 1, 414), friul. *fede* = pecora che ha figliato, Erto: *féda*, daran anschließend ein weites zusammenhängendes Gebiet: Colle, Zoldo, Ampezzo, Auronzo, Comelico, Cimolais, Forni di sopra, Tramonti, Maniago, Clauzetto, Predazzo am Avisio, Vigo, Ober-Fascha (vgl. dazu ZRPh 16, 319), Unter-Fassa: *feida* (AGl 1, 350), *fẹidọ* (diese Form nach Gartner, Grundriß[2] 613), judik. *fida* (AGl 1, 313), Spiazza, Pelugo, Villa (Rendena), Vord. Iudik., Roncone, Lardaro, Praso (V. Bona), V. di Sarca: *fẹda*, Pinzolo, Strembo: *fida*, V. di Ledro: *fẹa*, Fleims: *fẹda* (Schneller), Bormio: *feda* (auch = sacco di pelle pecorina), valtell. *feda* (auch = vello di pecora), unt. bergell. *fẹda*, altmonferr. *fèja*, pl. *fèji* (Renier, Gelindo) neben dem Vertreter von PECORA (vgl. § 10), piem. *fèa*, *fèia* (allgemein verbreitet, auch schon in den gallo-ital. Predigten, ed. Förster vorhanden: *fea*), valsoan. *féa* (AGl 3, 8, 49), Pral (Waldens.) *fẹo* (AGl 11, 331, B. Gloss 10, 60), Torre Pellice: *fé* (AGl 11, 379); sodann: nizz. *féa* (Rom. Forsch. 9, 350), nach Pell. auch *feja*, menton. *fea*, aprov. *feda*, *fea*[1], prov. lang. *fedo*, *feda*, *feo*, *fea*, Gilhoc (Ardèche): *fio*, hier und da auch in Ortsnamen, z. B. *Las Feas* bei Nizza (Ann. Alpes-Mar. 18, 267), dauph. *faya*, *feia*, Mons-la-Tour (H^te Loire): *fèda* (RPhF 25, 142), stéph. *feya*, lyonn. for. *feya*, *faya* (in Lyon im 14. Jahrhundert belegt: *feyes*, Rom. 13, 589, ebenso für das dép. Ain: *feyes*, s. Meyer, Doc. ling. 163), Saint Genis-les-Ollières: *fàya* (RPhF 2, 27, 198), Létra (Rhône): *fèya* (RPhF 2, 135), tarent. *fia*, sav. *fià* (und andere Formen, vgl. Const.-Désorm. s. v., *fèe* schon in einer Urkunde von 1640, Bruchet, Ripaille 607),

[1] Vgl. den von Du Cange aus einer Urkunde von Apt vom Jahre 1097 beigebrachten Beleg von *feta*: *dabo per gaudium ipsum vasculum plenum vino puro, et fetas tres, et capras duas.* — Vereinzelt ist apr. *feda* in die katal. Dichtersprache übergegangen, so *feda* im Roman de Blaquerna (13. Jahrhundert; Rom. 6, 520).

valdôt. *feya*, schweiz.[1] *faya*, *faye*, so schon in einem Text von 1400 aus Freiburg (Gdf), jetzt Kantone Waadt, Wallis, Genf, Freiburg, Neuenburg, fr.-comt. *faille*, *feille*. Vgl. zu allen diesen Formen auch die oben erwähnte Karte des ALF.

Mit der Bedeutung Schaf finden sich auch noch einige von FETA[2] abgeleitete Wörter: -ITTU: Tarentais *fiat*, apr. *fedetta* (hier »petite brebis«), schweiz. *fayéta* »jeune brebis« (Waadt, Wallis, Freiburg, Neuenburg, Bern: *foəyàt*) piem. *feassa* (-ACEA) »pecoraccia«, valsoan. (gergo) *fejüs'ći*, apr. *fetans* »brebis«, noch heute pr. *fedan* s. m. (*-amen*) »les brebis en général« (Azaïs) sav. *fian* »brebis« (Andrevetan, vgl. Rolland), Lens (Wallis): *fian* »Schafherde«[3].

19. Die Pyrenäenhalbinsel und Westgallien endlich wählten OVICULA. Das wird uns für das erstgenannte Gebiet nicht besonders verwundern, hat doch schon Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II, § 422 auf die Vorliebe jener Gegend für das Suffix-ICULA, sowie auf die Leichtigkeit aufmerksam gemacht, mit der dort die ursprüngliche Diminutivbedeutung der damit gebildeten Wörter verblaßt. Hier war also OVICULA als Ersatz gegeben. Schwerer zu lösen ist das Problem für Westgallien. Es liegen hier wohl alte Wanderungen vor, deren weitere Spuren vorläufig noch im Dunkeln liegen. Wir können nur soviel sagen, daß diese Teilung Frankreichs eine alte zu sein scheint. Das Datum des definitiven Erlöschens von OVIS kann nach dem § 11 gesagten wohl ziemlich weit herunterge-

[1] In den Alpen auch oft in Ortsnamen: *La Côte-aux-Fées*, *Saas-Fee* u. a. (vgl. Jaccard). — Für die Westschweiz wurden mir von Herrn Prof. Gauchat in zuvorkommender Weise die Materialien des Glossaire zur Verfügung gestellt. Vgl. dazu jetzt Tappolet, Arch. 131, 87.

[2] Die um FETA sich gruppierende Wortfamilie ist nicht sehr groß: waadtl. freiburg. *fahir*, *fahira* »berger, -ère« friul. *fedàr* »pecoraio«, *fedarìe* »fabbricazione del formaggio pecorino«, altbell. *federa* »ovile« (Cavassico), ven. *fedéra* »ovile« (vgl. über dazugehörige Ortsnamen Prati, RDR 5, 107); valdôt. *feyë* (-an) »Schafhirt«; wallis. *fayeron*, *fayeronda* »berger, -ère«, Ormont Dess.: *fiyèranda* »bergère«, waadtl. freibg. *fayaire* »Schafweide«. Les Fourgs: *fayot* s. f. »une troupe«; ziemlich verbreitet ist das Verbum, vgl. M-L., REW 3270.

[3] Zu andern Bedeutungen von FETA vgl. Meyer-Lübke, REW 3269, zu FETUS und dessen Verbreitung ibid. 3273. Das pg. *fedegosa* »Schafpelz«, das C. Michaelis de Vasc. Kr. Iber 4, 339 erwähnt, gehört nicht zu FETA, sondern zu pg. *feder* »stinken« FOETERE. Zu ergänzen ist *pelle*; die Grundbedeutung war also »stinkendes Fell«. Dieser Name wird wohl unter den Hirten aufgekommen sein, die nur schlecht gereinigte Felle frisch geschlachteter Schafe als Kleidung benutzten. Arch. Trad. Pop. 7, 510 wird aus Nicosia (sizil.) ein *feteddari* »proprietari che posseggono mandrie« beigebracht, das wohl ebenfalls zu FETUS, nicht zu FETA zu stellen ist.

setzt werden (vielleicht ins 5. Jahrhundert), und im 8. Jahrhundert zeigen uns die ersten Kapitulare und Rodel schon die genannte Verteilung. Vgl. dazu auch das § 11 Gesagte.

20. OVICULA hatte sich im Mittelalter auf der ganzen Pyrenäenhalbinsel sowie in der anschließenden Westhälfte von Frankreich festgesetzt: altspan. *oveia*, altaragon. *ouella* (14. Jahrhundert, Heredia, vgl. Rev. hisp. 16, 252: *como lobos qui corren sobre las ouellas*), altcat. *ovella* (vgl. z. B. eine Urkunde aus dem Pfarrarchiv von Segura[1] vom Jahre 1580: *que si volran tenir ovelles de ventre* (= Mutterschafe, heute *ovelles de cria*), *no pugue esser lo remat mes de sexanta caps*), apr. *ovella*. Die altfranzösischen Belege für *oeille*[2], *oaille* aus Anjou, Poitou, der Normandie, Pikardie und aus dem anglonormannischen (vgl. Gdf., dazu noch das anglonorm. Lapidaire, éd. P. Meyer, Rom 38, 67, Vers 554; und Lai du Conseil, éd. A. Barth, Vers 78)[3]. In allen diesen Gegenden ist *ouaille* im 12. und 13. Jahrhundert das für Schaf durchaus gebräuchliche Wort. Im 8. bis 9. Jahrhundert war dies zum Teil auch für die Ile-de-France der Fall, wie das Polyptique d'Irminon 1, 316 lehrt: *ad tercium annum solvunt oviculas* XVII (*o.* hat hier den Sinn von »Mutterschaf«). Noch Garnier, der aus Pont St. Maxence, also vor den Toren von Paris, stammt, braucht *ouaille*. Im früheren Mittelalter teilten sich also OVICULA und FETA in das Gebiet Frankreichs, und zwar auffallenderweise durch eine von Norden nach Süden (statt, wie gewöhnlich, von Osten nach Westen) gehende Spaltung. Beide hatten denn auch das gleiche Schicksal: sie wurden durch VERVEX (>*brebis*) langsam nach Süden zurückgedrängt. Während aber FETA spurlos verschwand,

[1] Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. A. Griera.

[2] Diese Form nach Gdf. auch als adj. »qui est de l'espèce de la brebis«.

[3] Der aus dem Lyonnais stammende Aimon de Varennes braucht in seinem Roman Florimont ebenfalls *oeille*. Es darf jedoch diese Form nicht als Zeuge eines lyonn. **oeille* angesehen werden, denn Aimon bemüht sich, gut französisch zu schreiben und entschuldigt sich sogar ausdrücklich, daß Französisch nicht seine Muttersprache sei. Vgl. dazu Gröber in seinem Gr. II, 589. — In dem von L. Jordan in den RF 16 publizierten afr. Prosalapidar steht S. 396—397: *ovaille prains*, hierauf *toit as brebis*, so daß man für diesen für ostfranz. gehaltenen Text *ovaille* »Mutterschaf« neben *brebis* »Schaf im allgemeinen« interpretieren könnte. Doch folgt gleich darauf *por quoi les brebis en sont miex laitieres*, wo *brebis* also »Mutterschaf« bedeuten muß. Tatsächlich bietet der Text auch in lautlicher und morphologischer Beziehung eine Mischung von verschiedenen Elementen (lothr., champ., franz., pikard.), so daß er in keiner Weise vorstehende Darlegung zu entkräften vermag.

rettete sich *ouaille*[1] in die Kirchensprache und blieb so im Schriftfranzösischen erhalten.

21. Heute findet sich OVICULA noch: pg. *ovelha*, galiz. *ovèlla*, span. *oveja*, cat. *ovella*, gasc. *auelho*, *aulhe*[2], *oelhe*, *olhe*, *gwélho* (RLR 46, 350, Bagnères-de Luchon), limous. (Tulle) *ouillio*, saint. *oueille*, die gleiche Form im Centre und in Bléré (Rom. 1, 89) poit. *ouaille* (Chef-Boutonne, Bourges), *oueille*, ang. *ouielle*, bret. *oveille* (Orgères, Ille-et-Vil.), bas-manc. *wáy*, *wey* (Château-Gontier) Yonne: *oueilles* (pl.), haut-manc. *ouaille*[3]. Dieser am weitesten noch nach Norden ragende Vertreter von OVICULA ist schon nicht mehr allgemein im Gebrauch. De Montesson sagt: »nous employons encore quelquefois ce mot«. — Altfranzösisch findet sich noch *owailline*[4] »brebis« im Roman de Horn.

22. Wir gelangen zum letzten größern Wortgebiet unserer Karte: BERBIX. Das lateinische VERVEX bedeutete »Hammel«, und in diesem Sinne

[1] Littré bringt noch zwei neufranzösische Belege für *ouaille* = Schaf. Doch kann keiner ein Fortleben des Wortes in seiner eigentlichen Bedeutung beweisen: Mme de Sévigné gebraucht es mit ironischer Absicht und La Fontaines Vorliebe für Dialektausdrücke ist bekannt.

[2] Ossau hat *aulhe* (Passy, Ossalois p. 92—93); diese Form wird von Millardet (Ann. Midi 18, 99, Et. de dial. land. 61—64), wohl unnötig, durch Suffixwechsel erklärt: *OVUCULA, ebenso a. gasc. *aolha* (cf. P. Meyer, Rom 4, 464).

[3] Tarbé bringt eine *oeille* für Marne bei. Da er aber seine Quellen keiner genügenden — oder besser gesagt gar keiner — Kritik unterworfen hat, dürfen wir aus dieser vereinzelten Form keine Schlüsse ziehen auf ein ehemaliges Vorhandensein von OVICULA in der Champagne. Vgl. zu der Art von Tarbés Materialsammlung die scharfe Kritik in Baudouins Glossaire de la Forêt de Clairvaux. St. Pol. *wāl* kennzeichnet sich schon durch die Übersetzung »ouaille« als nicht volkstümlich.

[4] Zu OVICULA: -ARIUS: altgask. *ovelhier*, gask. *awèlé* (ALF 128 berger) béarn. *aulhè*, *oülhè*, fem. *aulhère* span. *ovejero* »Schafhirt«, davon auch gask. *aulerete* »bergeronnette« (ALF 1460) -ATA: altgask. *ovelhada* »Abgabe, bestehend aus Schafen«, béarn. *aulhade*, Gers: *aoueilhado* »troupeau de brebis«; a. béarn. *ohhimi* s. m. sg. »les brebis, la race ovine«. — Hierher gehört auch das im Dép. Gers gebräuchliche *aoueilha* v. a. »terminer, placer le faîte d' une meule de gerbes ou de paille«. Die Verwendung von Tiernamen und Bezeichnungen anderer Lebewesen zur Benennung von Getreide- und Heuhaufen ist eine bekannte Erscheinung: Vgl. Sainéan, Chat p. 29, 59 (aber auch 118); id., Chien p. 36, 62, 99, 105, 128, Horning, ZRPh 27, 149, sowie frc. *louvoton* »petit tas de foin dans le pré« (Mesnay, RPhF 14, 54), bourg. *šœvraïwt* »petit tas de fourrage« < CAPRA + -OTTU (Bourberain, RPGR 2, 268), bess. *d'mouézéle* »réunion de 3 ou 4 javelles placées debout les têtes liées ensemble«, Alençon: *bonhomme* »3 gerbes un peu obliques au sol et se touchant en haut pour supporter une 4ème gerbe horizontale« (RPhF 7, 201).

ist es auch noch im obwald. *berbeisch*, sowie im rumän. *berbéce*, ar. *birbek, birbeatse*, megl. *birbẹtsi*, istrorum. *birbetše* erhalten. — In Frankreich nun geht es zuerst über zur Bedeutung: »Schaf im allgemeinen«[1]. Sie wird belegt durch die oben § 12 am Schluß zitierte Stelle aus dem Polypt. de St. Rémi, sowie durch viele Beispiele aus den Leges Burgondionum (Mon. Hist. Germ.), so pag. 96: *si vero minora furta, id est: porcum, vervecem, capram, apem involaverit;* p. 109: *in quolibet tempore minora animalia, id est: capra, vervices aut porci in vinea inventa fuerint* . .; p. 112: *quicumque mancipium, caballum, bovem, vaccam, equam, vervicem, porcum, apem aut capram perdiderit, et ei veius* [*extiterit*], *donet veio ipsi pro mancipio solidos V . . . . pro vacca solidum I, pro vervice solidum I . . . . pro capra tremisse.* Sowohl auch Stat. Corb. cap. 5: *quintam decimae de pecudibus, id est in vitulis, in berbicibus* . . . ., und in einem Kapitular Karls des Gr. vom Jahre 769 (Capit. Regum Franc. Bd. I, p. 61, Admonitio generalis): . . . *nec berbices tundere habeant licitum.* — Der älteste Beleg für VERVEX »Schaf im allgemeinen« stammt aus Südwestfrankreich, von Marcellus Empiricus. Während in seinem De medicamentis liber[2], Cap. 1, 88, OVICULA ausdrücklich dem ARIES gegenübergestellt wird, also »weibl. Schaf« bedeutet, gebraucht er Kap. 22, 39 BERBIX, wo es sich um das Schaf im allgemeinen handelt. Dieser Gebrauch entspricht genau dem, was wir auf Grund der heutigen romanischen Formen und Bedeutungen erwarten müssen (s. § 5, 20—21, 23).

Angesichts der parallelen Bedeutungsverschiebung in Frankreich und in Sardinien (§ 25), die auf jeden Fall schon ins frühe Mittelalter zu setzen ist, erhebt sich die Frage, ob nicht schon im spätern Latein überall

---

[1] Das Polyptique de St. Rémi zeigt auch in prächtiger Weise, wie die beiden Bedeutungen »Hammel« und »Schaf im allgemeinen« (wie ja heute bei fr. *mouton*) nebeneinander bestanden haben: Kap. 28, 69 wenige Seiten nach der § 12 zitierten Stelle lesen wir: *ad tertium annum donat anniculum I, et decimam de vervecibus; et, si verveces non habent, donant fœtam cum agno, aut multonem I de tribus annis.*

[2] Kap. 1, 88: *Lanam oviculae deinter femora velles . . . . . Lanam arietis de fronte velles . . . .* Kap. 22, 39: *De lupi praeda, id est de reliquiis berbicis aut caprae aut cuiuslibet animantis, quam comederit, carnem vel pellen vel os collige et serva.* Man wende nicht ein, daß in der letzten Stelle BERBIX nach Analogie von CAPRA das Muttertier bezeichnen müsse, denn die weibl. Ziege ist zu allen Zeiten das einzige wirkliche Gebrauchstier gewesen und *capra* infolgedessen auch immer als genereller Ausdruck verwendet worden. Auch macht es ja der Sinn des Satzes absolut unmöglich, nur das »weibl. Schaf« als Bedeutung von BERBIX anzunehmen. Damit werden auch die Ausführungen von Jud und Spitzer, Wörter und Sachen 6. 122, sowie von Geyer, ALL 8. 474 hinfällig.

VERVEX »Schaf im allg.« bedeutet habe. Die einzige wirklich beweisende Stelle ist die oben aus Marcellus angeführte. Was Geyer, ALL 8, 474, aus merowingischen Urkunden beibringt, ist natürlich durchaus eindeutig lokalisiert und darf nicht als eine allgemein lateinische Erscheinung aufgefaßt werden. Auch die Belege bei Rönsch, Semas. Beitr. 1, 76, erlauben durchweg beide Definitionen »Hammel« und »Schaf im allg.«. Ebensowenig lassen sich die Glossen als entscheidend anrufen: das Lemma πρόβατον, das meist erscheint, ist eben selber zweideutig, da das griech. Wort einen ähnlichen Bedeutungswandel durchmachte. Sicher belegt ist also VERVEX »Schaf im allg.« für Gallien seit dem 5. Jahrhundert, für Sardinien seit Beginn der schriftlichen Überlieferung. Ein definitiver Entscheid ist in dieser Frage vorläufig nicht zu treffen. Sollte es sich erweisen, daß der Vorgang in Sardinien und in Frankreich[1] auf einer gemeinsamen lateinischen Grundlage beruht, so wäre die unter § 23 vorgetragene Auffassung der Geschichte von VERVEX in Frankreich teilweise unrichtig.

Obgleich diese Bedeutung »Schaf im allgemeinen« dem Wort noch lange erhalten blieb, tauchte doch in der karoling. Zeit daneben eine andere, speziellere auf: »Weibliches Schaf, Mutterschaf«. Zum erstenmal begegnet sie uns im Capitulare de Villis vom Jahre 800 (ungefähr), vgl. loc. cit. I, p. 83: *Volumus ut non praesumant iudices nostram familiam in eorum servitium ponere, non corvadas, non materia cedere nec aliud opus sibi facere cogant, et neque ulla dona ab ipsis accipiant, non caballum, non bovem, non vaccam, non porcum, non berbicem, non porcellum, non agnellum nec aliam causam, nisi buticulas et ortum, poma, pullos et ova.* Hier wird *berbix* deutlich von *agnellus* unterschieden: es ist das ausgewachsene Tier. Noch deutlicher sind die Stellen im Brevium exempla ad describendas res ecclesiasticas et fiscales, etwa ums Jahr 810 (ibid. p. 252): *Repperimus vitulos V, vervices LXXXVII, agnellos XIV,* pag. 254 (auch Inventar eines Bauernhofes): . . . *verres V, vervices cum agnis CL, agnos annotinos CC, arietes CXX, capras cum hedis XXX* . . ., p. 255: *verbices cum agnis LXXX, agnos anniculos LVII, multones LXXXII,*

[1] Ein Fall, in dem Sardinien und Frankreich einen gleichen Bedeutungswandel unabhängig vollzogen haben, liegt wohl vor in *villa* > fr. *ville*, nuor. *bidda* »Stadt« (Arch. Trad. Pop. 15, 239), da kaum anzunehmen ist, daß algher. *vira* »Stadt« bis nach Nuoro hinein gewirkt habe. Ebenso wird man wohl kaum die dem französischen und dem sardischen gemeinsame Metathese *scintilla* > **stincilla* auf einen gemeinsamen Ursprung zurückführen wollen.

capras cum hedis XV, anniculos VI, p. 256: *putrellas trimas X, bimas XII, anniculos XV... vervices cum agnis CL, anniculos CC, multones VII, capras cum hedis XX, anniculos XVI.* Hier sind zweifellos die *vervices cum agnis* die weiblichen trächtigen oder vielleicht säugenden Tiere, die Mutterschafe, im Gegensatz zu den *agnos anniculos* (»Lämmer«), den *multones*, und *arietes* (»Widder« und »Hammel«). — Ähnliche Belege bietet uns das Polypt. Fossatense: *vervecem cum agno* (vgl. Polypt. d'Irminon 2, 183 und passim). Schon in vorliterarischer Zeit drang BERBIX »Mutterschaf« in den nordöstlichen Provinzen gegenüber FETA durch, während es im Nordwesten erst seit dem 13. Jahrhundert festen Fuß zu fassen begann. So gebrauchen noch die Lois de Guill. le Conq. *berbix* als männl. Subst., messen ihm also die Bed. »Schaf im allg.« zu (ZFSL 15^II, 249).

23. Wie bei der Besprechung der Ableitungen unter § 27 gezeigt werden soll, war VERVEX im früheren Mittelalter auch in Südfrankreich vorhanden. Die Bedeutung muß aber auch hier »Schaf im allgemeinen« gewesen sein. Vgl. die von Du Cange zitierte Stelle aus Ugutio et Joannes de Janua: *berbex et berbicus, aries castratus, et haec berbica, oris.* Ein eindeutiges Wort (»Hammel« oder »Mutterschaf«) wäre nicht in zwei gespalten worden. Umgekehrt zeigt diese Spaltung wieder, wie sehr die Sprechenden einen allgemeinen Terminus für »Schaf« als Ballast empfinden. Wie erklärt es sich denn, daß ein solcher überhaupt aufkommen konnte? Ein Blick auf die Karte Hammel weist uns den Weg: In beiden Gallien stieß lt. VERVEX »Hammel« auf ein kelt. Wort: *MULTO. Der Hammel als das wichtigste[1], das Gebrauchstier in der Schaffamilie war zu eng mit dem Leben eines jeden Bauern verknüpft, als daß sich der Name dafür durch den lateinischen Neuling hätte verdrängen lassen[2]. Infolgedessen wurde nun seinerseits das

---

[1] Am widerstandsfähigsten gegenüber den Einflüssen einer Schriftsprache zeigen sich einerseits die mit dem täglichen Leben und Arbeiten des Landvolkes eng verbundenen, häufig gebrauchten Wörter, anderseits die seltenen, nur bestimmten Klassen der Bevölkerung bekannten, während die »mittleren« Wörter am raschesten erliegen. So erklärt es sich, warum uns die Karte »Mutterschaf« ein fast rein lateinisches Bild zeigt, während die Karten »Hammel« und »Widder« recht viel vorlateinisches Gut aufweisen.

[2] Ein Blick auf die von Meyer-Lübke, Einf. p. 39—44, zusammengestellten, aus dem Gallischen herübergeretteten Wörter lehrt, wie überraschend viel landwirtschaftliche Ausdrücke dem römischen Sieger getrotzt haben, auch ein Hinweis darauf, wie hoch entwickelt und wie verschieden von denen der römischen Kolonen die gallische Landwirtschaft und Viehzucht gewesen sein müssen.

VERVEX der italischen Kolonen und Soldaten aus seiner Bedeutung abgedrängt[1]. Da alle Einzeltiere der Schaffamilie schon ihren Namen hatten, erhielt es die Bedeutung »Schaf im allgemeinen«[2]. Da der Hammel das wichtigste Tier ist, vollzog sich dieser Bedeutungsübergang jedenfalls ziemlich leicht. Als nicht durchaus notwendiger Terminus gelangte dann VERVEX mit der Zeit wieder in Vergessenheit. Seine Erhaltung im Norden verdankt es nur dem Umstand, daß es ihm gelang, sich in der Kanzleisprache der königlichen Verwaltung in der Bedeutung »Mutterschaf« einzuschleichen[3] und so im Dialekt der Hauptstadt sich an die Stelle von OVICULA zu setzen (s. die Belege oben § 22). Von da aus war es ihm dann ein leichtes, getragen von der Schriftsprache den Norden fast ganz zu erobern[4].

24. Heute herrscht *brebis* in allen nordfranzösischen Dialekten, ausgenommen Anjou, Poitou und Saintonge (hier ist das von Éveillé erwähnte *berbis*, *barbis* natürlich in neuerer Zeit importiert, ebenso *bărbí* in Puybarraud, RPGR 3, 190). Merkwürdigerweise kennen außer der Schriftsprache nur die normann. Dialekte von La Hague und Aurigny (norm. Inseln) di Metathese des *r*, alle anderen haben die Form *berbis*. Sonst ändert das Wort seine Gestalt nur sehr wenig. Wir geben daher im folgenden bloß ein paar seltene Varianten: St. Pol: *barbī* (RPGR 3, 305), Malmédy: *bürbü* (ZRPh 17, 424), Les Vouthons: *borbie*, Bourberain: *boĕrbi* (RPGR 3, 42), Saône-et-Loire: *beurbis* (RPhF 4, 116), mow. *beurbi*, *barbi*[5]. Für die genauen Formen vgl. die Karte *brebis* des ALF. Wie wir sehen, ist das Resultat der Kämpfe zwischen den

---

[1] Auf einen ähnlichen Fall macht Jaberg, Arch. 126, 376 n. 1 aufmerksam.

[2] Die Kölner Glosse: *berbiz dicitur aries castratus scilicet hamil* (12. Jh., Zd Ph. 11, 292) bezieht sich trotz der romanischen Form des Wortes auf dessen Bedeutung im klassischen Latein.

[3] Auf welchem Wege sich in der königlichen Kanzlei dieser Wandel vollzogen hat, ist schwer zu sagen. Hat vielleicht die mangelhafte Sachkenntnis der Schreiber hier eine Rolle gespielt?

[4] Was Dauzat, RPhF 28, 177 ff. über die Geschichte von *vervex-ovicula-foeta* in Frankreich vorbringt, ist zu wenig auf dem Boden der für uns erreichbaren Tatsachen aufgebaut; immerhin sei darauf hingewiesen, daß einzelne seiner Ausführungen sich mit den Ergebnissen meiner Arbeit ganz oder teilweise decken. Die Diskussion der vielen Punkte, in denen unsere Ansichten auseinandergehen, wird durch die vorangehenden Seiten überflüssig gemacht.

[5] Eine bei den Haustieren sehr häufige Bedeutungsübertragung zeigt bess. *bĕrbi* »poutre du pressoir sur laquelle repose l'émoué«, norm. *brébis* »pièce du pressoir à cidre placée sous le grand arbre« (Moisy 671). — Interessant ist das aus *berbis* abgezogene Rufwort *berb berb*, das in Bonneval (Eure-et-Loir) von den Hirten zum Locken der Schafe verwendet wird (Mém. Soc. Ant. France 2, 422).

drei zuletzt behandelten Wörtern die Dreiteilung Frankreichs, die uns heute der Atlas zeigt: Norden: *brebis*, Südwesten: *ovicula*, Südosten: *feta*. — Eine auffallende Parallele zur Bedeutungsentwicklung von *brebis* bietet *mouton*. Eigentlich den Hammel bezeichnend, ist es in der heutigen Sprache ein Sammelname für die ganze Schaffamilie geworden, neben dem allerdings die alte Bedeutung noch weiterlebt. Heute taucht nun *mouton* (und daneben *moutonne!*) schon an verschiedenen Punkten auf der Karte *brebis*, also als Benennung des weiblichen Schafes auf. — Einen ähnlichen Vorgang zeigt vielleicht auch das deutsche *Schaf*, dessen Geschlecht wenigstens darauf hinweist, daß es nicht von Anfang an das weibliche Schaf bezeichnet habe. Der alte Name lautete übrigens *aue*, entsprechend lat. *ovis*, griech. ὄ(ϝ)ις.

25. Der Bedeutungsschub von VERVEX, den wir hier in Frankreich beobachtet haben, wiederholt sich ganz unabhängig davon in Sardinien: campid. *brebèi*, logud. *berveghe*, *barvèghe*, dazu *brebeixedda* »pecorella«, Tiesi (log.) *èlveghe* »pecora«, *elvegalzu* »pastore« (Arch. Trad. Pop. 13, 253). Auch hier ist der Wandel schon sehr alt: in den Statuti della Repubblica Sassarese aus dem 14. Jahrhundert finden sich schon: *bebreche*, *berbeche*, *beruegues*, *verueges* »pecore«, auch alt campid. *berbeis de madriedu* »pecore che hanno già figliato« (Stud. Rom. 4, 244). Hr. Dr. M. L. Wagner hat die Güte, mir mitzuteilen, daß das Wort im Sard. durchaus »Schaf im allgemeinen« bedeutet, daneben auch »Mutterschaf«, und daß zur Verdeutlichung in letzterem Fall in log. auch etwa *madrige* beigefügt wird (*berbège* m.).

Auch in den Antiche Rime Genovesi (AGI 8, 331) kommt *berbixi* = pecore vor, ebenso im katalonischen *berbitz* = oveja (von Labernia als veraltet bezeichnet). Das letztere ist sicher, der Form wegen, das erstere sehr wahrscheinlich aus dem Französischen entlehnt. Ebenso ist entlehnt das im Altprovenz. nur zweimal vorkommende *berbitz*[1]: bei Giraut de Bornelh heißt die Stelle:

Ar es pretz de raubar
Buous, motos e berbitz

[1] Immerhin zeigen die unten (§ 27) besprochenen prov. Ableitungen von *vervex*, daß dieses Wort noch längere Zeit in Südfrankreich existiert haben muß, und zwar als der allgemeine Ausdruck für Schaf, nicht der spezielle für Mutterschaf. Darauf weist schon die Bedeutung jener Derivate hin, besonders aber auch der bereits erwähnte Umstand, daß die beiden gut lateinischen *ovicula* und *feta* Südfrankreich restlos unter sich aufgeteilt haben. Für jene letzte Stufe der Bedeutungsentwicklung blieb also hier kein Raum.

In der Chanson des Albigeois, Vers 8875 findet es sich als Wappentier. Das heutige bearnesische besitzt *berbit, brebit,* natürlich Import aus dem Norden. Das italienische *bèrbice* endlich ist ein nicht volkstümlich gewordener Latinismus.

26. Von BERBIX[1] abgeleitet sind: Brillon (Meuse): *borbin* = brebis, Punkt 199: *berbẽ,* Montfaucon (Hte. Loire): *barbino* (RLR 33, 403), Mons: *berbotte, bourbotte* = vieille brebis, Punkt 292: *bèrbot,* Montjean (ang.): *brebiette* = petite brebis, das gleiche Wort in verkürzter Form in Chef-Boutonne (poit): *briette,* poit. *brebial* »brebis en général«, dazu bas-lim. *berbialho* »bètes à laine en gén.«, saint. *brebiaille* »troupe de brebis«, aber auch »mauvaises brebis«, Sardent (Marche): *berbiaillo* »allg. pejorativer Ausdruck für die Schafe« (RLR 15, 113), morv. *barbaille* »race ovine en gén.«; Porrentruy: *berbigeattes* s. f. (auch übertragen »Schäfchenwolken«), vielleicht auch poit. *beurlin, brelin,* »brebis«, *beurlinage* »nom collectif pour les veaux et les moutons«.

27. Nun finden sich aber eine Reihe von anderen Wörtern, die auf BERBIX zurückgeführt werden, zum Teil ohne daß die Dialekte, denen sie angehören, dieses Wort besitzen. Es handelt sich um afr. nfr. *bercail* (aus den normannischen Mundarten stammend), auch ALF 451: *bèrkay de pū́* = toit à porcs (p. 64 Bern), afr. *bercheril* (Rom. 39, 228) »bercail«, morv. *beurlin,* lyonn., ben. *berlin, brelin,* bas-manc. *bardin* s. m., hautmanc. *bardine* s. f. = pou de mouton, berr. creus. *barjau,* Vallée d'Yères: *bercail,* pr. *berbial,* apr. *berbegal* (Rom. 39, 205 und zu allen diesen Wörtern Thomas, Mélanges 29) = id., béarn. *barguerou* = parc de brebis dans un champ. Nun kennen aber diese Dialekte, sowohl das normannische (das ja ursprünglich OVICULA besaß, s. oben) wie auch das provenzalische ein Wort: *berco, bercho* (Dauphiné), *bearcho* (Alpes) »brebis qui a perdu ou qui commence à perdre les dents de devant« (der Ausfall der Zähne beginnt etwa im 6. Jahre). Hierzu gehört auch norm. *berque* »vieille brebis«, Eure: *berques* »mauv. moutons«, Val de Saire: *bërc* »mauvaise brebis«. Davon abgeleitet eine Reihe von neuen Wörtern, die sich zum Teil auf Gebieten befinden, welche das Primitivum aufgegeben haben: Val de Saire: *bërcal* »brebis«, La Hague: *berca* »animal mâle ou femelle de l'espèce ovine«, bess. *bèrkăt* »mauv. brebis« (Bull. parl. norm. 201), Bray: *bercailles* »moutons maigres et de mauvaise qualité«, Guernesey: *berquène* »brebis de deux ans et de deux dents«, poit. *bergotte*

[1] Auf eine Darstellung der um BERBIX sich gruppierenden Familie (fr. *berger, bergeronnette* usw.) verzichte ich aus Rücksicht auf den Raum.

»brebis déjà vieille« (in Civray, Poitiers), *bregotte*, *bregosse*[1] »mauvaise brebis, de peu de valeur« (Vienne und Deux-Sèvres), *brejolle* »bète vieille et maigre«, ferner: Guernesey: *bĕrcasse* »chair de mouton«, Yonne: *bergasse* »brebis, moutons réunis en un certain nombre«, bess. *bèrcale* »mauvaise viande de mouton«, Val de Saire: *bĕrcałeu* »marchand de moutons«, Yonne: *bergeas*, *bargeat* »troupeau de moutons«, centr. *bergeat* »brebis«, La Puisaye: *lot de bergeat* »troupeau de moutons« (Ann. Yonne 1862, 133), h. manc. *bergeas* »bèlier châtré«. —

Meyer-Lübke II, § 355 hat diese Sippe als Primitivbildung zu *berkal'* < *VERVECALIA erklärt (vgl. auch A. Thomas, Rom. 42, 376). Doch bleibt dann das prov. Wort dunkel, da in Südfrankreich *berkal'* nicht existiert, und eine Trennung der beiden Gruppen erscheint in Anbetracht der genauen phonetischen und semantischen Übereinstimmung kaum zulässig. Will man die obenerwähnte nicht ganz klare Wortfamilie, die von Thomas zu BERBIX gestellt wird, mit diesem norm. *berque*, prov. *berco*, verbinden, so gelangt man zu einem Typus *BÉRBICA (über die semantische Entwicklung s. unten). In der Tat scheint mir dieser mit BERBIX nicht unvereinbar zu sein. Du Cange zitiert folgende Stelle aus Ugutio et Joannes de Janua: *berbex et berbicus, aries castratus, et haec berbica*[2] *ovis*, und aus Folquinus Sithiensis levita lib. 2 de Abbatibus Sithiensibus pag. 107: *vaccas, berbicas L, porcos XV, boves IV*, in der Ausgabe von M. Guérard (Coll. des Cartul. de France III, Paris 1840) p. 158. *Vaccàs X, berbicas L, porcos XV, boves IIII.* (Diese Abtei liegt in der Diözese St. Omer, der Beleg paßt also auch geographisch gut.) Die erste Stelle beweist ganz deutlich, daß es sich nicht bloß um einen Schreibfehler handeln kann. Die Endsilbe -ĪCA wurde dann als Suffix angesehen und mit -ĬCA vertauscht, was wiederum eine

[1] Das Wort findet sich in sekundärer Bedeutung auch in St. Pol: *bèrkèn* »femme sans volonté, sans énergie« in Montguyon (Saintonge): *b'rgosse* »se dit des vieilles femmes qui radotent et sont devenues impropres aux travaux du ménage«, (Bull. Saint. 22, 244), langued. *bregouza* »vieille femme«. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. das Wort *gūrə* in meiner (solothurnischen) Mundart, das zu der weitverbreiteten *gorr-gurr*-Sippe gehört und ursprünglich »Mutterschwein, altes Schwein« bedeutet, heute aber bei uns nur noch im Sinne von »altes, bösartiges, schwatzhaftes Weib« bekannt ist.

[2] Aus dieser Gegenüberstellung heraus ist auch leicht die pejorative Bedeutungsentwicklung der ganzen Wortsippe zu verstehen. Neben BERBEX und BERBICUS »aries castratus« mußte BERBICA als »ovis castrata« erscheinen, d. h. als ein »kastriertes«, dann allgemein »zur Fortpflanzung unbrauchbares weibl. Schaf«. Von da aus gelangt man leicht zu den übrigen Bedeutungsnuancen.

Verschiebung des Akzentes nach sich zog: BERBĪCA > *BÉRBĬCA. Vielleicht geschah dies auch unter Mitwirkung der Sippe BERR-, als deren Ableger das neue Wort leicht aufgefaßt werden konnte. Auf diese Weise wird das Gebiet von BERBIX so erweitert, daß nun die ganze obenerwähnte Wortfamilie auf einem Untergrund von BERBIX steht. Ähnliche Bildungen auf -ĬCA sind gerade für Nordfrankreich nicht selten, z. B. HAMEX — *HAMICA > norm. *ãg*, wall. *ēš*, vgl. Meyer-L. II, § 410.

In Ortsnamen sind brebis und seine Familie weit verbreitet, auch in Südfrankreich: *Brebion* (hameau, Morbihan), *Les Brébiettes* (Eure), *Berger* (3 fermes, Drôme), *Les Bergers* (zwei Weiler, Yonne), *Bergeron* (Gard, Hérault, Nièvre), *Les Bergerons* (Vienne, Drôme), *La Bergère* (Nièvre, Aisne, H[tes] Alpes), *Les Bergères* (Vienne), *La Bergerie* (Eure-et-Loir, Meurthe, Yonne, Nièvre, Gard, Morbihan, Aisne, Moselle, Vienne etc.), *Bergères-lez-Vertus* und *B.-sous-Montmirail* (Marne, schon 1168 Bergeriae), *Berchères* (Eure-et-Loir, schon 1120: *in Bercariis*), *La Bergeottière* (Vienne). —

Nicht zu BERBIX gehörten stéph. (17. Jahrhundert) *varcheiri* »la dot«, das von Thomas (Rom. 41, 433) als *VERVECARIA erklärt wird. In St. Etienne fehlt sonst jede Spur von BERBIX, und außerdem wäre dies in der ganzen Romania die einzige Form, in der sich das lat. anlautende *v-* erhalten hatte. Auch der tosk. Ortsname *Barbacaja* (Pieri p. 117) ist nicht hierher, sondern zu BARBA zu stellen.

28. Von der um VERVEX sich gruppierenden lateinischen Wortfamilie fristet nur VERVELLA (nach G. Meyer) außerhalb der Romania noch ein kümmerliches Leben in dem auf Chios gebräuchlichen βερβελιά »Mist von Ziegen und Schafen« und βερβελήθρα »Ziegenmist« auf Sta. Maura. Vgl. Idg. Forsch. 3, 65.

29. Am Schlusse der Betrachtung der Haupttypen angekommen, werfen wir einen Blick zurück, um deren Geschichte zusammenzufassen:

Das klassisch-lateinische OVIS mußte infolge seines lautlichen Zusammenfalls mit OVUM weichen und hat sich nur infolge eines noch unerklärten phonetischen Zwischenfalls im Rumänischen gehalten. Schon seit dem 2. Jahrhundert begann man in Afrika (und Iberien) an seiner Stelle OVICULA zu gebrauchen. Ob damals die Position von OVIS schon so schwach war, daß ein Ersatz gesucht werden mußte, oder ob nicht vielmehr Stilneigungen des afrikanisch-iberischen Lateins (Vorliebe für -ICULA) verantwortlich zu machen sind, bleibe vorläufig dahingestellt. Wo die

neutralen Plurale auf -ORA erhalten waren, trat PECORA an die Stelle von OVIS, außerhalb dieses Gebietes FETA. So entstand die in § 2 besprochene Verteilung der Typen. Ums Jahr 500 scheint dieselbe vollzogen zu sein. Wann im Rumänischen die rückläufige Bewegung eingesetzt hat, ist nicht festzustellen. Diese Verteilung bleibt bis etwa um 800 bestehen.

Unterdessen war das latein. VERVEX, das leicht auch als genereller Ausdruck für »Schaf« verwendet wurde, aus seiner konkreteren Bedeutung »Hammel«[1] verdrängt worden durch das kelt. MULTO, das sich allerdings nur wenig über die Grenzen des keltischen Sprachgebietes hinaus verbreitete. An zwei getrennten Stellen, in Sardinien und in Nordfrankreich, erwuchs auf Grund der generellen Bedeutung eine neue spezielle »Mutterschaf«. In Sardinien ist VERVEX vielleicht der unmittelbare Nachfolger von OVIS, in Nordfrankreich mußte es OVICULA und FETA verdrängen.

Die Übereinstimmung der spätlateinischen Belege mit der romanischen Verteilung der Wörter war in unserer Abhandlung auffallend günstig; einen wirklichen Widerspruch mußten wir nirgends konstatieren (vgl. die §§ 5, 7, 12, 22, 23). Der im Vorwort für die Verwendung lateinischer und romanischer Zeugnisse zu gegenseitiger Bekräftigung aufgestellte Grundsatz hat sich also als durchweg berechtigt und fruchtbar erwiesen[2].

---

[1] VERVEX »Hammel« erhielt sich nur an der Peripherie: in Rumänien und im Obwaldischen.

[2] Die zahlreichen lokalen Worttypen sollen anderswo zur Besprechung gelangen.

Inhalt.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

Karte brebis
des ALF
vervex
ovicula
feta
N.
P.-de-C.

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 11

PROBEN DEUTSCHRUSSISCHER MUNDARTEN AUS DEN WOLGAKOLONIEN UND DEM GOUVERNEMENT CHERSON

VON

Prof. Dr. WOLF VON UNWERTH
IN GREIFSWALD

BERLIN 1918
VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Heusler in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 16. Mai.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 7. Dezember 1918.

HERMANN UND ELISE GEB. HECKMANN
WENTZEL-STIFTUNG

Das im folgenden mitgeteilte und verarbeitete Sprachmaterial aus den Mundarten hochdeutscher Kolonisten im südlichen Rußland wurde gesammelt im Auftrage und mit Unterstützung der Deutschen Commission der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, die im Jahre 1917 an eine Untersuchung der in den deutschen Kriegsgefangnenlagern vertretenen germanischen Mundarten herantrat und der die dazu nötigen Mittel durch das Curatorium der Hermann- und Elise, geb. Heckmann-Wentzel-Stiftung gewährt wurden. Nach einem kurzen vorbereitenden Besuch im Lager Münster wandte ich mich nach dem nur für Deutschrussen bestimmten Gefangnenlager Holthausen in Westfalen und zeichnete im März, April und Juni 1917 teils in Schloß Holthausen selbst, teils in den benachbarten Städten Büren und Geseke, wohin zahlreiche Angehörige des Lagers auf Arbeit vermietet waren, reichliche Proben von deutschrussischen Mundarten auf. Dem Kommandanten von Holthausen, Herrn Hauptmann Siebke, bin ich zu Dank verpflichtet für die Freundlichkeit, mit der er mir meine Arbeit in jeder Weise zu erleichtern bemüht war.

Da die Deutsche Commission sich von vornherein damit einverstanden erklärt hatte, daß ihr nicht bloß eine Sammlung von Sprachproben, sondern ein bereits grammatisch und geographisch verarbeitetes Material eingegeliefert würde, so habe ich eben im Hinblick auf eine vergleichende dialektgeographische Verwertung bei den Aufnahmen stets an erster Stelle die 40 Sätze des Wenkerschen Sprachatlas berücksichtigt. Was allein schon mit Hilfe des in ihnen enthaltenen Sprachstoffes sich erreichen läßt, das dürfte aus den geographischen Abschnitten meiner Arbeit deutlich hervorgehen. Ich habe in diesen Partien über die Grenzen wichtiger Spracherscheinungen öfters ausführlichere Angaben gemacht, als im einzelnen Falle unbedingt nötig gewesen wäre. Denn ich hoffe, daß durch eine gewisse Vollständigkeit in dieser Beziehung meine Abhandlung etwaigen Nachfolgern

auf dem gleichen Gebiet, denen nicht wie mir der Sprachatlas stets zur bequemen und ausgiebigen Benutzung zur Hand ist, ein brauchbares Hilfsmittel werden kann. Auch mir wäre eine derartig gewinnbringende Verwertung der Atlasmaterialien nicht möglich gewesen ohne die freundschaftliche, hilfsbereite Unterstützung von Herrn Prof. F. Wrede, der mich in Marburg Monate hindurch nicht nur die fertigen Karten, sondern auch die vorbereitenden Pausblätter und die dem ganzen Unternehmen zugrundeliegenden Fragebogenformulare mit größter Freiheit benutzen ließ. Ich ergreife die Gelegenheit, ihm für seine fördernde Teilnahme an der vorliegenden Arbeit meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Was die Zuverlässigkeit des benutzten Sprachmaterials angeht, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß jüngere Leute im militärpflichtigen Alter, noch dazu solche, die durch die Kriegsereignisse vielfach schon Jahre hindurch von jedem Umgang mit gleichsprachigen Heimatsgenossen ausgeschlossen waren, gewiß nicht die Gewährsleute sind, die man sich bei der Möglichkeit freier Wahl als Objekte für Mundartenstudien aussuchen würde. Schwankend gewordenes Sprachgefühl und fremde Einwirkungen sind bei ihnen überall als Fehlerquellen in Betracht zu ziehen. Dazu kommt, daß die deutschrussischen Kolonisten im allgemeinen eine gute deutsche Schulbildung besitzen. Die Schriftsprache ist ihnen aus Schule und Kirche geläufig, und ich habe unter meinen Gewährsleuten keinen gefunden, der neben der heimischen Mundart nicht zum wenigsten noch ein dialektisch gefärbtes Hochdeutsch gesprochen hätte. Man muß also mit der Möglichkeit rechnen, daß eingehendere, in den Kolonistendörfern selbst vorzunehmende Untersuchungen manche Berichtigung meiner Darstellung bringen werden. Trotzdem glaube ich, daß mit der Feststellung einiger deutlicher Typen unter den deutschrussischen Mundarten und durch ihre Vergleichung mit den Dialekten des Heimatsgebietes bereits brauchbare Grundlagen für eine künftige erschöpfende Behandlung des Themas gewonnen sind, falls eine solche bei der weiteren Entwicklung der Verhältnisse in Rußland zukünftig überhaupt noch möglich ist.

Einleitung.

Das größte zusammenhängende Gebiet deutscher Besiedlung im südlichen Rußland bilden die Wolgakolonien. Ihre Anlage geht zurück auf ein Manifest der Kaiserin Katharina II. vom 22. Juli 1763, das unter Zusicherung bedeutender Vorteile Ausländer zur Einwanderung nach Rußland einlud. Zahlreiche deutsche Bauern und Handwerker, vornehmlich aus den Staaten des westlichen Mittel- und Süddeutschland, kamen der Aufforderung nach, und so entstanden im Laufe der folgenden Jahre auf dem rechten und linken Ufer, der sogenannten Berg- und der Wiesenseite, der Wolga 104 deutsche Kolonien, deren Zahl sich in späterer Zeit infolge starken Bevölkerungszuwachses und mehr vereinzelter Zuwanderung auf 194 vermehrt hat. Namen und Einwohnerzahl der heute vorhandenen Ortschaften verzeichnet Konrad Keller, Deutsche Erde 7, 143f. 169. Ein Kartenbild der deutschen Siedlungen in Rußland überhaupt bieten: Deutscher Kolonialatlas, Blatt 7 (Gotha, J. Perthes); H. Nabert, Verbreitung der Deutschen in Europa (Glogau 1887. 1892); in kleinerem Format und mit nur unvollständiger Angabe der einzelnen Orte auch A. F. Rittichs Ethnographische Karte von Rußland, südliches Blatt (A. Petermanns Mitteilungen aus J. Perthes' Geographischer Anstalt, Ergänzungsband 12, 1878, Nr. 54). Wie speziell das Siedlungsgebiet der Wolgakolonisten im Jahre 1825 aussah, lehrt die Karte Tab. III in Johann Friedrich Erdmanns Beiträgen zur Kenntnis des Innern von Rußland (zweiter Teil, erste Hälfte, Leipzig 1825). Aus der stattlichen Zahl ihrer Kolonien seien hier nur kurz diejenigen herausgehoben, deren Mundarten im folgenden zur Darstellung oder Besprechung kommen.

Die auf der Bergseite der Wolga gelegenen Ortschaften gehören dem Gouvernement Saratow an. Im Kreise Saratow, nordwestlich der Hauptstadt, liegt hier ein kleines Siedlungsgebiet, dem die in cap. 1 (Probe I) besprochenen evangelischen Kolonien Jagodnaja Poljana und Pobotschnaja zugehören. Ein größeres geschlossenes Gebiet liegt wolgaabwärts zwischen Saratow und Kamyschin im Kamyschiner Kreise. Zu ihm gehört das Wolostamt Norka mit ebenfalls evangelischen Siedlungen, deren Mundarten durch die des Dorfes Huck (Splawnucha) und der weiter südlich im Wolostamt Ilawlin gelegenen Tochterkolonie Neu-Norka vertreten sind (Probe II).

Im gleichen Kreise liegen am Flusse Ilawla die katholischen Orte Köhler (Karaulny Bujerak) und Leichtling (Ilawla), deren Mundarten (Probe III) dem Typus von Jagodnaja und Norka eng verwandt sind, und das gleichfalls katholische Rothammel (Pamjatnaja) im Gebiet des oberen Karamysch, dessen Dialekt (cap. 2) einem andern Typus zuzurechnen ist[1].

Größer als auf der Bergseite ist das zusammenhängende Gebiet deutscher Siedlung, das hier zum Gouvernement Samara gehört, auf der **Wiesenseite** der Wolga. Zwischen Wolsk und Jekaterinenstadt liegen auf diesem Ufer eine Reihe von Ortschaften mit schweizerischen Namen, unter ihnen die in cap. 2 besprochene katholische Kolonie Luzern. Eine mundartlich zusammengehörige Gruppe bilden weiterhin eine Anzahl von katholischen Orten im Gebiet des Flusses Karaman, deren Dialekt in cap. 3 behandelt ist (Probe VII, VIII): Marienthal (Tonkoschurowka), Groß-Liebenthal, Graf (Krutojarowka) und Rohleder (Raskaty). Einen ganz anderen Mundartentypus (Probe IV) als die katholische Nachbarschaft zeigt dagegen die am gleichen Flusse gelegene evangelische Kolonie Schäfer (Lippowka). Der in ihr vertretene Typus begegnet dann — außer in dem schon erwähnten Rothammel — weiter wolgaabwärts in größerer Verbreitung: die nahe am Stromufer gelegene evangelische Stadt Seelman (Rownoje) und das wenig nördlichere katholische Preus (Krasnopolje) zeigen ihn (cap. 2 mit Probe VI) ebenso wie in einem südöstlich davon zwischen den Flüssen Jeruslan und Torgun sich erstreckenden Siedlungsgebiet das evangelische Neu-Weimar (Probe V) und Frankreich (Probe IV).

Am 20. Februar 1804 erging von seiten des Zaren Alexander I. aufs neue eine Aufforderung zur Einwanderung nach Rußland. Ihr folgten zahlreiche Deutsche, diesmal überwiegend aus Württemberg, der Rheinpfalz und dem damals französischen Elsaß. Man bezeichnet sie meist kurzerhand als »**Schwaben**«. Sie erhielten Land im Kreise Odessa des Gouvernements Cherson, und so entstanden hier bis zum Jahre 1810 mehrere geschlossene Bezirke deutscher Siedlung. Die älteste Gruppe von Kolonien ist die 1805 angelegte sogen. **Liebenthaler** westlich und südwestlich von Odessa an den Flüssen Baraboi, Dnjester und Akerscha. Ihre Ortschaften, teils katolischer, teils evangelischer Konfession, sind aufgezählt und beschrieben von

[1] Eine kurze Beschreibung dieser katholischen Kolonien gibt Konrad Keller, Deutsche Erde 9, 188f. 192.

Jakob Stach, Deutsche Erde 2, 144ff. Zu ihnen gehört Klein-Liebenthal, dessen Mundart in cap. 4 (Probe IX) zur Darstellung kommt.

In den Jahren 1808 und 1809 wurden nordwestlich von Odessa die sogen. Kutschurganer Kolonien gegründet, 6 Ortschaften, alle katholischer Konfession, die teils am Kutschurgan, einem linken Nebenfluß des Dnjester, teils am Baraboi liegen, beschrieben von Konrad Keller, Deutsche Erde 7, 213ff. Zu ihnen gehören Mannheim und Georgenthal (cap. 4, Probe IX).

Im Gebiet des westlich vom Bug ins Schwarze Meer mündenden Beresan entstand in den Jahren 1809 und 1810, später noch um einige Ortschaften vermehrt, die Gruppe der teils katholischen, teils evangelischen Beresaner Kolonien, besprochen von Konrad Keller, Deutsche Erde 8, 206ff. 9, 104ff. Von ihren Mundarten kommen in cap. 4 (Probe X) die der Orte Speier und Karlsruhe zur Behandlung.

Aus anderen als den hier aufgeführten südrussischen Kolonistenbezirken, etwa aus Beßarabien, Taurien, der Krim oder dem Kaukasusgebiet, steht mir kein zu ausführlicherer Behandlung geeignetes Material zur Verfügung. Dagegen erwiesen sich einige Aufnahmen von Mundarten gefangener Deutschrumänen als brauchbar. Aus den deutschen Kolonien Rußlands sind nämlich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Auswanderer nach Rumänien gezogen, und von ihnen sind in der Dobrudscha eine Reihe deutscher Bauerndörfer gegründet worden[1]. Daher konnten im folgenden einige Aufnahmen deutscher Dialekte aus den Dobrudschakreisen Konstanza und Tultscha mit Nutzen zum Vergleich mit den deutschrussischen Kolonistenmundarten herangezogen werden (Probe VII, X).

Im folgenden seien noch einige kurze Bemerkungen über die unten verwendete, möglichst einfache phonetische Schreibung gegeben und schließlich zum Vergleich mit den Sprachproben der schriftsprachliche Text der Wenkerschen Sätze beigefügt.

Schreibung.

a kurzes *a* wie in bühnendeutsch *lange*. Über eine etwas abweichende Geltung dieses und des folgenden Zeichens in einigen Texten vgl. die grammatische Darstellung in Kap. 2B und Kap. 4BD.

ā langes *a* wie in bühnendeutsch *Vater*.

[1] Vgl. etwa W. Groos, Das Deutschtum der Donaumündungsgebiete. Osteuropäische Zukunft, hrsg. von Falk Schupp 1917, 154f.

a ā kurzer und langer überoffener *e*-Laut, ähnlich engl. *a* in *man*.
e kurzes offenes *e* wie in bühnendeutsch *Bett*.
ē langes offenes *e* wie in bühnendeutsch *Ähre*.
é langes geschlossenes *e* wie in bühnendeutsch *See*.
ẹ der entsprechende kurze Laut.
ə gemurmeltes *e* wie bühnendeutsch in der Endung von *Bohne*.
i kurzes *i* wie in bühnendeutsch *Bild*.
ī langes *i* wie in bühnendeutsch *wieder*.
o kurzes offenes *o* wie in bühnendeutsch *Kopf*.
ō der entsprechende lange Laut.
ǫ ǭ kurzer und langer überoffener *o*-Laut, dem *a* nahestehend.
ó langes geschlossenes *o* wie in bühnendeutsch *Kohl*.
ọ der entsprechende kurze Laut.
u kurzes *u* wie in bühnendeutsch *Hund*.
ú langes *ú* wie in bühnendeutsch *Uhr*.
i̯ u̯ konsonantisches *i* und *u*, nur dann so bezeichnet, wenn wie in *āi̯r* Eier, *sāu̯ə* sagen die Silbengrenze vor das *i u* fällt.
r ungerolltes Zungenspitzen-*r*.
ʳ stark reduziertes derartiges *r* vor dentalen Konsonanten.
r̥ silbisches *r*.
l m n bühnendeutsche *l m n*.
l̥ m̥ n̥ silbische *l m n*.
ŋ velarer Nasal wie bühnendeutsch *ng* in *lange*.
d stimmlose dentale Lenis.
t unaspirierte dentale Fortis.
s stimmlose Fortis wie in bühnendeutsch *essen*.
z die entsprechende stimmlose Lenis.
š stimmlose alveolare Fortis wie in bühnendeutsch *schön*.
ž die entsprechende stimmlose Lenis.
b stimmlose bilabiale Lenis.
p stimmlose Fortis, im Anlaut vor Vokalen aspiriert.
w stimmhafter bilabialer Reibelaut.
f stimmloser labiodentaler Reibelaut wie in bühnendeutsch *Vater*.
v die entsprechende stimmlose Lenis.
g stimmlose velare Lenis, Verschlußlaut.
k stimmlose Fortis, im Anlaut vor Vokalen aspiriert.
ġ stimmhafter velarer Reibelaut.
ġ̥ entsprechende stimmlose Lenis.
c̥h stimmlose velare Fortis wie in bühnendeutsch *lachen*.
j stimmhafter palataler Reibelaut wie in bühnendeutsch *ja*.
j̥ entsprechende stimmlose Lenis.
ċh stimmlose palatale Fortis wie in bühnendeutsch *sprechen*.

Geminata, d. h. überlange Konsonanz, wird durch übergesetztes ‿ bezeichnet.

Zirkumflektierung, d. h. zweigipfliger Silbenakzent, wird durch untergesetztes ‿ ausgedrückt, der Hauptton, wo nötig, durch übergesetztes '.

Untergesetztes ˛ bezeichnet Nasalierung von Vokalen.

Die Wenkerschen Sätze.

1. Im Winter fliegen die trockenen Blätter in der Luft herum. — 2. Es hört gleich auf zu schneien, dann wird das Wetter wieder besser. — 3. Tu Kohlen in den Ofen, daß die Milch bald an zu kochen fängt. — 4. Der gute alte Mann ist mit dem Pferde durchs Eis gebrochen und in das kalte Wasser gefallen. — 5. Er ist vor vier oder sechs Wochen gestorben. — 6. Das Feuer war zu stark, die Kuchen sind ja unten ganz schwarz gebrannt. — 7. Er ißt die Eier immer ohne Salz und Pfeffer. — 8. Die Füße tun mir weh, ich glaube, ich habe sie durchgelaufen. — 9. Ich bin bei der Frau gewesen und habe es ihr gesagt, und sie sagte, sie wollte es auch ihrer Tochter sagen. — 10. Ich will es auch nicht mehr wieder tun! — 11. Ich schlage dich gleich mit dem Kochlöffel um die Ohren, du Affe! — 12. Wo gehst du hin, sollen wir mit dir gehn? — 13. Es sind schlechte Zeiten! — 14. Mein liebes Kind, bleib hier unten stehn, die bösen Gänse beißen dich tot. — 15. Du hast heute am meisten gelernt und bist artig gewesen, du darfst früher nach Hause gehn als die andern. 16. Du bist noch nicht groß genug, um eine Flasche Wein auszutrinken, du mußt erst noch etwas wachsen und größer werden. — 17. Geh, sei so gut und sag deiner Schwester, sie sollte die Kleider für eure Mutter fertig nähen und mit der Bürste rein machen. — 18. Hättest du ihn gekannt! Dann wäre es anders gekommen, und es täte besser um ihn stehen. — 19. Wer hat mir meinen Korb mit Fleisch gestohlen? — 20. Er tat so, als hätten sie ihn zum Dreschen bestellt; sie haben es aber selbst getan. — 21. Wem hat er die neue Geschichte erzählt? — 22. Man muß laut schreien, sonst versteht er uns nicht. — 23. Wir sind müde und haben Durst. — 24. Als wir gestern abend zurückkamen[1], da lagen die andern schon zu Bett und waren fest am Schlafen. — 25. Der Schnee ist diese Nacht bei uns liegen geblieben, aber heute morgen ist er geschmolzen. — 26. Hinter unserm Hause stehen drei schöne Apfelbäumchen mit roten Äpfelchen. — 27. Könnt ihr nicht noch ein Augenblickchen auf uns warten, dann gehn wir mit euch. — 28. Ihr dürft nicht solche Kindereien treiben. — 29. Unsere Berge sind nicht sehr hoch, die euren sind viel höher. — 30. Wieviel Pfund Wurst und wieviel Brot wollt ihr haben? — 31. Ich verstehe euch nicht, ihr müßt ein bißchen lauter sprechen. — 32. Habt ihr kein Stückchen weiße Seife für mich auf meinem Tische gefunden? — 33. Sein Bruder will sich zwei schöne neue Häuser in eurem Garten bauen. — 34. Das Wort kam ihm von Herzen! — 35. Das war recht von ihnen! — 36. Was sitzen da für Vögelchen oben auf dem Mäuerchen? — 37. Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen. — 38. Die Leute sind heute alle draußen auf dem Felde und mähen. — 39. Geh nur, der braune Hund tut dir nichts. — 40. Ich bin mit den Leuten da hinten über die Wiese ins Korn gefahren.

---

[1] Um ein Beispiel für eine wichtige Wortstellungserscheinung in den Text aufzunehmen, habe ich hierfür zurückgekommen sind eingesetzt.

Kapitel 1.

Vogelsberg- und Spessartmundarten.

A. Sprachproben.

Probe I.

Mundart von *Jagodnaja Poljana* (evangelisch),
Kreis Saratow, Gouvernement Saratow.

In den Fußnoten sind die Abweichungen einer Aufnahme des Dialektes von Pobotschnaja (zum gleichen Kirchspiel gehörig) verzeichnet.

1. *em wéndṛ fleiə di drogənə*[1] *blerṛ*[2] *en dṛ lọft ərim.*

2. *s hêrt*[3] *glaich uf tsu štọrmə*[4]*, dan werts wēʿr widṛ*[5] *besṛ.*

3. *lêch*[6] *kôlə en ówə, dos di melch*[7] *bal*[8] *ǭnfeŋt tsu kọchə.*

4. *dṛ gôurə ālə man ẹs mẹrṃ gaul dorichs ais gəbrochə un ens kālə wasṛ gəfalə.*

5. *der ẹs fôr fir*[9] *owṛ seks wochə kšdọrwə.*

6. *dos foiṛ wōr tsû šdarək*[10]*, di kôuchə sai ọnə gants šwarts gəbrent.*

7. *er est di āiṛ imṛ ónə sālts un pefṛ.*

8. *di bḁ̄ dúmṛ*[11] *wí, ich glāwə ich hat*[12] *mṛžə dorichgəlāvə.*

9. *ich wōr bai dēr frā un hatsərə*[13] *ksāt un di sāt, di wọlts āch irṛ dọchdṛ sḁ̄.*

10. *ich wils nêit wirṛ dúə*[14].

11. *ich hāgə*[15] *dṛ glaich mẹrṃ kọchlefl wi di úṛn, dôu af.*

12. *wó gisdôu hi̥? solich mẹdṛ gi̥?*

13. *es sain šlechdə tsairə.*

14. *mḁi lêp kent, blaip hê ọnə šdi̥, di bizə gẹns baizə dich dút.*

15. *dôu họst haut am mistə gəlernt un bist órtlich gəwēst, dôu dirfst*[16] *froiṛ*[17] *ham*[18] *giə wêi di anṛn.*

---

[1] *drọgələ.* [2] *blérṛ.* [3] *hiṛt.* [4] *šníə.* [5] *wirṛ.* [6] *dôu.* [7] *mẹlich.* [8] *bāl.* [9] *feiṛ.* [10] *šdarək.* [11] *dọu.* [12] *humṛžə.* [13] *hunsṛ.* [14] *dọu.* [15] *šlawə.* [16] *derfst.* [17] *i.* [18] *hām.*

16. *dóu best noch nḗit grús gənuŋk, tsum ə bodél wai tsú dreŋgə, dóu must iršt nóch wōzə un grizr wern.*

17. *gi sai só*[1] *góut un sā dairə šwestr, si sol di glārr fir au modr ferdich nḗə un medr biršdə sauwr machə.*

18. *hest dóu in gəkent, dan wêrš anršt komə*[2] *un es dét besr imn šdiə.*

19. *wēr hat mir mainə mōnə*[3] *met flāš kšdólə?*

20. *r dāt*[4] *só*[1]*, als hedə din tsom drešə*[5] *pšdelt; si harəs ewr selwr gədón*[6].

21. *wēm hat ēr dos nauə frtsélt?*

22. *mr mus laut graižə, sonst fršdidr ús*[7] *nḗit.*

23. *mir sai moit un hó*[8] *doršt.*

24. *wímr gesdr ówət tsurekkomə sai*[9]*, dan lējə di anrn šún*[10] *im bet un wōrn fest am šlófə.*

25. *dēr šni is di nōcht*[11] *bai ús*[12] *laiə gəblewə, awr haut mor'jə*[13] *isr frdāt.*

26. *henr úzm*[12] *haus šdiə drai šinə eblbēmrjn met rúrə ebl.*

27. *kendr*[14] *nḗit nochn āgəblek uf ús*[12] *wardə*[15]*, dan gimr met auch.*

28. *ir darft nḗit só*[1] *domhairə machə.*

29. *ús*[12] *barijə sai nḗit só*[1] *húch, au sai fḗil hijr*[16].

30. *wḗivl pont woršt un wḗivl brút woldir hó?*

31. *ich fršdi auch*[17] *nḗit, ir mist*[18] *besi loirr šwetsə.*

32. *hat*[19] *ir nḗit ə šdeglḗhə wais sāvə fir maich uf maim deš gəfonə?*

33. *sai bróurr wil sich tswā šinə nauə hoisr in aum gōrdə bauə.*

34. *dos wort kōm im fom herts.*

35. *dos wōr rēəcht fon inə.*

36. *wos setsə dō fir fijlčhn ówə uf dr maurn?*

37. *di baur*[20] *hadə*[21] *finəf oksə un noi koi un tsweləf šêvrčhn fir dos dorəf gəbrócht, di woldəzə frkāvə.*

38. *di loit sai haut al draus ufm felt un mêə.*

39. *gi nōr, dr braunə hont dúdr*[22] *niks.*

40. *ich wōr mit denə*[23] *loit do henə iwr di wizə ens korn gəfōrnə*[24].

---

[1] *sú.* [2] *worn.* [3] *man korəp.* [4] *dóut.* [5] Statt dessen auch *ausrairə* oder *ausfōr*: das auf einem festgestampften Platz ausgebreitete Getreide wird mittels einer darübergezogenen Steinwalze ausgedroschen. [6] *gədou.* [7] *ām.* [8] *hun.* [9] *tsúrik sai komə.* [10] *šont.* [11] *noucht.* [12] *uns* und so auch im folgenden stets Formen vom Stamm *uns-*. [13] *di mor'jət.* [14] *kandr.* [15] *wōrdə.* [16] *hichr.* [17] *uch.* [18] *must.* [19] *hot.* [20] *baure.* [21] *hú.* [22] *dóudr.* [23] *di.* [24] *kfōr.*

Probe II.

Mundart von *Neu-Norka* (evangelisch), Kreis Kamyschin, Gouv. Saratow.

In den Fußnoten die Abweichungen einer Aufnahme für Huck (Splawnucha), Kreis Kamyschin (evangelisch).

1. *em wendr̥ fleiə di drogələ blédr̥ in dr̥ loft rim.*
2. *es hērt*[1] *glaich uf tsů šniə*[2]*, dan wirts wedr̥*[3] *widr̥ besr̥.*
3. *dô*[4] *kôlə en ôwə, dos di melich bāl ôfeŋt un kocht.*
4. *der gōurə ālə man is medm̥ gaul ens ais gəbrochə un ens kālə wasr̥ kfalə.*
5. *er is for fêir ewr seks wochə gəšdarwə*[5]*.*
6. *dos*[6] *foir̥ wār sô šdark, di kōugə sai onə gans šwarts gəbrent*[7]*.*
7. *ēr est di āir̥ imr̥ ûne sālts un pevr̥.*
8. *di fois dômr̥ wi, ich mān*[8]*, ich hetsə*[9] *dorichgəlāvə.*
9. *aich wār bai dr̥*[10] *frā un hunzərə*[11] *ksāt un sêi hat*[12] *ksāt, sêi wults āch êrə*[13] *dochdr̥ sā.*
10. *aich wils net mi dô.*
11. *aich šlôdr̥ glaich dr̥ kochlefl iwr̥*[14] *di ôrn, dōu af.*
12. *wô*[15] *wit dōu hi, soləmr̥ net metgi?*
13. *es sai šlechdə tsairə.*
14. *mai lêip kent, blaip hêi onə šdi*[16]*, dêi bizə*[17] *gens baisə dich dût.*
15. *dōu host hoit dr̥ minst gəlaʳnt un bist brôf gəwēst; dōu darfst froir̥ ham gi*[18] *wê di anr̥n.*
16. *dōu bist nôch net grûs gənuŋk, tsum ə bodél wai ausdreŋgə, dōu must nôch woksə un grizr̥ warn.*
17. *gi sai sû gōut un sā dainr̥ šwesdr̥, si sol di glādr̥ fir oir̥ modr̥ fardich nêə un midr̥ bêršdə*[19] *sauwr̥ machə.*
18. *wan dn̥ gəkent hest, dan wêrš*[20] *anr̥š komə un es wér bezr̥ fêrn̥*[21]*.*
19. *wēr hot mai mōnə met flāš gəšdôlə?*
20. *er hot sû gədôə, sû, als wanzn̥ tsum dreżə bəšdelt hern*[22]*; si huns*[23] *ewr̥ selpst gədôə.*
21. *wem hot ēr dê noiə gəšichdə frtsélt*[24]*?*

---

[1] *hērt.* [2] *štormə.* [3] *wēdr̥.* [4] *dóu.* [5] *kšdarwə.* [6] *dés.* [7] *dāsə di kóuchə gans šwarts sai gəbrent.* [8] *glāwə.* [9] *hômržə.* [10] *dērə.* [11] *hôzərə.* [12] *hot.* [13] *irr̥.* [14] *widr̥.* [15] *wú.* [16] *šdéə.* [17] *bézə.* [18] *gêə.* [19] *beršdə.* [20] *wērš.* [21] *fir dən.* [22] *er sāt, si wuldə maich tsum drešə nomə* (nehmen). [23] *hó* und *hú.* [24] Präfix *for*....

22. *mr̥ mus laut graižə, sunst dôrəs nẹt fr̥šdi.*

23. *mr̥ sai moit un hun*[1] *dọršt.*

24. *wêimr̥ gesdr̥ ówət tsurẹk sai komə, hun*[2] *di anrn šun em bet gəlējə un hun*[2] *fest gəšlôfə*[3].

25. *dēr šnī is dêi nọcht bai uns laiə gəbliwə; ewr̥ hoit marijə isr̥ fr̥dāt*[4].

26. *hinr̥ unzm̥ haus šdiə*[5] *drai šinə*[6] *eblbēmr̥jn̥*[7] *mẹt rīrə*[8] *ebljn̥.*

27. *kandr̥ nẹt n̥ āgəblẹk wa'də, dan gimr̥*[9] *mẹt oich.*

28. *êr*[10] *derft sô kā ken ren draiwə*[11].

29. *uns barijə sainẹt arich hûch, oir̥ sai fil hijr̥.*

30. *wêfl pont wọršt un wêfl brût*[12] *wọldr̥ hù.*

31. *ich dô oich nẹt fr̥šdi, êr*[13] *must ə bisi laudr̥*[14] *šwetsə.*

32. *hodr̥ kā šdẹglchə wais sāwə ufn̥ deš kfonə fēr*[15] *maich.*

33. *sai brōudr̥ wil sich tswā šinə*[16] *noiə hoisr̥ in oirm̥ gārdə bauə.*

34. *dos*[17] *wọrt kọmdm̥ fô hartsə.*

35. *dos*[17] *wār reəcht fô inə.*

36. *wos sai dos fērə*[18] *fijljn̥ drôwə uf dr̥ maurn?*

37. *dêi baurn hun*[19] *finəf ọksə un noi koi un tswẹləf šêvr̥chn̥ (lemr̥chn̥) fērš*[20] *darəf gəbrôcht; dêi wọldəzə fr̥kāvə*[21].

38. *di loit sai hoit al draus ufm̥ felt un mêə.*

39. *giə nôr, dēr brau họnt dôdr̥ niks.*[22].

40. *ich sai mẹt denə loit dart henə iwr̥ dêi wizə ens kàrn gəfārn.*

Probe III.

Mundart von *Köhler* (Karaulny-Bujerak), Kreis Kamyschin, Gouv. Saratow (katholisch).

In den Fußnoten (H, S) die abweichenden Formen zweier Gewährsmänner aus dem katholischen Nachbarort Leichtling (Ilawla, Rāsowka).

1. *dr̥ windr̥ flijə di drognə*[23] *blẹdr̥ in dr̥ luft rem*[24].

2. *es hērt*[25] *grel uf*[26] *mit šnêə, dan wi'r't*[27] *es wedr̥ widr̥ šenr̥*[28].

---

[1] *hô, hù.* [2] *hô* und *hù.* [3] *kšlọfə.* [4] Präfix *for—.* [5] *šdêə.* [6] *šenə.* [7] *bēmr̥chn̥.* [8] *rôdə.* [9] *gêə mr̥.* [10] *ir.* [11] *nẹt sô fil kin rẹn draiwə:* bei beiden dasselbe, noch öfter begegnende Mißverständnis des unvolkstümlichen Ausdrucks. [12] *brôt.* [13] *ir.* [14] *loidr̥.* [15] *fir.* [16] *šênə.* [17] *dês.* [18] *fir.* [19] *hô.* [20] *fôrs.* [21] *fọrkāvə.* [22] *baist dich nêit.* [23] *drugnə* H. [24] *rum* H S. [25] *hērt* H S. [26] *auf* H S. [27] *wert* H S. [28] *bẹsr̥* H.

3. *dû kôlə in ôwə, das di milich balt*[1] *ôfeŋt sû kuchə.*

4. *der gûdə aldə man*[2] *is midṃ gaul darichs ais gəbruchə un ins kaldə wasṛ*[3] *kfalə.*

5. *er is fir*[4] *fir êwṛ sẹks wọchə*[5] *kšdarwə.*

6. *es*[6] *faiṛ wār sô šdarək, di kuchə san*[7] *unə gants šwarts gəbrent.*

7. *der ist di ōjṛ imṛ ônə salts un pevr.*

8. *di fis dôn mṛ*[8] *wê*[9]*, ich glāp, ich hetsə*[10] *darichgəlāvə.*

9. *ich wār bai*[11] *dērə frā un hats ir ksāt, un si sāt, si wults ach ir duchdṛ sōjə.*

10. *ich wils ach nẹt mê dô*[12].

11. *ich šlôchdṛ glaich dṛ kuchlevḷ em*[13] *di ûrn, dû af.*

12. *wû gêsdə hi*[14]*? suləmṛ*[15] *midṛ gê*[16]*?*

13. *es sain šlechdə tsaidə.*

14. *mai*[17] *liwəs kint, blai hir unə šdê*[18]*, di bêzə gens baisə*[19] *dich dôt.*

15. *dû hôst*[20] *hait am besdə*[21] *gəlêrnt un bist ārdich gəwēzə, dû derfst frịṛ*[22] *ham gê*[23] *wi di anṛn*[24].

16. *dû bist noch nẹt grôs gənuŋk, um di budêl wai rausdreŋge*[25]*, dû must noch woksə*[26] *un grizṛ wern.*

17. *gê sai sô gût un sōch danṛ šwesdṛ*[27]*, si sol*[28] *di glādṛ fir*[29] *airə mọdṛ ferdich nêə un midṛ beršt sauwṛ machə.*

18. *hesdə dēn gəkent, dô wērš*[30] *anṛšt*[31] *komə*[32] *un es dêt besṛ umṇ šdê*[33].

19. *wēr hôt mṛ man karəp mit flāš kšdôlə?*

20. *er dôt*[34] *sô, wi wenzṇ tsum drešə hedə bəšdelt; si hons*[35] *ewṛ selwṛšt gədô.*

21. *wēm hod ēr di naiə gəšichdə ksāt?*

22. *mir mus laut graišə, sunst*[36] *fṛšdêdṛ uns nẹt.*

23. *mṛ sain mit, mṛ hon*[37] *daršt.*

24. *wimṛ gesdṛ*[38] *ôwət sûrik sain komə*[39]*, dô hon*[37] *di anərə šon*[40] *im bet gəlējə*[41] *un fest gəšlôvə.*

---

[1] *grel* H, *bal* S. [2] *mon* H S. [3] *wazṛ* H. [4] *fṛ* H, *fôr* S. [5] *wuchə* H S. [6] *des* H. [7] *sain* H S. [8] *dûmṛ* H S. [9] *wêə* H S. [10] *humṛžə* H, *hunzə* S. [11] *ba* H. [12] *dôə* H S. [13] *widich* H, *um* S. [14] *hiə* H S. [15] *siləmir* H. [16] *gêə* H. [17] *man* H. [18] *šdêə* H S. [19] *baizə* H. [20] *hust* H, *hast* S. [21] *mēršdə* S. [22] *ê* H. [23] *gêə* H. [24] *anərə* H S. [25] *for di . . . austsušẹŋgə* H. [26] *wọksə* H. [27] *šwẹsdṛ* H. [28] *sul* H. [29] *fôr* S. [30] *wêrš* H S. [31] *anṛšdṛ* H. [32] *kumə* H. [33] *šdêə* H. [34] *dût* H S. [35] *hun* H S. [36] *šun* H. [37] *hun* H S. [38] *gẹsdṛ* H. [39] *kumə* H S. [40] *šunt* H, *šun* S. [41] *gəlējə* H.

25. *dr̥ šnê is di nocht*[1] *bal uns laiə gəbliwə*[2]*, ewr̥ hait marijət*[3] *izr̥ kšmolzə*[4].
26. *henr̥*[5] *unsr̥m haus šdên drai šênə eblbēmr̥jn̥*[6] *mit rôdə ebl̥.*
27. *kandir*[7] *net noch n̥ āgəblik uf uns wardə, dô gêmr̥ mid aich.*
28. *ir derft net sô kinərə rai draiwə*[8].
29. *unzr̥ berijə di sain net arich hôch, ewr̥ air sain fil hichr*[9].
30. *wivl̥ punt waršt un wivl̥ brôt woldir*[10] *hon*[11]*?*
31. *ich fr̥šdê*[12] *aich net, ir must*[13] *ə bischə laudr̥ blaudr̥n*[14].
32. *hodr̥*[15] *kan*[16] *šdek waizə sāvə*[17] *(fôr mich S) uf maim diš gəfonə*[18]*?*
33. *sain brûdr̥ wil sich tswā šênə naiə haizr̥ in air̥m gārdə bauə.*
34. *dês wart kōm*[19] *im fom*[20] *hertsə.*
35. *dês wār recht fon*[21] *im.*
36. *wos setsə dô firə*[22] *fejljn̥ ôwə uf dr̥ maur̥?*
37. *di baur̥ hon*[23] *fenəf*[24] *oksə*[25] *un nai ki*[26] *un tswelәf sôf fir*[27] *dês darəf gəbrocht*[28]*, di wuldəzə fr̥kāvə.*
38. *di lait sain hait al draus ufm̥ felt un mêə.*
39. *gê nār*[29]*, dr̥ braunə hunt dûdr̥ niks.*
40. *ich sain mit denə*[30] *lait dart henə*[31] *iwr̥ di wizə ins kaʳn gəfārn.*

B. Grammatischer Abriß der Mundart von Neu-Norka.

1. Vokale.

Mhd. *a.* — In geschlossener Silbe ist mhd. *a* im allgemeinen als *a* erhalten: *waʳdə* warten, *halwr̥* halb, *als* immer, *šaŋk* Schrank, *ladə* Latte, *gasə* Gasse, *machə* machen, *sak* Sack.

Vor *sch* ist *a* umgelautet und erscheint als eine Art unechter Diphthong: *eᵃžə* Asche, *weᵃžə* waschen. Masche dagegen lautet *mužə* (vgl. dazu Georg Faber, Der Vokalismus der Mundarten am nördlichen Pfahlgraben, Diss. Gießen 1912, S. 30).

Als *o*-Laut, der bei dem Gewährsmann aus Neu-Norka und auch bei einigen anderen geschlossene, sonst aber offene Qualität zeigt, erscheint *a*

---

[1] *nocht* H S. [2] *bléwə* S. [3] *marijn̥t* H S. [4] *wechgoŋə* H, *wekgoŋə* S. [5] *hinr̥* H S. [6] *bémr̥jn̥* H. [7] *kendr̥* H S. [8] *sô kiniš sai* H. [9] *héchr̥* H S. [10] *wuldr̥* H S. [11] *hun* H S. [12] *fr̥šdén* S. [13] *mist* H S. [14] *blaudrə* S. [15] *hedir* H S. [16] *kä* H S. [17] *wais sāf* H. [18] *kfunə* H S. [19] *kimt* H. [20] *fun* H. [21] *fun* H. [22] *förə* H S. [23] *hadə* H S [24] *finəf* H S. [25] *uksə* H. [26] *kiə* H S. [27] *fôrəs* H, *fr̥s* S. [28] *gəbrucht* H S. [29] *nôr* S. [30] *midr̥* H. [31] *hinə* H S.

vor mhd. *hs* und *ht*: *wọksə* wachsen, *ọksə* Achse, *wọks* Wachs; *ọcht* acht, *nọcht* Nacht, *šlọchdə* schlachten, woran sich auch die nhd. Lautgruppe -acht in *gəmọcht* gemacht anschließt.

Dehnung von *a* zu *ā* ist eingetreten vor *l* + Dentalverschluß: *ālt* alt, *kālt* kalt, *bāl* bald, *fālə* Falte, *sālts* Salz. Desgleichen ist die Lautgruppe *age* durch *ā* vertreten: *sā̃* sagen, *gəsāt* gesagt, *wā* Wagen, *nāl* Nagel, *māt* Magd, *jā̃* jagen, *drā̃* tragen. Mit zum Teil etwas dunklerer Färbung erscheint gedehntes *a* vor *r* und *r* + Konsonant: *gārdə* Garten, *fārn* fahren, *bārt* Bart, *šwārdə* Schwarte.

Sonst hat die Dehnung überall zu *ō* geführt: in offener Silbe: *mōlə* mahlen, *bōrə* baden, *lōrə* laden, *fōdə* Faden, *mōnə* Korb, *mōgə* Magen; bei analogischer Dehnung auch in geschlossener Silbe: *blōt* Blatt, *rōt* Rad, *glōs* Glas, *dōch* Tag.

Erst sekundär gekürzt sind offenbar *fodr* Vater, *howr* Hafer, *šodə* Schatten, *dos* das (woneben als betonte Form *dōs* steht), *wos* was, *op-* ab-. Als Kürzungen von ursprünglich gedehntem *ō* sind wohl auch die oben angeführten *ọ* und *o* vor *hs, ht* anzusehen. Im Mutterlande nämlich schließt das Gebiet, in dem vor mundartlichem *ks* ein *o* gilt, unmittelbar südlich an ein größeres an, in dem *hs* zu *s* geworden und vor diesem *a* zu *ō* gedehnt ist. Mein Gewährsmann wußte zudem selbst noch, daß seine Sprachform *wọksə* ein jüngerer Ersatz für das von der älteren Generation gebrauchte und oben S. 11 für Jagodnaja und Pobotschnaja verzeichnete *wōzə* sei. Und auch vor *ht* galt wohl ursprünglich Dehnung, wie die ebenfalls für diese beiden Orte belegten langvokalischen Formen von Nacht (Satz 25) zeigen.

Verdunklung von *a* zu *ọ* findet sich auch in *šwọlmə* Schwalbe, *họnəft* Hanf.

Vor Nasal ist bei Dehnung der Vokal in geschlossenes *ó* übergegangen: *hómṛ* Hammer, *lóm* lahm, *tsóm* zahm, *ó* an, *bóə* Bahn; daneben erscheint auch *ú*: *tsúə* Zahn.

Mhd. *e* und *ë*. — Bei erhaltener Kürze ist ein Unterschied zwischen beiden Lauten kaum zu beobachten. Es gilt im allgemeinen offnes *e*: *šdelə* stellen, *hen* Hände, *fest* fest, *egə* Ecke — *grel* rasch, *šwesdṛ* Schwester, *šbek* Speck, *ewṛ* aber, oder. Nur in *tswẹləf* zwölf, *sẹks* sechs (ahd. *sëhsi*), *kẹlwṛ* Kälber habe ich deutlich geschlossenes *ẹ* gehört. F e n s t e r erscheint als *finsdṛ*.

Vor *r* wird *ë* und *e* zu überoffenem **a**: *warn* werden, *barich* Berg, *darəm* Darm.

Bei Dehnung ist *ë* zu *ē* geworden: *mēʳt* Markt (mhd. *mërket*), *gēl* gelb, *drērə* treten, *bēsm̥* Besen, *wēch* Weg (Kürze in *ledr̥* Leder); *e* aber zu *ê*: *šêlə* schälen, *dênə* dehnen (bei Nasalschwund *tsiə* als Plur. zu *tsúə* Zahn), *êsl̥* Esel, *blêdr̥* Blätter, *lêp* Löwe, *êjə* Egge.

Dehnung von *ë* zu *ē* ist auch vor *ht* eingetreten: *rēəcht* recht, *rēəchts* rechts, *gnēcht* Knecht, *flēchdə* flechten.

Nicht ohne weiteres klar ist die Behandlung der Lautgruppen *ëge* (*äge*) und *ege*. Als altertümliche Form wurde mir angegeben *rānə* regnen (*s rānt, gərānt*). Die reguläre Vertretung von gedehntem *e* zeigt *lêə* legen (*lêst, gəlêt*); dagegen erscheint *ē* (teilweise für altes *äge*?) in *nēl* Nägel, *mētchə* (Plur. *medr̥chn̥*) Mädchen, *sēst* sagst, *drēt* trägt, *jēt* jagt und anderseits wieder *ê* in *wêə* Wägen.

Von sehen lautet der Inf. *si*, das Part. *gəsi*: der Vokal des Wortes hat sich also bei frühzeitigem Schwund von inl. *h* der Entwicklung von mhd. *ê* (s. unten) angeschlossen, wie dies in einer ganzen Gruppe von hessischen Mundarten der Fall ist (Beitr. z. Gesch. d. d. Sprache u. Lit. 41, 314 ff.).

Mhd. *i*. — Bei Erhaltung der Kürze erscheint *i*, ohne daß sich eine feste Regel erkennen ließe, teils als *i*, teils als geschlossener oder offener *e*-Laut: *bilt* Bild, *himl̥* Himmel, *diŋk* Ding, *fr̥diŋə* vermieten, *nis* Niß, *šrit* Schritt, *tswiwl̥* Zwiebel, *dik* dick, *rijl̥* Riegel; *melich* Milch, *šmedə* Schmiede, *dreŋgə* trinken, *gəbesə* gebissen; *šben* Spinne, *en* in, *henə* hinten, *fenə* finden, *benə* binden, *kent* (plur. *ken*) Kind, *went* Wind, *wendr̥* Winter, *šleŋgə* Schlinge, *feš* Fisch, *deš* Tisch, *sechl̥* Sichel; vor *r* + Konsonant gilt *e*: *ern* irren, *weʳt* wird, *kerijə* Kirche; Kirsche lautet *keᵃʳžə*.

Bei Dehnung gilt *i*: *gərirə* geritten, *gəlirə* gelitten, *šlirə* Schlitten, *siwə* sieben, *biə* Biene, *hi* hin; wo die Dehnung unterblieb oder jüngere Kürzung eintrat, steht *i*: *gəbliwə* geblieben, *wizə* Wiese, *gəšdijə* gestiegen, *rijl̥* Riegel, *tswiwl̥* Zwiebel.

Bei Dehnung vor *r* — aber nicht vor dem aus inl. *d* entstandenen *r* — zeigt die Mundart des Gewährsmannes *ê*: *mêr* mir, wir, *dêr* dir, *êr* ihr, *bêrn* Birne, *hêržə* Hirse.

In den einsilbigen Formen ich, mich, dich, sich ist in betonter Stellung bereits in mhd. Zeit Dehnung eingetreten, so daß das *i* dieser Wörtchen die Entwicklung von mhd. *i* zu *ai* mitgemacht hat: *aich*, *maich*, *daich*, *saich*.

Mhd. *o*. — Für mhd. *o* gilt, wo es kurz blieb, meist *o̥*: *gno̥lə* Knolle, *gro̥t* Frosch, *lo̥ch* Loch, *dro̥bə* Tropfen usw. Vor *r* erscheint überoffenes *ǫ*,

gelegentlich geradezu *a*: *wort* Wort, *korn* Korn, *darəf* Dorf, *marijə* morgen, *barijə* borgen; in *dart* dort, *gəšdarwə* gestorben gilt *a*.

Durch Dehnung ist *o* zu *ó* geworden: *hólə* holen, *hónich* Honig, *gəflógə* geflogen, *hóp* Hof.

Für den Umlaut von *o* erscheint *e*, bei Dehnung *é*: *heltsr* Hölzer, *šdek* Stöcke, *lechr* Löcher; *hép* Höfe, *gét* Gote (Pate fem.).

Mhd. *u*. — Für die Kürze steht ähnlich den Verhältnissen beim mhd. *i* kurzes *u*, *o* und *o* nebeneinander: *gəsuŋə* gesungen, *jut* Jude, *fuks* Fuchs; *robə* pflücken, *loft* Luft, *somp* Sumpf; *homl* Stier, *lombə* Lumpen, *son* Sonne, *honrt* hundert, *gəbont* Garbe, *onə* unten, vielleicht auch *komə* kommen.

Dehnung hat *ú* ergeben: *šdúwə* Stube, *sú*ᵊ Sohn.

Für den Umlaut gilt teils *i*, teils *e*: *din* dünn, *enširə* einschütten, *nis* Nüsse, *flijl* Flügel, *driwə* drüben, *iwr* über; *fel* Fohlen, *debə* Topf, *bregə* Brücke, *hāhebr* Heuschrecke. Bei Dehnung tritt *í* ein: *síə* Söhne; vor *r* dagegen *é*: *fér* für, vor, *dér* Tür, *šbérn* spüren, *béršdə* Bürste. Bei erhaltner Kürze gilt vor *r* + Konsonant *e*: *derft* dürft.

Mhd. *u* und *ü* setzen auch *fugl* Vogel, *fijl* Vögel voraus.

Mhd. *â*. — Mhd. *â* ist durch *ó* vertreten: *mól* Mal, *órəm* Atem, *šóf* Schaf, *nóch* nach.

Vor Nasal erscheint wie für kurzes *a* teils *ó*, teils *ú*: *gədóə* getan, *únə* ohne, *šbú* Spahn (plur. *šbíə*). Der Entwicklung von *â* hat sich der Vokal von *slahen* schlagen angeschlossen: *šló* (*šlést*, *šlét*) *gəšlóə*. In *wú* wo gilt *ú*.

Der Umlaut von *â* erscheint als *é*: *méə* mähen, *séiə* säen, *šbét* spät, *kés* Käse, *nér* näher. Umlaut ist auch im Verbum fragen durchgeführt: *fréjə*, *fréchst*, *gəfrécht*.

Mhd. *ê*. — Mhd. *ê* ist zu *í* geworden: *gí* gehen, *šdí* stehen, *šní* Schnee, *wí* weh, *tsílə* Zehe. Auf Kürzung eines mhd. *ê* (*mê*) geht wohl das *i* von *dr minst* am meisten zurück.

Mhd. *ô*. — Mhd. *ô* erscheint als *ú*: *sú* so, *dút* tot, *grús* groß, *rúrə* rote, *húch* hoch. Vor altem *r* gilt *ó* in *órn* Ohren.

Entsprechend erscheint der Umlaut *œ* als *í*: *šínə* schöne, *bízə* böse, bei Kürzung als *i*: *grizr* größer, *hijr* höher, vor *r* als *é*: *hérn* hören.

Mhd. *î*, *û*, *iu*. — Die nhd. Diphthonge für *î*, *û*, *iu* erscheinen in der Form *ai*, *au*, *oi*: *ich werns wais* ich werde es gewahr usw., *gautsə* bellen, *aur* Uhr usw., *hoisr* Häuser, *oil* Eule, *gnoil* Geschwür usw.

Wo mhd. *iu* in den Proben aus Jagodnaja und Pobotschnaja durch *au* vertreten ist, gilt in den Mundarten von Neu-Norka und Huck *oi*: *hoit* heute, *foir* Feuer, *oich* euch, *oir* euer, *noi* neu. Nur in *kauə* kauen, *brauə* brauen, *wešblaul* Brett zum Wäscheklopfen — also bei der Lautgruppe *iuw*, die auch sonst im Md. eine Sonderstellung einnimmt (Behaghel, Gesch. d. d. Sprache[4] S. 175) — erscheint *au*.

Mhd. *ei*. — Der Diphthong *ei* ist durch *ā* vertreten: *tswā* zwei, *kā* kein, *lānə* lehnen (mhd. *leinen*), *glādr* Kleider, *gāst* Ziege, *sāvə* Seife; gekürzt in *ham* heim (neben *hām*) und *tswadə* zweite (*tsum tswadə wārn mr dó* wir waren beide da).

Der plur. *āir* weist noch auf ahd. *eijir* zurück.

Einen neuen, analogisch (nach *ou* — *öu*) eingeführten Umlaut zeigt *gēsdrchn* (plur.) Zickel zu *gāst* Ziege.

Mhd. *ou*. — Mhd. *ou* erscheint als *ā*: *glāwə* glauben, *tsām* Zaum, *āgəblek* Augenblick. Ebenso ist die Lautgruppe *ouw* durch *ā* vertreten: *frā* Frau, *frdāt* getaut; hierher mag auch *hā* Heu (mhd. *houwe*) gehören; hauen aber erscheint in der Form *hājə*.

Der Umlaut von *ou* ist *ē*: *bēm* Bäume, *bēmrjn* Bäumchen, *hēchst*, *hēcht* haust, haut.

Mhd. *uo*. — Germ. *ó*, mhd. *uo* ist vertreten durch *ōu*: *kōu* Kuh, *dōu* du, *šdrōudə* Stute, *gōut* gut, *blōut* Blut, *fōus* Fuß, *bōuwə* Bube, *rōuvə* rufen, *šōuk* Schuh, *blōuk* Pflug, *flōuchə* fluchen, *sōuchə* suchen, *gəsōucht* gesucht, *bōuch* Buch, *kōugə* Kuchen[1].

Kürzung erscheint in *modr* Mutter, *blom* Blume, *gənuŋk* genug, *buch* Buche.

Mhd. *üe*. — Der Umlaut von mhd. *uo* ist *oi*: *koi* Kühe, *groi* grün, *broiə* (d. i. nhd. brühen, das auch andernorts diese Bedeutung hat) brüten, *fois* Füße, *sois* süß, *boijr* Bücher.

Mhd. *ie*. — Eine entsprechende Diphthongierung von mhd. *ie* hat zu *ēi* geführt, neben dem gelegentlich auch einfaches *é* und Varianten des Diphthonges mit offenerem *e*-Laut — im Hiatus mit Verkürzung zu *e* — auftreten: *dêi* die, *fêir* vier, *lèist* lügst, *dêif* tief; *frbêrə* verbieten; *gnēi* Knie, *šlēizə* schließen, *brēif* Brief; *tseiə* ziehen, *leiə* lügen, *fleiə* Mücke.

[1] Die Mundarten von Probe I, teilweise auch Huck, zeigen geschlossenes *ó* in dem Diphthong.

2. Konsonanten.

Liquiden, Nasale, Halbvokale.

Mhd. *r*. — Das *r* der Mundart ist — ebenso wie in allen folgenden Proben — alveolares Zungenspitzen-*r*; vor Dentalen erscheint es oft stark reduziert: *weʳt* wird, *waʳdə* warten.

Metathese zeigt die Mundart von Huck in *fregljə* Ferkel.

Mhd. *l*. — In *wit* willst ist *l* geschwunden.

Mhd. *n*. — *n* ist im Anlaut, in der Verdoppelung sowie vor und hinter Konsonanten erhalten. Auslautend nach langem oder gedehntem Vokal ist es dagegen geschwunden. Die dabei eingetretene Nasalierung des Vokals ist oft nur schwach oder auch garnicht mehr vorhanden: *dǒ* tun (Inf., Plur.), *kā̹* kein, *gi* gehen (Inf.), *šdiə* stehen (Plur.), *sai* sein (1. Sing., 1. 3. Plur., Inf.), *mai̹* mein, *hū̹* haben (Inf.), *fǒ* von, *noi* neun, *si* sehen, *gəst* gesehen, *wai̹* Wein, *sā̹* sagen, *tsúə* Zahn, *šbú* Span, *šdā̹* Stein, *hi* hin, *ó-* an. Auch wo erst durch mundartliche Apokope ein *n* in den Auslaut hinter langem Vokal zu stehen kam, ist es in dieser Weise geschwunden: *groi* grün, *brau̹* braune, *tsiə̹* Zähne, *siə* Söhne, *šbiə* Späne, *bóə* Bahn.

Mhd. *m ŋ*. — Über *m* und den Velarnasal, der vor ausl. *g* und *k*, vor inl. *k* und als Vertreter der Lautgruppe *ng* steht, ist nichts Besonderes zu bemerken.

Mhd. *w*. — Im Anlaut und Inlaut ist *w* durch die bilabiale, stimmhafte Spirans *w* vertreten. Wo es durch Apokope in den Auslaut oder durch Synkope vor stimmlosen Konsonanten trat, erscheint es als *p*: *lẹ̀p* Löwe, *farp* Farbe, *merp* mürbe.

Gutturaler bzw. palataler Spirant steht anstelle von altem *w* in den Formen des Verbums hauen: *hāġə*, *hēcht*.

Das Wort Schwalbe erscheint in der Gestalt *swǫlmə*.

Geräuschlaute.

Der Stand der Lautverschiebung ist rheinfränkisch: westgerm. *d* erscheint nicht als Tenuis, und *p* ist im Anlaut, in der Gemination und nach *m* unverschoben.

Germ. *p*. — Im Anlaut vor Vokalen erscheint *p* als schwach aspirierte Fortis: *paivə* Pfeife, *pevr̥* Pfeffer, *pont* Pfund.

Im Anlaut vor Konsonanten und inlautend in der Gemination und hinter *m* ist *p* in die stimmlose Lenis *b* übergegangen: *brēmr̥* Pfriem, *blōuk* Pflug,

blasdr̥ Pflaster; *šebə* schöpfen, *šẹbə* Schaufel, *šdọbr̥* Pfropfen, *rọbə* pflücken, *dẹbə* Topf, *labə* Lappen; *šdambə* stampfen, *lombə* Lumpen, *sọmbich* sumpfig. Als Lenis wird *p* auch in der Lautgruppe *sp* gesprochen. Ausl. *pp* und *mp* zeigen schwache Fortis: *šdrọmp* Strumpf usw.

Mhd. *b.* — Anl. *b* hat den Stimmton aufgegeben, auslautend und vor stimmlosen Konsonanten ist es zur, wenn auch schwachen, Fortis geworden: *blaip* bleib, *kalp* Kalb.

Inl. *b* zwischen Vokalen und hinter *r* und *l* erscheint als bilabialer Reibelaut mit schwachem Stimmton: *gewə* geben, *hêwə* heben, *gəbliwə* geblieben, *ewr̥* aber; *halwr̥* halb, *kẹlwr̥* Kälber, *gəšdarwə* gestorben.

Altes *bb* ist als *b* erhalten, vgl. *hobə* halten, eine Kontaminationsform aus **howə* (mhd. haben) und **hebə* (md. hebben).

Geschwunden ist *b* in *git* gibt.

Die Lautgruppe *mb* ist zu *m* assimiliert: *dom* dumm, *grom* krumm, *im* um, *lemr̥* Lämmer.

Mhd. *f v.* — Im Anlaut und inlautend vor Konsonanten ist *f* als stimmlose, labiovelare Fortis erhalten. Inlautend zwischen Vokalen — besonders, wenn der vorhergehende Vokal lang ist — und hinter Liquiden ist mhd. *f ff* (= germ. *p*) oft zur entsprechenden Lenis erweicht: *kāvə* kaufen, *gəlāvə* gelaufen, *šêvr̥chn̥* Schäfchen, *pevr̥* Pfeffer, *helvə* helfen; im Satzzusammenhang: *uvn̥ mēʳt* auf den Markt.

Für germ. *f* erscheint inl. *w*: *ówə* Ofen, *hêwə* Hefe, ausl. *p*: *hóp* Hof, *hêp* Höfe.

Westgerm. *þ* und *d.* — Beide Laute sind in ihrer Entwicklung völlig zusammen gefallen. Anlautend gilt stimmlose Lenis: *din* dünn, *dêi* die; *dêif* tief, *dōch* Tag, *deš* Tisch, *drọbə* Tropfen. Auslautend und vor stimmloser Konsonanz steht schwache Fortis: *blōt* Blatt, *felt* Feld, *họnt* Hund, *mẹt* mit usw., die vor vokalischem Anlaut erweicht wird: *komdəm* kommt ihm, *wọldêr* wollt ihr.

Zwischenvokalisch erscheinen *þ* und *d* als *r*, das in der Artikulation mit altem *r* völlig zusammengefallen ist, aber auf vorhergehende Vokale nicht die Wirkungen ausgeübt hat wie letzteres: *lairə* leiden, *šnairə* schneiden, *lōrə* laden, *bōrə* baden, *blōurə* bluten, *gōurə* gute, *drērə* treten, *gêrə* (Plur. zu *gêt* fem.) Paten, *fr̥bêrə* verbieten, *brórə* braten, *órəm* Atem, *rirə* Röteln, *wirich* wütend, *mārə* Mägde, *hoirə* hüten, *tsairich* reif, *širə* schütten, *hẹ̄n* hätten. Auch vor vokalisch anlautendem Enklitikon erfolgt dieser Übergang: *dórəs* tut er's.

Daneben erscheint aber, auch in sonst echt mundartlichen Wörtern, sehr häufig schon *d*: *fodr̥* Vater, *šode* Schatte, *tswadə* zweiten, *pedr̥* Pate (masc.).

Mhd. *ld* ist im Inlaut zu *l* assimiliert: *bāl* bald, *ālə* alte, *fālə* Falte, *šbelə* (part. *ksbelt*) spalten, *še̜lr̥n* Schulter, *elr̥n* Eltern.

Desgleichen ist *nd* zu *n* geworden: *henə* hinten, *hinr̥* hinter, *ken* (sing. *kent*) Kinder, *o̜nə* unten, *fenə* finden, *benə* binden, *hen* (sing. *hant*) Hände, *honr̥t* hundert, *kšdanə* gestanden, *anr̥* ander, *un* und. Dehnung vor so entstandenem *n* gilt in *mōnə* Korb.

Nach *r* ist *d* geschwunden in *warn* werden.

Westgerm. *t.* — Das unverschobene *t* in den Lautverbindungen *tr*, *st*, *ht*, *ft* ist an- und inlautend zur Lenis entwickelt: *drērə* treten, *wendr̥* Winter, *šdrōude* Stute, *šlo̜chdə* schlachten usw. Anfügung von *t* zeigt sich in *ho̜neft* Hanf, *gāst* Ziege. Letztere Form gilt auch in Jagodnaja und Huck (hier plur. *gāsdr̥*).

Mhd. *z.* — Die Affrikata *ts* kann zwischen *l* und Vokal den Verschluß aufgeben und als Lenis *z* auftreten: *enselzə* einsalzen — *ho̜lts* Holz, *sālts* Salz; nach *n* erscheint *s*: *gans* ganz, *šwans* Schwanz. Eine ähnliche satzphonetische Entwicklung hat das Wörtchen zu in gewissen Stellungen zu *sa* werden lassen: *drai goil sa wênich* drei Pferde zu wenig.

Mhd. *s* und *z.* — Beide Laute sind völlig zusammengefallen in dem stimmlosen Reibelaut *s*. Die Artikulation ist im allgemeinen wenig energisch und geht im Inlaut intervokalisch — seltner hinter kurzem als hinter langem Vokal — sowie nach *l* und *r* vielfach geradezu in die einer stimmlosen Lenis über: *bizə* bösen, *gaizl̥* Peitsche, *šlūzə* Hagel, *šlēizə* schließen; *gəbe̜zə* gebissen, *grizr̥* größer. Die gleiche Entwicklung findet sich im Satzzusammenhang: *nauz en agr̥* hinaus auf den Acker.

Hinter *r* sind *s* und *z* durchweg zu *š* (bzw. *ž*) geworden: *wo̜ršt* Wurst, *bêršdə* Bürste, *garšdich* garstig, *hêržə* Hirse, *ke̜ᵃʳžə* Kirsche. Auch enklitisches *es* erscheint hier als *š*: *mêrš* mir's, und selbst wortanlautendes *s* kann diesen Übergang mitmachen: *mr̥ žə* wir sie, *mr̥ žich* wir uns, *er žul* er soll, *fêr žû fil lant* für so viel Land.

Mhd. *sch.* — Zwischenvokalisch kann auch *sch* als *ž* erscheinen: *graižə* schreien, *e̜ᵃžə* Asche, *we̜ᵃžə* waschen, *mažə* Masche, *dre̜žə* dreschen.

Mhd. *k.* — Im Anlaut vor Vokalen ist *k* Fortis mit schwacher Aspiration, im Auslaut unaspirierte schwache Fortis.

Im Anlaut vor Konsonanten sowie inlautend hinter Liquida und Nasal und in der Gemination erscheint die stimmlose Lenis: *glọts* Klotz, *gnēc̑ht* Knecht, *grọt* Frosch, *grėt* kräht; *melgə* melken, *balgə* Balken, *šleŋgə* Schlinge, *šuŋgə* Schinken, *hiŋgḷ* Huhn; *bagə* backen, *bręgə* Brücke, *egə* Ecke, *gigḷ* Hahn.

Mhd. *g*. — Anl. *g* erscheint als stimmlose Lenis.

Im Inlaut nach dunklen Vokalen gilt die Spirans *ǵ* mit schwachem Stimmton: *mōǵə* Magen, *gəflóǵə* geflogen, *aǵə* Augen; vor *ḷ* erscheint nach kurzem Vokal deutlich stimmlose Lenis: *fuǵḷ* Vogel.

Nach hellen Vokalen sowie hinter *r* und *l* steht die entsprechende palatale Spirans: *gəšdijə* gestiegen, *ėjə* Egge, *gəlējə* gelegen, *marijə* morgen, *barijə* Berge; vor *ḷ* hinter kurzem Vokal ist auch diese Spirans stimmlos: *rijḷ* Riegel, *fijḷ* Vögel.

Über die Behandlung von *g* in den Lautgruppen *age*, *äge*, *ëge*, *ege* vgl. die Beispiele unter *a* und *e*, *ë*. Auch *laiə* liegen hat in den Präsensformen im Anschluß an die 3. Sing. mhd. *lit* das *g* aufgegeben, und ebenso fehlt es inlautend hinter mhd. *ie*: *léist* lügst, *leiə* lügen, *fleiə* Mücke (vgl. *tseiə* ziehen).

Ausl. *g* erscheint als schwache Fortis: *wek* weg, *blōuk* Pflug, *laŋk* lang, *gənuŋk* genug. Häufig aber haben sich die Auslautsformen nach den mehrsilbigen gerichtet: *dōc̑h* Tag, *wēc̑h* Weg, *baric̑h* Berg, *aric̑h* arg, *sā* sag usw.

Mhd. *h*. — Als Abweichungen vom schriftsprachlichen Gebrauch sind nur zu bemerken, daß ausl. *h* in *šōuk* Schuh als *k* erscheint und die Gruppe *hs* früher offenbar durch *s* vertreten war (vgl. oben unter *a*). Hierher gehört *desdḷ* Deichsel.

Mhd. *ch*. — Hier herrscht die schriftsprachliche Verteilung von *c̑h* und *c̑h*. Zur Artikulation ist anzumerken, daß (wie *s* und *š*) auch diese stimmlosen Spiranten vielfach im Inlaut intervokalisch und hinter *r*, *l* in deutliche Lenes übergehen: *kōuǵə* Kuchen, *boijṛ* Bücher, *kerijə* Kirche, *hijṛ* höher, *ebljṇ* Äpfelchen usw.

3. Die Laute unbetonter Silben.

Auslautendes *-e*. — Mhd. im Auslaut stehendes *-e* ist geschwunden: *ic̑h sā* ich sage, *ic̑h mān* ich meine; *felt* Felde; *hen* Hände, *ken* Kinder, *hėp* Höfe, *koi* Kühe; *hert* Hirt, *kės* Käse; *hemp* Hemd, *bet* Bett; *moit* müde, *gēl* gelb, *šbėt* spät, *groi* grün, *sois* süß; *bāl* bald, *tsurẹk* zurück; *jut* Jude, *lėp* Löwe, *af* Affe; *son* Sonne, *bėrn* Birne, *farəp* Farbe, *lak* Pökelbrühe, *gėt* Pate,

gnût Peitsche, *buch* Buche, *blom* Blume, *oil* Eule; Nom. Sing. Masc., Fem., Neutr. und Akk. Sing. Fem., Neutr. des schwachen Adj.: *ālt* alte, *brau* braune, *grûs* große, *noi* neue, *groi* grüne: starkes fem. Adj. im Nom. Akk. Sing.: *wais* weiße, *oir* eure.

Vorsilben. — Der Vokal der Vorsilbe *be-* und *ge-* ist vor Spiranten meist geschwunden; *kšbelt* gespalten, *kšdanə* gestanden, *pšdelt* bestellt usw.

Die Endung *-en*. — Die Endung *-en* ist zu *-ə* geworden, ohne daß die beteiligten Formenkategorien einen Unterschied zeigten: *ówə* Ofen, *kōugə* Kuchen, *tsairə* Zeiten; *onə* unten; *setsə* sitzen (3. Plur.), *wulə* wollen (1. Plur.), *frkāvə* verkaufen (Inf.), *drešə* dreschen (Gerund.), *kfalə* gefallen (Part.). Desgleichen ist das Deminutivsuffix *-chin* zu *-chə*, *-jə* entwickelt.

Hinter *r* ist das *e* der Endung *-en* so frühzeitig synkopiert, daß *n* erhalten blieb: *anrn* anderen, *baurn* Bauern, *maurn* Mauer (Dat.), *warn* werden, *wārn* waren, *gəfārn* gefahren, *órn* Ohren. Dies gilt aber nicht hinter dem aus *þ*, *d* entwickelten *r*: *lōrə* laden, *rairə* reiten usw.

Unbetontes *-end*. — In unbetonter Silbe ist *n* vor Dental geschwunden in *ówət* Abend.

Sekundärvokale. — Wo auf Liquida oder Nasal ein *m*, *f*, *b*, *ch*, *j* folgte, haben sich Sekundärvokale entwickelt: *darəm* Darm, *darəf* Dorf, *finəf* fünf, *farəp* Farbe, *barich* Berg, *kalich* Kalk, *dorich* durch, *arich* arg, *barich* geschnittener Eber (Huck), *kerijə* Kirche, *marijə* morgen, *tserijə* zanken (Pobotschnaja), *barijə* Berge. Zweisilbig sind auch *honəft* Hanf, *tswelәf* zwölf, *melich* Milch.

4. Zur Flexion.

Substantiva.

Dativ Plur. — In den substantivischen Flexionsklassen, deren Nom. Akk. Plur. durch *e*-Abfall endungslos wurde, hat auch der Dativ die endungslose Form angenommen: *mit rûrə ebl* mit roten Äpfeln, *nóch dr ebl* nach den Äpfeln, *mit denə lait* mit den Leuten.

Masculina. — Nur wenige schwache Masc. haben wie die oben angeführten (*jut* usw. S. 23) ihren gesetzlichen Nom. Sing. bewahrt; in den meisten ist die Endung *-ə* der übrigen Kasus auch in den Nom. gedrungen: *šlirə* Schlitten, *drobə* Tropfen, *labə* Lappen, *debə* Topf, *šuŋgə* Schinken, *gārdə* Garten, *oksə* Ochse, *balgə* Balken, *mōgə* Magen, *šodə* Schatten, *bōuwə* Bube (dazu das neutr. *hartsə* Herz).

Neutra. — Schon früh müssen neutr. *a*-Stämme ihren Plur. nach dem Muster der masc. gebildet haben: nur so erklärt sich der Plur. *ken* Kinder zu *kent*, der mit seinem Übergang von *nd* zu *n* eine zweisilbige Form voraussetzt.

Auffallend ist das ausl. *-n* im Plur. der Deminutiva: *bēmrjn* Bäumchen, *medrchn* Mädchen usw. Um lautgesetzliche Formen kann es sich dabei kaum handeln. Die Bildung geht hier und mehr wohl noch in anderen md. Mundarten, die neben dem Sing. *-che* einen Plur. *-chen* bilden (vgl. F. Wrede, Die Diminutiva im Deutschen § 43 ff., Deutsche Dialektgeographie, hrsg. von F. Wrede, Heft 1), aus dem Bestreben hervor, einen deutlichen Unterschied zwischen Sing.- und Plur.-Endung zu gewinnen. Wie man sich dabei in andern Mundarten die *er*-Plurale (*Kälber*, *Männer* usw.) zum Muster nahm (*Mädcher*, *Mädercher* usw.), so griff man hier zu dem Plur.-Zeichen *-n*, das der Mundart wenigstens in Wortgruppen wie *baur* — *baurn*, *ór* — *órn*, *anr* — *anrn*, *grisr* — *grisrn* usw. geläufig war.

Feminina. — Eine Anzahl schwacher Fem. hat den lautgesetzlichen endungslosen Nom. Sing. bewahrt (vgl. oben S. 23 f.: *son* ff.), und nach ihrem Muster konnten auch starke Fem. mit endungslosem Nom. Sing. wie *gāst* Ziege, *māt* Magd, *farəp* Farbe ein Plur.-Suffix *-ə* (eigentlich schwach, aus *-en*) annehmen: *gāsdə*, *mārə* usw.

Im übrigen aber ist es für die hier besprochene Mundartengruppe im Gegensatz zu den späteren bezeichnend, daß die Mehrzahl der schwachen Fem. und ihnen folgend auch eine Reihe starker die Form der obliquen Kasus (*-ə* < *-en*) auch in den Nom. übertragen haben: *šdúwə* Stube, *wulə* Wolle, *wochə* Woche, *ladə* Latte, *gasə* Gasse, *kerijə* Kirche, *mužə* Masche, *šebə* Schaufel, *bêršdə* Bürste, *êjə* Egge, *fālə* Falte, *hêwə* Hefe, *egə* Ecke, *tsilə* Zehe, *e^a^žə* Asche, *sensə* Sense, *šmedə* Schmiede, *mōnə* Korb, *šwārdə* Schwarte, *šwolmə* Schwalbe, *biə* Biene, *dulə* kleine Birne, *šleŋgə* Schlinge, *hêržə* Hirse, *ke^ar^žə* Kirsche, *wizə* Wiese, *bregə* Brücke, *fleiə* Mücke, *sobə* Suppe, *bobə* Puppe, *paivə* Pfeife, *šdrōudə* Stute, *sāvə* Seife.

Von Frucht (Getreide) wird die Plur.-Form *fricht* als Sing. verwendet.

Adjektiva.

Während die ursprünglich auf *-e* auslautenden Sing.-Formen der Adj. und adj. Pronomina lautgesetzlich ihre Endung aufgegeben haben (*dêi noi kerijə* die neue Kirche, *dos grús haus* das große Haus, *wais sāvə* weiße

Seife usw., s. oben S. 24), haben dagegen die Plur.-Formen der starken Flexion das *-e* festgehalten: *šinə bēm* schöne Bäume, *tswā šinə noiə hoisr̥* zwei schöne neue Häuser, *šlechdə tsairə* schlechte Zeiten.

Nur die Possessiva bewahren im Plur. die lautgesetzlichen endungslosen Formen: *uns barijə* unsre Berge, *oir̥* eure (*ūs* unsre, *au* eure in Jagodnaja).

Zahlwörter und Pronomina.

Zwei hat den alten Unterschied der Geschlechter gewahrt: *tswi menr̥* zwei Männer, *tswū koi* zwei Kühe, *tswā pār oksə* zwei Paar Ochsen.

Die Dative ihr, der, den haben zweisilbige Formen: *ərə, dērə, dênə, denə*. Die gleiche Endung wie in *dērə* (vgl. auch *dairə* deiner, Probe I Satz 17) zeigt *êrə* ihrer (II Satz 9).

»Rheinischer Akkusativ«. — Für den Akk. des Artikels den erscheint die Nominativform *dr̥* (dazu Behaghel, Gesch. der deutschen Sprache[4] § 414, 5), und auch der gleichlautende Dat. Plur. kann durch *dr̥* ersetzt werden: *mr̥ wulə nóchsiə nóch dr̥ ebl̥* wir wollen nachsehen nach den Äpfeln (vgl. auch Probe III Satz 1 und 40 Fußn.).

Verba.

Das *n* der 1. Sing. ist von den schwachen Verben der 2. 3. Klasse und den *mi*-Verben aus weiter übertragen worden: *warn* ich werde u. a.

Das starke Verbum nehmen hat nach Analogie von *komə* kommen, mit dem es in der Vokalstufe des Prät. und Part. übereinstimmte, in den Präsensstamm den Vokal *o* eingeführt: *nomə*.

Die Verba brennen und kennen haben keinen »Rückumlaut«: *gəbrent, gəkent.*

Bei können ist der Vokal des Präs. Sing. auch in den Plur. gedrungen: *kanəmr̥* können wir, *kandr̥* könnt ihr. Müssen bildet die 2. Plur. *êr must.* Wollen hat die 2. Sing. in der Form *wit* bewahrt.

Zu tun heißt das Part. lautgesetzlich *gədō*; den gleichen Vokal zeigt aber auch der Präs.-Stamm: *dō* 1. Sing., 1. 3. Plur.; *dōt* 3. Sing., 2. Plur.; *dō* und *dōə* Inf.

Für haben gilt im Inf. *hā* (mhd. *hân*), für die 1. Sing., 1. 3. Plur. *hun*, 2. Sing. *host*, 3. Sing., 2. Plur. *hot.*

Von sein lauten Inf., 1. Sing., 1. 3. Plur. *sai*, das Part. *gəwēst.*

5. Zur Syntax.

Wortstellung. — Wenn das Verbum eines Nebensatzes dreigliedrig ist, d. h. neben der finiten Verbalform noch einen Inf. oder ein Part. und ein unfestes Zusammensetzungsglied enthält, so tritt das Verb. fin. zwischen das letztgenannte Glied und den Inf. oder das Part.: *wêi mr tsurek sai komə* wie wir zurück gekommen sind (Satz 24, Probe I und II). Aus der halb schriftsprachlich geführten Unterhaltung mit meinen Gewährsmännern kann ich weitere Beispiele anführen: (Neu-Norka:) *wie die Russe Erserum ein habe genomme*; (Jagodnaja:) *wann ich an hätt gefange zu spreche*; (Huck:) *wie mer hin sein komme*; *wie ich vom Dienst ab sei getrete*; *wann der Krieg net aus wär gebroche*; *was man sich zusamme könnt arbeite.* Als unfestes Zusammensetzungsglied gilt auch das Prädikatsadj.: *dasə di kóuchə gans šwarts sai gəbrent* (Satz 6, Huck).

Hand in Hand mit dieser Erscheinung geht im deutschen Mutterlande die Behandlung dreigliedriger Part.- und Inf.-Konstruktionen im Ausgang von Hauptsätzen, und auch hierfür liefert der Gewährsmann aus Huck ein Beispiel: *der hätt uns net ab könne lasse*[1].

Konjunktionen. — Der nhd. Unterschied von wann und wenn hat sich nicht herausgebildet: *wan* vertritt auch die Funktionen von nhd. wenn (Satz 18. 20). Ähnlich steht *dan* gegenüber nhd. denn in der Frage: *wû wit dan hi* wo willst du denn hin?

Der nachfolgende Hauptsatz kann mittels und an den Vordersatz angeknüpft werden: *wann mehr Verkehr wär, un do wärs besser* (Huck).

Relativsätze. — Die Mundart verwendet wo als Relativpartikel: *die wo kaput sein*; *der letzte, wo da war* (Huck).

Adjektivformen. — Für den Nom. Sing. Neutr. des starken Adjektivs kann bei attributivem Gebrauch die unflektierte Form verwendet werden: *a ält haus* ein altes Haus usw.

Reflexivpronomen. — Das Reflexiv sich kann auch in der 1. Plur. gebraucht werden: *wuləmrẓich keärżə robə* wollen wir uns Kirschen pflücken, *bai sich* bei uns (refl.).

[1] Beide Konstruktionen sind in der Mundart und Umgangssprache Oberhessens sehr verbreitet. Ihr Vorkommen auch in den weiteren Proben erlaubt Schlüsse auf ihr weiteres Geltungsgebiet auch im Mutterlande.

6. Zum Wortgebrauch.

bōuwə Junge (Huck: *bou*, Plur. *bouwə*).
gaul Pferd, *šdrōudə* Stute, *fẹl* Füllen.
gāst Ziege (plur. *gāsdə*), *gāstbọk*, *gēsdṛjṇ* Zickel (Plur.).
sau Schwein, *wats* Eber (Huck: *fregḷjṇ* [Plur.] Ferkel).
šōfšdēr Schafbock. *homḷ* Stier.
gigḷ Hahn, *hiŋgḷ* Huhn, *hiŋgḷjṇ* (Plur.) Küchel.
dẹbə Topf. *lak* Salzbrühe zum Pökeln. *kədọfḷ* Kartoffel.

C. Heimatsbestimmung der in Probe I und II vorgeführten Mundarten.

Der Stand der Lautverschiebung kennzeichnet die in Proben und Grammatik behandelten Mundarten als rheinfränkisch. Aus dem damit gegebenen großen westdeutschen Gebiete hebt sich durch ein besonders hervorstechendes vokalisches Merkmal, die Diphthongierung von mhd. *uo*, *üe*, *ie* zu *ou*, *oi*, *ei*, ein nordöstliches, hessisches Teilgebiet heraus. Auf dem Sprachatlas ist der Geltungsbereich von *gout* für gut umgrenzt durch folgende Linie, die mit unbedeutenden Abweichungen auch für die übrigen *uo*-Beispiele sowie für *oi* aus *üe* und *äi* aus *ie* gilt: Westerburg–Montabaur*[1]–Braubach–St. Goar*–Nastätten*–zwischen Lg. Schwalbach* und Idstein–zwischen Wiesbaden* und Eppstein–Hochheim*–Bockenheim*–Offenbach*–Steinheim–Dreieichenhain*–Seligenstadt*–Orb–Salmünster*, Soden*–Schotten–Lauterbach*–zwischen Homberg und Alsfeld*–zwischen Kirchhain und Rauschenberg*–südlich Biedenkopf*–Haiger.

Aus diesem *gout*-Gebiet ist nun als engere Heimat der fraglichen Mundarten wieder ein östlicher Streifen herauszuschneiden. Denn nur hier wird wie in ihnen der Plur. der Deminutiva mittels *-erchen* gebildet. Dieser *-erchen*-Streifen (Bäumchen) schließt die folgenden größeren Orte ein: Schotten, Hungen, Nidda, Ortenberg, Büdingen, Gelnhausen, Orb, Salmünster, Soden, Wächtersbach, Wenings und stößt in einem schmalen Zipfel bis östlich Seligenstadt nach Süden sowie in spitzem Winkel östlich von Orb bis zum Zusammenfluß von Sinn und Jossa vor.

Hier gelten nun nach Ausweis des Sprachatlas auch eine ganze Reihe von wichtigen anderen Erscheinungen, die eben für die beschriebene Mund-

[1] Die mit * bezeichneten Orte liegen außerhalb des umschriebenen Gebietes.

art bezeichnend sind. Dazu gehört das eigentümliche Zusammentreffen von einsilbiger Adjektiv- und mehrsilbiger Substantivform, wie es in dem Sprachatlasbeispiel *wais sāvə* (oben Satz 32 und S. 25) zum Ausdruck kommt. Denn weiß gilt in einem breiten Streifen zwischen den ungefähren Linien: Saargemünd*-Suhl und: Eisenach*-Dillenburg*-Cochem-Sinzig*-Montjoie*. Seife mit Endung aber reicht von Norden her durch das weiß-Gebiet hindurch, etwa umgrenzt durch die Linie: Braunfels-Frankfurt*-Hanau*-Mainz*-Zwingenberg*-Lindenfels-Weinheim*-Wimpfen*-Bartenstein*-Stadtprozelten-Bischofsheim. Das gesamte Geltungsbereich von *-erchen* wird also von dem von weiß Seife umschlossen.

Auch das eigentümliche Deminutiv *bisi* (Satz 31, vgl. Wrede, Deutsche Dialektgeographie 1, Diminutiva § 42), das allen vier Proben der Mundart gemeinsam ist, gehört in die erschlossene Gegend: zwischen Gießen-Hochheim-Gelnhausen*-Herbstein* nach Süden reichend, fehlt es nur dem über Gelnhausen, Wächtersbach, Orb, Salmünster vorspringenden Ost- und dem äußersten Südzipfel des *-erchen*-Gebietes.

Die Form *wōsə* wachsen reicht von Norden her bis in die Gegend von Würzburg, Frankfurt und Coblenz ins Ost- und Rheinfränkische hinein. Zwischen sie und südliches wachse legt sich ein Gebiet mit der Kompromißform *woksə*, die, teilweise als jüngere Bildung, ja auch in den Mundarten von Neu-Norka und Huck gilt und im Mutterlande mit einem Nordzipfel ihres Geltungsbereichs bei Gelnhausen, Wächtersbach, Büdingen, Salmünster ins *-erchen*-Gebiet hineinreicht.

Die Form *nèit* nicht, die für Jagodnaja, Pobotschnaja, Huck verzeichnet ist, paßt vortrefflich zu der Tatsache, daß die Entwicklung von mhd. *ie* zu *äi* in einem beschränkten Bezirk auch von dem Worte *niht* (mhd. *niet*) mitgemacht worden ist: als größere Grenzorte gehören diesem *näit*-Bezirk an: Gelnhausen, Orb, Wächtersbach, Wenings, Nidda, Münzenberg, Grüningen, Butzbach, Homburg, Windecken. Wieder bleiben hier der Ost- und Südzipfel des *-erchen*-Gebietes außerhalb.

Für bin, sind gilt *sai̥*. Auch dies stimmt für das fragliche Gebiet des Mutterlandes. Denn hier grenzt an einer ungefähren Linie: Otterberg*-Aschaffenburg*-Hammelburg* nördliches *sein* (von Aschaffenburg ab als *sei*) gegen südliches *bin* und *sin*, *sen*.

Weiterhin fällt das *-erchen*-Gebiet auch größtenteils hinein in den hessischen Geltungsbereich der diphthongierten Formen *aich* ich, *maich* mich

usw., der zu umgrenzen ist mit der Linie: Lauterbach*-Herbstein-Soden*, Salmünster*-Steinau-nördlich Rieneck*-Orb-Gelnhausen-Wächtersbach-Büdingen-Windecken-Bockenheim*-Usingen*-Idstein-Camberg-Nassau-Braubach-Montabaur-Hachenburg*-Haiger-Hatzfeld*-Neustadt-Alsfeld*.

Diese geographischen Beobachtungen lassen kaum einen Zweifel darüber, aus welchem engeren Gebiet des Mutterlandes die in Frage stehenden Kolonistenmundarten herzuleiten sind. Eine willkommene Bestätigung erfahren sie dazu noch durch ein glücklicherweise zugängliches Verzeichnis der Besiedler von Jagodnaja Poljana. Von dem dortigen Lehrer Georg Kromm, dessen Familie aus Schotten stammt, ist im Jahre 1910 im Schottener Kreisblatt (Nr. 15—24) eine Reihe von Aufsätzen über seine russische Heimatskolonie veröffentlicht worden. Darin findet sich neben einer wertvollen ausführlichen Dialektprobe (Nr. 22—24)[1] eine Liste »sämtlicher zu Jagodnaja Poljana nach dem alphabetischen Register bestehenden und bestandenen Familiennamen aus dem Personalbuche mit Angabe der Ortsabstammung aus Deutschland« (Nr. 21). Aus ihr ergibt sich, daß die eingewanderten Familien mit wenigen, gar nicht zu rechnenden Ausnahmen dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt entstammen und zwar meist den Kreisen Schotten und Büdingen im Südostteil der Provinz Oberhessen. Als Heimatsorte einer oder öfters auch mehrerer Familien begegnen hier: im Kreise Schotten: Schotten, Ober- und Unter-Lais, Streithain, Weiler an der Noh, Eichelsachsen, Burkhards, Eichelsdorf, Ober-, Mittel- und Nieder-Seemen, Ulfa, Helpershain, Sellnrod; im Kreise Büdingen: Büdingen, Wallernhausen, Lißberg, Bobenhausen, Nidda, Ortenberg, Schwickartshausen, Ranstadt, Heuchelheim (?). Dazu kommt noch die Umgegend von

[1] Einiges aus dieser Probe, das geeignet ist, die obige sprachliche Darstellung zu ergänzen, sei hier angeführt. — Für gemacht erscheint die Form *gemoocht*, wie *Noocht* für Nacht. — Die übliche Schreibung für den mhd. Diphtong *ie* ist wie in den Sprachatlasformularen *äi*. Ihre Verwendung beruht wohl nicht bloß darauf, daß in Teilen des Diphthongierungsgebietes tatsächlich durchweg *ä* (*ē*, *e*) + *i* gilt, sondern auch auf dem Bestreben, den Laut von dem *ei* der nhd. Orthographie (sprachlich *ai*) zu unterscheiden. — Eine altertümlichere Vertretung der Lautgruppe *ägr*, als sie die oben angeführte Form *mēlchə* zeigt, erscheint hier in *Maadcha*, plur. *Marrichen* (vgl. *rānə* oben S. 22). — Das S. 17 erwähnte *sa* zu tritt auf in der Konstruktion *däi s'a hiern* die zu hören (Nr. 22). — Der Konstruktion von Satz 15 entspricht die Fügung *sost wör aich näit d'r öscht' zou dir g'komma* (Nr. 22). — Die oben (S. 27) behandelte Wortstellung zeigt den Satz: *domet's g'haalt det wänn* damit es geheilt täte werden. — Mehrfach ist auch *wu* und *der wu*, *däi wu* als Relativ gebraucht.

Münzenberg in dem westlicher gelegnen heutigen Kreise Friedberg mit einigen Orten.

Danach stammen also die Besiedler von Jagodnaja Poljana ganz überwiegend aus dem südöstlichen Randgebiet des Großherzogtums Hessen, auf das auch gerade die oben behandelten Spracherscheinungen hinwiesen.

Nun scheinen allerdings der Mundart von Jagodnaja und ihren Verwandten einige Merkmale zu fehlen, die für das Heimatgebiet der Kolonisten bezeichnend sind. So herrscht in diesem Gebiet für nichts die Form *naut* — geographisch innerhalb des Geltungsbereiches der unten zu besprechenden hessischen *au* für mhd. *iu* — bis zu einer südlichen Grenze: Soden*-Büdingen*-Staden*-Friedberg-Usingen*-Camberg*-Holzappel*. Meine Aufzeichnungen aber und der Mundartentext im Schottener Kreisblatt zeigen nur *niks*. Für diesen Unterschied dürfte die Erklärung genügen, daß hier die alte Form der ländlichen Mundart derjenigen der städtischen Umgangssprache gewichen ist: unter den Einwanderern waren zahlreiche Städter, und Kromm hebt ausdrücklich hervor, daß nur der bei weitem kleinere Teil von ihnen aus eigentlichen Ackerbauern bestanden habe (Nr. 16).

Der Umgangssprache und nicht dem Dialekt gehört auch die Form *un* und an. Der Sprachatlas verzeichnet statt dessen *ean*, und hier weist auch noch Kromms Schreibung *ön* auf eine Form mit *e*-Vokal. Das *ea* von *ean* ist für ein größeres hessisches Gebiet der gesetzliche Vertreter gewisser kurzer *i*- und *e*-Laute (hier also ahd. *indi* oder *endi*[1]). Ich habe trotz sorgfältigen Aufmerkens bei meinen Gewährsleuten keine Spur dieser Diphthongierungen feststellen können, und auch Kromm schreibt nur einfaches *e* oder *ö*. Vielleicht hat also zur Zeit der Auswanderung der heutige Charakter des Lautes noch nicht bestanden; vielleicht ist er auch unter dem Einfluß städtischer Aussprache aufgegeben worden.

Das 1772 gegründete Dorf Pobotschnaja bildet mit Jagodnaja (gegr. 1767) zusammen ein Kirchspiel, dem auch Neu-Skatowka (Neu-Straub, gegr. 1802) zugehört (Kreisblatt Nr. 16. 18). Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die Mundartenproben von Jagodnaja und Pobotschnaja eine engzusammengehörige Gruppe bilden. Gemeinsam ist ihnen gegenüber den beiden andern

[1] Vgl. Behaghel, Gesch. d. d. Sprache[4] § 131, 1 und die Darstellungen von W. Kroh, Beitr. zur Nassauischen Dialektgeographie, Deutsche Dialektgeogr., hrsg. von F. Wrede, IV und L. Schäfer, Die Schlierbacher Mundart, Diss. Halle 1907, sowie die Karten des Sprachatlas.

behandelten Mundarten besonders das *au* für mhd. *iu* in euch, euer, neu, heute. Entsprechende Formen gelten außer in andern md. Strichen vornehmlich in einem geschlossenen hessischen Gebiete, umgrenzt durch die ungefähre Linie: Lauterbach-Soden*-Wächtersbach*-Orb-Gelnhausen*-Büdingen*-Hanau*-Bockenheim*-Assenheim-Friedberg-Homburg*-Usingen*-Runkel-nördlich Nastätten*-Diez*-Limburg*-zwischen Montabaur* und Hadamar-Westerburg-Driedorf-Herborn-Dillenburg-Biedenkopf-Hatzfeld-Wetter-Rauschenberg-Treisa-Neukirchen-Schlitz. Für Feuer, das nach dem Sprachatlas hier ebenfalls *au* zeigt, habe ich in den Kolonistenmundarten nur die Form mit *oi* gehört. Die Nebenform *uch* für euch aber, die der Sprachatlas innerhalb des *au*-Gebietes verzeichnet, bietet der Text von Pobotschnaja in Satz 31.

Durch die *au*-Grenze werden die Mundarten von Neu-Norka und Huck, in denen durchweg *oi* gilt, in gewisse südlichere oder östlichere Teile des *-erchen*-Gebietes verwiesen (Gelnhausen, Büdingen, Soden), die, abgesehen von einer kleinen Ecke östlich Büdingen, schon außerhalb des großherzoglich hessischen Gebietes liegen. Zwar kann man aus dem zackigen Verlauf der *au*-Linie leicht den Verdacht schöpfen, daß sie in ihrer heutigen Gestalt nicht sehr alt ist. Aber auch andere Merkmale weisen darauf hin, daß in Neu-Norka und Huck, zum Teil auch in Pobotschnaja, sich einige andere Elemente finden wie in Jagodnaja.

Übereinstimmend mit der Sprachatlaskarte für das Heimatgebiet seiner Besiedler zeigt Jagodnaja für trocken die Form *drogənə*, die drei andern Mundarten aber bieten *drǫgələ*, und diese Form gilt noch heute in einem schmalen Streifen hauptsächlich außerhalb der Grenze des Großherzogtums, umschrieben mit der Linie: Gelnhausen*-Wächtersbach-südöstlich und südwestlich Herbstein*-Schotten*-Wenings-Ortenberg*-Büdingen*-Windecken.

Während ich für Jagodnaja *kent* könnt aufgezeichnet habe, zeigen die andern Mundarten die Form *kant*. Für diese bietet die Pause zu der noch nicht fertiggestellten Sprachatlaskarte einen kleinen geschlossenen Geltungsbezirk, in den Gelnhausen, Wächtersbach, Steinau und Schlüchtern hineinfallen, während Salmünster, Soden, Wenings, Büdingen, Windecken außerhalb seiner Grenzen bleiben.

Der Pronominalstamm *uns-* erscheint allein in Jagodnaja als *ůs-*. Dies stimmt zu der Tatsache, daß die nd. Form mit *n*-Schwund vor *s* — hier aber, wie auch eine Anzahl von Sprachatlasformularen lehren, mit erhaltener Nasa-

lierung des Vokals — von Norden her über Wetzlar-Gießen*-Grünberg*-Herbstein*-Wenings-Büdingen*-Gelnhausen*-Frankfurt*-Bacharach*-St. Avold ins Rheinfränkische hineinreicht, wobei zwar das Heimatsgebiet der Besiedler von Jagodnaja, nicht aber einige östliche und südliche Teile des *-erchen*-Bereichs den Stamm *ų́s-* zeigen.

Vom Geltungsgebiet des Deminutivs *bisi* wird durch eine ungefähre Linie: Büdingen*-Butzbach abgetrennt ein nördlicher Teil, in dem der Stammvokal *e* lautet: dementsprechend zeigt die Mundart von Jagodnaja *bẹsi*, die Mundarten von Neu-Norka und Huck *bisi*.

Für viel sagt man in Jagodnaja *féil* (Satz 29, bei Kromm *väil*), und wieder gilt diese Form in der Heimat für einen Bezirk, der Schotten, Wenings, Ortenberg, Staden, Nidda, Münzenberg, Lich, Laubach umschließt.

Und endlich ist beachtenswert, daß das Zahlwort vier, abweichend von der sonstigen Diphthongierung zu *väier*, in einer nördlichen Ecke mit Laubach, Hungen, Münzenberg, Nidda, Ortenberg, Schotten als vier erscheint: entsprechend hat Jagodnaja *fir* (Satz 5) im Gegensatz zu dem *féir* der andern Mundarten.

Verwickelt sind die Verhältnisse bei den auf *-n* ausgehenden Formen des Präsens haben (mhd. *hân*). Für die 1. sing. gilt nach dem Sprachatlas in einem schmalen, Ziegenhain, Alsfeld, Herbstein, Schotten, Soden, Wächtersbach, Orb einschließenden Streifen *ho*; westlich davon *hu* in einem Gelnhausen, Büdingen, Staden, Ortenberg, Wenings, Nidda umfassenden und von Münzenberg ab sich stark nach Westen erweiternden Gebiete; westlich von *hu* dann *hun* und östlich von *ho* ein *hon*. Ganz ähnlich ist die Verteilung der entsprechenden Formen für den Inf. und die 1., 3. Plur., nur daß beim ersteren das geschlossene *hon*-Gebiet östlich von *ho* fehlt. Die Gewährsmänner bieten hier, soweit sie nicht halb schriftsprachliche Formen brauchen, für Jagodnaja: 1. Plur. *hó*, Inf. *hǫ́* (Kromms Dialektprobe zeigt aber durchweg *hu*); für Pobotschnaja: 1. Sing. *hun*, 1. Plur. *hun*, 3. Plur. *hų́*; für Huck: 1. Sing. *hó* (*hónich* habe ich), Inf. *hó*, *hú*, 1., 3. Plur. *hó*, *hǫ́*, *hú*; für Neu-Norka: 1. Sing., 1., 3. Plur. *hun*, Inf. *hų́*. Bestimmte geographische Schlüsse lassen sich aus dieser Verteilung kaum ziehen, zumal bei einem und demselben Sprecher Schwankungen vorkommen und auch der grammatische Abriß lehrt, daß die Vertretung der Lautgruppen *an* und *ân* keine einheitliche ist.

Von Bedeutung ist dagegen die Behandlung des Vokals im Verbum tun. Während die Probe aus Pobotschnaja entsprechend den Verhältnissen

im Hauptteil des hessischen Diphthongierungsgebietes durchweg *óu*, *ou* zeigt, bieten Huck und Neu-Norka fast ausnahmslos *ó*, Jagodnaja aber *ú*. Ersterer Vokal kommt nach der Sprachatlaskarte tun (3. Plur.) einem südlichen, größtenteils außerhalb der Grenzen des großherzoglichen Gebietes liegenden Bezirk mit Soden, Wächtersbach, Büdingen, Windecken, Steinheim zu, *u* dagegen einem kleinen nördlichen Gebiet, in das außer Grünberg, Laubach, Herbstein, Lauterbach auch Schotten gehört.

Nicht geographisch verwertbar ist endlich eine Abweichung der Neu-Norkaer Mundart von den anderen, nämlich die Vertretung der Lautgruppen *ir* und *ür* durch *ér*. Denn hierfür gibt es zwar (Sprachatlas ihr Satz 28) nur nördlich von Schotten ein geschlossenes oberhessisches Gebiet; aber auch südlich von diesem begegnen für zahlreiche Orte Einzelschreibungen mit *e*.

Damit sind für die Heimatbestimmung der untersuchten Mundarten feste Ergebnisse erlangt. Den größeren Rahmen, in den sie hineingehören, bietet die Grenze für das *-erchen*-Deminutiv. Innerhalb dieses Gebietes stimmt die Mundart von Jagodnaja gut zu dem noch heute in dem hauptsächlichen Heimatsgebiet seiner Besiedler — Teilen der Kreise Schotten und Büdingen — geltenden Dialekt. Die andre Mundartengruppe (Huck, Neu-Norka), der sich in einzelnen Punkten auch der Dialekt von Pobotschnaja anschließt, zeigt Erscheinungen, die weiter nach Süden oder Osten, zum Teil über die Grenzen des Großherzogtums Hessen hinaus, weisen. Da dem östlichen Zipfel des *-erchen*-Gebietes wichtige Merkmale wie die Diphthongierung von *uo*, *üe*, *ie* und das Deminutiv *bisi* fehlen, kommt als Heimat dieser Mundarten vielleicht besonders der Süden des Gesamtgebiets, etwa die südwestliche Nachbarschaft von Gelnhausen, in Betracht.

Fast genau 100 Jahre vor der Anlegung der deutschen Wolgakolonien ist eine Probe der soeben behandelten Mundart im Heimatsgebiet aufgezeichnet worden: von der Feder des aus Gelnhausen gebürtigen Verfassers des Simplicissimus. Die Worte, die er den »Spessarter Bauernbuben« mit seinem »Knän« wechseln läßt[1], zeigen aufs schönste, wie der Dialekt jener

[1] »*Bub, biß flissig, loß di Schoff nit ze wit unnananger laffen, un spill wacker uf der Sackpfiffa, daß der Wolff nit kom und Schada dau, dan he yß a sölcher veyrboinigter Schelm und Dieb, der Menscha und Vicha frisst, un wan dau awer fahrlässj bisst, so wil eich dir da Buckel arauma.*« »*Knäno, sag mir aa, wey der Wolff seyhet? Eich huun noch kan Wolff gesien.*« »*Ah, dau grober Eselkopp, dau bleiwest dein Lewelang a Narr; geith meich wunner, was auß dir wera wird; bißt schun su a grusser Dölpel un waist noch neit, was der Wolff für a veyrfeussiger Schelm iß.*« (Buch 1, cap. 2.) — »*Gnädiger Hearr, eich darff's ouch werli neit sän.*« (Buch 5,

Gegenden durch drei Jahrhunderte hindurch seine grundlegenden Züge kaum verändert hat: wie ihn im 17. Jahrhundert der Gelnhauser Johann Jakob Christoffel sprach oder in der Nachbarschaft seines Heimatsortes kennenlernte, so ist er in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts von deutschen Auswanderern mit nach Rußland geführt worden und wiederum mehr als 100 Jahre später in den Formularen zu Wenkers Sprachatlas zur Aufzeichnung gelangt.

D. Zur Grammatik und Heimatsbestimmung der in Probe III vorgeführten Mundarten.

Die Mundarten von Köhler und Leichtling sind der vorher behandelten Gruppe eng verwandt. Auch sie bilden den Plur. der Deminutiva auf *-erchen*: *hergotšwelmṛjṇ* Schwalben (vgl. Satz 26). Und in den meisten Punkten der Grammatik kann der oben gegebene Abriß auch für sie gelten.

Die verschiedenartige Behandlungsweise des kurzen *a* bei Erhaltung der Kürze, Dehnung und Kürzung, sowie unter Einwirkung benachbarter Konsonanten ist hier die gleiche wie dort. Der dunkle vor mhd. *ht* und *hs* stehende Laut ist, wenigstens bei den Gewährsmännern aus Leichtling, ein stark nach *u* hin neigendes *ọ*: *šlọchdə* schlachten, *wọksə* wachsen usw. Das gedehnte *a* erscheint in beiden Mundarten fast als geschlossenes *ó*, ohne doch völlig mit dem aus mhd. *â* und dem aus *a* vor Nasal entwickelten *ó* zusammenzufallen.

Derselbe dunkle *ō*-Laut ist auch in gewisse Formen der Wörter eingeführt worden, welche die Lautgruppe *age* enthalten: neben regelrechtem *sāt* sagte, *ksāt* gesagt, *māt* Magd, *mādə* Mägde steht so: *sōǧə* sagen, *sōch* sag, *drōǧə* tragen, *kšlōǧə* geschlagen und mit entsprechender Kürzung: *nọǧl* Nagel, *wọǧə* Wagen (Leichtling).

Zur Frage nach der Scheidung der kurzen *e*-Laute sind *bleḍṛ*, *sẹks*, *tswẹləf* und außerdem aus dem Wortschatz von H *bẹzṛ* besser, *šwẹsdṛ* Schwester,

cap. 8). — Das *oi* für mhd. *ei*, das hier in *veyrboinigter* begegnet, gilt — vielleicht in einem Rest eines früher größeren Gebietes — nach Ausweis des Sprachatlas (Seife, Kleider, kein, heim, Fleisch, Eier) noch heute in einem kleinen Bezirk unmittelbar um Wenings. Das Wort *Knän* ist wohl wie in der Kolonistenmundart so auch in der Heimat inzwischen ziemlich ausgestorben (vgl. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen »Gnenn«). Die Form *Mouder* Mutter (Buch 1, cap. 3), einst offenbar auch von weiterer Verbreitung, bezeugt der Sprachatlas wenigstens noch für einen Teil des hessischen Diphthongierungsgebietes.

gesdr gestern anzuführen. Zwischen *ê* und *ē* als Dehnungsprodukten von *e* und *ë* ist nach meinen Aufzeichnungen die Scheidung nicht immer konsequent aufrechterhalten. Das Verbum sehen lautet durchweg *sê* (*sêə*), entsprechend der Vertretung von mhd. *ê* durch *ê* (vgl. oben S. 17). In den Beispielen für *ege* und *ëge* ist überall außer in *mēdjə* Mädchen das *j* bzw. *ch* wieder eingeführt: *sēchst* sagst, *nējl* Nagel (Sing.), *rējə* Regen, *ējə* Egge; bei Kürzung *wejə* Wägen (Köhler); *sêchst* sagst, *drêcht* trägt, *hilêjə* hinlegen, *gəlêcht* gelegt, *rējə* Regen, *rējrt* regnet, bei Kürzung *nejl* Nägel, *wejə* Wägen (Leichtling).

Während die Aufzeichnungen für Köhler noch deutlich für *i* und *u* die verschiedenartige Vertretung durch *i ẹ e, u ọ o* (vgl. oben S. 17f.) zeigen, erscheint bei den Gewährsmännern aus Leichtling durchweg *i* und *u*, und zwar letzteres auch für mhd. *o*.

Mhd. *uo, üe, ie* erscheinen im Gegensatz zu ihrer Behandlung in den oben besprochenen Mundarten als *ú* und *í* und sind vor stimmlosen Lauten zu *u, i* gekürzt: *buch* Buch, *duch* Tuch, *suchə* suchen, *ksucht* gesucht, *bluk* Pflug, *gruk* Krug, *gəruvə* gerufen, *bichr* Bücher, *dichr* Tücher.

Bei inl. *ld* zeigen alte, kalte (Satz 4) zwar durchweg Erhaltung des *d*; der echte mundartliche Standpunkt tritt aber zutage in dem *bal* (Satz 3) von S sowie in *šbālə* spalten, *fālə* Falte (Köhler) und *halə* halten, *šbālə* spalten (Leichtling).

Antritt von *t* an ausl. *s* zeigt *okst* (Leichtling: *ọkst*) Achse (Plur. *oksə*).

Während beim Zahlwort zwei für Köhler noch die mask. Form *tswê* (*tswê hun* zwei Hunde) neben dem Neutr. *tswā* bezeugt wird, brauchen die Leichtlinger durchweg *tswā*.

Im Wortgebrauch gelten die oben S. 28 verzeichneten Beispiele auch für die hier behandelten Mundarten. Nur die Form von Geiß weicht ab: das Wort lautet hier: *gās*, Plur. *gāzər*, Demin. *gēschə*, Plur. *gēzrjn*. Angeführt seien ferner aus Leichtling: *garkjəšdọbə* Korken und *dālə* (*gədālt*) tauen.

Es fragt sich nun, ob die Abweichungen der vorliegenden Mundarten von den oben behandelten sich geographisch noch innerhalb des *-erchen*-Gebietes (oben S. 28), in das sie ja gehören, nachweisen lassen. Schon die Mundart von Huck (Probe II) zeigte gelegentlich zwei dieser abweichenden Erscheinungen: in den Fußnoten auf S. 12f. sind einige Fälle verzeichnet, in denen sie neben regulärem *í* und *ú* für mhd. *é, œ* und *ó* viel-

mehr *ê* und *ô* zeigt, und desgleichen hebt sich von dem sonstigen Gebrauch der behandelten Vogelsberg-Spessart-Gruppe ihr mehrmaliges *dês* für betontes das ab. Beides, sowohl die *ê* und *ô* für mhd. *ê*, *œ*, *ô* wie *dês*, *des*, *es* für das, findet sich nun auch in den Mundarten von Leichtling und Köhler.

Die *î* und *û* für mhd. *ê*, *œ*, *ô* gelten in einem großen, nach Westen und Nordwesten ins Rheinische sich fortsetzenden Gebiet, dessen Ost- und Südgrenze ungefähr durch folgende Linie gebildet wird: Waldkappel*–Alsfeld–Lauterbach*–Herbstein*–Wenings–Büdingen–Gelnhausen–Seligenstadt–Dreieichenhain*–Frankfurt*–Bockenheim*–Hochheim–Mainz*–St. Goarshausen*–Trarbach–Trier. Durch diese Linie wird also dem östlichen, über Soden, Salmünster und Orb vorspringenden Zipfel des *-erchen*-Gebietes (S. 28) *ê* und *ô* zugewiesen. Und wenn die Gewährsmänner aus Köhler und Leichtling abweichend von ihrem sonstigen *ô* in *ûrn* Ohren, *wû* wo ein *û* sprechen, so stimmt das gerade zu der Tatsache, daß eben in diesen Wörtern das *û* auch im Mutterlande über die gegebene Grenze nach Osten hinausreicht.

Ungefähr dem gleichen Bezirk wie die durchgängigen *î* und *û* für *ê*, *œ*, *ô* fehlen aber in Übereinstimmung mit den Mundartenproben aus Köhler und Leichtling auch einige weitere Merkmale des Schotten-Gelnhausener Dialektes. Dahin gehören die diphthongischen Vertretungen von mhd. *uo*, *üe*, *ie* samt der Negation *nèit*, die ostwärts nur bis Wächtersbach und Orb reichen (s. oben S. 28f.); ferner das Deminutiv *bisi* (oben S. 29), die Form *trockel* (S. 32) und, wenigstens für Teile des Gebietes, die Pronominalformen *aich*, *maich* usw. (oben S. 29f.).

Das *a* in *kant* könnt dagegen, das die Mundart von Köhler noch zeigt, gilt tatsächlich in einem Teile des in Frage stehenden Ostzipfels (oben S. 32), und ähnlich verhält es sich mit dem *ô* im Präsensstamm von tun (oben S. 33f.). Für mhd. *hân* haben zeigt der Text aus Köhler *hon* in trefflicher Übereinstimmung mit den Sprachatlaskarten (oben S. 33). Wenn die Leichtlinger statt dessen *hun* sagen, so mag das darauf beruhen, daß die kurzen *o*-Laute bei ihnen überhaupt durchgängig als *u* erscheinen (oben S. 36). Auch der Plur. *baur* (Leichtling und Köhler) gehört hierher; er gilt in einem Gebiet östlich der Linie: Herbstein*–Salmünster–Gelnhausen*–Lohr*, und wohl als ein Einschlag aus dieser östlichen Nachbarmundart findet er sich auch im Dialekt von Jagodnaja Poljana (Satz 37).

Schließlich reichen auch noch eine Reihe weiterer hier bedeutsamer Erscheinungen in das bezeichnete Gebiet hinein oder wenigstens bis in seine Nachbarschaft.

Die Grenze für südliches *ai* gegenüber nördlichem *oi* aus mhd. *iu* (*lait* — *loit* Leute) überschreitet den Rhein zwischen Koblenz* und Nieder-Lahnstein und verläuft dann über Westerburg*–Langen-Schwalbach–Wiesbaden–Eppstein–Homburg*–Höchst*–Frankfurt*–Dreieichenhain*–Seligenstadt*–Aschaffenburg–Wörth–Michelstadt–Forchtenberg und weiter nach Nordosten und Norden. Zwischen Seligenstadt und Aschaffenburg aber stößt das *ai*-Gebiet in einem schmalen, Orb, Wächtersbach und Salmünster-Soden einschließenden Zipfel nach Norden vor. Dazu stimmt das *ai* der behandelten Mundarten.

Wenigstens bis Wächtersbach und in die westliche Nachbarschaft von Salmünster reicht ein großes südliches Gebiet, in dem *des* für das gilt und dessen Grenze nach Westen zu dann folgendermaßen verläuft: Gelnhausen*–Hanau–Frankfurt–Homburg–Langen-Schwalbach*–Eltville–Alzey–Rockenhausen–Kaiserslautern*–Neustadt–Landau–Germersheim–zwischen Rheinzabern* und Karlsruhe–zwischen Weißenburg* und Lauterburg–Bitsch–Lützelstein–Saarburg*.

Wenn in der Leichtlinger Mundart das Adverb auf als *auf*, die Präposition als *uf* erscheint (vgl. Satz 2, 32, 36, 38), so stimmt dies, falls nicht schriftsprachliche Einflüsse hineinspielen, dazu, daß ein großes bayrisch-ostfränkisches Gebiet mit *auf* (Adv.) bis nördlich Meiningen reicht und seine Grenze dann weiterhin nördlich von Schlüchtern und zwischen Soden und Steinau, Rieneck und Gemünden durchgeht.

So finden sich in dem Ostzipfel des *-erchen*-Gebietes die wichtigsten Elemente beisammen, aus denen die Mundarten von Köhler und Leichtling sich aufbauen. Es muß aber doch hervorgehoben werden, daß manche der hier geltenden Erscheinungen auch von Besiedlern aus weiter abgelegenen Landstrichen stammen können. Denn es finden sich auch Formen in diesen Dialekten, die über die Nachbarschaft des erschlossenen möglichen Heimatsgebietes hinausweisen. In Leichtling gilt *het* für die 2. Plur. habt. Der Geltungsbereich dieser Form aber liegt erst weiter südlich. Auf Grund der Pausen zu der noch nicht fertiggestellten Sprachatlaskarte umgrenze ich ihn östlich, nördlich und westlich mit der ungefähren Linie: Weikersheim–Stadtprozelten–Obernburg–Babenhausen–Mainz*–Wiesbaden*–

Langen-Schwalbach*–Bacharach*–Bingen–Kreuznach*–Gaualgesheim–Oppenheim*–Worms*–Frankenthal–Speyer*–Philippsburg.

Auch in zwei weiteren Fällen zeigt die Mundart von Leichtling eine südlichere Erscheinung: nämlich einmal *fór*, *fórə* vor, für gegenüber dem *fir*, *fír* von Köhler und der Schotten-Gelnhausener Gruppe (Satz 5, 32, 36, 37). Der Sprachatlas hat hier ein großes süddeutsches *for*-Gebiet mit Mannheim als Mittelpunkt, dessen Nordrand durch die ungefähre Linie: Bacharach–Wiesbaden*–Mainz–Oppenheim–Bensheim–Babenhausen–Höchst* –Frankfurt–Steinheim–Obernburg gebịldet wird. Mit den im folgenden Kapitel zu behandelnden südlicheren Mundarten stimmt Leichtling auch überein in der Form *šun* sonst (Satz 22, vgl. Probe IV, V).

Kapitel 2.

Hessisch-Pfälzische Mundarten.

A. Sprachproben.

Probe IV.

Mundart von *Schäfer* (Lippowka), Kreis Nowo-Usensk, Gouv. Samara (evangelisch).

In den Fußnoten Abweichungen eines zweiten Gewährsmannes, dessen Vater auch aus Schäfer stammt, der aber selbst in Frankreich, Kreis Nowo-Usensk, wohnt.

1. *dṛ windṛ fliə*[1] *di drugənə blẹdṛ in di*[2] *luft rom.*
2. *es hērt glaich uf tsú šnêə, un nó wet̕s wedṛ widṛ bẹsṛ.*
3. *dú kólə in ówə, dos di milich grel kọcht*[3].
4. *der gûdə aldə man is min gaul darichs ais gəbrọchə un is ins kaldə wasṛ kfalə.*
5. *er is for fêr odṛ sẹks wọchə kšdarwə.*
6. *des faiṛ wōr tsû šdarək, di kûchə sin unə gants šwarts gəbrent.*
7. *ēr est di aiṛ imṛ ónə sals un pevṛ.*
8. *di fis dûmṛ wê, ich glāp ich hepmṛžə darichgəlọvə*[4].
9. *ich wōr bai der frā un hepsərə ksāt un si họt ksāt, si wults ach iwṛ êrə dọchdṛ*[5] *sā*[6].
10. *ich wils ach nẹt mēr widṛ dûə.*

---

[1] *flijə.* [2] *in dṛ.* [3] *ō̦faŋə dút tsú kọchə.* [4] *úfgəlọfə.* [5] *irṃ mēdjə.* [6] *sāə.*

11. *ich šlāch dêr[1] glaich dṛ kọchšebṛ widṛ di[2] ọrə. du af.*

12. *wô[3] gêsdû hi, sọlə mêr[4] mitgêə?*

13. *es sain šlechdə tsaidə[5].*

14. *mai[6] liwəs kint, blaip hêr[7] šdêə, di bêzə gens baizə dich dôt.*

15. *dû hôst[8] hait gût gəle'nt un wōršt brāf, dû derfst ēr[9] hām gêə wi di andrə.*

16. *dû bist noch nẹt grôs gənuŋk, ā budél woi austsudriŋgə, dû must eršt noch waksə un grêzṛ werə.*

17. *gê sai sô gût un sā dainṛ šwestṛ, di sọl di glādṛ fêr[10] airə mọdṛ ferdich nêə un mit di[11] beršt sauwṛ machə.*

18. *wansdṇ gəkent hest, un dô wēr des andṛšt warə un es dêt besṛ umṇ šdêə.*

19. *wēr hôt mêr[12] moin[13] karəp mit flāš kšdôlə?*

20. *der dût sô, wanzṇ tsum mašinə[14] pšdelt hedə, si hens selwṛ gədûə[15].*

21. *wem hôdṛ di naiə kšichdə frtsē'lt?*

22. *dô musmṛ laut graišə, šunst[16] fṛšdêdṛ am nẹt.*

23. *mêr žin mid un hen daršt.*

24. *wimṛ gesdṛ ôwṃt tsurik sin kọmə, hen di andrə šun im bet gəlêə un hen fest kšlôvə.*

25. *dṛ šnê is hait nacht laiə gəbliwə, awṛ hait marijṇt isṛ fṛgaŋə[17].*

26. *hinṛ unzṛ haus šdêə drai šênə eblbêmjṛ[18] mit rôdə ebljṛ.*

27. *kend êr nẹt ṇ āgəblik uf uns wardə[19], nô gêəmṛ mid aich.*

28. *êr derft nẹt sô kinṛšbil machə.*

29. *unzṛ berijə sin nẹt sô hôch, airə sin fil hêjṛ.*

30. *wivḷ punt waršt wuldṛ hôn* (oder *hebə*)[20] *un wivḷ punt brôt?*

31. *ich fṛšdê aich nẹt, êr mist ə bischə laudṛ blaudrə[21].*

32. *hedṛ net a šdigljə waisə sāf uf moi[22] diš kfunə?*

33. *sai brûdṛ wil sich tswai šênə naiə haisṛ uf sain gardə bauə.*

34. *des wa't kọmt fọn hertsə.*

35. *dês wōr recht fọn inə.*

36. *was sitsə dô farijə fêjljṛ owə uf di[23] maurṛ?*

37. *di baurə hen finəf ọksə un nain ki un tsweləf šôf fọrdṇ[24] darəf[25] gəbrọcht, di wuldəzə fṛkāvə.*

---

[1] *šlādṛ.* [2] *umdṛ.* [3] *wû.* [4] *mṛ.* [5] *es is armə tsait.* [6] *ma.* [7] *dô unə.* [8] *họst.* [9] *ênṛ.* [10] *far.* [11] *midṛ.* [12] *hôtmṛ.* [13] *dēn.* [14] *ausraidə.* [15] *gədôə.* [16] *šọn.* [17] *fṛdaut.* [18] *bēmjṛ* [19] *lûrə.* [20] *hau.* [21] *šwetsə.* [22] *ma.* [23] *dṛ.* [24] *farn.* [25] *darf.*

38. *di lait sin hait al draus ufs*[1] *felt un mêə.*
39. *gê nār dr̥ brauṇə hunt dûdr̥ niks.*
40. *ich bin mit di*[2] *lait dô hinə iwr̥ di*[3] *wizə ins ka*ʳ*n kfārə.*

Probe V.

Mundart von *Neu-Weimar*, Kreis Nowo-Usensk, Gouv. Samara (evangelisch).

1. *ẹm wẹndr̥ flijə di drugnə bledr̥ in dr̥ luft rọm.*
2. *des hērt glaich uf tsû šnêə, un nô werts wedr̥ widr̥ besr̥.*
3. *dû kôlə in ọwə, das di milch grel kọcht.*
4. *der gût alt man is midṃ gaul ẹns ais gəbrọchə un is ẹns kaldə wasr̥ kfalə.*
5. *ēr is fôr fir odr̥ seks wọchə kšdarwə.*
6. *des fair̥ wār sô šdarək, di kuchə sẹn unə gans šwarts gəbrent.*
7. *dēr est di āịr imr̥ ûnə sals un ûnə pevr̥.*
8. *di fis dûmr̥ wêə, ich glāp, ich hep mr̥žə darichgəlọfə.*
9. *ich bẹn bai dr̥ frā gəwest un hepsərə ksāt un di sākt, di wọlts ach irər dọchdr̥ sāgə.*
10. *ich wils nẹt mi dọ.*
11. *ich šlākdr̥ glaich midṃ kọchlefl um di ôrə, du af.*
12. *wô gišdû hi, sọləmir midr̥ gi?*
13. *des sin jets šlechdə tsaidə.*
14. *mai lip kẹnt, blaip dô ọnə šdē, di bêsə gens baisə dich dôt.*
15. *dû họšt hait am mē*ʳ*šdə (bešdə) gəlē*ʳ*nt un bišt gût gəwest, dû derfšt frīər hām gê wi di anrə kẹnr̥.*
16. *dû bišt nọch nẹt grôs gənuŋk, um a bọdél wọi tsə drẹŋge, dû mušt eršt nọch waksə un grêzr̥ werə.*
17. *gi sai sô gûət un sāk dainr̥ šwestr̥, si sọl di glaidr̥ fọr air̥ mamə ferdich nêə un midr̥ beršt sauwr̥ machə.*
18. *hešt dû in gəkent, nô wērš anr̥št gəwest un nô dêts besr̥ umṇ šdē.*
19. *wer hôt mr̥ main karəp mit flāš ksdôlə?*
20. *er dût sô, sô wanzṇ tsum mašinə bəšdelt hedə; si hens awr̥ selwr̥t gədọ.*
21. *wem họdr̥ di naiə sachə fr̥tsêlt?*
22. *ich mus laut graišə, šun fr̥šdêdr̥ mich nẹt.*

---

[1] *ufṇ.* [2] *denə.* [3] *dr̥.*

23. *mir sẹn mid un hen daršt.*

24. *wi mṛ gestr ówət tsúrik sẹn kọmə, dó lijə di anrə šọn ẹm bet un wārə fešt am šlófə.*

25. *dṛ šnê is hait nac͜ht bai uns lijə gəbliwə, awṛ hait marijət izṛ fṛgaŋə* (*fṛdāt*).

26. *henṛ unsrṃ haus šdênə drai šênə eblbēmrc͜hn mit ródə ebḷ.*

27. *kindṛ nẹt noc͜h ān āgəblik uf uns lúrə, nó gênəmir mid aic͜h.*

28. *ir derft só ka kẹnṛkšbil mac͜hə.*

29. *unsṛ berijə sẹn nẹt só hóc͜h, aiṛ berijə sẹn filə hêjṛ.*

30. *wifḷ pọnt waršt un brọot wọldir hó?*

31. *ic͜h fṛšdê aic͜h nẹt, ir mist ạ bisc͜hə laudṛ šwetsə.*

32. *hedir nẹt ạ šdiglc͜hə waisi sāvə uf airṃ diš kfọnə?*

33. *sai brúdṛ wil sic͜h tswā šênə naiə haisṛ in airṃ gārdə bauə.*

34. *dês wart kọmdṃ fọm herts.*

35. *dês wār rec͜ht fọn dem.*

36. *was sitsə dó forijə fêglc͜hn uf dṛ maur?*

37. *di baur hen fẹnf ọksə un nai ki un tsweləf šóf fôrs darəf gəbroc͜ht, di wuləzə fṛkāfə.*

38. *di lait sẹn hait al draus ufṃ feld un mêə.*

39. *gê nar, der brạu hunt dúdṛ niks.*

40. *ic͜h bẹn midṛ lait dó hẹnə iwṛ di wizə ẹns karn kfārə.*

Probe VI.

Mundart von *Preus* (Krasnopolje), Kreis Nowo-Usensk, Gouv. Samara (katholisch), in eigenhändiger Niederschrift eines von dort gebürtigen Gewährsmannes.

Die Fußnoten verzeichnen die Abweichungen meiner eignen phonetischen Aufzeichnung der Sätze nach der Aussprache desselben (K) sowie noch eines andern aus Preus stammenden Gewährsmannes (G).

1. Im Winder fliehn[1] die Truckne Blätter in dr Luft rum.

2. S. hört gleich uf zu schneigen[2] dann werß wetter wider besser.

3. Tuh Kohle in Ofe das die Millich Hortig S. koche ofangt.

4. Der gute alte Mann is mit dem gaul[3] dorchs Eis gebroche un ins kalte wasser gefale.

---

[1] *flijə* K, *flijə* G. [2] *šnaijə* K, *šnéə* G. [3] *mitṛ gail* G.

5. Er is vor vier ofer sechs woche gestorfe.

6. Des Feur wahr so ärich die Kucha sein jo une ganz schwarz gebrent.

7. Er eßt die Ager immer ohna Salz un Peffer.

8. Die Füß thu mr weh ich glafe[1] ich Hun sa[2] dorchgelofe[3].

9. Ich wahr ber[4] dr Frau und Hun es ihr gesaht un sie saht sie wolz ach ihrm Mächge sahn.

10. Ich wils ach Net mi[5] wieder thu.

11. Ich schlae[6] dr gleich mit m Kochlöffel um[7] die Uhre du Af.

12. Wo gihst du hi solle mer mit gihe[8].

13. Es sein[9] schlechte Zeite.

14. Ma lifes Kind, blei dou unno stiehe[10] die bise[11] Gänse beise dich Tudt[12].

15. Du host heut am merste[13] gelernt un bist ortlich gewest du derfst[14] enter Ham[15] gēhe als die anre.

16. Du bist noch net groß genung um a Potel wei austrinken du mußt erst noch bisge wachse un größer were.

17. Gi sei so gut und sah Deinner Schwäster sie Sol die Kleider[16] for eur Muter fertig nähe un mit der Verst sauber macha.

18. Häften gekent, do[17] wärschs aners komme un es deht m beser stehe[18].

19. Wer hot mr man Korb mit Flasch gestohle.

20. Er duht so als hät es sen zu ausreiben[19] . . . sie huns ofer selbst[20] gedue.

21. Wem hot er die neue Geschichte verzählt[21].

22. Mr muß Hart greische sonst verstiht er uns net.

23. Wir sein[22] müd un Hun dorst.

24. Wiemr gester ofend zurick komme sein[23] do leie di anre schun im bet un schlofe[24] fest.

25. Dr Schnee[25] is di Nacht bei uns Leihe gebliefe[26] ofer heut Morgend is er vergangen[27].

26. Hener unserm Hause stihn drei schönne[28] äpelbämger mit roten äpel.

27. Könt er net noch an Achgeblik uf uns warte[29] do gehn[30] . . . mit euch.

28. Ihr derft so ka Kinderei dreife.

---

[1] *glāp* K G. [2] *humṛžə* K. [3] *gəlāfə* K, *gəlāvə* G. [4] *bai* K G. [5] *mé* G. [6] *šlan* K, *šlān* G. [7] *wẹdṛ* G. [8] *géə* G. [9] *sain* und *sen* K, *sin* G. [10] *šdéə* K G. [11] *garšdijə* G. [12] *doọt* G. [13] *dṛ best* G. [14] *deršt* G. [15] *hām* K G. [16] *di sach* G, vgl. *das sach* SEELMANN. [17] *un dó* G. [18] *šdiə* K. [19] auch *drabə* d. i. »trappen, treten« K. [20] *selwṛšt* K. [21] *dés naiə ksacht* G. [22] *sin* G. [23] *sin* K, *wi ich hām sai komə* G. [24] *hun kšloofə* G. [25] *šni* G. [26] *gəbliwə* K G. [27] *fṛdaut* K G. [28] *šēnə* K. [29] *lúrə* K. [30] *giəmṛ* K, *gémṛ* G.

29. Unser Berge sein net so Hoh eire sein vil Höchger.
30. Wievil Punt worst und wievil brod[1] worter[2] Hun.
31. Ich verstehe[3] euch net ihr müßt ein bischgen Härter sprächgen[4].
32. Habter[5] kah Stückchen[6] weise Saf for mich uf mam Tisch gefunna.
33. Sah bruter wil sich zwah schönna[7] neue Häuser in eier Garten bauen.
34. Das wort komt im vor Herßen.
35. Des wahr Recht von em.
36. Was sitzen do die Vogelchen[8] ofen auf dem Mäuerchen.
37. Die bauer[9] Hun fünf Ochse un neun[10] Kühe un zwelf Schof for das dorf gebrocht[11] die woltens verkaufen.
38. Die leid sein[12] Heut al drausen uf em Feld und mähen.
39. Geh nor der braune Hund thut dir niks.
40. Ich sein mit den[13] leut do hinno iber di wis ins Korn gefahren.

B. Grammatischer Abriß der Mundart von Neu-Weimar.

1. Vokale.

Mhd. *a.* — Bei erhaltner Kürze gilt *a,* auch in *fadr̥* Vater, *šadə* Schatten, *hamr̥* Hammer, *das* das, *was* was, *ap* ab, *šwalm* Schwalbe; desgleichen vor *hs* und *ht*: *aks* Achse, *šlachdə* schlachten usw. sowie vor *l* + Dentalverschluß, wo die Dehnung unterbleibt: *šbaldə* spalten, *falt* Falte usw.

Vor *sch* gilt *e* in *eš* Asche, *wešə* waschen, aber *maš* Masche.

Bei Dehnung ist *ā* eingetreten: *bādə* baden, *mālə* mahlen, *grās* Gras, *rāt* Rad usw.; auch vor *r*: *bārt* Bart, *wārts* Warze, in der Lautgruppe *age*: *ksāt* gesagt, *māt* Magd sowie vor erhaltenem Nasal: *lām* lahm, *nāmə* Name. Alle diese *a* — die gedehnten im allgemeinen stärker als die kurzen — haben in der Aussprache des Gewährsmanns eine ziemlich dunkle Färbung.

Wo folgender Nasal geschwunden ist, gilt deutlich nasaliertes *ō̜*: *ō̜faŋə* anfangen, *drō̜* dran, *aisəbō̜* Eisenbahn, *tsō̜* Zahn.

Mhd. *e* und *ë.* — Bei erhaltner Kürze zeigt sich bei dem Gewährsmann aus Neu-Weimar kein Unterschied beider Laute, während ich aus der Mundart von Schäfer einige *ẹ* für mhd. *e* aufgezeichnet habe: *blẹdr̥*, *bẹsr̥*, *sẹks.*

[1] *broọt* G. [2] *wort* ist wohl Schreibung für *wọt,* vgl. *sọt* soll(s)t unten S. 49. [3] *fr̥šdi* K, *fr̥šdin* G. [4] *blaudrə* G. [5] *hodr̥* K G. [6] *šdiglјə* K. [7] *šénə* K. [8] *féjljr̥* K G. [9] *baurə* K G, also Schreibfehler. [10] *nai* K. [11] *gəbrócht* K G. [12] *sin* K. [13] *denə* K, *dénə* G.

Vor *r* gilt stets stark offenes *e*.

Kurzes *e* ist auch erhalten vor *ht*: *recht* recht, *gnecht* Knecht, *rechts* rechts.

Für gedehntes *e* deutet das aufgenommene Material noch auf eine ursprüngliche Scheidung in *ē* (< *ë*) und *ê* (< *e*): gedehntes Umlauts-*e* erscheint fast durchweg als *ê*: *tsê* Zähne, *kwênə* gewöhnen, *êzl* Esel, *êk* Egge, *lêjə* legen, *hêwe* Hefe, *hêwə* heben. Dagegen ist gedehntes *ë* nicht immer deutliches *ē*, sondern schwankt teilweise zwischen *ê* und *ē*. Wo Dehnung in offner Silbe nicht erhalten blieb, erscheint gerade für *ë* öfters geschlossene Qualität: *nemə* nehmen, *ledr* Leder, *gewə* geben, *fedrn* Federn.

Festes *ê* zeigt *sêə* sehen, *ksêə* gesehen, dessen Stammvokal mithin auch hier (wie oben S. 17) mit mhd. *ê* zusammengeht.

Mhd. *i*. — Für kurzes *i* ist *i* die normale Vertretung; nur vor Nasal erscheint fast durchweg *e*: *ben* bin, *en* in, *sen* sind, *šben* Spinne, *fenə* finden, *lenəbēm* Linden, *benə* binden, *henr* hinten, *kent* Kind, *kenr* Kinder, *went* Wind, *wendr* Winter, *blen* blind, *reŋ* Ring, *feŋr* Finger, *frdeŋə* vermieten, *leŋs* links, *seŋə* singen.

Vor *r*-Verbindungen gilt stark offenes *e*: *eršt* irrst, *heršə* Hirse, *keršə* Kirsche, *wet* wird, *kerich* Kirche.

Bei Dehnung erscheint *i*: *bin* Biene, *šbilə* spielen usw., auch vor *r*: *mir* mir, *dir* dir.

Kürze steht in *richl* Riegel, *gəridə* geritten, *lijə* liegen, desgleichen in *ich* ich, *mich* usw.

Mhd. *o*. — Mhd. *o* ist durch *o*, bei Dehnung durch *ó* vertreten: *šlogrfas* Schlotterfaß (vgl. D. Wb. Schlotterfaß), *só* Sohn.

Vor *r*-Verbindungen ist es in *a* übergegangen: *darəf* Dorf. *marijət* morgen usw.

Der Umlaut ist *e*, gedehnt *ê*: *sê* Söhne.

Deutliches *u* erscheint in *drugə* trocken.

Mhd. *u*. — Für *u* steht bei Kürze gewöhnlich *u*: *frucht* Getreide usw. Nur vor Nasal erscheint, wenn auch nicht durchgehend, *o*: *rom* herum, *dom* dumm, *grom* krumm, *pont* Pfund, *šdromp* Strumpf, *kfonə* gefunden, *gəbonə* gebunden, *joŋ* Junge. Vor *r*-Verbindungen tritt *a* ein: *darich* durch, *waršt* Wurst.

Der Umlaut ist *i*; daher kann nach falscher Analogie zum Plur. *fiš* Fische ein Sing. *fuš* gebildet werden. Vor Nasal steht *e*: *gleŋl* Klüngel, *šdremp* Strümpfe. Bei Dehnung gilt *i*: *šbirə* spüren.

Mhd. *á*. — *á* ist durch *ó* vertreten: *šbót* spät, *gró* grau. Bei Nasalierung gilt teils *ó*, teils *ú*: *hó* haben (Inf.), *gedó* getan, *šbú* Span, *úna* ohne.

Der Umlaut schwankt, scheinbar ohne feste Verteilung auf die einzelnen Wörter, zwischen *ê* und *ē*.

Mhd. *ê*. — Die normale Vertretung ist *ê*, vor *r* dagegen *ē*: *mēršde* meisten.

Mhd. *ô*. — *ó* bleibt erhalten. Kürzung zu *u* zeigt *šudə* Schoten. Der Umlaut ist *ê*, vor *r* *ē*: *hērt* hört.

Mhd. *î*, *û*, *iu*. — Die nhd. Diphthonge erscheinen als *ai*, *au*, *ai*. Nasaliertes *ai* geht zum Teil in *oi* über, vgl. auch die Formen für Wein, mein in Probe IV.

Spuren von md. *û* für mhd. *iu* finden sich, mit Ausnahme der auch schriftsprachlichen Formen *brauə* brauen, *kauə* kauen, nicht.

Mhd. *ei*, *ou*, *öu*. — *ei* und *ou* sind beide durch *ā* vertreten, so auch die Lautgruppe *ouw*: *frā* Frau, *frdāt* getaut.

Der Umlaut von *ou* ist *ē*: *bēm* Bäume; aber die Lautgruppe *öuw* erscheint als *ai*: *hai* Heu, *frait* freut, *kfrait* gefreut.

Mhd. *uo*, *üe*, *ie*. — Es gilt monophthongisches *ú* und *í*: *fús* Fuß, *húšdə* Husten, *rúfə* rufen, *briə* brüten, *hidə* hüten, *šlizə* schließen. Vor stimmlosen Lauten tritt oft Kürzung ein: *kuchə* Kuchen, *suchə* suchen, *buch* Buch, *gruk* Krug, *bluk* Pflug, *bichr* Bücher, *grik* Krüge. Das Wort Blume lautet *blom*.

2. Konsonanten.

Für den Konsonantismus gelten fast durchweg die gleichen Verhältnisse wie in der oben S. 20ff. dargestellten Mundart. Es kann also auf diese verwiesen werden, und hier genügt die Erwähnung einiger einzelner Punkte.

Liquiden. — *l* ist geschwunden in *sot* sollst.

Nasale. — Die Nasalierung langer Vokale ist weitgehend erhalten: *šdā* Stein, *glā* klein, *bā* Beine, *āni* eine, *tsê* Zähne, *sê* Söhne, *hi* hin, *gri* grün, *drō* dran, *tsō* Zahn, *bō* Bahn, *gədó* getan, *dó* tun, *šbú* Span, *úna* ohne, *brau* braune.

Zu *b*. — Daß intervokalisches *b* als *w* erscheint, gilt auch im Satzzusammenhang: *ich hep* ich habe — *ich hewn ksêə* ich habe ihn gesehen.

Zu *f*. — Germ. *f* erscheint im Auslaut nicht als *p*: *hóf* Hof, *hêf* Höfe.

Zu *þ* und *d*. — Inl. *d* erscheint bei dem Gewährsmann aus Neu-Weimar und in allen Proben der in Kap. 2 behandelten Mundartengruppe durchweg als *d*. Es ist darin Einwirkung der Städter-, Schul- und Schriftsprache

zu sehen. Denn ebenso wie die Vogelsberg-Spessartmundarten müßten, wie sich aus der geographischen Heimatsbestimmung ergibt, auch die hier besprochenen Dialekte intervokalisches *r* für *d* zeigen (vgl. etwa Wilhelm Haster, Rheinfränkische Studien. Der Konsonantismus in Rheinhessen und der Pfalz. Diss. Gießen 1908. §§ 91 a. 93).

Wenn inlautendes *ld* erhalten scheint, so dürfte auch dies nicht lautgesetzlich sein (a. a. O. §§ 91 c. 127). Die Assimilation von *nd* zu *n* ist dagegen durchweg bewahrt.

Zu *s*. — *st* ist durch *št* vertreten: *bišt* bist, *hǫšt* hast, *gišt* gehst, *derfšt* darfst, *lāfšt* läufst, *fešt* fest, *mišt* Mist, *ašt* Ast, *nešt* Nest, *hūšdə* Husten, *dišdl̥* Distel, *mušt* mußt. Dagegen ist *st* erhalten in *gəwest* gewesen, *gesdr̥* gestern, *šwesdr* Schwester. Kein *t* und daher auch keinen Übergang *s* > *š* zeigt *is* ist.

Zu *g*. — Intervokalisches *g* ist ursprünglich sicher in weitgehendem Maße geschwunden, aber neuerdings vielfach wieder eingeführt.

Für die Lautgruppe *age* erscheint die altertümliche Vertretung noch in *sāt* sagte, *ksāt* gesagt, *māt* Magd; aber im Inf. und Imp., wo die Gewährsleute aus Schäfer noch *sā* sprechen (Satz 9, 17), gilt hier *sāǵə*, *sāk*, in der 1. 2. 3. Sing. *sāk*, *sākšt*, *sākt*, entsprechend *jāǵə* jagen, *gəjākt*, *drāǵə* tragen, *drākšt*, *drākt*, *wāǵə* Wagen, *šlākt* schlägt.

Die Lautgruppe *ëge* (*äge*), *ege* ist in ursprünglicher Gestalt noch vertreten durch *mēt* Mägde, *mētchə* Mädchen, *bəgênt* begegnet (in Schäfer auch *lê* legen, *gəlêə* gelegen). Gewöhnlich aber ist *g* hergestellt: *wêjə* Wägen, *lêjə* legen, *gəlêkt* gelegt, *rējə* Regen, *rējərə* regnen.

Wo in diesen Wörtern, denen sich *frôǵə* fragen, *frôkšt*, *frôkt* anschließt, das *g* in den Auslaut oder vor stimmlosen Konsonanten zu stehen kommt, wird es zu *k*.

Auch wo sonst *g* bereits mhd. oder auch erst durch mundartliche Apokope in den Auslaut zu stehen kommt, erscheint es als *k*: *bluk* Pflug, *gruk* Krug, *wêk* Weg, *arək* arg, *bark* geschnittener Eber, *grik* Krüge, *êk* Egge, *āk* Auge, *glek* Gelege, *wešlāk* Waschholz. In der unbetonten Endung *-ig* aber steht *ch*: *matšich* schmutzig.

Vor silbischem *l̥* erscheint *g* teilweise (wie oben cap. 1) als stimmloser Spirant: *richl̥* Riegel, teilweise aber (vgl. unten cap. 4) als Verschlußlaut: *fôgl̥* Vogel, *fêglchn̥* Vögelchen (Plur.), *nāgl̥* Nagel, *nêgl̥* Nägel.

Zu *h*. — Spuren einer einstigen Vertretung von *hs* durch *s* sind nicht vorhanden.

3. Laute unbetonter Silben.

Der lautgesetzliche Abfall von mhd. *e* ist im selben Umfang eingetreten wie in den zuvor behandelten Mundarten.

Die Endung *-en* ist zu *-ə* geworden, und zwar bildet hier *-ren* keine Ausnahme: *anərə* andere, *kfārə* gefahren, *lúrə* warten, *órə* Ohren, *werə* werden, *rēi̯ərə* regnen, *wārə* waren.

Die Entwicklung von Sekundärvokalen hinter *n*, *r*, *l* ist ebenfalls eingetreten: *arəm* Arm, *šarəf* scharf, *šdarək* stark, *arək* arg usw.

4. Zur Flexion.

Substantiva.

Der endungslose Dat. Plur. (oben S. 24) gilt auch hier: *midr̥ gail* mit den Pferden.

Maskulina. — Die schwachen Mask. bilden auch hier fast durchweg ihren Nom. Sing. auf *ə* (< *en*): *šọbə* Scheune, *dibə* Topf, *šnubə* Schnupfen, *haufə* Haufe (Plur. *haifə*; *graits-*, *dach-*, *wasr̥haifə* Kornpuppen) usw. Selten sind lautgesetzliche Formen wie *jọŋ* Junge, *ọks* Ochse.

Feminina. — Den normalen Typus der schwachen und starken Fem. stellt im Gegensatz zu oben S. 25 die Flexion mit endungslosem, vom lautgesetzlichen Nom. Sing. ausgehenden Sing. und *-ə* im Plur. dar: *paif* Pfeife, *ail* Eule, *wešlāk* Waschholz, *lak* Pökelbrühe, *gas* Gasse, *maš* Masche, *blọm* Blume, *eš* Asche, *lat* Latte, *šwalm* Schwalbe, *wārts* Warze, *falt* Falte, *šbe̥n* Spinne, *šal* Rinde, *šlup* Schlinge, *šmit* Schmiede, *bin* Biene, *glọk* Glocke, *sup* Suppe, *woch* Woche, *kerich* Kirche, *kēl* Kehle; *bō̤* Bahn, *brits* Pritsche, *êk* Egge, *haideks* Eidechse, *aks* Achse, *farəp* Farbe, *šēr* Schere.

Von den wenigen Ausnahmen, die ich kenne (*sāvə* Seife, *wizə* Wiese, *šmarə* Narbe, *hegə* Hecke, *keršə* Kirsche), wird *sāvə* durch das übereinstimmende Zeugnis der übrigen Vertreter hergehöriger Mundarten als nicht echt dialektisch erwiesen.

Adjektiva.

Im Sing. des Fem. gilt fürs starke Adj. die Endung *-i* im Nom. und Akk., offenbar eine Fortsetzung des mhd. *-iu* des Nom.: *waisi sāvə* weiße Seife, *ich šlākdr̥ ān̥i hi̥* ich hau dir eine rein.

Im Nom. Sing. Mask., Fem., Neutr. und Akk. Sing. Fem., Neutr. des schwachen Adj. gelten auch hier die lautgesetzlichen apokopierten Formen:

dr glā joŋ der kleine Junge, *di brau kû* die braune Kuh, *di nai kerich* die neue Kirche, *di gri wizə* die grüne Wiese. In den starken Plur.-Formen dagegen steht — wiederum wie oben S. 25f. mit Ausnahme der Possessiva — ə: *naiə šênə haisr* neue schöne Häuser.

Zahlwörter und Pronomina.

Zwei hat noch die mask. neben der neutr. Form bewahrt: *tswê menr* zwei Männer, *tswā mêtchn* zwei Mädchen, *tswā āir* zwei Eier. Die Vertretung der sing. und plur. Artikelform den durch der ist auch hier gebräuchlich: *ich hep dr hûšdə* ich habe den Husten, *der lêkts uf dr diš* er legts auf den Tisch, *midr gail* mit den Pferden (vgl. ferner Satz 40 und Probe IV Satz 1).

Verba.

In der Präsensflexion haben die starken Verba vielfach den besonderen Vokal der 2. 3. Sing. aufgegeben: *est* ißt, *sêšt* siehst, *sêt* sieht, *lāfšt* läufst, *drākšt* trägst, *drākt* trägt, *šlākt* schlägt, *šlôft* schläft.

Neben *gəkent*, *gəbrent* steht mit mangelndem Rückumlaut auch *gədeŋkt* gedacht.

Zu sollen ist die 2. Sing. *sot* bewahrt.

Von gehen, stehen, tun haben die 1. 3. Plur. die verlängerte Form *gênə*, *šdênə*, *dûnə*.

Bei tun zeigt der Inf. den für den Part. Prät. lautgesetzlichen Vokal: *dô* — *gədô*, sonst gilt im Präsensstamm *û*.

Haben flektiert: *ich hep*, *dû hošt*, *er hot* (*hôt*), *mir hen*, *ir het*, *si hen*, Inf. *hô*.

Von sein lautet die 1. Sing. *ben*, 1. 3. Plur. *sen*.

5. Zur Syntax.

Die oben (S. 27) besprochene Wortstellung ist auch den in Probe IV—VI vorgeführten Mundarten sowie ihren in diesem Kap. noch weiterhin zu erwähnenden Verwandten geläufig, vgl. Satz 24 und für Schäfer: *die Russe, was sich an habe gesiedelt.*

Was die Rektion der Präpositionen betrifft, so zeigen einige Vertreter eng verwandter Dialekte eine sehr weitgehende Vermischung von Akk.- und Dat.-Konstruktionen. Die Gewährsleute aus Schäfer sagen einerseits: *hinr unzr haus* hinter unserm Hause, *uf di maur* auf der Mauer, *ufs*

felt auf dem Felde, *uf moi diš* auf meinem Tische, *in di luft* in der Luft, *mit di beršdə* mit der Bürste; andrerseits: *fọr dn̥ darəf* vors Dorf, *um dr̥ ōrə* um die Ohren, *iwr̥ dr̥ wizə* über die Wiese.

Was oben (S. 27) über wenn, denn und die Anknüpfung des Nachsatzes mittelst und bemerkt wurde, gilt auch hier (vgl. besonders Probe IV Satz 18).

6. Zum Wortgebrauch.

joŋ Junge, Plur. *búwə* (Schäfer: Plur. *juŋə*; Seelmann: *bú*, Plur. *búwə*; Preus: *búwə* Sing.; Luzern: *juŋ*, Plur. *juŋə*).

gaul Pferd.

gās Ziege, Plur. *gāsə*, Demin. Plur. *gèzrçhn̥*.

gigl̥ Hahn, *hiŋgl̥* Huhn. Während in den Bezeichnungen für Ziege, Hahn und Huhn sonst alle hergehörigen Mundarten übereinstimmen, gibt der erste Gewährsmann aus Schäfer *tsik* und *hān* an. Da diese Formen sonst der in cap. 3 behandelten Mundartengruppe eigen sind und Schäfer in unmittelbarer Nachbarschaft der Ortschaften dieses Typus liegt, so handelt es sich offenbar um Einfluß von dort her.

sau Schwein, *saibark* geschnittener Eber.

dibə Topf (Mask., Plur. *dibə*; Seelman Plur. *dibr̥*).

karduf l̥ Kartoffel. *lak* Pökelbrühe.

C. Heimatsbestimmung für die in Probe IV und V vorgeführten Mundarten.

Durch ihre Stellung zu einer ganzen Reihe von Spracherscheinungen, für die bereits oben (cap. 1) die Grenzen angegeben wurden, zeigt die hier behandelte Mundart, daß sie in einen südlicheren Teil des rheinfränkischen Sprachgebietes gehört als die zuvor besprochenen.

Der Hauptsache nach südlich und südwestlich von dem oben erschlossenen Gebiete liegt der zusammenhängende Geltungsbereich von *ú*, *í* für mhd. *uo*, *üe*, *ie* (gegenüber *ou*, *oi*, *äi* oben S. 28), von *é*, *ó* für mhd. *ê*, *œ*, *ô* (gegenüber *í*, *ú* oben S. 37), von *des* (Probe IV, V, Satz 6, 34, 35) für das (oben S. 38), von *bin*, *sin* für bin, sind (S. 29), von *ai* für mhd. *iu* (gegenüber *oi*, oben S. 38), von *fór* für, vor (oben S. 39).

Südlich des Streifens, der endungsloses weiß (Nom. Sing. Fem.) hat (oben S. 29), zeigt das Wort die Endung *-i* wie in der Mundart von Neu-Weimar, und nur eine moderne Abschleifung ist es wohl, wenn die meisten

Gewährsleute aus dem in Rede stehenden Dialektgebiet jetzt *waisə* sprechen. Südlich und westlich von dem oben (S. 29) umgrenzten Seife-Gebiet gilt *Seif*, d. h. die st. sw. Fem. zeigen hier die lautgesetzlich apokopierte Sing.-Form (vgl. oben S. 48).

Aus dem großen so zunächst gewonnenen Südteil des rheinfränkischen Sprachgebiets hebt sich nun auf Grund einiger weiterer Erscheinungen ein engerer Abschnitt heraus. Von Bedeutung ist hier zunächst wieder die Pluralbildung der Deminutiva: die Mundart von Schäfer zeigt *-çhr*, *-jr*: *bēmjr, mēdjr, ebljr, fējljr*, und weitere Gewährsleute mit verwandtem Dialekt bestätigen die Ursprünglichkeit dieser Form. Dies pluralische *-cher* nun gehört einem westlichen md. Gebiet an, das auf der Südwestkarte des Sprachatlas nach Osten und Süden begrenzt ist durch die ungefähre Linie: Hadamar-St. Goarshausen - Bingen - Kreuznach* - Alsenz - nördlich Alzey - Odernheim - Gernsheim - zwischen Darmstadt* und Reinberg*-Zwingenberg - Bensheim-Heppenheim - Weinheim* - Mannheim - Neustadt* - Edenkoben* - Annweiler*-Pirmasens-Saaralben.

Von dem *-cher*-Gebiet kommt aber wiederum ein sehr beträchtlicher westlicher Teil nicht in Frage, da in ihm durchgängig der den hier behandelten Mundarten fremde Abfall des partizipialen *-en* gilt. Die endungslosen st. Partizipien (*geblieb* usw.) herrschen westlich der Linie: Saarburg-Pirmasens-Grünstadt-Pfeddersheim - zwischen Odernheim und Oppenheim*-Gaualgesheim-Bingen-St. Goar; von da ab verlaufen die Grenzen für die verschiedenen Beispiele des Sprachatlas nicht mehr einheitlich, indem sie teils südlich Trier, teils aber erst westlich Prüm die Reichsgrenze treffen. Somit bleibt als Heimat der hier zu behandelnden Mundarten vornehmlich der über Mannheim und Gernsheim nach Osten vorspringende Zipfel des *cher*-Gebietes zu beiden Seiten des Rheins übrig. Die Begrenzung nach Westen wird noch bestätigt dadurch, daß unweit westlich der genannten Linie ein Gebiet beginnt, in dem *nau* für neu und *aich* für ich auftreten, Erscheinungen, von denen sich in den hier untersuchten Mundarten keine Spur findet.

In das gewonnene Gebiet um Worms, in dem das Großherzogtum Hessen, die Pfalz und Baden miteinander grenzen und im 18. Jahrhundert kurpfälzischer, hessen-darmstädtischer und geistlicher (Worms, Mainz) Besitz lag, finden sich nun auch im übrigen die Elemente des fraglichen Dialektes wieder, ohne doch in einem bestimmten Einzelteil dieses größeren Bereichs restlos miteinander vereinigt zu sein.

Die Vertretung der Endung *-ren* durch *-re* (oben S. 48) gilt im Gegensatz zu östlichem *-ren* von Lahnstein bis Mannheim hauptsächlich auf linksrheinischem Boden; nur zwischen Worms und Mannheim stößt ein östlicher Zipfel bis Weinheim vor (Sprachatlas werden, ganz ähnlich bei andern, Bauern, gefahren).

Daß gedehntes *a* als *ā*, nicht als *ō* erscheint, stimmt zu dem Bilde des Atlas für gefahren, wo ein nördliches und östliches *oa*-Gebiet nur die nordöstliche Ecke des in Frage stehenden *-cher*-Bezirks mit Zwingenberg, Heppenheim, Bensheim und Gernsheim herausschneidet.

Gerade diese nordöstliche Ecke stimmt aber anderseits zu der Kolonistenmundart in der dunklen Aussprache von nasaliertem *a* (*ō* s. oben S. 44, Atlas an).

Helles *a* spricht die Mundart auch vor *hs* und *ht*. Und in der Tat zeigt das Heimatsgebiet auf der Karte wachsen (Nacht liegt noch nicht vor) *a* mit Ausnahme einer Ecke bei Zwingenberg und Gernsheim, wo noch die Form wochse gilt (oben S. 29).

Für in- und auslautendes *st* spricht der Gewährsmann aus Neu-Weimar in der großen Mehrzahl der Fälle *št* (oben S. 47). Dies stimmt zu der Tatsache, daß auf den Atlaskarten die Grenze für *-scht* in bist nördlich des erschlossenen Gebietes verläuft, und zwar auf der ungefähren Linie: Saarburg*–Oberstein*–Kirn*–St. Goar*–Rüdesheim–Odernheim–Oppenheim–Gr. Gerau*–Zwingenberg–Freudenberg–zwischen Berching und Beilngries*. Das Wort ist hat man offenbar in einem bedeutenden Teile des *bischt*-Gebietes schon früh als *is* gesprochen, so daß in ihm eine Entwicklung von *st* zu *št* nicht stattfinden konnte. So läuft denn die Grenze für *isch*, *ischt* bedeutend südlich von der soeben gezogenen Linie: sie überschreitet südlich Mannheim den Rhein; und es stimmt daher völlig zu den Verhältnissen im Heimatgebiet, wenn die Mundart von Neu-Weimar die Form *is* zeigt. Auch die andern Abweichungen von der *št*-Regel, die sich in diesem Dialekt finden, erklären sich zum Teil aus dem Kartenbilde des Atlas. Gerade für gestern und Schwester weicht die *scht*-Grenze südwestlich Darmstadt von der *bischt*-Linie ab, so daß eine Ecke mit Gernsheim und Zwingenberg in diesen Wörtern *st*, in bist aber *scht* zeigt. Und bei *gewest*, offenbar einer verhältnismäßig jungen Neubildung, gilt noch in einem großen Gebiet etwa von Karlsruhe bis Mainz auch im Heimatslande *st*. Wenn die Mundart von Schäfer durchweg *st* zeigt, so kann das wohl auf

Schuleinfluß beruhen, vielleicht aber auch einen Einschlag etwas nördlicherer Elemente bedeuten.

Wenn neben normalem *ọ* für kurzes *o* beide Mundarten in dem Worte trocken *u* zeigen, so läßt sich das mit den Angaben des Atlas vergleichen, wonach in einem großen süddeutschen Gebiet (etwa südlich: Probstzella-ndl. Kissingen-ndl. Würzburg-Worms-Mainz-Rüdesheim-Odernheim-Falkenberg) gerade für dieses Wort *u* gilt.

Auch die beiden Mundarten gemeinsame Flexion von haben setzt sich aus Formen zusammen, die innerhalb des Heimatsgebietes auftreten. Die 2. Plur. *het* gilt hauptsächlich rechtsrheinisch und in einem kleinen linksrheinischen Streifen mit Frankenthal (oben S. 38f.); *hen* für die 1., 3. Plur. herrscht in einem von Süden kommenden Gebiet, das östlich, nördlich und westlich nach den Pausen zum Atlas etwa folgendermaßen zu begrenzen ist: Gochsheim-Speyer-Mannheim-Weinheim*-Heppenheim*-Bensheim*-Zwingenberg*-Gernsheim-Pfeddersheim-Grünstadt-Kaiserslautern*-Pirmasens*-südlich Weißenburg-an der Lauter zwischen Weißenburg und Lauterburg-Seltz. Für die 1. Sing. *häb* (*hep*) ist auf der Atlaskarte ein Gebiet abgegrenzt mit der ungefähren Linie: Darmstadt-Gernsheim-Worms*-Pfeddersheim-Frankenthal*-Mannheim-Germersheim-Deidesheim*-östlich Kaiserslautern*-östlich Pirmasens*-Bergzabern-Lauterburg*-Baden*-Wildbad*-Pforzheim-Heidelberg*-Schönau*-Eberbach-Erbach*-Wörth*-Obernburg*-Babenhausen*: sie gehört also wie *het* vornehmlich dem rechtsrheinischen Teil des Gebietes an. Das in beiden Mundarten auftretende *hó̂* des Infinitivs paßt zu einem kleinen südlich Mainz gelegenen *ho*-Gebiet (Pause zum Atlas), in das Gernsheim, Zwingenberg und die Nachbarschaft von Bensheim noch hineinfallen. Die von dem einen Gewährsmann aus Schäfer gebrauchte Form *hau* (Satz 30, Fußnote) hat ihre Heimat unmittelbar östlich und südöstlich von *ho* im Odenwald und bis gegen Aschaffenburg.

Für gelaufen haben beide Mundarten *gəlọfə*, und auch in der Heimat umfaßt die Nordgrenze für *o* (gegen *a*) in diesem Worte, die bei Gernsheim den Rhein überschreitet und dann Worms, Bensheim, Heppenheim ein-, Lindenfels und Erbach ausschließt, den größten Teil des fraglichen Gebietes.

Wenn die Mundart von Schäfer für gedehntes *ir* (mir, dir usw.) *ẹr* spricht, so hat sie darin offenbar Ursprüngliches bewahrt: denn nach Ausweis der Karte ihr (Satz 28) gilt hier *e* in einem großen, von Nassau über Mainz bis gegen Frankfurt, Michelstadt, Karlsruhe, St. Ingbert reichenden

Gebiete, und zwischen diesem und dem oben (S. 34) erwähnten hessischen *e*-Bezirk vermitteln zudem noch zahlreiche einzelne *e*-Schreibungen. Eine andersartige Erscheinung ist wohl das *ê* in hier und vier, das ebenfalls für Schäfer bezeugt ist: es findet sich nur in zwei vereinzelten Schreibungen in der linksrheinischen Nachbarschaft.

Im wesentlichen nur dem rechtsrheinischen Teile des abgegrenzten Gebietes kommt das in Neu-Weimar, Schäfer und allen verwandten Dialekten geltende *ā* für mhd. *ei* zu; denn linksrheinisch gilt von Worms ab nach Süden zu *ä*.

Endlich sind über die Mundart des Gewährsmannes aus Neu-Weimar noch einige besondere Bemerkungen notwendig, die mehrere nicht für das behandelte Gebiet typische Erscheinungen betreffen. Es finden sich nämlich in seiner Sprache Elemente, die auf eine Mischung mit ferner abliegenden Mundarten deuten. Wenig zu sagen hat es wohl, wenn Plur.-Formen wie *gênə*, *šdênə*, *dûnə* (oben S. 49) sich auf den Atlaskarten in reichlichen Schreibungen erst etwa südlich von: Mannheim–Eberbach–Neuenstadt–Würzburg usw. finden und wenn die Vertretung von inl. *g* vor *l̥* durch Verschlußlaut (*fôgl̥*, *nāgl̥*) mir sonst nur in Mundarten begegnet ist, die der Südostpfalz und der Nordostecke des Elsaß angehören (unten cap. 4). Wenn aber *i* und *u* vor Nasal ziemlich regelmäßig als *ẹ* und *ọ* erscheinen, so kann dies wohl einen südlicheren Einschlag bedeuten. Denn bei mehreren hergehörigen Wörtern (Winter, bin, hinter, hinten, Kind) zeigt der Sprachatlas teils in kleinen abgegrenzten Gebieten, teils in Einzelschreibungen *e* in der Gegend von Bergzabern, Annweiler, Edenkoben, Neustadt, Landau und Rheinzabern. Deutlich ist auch ein Einschlag einer nördlicheren Mundartengruppe und zwar der im vorigen cap. behandelten Vogelsberg- und Spessartdialekte: im Gegensatz zu allen andern Vertretern seiner Mundart bildet der Gewährsmann aus Neu-Weimar den Plural der Deminutiva auf *-erchen*: *bēmṛčhn̥* Bäumchen, *šwelmṛčhn̥* Schwalben, *gêzṛčhn̥* Zickel; einfaches *-chen*, das er, ebenfalls in Übereinstimmung mit jener nördlichen Gruppe, in *fêgl̥čhn̥* gebraucht, zeigt ferner auch der Plur. *mêdjn̥*. Beeinflussung durch einen Dialekt, der wie der Vogelsberger mhd. *ê* als *î* spricht, zeigt sich in den gelegentlich begegnenden Formen: *mî* mehr, *gišt* gehst, *gį* gehen, *gi* geh. Und ins Gebiet der Vogelsberg-Spessart-Mundarten verweist auch der Inf. *dǫ̂* (oben S. 33 f.), der plur. *baur̥* (oben S. 37) und die Form *sāvə* (oben S. 29).

D. Weitere Mundarten des gleichen Typus.

Der hier behandelte Mundartentypus scheint in den Wolgakolonien eine ziemliche Verbreitung zu haben. Jedenfalls habe ich eine Reihe von Aufnahmen noch aus weiteren Ortschaften gemacht, die einen wesentlich gleichen Dialekt zeigen und über deren Ergebnisse im Anschluß an die vorherigen Ausführungen daher einige kürzere Bemerkungen genügen.

Hierher gehört vor allem die Mundart der Stadt Seelmann (Rownoje) im Kreise Nowo-Usensk, Gouvernement Samara (katholisch), die ich durch drei Gewährsleute kenne. Sie gleicht in allen wesentlichen Zügen den soeben behandelten. Einige Beispiele mögen das kurz charakterisieren: *waksə* wachsen, *nacht* Nacht, *kfārə* gefahren, *ō*- an- (und bei einem Gewährsmanne sogar *tsô* Zahn, *bô* Bahn, *ô*- an-, *lôm* lahm, *nômə* Name); *kšdarwə* gestorben, *daršt* Durst; *duch* Tuch, *dijr* Tücher, *gruk* Krug; *paif* Pfeife, *eš* Asche, *wis* Wiese, *waisə sāf* weiße Seife; *baurə* Bauern, *werə* werden; *dês* das; *fôr* vor; *er est* er ißt; *wi mr tsurik sai kumə* wie wir zurückgekommen sind; *bēmchr* Plur. Bäumchen; *gaul* Pferd, *gās* Ziege, *gēschr* plur. Zickel, *gigl* Hahn, *hiŋgl* Huhn, *dibə* Topf (plur. *dibr*), *lak* Salzbrühe. Daß *st* nicht als *št* erscheint, gilt hier wie für Schäfer.

Ursprüngliches im Gegensatz zu den beiden zuvor behandelten Mundarten bieten die Formen: *halə* halten, *khalə* gehalten. Anderseits aber ist in der Stadtmundart auch manches Charakteristische abgeschliffen: so fehlen die *êr* für *ir*; so heißt es *sāch* sag, *sāchst* sagst, *ksacht* gesagt, *drāchst* trägst in Analogie zu *sāgə*, *drāgə* (aber immerhin noch *māt* Magd, *mādə* Mägde); so ist vom Zahlwort zwei nur noch die Form *tswā* in Gebrauch.

Lehrreich sind weiterhin einige Erscheinungen, die Abweichungen von der oben behandelten Mundart bedeuten, aber gleichwohl noch in das abgegrenzte Heimatsgebiet oder in seine unmittelbare Nachbarschaft weisen. Die nur zufällig in den Proben aus Schäfer und Neu-Weimar nicht belegte Form anfängt lautet *ôfaŋt*, *ōfaŋt*: die Nordgrenze für *fangt* geht auf der Atlaskarte von Saarbrücken nach Worms, von da rheinaufwärts bis Germersheim und weiterhin nach Osten; sie schließt also das linksrheinische Stück des Heimatsgebietes größtenteils ein. Daß dessen nördlichen Ausläufern die in Seelmann übliche Form *gəlāvə* gelaufen noch zukommt, geht aus den obigen Angaben hervor (S. 53). Für getan gilt *gədûə*, was in einer Mundart, die für nasaliertes *â* zwischen *ô* und *û* schwankt (oben S. 46),

nicht wundernehmen darf; der Sprachatlas zeigt hier neben überwiegendem *a* in Teilen des Gebietes auch *o* und *u*.

Bei haben scheint der Sprachgebrauch in Seelmann nicht einheitlich zu sein. Einer der Gewährsmänner benutzt die zu Schäfer und Neu-Weimar stimmenden Plur.-Formen *hen*, *het*, *hen*. Die 2. plur. stimmt bei allen überein. Der Infinitiv lautet bei allen *hun*, eine Form, die von zweien auch als 1. Sing. und 1., 3. Plur. gebraucht wird. Dieses *hun* gilt in der Fortsetzung des oben (S. 33) erwähnten hessischen Gebietes westlich: Mainz–Odernheim–Pfeddersheim–Grünstadt, also unmittelbar angrenzend an den linksrheinischen Teil des Heimatsgebiets. Etwas nördlich vom Gesamtgebiet läuft die Südgrenze für *sein* sind, das in Seelmann gebräuchlich ist und auch von einem der Gewährsmänner aus Schäfer neben *sin* verwendet wird.

Erwähnt sei endlich noch, daß sehen, gesehen *si*, *siə*, *ksiə* lautet. Der Vokal dieses Wortes folgt hier also nicht wie im Hessischen der Entwicklung von mhd. *ė*, sondern wie im Nieder- und Mittelfränkischen der von germ. *ē* = mhd. *ie*, eine Erscheinung, die Beitr. 41, 314ff. bis ins Rheinfränkische der Kreuznacher Gegend verfolgt ist und hiernach also auch noch südlicher gilt.

Eine *-cher*-Mundart vom hergehörigen Typus zeigt auch eine Aufnahme aus Rothammel (Pamjatnaja), Kreis Kamyschin, Gouvernement Saratow (katholisch). Echt und altertümlich ist in ihr die Vertretung von *st* durch *št*: *nešt* Nest, *mušt* mußt, *gepšt* gibst (wobei auch das *e* zu beachten ist, vgl. S. 49) — *šwesdr*; ferner der *g*-Schwund in z. B. *ksāt* gesagt, *lê* leg, *gəlēə* gelegen und der Vokal in *mêr* mir, *dêr* Tür; Satz 24 beginnt: *wi si tsurik sin kọmə*. Auf die Seite von Seelmann stellt die Mundart sich mit *hun* (Inf., 1. Sing., 1., 3. Plur., daneben *hen* 3. Plur.), *gədüə*, *siə*, *ksiə*; zu Neu-Weimar dagegen mit *sin* sind, *gəlọfə*. Eine Besonderheit zeigt sich in der Vertretung von *o*, *u* vor *r* durch dunklen Vokal: *kọrp* Korb, *kọrn* Korn, *gnọrtsə* Knorz, *họrdich* bald, *dọršt* Durst; Ziege und Hahn sind *gūs* und *gigl*.

Schließlich ist hierherzustellen die Mundart von Preus (Krasnopolje), Kreis Nowo-Usensk, Gouvernement Samara (katholisch), vertreten durch zwei meiner Gewährsleute. Sie zeigt neben (mit *sin* wechselndem) *sai* sind auch das geographisch dazugehörige *sai* bin (oben S. 29); ferner *hun*, *gədüə*, *siə*, *ksiə*, *gəlofə* und *gəlāfə*, *sān* sagen, *sāt*, *ksāt*, *māt* Magd, *ō̤faŋt* anfängt. Bei einem meiner Gewährsmänner habe ich neben sonst durchgehendem *st* ein einzelnes *derfšt* darfst aufgezeichnet. Lehrreich ist der Gebrauch von

hart laut, *herdr̥* lauter: der Sprachatlas gibt hierfür ein großes geschlossenes Gebiet an, dessen Ostgrenze unmittelbar an die westliche Grenze des angenommenen Heimatsgebietes stößt. Ferner sei noch folgendes verzeichnet: *au* für iuw gilt auch in *šbrau* Spreu; die gelegentliche Endung *-n* für die 1. Sing. (*ich šlān*, vgl. oben S. 26) tritt auch im Prät. war auf: *ich wārn*, *wārnich*; gibst, gibt ist *gepst*, *gept*, ißt *est*; *dr̥* gilt für den Artikel den: *ich hun dr̥ fadr̥ ksīə* ich habe den Vater gesehen, *midr̥ gail* mit den Pferden; zur Wortstellung: *wenn der mich uf hätt geschriebe* (vgl. ferner Probe VI Satz 24 und betreffend und als Nachsatzeinleitung Satz 18).

Übrigens zeigen sich Spuren von einer Einmischung nördlicherer Elemente. Wie Probe VI lehrt, herrscht — ähnlich wie in V, vgl. S. 54 — Unsicherheit in der Vertretung von mhd. *ê*, *œ*, *ô*: teils gilt *ẹ̄*, *ọ̄*, teils *ī*, *ū*. Auch *hot* habt gehört weiter nach Norden.

Um eine Probe von dieser Mundart und gleichzeitig von der vortrefflichen Schulbildung der Wolgakolonisten zu geben, habe ich oben als Probe VI die Wenkerschen Sätze nach der eigenhändigen Niederschrift des einen von meinen Gewährsmännern abgedruckt. Was von schriftsprachlichen Formen durch unwillkürlichen Einfluß der erlernten Orthographie hineingekommen ist, sieht der Leser ohne weiteres. In den Fußnoten werden daher aus meinen eignen phonetischen Nachschriften der Sätze nur solche Varianten beigebracht, die gegenüber dem Text Abweichungen von wirklich sprachlicher Bedeutung bringen. Auf eine orthographische Erscheinung sei hier besonders hingewiesen, weil sie eine oben (S. 23) vorgetragene und auch für die in diesem cap. behandelten Mundarten geltende phonetische Beobachtung treffend bestätigt: für intervokalisches *ch* wird mehrfach *chg* geschrieben, eine wohlüberlegte Bezeichnungsweise, die nichts anderes ausdrücken soll, als daß der Laut in dem betreffenden Worte als Lenis zu sprechen ist: vgl. *Mächge* (Satz 9), *Achgeblick* (27), *höchger* (29), *sprächgen* (31), dazu *bämger* (26), *bischgen* (31, vgl. *bisge* 16).

Einige neue Züge, die zum Teil über den engeren Rahmen des hier dargestellten Typus hinausweisen, bietet die Mundart des katholischen Ortes Luzern (Römler), Kreis Nikolajewsk, Gouvernement Samara. Schon bei mehreren Vertretern der soeben geschilderten Mundarten hatte ich in der Aussprache der *ẹ̄* und *ọ̄* für mhd. *ê*, *œ*, *ô* gelegentlich eine schwach diphthongische Artikulation beobachtet. Es sei nur verwiesen auf die Formen *šdẹi* stehen und *brọot* Brot in Probe V (Satz 14, 18, 30) sowie auf *dọot* tot,

kšloofə geschlafen, *broot* Brot (Satz 14, 24, 30) in den Fußnoten zu Probe VI. Derartige Fälle erklären sich, wenn man aus den Atlaskarten ersieht, daß ein beträchtlicher Teil des erschlossenen Heimatsgebietes für *ê* normalerweise die Schreibung *äi* zeigt: die Form *wäi* (weh) gilt in einem Gebiete, das sich umschreiben läßt mit der ungefähren Linie: Aschaffenburg-zwischen Babenhausen und Dreieichenhain*-Reinberg-Bensheim*-Gernsheim*-die Rheinschlinge westlich Gernsheim einschließend-Worms*-Pfeddersheim-Grünstadt*-Frankenthal*-Mannheim*-Heidelberg-Forchtenberg*-Mergentheim*-Stadtprozelten. Hand in Hand mit diesem *äi* gehen vielfach ähnliche Diphthongierungen der mundartlichen langen *o*-Laute (mhd. *ô*, *â*, gedehntes mhd. *o*).

Meine beiden Gewährsmänner aus Luzern nun sprechen ganz überwiegend *ēi* (auch *éi*) für mhd. *ê* und *œ* sowie *oo* (*ou*) für mhd. *ô* und in *kšloovə* geschlafen, *oonə* ohne, *kšdoolə* gestohlen, *oofə* Ofen. Ihre Mundart weist aber weiterhin Züge auf, die eher auf das östlichere Kernstück des *äi*-Gebietes als auf die unmittelbare Nachbarschaft des Rheins deuten. So gilt für mhd. *uo* im allgemeinen *û* und bei Kürzung *u* (*bluk* Pflug); aber das Verbum tun zeigt *ou* als Stammvokal. Das stimmt zu den Verhältnissen in einem weiten odenwäldischen Gebiete, wo — außerhalb des eigentlichen hessischen Diphthongierungsbereichs (oben S. 28) — die Formen von tun auf den Atlaskarten *ou* zeigen. Der Geltungsbereich dieses *ou* ist etwa folgendermaßen zu umschreiben: Seligenstadt*-Dreieichenhain*-Reinberg-Zwingenberg*-Lindenfels-Weinheim*-Eberbach*-Buchen-Stadtprozelten*-Aschaffenburg. Südlich davon erscheint das Partizip getan mit *au*, was zu der Aussprache *gədau* des einen Gewährsmannes stimmt.

Auch die Behandlung der kurzen *a* paßt zu den Verhältnissen dieser etwas östlicheren Landstriche: wachsen, Nacht erscheinen als *woksə*, *nocht* (oben S. 29 u. S. 52), und die Dehnung führt zu *ō*: *kfōrn* gefahren, *sōgə* sagen (aber bei altertümlichem *g*-Schwund: *sāt* sagte, *ksāt* gesagt). Für die Bewahrung des *-n* in der Endung *-ren* (*wern* werden, *órn* Ohren, *kfórn* gefahren, *baurn* Bauern) liegt das Kerngebiet ebenfalls östlicher (oben S. 52), desgleichen für *feŋt* fängt (oben S. 55). Auch zweisilbiges *sāvə* gehört in diesen Zusammenhang (S. 29), und *hot* habt findet sich nur im nördlichsten Zipfel des *dou*-Gebietes bei Aschaffenburg. Die Form *wižə* Wiese, die der eine Gewährsmann verwendet, bildet einen Einschlag einer sonst weiter im Südosten geltenden Mundart, die inl. *s* in weitgehendem Maße zu *š* werden

läßt (ungefähr begrenzt durch die Linie: Amorbach*-Eberbach*-Mosbach*-Adelsheim*-Ballenberg-Forchtenberg-Öhringen*-Waldenburg*-Langenburg*-Weikersheim*-Grünsfeld*).

Da die Grenze zwischen *st* und *št* das Gebiet zwischen Reinberg und Lindenfels, Neustadt und Michelstadt schneidet (oben S. 52), darf ein vereinzeltes *gešdr̥* gestern neben sonstigem *st* nicht wundernehmen. Für den Plur. der Deminutiva aber würde man neben *dou* tun das Suffix *-chen* erwarten (Wrede, Diminutiva § 44), das die Mundart von Luzern nicht zu kennen scheint.

Von Einzelheiten sei noch folgendes erwähnt: *ir* ist zu *ẹ̀r* gedehnt; dreschen lautet *drožə* (vgl. nd. *drosken* oder die Entwicklung von *e* vor *š* zu einem *oi-* oder *öi-*Diphthong in andern Teilen des hessischen Sprachgebiets: Kroh a. a. O. § 27, Schäfer a. a. O. § 24, 40); *er est* er ißt, aber *er mecht* er macht; *herdr̥* lauter; *dr̥* für den und gleichzeitige Vermischung von Akk.- und Dat.-Konstruktion: *midr̥ lait* mit den Leuten, *iwr̥ dr̥ wižə* über die Wiese, *an dr̥ órn* um die Ohren, *ins felt* auf dem Felde, *ins bet* im Bett (vgl. oben S. 49f.); *wi mẹ̀r tsurik sain kǫmə*; *hesdú dēn gəkent, un dó wērš anr̥št kǫmə.*

Die Mundart von Luzern fällt also, streng genommen, teilweise aus dem sonst hier behandelten Typus heraus, und man dürfte, falls die entscheidenden Merkmale sich anderweitig und reichlicher wiederfinden, wohl von einem besonderen odenwäldischen (?) Typus unter den Wolgamundarten sprechen.

Kapitel 3.

Westpfälzische Mundarten.

A. Sprachproben.

Probe VII.

Mundart von *Marienthal* (Panestiel, Tonkoschurowka), Kreis Nowo-Usensk, Gouv. Samara (katholisch).

In den Fußnoten sind die Abweichungen eines zweiten Gewährsmannes aus Marienthal (H) und eines Deutschrumänen (P) aus Karamurad, Kreis Konstanza, Dobrudscha, der als Kind mit seinen aus einer deutschrussischen Kolonie stammenden Eltern dorthin eingewandert ist (katholisch), verzeichnet.

1. *im windr̥ dûn di drugənə bledr̥ in dr̥ luft rum fliə.*
2. *dês*[1] *hērt dlai*[2] *uf mit tsú šnêə un dó git*[3] *das gûdəs wedr̥.*
3. *dú kólə in dr̥*[4] *ówə, das di milich hordich*[5] *kocht.*

[1] *es* P. [2] *glaich* P. [3] *we't* P. [4] *də* P. [5] *bal ānfaŋt* H.

4. *dēr gûdə aldə man is mim pe͘ʳd*[1] *dorichs ais gəbroch un ins kaldə wasṛ kfal.*

5. *dēr is for fir odṛ seks wuchə kšdorp.*

6. *das faiṛ wār tsû šdark*[2]*, unə sinzə gans šwarts gəbrent, di kuchə.*

7. *dēr est di āiṛ imṛ ónə sals un pefṛ.*

8. *mir dûn di bêən*[3] *wê, ich musə mir dorichgəlof han*[4].

9. *mir wārə bai dēr frā*[5] *un hansərə ksāt, di wils*[6] *ā irə dochdṛ sān.*

10. *das wil ich nit mê*[7] *dûən.*

11. *dā šlā ich dich dlai*[8] *midṃ kochleff̣ an di órə, dû bišdṇ af.*

12. *wû*[9] *wilšdan dû hiən, selə mir ā mit gên?*

13. *dês*[10] *sin (awail) šlechdə tsaidə*[11].

14. *mai*[12] *liwəs kint, blaip*[13] *dû drunə šdêən, di bêsə*[14] *gens baisə*[15] *dich dôəd.*

15. *dû hašt hait am me͘ʳšdə*[16] *gəlaʳnt un dā bišdû gûət*[17] *gəwêən, dó darfšdû*[18] *aršdṛ*[19] *hem gên wi di andrə.*

16. *dā bišdû nit grós gənuŋk, dû darfšt di budél nit ausdriŋgə*[20]*, dā mušdû noch waksə, dašdû grêⁱzṛ gišt*[21].

17. *gê sai*[22] *só gût un sās dainṛ šwestṛ, di sol di mondûr*[23] *fardich nêə for irə*[24] *mudṛ un mit dṛ baršt*[25] *sauwṛ*[26] *machə.*

18. *wan ichṇ gəkent het*[27]*, wērš andṛšdṛ gin*[28]*, dó dêts besṛ for in šdên.*

19. *wēr hat mir main*[29] *korp midṃ flêš*[30] *kšdól?*

20. *mir hadṇ tsûm mašinə bəšdelt*[31]*; di hans selwṛ gədûən*[32].

21. *wem hadṛ di naiə*[33] *kšicht frtseⁱlt*[34]*?*

22. *dó misəmir haʳt*[35] *grêžə, dasṛ uns nit fṛšdêəd*[36].

23. *mir žin maródə un han doršt.*

24. *wi ich gišdṛ ówət hem sin kum*[37]*, dó han*[38] *di andrə sun*[39] *im bet gelê un gût*[40] *kšlóf.*

25. *dēr šnê is hait nacht laiə*[41] *gəbliəp bai uns, hait morit*[42] *izṛ frgaŋ*[43].

---

[1] *fe͘ʳt* P. [2] *arich* H. [3] *fis* H P. [4] *ich glāp, ich han si mir durichgəlāf* P. [5] *frau* P. [6] *un si sāt, si wolts āch* P. [7] *nimé* H, *nimi* P. [8] *glaich* P. [9] *wó* P. [10] *es* P. [11] *tsaidə* P. [12] *mai* P. [13] *blaip* P. [14] *dọlə* P. [15] *baisə* P. [16] *tsum mēršt* H, *am menšt* P. [17] *óʳtlich* H, *dórdich* P. [18] *darfst* P. [19] *frêṛ* P. [20] *tsum ē flaš wain ausdriŋgə* P. [21] *un grézṛ gin* H, *werə* P. [22] *sai* P. [23] *glēdṛ* P. [24] *aiṛ* P. [25] *biəʳšt* P. [26] *rēn* P. [27] *hešdû in gəkent* H P. [28] *andṛšt kum* H P. [29] *main* P. [30] *flaiš* P. [31] *er dút só, wi wansṇ tsum drabə bšdelt hedə* H. [32] *gədôn* P. [33] *naiə* P. [34] *fọrtsélt* P. [35] *ārich* P. [36] *šun fṛšdédṛ* H, *sunšt fọršdédṛ* P. [37] *wi mir .... tsúrik sin kum* H. [38] *laiə* H, *laiə* P. [39] *šọn* P. [40] *fẹšt* H. [41] *laiə* P. [42] *morjət* P. [43] *fọršmeltst* P.

26. *hinṛ unsṛm haus dó šdên drai*[1] *šênə eblbêmpćhṛ*[2] *mit ródə ebḷ.*
27. *kanšdú nit bisćhə*[3] *uf uns wārdə, dó*[4] *gêmir mit dir*[5].
28. *dā darəft ir só kê kinṛblēn machə*[6].
29. *unzṛ barijə sin nit só hóch, airə sin fil hêjṛ.*
30. *wifḷ punt*[7] *woršt un wifḷ brót woldir*[8] *han?*
31. *ićh fṛšdê*[9] *dićh nit, dú mušt bisćhə hardṛ blaudrə*[10], (*das ićhs fṛšdê*).
32. *hat ir ken šdikćhə waisi*[11] *sêf kfun uf mam*[12] *diš?*
33. *mai*[13] *brúdṛ wil sićh tswāi*[14] *šênə naiə haizṛ bauə in saim*[15] *gārdə.*
34. *das wort kumt fum harts.*
35. *das wār fun dem rećht.*
36. *was sitsə*[16] *dó fór fêćhl*[17] *ówə uf dṛ mauṛ?*
37. *dēr bauṛ hat*[18] *fór das dọrof finəf oksə un nain ki un tsweləf šóf gəbruŋ, ēr woltsə*[19] *fṛkāvə*[20].
38. *hait sin di lait al draus uvṃ feld un mêə.*
39. *gênṛ*[21], *dēr braunə hunt dúdir niks* (*macht niks*).
40. *dó sin ićh mit denə lait dort hinə iwṛ di wis*[22] *ins korən nin kfār.*

Probe VIII.

Mundart von *Groß-Liebenthal*, Kreis Nowo-Usensk, Gouv. Samara (katholisch).

In den Fußnoten die Abweichungen von Graf (Krutojarowka: H) und Rohleder (Raskaty: Sch), zwei im gleichen Kreise gelegenen katholischen Kolonien.

1. *im windṛ fliə di drugnə bledṛ in dṛ luft rum.*
2. *es hērt glaićh uf mit tsú šnêə, nó gepts*[23] *wedṛ widṛ besṛ.*
3. *dú kólə in ówə*[24], *das di milićh bal ā̃nfaŋt tsú kọchə.*
4. *dṛ gúdə aldə man is midṇ gaul durćhs ais gəbroch un ins kaldə wasṛ kfal.*
5. *dēr is fór fir odṛ seks wuchə kšdọrp*[25].
6. *des faiṛ wār só šdark, di kuchlə*[26] *sin unə gans šwarts gəbrent.*
7. *er est di āiṛ imṛ ọ̃nə sals un pevṛ.*
8. *di fis dúmir wê, ićh glāp, ićh hamṛžə dọrićh gəlāf*[27].

---

[1] *drai* P. [2] *abḷ-* P. [3] *ṇ ras* H. [4] *nōrt* H. [5] *aićh* P. [6] *nit só kiniš sin* P. [7] *kilə* (*rumän.*) P. [8] *welt* P. [9] *fọršdên* P. [10] *erijṛ redə* P. [11] *waizə* P. [12] *maim* P. [13] *sai* P. [14] *tswa* H. [15] *maim* P. [16] *hugə* P. [17] *fêjlćhṛ* H. [18] *di bauwə han* H. [19] *di woləzə* H. [20] *fọrkāfə* P. [21] *gê nór* P. [22] *húdiŋ* P. [23] *werts* H Sch. [24] *ọọwə* H. [25] *kšdọrwə* H. [26] *kuchə* Sch. [27] *dorćhglof* H, *durićhglāf* Sch.

9. *ich wār bai dēr frā un hansr ksāt un si hat ksāt, si wolts irr dochdr sān*[1].

10. *ich wils āch net mê*[2] *widr dûn*[3].

11. *ich šlādr glaich min kochlefl an di ôrə*[4], *dû af.*

12. *wô gêsdû hiən, selə mir mitr gên*[5]*?*

13. *es sin šlechdə tsaidə.*

14. *mai liwəs kint, blaip unə šdēn*[6], *di bêzə gens baisə dich dôt*[7].

15. *dû hast hait dr mēršt*[8] *gəlē'nt un bist gût*[9] *gəwêən, dû derfst eršdr hem gên*[10] *wi di anrə*[11].

16. *dû bist noch net grôs gənuŋk, for di budêl wain austsudriŋgə, dû must ēršt noch waksə un grêzr*[12] *werə.*

17. *gê sai sô gût un sā dainr šwesdr, di sol di glēdr for airə mamə ferdich nêə un midə*[13] *beršt sauwr machə.*

18. *hesdû in gəkent, dô wērš anršdr*[14] *kum un es dē'it besr um in šdên*[15].

19. *wēr hat mir mai kurəp*[16] *mit flaiš kšdôl*[17]*?*

20. *ēr dût sô, als wi hedəzn tsum drešə pšdelt, si hans awr selwr gədûn*[18].

21. *wem hadr des naiə frtsē'lt*[19]*?*

22. *mr mus laut blaudrə*[20], *sunst fršdêdr*[21] *uns net.*

23. *mir sin mid un han duršt.*

24. *wi mir (sin) gisdr ôwət tsûrik sin kum, dô han di andrə šun*[22] *im bet gəlē'i un han fest kšlôf*[23].

25. *dēr šnê is hait nacht bai uns laiə gəblip, awr hait mort*[24] *izr frgaŋ*[25].

26. *hinr unsr*[26] *haus šdē'n drai (grôzə) šênə eblbê'mjr*[27] *mit rôdə*[28] *ebljr.*

27. *kent ir net bischə wārdə uf uns, dô gēmr āch mid aich.*

28. *ir derft net sô kinəriš sin*[29].

29. *unsr berjə di sin net hôch, air*[30] *berjə di sin fil hêchr.*

30. *wifl punt wuršt*[31] *un wifil brôt*[32] *woldr han?*

31. *ich fršdê*[33] *aich net, ir mist bischə laudr blaudrə.*

32. *hedr kê šdiglchə waisi sêf fôr mich uf maim diš kfun?*

---

[1] *sā* H. [2] *nemēr* H, *nemi* Sch. [3] *dûə* H. [4] *ufs oor* H, *ich šlādr aini um di ôrə* Sch. [5] *gêə* H. [6] *šdêə* H. [7] *doot* H. [8] *am mēršdə* H Sch. [9] *ortlich* H. [10] *gêə* H. [11] *andrə* H. [12] *grē'izr* H. [13] *midr* H. [14] *andršt* H. [15] *un es wēr besr for im* H. [16] *korp* H, *korp* Sch. [17] *kšdool* H. [18] *gêdôən* H. [19] *fortsêlt* H Sch. [20] *grēšə* H. [21] *foršdêdr* H. [22] *sun* Sch. [23] *kšloof* H. [24] *morjit* H. [25] *fordaut* H, *forgaŋ* Sch. [26] *unsrm* H. [27] *klēnə bēmjr* H, *bēmir* Sch. [28] *roodə* H. [29] *sô kê kinərai machə* H. [30] *hooch* H. [31] *woršt* H. [32] *broot* H. [33] *foršdêə* H, *foršdê* Sch.

33. *sai brúdr wil sich tswāi šênə naiə haisr bauə in air gārdə.*
34. *des wort kumd im fun hertsə*[1].
35. *dês wār recht fun inə.*
36. *was sitsə dô for*[2] *fêjljr dô owə uf dēr maur?*
37. *di baurə*[3] *han finəf oksə un nain ki un tsweləf šôf fôrš dorəf gəbruŋ, di woldəzə frkāvə*[4].
38. *di lait sin hait al draus im feld un mêə.*
39. *gê nor*[5], *dēr braunə hunt dûdir niks.*
40. *ich sin*[6] *midenə lait dordə hinə iwr di wis ins korn kfār.*

B. Grammatischer Abriß der Mundart von Marienthal.

1. Akzent.

Die in den Proben VII und VIII vorgeführten Mundarten zeigen, wie schon meine wenig umfangreichen Aufnahmen deutlich lehren, eine starke Neigung zum zweigipfligen Silbenakzent. Es handelt sich dabei nicht um den sogen. rheinischen Akzent, die von Th. Frings (Die rheinische Akzentuierung, Deutsche Dialektgeographie hrsg. von F. Wrede, Heft 14) eingehend untersuchte »Schärfung«, sondern um eine deutlich zweigipflige Akzentuierung einsilbiger Wortformen, die sich besonders zeigt, wenn das betreffende Wort isoliert gesprochen wird oder ihm im Satze das Hauptgewicht und damit ein eigner Sprechtakt zugewiesen ist. Ich habe sie nur bei mundartlich langen Vokalen beobachtet, und zwar sowohl in bereits mhd. einsilbigen wie in mundartlich einsilbig gewordenen Formen. Unter dem Einfluß dieser Akzentuierung erscheinen die Langvokale vielfach geradezu als unechte Diphthonge, indem der zweite Akzentgipfel die Artikulation eines *ə* annimmt.

Offenbar handelt es sich hier um den zweigipfligen Silbenakzent, der nach Frings (a. a. O. § 39, 40) sowohl nördlich als südlich des rheinischen Kerngebietes nachzuweisen ist. Die geographische Untersuchung der Mundart wird nämlich lehren, daß diese ein unmittelbarer südlicher Grenznachbar des Mittelfränkischen ist.

Als Beispiele sowohl für die einfache zirkumflektierte Aussprache wie für die diphthongische Zerdehnung seien angeführt: *brôt* Brot, *hûf* Huf,

---

[1] *fom herts* H Sch. [2] *forə* H. [3] *baur* H. [4] *forkāfə* H. [5] *norə* H, *nōr* Sch. [6] *mir zin* Sch.

grich Krieg, *fūs* Fuß, *fīs* Füße, *bêm* Bäumen (Dat.), *mêt* Mägde, *sīs* süß, *grêt* kräht, *sān* sagen, *kšnit* geschnitten, *kšrip* geschrieben, *kfrôr* gefroren, *gəlêt* gelegt, *gədrêt* getreten, *gəlês* gelesen, *gəlô* gelogen; *gûət* gut, *dûən* tun, *šdûət* Stute, *šdêən* stehen, *fršdêət* versteht, *gədûən* getan, *šbôən* Span, *paiəf* Pfeife, *šbêən* Späne, *haiət* heut, *ksiən* gesehen, *siən* sehen, *flêəš* Fleische (Dat.), *bêən* Beine, *gəwêən* gewesen, *kšniət* geschnitten, *gəbliəp* geblieben, *gəlêət* gelegt; wohl auch hergehörig sind: *gədrauət* gedroht, *kšdrauət* gestreut, *dauət* taut, *kfraiət* gefreut, *kfrôət* gefragt.

2. Vokale.

Mhd. *a*. — Das *a* hat, abgesehen von dem Übergang zu *e* vor *sch*, sowohl bei erhaltener Kürze wie in der Dehnung seine Qualität als heller *a*-Laut gewahrt: *tsan* Zahn, *abl* Apfel, *šaŋk* Schrank, *nagich* nackt, *ašbə* Espe, *drap* Treppe (mhd. *trappe*), *šlachdə* schlachten, *flaks* Flachs, *fadr* Vater, *ap* ab, *bal* bald, *kaldə* kalte, *bārt* Bart, *ān-* an, *sān* sagen, *ksāt* gesagt.

Mhd. *e* und *ë*. — Bei Kürze sind beide durch offenes *e* vertreten: *šwesdr* Schwester, *seksə* sechs, *tsen* Zähne, *fedr* Onkel, *ek* (neutr.) Ecke usw. Nur in *fešt* fest habe ich geschlossenen Laut beobachtet, und *gišdr* gestern zeigt *i* wie im Nd.

Vor *r* ist die Qualität des *e* noch offener: *harts* Herz, *barijə* Berge, *fardich* fertig.

Dehnung führt bei beiden *e*-Lauten zu *ê*: *šdêlə* stehlen, *gəlês* gelesen, *lêwə* leben, *wêch* Weg, *rênə* regnen; *apšêlə* abschälen, *êsl* Esel, *ufhêwə* aufheben, *gəlêət* gelegt. Vor *r* erscheint *ē*: *hēr* her, *ēr* er, *dēr* der.

Wo im Gegensatz zur Schriftsprache Kürze steht, gilt *e*: *ledr* Leder, *fedrə* Federn, *nemə* nehmen, *redr* Räder.

Der Vokal von sehen hat sich der Entwicklung von mhd. *ie* angeschlossen: *siən*, *ksiən*.

Mhd. *i*. — *i* ist bei Kürze durchweg erhalten (auch *ich* ich, *mich* usw.), bei Dehnung zu *ī* geworden: *mīr* mir, *dīr* dir, *īr* ihr, *kšrīp* geschrieben usw.

Mhd. *o*. — Kurzes *o* wird als offenes *o* gesprochen: *šop* Scheune, *bodm* Boden, *grot* Frosch, *tsodlə* Lumpen, *robə* mhd. ropfen. Auch vor *r* gilt derselbe Laut, nur in Dorf habe ich ihn noch offner gehört.

In *wuchə* Woche, *dunr* Donner, *drugə* trocken, *fun* von erscheint *u*.

Dehnung ergibt *ô*: *ôwə* oben, *kfrôr* gefroren; Umlaut *e* und *ê*: *selə* sollen, *hêf* Höfe.

Mhd. *u.* — Die *u*-Qualität ist, auch vor Nasal, durchgängig gewahrt: *sun* Sonne, *šuŋgə* Schinken, *grum* krumm, *šdup* Stube usw. Auch kommen zeigt altes *u*: *kumə* (Part. *kum*). Vor *r* erscheint *o*: *hordich* schnell.

Der Umlaut führt zu *i ī*: *nis* Nüsse, *migə* Mücke, *dīr* Tür, vor *r* bei erhaltener Kürze zu *a*: *baršt* Bürste, *darəft* dürft.

Mhd. *â.* — *â* ist durch *ó* vertreten: *óchdm* Atem, *šbót* spät, *šbóən* Span, *ónə* ohne.

Der Umlaut ist meist *ê*: *pêl* Pfähle, *sêə* säen, *drêə* drehen, *kês* Käse, *rêtsl* Rätsel.

Mhd. *ê* und *œ.* — Beide erscheinen als *ê*: *tsêwə* Zehe, *glê* Klee, *glês* Kloß; vor *r* als *ē*: *hērə* hören, *mēršdə* meisten.

Mhd. *ô.* — *ô* ist erhalten, zu *o* gekürzt in *flok* Floh.

Mhd. *î, û, iu.* — Sie sind zu *ai, au, ai* geworden: *šbaijr* Boden, *gautsə* bellen, *sail* Ahle. Beispiele mit *au* für mhd. *iu* erscheinen nicht außer *kauə* kauen, *brauə* brauen.

Mhd. *uo, üe, ie.* — Bei erhaltener Länge gilt *û* und *î*: *hûf* Huf, *fûs* Fuß, *rûfə* rufen, *blûch* Pflug, *flûchə* fluchen, *briə* brüten, *sis* süß, *šisə* schießen, *grich* Krieg, *grîn* kriegen.

Kürzung zeigen: *buch* Buch, *duch* Tuch, *kuchə* Kuchen, *blumə* Blume, *bichr* Bücher, *dichr* Tücher, *wichə* Docht.

Mhd. *ei.* — *ei* ist durch *ê* vertreten: *lêst* Leisten, *flêš* Schweinespeck, *glênə* kleine usw., gekürzt zu *e*: *hem* nach Hause, *ken* keinen, *ment* meint.

Anders ist *ei* in den Wörtern behandelt, die altes *eij* enthalten bzw. in denen *ei* im Hiatus stand: *āi* Ei, *āir* Eier, *tswāi* zwei, *tswāiə* zweie, *māi* Mai.

Mhd. *ou* und *öu.* — Für *ou* steht *ā*: *bām* Baum, *lāp* Laub, *frā* Frau usw. Für inl. mhd. *ouw* dagegen erscheint *au*: *drauə* drohen, *šdrauə* streuen, *kšdrauət* gestreut, *gədrauət* gedroht, *des dauət* es taut (hauen ist nicht gebräuchlich).

Die Sonderstellung der *ouw*-Beispiele scheint weniger auf Nachwirkung des *w* als auf Erhaltung von *au* im Hiatus zu deuten; denn auch Auge, das sein *g* verloren hat, lautet *au*, Plur. *auə*.

Kürzung zu *o* gilt in *gəlof* gelaufen.

Eine falsche Umsetzung von mundartlichem *ā* in schriftsprachliches *au* erklärt wohl die Form *bildraumə* Bilderrahmen.

Der Umlaut von *ou* ist *ê*: *bêm* Bäume, *lêfr* gutes Pferd; von *ouw* dagegen *āi, ai*: *hāi* Heu, *fraiə* freuen, *kfraiət* gefreut.

3. Konsonanten.

Für die Darstellung des Konsonantismus gilt im allgemeinen auch hier das oben S. 46 Bemerkte.

Zu *n*. — Ausl. *n* hinter langem Vokal ist im Gegensatz zu den bisher dargestellten Mundarten fast durchweg hergestellt: *dûən* tun, *gên* gehen, *sān* sagen, *ksiən* gesehen, *šdêən* Stein, *šbôən* Span, *nain* neun, *ān-* an, *hiən* hin, *bêən* Beine, *šbêən* Späne.

Nur *ê* ein, *kê* kein und *mai* mein, *dai* dein, *sai* sein zeigen Nasalschwund.

Zu *f*. — Vertretung von ausl. *f* durch *p* findet sich nicht: *hôf* Hof, *hêf* Höfe.

Zu westgerm. *þ* und *d*. — Von der Vertretung des intervokalischen *d* durch *r* oder *þ*, die man entsprechend der unten gegebenen Heimatsbestimmung wohl erwarten müßte (vgl. Roland Martin, Untersuchungen zur rhein-moselfränk. Dialektgrenze § 129, Diss. Marburg 1914; Claus Scholl, Die Mundarten des Kreises Ottweiler § 44 II, 45 III, Diss. Straßburg 1912), habe ich keine Spur gefunden.

Im Auslaut hinter langem Vokal ist öfters deutliche Lenis zu hören, auch wo nicht das nächste Wort mit Vokal anlautet: *pēʳd* (Satz 4), *dôəd* (Satz 14), *gərid* geritten (P).

Assimilation von *ld* zu *l* ist wohl, wie die isolierte Form *bal* bald zeigt, lautgesetzlich eingetreten; der Gewährsmann aus Rohleder (Probe VIII) kennt auch noch halten und spalten mit einfachem *l*.

Assimilation von *nd* zu *n* gilt in *finə* finden, *binə* binden, *kšdan* gestanden, *kinr̥* Kinder, *hunr̥t* hundert, *hun* Hunde, *hen* Hände, *nôtwenich* notwendig, *unə* unten, *kfunə* gefunden und kommt, wie Probe VIII zeigt, wohl ursprünglich auch den Formen von *ander* zu.

Schwund von ausl. *t* in der Lautgruppe *cht* zeigt *gəmach* gemacht.

Zu *s*. — *st* erscheint als *št*: *bišt* bist, *hašt* hast, *gêšt* gehst, *sāšt* sagst, *blašdr̥* Pflaster, *samšdach* Samstag, *dašdu* daß du. Nur in *is* ist (s. oben S. 52) und *šwesdr̥* gilt *s*.

Zu *g*. — Inl. *g* ist zwischen Vokalen meist geschwunden. In den Beispielen mit der Lautgruppe *age* gilt dies fast durchgängig: *sān* sagen, *sāt* sagt, *ksāt* gesagt, *drān* tragen, *drāt* trägt, *gədrān* getragen, *wā* Wagen, *kšlā* geschlagen, *šlān* schlagen, *māt* Magd, *jān* jagen. Nur *nāgl* Nagel bildet eine Ausnahme.

Die Lautgruppen *ëge*, *äge*, *ege* erscheinen entsprechend als *ê*: *wên* Wägen, *mệt* Mägde, *mêdjə* Mädchen, *rênə* regnen, *rênt* regnet, *rên* Regen, *gəlê* gelegen, *ingêə* entgegen, *lêə* legen, *lê* leg', *gəlêət* gelegt, *êdeks* Eidechse. Nur *êjə* Egge und *nêjl* Nägel zeigen *j*.

Schwund von intervokalischem *g* gilt auch in: *kflô* geflogen, *gəlộ* gelogen; *frôə* fragen, *frôt* fragt, *kfrôət* gefragt; *au* Auge (plur. *auə*); *laiə* liegen; *grin* kriegen.

Ausl. *g* erscheint meist als Spirans: *blûch* Pflug, *grîch* Krieg, *dāch* Tag, *wêch* Weg. Seine ursprünglichere Vertretung aber zeigt wohl *wek* weg.

Zu *h*. — Für ausl. *h* steht *k* in *flọk* Floh.

4. Laute unbetonter Silben.

Betreffend den lautgesetzlichen Abfall von ausl. mhd. *-e*, die Entwicklung von *-en* und die Sekundärvokale kann auf die Darstellung in den vorigen Kapiteln verwiesen werden.

Eine Besonderheit der hier behandelten Mundart aber bildet das völlige Schwinden der Endung des starken Part. Prät. (vgl. Behaghel[4] § 267): *gəbliəp* geblieben, *kšrịp* geschrieben, *gərid* geritten, *kšnịt* geschnitten, *kfrộr* gefroren, *gəlộ* gelogen, *kflô* geflogen, *kšdorp* gestorben, *kfun* gefunden, *ksuŋ* gesungen, *gəbruŋ* gebracht, *kum* gekommen, *gənum* genommen, *kšdôl* gestohlen, *gəbroch* gebrochen, *kšbroch* gesprochen, *gədrệt* getreten, *gəlệs* gelesen, *gəlê* gelegen, *kfār* gefahren, *kšlā* geschlagen, *kšdan* gestanden, *kfal* gefallen, *gərûf* gerufen, *gaŋ* gegangen, *kšlôf* geschlafen, *gəlof* gelaufen.

5. Zur Flexion.

Substantiva.

Der endungslose Dat. Plur. (oben S. 24 u. S. 48) ist auch hier im Gebrauch: *uf denə bệm* auf den Bäumen usw.

Masculina. — Die schwachen Masc. folgen normalerweise der oben S. 24 angegebenen Bildungsweise: *šwartsə* Rappe usw.; dagegen *juŋ* Junge.

Feminina. — Bei den schwachen und starken Fem. überwiegt der endungslose Typus (*paiəf* Pfeife, *šdup* Stube, *drap* Treppe, *farəp* Farbe, *šdûət* Stute usw.) nicht so stark wie in der oben S. 48 dargestellten Mundart; vielmehr erscheinen auch eine Reihe offenbar echt dialektischer Wörter mit der Endung *-ə* (< *-en*): *ašbə* Espe, *êjə* Egge, *sensə* Sense, *blumə* Blume, *wichə* Docht u. a.

Neutra. — Abweichend von der Schriftsprache zeigen *-er* Plur. *hiŋgl* Huhn: *hiŋglṛ* und *hemǝd* Hemd: *hemǝdṛ*.

Adjektiva.

Auch hier gilt für den Nom. Acc. Sing. Fem. des starken Adj. die Endung *i*: *waisi sēf* weiße Seife (vgl. Probe VIII, Satz 11, Fußn. 4).

Im Nom. Sing. Masc., Fem., Neutr. und Acc. Sing. Fem., Neutr. des schwachen Adjektivs habe ich apokopierte Formen nicht angetroffen (vielmehr z. B. *s glênǝ kalǝp* das kleine Kalb), obwohl die Verhältnisse in verwandten heimischen Mundarten ihr Vorhandensein auch hier erschließen lassen (vgl. Martin a. a. O. § 202, Scholl a. a. O. § 71 I). Auch die Plur.-Formen — mit Ausnahme der Possessiva — zeigen *-ǝ*.

Zahlwörter und Pronomina.

Zwei hat für alle drei Geschlechter die gleiche Form *tswāi*.

Auch hier gilt der Artikel *dṛ* für den: *in dṛ fiŋṛ kšniǝt* in den Finger geschnitten, *uf dṛ fūs gǝdrẹ̄t* auf den Fuß getreten, *in dṛ bodṃ šlān* in den Boden schlagen.

Verba.

Für die 2., 3. Sing. der starken Verben gilt Gleiches wie oben S. 49: vgl. *lāfšt* läufst, *šlóft* schläft, *est* ißt, *drāt* trägt.

Das Verbum geben dagegen hat den Vokal der 2., 3. Sing. in die anderen Formen dringen lassen und durchweg — wie mhd. in mhd. *gist*, *git* — das *b* aufgegeben: *gin* ich gebe, *gišt*, *git*, *gin*, *git*, *gin*, Inf. *gin*, Part. Prät. *gin*.

Auch hier gelten die rückumlautslosen Formen *gǝkent*, *gǝbrent*.

Tun zeigt den Vokal des Präsensstammes auch im Part. *gǝdūǝn*.

Haben flektiert: *han*, *hašt*, *hat*, *han*, *hat*, *han*, Inf. *han*.

Von sein lauten die 1. Sing., 1., 3. Plur. und der Inf. *sin*, das Part. *gǝwêǝn*.

6. Zur Syntax.

Die oben S. 27 angeführte Wortstellungsregel für dreigliedrige Verbalformen gilt auch hier: *wimṛ hēr sin kum* wie wir hergekommen sind (vgl. Satz 24, Probe VII, VIII).

An Stelle von werden wird mit dem Prädikatsnomen und in der Passivkonstruktion *gin* geben verwendet: *das git gúdǝs wedṛ* es wird gutes

Wetter, *daš du grêzr gišt* daß du größer wirst; *wis kšbroch git* wie es gesprochen wird, *das mus noch kšdrauət gin* es muß noch gestreut werden, *das mus iŋksaltst gin* es muß eingesalzen werden, *das is gišdr gəmach gin* das ist gestern gemacht worden. Das erste Beispiel zeigt noch den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Konstruktion: in Sätzen wie: es gibt gutes Wetter, sie gibt eine gute Hausfrau, mundartlich auch: er gibt ein tüchtiger Kerl (rheinischer Akkusativ) ließ die formelle Gleichheit von Akk. und Nom. allmählich ein prädikatives statt eines Objektsverhältnisses aufkommen.

7. Zum Wortgebrauch.

juŋ Junge, Plur. *juŋə*, auch *bûwə*.

pēʳd Pferd, *šdûət* Stute, *filr* Fohlen.

tsik oder *tsigə* Ziege, Plur. *tsigə*; *tsigəbok*, *tsiglįr*: der Verschlußlaut *g* in den mehrsilbigen Formen kann nur auf *ck* zurückgehen.

sau Schwein, *wats* Eber, *fergljr* Ferkel (Plur.).

hān Hahn, *hiŋgl* Huhn (Plur. *hiŋglr*), *hiŋgljə* Küchel.

dop Topf, *sulbr* (Fem.) Pökelbrühe.

kardoflə Kartoffeln.

C. Heimatsbestimmung der in den Proben VII und VIII vorgeführten Mundarten.

Auch die hier behandelte Mundart gehört der rheinfränkischen Gruppe an, und zwar demjenigen Gebiet, das den Plur. der Deminutiva mittelst *-cher* bildet (*médjr*, *bémpchr*). Diesmal kommt aber der nach Osten vorspringende Teil des *-cher*-Gebietes nicht in Betracht: vielmehr verweist der durchgängige Schwund von *-en* im st. Partizip auf die Gegenden westlich der oben S. 51 angegebenen Linie. Da der Konsonantenstand rheinfränkisch, nicht mittelfränkisch ist, so kommt weiterhin ein großer nördlicher Abschnitt in Wegfall, in dem noch die mittelfränkischen *dat* und *wat* gelten (BEHAGHEL, Gesch. d. d. Sprache[4] § 38, 2). Damit ist aber als größerer Heimatsbezirk schon ein verhältnismäßig schmaler Streifen herausgeschnitten, der sich zwischen den ungefähren Linien: Pfalzburg–Pfeddersheim und St. Avold–St. Goar von Südwesten nach Nordosten zieht.

Von diesem wird weiterhin eine südwestliche Ecke abgeschnitten durch eine Linie: Forbach–Saarbrücken*–zwischen Bitsch und Zweibrücken*–

zwischen Wörth und Weißenburg*–Seltz–Lauterburg*, die von östlich Saargemünd bis östlich Bitsch im wesentlichen der pfälzisch-elsässischen Grenze folgt: südlich und westlich dieser Linie, die dann östlich Rastatt nach Süden und späterhin nach Südosten verläuft, gilt nämlich *û* (*ü*) und *î* für mhd. *û*, *î*, *iu*.

Und nach Nordosten ergibt sich eine Begrenzung mit Hilfe der charakteristischen Form *gewên* für gewesen. Diese herrscht nämlich in einem geschlossenen Bezirk zwischen Busendorf, Baumholder, Seltz und Straßburg, dessen Ostgrenze genauer folgenden Verlauf zeigt: Baumholder–Kusel*–Landstuhl*–Pirmasens*–Weißenburg*–zwischen Seltz und Lauterburg*. Ganz ähnlich verläuft zwischen Baumholder und Pirmasens die Ostgrenze für den Gebrauch von Pferd gegenüber Gaul, der ebenfalls ein Merkmal der behandelten Mundart (Probe VII) bildet (vgl. dazu Else Herkner, Roß, Pferd und Gaul im Sprachgebiet des Deutschen Reiches, Diss. Marburg 1914).

Einige weitere Erscheinungen lehren sodann, daß von dem übrigbleibenden Gebiet der nordwestliche Rand wohl weniger in Betracht kommt als das südlichere Hauptstück. Nach den Atlaskarten reichen nämlich die oben (cap. 2 S. 51) erwähnten westlichen *nau*- und *aich*-Bezirke bis Baumholder, Kusel und Ottweiler hinab. In einem Strich bei Ottweiler gelten auch noch gebrannt, gekannt mit Rückumlaut (vgl. oben S. 68), und die oben (S. 55) angedeutete Grenze für *fangt* fängt schließt wiederum den Nordrand westlich Kusel und nördlich Ottweiler aus.

Damit beschränkt sich das zu erschließende Heimatsgebiet im wesentlichen auf die Ecke der Pfalz westlich der Linie Kusel–Pirmasens. Ein noch kleinerer Bezirk ließe sich ausschneiden mit Hilfe einer weiteren Sondererscheinung: *ich sin* für ich bin reicht südlich der oben (S. 29) angegebenen Grenze nur in einem kleinen Zipfel östlich und nordöstlich Zweibrücken in das Gebiet hinein. Bis Homburg, Zweibrücken und Pirmasens gilt auch *geloff* für gelaufen (dazu oben S. 53), während nördlich davon das durch mehrere Gewährsleute bezeugte *gelaf* herrscht. Und südlich Zweibrücken zeigen einige Sprachatlasformulare auch noch *des* für das, während das Hauptgebiet *das* verwendet.

In die westliche Pfalz, besonders auch in die Ecke bei Zweibrücken, passen nun weiterhin, wie die Angaben in den früheren Kapiteln leicht erkennen lassen, fast alle wichtigeren Erscheinungen der dargestellten Mundart. Ausdrücklich hervorgehoben sei das nur noch für einige besonders

bezeichnende Züge. Die Partizipialform *gedun* bezeugt der Sprachatlas gerade für die fragliche Gegend. Die Form *han* für die 1. Sing., 1., 3. Plur. und den Inf. herrscht in einem Gebiet, dessen Nord- und Ostrand man umschreiben kann mit der Linie: Busendorf-Merzig*-Saarburg*-ndl. Birkenfeld-Oberstein*-Lauterecken-Otterberg-zwischen Kaiserslautern und Wachenheim*-Pirmasens. Charakteristisch für die Mundart sind ferner das Partizip *gəbruŋ* gebracht und die Form *au* (plur. *auə*) für Auge. Das erstere bezeugt der Sprachatlas für einen verhältnismäßig schmalen Gebietsstreifen, der sich zwischen der *gebliep*-Grenze (oben S. 51) und einer ungefähren Linie: Saarburg-Saarbrücken-Kreuznach von Südwesten nach Nordosten zieht. Und für Auge zeigt die Atlaskarte Augen(blick) ein großes südwestliches *aue*-Gebiet innerhalb der ungefähren Grenzen: Saarburg-Bolchen-Busendorf-Wadern*-Trier*-Trarbach-Cochem-Coblenz-Montabaur-Boppard-zwischen Bacharach* und Simmern-zwischen Gemünden und Stromberg*-zwischen Sobernheim und Kreuznach*-Wolfstein-Otterberg-Pirmasens-zwischen Wörth und Weißenburg*-zwischen Hagenau und Seltz*-Kehl-Wasselnheim. Für die Vertretung von mhd. *ei* findet das den zuvor behandelten Mundarten eigene *ā* seine Westgrenze an der Linie Germersheim*-Mannheim*-Worms-Grünstadt-Wolfstein-Gaualgesheim*-Bingen-Caub-St. Goarshausen-Nassau. Für das westlich davon liegende Gebiet verzeichnet der Sprachatlas *ä*- und *e*-Laute.

Die Grundelemente der behandelten Kolonistenmundart sind also sicher aus dem oben gewonnenen Gebiet herzuleiten. Nur einzelne Züge weisen darauf, daß auch Leute aus einem nördlicheren Bezirk an der Besiedlung beteiligt gewesen sein müssen.

Die Südgrenze, bis zu der neben herrschendem *št* für *st* noch die Form *is* ist reicht, läuft nördlich St. Ingbert, Zweibrücken und Pirmasens durch. Und noch weiter nach Norden gehört eine andere Erscheinung. Der gesamte pfälzische Bezirk fällt noch hinein in ein großes südwestdeutsches Gebiet, in dem die 2. Plur. die Endung *-en* (teilweise *-e*) zeigt (Sprachatlas dürft, wollt). Der Geltungsbereich dieser Endung ist ungefähr durch folgende Linie zu umgrenzen: Busendorf-St. Wendel-Kusel-Meisenheim-Kreuznach*-sdl. Mainz*-Odernheim-Worms*-Frankenthal*-Lambsheim*-Speyer*-Lauterburg und von da gerade nach Süden. Entsprechende Verbreitung zeigen *han*, *hon*, *hen* für habt. Wenn hier die untersuchten Kolonistenmundarten durchweg die Endung *-t* zeigen, so weist

das also auf einen nördlicheren Einschlag, und die Form *hat* habt führt dabei auf ein geschlossenes engeres Gebiet um Birkenfeld und Wadern.

In eine entsprechende Richtung deutet scheinbar das eigenartige *gin* für werden. Der Sprachatlas verzeichnet derartige Formen (*jen*, *gen*, *gin* Satz 16, *get* Satz 2) an der Westgrenze des Reichsgebietes innerhalb der Linie: St. Vith–Daun–Cochem–Wadern–Saarlouis–Busendorf. Speziell *gin* ist angegeben für zwei vom Luxemburgischen aus hineinreichende Zipfel um Sierk und Diedenhofen sowie westlich und nördlich Trier. Aber was hier der Atlas bietet, ist kein vollständiges Bild für die Verbreitung von geben im Sinne von werden. Für den Gebrauch in der Passivumschreibung hat er kein Beispiel; und gerade in dieser Verwendung bezeugt Scholl (a. a. O. § 80) *gẹn* noch für den Kreis Ottweiler unmittelbar an der Grenze des erschlossenen pfälzischen Gebietes. Wenn in dem von ihm untersuchten Dialekt geben und werden nebeneinander im Gebrauch sind, so kann man das gleiche von den dargestellten deutschrussischen Mundarten sagen: während für Marienthal durchweg *gin* bezeugt ist, gebrauchen der sonst die gleiche Mundart sprechende Rumäne (P) sowie die Gewährsleute aus Graf und Rohleder (H und Sch) nur werden; für Liebenthal aber gilt nicht nur in Satz 2 (Probe VIII) *nó gepts wedr̥ besr̥*, sondern es stehen auch gleichberechtigt nebeneinander: *er gept imr̥ grêzr̥* er wird immer größer, und *dû must grêzr̥ werə* du mußt größer werden, *es gept gəmacht* es wird gemacht, *dês mus gəmacht gewə* das muß gemacht werden und *dês is gəmacht worə* das ist gemacht worden. Da mithin die heutige Verbreitung der geben-Konstruktion noch nicht genau zu begrenzen ist und geben anderseits gegenüber dem schriftsprachlichen werden im Laufe von etwa 150 Jahren sehr wohl zurückgegangen sein kann, hat man zunächst nicht die Berechtigung, sie dem eigentlichen Stammgebiet der Auswanderer abzusprechen.

Die Abweichungen der verschiedenen anderen in den Proben VII und VIII berücksichtigten Mundarten von dem ausführlicher dargestellten Dialekt von Marienthal lassen sich geographisch nicht zu einer abweichenden Lokalisierung verwerten. Die Mundart des Deutschrumänen P (Probe VII) ist jenem auf engste verwandt. Ihre besondere Eigentümlichkeit ist die Behandlung von mhd. *î* und *iu*. Ersteres erscheint durchweg als *ai*: *drai* drei, *sai* sei, *laiə* liegen, *wain* Wein, *dainr̥* deiner, *maim* meinem, *wailə* Weile, *raidə* reiten, *tsaidə* Zeiten, *baisə* beißen, *waizə* weiße, *glaich* gleich, *paifə*

pfeifen, *blaiwə* bleiben, *šraiwə* schreiben, *blaip* bleib; auch *flaiš* Fleisch hat diesen Laut übernommen. Für *iu* habe ich ihn dagegen nur vereinzelt gehört in *haizr̥* Häuser, *naiə* neue, *aich* euch, *naintsn̥* neunzehn, *naintsich* neunzig, während zumeist in denselben Wörtern und auch in anderen deutliches *ai* erschien. Einen *ai*-Diphthong bezeugen die Sprachatlaskarten durch zahlreiche *äi*- und *ei*-Schreibungen nördlich einer ungefähren Linie Saarlouis–Limburg a. L. Sein Verbreitungsgebiet hat früher weiter nach Süden gereicht; denn die Formulare einer kleinen Gruppe von Orten unmittelbar südwestlich von Zweibrücken zeigen als Restgebiet ebenfalls solche Schreibungen. Für mhd. *iu* sind sie dagegen in dem genannten Hauptgebiet äußerst spärlich, und eigentümlich zu den Verhältnissen in dem deutschrumänischen Dialekt stimmt SCHOLLS Angabe über die Mundarten des Kreises Ottweiler, daß hier für *ī* durchgängig *ẹⁱ* gelte, für *iu* aber der rheinfränkische Teil des Kreises dieses *ẹⁱ* nur noch als »sekundären Reflex« besitze, während *ai* hier die »dominierende Entsprechung« sei (a. a. O. § 29, 33).

Die in Probe VIII verzeichneten Mundarten zeigen einige auffallende Abweichungen von den bisherigen: sie brauchen durchweg *Gaul* für Pferd, sprechen kein *št* für *st* und verwenden *het* für habt. Die erstgenannte Eigentümlichkeit weist an sich nicht weit über das westpfälzische Heimatsgebiet hinaus (oben S. 70). Aber mit den beiden andern Erscheinungen zusammen genommen, wird man dies Merkmal vielleicht lieber nicht bloß als vereinzelten Einschlag aus dem nächsten Nachbardialekt betrachten. Eher darf man wohl auf Beeinflussung durch einen andern, nämlich den in cap. 2 behandelten Typus von Kolonistenmundarten denken, sei es nun, daß in manchen Orten schon durch die Art der Besiedlung solche hessisch-nordpfälzische Elemente der wesentlich westpfälzischen Mundart beigemischt waren, sei es, daß sie erst auf russischem Boden durch gegenseitige Beflussung der verschiedenen Typen in sie eindrangen.

Zu bestätigen scheint sich eine derartige Auffassung dadurch, daß in einer der unter VIII behandelten Mundarten, derjenigen von Graf, auch noch weitere vom Haupttypus abweichende Züge eben auf die Dialektgruppe von cap. 2 deuten. Dazu gehören der *n*-Schwund und die gelegentliche Anfügung der Endung *-ə* in den Infinitiven und Plur.-Formen *sā* sagen, *dûə* tun, *gêə* gehen, *šdêə* stehen (vgl. oben S. 66, 46), die diphthongische Aussprache des langen *ó* in *kšdoọl* gestohlen, *kšloọf* geschlafen, *roọdə* rote,

hooch hoch, *broot* Brot und vielleicht auch die stark offene Vertretung von *o u* vor *r*: *korp* Korb, *woršt* Wurst, *forə* für. Eine weitere Eigentümlichkeit dieser Mundart dagegen, die sie mit der des deutschrumänischen Gewährsmannes teilt, die Gestalt *for-*, *for-* für die Vorsilbe *ver-*, ist geographisch nicht zu fassen.

Kapitel 4.

Nordelsässische und südostpfälzische Mundarten.

A. Sprachproben.

Probe IX.

Mundart von *Mannheim* (*Georgenthal*), Kreis Odessa, Gouv. Cherson (katholisch).

In den Fußnoten die Abweichungen einer Aufnahme im Dialekt von Klein-Liebenthal im gleichen Kreise (katholisch). Der Mannheimer Gewährsmann ist gebürtig aus Georgenthal.

1. *im*[1] *windr flijə di drukichə bledr in dr luft rum.*
2. *s hêrt*[2] *glaich uf tsû šnaichə, nō warts wedr widr besr.*
3. *dû kôlə in dr ofə, das di milich bal āfaŋt tsû kochə.*
4. *dār gûdə aldi man iš midm ros durichs ais gəbrochə un ins kalt wasr kfalə.*
5. *ar iš fôr fir odr seks wochə kšdarwə.*
6. *das fair wār tsû šdarik, di kûchə*[3] *sin unə gans šwarts gəbrent.*
7. *ar est di āir imr unə sals un pfefr.*
8. *di fis dûn mir wê, ich dlāp, ich hāpsə durichdlufə.*
9. *ich wār*[4] *bair frā un hāpsərə ksākt un si sākt, si wolds irə dochdr sāgə*[5].
10. *ich wils awr nimi widr dû.*
11. *ich šlakdr glaich midm kochlefl um d' ôrə, dû af.*
12. *wô*[6] *gêšdû nā, soləmir mit gê*[7]*?*
13. *sin šlechdə tsaidə.*
14. *mai lips kint, blaip dô unə šdê*[8], *di bêsə gens baisə dich dôt.*
15. *dû haš hait am mêršdə glêrt un biš brāf gəwest, dû darfš*[9] *frir hām gê*[7] *as di andrə.*

---

[1] *am.* [2] *hērt.* [3] *kuchə.* [4] *bin . . . gəwest.* [5] *sāgə.* [6] *wû.* [7] *gē.* [8] *šdē.* [9] *darəfš.*

16. dû biš noch nit grôs gənuŋk um[1] *di flaš wai tsû driŋkjə, dû muš êršt*[2] *noch waksə un grêsṛ warə.*

17. gê sai sô gût un sāks dainṛ šwešdṛ, si sol di klēdṛ[3] *far airə*[4] *mudṛ fardich nējə*[5] *un midṛ baršt sauwṛ*[6] *machə.*

18. hetšdṇ dû gəkent, dan wêrš andṛšt warn[7] *uns dêt besṛ midṃ šdê.*

19. war hat mir main karəp mit flēš[8] *kšdôlə?*

20. ṛ dût sô, als hedəsə in tsum drešə[9] *pšdelt, si hens awṛ selwṛ gədû.*

21. wēm hadṛ di nai kšicht fṛtsêlt[10]*?*

22. mṛ mus laut kraišə, šunšt fṛšdêdṛ[10] *uns nit.*

23. mir žin mid un hen daršt.

24. wi mir gešdṛ ôwət tsurikomə sin, dô lijə di andrə[11] *šon im bet un sin fešt im šlôf.*

25. dṛ šnê iš di nacht bai uns lijə gəbliwə, awṛ hait marije išṛ fṛgaŋə.

26. hinṛ unsṛm haus šdên[12] *drai šēnə epfḷbēmlə*[13] *mit rôdə epfḷ.*

27. ken[14] *ir nit a āĝəblik*[15] *uf uns wārdə, nā gên*[16] *mir mid aich.*

28. ir darfṇ nit sô kindiš sai.

29. unsṛ barik sin nit sô hôch, airi sin fil hêchṛ.

30. wifḷ pfunt waršt un wifḷ brôt wit hawə[17]*?*

31. ich fṛšdê[10] *aich nit, ir misṇ*[18] *a bišḷ laudṛ redə.*

32. haš ka šdikḷ waisə[19] *sēf*[20] *fṛ*[21] *mich ufṃ diš kfunə?*

33. sai brûdṛ wil sich tswē[22] *šēnə naiə haisṛ in airṃ gardə bauə.*

34. dês wart[23] *kām im fom harts*[24]*.*

35. dês iš recht fonən.

36. was hukə dô fir[25] *fêjələ*[26] *uf dṃ mairlə?*

37. di baurə hen finəf oksə un nai ki un tsweləf šêflə for dês darəf gəbrucht[27]*, di wolə*[28] *sə fṛkāfə*[29]*.*

38. di lait sin hait al[30] *draus ufṃ feld un mêən*[31]*.*

39. gê numə[32]*, dār braunə hunt dût dir niks.*

40. ich bin mit denə lait dart hinə iwṛ di wîsə[33] *ins korn kfārə.*

---

[1] *far ā flaš wai ausdriŋkə.* [2] *tsêršt.* [3] *klādṛ.* [4] *fir aiṛ.* [5] *nêə.* [6] *saufṛ.* [7] *kamə.* [8] *flāš.* [9] *drešə.* [10] *for-.* [11] *anərə.* [12] *šdēn.* [13] *klānə bāmlə.* [14] *kenə.* [15] *auəblik.* [16] *gē.* [17] *welə ir han.* [18] *misə.* [19] *waisi.* [20] *sāf.* [21] *far.* [22] *tswai: tswai* wird für Masc. und Neutr., *tswû* fürs Fem. gebraucht. [23] *wort.* [24] *fû hartsə.* [25] *far.* [26] *fégḷ — fêjələ.* [27] *gəbrôcht.* [28] *wélə.* [29] *for-.* [30] *ali.* [31] *mējə.* [32] *nûr.* [33] *d' wāt.*

Probe X.

Mundart von *Speier*, Kreis Odessa, Gouv. Cherson (katholisch).

Die Fußnoten verzeichnen unter H die Abweichungen der Mundart von Karlsruhe im gleichen Kolonistenbezirk, vertreten durch einen daselbst geborenen, aber in Techirgiol, Kreis Konstanza, in der Dobrudscha, wohnhaften Deutschrumänen (katholisch), unter P die Abweichungen der Mundart eines zu Malcoci, Kreis Tultscha, in der Dobrudscha, geborenen Deutschrumänen (katholisch), dessen Familie aus Rußland eingewandert ist.

1. *am*[1] *windr̥ dún di drugənə blẹdr̥ in dr̥ luft rum flićhə*[2].

2. *s hērt*[3] *glaićh uf*[4] *ts šnêə*[5], *un nāt warts wedr̥ widr̥ bẹsr̥*[6].

3. *dú kôlə in dr̥ ọfə, das d milićh ā̈fayt sô*[7] *kọchə.*

4. *dr̥ gût alt man iš mid em gaul*[8] *duri̋chs ais gəbrọchə un ins kalde wasr̥ naikfalə.*

5. *r̥ iš fr̥ fîr ôdr̥ sẹks wọchə kšdarwə.*

6. *das fair̥ iš sô šdarək gəwest, di kúchə sin unə gans šwarts gəbrent.*

7. *dr̥ est də ā̈ir̥ imrt ṻnə sals un pefr̥.*

8. *tfis din*[9] *mr̥ wêə, ićh mēn, ićh hepmrsə dôtgəlọfə.*

9. *ićh bin ba dēr frē*[10] *gəwest un heps*[11] *ərə ksācht, un si họt ksācht, si sāchts ē*[12] *êrə*[13] *dọchdr̥.*

10. *ićh wils nimi dúə.*

11. *ićh šlāchdr̥ glaićh midn̥ šẹplẹfl̥*[14] *um d' ôrə, du af.*

12. *wú gêšt nā, sẹləmr*[15] *mit gêə?*

13. *šin šlećhdə tsaidə.*

14. *mai liwəs kint, blaip dô unə šdêə, šunšt baisn̥ dićh d' bêsə*[16] *gens dôt.*

15. *dú hošt hait s' mēnšt*[17] *glaʳnt un biš brāf gəwest*[18], *fr̥ das darfš frir̥ hēm gê wi dandrə*[19].

16. *dú biš nit grôs gənuŋk um*[20] *ə*[21] *flaš wa̋i lêr s' driŋgə, dú muš sêršt nọćh*[22] *waksə un grêsr̥ warə.*

17. *gê sai sô gût un sāćh dainrə*[23] *šwẹštr̥, si sẹl*[24] *di glēdr̥ fr̥ êrə*[25] *mudr̥ fardićh nêə*[26] *un midə*[27] *baršt sauwr̥ maćhə.*

---

[1] *im* P. [2] *flijə* P. [3] *hērt* P. [4] *úf* P. [5] *šnāićhə* P. [6] *šenr̥* P. [7] *tsu* P. [8] *rọs* H P. [9] *dún* H P. [10] *frēə* H P. [11] *hap* H, *hāp* P. [12] *ō* H P. [13] *îrə* H, *îrr̥* P. [14] *šẹpflẹfl̥* P. [15] *sọlə* H. [16] *tsoʳnijə* H, *tsōrnijə* P. [17] *smenšt* P. [18] *gəwešt* H. [19] *di āndrə* P. [20] *tsum . . . ausdriŋgə* H P. [21] *ẹ̋* H P. [22] *epəs* H. [23] *daindr̥* H. [24] *sọl* H. [25] *air̥* H. [26] *néćhə* P. [27] *midr̥* H P.

18. *hetšt dûən gəkent, sô wêrs anṛšt kumə un s wêr beṣṛ midṃ*[1].

19. *wāʳ hôt mṛ mai karəp midṃ flēš*[2] *kšdôlə?*

20. *dāʳ hôt sô gəmacht, grād wi wanrn tsum dreṣə*[3] *pšdelt het; si hens awṛ selwṛ gəmacht*[4].

21. *wem hôdṛ di nai kšicht frtsêlt?*

22. *mṛ mus laut*[5] *graišə, šunšt fṛšdêdṛs nit.*

23. *mêr*[6] *sin mit un hen daršt.*

24. *wimṛ*[7] *gešdṛ ôwət hem kumə sin, sô sin di andrə*[8] *šun im bet gəlejə*[9] *un hen fešt kšlôfə*[10].

25. *dṛ šnêš*[11] *hait nacht bai uns lijə gəbliwə, awṛ haidə marijə išṛ frgaŋə.*

26. *hinṛ unsrṃ haus šdên drai šēnə*[12] *eblbēm*[13] *(glēnə bēmlə) mit rôdə ebl*[13].

27. *kinṛ*[14] *nit noch e bisl*[15] *wārdə, nôt gêmṛ mid aich.*

28. *êr darfṇ ken sô dumhaidə machə*[16].

29. *unsṛ barək*[17] *sin nit hôch, airi sin fil hêchṛ.*

30. *wîfl punt waršt un wîfl brôt wenṛ hā*[18]*?*

31. *ich frṣdê aich nit, ir*[19] *misṇ ə bisl laudṛ frtsêlə.*

32. *henṛ ken šdigl waisi sēf uf maim diš kfunə?*

33. *sai brûdṛ wil sich tswē*[20] *naiə haisṛ in airṃ*[21] *gārdə bauə.*

34. *das*[22] *wart išṃ fon hartsə*[23] *kumə.*

35. *das*[22] *iš recht gəwest fun aich.*

36. *was sitsṇ*[24] *dā*[25] *fṛ fêgl (fêjəlich*[26]*) uf də*[27] *maur?*

37. *di baurə hen finəf oksə un nai kiə un tswelf šêəf (šêflə*[28]*) ins darəf gəbrocht*[29], *di wensə frkēfə.*

38. *di lait sin al draus hait ufdṛ šdep un mêən*[30].

39. *gê numə*[31], *dṛ brau*[32] *hunt machdṛ niks.*

40. *ich bin mit denə lait dô hinə iwṛ d' wēt uft šdep* (*šdep* ist Acker, *wēt* Wiese) *kfārə.*

---

[1] *s' dēt beṣṛ um inə šiêə* P. [2] *flêš* P. [3] *dredə* H P. [4] *gədût* H, *gədûən* P. [5] *ārich* H. [6] *mir* H P. [7] *als mêr* H. [8] *āndrə* H. [9] *lijṇ* H P. [10] *šlôfṇ* H P. [11] *šnêə* H P. [12] *šênə* P. [13] *epfl* P. [14] *kinəmir* H, *kenəmir* P. [15] *augəblik* H P. [16] *nit sô kiniš sain* H. [17] *barich* H. [18] *hāwə* H P. [19] *êr* H. [20] *tswēə šēnə* H P. [21] *aiṛ.* [22] *deṣ* P. [23] *foṃ harts* H P. [24] *huŋ* H P. [25] *daʳt* H P. [26] *fêchl* (*fêjəlich*) H, *fêchl* (*fêchələ*) P. [27] *dṛ* H P. [28] *sôf* (*šêflə*) H P. [29] *gəbrôcht* H P. [30] *mêchṇ* H P. [31] *nûr* H, *noṛ* P. [32] *braunə* H P.

B. Grammatischer Abriß der Mundart von Mannheim (Georgenthal).

1. Vokale.

Mhd. *a*. — Das dem mhd. *a* entsprechende mundartliche *a* ist bei erhaltener Kürze wie bei Dehnung ein dunkler, dem offenen *ǫ* sich nähernder Laut: *hafə* Topf, *karich* Karre, *kradlə* kriechen: *dārəm* Darm, *ksākt* gesagt usw.

Mhd. *ë* und *e*. — Die Laute sind außer vor Nasal und *r* bei Kürze und Länge geschieden: *šdẹlə* stellen, *kẹlwr̥* Kälber, *lẹtšt* letzte, *kẹsl̥* Kessel, *ẹpfl̥* Äpfel, *ẹk* Ecke, *mẹtslə* schlachten, *ẹsl̥* Esel, *dlẹsr̥* Gläser, *rẹdr̥* Räder, *glẹkt* gelegt, *fẹsr̥* Fässer, dazu *gẹšdr̥* gestern, *šwẹšdr̥* Schwester, *sẹksə* sechs — *sechtsê* sechzehn, *šeldə* schelten, *mesr̥* Messer (auch in zahlreichen anderen Mundarten mit offenem *e*-Laut), *ledr̥* Leder, *flekə* Fleck, *gewə* geben, *bech* Pech. Bei Länge: *êjə* Egge, *hanthêp* Henkel, *wêlə* wählen, *lêp* Löwe — *bēsə* Besen, *gēl* gelb, *sēn* sehen, *ksēnə* gesehen, *lēwə* leben.

Vor Nasal erscheint auch mhd. *e* als *e*, *ē*: *beŋk* Bänke, *fr̥brene* verbrennen, *hent* Hände, *deŋlə* dengeln, *hemp* Hemd, *gwēnə* gewöhnen.

Zehn setzt offenbar mhd. *e* (*zehini*) und sehr frühen Nasalschwund voraus: *tsê*, *draitsê* usw.

Vor *r* sind *e* und *ë* durch helles *a*, bei Dehnung *ë* durch entsprechendes *ā*, aber *e* durch *ê* vertreten: *ûfšbarə* aufsperren, *fardich* fertig, *barik* Berg, *warə* werden, *harts* Herz, *šdarn* Stern: *bār* Bär, *hār* her, *ār* er, *dār* der, *gārn* gern; *bêrə* Beere, *êrə* Ähre.

Der Sekundärumlaut von *a* wird behandelt wie *ë*: *redl̥* Rädchen, *dlēsl̥* Gläschen, *dēk* Tage; *garwə* gerben, *farwə* färben, *arpsə* Erbse.

Mhd. *i*. — Bei erhaltener Kürze gilt *i*: *fiŋr̥* Finger, *šdifl̥* Stiefel usw., bei Dehnung *î*: *bîr* Birne, *îm* Biene.

Vor *r* erscheint bei Kürze *a*: *arə* irren, *harše* Hirse, *wart* wird.

Mhd. *o*. — Für kurzes *o* steht *ǫ*: *šǫpf* Scheune, *rǫl* Knäul; vor *r* dunkles *a*: *karəp* Korb, *wart* Wort. Bei Dehnung gilt *ó*: *hóf* Hof, *hólə* holen.

Der Umlaut ist *ẹ*: *kẹpf* Köpfe, *frẹš* Frösche; vor *n* offenes *e*: *kenə* können; vor *r a*: *karnr̥* Körner, *darfr̥* Dörfer; gedehnt *ê*: *hêf* Höfe.

Vor *n* steht offener Vokal in *sǭ* Sohn, *sē̜* Söhne, dagegen *û* in *hûnich* Honig.

Mhd. *u*. — Bei erhaltener Kürze gilt *u*: *šuŋkə* Schinken, *drukich* trocken (s. oben S. 53), *šdup* Stube, *šlupf* Masche, *wutš* Füllen; vor *r* dunkles *a*: *daršt* Durst, *karts* kurz.

Der Umlaut ist wie mhd. *i* entwickelt: *finəf* fünf, *fligl* Flügel, *šbirə* spüren, *širə* schüren (aber *dêr* Tür), *baršt* Bürste, *far* für.

Mhd. *â*. — Für *â* gilt *ó*: *blósə* blasen, *fróġə* fragen, *šbót* spät; vor Nasal *ů* in *gədů* getan, *ůnə* ohne.

Als Umlaut erscheint *ê*: *lêr* leer, *šwêr* schwer, *nêkšt* nächste, *nêr* näher, *šêf* Schafe, *pfêl* Pfähle; dagegen *ē* vor Nasal: *šbē* Späne (Sing. *šbris* Kl.-Liebenthal) und in *drējə* drehen, *nējə* nähen, *sējə* säen, *šēr* Schere, *kēs* Käse, *šdrēl* Kamm.

Mhd. *ê* und *œ*. — Die normale Vertretung ist *ê*, vor Nasal *ē*: *lēnə* borgen, *šē* schön (gekürzt *šenr* schöner).

Mhd. *ô*. — Es ist als *ó* erhalten.

Mhd. *î*, *û*, *iu*. — Die nhd. Diphthonge erscheinen als *ai*, *au*, *oi*.

Mhd. *ei*. — Für den Diphthong *ei* gilt *ē*: *nē* nein, *šdē* Stein (und Plur.), *tswē* zwei, *brēt* breit, *dēlə* teilen. Aber *āir* Eier.

Mhd. *ou*. — Normalerweise ist *ou* durch dunkles *ā* vertreten: *bām* Baum, *lāfš* läufst, *lāp* Laub, *rāchə* rauchen, *āk* Auge, *āġə* Augen. Auch in *frā* Frau gilt *ā*, sonst aber steht für mhd. *ouw* der Diphthong *āu* oder *au*: *šdrāuə* streuen, *s' dāut* es taut, *dau* Tau, *hauə* hauen.

Der Umlaut von *ou* ist *ē*: *bēm* Bäume, *drēmə* träumen; dazu *frēt* freut, aber mit Sonderentwicklung von *ouw*: *hāi* Heu.

Mhd. *uo*, *üe*, *ie*. — Sie sind durch lange *û* und *î* vertreten: *hûf* Huf, *šûk* Schuh, *sûchə* suchen, *bûch* Buch, *kûchə* Kuchen, *bîchr* Bücher, *sîs* süß, *fîs* Füße.

2. Konsonanten.

Zu *l*. — *l* ist geschwunden in *wit* willst.

Zu *n*. — Auslautendes *n* ist wie oben S. 20 u. S. 46 unter Nasalierung des vorhergehenden langen Vokales geschwunden: *šdē* Stein, *tsā* Zahn, *šbē* Späne usw.

Zu *j*. — Intervokalisches *j* ist erhalten: als *i* im Plur. *air* Eier, als deutlicher Reibelaut dagegen in den Verben *mējə* mähen, *nējə* nähen, *drējə* drehen, *sējə* säen, mit Verschärfung zu *ch* in *šnaichə* (mhd. *snîgen*) schneien.

Zu *p*. — Die Verschiebung von germ. *p* zeigt den obd. Stand: *pfaif* Pfeife, *pfunt* Pfund, *pflûk* Pflug; *kopf* Kopf, *šepfə* schöpfen, *dropfə* Träne,

apfl Apfel; das verschobene *mp* erscheint als *mf*: *šdrumf* Strumpf, *šdrimf* Strümpfe, *šdamfə* stampfen.

Zu *b*. — Die Behandlung des mhd. *b* ist die gleiche wie in den oben dargestellten md. Mundarten: *baršt* Bürste, *brik* Brücke, *gewə* geben, *kšdarwə* gestorben, *hep* halt.

Anl. *p* in Lehnwörtern ist mit *b* zusammengefallen: *bup* Puppe, *butsə* putzen, *bech* Pech.

Zu *f*, *v*. — Eine Erweichung von inl. *f*, *v* findet sich ebensowenig wie Vertretung von ausl. *f* durch *p*.

Zu *þ*, *d* und *t*. — *þ* und *d* sind im An- und Inlaut als stimmlose Lenes zusammengefallen: *di* die, *durich* durch, *driŋkjə* trinken, *dochdr* Tochter, *dū* tun, *odr* oder, *widr* wieder, *tsaidə* Zeiten, *gūdə* gute.

Zu *d* erweicht ist auch germ. *t* in *tr*, *st*, *ht*.

Für eine Assimilation von *ld* bietet nur *bal* bald ein Zeugnis, sonst gilt *ld*.

Dagegen erscheint inl. *nd* stets als *n*: *binə* binden, *kšdanə* gestanden, *hunrt* hundert usw.

In auslautenden stimmlosen Konsonantengruppen, vornehmlich hinter *š* (< *s*), ist mhd. *d*, *t* geschwunden: *hemp* Hemd, *māk* Magd, *mēk* Mägde, *sākš* sagst, *biš* bist, *muš* mußt, *darfš* darfst, *likš* liegst, *kumš* kommst, *lāfš* läufst.

Zu *s*. — *st* ist zu *št* geworden: *fešt* fest, *letšt* letzte, *šwešdr* Schwester, *gešdr* gestern, *hetšt* hättest, vgl. weiter *sākš* usw. Auch *iš* ist macht hier keine Ausnahme; *st* gilt nur in *gəwest* gewesen (vgl. oben S. 52).

Erweichung von inl. *s*, *z*, *sch* begegnet nur satzphonetisch: *mr žin* wir sind.

Zu *k*. — Im Anlaut vor Vokalen ist *k* schwach aspirierte Fortis; im Anlaut vor Konsonanten, in der Gemination und inlautend hinter Liquida und Nasal fehlt die Aspiration; aber der Laut sinkt nicht wie in den westmd. Mundarten zur Lenis herab (Bezeichnung einfach *k*). Eine Folge ursprünglicher Aspiration auch in diesen Stellungen scheint vorzuliegen in einer eigenartigen schwachen Affrizierung der Lautgruppe *ŋk* hinter palatalen Vokalen: *driŋkjə* trinken, *ūfheŋkjə* aufhängen, *deŋkjə* denken, *šeŋk(j)* Schränke.

Zu *g*. — Im Anlaut vor *l* ist *g* in dentale Artikulation mit lateraler Explosion übergegangen: *dlāp* glaube, *dlidich* glühend, *dlesr* Gläser, wie entsprechend auch *k* in solcher Stellung als *t* erscheinen kann: *tlē* klein, *tlopf* klopfe.

Inl. *g* zwischen Vokalen und hinter *r*, *l* tritt als *ǵ* bzw. *j* auf: *kflóǵə* geflogen, *fróǵə* fragen — *lḗjə* legen, *lijə* liegen.

In gewissen Fällen aber erscheinen diese Reibelaute vokalisiert. So ist die Lautgruppe *agen* durch *auə* vertreten. Der Gewährsmann aus Klein-Liebenthal spricht nur *šlauə* schlagen, *kšlauə* geschlagen, aber *sāǵə* sagen, *drāǵə* tragen, *waǵə* Wagen; der Mannheimer dagegen braucht durchgehends *u* statt *ǵ*. Dabei liegt die Silbengrenze vor dem *u*, und das *a* erscheint mehr oder weniger deutlich lang: *sāu̯ə* sagen, *drāu̯ə* tragen, *jāu̯ə* jagen, *māu̯ə* Magen, *wau̯ə* Wagen, *krau̯ə* Kragen, *šlau̯ə* schlagen.

Ähnlich tritt in Wörtern mit den Lautgruppen *ëgen*, *ëger*, *ägen* statt des *j* ein konsonantisches *i* ein: *wei̯ə* Wägen, *rei̯ə* Regen, *rei̯rt* regnet.

Vor silbischem *l̥* steht Verschlußlaut *fogl̥* Vogel, *fligl̥* Flügel. Formen wie *naugl̥* Nagel, *nei̯gl̥* Nägel bedeuten wohl einen Kompromiß zwischen Vokalisierung und Erhaltung von inl. *g*.

Wo *g* im Auslaut oder vor stimmloser Konsonanz stand oder durch mundartlichen Vokalschwund in diese Stellungen gelangte, gilt *k*: *pflúk* Pflug, *dāk* Tag, *dēk* Tage, *barik* Berge, *māk* Magd, *mēk* Mägde, *sāk* sag, *sākt* sagt, *sākš* sagst, *gleֺkt* gelegt, *kfrókt* gefragt.

Das Nebeneinander von Formen mit Reibelaut oder vokalisiertem *g* und solchen mit *k* gab Veranlassung zu analogischen Neubildungen wie *krēikt* kräht zu *krējə* krähen oder (Klein-Liebenthal) *s' dāukt* es taut, *gə-dāukt* getaut zu *dauə* tauen und *haukšbēnə* Hauspäne zu *hauə* hauen.

3. Die Laute unbetonter Silben.

Betreffend den lautgesetzlichen Abfall von *-e*, die Entwicklung von *-en* zu *-ə* und die Sekundärvokale gilt auch hier das Kap. 2 S. 48 Gesagte.

Eine besondere Besprechung erfordert nur die Endung *-en*, die für alle 3 Pluralpersonen in der Verbalflexion anzusetzen ist.

In der 1. 3. Plur. ist ihre normale Vertretung das lautgesetzliche *-ə*: *nemə* nehmen (1. 3.), *binə* binden, *falə* fallen, *wolə* wollen, *fārə* fahren. Wenn aber enklitisch eine mit Vokal anl. Pronominalform folgt, ist das *n* zwischenvokalisch erhalten: *mr̥ súchənich* wir suchen euch, *mr̥ machənuns fardich* wir machen uns fertig.

In der 2. Plur. dagegen scheint Bewahrung des *n* das Normale: *ir faln̥* ihr fallt, *nem* nehmt, *kum* kommt, *fārn̥* fahrt, *hērn̥* hört, *súchn̥* sucht, *machn̥* macht, *misn̥* müßt, *darfn̥* dürft usw. Seltener erscheint *-ə*. Wenn

hier die *n*-Formen überwiegen, so kann das wohl darauf beruhen, daß im Gegensatz zu 1. 3. Plur. bei der so überaus häufigen Inversion hier in der 2. die Erhaltung des *n* lautgesetzlich ist: *súchənr* sucht ihr, *finənr* findet ihr usw.

Die Lautgruppe *-nd* verliert in unbetonter Silbe ihr *n*: *ówət* Abend, *dutsət* Dutzend, *dlidich* mhd. *glüendec*.

4. Zur Flexion.

Substantiva.

Auch hier gilt der endungslose Dat. Plur. (oben S. 24).

Maskulina. — Von schwachen Mask. mit lautgesetzlichem Nom. Sing. habe ich nur *lêp* Löwe und *bû* Bube aufgezeichnet. Die übrigen zeigen wie oben S. 24 die Endung *ə*: *hānə* Hahn, *šuŋkə* Schinken, *hókə* Haken usw.

Feminina. — Von den schwachen und starken Fem. zeigt bei weitem die Mehrzahl wie in den oben S. 48 und S. 67 dargestellten Mundarten endungslosen Nom. Akk. Sing.: *tsík* Ziege, *bir* Birne, *im* Biene, *kel* Kehle usw. Mit *-ə* habe ich nur aufgezeichnet: *bêrə* Beere, *êrə* Ähre, *arpsə* Erbse, *midə* Mitte, *ēchə* Eiche, *šwalwə* Schwalbe, *haršə* Hirse, *wolkə* Wolke, *hekə* Hecke, *ladə* Latte, *fānə* Fahne.

Neutra. — Als starkes Neutr. erscheint *harts* Herz: Dat. *harts*.

Adjektiva.

Eine deutliche *i*-Aussprache der Adj.-Endung *iu* habe ich nur bei dem Gewährsmann aus Klein-Liebenthal gefunden. Doch neigen bei beiden auch andre Adj.-Endungen zur *i*-Färbung: vgl. Satz 4. 29. 32 Fußn. 38 Fußn.

In den *e*-Kasus des schwachen Adj. scheint Apokope das Regelrechte zu sein: *ins kalt wasr* ins kalte Wasser, *di nai kšicht* die neue Geschichte. Über die Pluralformen des starken Adj. gilt das S. 25f. Gesagte.

Zahlwörter und Pronomina.

Zwei hat seine drei alten Formen bewahrt: *tswê*, *tswú*, *tswē*.

Die Zahlen fünfzehn und fünfzig erscheinen als *fuchtsê*, *fuchtsich* mit dem *ch*-Laut, der in einem sehr großen obd. Gebiet offenbar in An-

lehnung an sechzehn, sechzig übernommen wurde, noch bevor in Teilen dieses Gebietes die heutige Scheidung von *ch* und *ch* aufkam.

Der Artikel der für den erscheint auch hier: *in dr ofə* in den Ofen, *dü šlakš dr kopf ruf un nunr* du nickst.

Verba.

Für die 2. 3. Sing. der starken Verben gilt das gleiche wie oben S. 49 und S. 68: *šlakš* schlägst, *šlakt* schlägt, *drākt* trägt, *gept* gibt, *est* ißt, *šlóft* schläft.

Für die 2. Plur. gilt die schon oben S. 71 erwähnte Erscheinung, daß sie eine der 1. 3. entsprechende Endung angenommen hat. Über ihre heutige Lautgestalt ist soeben gesprochen worden. Zu den dort gegebenen Beispielen füge ich: *hen* habt, *sin* seid, *wen* wollt.

Eine sekundäre Erweiterung zeigt das Part. *ksēnə* gesehen zu *sēn* sehen (vgl. ähnliche erweiterte Präsensformen oben S. 49).

Zu baden erscheint ein starkes Part. *gəbādə*.

Haben flektiert: *hāp, haš, hat, hen* (1.—3. Plur.), Inf. *hawə*.

Sein hat im Präsens die Formen: *bin, biš, iš, sin* (1.—3. Plur.), Part. *gəwest*.

Von tun lautet das Part. *gədü*.

5. Zur Syntax.

Die oben S. 27 behandelte Stellungsregel für dreigliedrige Verbalformen ist mir in der im Kap. 4 behandelten Mundartengruppe nicht begegnet (vgl. auch Satz 24).

Als Relativpartikel ist *wó* im Gebrauch.

6. Zum Wortgebrauch.

bú Bube, Plur. *búwə*.

ros Pferd, *wutš* Füllen.

tsik Ziege, Plur. *tsijə* (Klein-Liebenthal: *gās* Ziege, *gāsl*, Plur. *gāslə* Zickel).

hānə Hahn (Klein-Liebenthal *hān* oder *goklr*), *hin* Huhn (Klein-Liebenthal *hen*, Plur. *hinr*), *hiŋkl* Küchel.

hafə Topf. *grumbérə* Kartoffeln (Klein-Liebenthal *grumbēr*).

numə nur (vgl. Behaghel [4] § 229).

C. Vergleich der in Probe IX vorgeführten Mundarten mit Dialekten des Mutterlandes.

Die hier behandelten Dialekte gehören zu denjenigen südrussischen Kolonistenmundarten, die man gewöhnlich kurzerhand als »schwäbisch« bezeichnet. Die nähere Vergleichung mit den Dialekten des Mutterlandes wird zeigen, daß von Schwäbisch im eigentlichen Sinne im vorliegenden Falle nicht die Rede sein kann. Auf jeden Fall aber gehört die Mundart im Gegensatz zu den bisher besprochenen ins obd. Gebiet.

Die beiden Hauptmerkmale des Obd., die vollständig durchgeführte Verschiebung des *p* und die Deminutivbildung mit *l*-Suffix (hier *-l̥* im Sing., *-lə* im Plur.) sind vorhanden. Und damit ist das Heimatsgebiet der Mundart jedenfalls südlich der von Wrede angesetzten obd.-md. Grenzlinie (Behaghel[4] § 37, 2) zu suchen. Innerhalb des obd. Gebietes aber ist auf Grund der Endung *-en* (*-n̥*, bez. *-ə*) für die 2. Plur. alsbald der größere östliche Teil auszuscheiden. Denn, wie oben S. 71 angegeben, reicht diese Erscheinung von Westen her nur bis an eine von dem nahe der md.-obd. Grenze gelegenen Lauterburg nach Süden ziehende Linie. Und von dem so gewonnenen westobd. Bezirk bleibt schließlich nur ein schmaler Streifen meist südlich der Lauter übrig, in den Weißenburg und Lauterburg hineinfallen, während Seltz hart außerhalb der Grenze und Wörth schon in beträchtlicher Entfernung von ihr bleibt. Die behandelte Mundart spricht nämlich, wie erwähnt, *ai*, *au*, *ai* für mhd. *î*, *û*, *iu*; im westlichen Md. und Obd. aber gilt bis zu einer oben S. 69f. angeführten Grenzlinie dafür *û* (*ü̂*) und *î*. Und so ergibt sich zwischen dieser Linie und der Nordgrenze für *pf* in Pfund, die über Saarburg*–Pfalzburg–Lützelstein*-zwischen Reichshofen und Bitsch*–Weißenburg–Lauterburg–Karlsruhe–Rheinzabern*–Philippsburg–Buchen–Stadtprozelten–Rieneck–Tann verläuft, der angegebene schmale Streifen an der Lauter.

In diesen kleinen Bezirk oder in weitere, ihn mit einschließende südwestdeutsche Gebiete hinein gehören nun so gut wie alle für die Probe IX bezeichnenden Spracherscheinungen. So gilt für nur das charakteristische *numme* in großen Teilen des westlichen Süddeutschland: am Rhein bis gegen Mannheim, am Westrand sogar bis zur Eifel.

Für den Akk. ihn gebraucht der Liebenthaler außer der in den Sätzen belegten Form *in* auch *nə*: *šlauə irnə* schlagt ihr ihn, *hen irnə kšlauə* habt

ihr ihn geschlagen. Dieses *ne* kommt dem Sprachatlas nach dem ganzen Bezirk zu; denn es gilt in einem großen, hauptsächlich linksrheinischen Gebiet, das von Süden bis Lauterburg und Weißenburg reicht und sich weiter über Pirmasens–östlich Zweibrücken–Landstuhl*–östlich Otterberg–Obermoschel–westlich Forbach–westlich Saaralben erstreckt.

Daß der *s*-Laut sowohl in bist wie in ist als *š* erscheint, stimmt zu den oben S. 52 gemachten Angaben. Daß dabei auch in der 2. Sing. das ausl. *t* fehlt (oben S. 80), ist damit zu vergleichen, daß der Sprachatlas in einem großen westlichen Teile des bischt-Gebietes die Form bisch verzeichnet, umgrenzt durch die ungefähre Linie: Saargemünd–Bitsch–Bergzabern*–Weißenburg–Karlsruhe–Rheinzabern–Speyer*–Heidelberg–Neckargemünd*–Eberbach–Ilshofen–Löwenstein–Knittlingen–Heimsheim*–Neuenburg–Gernsbach–Wildbad und von da gerade nach Süden. Auch die Grenze für den Gebrauch von Roß gegenüber nördlicherem Gaul verläuft übereinstimmend mit den Verhältnissen in der dargestellten Mundart so, daß Lauterburg und mit ihm der größere Teil des erschlossenen Gebietes noch Roß zugewiesen bekommen (Herkner, a. a. O., § 40).

Die Vertretung von *-ren* durch *-re*, der kurze Stammvokal in gelaufen, das *a* in fängt stimmen zu den oben S. 52f. und S. 55 gegebenen Begrenzungen. Das von beiden Gewährsleuten gebrauchte gelehrt für gelernt (Satz 15) gilt nach dem Atlas, von Süden kommend, bis zu einer Linie, die Lauterburg und Weißenburg ein-, Bergzabern ausschließt und sich von Pirmasens nach Norden wendet. Der helle *a*-Laut für *ë, e, i, ü* vor *r* (oben S. 78f.) findet auf den Karten dadurch seine Bezeichnung, daß für werden ein linksrheinisches *a*-Gebiet verzeichnet ist, dessen Nord- und Westgrenze über Seltz–Lauterburg*–Weißenburg*–Wörth–Ingweiler*–Saarburg* läuft; *a*-Schreibungen begegnen innerhalb dieses Gebietes auch bei wer, Berge, Herz, nur im Nordrande um Seltz, Lauterburg, Weißenburg auch bei wird, dürft. Der gleiche Nordrand zeigt *a*-Schreibungen für *o, u* vor *r*, hier offenbar eine Bezeichnung für das dunkle *a* der Mundart (oben S. 78).

Die Form *šnaichə* schneien (S. 79) gilt in einem großen rechts- und linksrheinischen Gebiet mit Mannheim als Mittelpunkt, dessen Südrand der Weißenburg-Lauterburger Streifen bildet. Nur für einen kleineren, aber gerade wieder den hier in Frage stehenden Bezirk verzeichnet der Sprachatlas die Verba mähen und nähen mit erhaltenem *j*: ihr Geltungsbereich schließt Seltz, Lauterburg, Weißenburg ein, stößt nach Norden westlich

von Bergzabern bis südlich Annweiler vor und reicht nach Osten fast bis Karlsruhe. Nur in einzelnen Schreibungen begegnet die Form *truckige, truckiche* für trockene (Satz 1); aber diese Schreibungen gehören wieder gerade in die Gegend von Seltz, westlich Lauterburg und südlich Weißenburg.

Für ich habe gilt die von beiden Gewährsmännern gebrauchte Form hab südlich des oben S. 53 umschriebenen *häb*-Gebietes, also auch wieder in dem fraglichen Bezirk. Für den Inf. ist das von dem Mannheimer gebrauchte *hawə* die zu erwartende Form. Sie gilt links- und rechtsrheinisch nach Norden zu bis über Worms hinaus.

Wie schon einige der bereits besprochenen Erscheinungen, gehören auch noch weitere nur einzelnen Teilen des Weißenburg-Lauterburger Streifens an, ohne daß doch ein bestimmter Teilbezirk etwa alle in Betracht kommenden Merkmale auf seinem Boden vereinigte. Nur in den östlichen Teil des Gebietes reicht noch das assimilierte *nd* von *ander, gefunden* usw. hinein. Hauptsächlich der Ostecke bei Lauterburg gehört auch die Form *hen* haben für die 1., 3. Plur. an (s. oben S. 53) und desgleichen die 2. Plur. *hen* habt, deren Westgrenze gegen *han* und nördlicher gegen *hon, hun* (die ungefähre Ostgrenze s. oben S. 71) im fraglichen Gebiet Seltz einschließt, dann westlich Lauterburg die Lauter trifft, Weißenburg außerhalb läßt und weiterhin über Pirmasens*–Otterberg–Kirchheimbolanden*–Odernheim*–Gernsheim* verläuft. Dem westlichen Hauptteil des Bezirkes fehlt nach der oben S. 70 gemachten Angabe auch die von beiden Gewährsleuten verwendete Partizipialform gewest und desgleichen die Form *hauə* hauen, die nur in der Südostecke gilt, während das Hauptgebiet die Stammform *hach-* zeigt.

Die gegenseitigen Abweichungen in den Mundarten der beiden Gewährsmänner lassen sich ebenfalls mit geographischen Beobachtungen zusammenstellen, doch ohne daß man die Formen des einen durchweg dieser, die des andern jener Teilgegend zuweisen könnte.

Wenn im Dialekt des Mannheimers die Endung der 2. Plur. normalerweise ihr *n* bewahrt (oben S. 81f.), so stimmt dies dazu, daß von dem oben S. 71 umschriebenen Gebiet, in dem die 2. Plur. die gleiche Endung wie die 1. und 3. voraussetzt, der nordöstliche Teil von einer ungefähren Linie: Obermoschel*–Pirmasens–Bitsch–Weißenburg–Lauterburg an das *n* erhalten zeigt. Zwischen Lauterburg und Weißenburg stößt die unmittelbar an diesen Orten vorbeigehende Linie zweimal nach Süden vor. Ganz ähnlich ist der Grenzverlauf für die Erhaltung des *n* in der 3. Plur. (sitzen, mähen,

fliegen, beißen). Es treffen also innerhalb des Weißenburg–Lauterburger Streifens ein nördliches Gebiet mit erhaltenem *n* und ein südliches mit *n*-Schwund im ganzen Plur. zusammen, und die Mannheimer Mundart mit ihrer phonetischen und grammatischen Verteilung der -*ṇ* und -*ə* (oben S. 81 f.) bietet offenbar eine Übergangserscheinung, während die Klein-Liebenthaler mit ihrem durchgehenden -*ə* den Stand des südlicheren Hauptgebietes vertritt. Für die 2. Plur. wollt sagt der Mannheimer übereinstimmend mit dem Hauptteil des Bezirkes und seiner nördlichen Nachbarschaft *wen*, der Klein-Liebenthaler dagegen gebraucht *wẹlə*, eine Form, die der Atlaskarte nach (*wellen* und *welle*) südwestlich von Weißenburg an dieses *wen* grenzt.

Für mhd. *ei* und *öu* bietet die Klein-Liebenthaler Mundart *ā* im Gegensatz zu dem *ē* der Mannheimer. Hier kommt *a* fast dem ganzen fraglichen Streifen zu. Denn an das oben S. 71 erwähnte *ä*-Gebiet schließt sich südwestlich ein kleiner Bezirk mit *a*, der Weißenburg und Seltz umfaßt und nur die Ostecke bei Lauterburg außerhalb läßt. Wenn das Zahlwort zwei von dem Klein-Liebenthaler als *tswai* gesprochen wird, so stimmt dies zu den Lautverhältnissen südlich und westlich des genannten *a*-Gebietes. Und noch in zwei andern Fällen zeigt gerade diese Mundart Erscheinungen, die unmittelbar westlich oder südwestlich des erschlossenen Gebietes heimisch sind: *auə* Augen (Sing. *ouk*), wofür oben S. 71 der Geltungsbereich umschrieben ist, und *han* haben (Inf.), wobei zu der oben (S. 71) gegebenen Begrenzung hinzuzufügen ist, daß gerade beim Inf. diese Form von Westen bis in die unmittelbare Nachbarschaft von Annweiler, Bergzabern und Weißenburg heranreicht.

Streng genommen außerhalb des gewonnenen Bezirkes fällt auch die für beide Gewährsleute, wenngleich in verschiedener Ausdehnung, belegte Vertretung von *age* durch *aue* (S. 81): der Sprachatlas verzeichnet unter sagen ein großes elsässisches Gebiet mit der Stammform *sau-*, dessen Nordgrenze durch eine Linie: Lauterburg*–Seltz*–zwischen Weißenburg* und Wörth–zwischen Bitsch* und Reichshofen–zwischen Saaralben* und Buckenheim gebildet wird. Beträchtliche Schwankungen in der Aussprache und Schwierigkeiten in der schriftlichen Bezeichnung der Lautgruppe kommen zum Ausdruck in den mannigfachen Varianten der Schreibung: *saw, sauw, sa-u-, saug, sauch, sauj, saauü, sai, saj, soij, seu, säu, sey.*

Das in der Bedeutung hin von beiden Gewährsleuten sowie auch von den Vertretern der in Probe X vorgeführten Mundarten gebrauchte *nḁ̄* oder

nā hat sein eigentliches Geltungsbereich nach dem Atlas auf rechtsrheinischem Boden und kommt in der Nähe des hier behandelten Gebietes linksrheinisch nur bei Rheinzabern vor.

Der Gewährsmann aus Klein-Liebenthal gibt an, daß seine Familie aus Elsaß-Lothringen stamme. Das stimmt zu dem Charakter der hier besprochenen Mundart. Über die genauere Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung in den Kolonien des sogen. Liebenthaler Bezirkes (s. oben S. 6f.) bei Odessa, zu denen auch Klein-Liebenthal gehört, stehen mir aber im übrigen keine näheren Angaben zur Verfügung.

Mannheim und dessen Nachbarort Georgenthal gehören zu den Kolonien des Kutschurganer Gebietes (s. oben S. 7). Von den Familien, die sich in Mannheim ansiedelten, stammten 26 aus Baden, 16 aus dem Elsaß, 8 aus der bayerischen Pfalz (K. Keller, Deutsche Erde 7, 216). In andern Kolonien des Bezirkes waren die Elsässer noch stärker vertreten: in Seltz waren sie fast allein an der Siedlung beteiligt (a. a. O., S. 214), in Straßburg, wo als ihre Heimatsgegend ausdrücklich der Bezirk Weißenburg genannt wird (S. 215), und in Elsaß (S. 217) überwiegen sie um ein Beträchtliches, und auch in Kandel (S. 214) und Baden (S. 216) bilden sie einen bedeutenden Prozentsatz. Es ist daher wohl möglich, daß bei der Ausbildung der Kolonistenmundarten in diesem Gebiet gerade der nordelsässische Dialekt die Möglichkeit zu entscheidender Einwirkung gefunden hat.

Erst eine Untersuchung sämtlicher in diese Gruppen gehörigen Mundarten wird ein sicheres Urteil über die hier vor sich gegangenen Mischungs- und Ausgleichsprozesse ermöglichen. Einstweilen ist nur das Vorhandensein eines deutlich nordelsässischen Typus unter den Dialekten der Kolonistenbezirke bei Odessa festgestellt.

D. Zur Grammatik und Heimatsbestimmung der in Probe X vorgeführten Mundarten.

Die hier dargestellten Mundarten zeigen sich eng verwandt mit den soeben behandelten von Probe IX. Auch sie bilden ihre Deminutiva auf *-el*, gebrauchen, wenigstens zum Teil, Roß für Pferd (Satz 4) und haben in der 2. Plur. die Endung *-en* (*ir misn̥* müßt, *wen* wollt usw.). Sowohl der Gewährsmann aus Speier wie der aus Karlsruhe sagen auch *fuchzehn, fuchzig*.

Anderseits ist aber auch eine Reihe von Abweichungen gegenüber Probe IX zu verzeichnen. Beim Deminutiv ist für Speier und Karlsruhe die Plur.-Form *fèjəlich* Vögelchen charakteristisch, die neben den nach Art von P und Probe IX gebrauchten *šèflə* Schäfchen, *bēmlə* Bäumchen, *mēdlə* Mädchen, *gēslə* Zickel (Speier) steht. Und vor allem ist der Stand der *p*-Verschiebung ein andrer: Speier und Karlsruhe zeigen die üblichen westmd. Verhältnisse: *paif* Pfeife, *pefr* Pfeffer, *punt* Pfund, *bluk Pflug, šdebr* Pfropfen, *šdrimp* Strümpfe, *šdambə* stampfen. P dagegen hat den in ahd. Zeit für Otfrid bezeichnenden Lautstand: *paifə* pfeifen, *pefr* Pfeffer, *blùk* Pflug, *brimə* Pfriemen — *kopf* Kopf, *apfl* Apfel, *šdepfr* Pfropfen, *rupfə* rupfen und mit Vereinfachung von *mpf* zu *mf*: *šdrumf* Strumpf, *šdrimf* Strümpfe. Wie die hier gegebenen Beispiele lehren, ist unverschoben gebliebenes *p* vor Konsonanten, in der Gemination und hinter Liquida und Nasal zur Lenis geworden. Das gleiche gilt auch von *k*: *glēnə* kleine, *glots* Klotz, *gnochə* Knochen, *flegə* Fleck, *melgə* melken, *hiŋgl* Huhn.

Zur Grammatik der Mundart von Speier seien weiterhin noch eine Reihe von Angaben beigebracht.

Auch hier ist *a* als dunkler Laut aufzufassen. Vor *r* gehen *o* und *u* in dieses *a*, dagegen *e, ö, i, ü* in *a* über.

Zwischen den kurzen *e*-Lauten besteht auch hier deutlich der Unterschied, daß kurzgebliebenes mhd. *e* und *ö* als *ẹ*, kurzgebliebenes *ë* als *e* erscheint; vor Nasal aber gilt stets offenes *e*: *wen* wollt, *hen* habt, *heŋgə* hängen, *ken* können. Bei Dehnung sind die Laute in entsprechender Weise geschieden als *é* und *ē*, auch hier aber steht vor Nasal stets *ē*: *tsēə* Zähne, *gwēnə* gewöhnen. Zehn hat wie in IX *é*, sehen *ē*-Laut: *sēnə* Inf., *ksēnə* Part.

Für gedehntes *ir* erscheint — wie gelegentlich auch bei H — *ér*: *mér* mir, *dér* dir, *érə* ihrer.

Mhd. *ei* ist durch *ē* vertreten. In demselben Laut sind aber bei allen drei Gewährsmännern auch mhd. *ou* und *öu* zusammengefallen: *lēfə* laufen, *ēch* Auge, *frē* Frau; *frēə* freuen, *kfrēt* gefreut, *bēm* Bäume, *bēmlə* Bäumchen (Plur.); aber *hāi* Heu.

Der mit *ṛ* bezeichnete Laut gleicht hier fast völlig einem bühnendeutschen (nicht dem mundartlichen dunklen) *a*.

Mhd. *z* in unbetontem zu erscheint als *s*: *só* (Satz 3), *s'* (Satz 16), *séršt* zuerst (Satz 16).

Für ausl. *st* ist wohl auch hier *š* die reguläre Vertretung: *darfš* darfst, *sākš* sagst, *frókš* fragst.

Die Lautgruppe *age* bewahrt zwischenvokalisch das *g* als *ǵ*, *ch*: *jāǵə* jagen, *wachə* Wagen, *kšlachə* geschlagen; *ege* erscheint mit geschlossenem *é*, *ẹ* in legen, daneben aber steht *ēćh* Egge; *äge* und *ëge* treten in der Regel als *ećh*(*ə*) auf: *wećhə* Wägen, *nećhələ* Nägel, *gəlećhə* gelegen, *gərećhət* geregnet, *rećhnə* regnen. In einigen Formen, die *ë* oder *e* voraussetzen, ist endlich das *g* geschwunden: *ēdeks* Eidechse, *mēdl* Mädchen, *mēt* Magd (auch Sing. neben *makt*, Plur. *mekt*), *ēnə* Spreu (mhd. *agene*, *egen*, *aine*).

Vor *š* (*-st*) erscheint *g* als *k*: *sākš* sagst, *frókš* fragst, *lẹkš* legst, vor *t* dagegen meist als *ch*, *ćh*: *šlacht* schlägt, *drācht* trägt, *kfrócht* gefragt, *gəlẹćht* gelegt.

Vor *ḷ* schwanken Verschluß- und Reibelaut: *fógḷ* Vogel, *nagḷ* Nagel, *fēgḷ* Vögel — *tsiǵḷ* Zügel, *flićhḷ* Flügel.

In der Verbalflexion haben alle drei Personen des Plur. in der Regel das *n* der gemeinsamen Endung bewahrt: *mêr machṇ*, *êr súchṇ*, *di baisṇ*.

Haben flektiert: *hep*, *hôš*, *hôt* (*họt*), *hen* (1.—3), Inf. *hā̤*.

Zu *dúə* tun lautet die Form des Präs. Plur. mit Umlaut *dīn* (dazu Behaghel[4] § 339, 4).

Als Reflexiv gilt sich auch für die 1., 2. Plur.: *mêr hen sićh nāksẹtst* wir haben uns hingesetzt, *nemṇ sićh das búch mit* nehmt euch das Buch mit. Daß in dieser Mundart, die für alle 3 Personen des Plur. die gleiche Endung verwendet, der Gebrauch von sich auch auf die 2. Person ausgedehnt wird, spricht sehr für die Erklärung von Paul, nach der es sich bei dem in Mundarten so überaus verbreiteten sich für reflexives uns (s. auch oben S. 27) um Übertragung aus der 3. Plur. handelt: wo nicht nur die 1. und 3. in der verbalen Endung übereinstimmten, sondern sich ihnen auch noch die 2. anschloß, da wurde das mit der Endung *-en* eng assoziierte sich ebenso wie in die 1. auch in die 2. Plur. mit übernommen (weiteres Material bei Carl Berndt, Die Verba reflexiva in den deutschen Mundarten, Diss., Gießen 1912, § 4).

Zum Wortschatz: *gaul* Pferd; *gēs* Ziege, *gēsḷ* Zickel; *hā* Hahn, *hiŋgḷ* Huhn; *lak* Pökelbrühe; *grumbêrə* Kartoffeln; *numə* nur.

Wie schon im Eingang ausgesprochen wurde, erweisen sich die hier dargestellten Mundarten durch wichtige Merkmale als verwandt mit den im vorigen Abschnitt behandelten. Man wird daher geneigt sein, ihr Heimatsgebiet in der Nähe des dort bestimmten Bezirkes zu suchen.

Da sie alle drei anl. *p* nicht verschoben haben, so hat man seinen Blick zunächst auf die Gegenden nördlich der S. 84 angegebenen *pf*-Linie zu richten: die Südgrenze gegen die zuvor besprochenen Mundarten bildet also ungefähr der Lauf der Lauter. Weiterhin aber wird man dann alsbald auf die nächste nördliche Nachbarschaft dieses Flusses gewiesen durch eine wiederum allen dreien gemeinsame Erscheinung: durch das *ē* für mhd. *ou*. Dieses herrscht, wie die Atlaskarten Auge, Frau, glaube, verkaufen, auch lehren, in einem kleinen Gebiet, das Rheinzabern, Weißenburg, Bergzabern, Annweiler, Edenkoben, Neustadt, Landau einschließt und Germersheim, Karlsruhe, Pirmasens unweit außerhalb seiner Grenzen läßt. Dieses Gebiet fällt nach den oben S. 86 f. gemachten Angaben hinein in den Geltungsbereich der erhaltenen Endung *-en* für die 1., 2., 3. Plur., und auch hierzu stimmen die Verhältnisse in den fraglichen Mundarten (oben S. 90). Das gleiche gilt für die Pluralformen *hen* zu haben und *wen* zu wollen (oben S. 86 und S. 87).

Weiterhin ist dann zwischen den Dialekten der drei verschiedenen Gewährsmänner noch eine geographische Scheidung möglich. Die Mundart des Deutschrumänen P zeigt noch die Verschiebung von *pp* und *mp* (oben S. 89). Und der Sprachatlas lehrt, daß in einem Teile des in Frage stehenden Bezirkes tatsächlich noch *pp* und *mp* im Gegensatz zu anl. *p* verschoben sind. Unmittelbar bei Weißenburg verläßt die Verschiebungslinie für Apfel die *pf*-Linie von Pfund, um weiterhin etwa dem Laufe des Otterbaches zu folgen, an dem sie sich erst südöstlich von Rheinzabern wieder mit der Pfundlinie vereinigt. Die Sprachatlasformulare mehrerer in diesem Winkel zwischen Lauter und Otterbach gelegener Dörfer stimmen — wenn auch keins restlos — aufs beste mit meiner Aufnahme von P überein. Und man wird daher seine Mundart ihren Hauptelementen nach aus dieser Gegend herleiten dürfen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit ja auch als die Heimat Otfrieds anzusprechen ist.

Die beiden andern Mundarten, die von Speier und Karlsruhe, haben als besonderes gemeinsames Merkmal den deminutivischen Plur. auf *-lich* in *fḗjəliç̱* Vögelchen. Es ist die alte Kollektivbildung auf *-ahi*, aus der schon in mhd. Zeit Plurale auf *-lach*, *-lich* zu *l*-Deminutiven erwuchsen (Weinhold, Mhd. Gram. § 280). Dieses *-lich* (vgl. Wrede, Diminutiva § 67 ff.) gilt nun noch heut gerade wieder in einem Teile des für die gesamte hier behandelte Mundartengruppe erschlossenen südostpfälzischen Stammgebietes. Sein Bereich schließt Weißenburg ein und läßt Bergzabern, Annweiler, Landau, Rheinzabern, Lauterburg hart außerhalb seiner Grenze.

Eine andere beiden Dialekten gemeinsame Erscheinung, die Vertretung von gedehntem mhd. *ir* durch *ẻr* (oben S. 89), charakterisiert ihre Heimat richtig als einen Teil des oben S. 53f. angedeuteten großen *e*-Gebietes: dessen Südgrenze verläuft nämlich — mit starken Einbuchtungen — über Lauterburg*-Weißenburg-Pirmasens-östlich Saargemünd*. In diesen Zusammenhang gehört auch die Form *dẻr* Tür, die in der Mundart des Mannheimer Gewährsmannes (oben S. 79) vereinzelt neben *mir* mir usw. steht.

Auch die 1. Sing. *hep* habe gilt im Hauptteil des erschlossenen südostpfälzischen Gebietes (oben S. 53); beim Inf. ist *hawə* zu erwarten, wozu die Formen von H und P (Satz 30) stimmen, während das *hā̡* des Speierer Gewährsmannes auf der Atlaskarte ohne Entsprechung bleibt.

Für die Mundart des letzteren sind noch einige Punkte besonders zu erwähnen. Er gebraucht im Gegensatz zu H und P *gaul*, nicht *rǫs*, für Pferd. Dies würde, da nach dem Atlas selbst Weißenburg noch nicht die südlichere Form Roß zeigt (oben S. 85), die zu erwartende Gebrauchsweise für die ganze südostpfälzische Ecke sein. Die Plur.-Form *din* tun verzeichnet der Atlas für ein kleines linksrheinisches Gebiet, das sich durch seinen zackigen Grenzverlauf deutlich als Rest eines früher größeren Bezirkes kennzeichnet und dessen Ausläufer noch jetzt im Süden bis nahe an Lauterburg, im Norden bis Edenkoben und im Westen über die Breite von Annweiler und Bergzabern hinaus reichen. Wenn der Gewährsmann aus Speier die verbale Endung *st* als *š* spricht, so stimmt dies dazu, daß die oben (S. 85) angegebene Grenze Teile des fraglichen Gebietes noch dem Bereiche von *biš* bist zuweist. Wenn er im Gegensatz zu dem im vorigen Abschnitt besprochenen *šnaichə* schneien vielmehr *šnẻə* sagt, so ist dazu zu bemerken, daß ein um Karlsruhe liegendes *e*-Gebiet über Rheinzabern bis in die östliche Nachbarschaft von Bergzabern hinüberreicht. Das *s* für *z* im Wörtchen zu, das hier wie in der Mundart von Neu-Norka und Jagodnaja Poljana (oben S. 30 Fußn.) begegnet, verzeichnet der Atlas in Einzelschreibungen über ein großes südwestdeutsches Gebiet hin, dessen Ost- und Südgrenze ungefähr durch eine Linie: Lauterbach-Aschaffenburg-Michelstadt-nördlich Karlsruhe-Bitsch-Dieuze gebildet wird. Für das gebrauchen der Speierer und H die Form *das*. Dem ersteren ist aber auch *dẹs* bekannt, das P anwendet. Die oben S. 38 angegebene Grenzlinie zeigt, daß gerade in einem Teile des für P erschlossenen Bezirkes noch *des* gilt, während dem ganzen nordwestlich davon gelegenen Gebiete *das* zukommt.

Mit der Tatsache, daß Weißenburg und seine nächste Umgebung noch in den *das*-Bereich gehören, mag es übrigens auch zusammenhängen, daß von den in Probe IX vorgeführten Mundarten die Mannheimer neben *dės* auch *das* zeigt.

Wenn der Gewährsmann aus Speier angibt, seine Familie stamme aus der bayerischen Pfalz und noch seine Großmutter habe Briefe von dort lebenden Verwandten bekommen, so stimmt dies gut zu dem Charakter seiner Mundart, der ja eben auf den Südosten der Pfalz weist. Die Herkunft der 87 Familien, die sich bei der Gründung des Ortes Speier (1809/10) dort niederließen, läßt nun aber keineswegs genau diesen Mundartentypus erwarten. Von den Einwanderern (vgl. K. Keller, Deutsche Erde 8, 209f.) stammen nämlich 55 Familien aus dem Elsaß (Weißenburg), 11 aus Baden (Rastatt und Bruchsal) und nur 21 aus der bayerischen Pfalz. Und von den letzteren kamen 19 aus der Stadt Speier und 2 aus Pirmasens. Das bedeutet also, daß keine einzige der Einwandererfamilien genau aus dem Gebiete stammt, das als Heimat der heute geltenden Mundart zu erschließen ist: ihre Herkunftsorte gruppieren sich vielmehr in einem ziemlich engen Kreise außen um dieses Dialektgebiet herum. Aber nicht die Besiedler des Ortes selbst haben wohl den Ausschlag gegeben bei der Herausbildung der Kolonistenmundart. Auch in dem zur gleichen Gruppe, den Beresaner Kolonien (oben S. 7), gehörigen Karlsruhe, dem Geburtsort des Deutschrumänen H, stammt nur der kleinere Teil der Einwanderer — 26 Familien gegenüber 42 aus dem Großherzogtum Baden kommenden — aus der bayerischen Pfalz (a. a. O., S. 208f.), und doch zeigt die dortige Mundart den gleichen pfälzischen Charakter wie die von Speier. Zu einem Wolostamt sind mit den beiden Orten die Kolonien Landau und Sulz und noch drei weitere etwas jüngere Siedlungen verbunden. Unter den Besiedlern von mehreren dieser Ortschaften bilden die Pfälzer einen recht bedeutenden Prozentsatz und in Sulz sogar die überwiegende Mehrheit. Von dieser Kolonie bemerkt denn auch Keller (a. a. O., S. 208), daß in ihr »noch der reinste Pfälzer Dialekt, so wie bei Kandel und Annweiler in der bayerischen Pfalz« gesprochen werde. Man wird also einen bestimmten pfälzischen Typus unter den Beresaner Mundarten ansetzen müssen, für dessen Aufkommen Besiedler verschiedener Ortschaften verantwortlich zu machen sind und bei dem gerade südostpfälzische Elemente bedeutsam in den Vordergrund traten.

Inhaltsangabe.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 12

DIE SOGENANNTEN TRAJANSWÄLLE IN DER DOBRUDSCHA

VON

CARL SCHUCHHARDT

MIT 1 KARTE UND 1 TAFEL

BERLIN 1918

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgetragen in der Gesamtsitzung am 18. April 1918.
Zum Druck eingereicht am 20. August, ausgegeben am 7. Dezember 1918.

DER
DEUTSCHEN ETAPPENVERWALTUNG
IN DER DOBRUDSCHA

INSBESONDERE DEN HERREN
GENERALLEUTNANT EXZ. VON UNGER,
OBERST VAN DEN BERGH, HAUPTMANN UND ADJUTANT OTT,
RITTMEISTER CUNTZE, HAUPTMANN ALISCH, FELDINTENDANT
PRESTING, STAATSANWALTSCHAFTSRAT CREMER, LEUTNANT
BRABANT.

IN VEREHRUNG UND DANKBARKEIT
GEWIDMET

Literatur

1. Helmuth v. Moltke: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei.

2. v. Vincke: Das Karassu-Tal zwischen der Donau unterhalb Rassowa und dem Schwarzen Meere bei Küstendschi. Monatsber. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, I. Jahrg., 1839/40. S. 179—186. Mit 1 Karte und 2 Plänen.

3. Jules Michel: Les travaux de défense des Romains dans la Dobroudcha. Mém. de la Soc. Imp. des antiquaires de France XXV, 1862. S. 215—252.

4. Dr. Allard: La Bulgarie orientale 1864. S. 88—98.

5. Karl F. Peters: Grundlinien zur Geographie und Geologie der Dobrudscha. Denkschr. d. Kais. Akad. d. Wiss. Wien XXVII. 1867. 64 + 61 S.

6. Michel Sutzu: Valul lui Traian. Revista pentru istorie, archeologie şi filologie I, 1883.

7. C. Schuchhardt: Die römischen Grenzwälle in der Dobrudscha. Arch.-epigr. Mitt. aus Österr.-Ungarn IX. 1885. S. 87—113.

8. C. Schuchhardt: Wälle und Chausseen im nördlichen und östlichen Dacien: ebenda IX. S. 202—232.

9. Th. Mommsen: Römische Geschichte 5². S. 207.

10. Tocilescu-Benndorf-Niemann: Das Monument von Adamklissi 1895. S. 124.

11. O. Benndorf: Adamklissi. Arch.-epigr. Mitt. a. Österr.-Ungarn 1896. S. 19.

12. C. Schuchhardt: Die Anastasiusmauer bei Konstantinopel und die Dobrudschawälle. Archäol. Jahrbuch 1901. S. 107—127.

13. Gr. G. Tocilescu: Fouilles et recherches en Roumanie. Bukarest 1901. S. 145—184.

14. C. Cichorius: Die römischen Denkmäler in der Dobrudscha. 1904.

15. v. Domaszewski: Die Heimat des Cornelius Fuscus. Rhein. Museum 1905. S. 158 f.

16. E. Kornemann: Die neueste Limesforschung im Lichte der römisch-kaiserlichen Grenzpolitik. Klio VII, 1907. S. 73—121.

17. W. Barthel: Bericht III der Röm.-Germ. Komm. Frankfurt 1909. S. 174—181.

Der Krieg mit seiner günstigen Seite, daß wir in manchen fremden Ländern verfügen dürfen, hat mir nahegelegt, auf eine Arbeit zurückzukommen, die ich in jungen Jahren begonnen und ein Stück gefördert hatte, die aber abzuschließen mir nie vergönnt war, weil ich mich in dem betreffenden Gebiete nie lange genug aufhalten konnte und keine Aussicht hatte die Erlaubnis zu Grabungen zu erhalten. Die Abrundung, die ich jetzt bieten kann, soll aber wesentlich archäologisch sein und in der bestmöglichen Darstellung und Beschreibung der erhaltenen Reste bestehen; die militärtechnischen und allgemein geschichtlichen Probleme wird man besser nur andeutungsweise behandeln, so lange wir über die römischen Verhältnisse des angrenzenden Dakien und Nichtdakien, Siebenbürgens mit der kleinen Walachei einer- und der großen Walachei anderseits, nicht besser unterrichtet sind als bisher.

Die Dobrudscha ist ein merkwürdig abgeschlossenes Landviereck. Bei Raşova und Cernavoda ist die Donau dem Meere schon auf 50 km nahegekommen. Sie stößt dort aber gegen ein Höhengelände, vor dem sie weit nach Norden ausbiegen muß, um erst bei Galatz den Weg östlich zum Pontus frei zu finden. Da gerade bei Cernavoda ein breites und langes Tal, das noch heute weite Sumpfseen erfüllen, von Osten her mündet, hat man vielfach geglaubt, die Donau sei ursprünglich hier schon zum Meere durchgebrochen. Das ist aber ein Irrtum. Die Kette der Karasu-Seen ist kein alter Donaulauf. Das Karasu- (Schwarzwasser-) Tal führt zwar völlig eben über Medschidie, Alakap, Murfatlar bis Omurdscha hinauf, aber dann folgt für das letzte Viertel des Weges eine breite Barre, die sich bis zu 50 m hoch erhebt. In der schwierigen Geologie dieser Gegend steht, wie Prof. Penck mir sagt, soviel fest, daß der Donauspiegel sich einmal um etwa 20 m gesenkt hat. Dadurch erklären sich die auffallend tiefen Quertäler der Dobrudscha, von denen unsere Karte gleich ihrer vier, nämlich neben dem

Karasu-Tale südlich das Kokirlener und das westlich Rașova nach Mulciova ziehende, sowie nördlich das von Seimeni erkennen läßt. Das Karasu-Tal hat man schon 1837 für einen Kanal von der Donau zum Schwarzen Meere ins Auge gefaßt, um den üblen Weg aus den immer verschlammenden Donaumündungen heraus zu ersparen; der tiefe Durchstich von Omurdscha bis Konstanza schreckte aber von dem Plane ab (Literatur 2). Statt dessen haben die Engländer 1862 die Eisenbahn Cernavoda–Konstanza gebaut. Vielleicht erleben wir in unseren Tagen mit dem Aufschwung der Schwarzen Meer-Interessen ein Wiederaufleben des alten Kanalprojekts.

Wie gerufen mußte den Römern das unwegsame Karasu-Tal erscheinen zu einer Zeit, wo sie ihre Reichsgrenze an dem langen westöstlichen Donaulaufe von Belgrad abwärts errichtet hatten, dem Flusse um die Dobrudscha herum aber nicht folgen durften, weil sie die kriegerischen Stämme in der Nordhälfte dieses Landes noch nicht unterworfen hatten. Sie konnten an der Seenkette entlang die bisherige Linie geradeaus fortsetzen und brauchten dem starken natürlichen Hindernis (Taf. I 1) mit ihrer Befestigungskunst nur wenig nachzuhelfen. Trotzdem finden sich auf weite Strecken drei Wallinien hintereinander, und sie sind in ihrer mächtigen Anlage in dem öden Steppenlande bis heute so wohl erhalten wie kein anderer Limes.

I. Die früheren Arbeiten

Der erste, der Europa einige Kenntnis von den Wällen vermittelt hat, ist Moltke gewesen. Sein mehrjähriger Aufenthalt in der Türkei hatte ihn auch in die Dobrudscha geführt, und in einem Briefe vom 2. November 1837 spricht er mehrfach von den Wällen. Zuerst heißt es: »Schon die Römer betrachteten die Dobrudscha als ein Land, welches man den nördlichen Barbaren preisgeben müsse, und schnitten sie durch eine Mauer längs der Seenreihe von Karasu (Cernavoda, Schwarzwasser) von Mösien ab.« Und nachher: »Der doppelte, an einigen Stellen dreifache Wall, welchen Kaiser Trajan von Cernavoda (oder Bogaskjöi) an der Donau hinter der Seenreihe von Karasu weg, nach Köstendsche, dem alten Konstantiana am Schwarzen Meer zog, ist überall noch 8 bis 10 Fuß hoch erhalten; nach außen ist der Graben eingeschnitten, und nach innen liegen große behauene Steine, welche eine mächtige Mauer gebildet zu haben scheinen; der westliche Teil dieser Verschanzung hat die Seen und das sumpfige Tal von

Karasu wie einen Festungsgraben dicht vor sich, von dem Dorfe Burlak[1] östlich aber setzt der äußere Wall über die Talsenkung hinüber und ist überhaupt fast ohne alle Rücksicht auf das Terrain geführt; der innere südliche Wall zieht in ungleichem Abstand von 100 bis 2000 Schritt hinter dem vorigen hin. Von Entfernung zu Entfernung rückwärts findet man die Spur der durchschnittlich 300 Schritt ins Geviert großen Castra, deren Form und Eingänge noch vollkommen deutlich erhalten sind.« An dieser Auffassung Moltkes von dem einheitlichen System der drei Wälle hat die Folgezeit trotz aller sonstigen Abweichungen ein halbes Jahrhundert festgehalten.

So gleich v. Vincke, der 1839 über das Kanalprojekt Cernavoda–Konstanza berichtet und größere Strecken der Wälle kennengelernt hat. Verschiedene Tumuli am Kleinen Erdwall hält er für vorspringende Bastionen. Am Meere hat er noch das große Kastell I gesehen, das heute völlig verschwunden ist.

Weitaus am meisten hat beobachtet und am ausführlichsten die Linien beschrieben Jules Michel, der als Mitglied der französischen Donaukommission 1855 die Heerstraße Raşova–Konstanza trassiert und gebaut hat (Lit. 3). Er meint, daß zuerst der Gr. EW. als Hauptverteidigungslinie im Norden angelegt sei, nicht lange danach sei der StW. als Hilfslinie bald davor, bald dahinter hinzugekommen, und der Kl. EW. mit seinem Graben gegen Süden sollte schließlich im Rücken der Truppen eine leichte Verteidigungslinie gegen etwaige Überraschungen bieten. Michel gibt allerdings zu, daß dabei das Stück des Kl. EW. von Konstanza bis 5 km weit nach Westen, das nördlich der beiden anderen Linien liegt, unerklärlich bleibt. Er hat auch nicht erkannt, daß westlich Medschidie der Gr. EW. 12 km weit aussetzt und hat auf dieser Strecke den StW. für den Gr. EW. genommen. Aber Michel hat am Gr. EW. schon die kleinen Kastelle beachtet, die er für die Offiziersquartiere der großen hält. Im StW. hat er auf der Höhe von Cernavoda einen Durchgang mit gemauerten Wangen gesehen von der Weite, die ein gewöhnlicher Wagen braucht. Die Mauer im StW. gibt er auf 2 m Stärke an. Bei Kastell II hat er anscheinend vorspringende Türme gesehen, wie sie heute noch bei verschiedenen anderen

[1] Das Dorf ist schon lange nicht mehr vorhanden, es hat beim heutigen Bahnhofe Dorobantzu gelegen. Dort verzeichnet v. Vincke 1839 das Dorf, Jules Michel 1855 (Lit. 3) seine Ruinen.

StW.-Kastellen (XVIII, XXIII, XXIV) vorhanden sind. Die ganze Anlage, die, wenn auch nicht auf einmal entstanden, doch als einheitliches Werk gedacht und benutzt war, soll nach Michel erst von Justinian oder seinem Nachfolger, also aus dem 6. Jahrhundert, stammen.

Der Aufsatz dieses wegen seines langen Aufenthaltes in der Gegend bestunterrichteten Mannes ist in der Folgezeit merkwürdig unbekannt geblieben; Dr. C. Allard (Lit. 4) ist zwar sein Gefährte gewesen und sagt in abgekürzter Form ziemlich dasselbe wie er, aber die nächsten Reisenden, der Geologe Karl F. Peters 1867 (Lit. 5), Michel Sutzu 1883 (Lit. 6) nehmen keine Notiz von ihm und bleiben mit ihrem Wissen von den Wällen weit hinter dem seinigen zurück. In der Datierung der Wälle stimmen Allard und Sutzu ziemlich überein, indem jener an den Comes Trajanus, einen General des Kaisers Valens, denkt, dieser an Theodosius, den erfolgreichen Abwehrer der Goten. Peters gibt über den Ursprung kein Urteil ab.

In Deutschland hielt man noch in den achtziger Jahren dafür, daß wir über die Trajanswälle so gut wie gar nichts wüßten. Von Cohausen hat 1884 in seinem Werke über den rheinischen Limes alle möglichen verwandten Anlagen in Schottland, in Böhmen, in Ungarn, in Rußland, in Argentinien zum Vergleiche herangezogen, aber über die in der Dobrudscha schweigt er.

Ich selbst bin dann durch äußere Veranlassung an die Trajanswälle gekommen. Ich hatte gleich nach meiner Universitätszeit, Weihnachten 1883, eine Hauslehrerstelle in Rumänien übernommen und habe dort zwei Jahre lang dem Fürsten Alexander Bibescu[1] seine beiden Söhne Emmanuel und Anton unterrichtet, auf dem Gute Epureni (Hasendorf) bei Berlad in der Moldau. Bei meinem Abschied von Heidelberg wies mich Zangemeister dringlich auf die Dobrudschawälle hin, und sobald ich mich mit Sprache und Landessitten einigermaßen vertraut gemacht hatte, bin ich dann im Herbst 1884 an die Arbeit gegangen. Es war mein erster Versuch in praktischer Archäologie. Ein freundlicher Ingenieur in Bukarest, rumänischer Siebenbürge von deutscher Schulung, Fogaraşeanu, unterwies mich, wie man den Wallverlauf mit Bussole und Schrittmessung und sein Profil

[1] Sein Vater war noch regierender Fürst in der Walachei gewesen und hat heute in Craiova ein Denkmal. Durch seine Vertreibung 1848 und die Übersiedlung der Familie nach Paris war der Name in Europa bekanntgeworden und hatte zu dem bekannten Studentenliede vom trinklustigen Fürsten Bibesko »hinterwärts von Temesvar« Veranlassung gegeben.

mit dem horizontal gespannten Bandmaße am bequemsten aufnehmen könne. So bin ich teils zu Fuß, teils zu Pferde acht Tage lang an dem größten Teil der drei Linien entlang gegangen, und da das Ergebnis MOMMSEN für seinen gerade im Druck befindlichen V. Band der Römischen Geschichte interessierte, habe ich auf einer abenteuerlichen Winterfahrt, Weihnachten 1884, noch einiges Ausgebliebene nachgeholt.

Ich erkannte damals sehr rasch, daß die drei Wälle aus ganz verschiedener Zeit stammen und nichts miteinander zu tun haben. Schon beim ersten Nachmittagsspaziergang von Konstanza aus war ich an die Stelle gekommen, wo die Linien sich kreuzen. Der Kl. EW. kommt WSWlich streichend von Konstanza, die beiden anderen laufen etwas weiter südlich einander parallel rein nach Westen. An der Kreuzungsstelle — die heute noch erhalten ist — zerschneiden und zerstören diese beiden den Kl. EW., so daß man sieht, er hat zu ihrer Zeit keine Bedeutung mehr gehabt, hat nicht mit ihnen zusammengewirkt. Noch deutlicher zeigt sich dies Verhältnis auf der letzten Strecke des Kl. EW.s kurz vor der Donau. Hier benutzt der Gr. EW. ihn zuerst als Rückseite für seine Kastelle und legt sich dann völlig auf ihn drauf, so daß der Kl. EW. nun überhaupt nicht mehr vorhanden, sondern ganz in den Großen verwandelt ist.

Das Altersverhältnis zwischen Gr. EW. und StW. vermochte ich nicht mit gleicher Sicherheit zu entscheiden. Die Stelle, an der sich diese beiden Wälle kreuzen, beim Aufstieg auf die Köstelihöhe am Bahnhof Dorobantzu, ist ganz verwaschen, und das Lager XVI, westlich Medschidie, wo der Gr. EW. als Rückseite benutzt wird und für diese Strecke auch eine Steinmauer erhalten hat, hatte ich bei der ersten Begehung nicht beachtet, wie mir überhaupt damals in der Lagerkette manche Lücke geblieben war. So konnten nur allgemeine Gründe, einmal der Vergleich mit den Wällen in Deutschland, bei denen der gemauerte der jüngste ist, und zum anderen das in der Sache selbst liegende Moment, daß man wohl nicht darauf gekommen wäre, noch einen Erdwall anzulegen, wenn der Steinwall mit seiner starken Schutzlinie von Mauer und Lagern schon bestanden hätte, mich dazu führen, den Gr. EW. für älter zu halten als den StW.

Ich erhielt also die Reihenfolge: Kl. EW. — Gr. EW. — StW.; aus welcher Zeit aber jeder einzelne stammen könnte, darüber hab ich damals eine Vermutung nicht gewagt. Mein Aufenthalt im Lande zeigte mir immer mehr, daß vom Volke jeder beliebige Langwall auf Trajan zurückgeführt

und »Valul lui Trajan« oder einfach »trojan« genannt wird, so daß dies Wort gradezu Appellativum geworden ist. In der Moldau und Walachei sah ich auch, daß es sehr stattliche und länderweit verlaufende Wälle gibt, die sicher mit den Römern nichts zu tun haben (Lit. 8). Dadurch erhielt die Zweifelsfrage, die MOMMSEN für den Kl. EW. der Dobrudscha mit seinem gegen Süden gerichteten Graben sofort gestellt hatte, ob er vielleicht unrömisch sei, immer mehr Bedeutung.

Die Ausgrabungen der Österreicher in Adam Klissi und die große Publikation der Trajanssäule von 1895 brachten auch die Dobrudschawälle zur Sprache. BENNDORF wollte das Bild einer Schlacht an drei Wällen, auf die Dobrudscha beziehen, wo dann doch schon zu Trajans Zeit die drei Wälle vorhanden gewesen wären (Lit. 10 u. 11). Das veranlaßte mich auf einer Reise nach Pergamon im September 1898, noch einmal zehn Tage in der Dobrudscha zu verweilen und die beiden Linien, auf die es hauptsächlich ankam, den Gr. EW. und den StW. auf bestimmten Strecken neu zu begehen. Dabei konnte ich zunächst eine Reihe von Beobachtungen machen, die den Gr. EW. älter erwiesen als den StW. Die wichtigste davon war das schon erwähnte StW.-Lager XVI, bei dem der Gr. EW. als Rückseite benutzt ist. Im StW. aber sah ich jetzt in der Nähe von Konstanza viele spätrömische Architekturstücke verwendet; die Technik seiner Mauer mit den Verkleidungsquadern und den Bruchsteinen zwischen Lehm- oder Kalkmörtel im Innern war dem durch zahlreiche Münzfunde ins 4. Jahrhundert datierten Schlußkastell am StW. Axiopolis völlig verwandt, und die Topfscherben, die ich hier und da am StW. auflas, waren ebenfalls ganz späte, wie ich sie ähnlich gleich darauf noch an der Anastasius-Mauer bei Konstantinopel finden sollte. Als sicheres Ergebnis meiner neuen Erkundungen konnte ich ansehen, daß der StW. erst aus konstantinischer oder noch etwas späterer Zeit stamme; ich dachte an Theodosius, den amator gentis Gothorum (Jordanes), der mit diesem gefährlichen Volke endlich Frieden schließt und ihm den Grenzschutz an der unteren Donau überträgt. Die von mir beobachteten merkwürdigen Vorwälle an einigen StW.-Kastellen, die aus römischem Rahmen herausfallen, aber in germanischen sehr wohl passen, trugen mit dazu bei, mir diese Auffassung nahezulegen.

Den Dobrudschabesuch von 1898 habe ich mich begnügt zusammen mit der Beschreibung der Anastasiusmauer westlich Konstantinopel im

Archäol. Jahrbuche 1901 (Lit. 12) zu veröffentlichen und von einer zusammenfassenden Darstellung der Wälle, der er eigentlich dienen sollte, abgesehen. Tocilescu bereitete damals eine solche größere Aufarbeitung vor durch die Aufnahmen, die er Hrn. Polonic machen ließ. Es ist aber nachher nichts erfolgt als eine stark verkleinerte Wiedergabe seiner Karte im Maßstab 1 : 200000 nebst Textbeschreibung, die Tocilescu der Pariser Akademie des Inscriptions et Belles Lettres am 27. Oktober 1899 vorgelegt hatte (Lit. 13). Tocilescu ist zehn Jahre darauf gestorben, und als ich jetzt (November 1917) in Bukarest nach den Aufnahmen der einzelnen Kastelle, die für die große Ausgabe bestimmt waren, fragte, sagte mir Hr. Polonic, daß sie seinerzeit bei Hrn. Tocilescu verloren gegangen seien.

In dem Akademievortrage von 1899 gibt Tocilescu eine eingehende Wallbeschreibung nach den Aufzeichnungen Polonics, der allein die ganze Begehung und Aufnahme gemacht hat. Er kommt dabei im einzelnen erheblich über das, was ich 1884 gesehen hatte, hinaus. Am Gr. EW. zählt er statt meiner etwas über 30 Kastelle ihrer 25 große und 24 kleine, also insgesamt 49, und am StW. statt meiner 18 deren 26. Wertvoll ist dabei die besondere Rolle, die nun anscheinend den kleinen Kastellen am Gr. EW. zufällt — Tocilescu-Polonic vermuten, daß sie einer älteren Periode der Wallanlage entstammen —; wertvoll auch die Zuweisung des Kastells 28, das ich früher zum StW. gerechnet hatte, an den Gr. EW., so daß dieser für sein letztes isoliertes Stück Gura Germele–Donau am See bei Gura Germele den östlichen Flügelschutz erhält. In seinem Gesamturteil nimmt Tocilescu meine Bestimmung des Kl. EW.s als prähistorisch an, den Gr. EW. hält er nach der Volksüberlieferung für trajanisch, den StW. nach seinen Grabungen in Axiopolis für konstantinisch.

Weitere Beobachtungen, Aufnahmen, Grabungen an den Wällen selbst sind dann bis zu meiner Wiederaufnahme der ganzen Arbeit im Herbst 1917 nicht mehr gemacht. Wohl aber hat man sich von historischer Seite her verschiedentlich lebhaft und eindringlich mit ihnen beschäftigt, und zwar insbesondere mit dem Gr. EW., denn da der Kl. EW. für die Betätigung der Römer nicht in Betracht kommt, und der StW. offenbar ihren letzten Bestrebungen, sich in diesen Gegenden noch zu halten, angehört, winkt dem Gr. EW. die interessantere Rolle eines Zeugnisses für die ersten Bemühungen der Römer, in der Dobrudscha festen Fuß zu fassen. In diesem Sinne haben Cichorius, Kornemann, Barthel die Frage behandelt.

Von solchen Deutungsversuchen soll erst die Rede sein, wenn wir gehört haben, was das Material selber uns heute zu sagen hat, und ich will deshalb hier nur bemerken, daß Cichorius Domitian, Kornemann Hadrian als den Erbauer der ersten römischen Wallinie ansehen möchte.

II. Meine Aufnahmen und Ausgrabungen von 1917

Mit befreundeten Fachgenossen, die entweder die Dobrudschawälle selbst kannten oder am deutschen Limes zu Hause waren, habe ich vor meiner Ausreise mündlich und brieflich beraten, was hauptsächlich zu tun sei. Einig waren wir darüber, daß der Kl. Erdwall prähistorisch sei und in Ermangelung aller Wacht- und Kastellanlagen kaum die Möglichkeit zu weiteren Feststellungen bieten werde. Denn einen Langwall an sich kann man nicht ausgraben, außer daß man etwa durch Profilschnitte seine Bauart zu erkennen sucht. Wann er benutzt worden ist, werden immer nur die Stellen, wo Menschen an ihm gewohnt haben, verraten. An den Großen Erdwall dagegen waren eine Reihe von Fragen zu stellen. Zunächst in Bezug auf das Verhältnis der kleinen und großen Kastelle, deren Gleichzeitigkeit immer schon bezweifelt worden war. Die großen Kastelle lagen, wie meine Aufnahmen von 1898 bereits erkennen ließen, mit dem Gr. EW. im Verbande. Sie hatten keine eigene Front, sondern benutzten als solche den Grenzwall selbst, und der rückwärtige Graben des Grenzwalls setzte bei diesen Kastellen regelmäßig aus, nahm also auf sie Rücksicht, während er bei den kleinen Kastellen unbeirrt fortlief. Die großen Kastelle waren also ohne Frage mit dem Gr. EW. zugleich angelegt, während die kleinen entweder vorher schon dagewesen oder nachher hinzugekommen waren. Stammte nun die erste Anlage auf dieser Linie wirklich schon von Domitian, so war sie vielleicht erst eine einfache Limes-Straße gewesen mit den kleinen Kastellen als Deckung, und nachher erst hätte man den Limes-Wall gebaut mit den daranhängenden großen Kastellen. Das würde den deutschen Verhältnissen entsprechen. Auch im Taunus hat die Domitianische Linie noch keinen Wall, sondern höchstens hier und da einen Flechtzaun gehabt; und fast überall am germanischen Limes sind kleine Erdkastelle den großen gemauerten Kastellen vorangegangen. Manchmal ist das kleine eingeebnet und von dem großen überbaut worden, so bei der Saalburg, wo es inmitten des großen wieder aufgefunden ist. Das kleine mißt hier 82×87 m und

ist nach Ausweis der Funde frühhadrianisch, das große mißt 221×147 m und ist von Antoninus Pius angelegt[1]. Würde ein solches Verhältnis auch für die Linie des Gr. EW. in der Dobrudscha zutreffen, so müßte sich unter dem Wall oder doch gleich neben ihm eine Straße mit den charakteristischen beiden Straßengräben an den Seiten finden. Auf die Einzelfunde, insbesondere die Keramik eine Datierungshoffnung zu setzen, davon mahnten die Kenner östlicher Verhältnisse energisch ab. Was mit der rheinischen Limeskeramik heute ohne weiteres möglich sei, eine Bestimmung auf augusteisch, claudisch, flavisch usw., sei in Osteuropa noch ganz ausgeschlossen, die Formen seien dort wesentlich anders, setzten stark die hellenistische Tradition fort, und für die Erkenntnis der Entwicklung fehlten noch alle Vorarbeiten. Diese Prophezeihung hat sich nachher durchaus bewahrheitet.

Für den Steinwall bestanden ebenfalls Zweifel, ob an seinen Lagern nicht mehrere Bauperioden zu erkennen sein sollten. Der sehr wechselnde Abstand der Lager, wie ihn meine früheren Aufnahmen besonders auf der ersten Strecke von Konstanza aus zeigten, und die merkwürdigen Anbauten an einigen weiterhin, riefen solche Bedenken hervor. Viel konnte hier schon durch eine genauere Beobachtung und Kartierung des zutage Liegenden gewonnen werden, wie ich mir denn überhaupt darüber klar war, daß das zu erstrebende Hauptstück meiner Arbeiten in einer großen Karte bestehen müsse, und daß Grabungen nur unter besonders günstigen Umständen hinzutreten würden.

Diese günstigen Umstände haben sich dann allerdings eingestellt. Zu unserer deutschen Etappenverwaltung in der Dobrudscha hatten sich freundliche persönliche Anknüpfungen ergeben. Der Inspekteur Exz. v. Unger fand lebhaftes Interesse an den geplanten Unternehmungen und sein Adjutant Hr. Hauptmann Ott, Privatdozent in Bonn, bereitete ihnen eine Grundlage, auf der nacher alles wie von selbst erwuchs. Ich hatte eine fürstliche Wohnung im Schlosse zu Konstanza mit großem Zeichentisch, konnte, wo die Eisenbahn nicht ausreichte, jederzeit über ein Gefährt verfügen und bekam 12 rumänische Gefangene als Arbeiter mit einem vielgewandten »Kölschen Jungen«, dem Jäger Schmits, als Helfer. Nach Tagesarbeit waren wir abends Gäste im Kasino, wo man die heiße Sonne und die Magerkeit und Trockenheit der Dobrudschasteppe bald vergaß.

---

[1] Bericht VI der Röm.-Germ. Komm. 1913. S. 139.

Die Aufnahmen

Den Kl. EW. habe ich nur an einzelnen Stellen wieder aufgesucht und auf kurze Strecken neu begangen, den Gr. EW. und den StW. dagegen in ihrer ganzen Ausdehnung zu Fuße abgeschritten, denn es kam mir darauf an, auch die Entfernungen der Kastelle voneinander diesmal genau zu erhalten. Ich habe das in der Weise ausgeführt, daß ich z. B. von Konstanza aus den ersten Tag am Gr. EW. entlang ging bis zur Station Trajan und von hier nachmittags zurückfuhr. Den zweiten Tag ließ ich mich morgens zu dem Punkte hinausfahren, an dem ich Tags zuvor geendigt hatte und ging nun so weit, daß ich von der folgenden Station Murfatlar zurückfahren konnte. Den dritten Tag fuhr ich nach dem Punkte bei Murfatlar und ging bis zur Station Dorobantzu und so fort erst auf dem EW. und dann auf dem StW. bis Medschidie, also bis über die Mitte der ganzen Strecke Konstanza–Cernavoda hinaus. Die kleinere Hälfte Medschidie–Cernavoda habe ich nacher in derselben Weise von Cernavoda aus erledigt, als wir dorthin zur Ausgrabung einer neolothischen Siedlung unser Standquartier verlegt hatten. Zu diesen Begehungen habe ich für jede Hälfte eine Woche gebraucht, zu den anschließenden Grabungen in den Kastellen beinah drei Wochen.

Durch die bloße Begehung lösten sich nun schon verschiedene Fragen, die auf dem Programm an erster Stelle standen. Ich fand am Gr. EW. zweimal ein kleines Kastell in ein großes eingeschnitten und jedesmal so, daß dabei der Wall des großen zerstört wurde. Der Graben des kleinen schnitt in voller Breite durch den Wall des großen hindurch, so daß eine klaffende Lücke entstand, durch die man ungehindert hineinlaufen konnte. Damit war das zeitliche Verhältnis bereits entschieden: die kleinen Kastelle waren später angelegt und hatten die großen außer Gebrauch gesetzt. Diese Beobachtung wurde bei der Begehung dann noch vielfältig verstärkt. Des öfteren ist ein kleines Kastell so dicht an ein großes herangeschoben, daß die beiden Gräben zusammenfallen. Man sieht nicht ein, wie hier zwei Anlagen an einer Stelle wirken sollten, wo sie doch nicht einmal Verbindung miteinander haben.

Sehr viel regelmäßiger wurde durch die neue Aufnahme die Verteilung der Kastelle sowohl am Gr. EW. wie am StW. Die kleinen Kastelle freilich, deren ich im ganzen 28 zählen konnte, (*a*—*z* und *aa*, *bb*, *cc*), also

vier mehr als Tocilescu, liegen bald dicht gereiht, bald haben sie weite Zwischenräume; daran wollte sich, auch wenn ich eine solche Strecke zwei- und dreimal beging, nichts ändern. Aber die großen Kastelle kamen in recht gleichmäßige Abstände. Auf der ersten Strecke von Konstanza aus hatten früher ich sowohl wie Tocilescu bis zu meiner heutigen Nummer 4, also 5 km weit, überhaupt kein sicheres Gr. EW.-Kastell aufzuweisen. Jetzt ergab sich, daß das früher als StW.-Kastell II gerechnete beim Bahnhof Medea ein Erdwallkastell ist. Ich erkannte es an dem Aussetzen des rückwärtigen EW.-Grabens soweit das Lager reichte, und fand dann auch die Spur der östlichen Flanke des Lagerwalls noch zwischen EW. und StW. Ferner entpuppte sich das frühere StW.-Lager IIa (Toc. XXIV) beim Bahnhofe Pallas mit seinen mehrfachen Doppellinien als Umbauung eines EW.-Lagers durch ein StW.-Lager. Das EW.-Lager ist ganz nach der Ordnung rechtwinklig geformt, das StW.-Lager aber umschließt es mit schräg gegen SSO gerichteten Linien, die bis an den südlich vorbeiziehenden Kl. EW. laufen und ihn als Rückseite benutzen. Der Sachverhalt ist bei der ersten Besichtigung schwer zu erkennen, deshalb ist er mir 1898 noch nicht ganz klar geworden; aber ich kann mich für ihn verbürgen, denn ich habe nachher acht Tage in diesem Lager gegraben und es immer wieder abgestreift. Die Flanken des StW.-Lagers ziehen deshalb schräg, weil sie sich schon auf den WSWlich streichenden Kl. EW. einrichten. Im nördlichen Teile des alten EW.-Lagers stehen heute sieben riesige rostbraune Regierungstanks.

Dies sichere Verhältnis eines in ein StW.-Lager eingekapselten EW.-Lagers brachte mich auf den Gedanken, daß wir am östlichen Beginn der beiden Linien am hohen Meeresufer, wo nur v. Vincke 1837 noch die Reste eines stattlichen Lagers gesehen hat, wohl ein Gleiches anzunehmen haben. Tocilescu und ich haben dort früher nur an ein StW.-Lager gedacht. Es kann aber auch der Gr. EW. an diesem wichtigen Punkte nicht ungedeckt geendigt haben; auch bei seinen sonstigen Endigungen, bei Pietre westlich Medschidie, bei Gura Germele und an der Donau haben sich jetzt wenigstens die Spuren von Kastellen jedesmal gefunden. Ist dem so, so stehen auch schon auf der ersten bisher kahlen Strecke des Gr. EW. von 5 km 3 Kastelle, und ihr Abstand voneinander wird damit einigermaßen der übliche.

Ähnlich füllen sich auch weiterhin manche bisherigen Lücken. Daß dicht bei Alakap, dann vor dem Bahnhofe Dorobantzu und wieder in der

Stadt Medschidie je ein EW.-Lager eingeebnet sei, hatte ich früher schon angenommen. Westlich Medschidie habe ich dann von einem (26) die deutlichen und von einem zweiten (27) dicht vor Pietre die schwachen Spuren gefunden. Bei Gura Germele habe ich die Beobachtung POLONICS, daß der Gr. EW. hier mit dem früher zum StW. gerechneten Lager 28 (früher XVII) wieder begonnen hat, bestätigen können, und bei seiner Endigung an der Donau habe ich vor der späten Cetatea Patulului aus der StW.-Zeit die Ostflanke des alten EW.-Lagers festgestellt. So habe ich eine Reihe von 35 großen EW.-Lagern erhalten, die sich auf eine Strecke von $38^1/_2$ km verteilen und somit untereinander eine Durchschnittsentfernung von rund 1 km aufweisen.

Für den StW. habe ich die erste Strecke schon mitbehandelt. Sein I. Kastell muß am Meeresufer gelegen haben. Das II. ist nicht bei der Station Medea, wo es nur ein EW.-Lager gibt, sondern erst bei der Station Pallas. Es umzieht in riesiger Ausdehnung, als größtes von allen StW.-Lagern, das EW.-Lager 3 und benutzt den Kl. EW. als Rückseite. Mein früheres StW.-Lager III, das ich im Dezember 1884 bei Schnee im Vorbeireiten zu erkennen glaubte, ist ein Irrtum gewesen. Es sind nur natürliche Geländefurchen vorhanden. Auch TOCILESCU-POLONIC haben das Lager nicht gerechnet. So fällt das wirkliche Lager III erst auf meine alte Nr. IV, und der Übelstand, daß auf der ersten Strecke des StWs. seine Lager zu dicht gereiht schienen, behebt sich: von I bis II haben wir $3^1/_2$ und von II bis III 4 km, was sogar etwas mehr ist als das sonst Übliche. Weiterhin habe ich im einzelnen manche unvollkommene Beobachtung ergänzen können, aber die Zahl der Lager hat sich nur darin geändert, daß hinter dem Lager IV, 1 km vom Walle entfernt, noch ein großes besonderes Lager V liegt, das auf den Karten Palanka heißt, daß in Medschidie, wie ein Kastell vom Gr. EW., so auch eines vom StW. als zugrunde gegangen angenommen werden muß, daß ferner meine frühere Nr. XVII bei Gura Germele an den Gr. EW. übergeht und daß schließlich kurz vor der Endigung des StWs. an der Donau und nur etwa 500 m vor Axiopolis ein großes gradliniges Lager liegt (XXVI), das früher sowohl von mir wie von TOCILESCU übersehen war. Axiopolis selbst dürfen wir nicht zu den für den StW. gemachten Anlagen rechnen; es war eine ältere Burg, die nur in der Spätzeit des 4. Jahrhunderts wieder neu zur Verteidigung hergerichtet wurde und in sofern mit dem StW. zusammengewirkt hat, ebenso

wie man weiter südlich als Flankendeckung für das Limesgebiet zwei kleine Wachtposten (XXVIII, XXIX) am Eingange des Valea cea Mare (Großen Tales) und ein Kastell, die Cetatea Patulului (XXX) beherrschend über dem Kokirlener Tale errichtet hat. Für die 51 km der StW.-Strecke ergeben die 25 für ihn angelegten Kastelle — denn von den nummerierten XXVI ist V, das hinter IV liegt, abzurechnen — eine Durchschnittsentfernung von rd. 2 km.

Die Ausgrabungen

Für die Ausgrabungen hatte ich Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Arbeiter, die rumänische Gefangene waren, von ihrem Lager bei Medea des Morgens bequem hinaus und des Abends bequem zurückgebracht und des Mittags aus dem Lager verpflegt werden konnten. Ich mußte also von besonderen Vorzügen dieses oder jenes Kastells, die seine Untersuchung wünschenswert gemacht hätten, absehen und mich rein nach der günstigen Lage richten. Deshalb habe ich am EW. 1 Woche in dem großen Kastell 4 und 1/2 Woche in dem kleinen *a*, am StW. 1 Woche in dem Kastell II, das zugleich das EW.-Kastell 3 enthält, gearbeitet. Die letztere Grabung hat Hr. Dr. Paul Traeger, der inzwischen eingetroffen war, mitgemacht.

Beim EW.-Kastell 4 habe ich zunächst den EW. selbst durchschnitten, um zu sehen, ob unter ihm die Spur einer Straße sichtbar würde. Es kam aber nichts dergleichen zutage und auch für die Bauart des Walles, eine etwaige Frontverkleidung, war nichts zu bemerken.

Dann durchschnitt ich die Kastellumwehrung in ihrer NW-Ecke in langem Zuge (Abb. 1). Wall und Graben sind hier in ihrem heutigen Zustande je 10 m breit und je 0.70—0.90 m hoch und tief. Der Graben zeigte eine gute Spitze, die 2.25 unter der heutigen Sohle lag; seine innere Böschung war etwas steiler als die äußere. Der Wallaufwurf bestand naturgemäß zu unterst aus dem Humus, in der Mitte aus dem gewachsenen Boden des Grabenaushubs, obenauf wieder aus Humus. Zu erkennen war eine 1 1/2 m breite Berme zwischen dem gelben Boden des Aufwurfs und dem Grabenbeginn. Im Walle, 1 1/2 m von der Berme entfernt, zeigte sich eine Vertiefung wie von einer Holzstellung an der Nordwand des Schnittes im gelben Aufwurf, an der Südwand tiefer im gewachsenen Boden. Auf der Berme lag in diesem Schnitte das Eckstück einer umrahmten Steintafel, aber ohne Spur einer Inschrift (Abb. 3).

Abb. 1. Querschnitt durch Wall und Graben von Kastell 4. Beide Seiten des Schnittes.

Im Innern des Kastells habe ich 16 Schnitte gemacht von 1 m Breite und mindestens 10 m Länge, so daß im ganzen 200 qm Bodenfläche untersucht wurden (Abb. 2). Besonders hatte ich die Mitte des Kastells und an den Seiten die gleich hinter der breiten Wallstraße gelegenen Teile aufs Korn genommen. Hier war die Grabung überall höchst unergiebig. Es ließ sich wohl 30—40 cm tief die alte römische Oberfläche gut er-

Abb. 2. Die Kastelle 4 und *b*.

Abb. 3. Stück einer Steintafel aus Kastell 4.

Abb. 4. Sigillata-Keramik aus Kastell 4.
a–*e* mit rotem Farbüberzug, *f* ohne Farbe, *g* mit Farbe nur auf der Innenseite. $^1/_1$.

kennen. Aber selbst Scherben fanden sich hier spärlich und nirgend ein Gerät, eine Waffe, eine Münze. Auch kein Pfostenloch war in den ganzen Versuchsschnitten zu entdecken, und keinerlei Spur einer verbrannten Wohnung in Gestalt von Staklehm oder stärkerer Holzkohle trat auf. Ich habe selten eine so uninteressante Grabung erlebt. Man erhielt den Eindruck, daß das Kastell nur kurze Zeit besetzt gewesen sei und die Bewohner dann friedlich abziehend alles, was sie irgend noch gebrauchen konnten, mitgenommen haben. Der Kastellwall aber ist wahrscheinlich über dem Grabenaushub mit Rasen bepackt und dazwischen hier und da mit senkrechten Hölzern gefestigt gewesen, ein murus caespiticius, wie ihn für ein Kastell im westlichen Dakien uns eine Inschrift bezeugt[1].

Die Keramik ist einheitlich eine mäßige Sigillata mit glanzlosem Farbüberzuge, meist hellrot, einige Stücke auch dunkler, ein Bodenstück ist ohne Farbüberzug (Abb. 4f), ein zweites hat ihn nur auf der Innenseite (Abb. 4g). In den Formen herrscht vor ein Schälchen mit steilem Rande und dann scharf und rasch umknickender Wandung (Abb. 4a u. b). Die Lippe ist oft breit horizontal und fein pofiliert (Abb. 4c).

---

[1] CIL III 14485 muros cesp[it](icios) castrorum .... vetustate dila[psos] lapide eos restituerunt.

Die Stücke, besonders von den Schälchen mit steilem Rande, finden ihre guten Analogien in der Keramik, die SIEGFRIED LÖSCHCKE 1911 in der Töpferei von Tschandarlik, dem alten Pitane ausgegraben hat[1], aber eine zeitliche Bestimmung ergibt sich daraus leider nicht, weil für die Funde von Tschandarlik wohl zu erkennen ist, daß sie in der Zeit des Tiberius beginnen, aber nicht, wie weit sie hinabreichen.

In dem nur zirka 540 m gegen Osten entfernten kleinen Kastell a habe ich mit einem großen Kreuzschnitt gleich die Mitte angegriffen. Der alte Boden lag in derselben Tiefe wie bei Kastell 4. Auch hier war kein Pfostenloch oder sonstiger Baurest zu sehen. Die Scherbenfunde flossen sehr viel reichlicher als in dem großen Kastell. In a habe ich von 20 qm Bodenfläche ihrer ebensoviele gehoben wie in 4 von 200 qm Fläche, also im Verhältnis das Zehnfache. Aber wiederum zeigte sich nicht ein einziges Metallstück. Es scheinen also auch die kleinen Kastelle in aller Ruhe aufgegeben zu sein. Daß viele Scherben vorhanden sind, spricht nicht dagegen, denn es sind eben niemals ganze Gefäße, sondern immer nur Scherben, und die nimmt niemand mit. Die Art der Keramik ist ganz dieselbe wie in Kastell 4, dieselbe Mache, dieselben Formen: es ist kein Unterschied zu sehen.

Aus dem ganzen Befunde in Kastell 4 und a muß man meines Erachtens schließen, daß die älteren großen Kastelle nur sehr kurze Zeit besetzt gewesen und die kleinen dann für etwas längere Zeit an ihre Stelle getreten sind. Die großen wie die kleinen sind aber freiwillig, offenbar in ruhiger Zeit, geräumt worden.

Zuletzt habe ich, um auch ein StW.-Lager zu untersuchen, in Kastell II gegraben, dem einzigen, das mit den Arbeitern zu Fuße zu erreichen war. Es ist das ganz große, das um ein EW.-Lager herumgebaut ist (Abb. 9). Eine Mauer, die ich gern einmal freigelegt hätte, ist in seinem Walle leider nicht vorhanden. Man scheint sie nur angelegt zu haben, wo natürliches Gestein in der Nähe war, und das beginnt erst in der Gegend von Murfatlar. Aber ein Tordurchgang markierte sich in der Mitte der Westseite (A), und hier stellte ich durch zwei Schnitte fest, daß im Graben eine Erdbrücke stehengelassen war: sowohl zwischen den Wallenden wie zwischen den Grabenenden lag der gewachsene Boden schon 0,80 m unter der jetzigen

[1] Pergamon-Bericht 1910—1911. Athen. Mitt. 1912. Taf. XXVIII.

Oberfläche, während der Schnitt gleich daneben im Graben in $1^1/_2$—2 m Tiefe führte. Im Innern zeigten sich an mehreren Stellen unbehauene Steine ohne Mörtel, anscheinend als Hauspflaster nebeneinander gelegt, so bei B, C und D. Der Umriß eines Hauses trat aber nicht zutage. An diesen Stellen fanden sich besonders viele Scherben. Außer Scherben wurde in dem ganzen Lager nichts gefunden. Die boten aber eine große Überraschung, denn sie zeigen sehr viel Verwandtschaft mit unsern spätslavischen des 10. und 11. Jahrhunderts. Sie haben eine rauhe, körnige Oberfläche, schwarzbraune Färbung und harten Brand, eine starke Umbiegung des Randes mit scharfer Profilierung. Sie sind auf der Töpferscheibe hergestellt und meist mit scharf eingeritzten Horizontallinien, häufig aber auch mit Wellenmuster verziert. Öfter lagen mehrere Muster übereinander, so daß über horizontalen Schraffuren Bündel von vertikalen Linien liegen oder auch Bündel von Wellenlinien (Taf. I 4). Ich habe diese Keramik auf der Oberfläche von allen StW.-Lagern gefunden, besonders zahlreich bei Omurdscha, Murfatlar und Mircea Voda. Dazwischen kommen die bekannten spätrömischen Formen vor: Amphoren- und Krugstücke mit grünlicher Glasur, wie sie aus Dunapentele in mehrere unserer Museen gelangt sind. In Axiopolis finden sich die beschriebenen Verzierungen auch auf besser gemachten Gefäßen von rein gelbem oder rotem Ton, die in ihrer Technik ganz römisch sind Taf. I 5).

Ich habe diese Keramik auf meiner Rückreise nach Deutschland weiter verfolgen können. In Schäßburg sind rote römische Amphorenstücke mit Linienbündeln und Wellenbändern verziert. In Klausenburg liegen in der Sammlung Torma graue und grauschwarze Scherben mit Wellenbändern mit spätrömischen Amphorenstücken zusammen. Auch in Wien und in Linz soll ähnliche Keramik noch unpubliziert vorhanden sein. Einige Beispiele von ihr sind auch in Trier in den Barbarathermen gefunden, die Siegfried Löschcke in das 5. oder 6. Jahrhundert setzt.

Der Befund in den StW.-Kastellen zeigt, daß die grobe slavoide Keramik zunächst als barbarisches Erzeugnis getrennt ist von der römischen, hier und da werden auf diese dann ihre Verzierungen übertragen. In den StW.-Kastellen gehört sie mit der römischen zusammen offenbar noch in's 4. Jahrhundert; ihre Ausbreitung nach dem Westen greift dann in spätere Zeiten über. Wem gehört diese Keramik aber in der Dobrudscha an? Gotisch werden wir sie nicht nennen dürfen. In den gotischen Gräbern

in Südrußland, deren Ausbeute wir freilich zumeist durch Raubgräbereien kennen lernen, wobei die Tonware als wertlos bei Seite bleibt, findet sich eine spätrömische schlechte Sigillata. Da sie nachher allgemein die Slaven charakterisiert, werden wir sie auch schon im 4. Jahrhundert am besten »sarmatisch« nennen.

Ganz im Hintergrunde von Kastell II machten wir noch eine merkwürdige Entdeckung, die dem Spürsinn Dr. Traegers zu verdanken ist. Er fand umherpirschend auf dem alten Kl. EW., der die Rückseite des Lagers II bildet, Scherben von der Gattung wie sie die Lager des Gr. EW.s führen. Wir haben dann zwei Tage an der Stelle (E) gegraben und so reichliche Scherbenfunde gemacht wie kaum in der Mitte des kleinen Lagers a, und zwar durchaus von jener Sigillata-Art; von »sarmatischer« war kaum hier und da ein Stück darunter. Vermutlich haben hier auf dem Walle die zu dem Lager 3 gehörigen Canabae gestanden. Bauliche Reste waren aber wieder einmal nicht zu erkennen.

Das sind die Ergebnisse der Grabungen. Es ist mit ihnen gegangen wie so häufig. Was man erstrebt und erhofft, wird nur halb erfüllt, dafür aber anderes, woran niemand denkt, einem in den Schoß geworfen. Das Bauliche hat allgemein versagt, dabei mag auch die Ungeübtheit der Arbeiter, gerade in dieser ersten Zeit der Grabungen mitsprechen. Die Scherbenfunde haben aber die Erkenntnis gebracht, daß die großen Lager des EW.s nur sehr kurze Zeit besetzt waren, und dann die kleineren länger gehalten sind. Die StW.-Lager haben uns ungeahnterweise an die Quelle der slavischen Kultur geführt.

III. Der Verlauf der drei Wallinien

Was vor zwanzig Jahren noch auf einem Nachmittagsspaziergange von Konstanza aus zu erreichen war, daß man sich eine volle Anschauung von den drei Wallinien verschaffte, ist heute leider viel schwerer auszuführen. Man muß dazu schon recht weit weggehen oder fahren. Die Rumänen hat ihre Begeisterung für die große römische Periode ihres Landes bei den Trajanswällen schnöde im Stich gelassen. Bei dem raschen Wachstum der schönen Seehafenstadt hat die private Bautätigkeit den Kleinen Erdwall überall rücksichtslos einebnen dürfen. Nur kleine Stücke von ihm sind noch südlich parallel der Straße Stefan cel Mare (Stephan der Große),

kurz bevor man ganz aus der Stadt herauskommt, zu erkennen. In längerem Zuge bekommt man ihn erst zu sehen beim Felldepot südlich der Chaussee Konstanza–Murfatlar. Bald wird aber auch diese Linie durch die großen Anlagen der deutschen Petroleumfabrik wieder unterbrochen, und erst nach dem Überschreiten der Eisenbahn bei der Station Medea kann der Wall unbehelligt seines Weges ziehen. Gerade hier ist allerdings noch etwas besonders Irreführendes mit den Fabriken entstanden. Zwischen ihnen und der Eisenbahn sind mehrere hohe Wallstücke aufgeworfen, die nun gewöhnlich für Teile der Trajanswälle gehalten werden. Sie haben aber ganz andere Gestalt, sind ohne Graben und mit hoher spitzer Krone. Zu welchem Zweck sie angelegt sind, habe ich nicht bestimmt erfahren können, vermutlich aber, um die Tanklager einigermaßen gegen die Funken der Lokomotiven zu schützen.

Noch schlimmer als dem Kl. EW. ist es den beiden anderen Grenzwällen bei Konstanza ergangen. Die Hafenbahn, deren Bau um 1900 ausgeführt ist, hat sich mit ihrem tiefen Terraineinschnitt von Medea an just auf die Linie der hier dicht nebeneinander herziehenden beiden römischen Wälle gelegt und sie damit vollständig beseitigt. Von Medea bis Pallas sind sie dann nebeneinander laufend erhalten, im ersten Teil dieser Strecke ist auch die Kreuzung mit dem Kl. EW. unberührt geblieben. Bei Pallas hat dann aber der große Rangierbahnhof, eine Arbeiterkolonie und das Pumpwerk wieder je 1 km mit ihnen aufgeräumt, und erst 5 km von Konstanza entfernt werden beide Linien frei von der altertumsfeindlichen modernen Kultur.

Die Art, wie jede der drei Wallinien gestaltet ist und wie sie sich ihren Lauf wählt, ist erheblich verschieden. Die Namen, die ich ihnen 1884 gegeben habe und die dann beibehalten sind: »Kleiner Erdwall«, »Großer Erdwall«, »Steinwall«, treffen, ohne daß ich das geahnt habe, zusammen mit den alten türkischen Volksbezeichnungen. Jules Michel berichtet 1855 (Lit. 3), die Bewohner nännten die Wälle kütschük gelme (kleiner Wall), büjük gelme (großer Wall) und tasch gelme (Steinwall). Die Bezeichnung liegt eben völlig in der Natur der Dinge.

Der Kleine Erdwall hat ein sehr gleichmäßiges Profil: der Wall bis 2 m hoch und 18 m breit, der Graben bis 1 m tief und 8—10 m breit (Abb. 5). Im Acker sind beide Teile flacher und breiter geworden, so daß der ganze Durchschnitt zuweilen bis auf 40 m kommt. Überall aber ist

der Wall stärker als der Graben, er wird also nicht allein aus der Grabenerde aufgeworfen, sondern durch Plaggen verstärkt worden sein. Von einer steilen Front oder gar Holzverkleidung ist, wo Durchschnitte freiliegen, wie z. B. ein sehr glatter an dem zum Felldepot bei Konstanza führenden Fahrwege, nichts zu bemerken. Der Graben des Walles liegt gegen Süden vor, das bedeutet nach altem Brauch solcher Wehren, daß sie von einem nördlichen Volke gegen einen südlichen Feind errichtet ist.

Der Kl. EW. beginnt, wie 1884 noch ganz deutlich war, in dem scharfen Winkel, den die Felsenhalbinsel des alten Konstanza gegen Süden mit der Küstenlinie bildet. Das Volk, das ihn anlegte, wollte also diese Stadt in ihrem Besitze behalten. Am Kopfende des Karasu-Tales beginnt der Wall dann das südliche Höhengelände zu ersteigen und zieht so in

Abb. 5. Profil des Kleinen Erdwalls. 1:400.

ziemlich gerader Linie bis hoch über Murfatlar (nahe an 100 m) hinauf. Er will also offenbar auch das fruchtbare Karasu-Tal, in dem heute die besten Dörfer der ganzen Gegend Hasandscha, Omurdscha, Murfatlar, Alakap liegen, seinem Lande sichern. Südwestlich von Murfatlar biegt er dann langsam gegen Nordwesten um, bis er bei Endek Karaköi die breite Hochfläche erreicht, die die Kette der Karasu-Seen von dem weit gegen Osten hinaufreichenden Kokirlener Tale scheidet. Südlich Medschidie ist er auf etwa $3^1/_2$ km unterbrochen; vielleicht ist hier von einem verschwundenen Dorfe früher einmal ein starker Ackerbetrieb ausgeübt worden. Dann zieht er rein westlich gerichtet auf der Mitte der Hochfläche entlang, von großen Tumuli, die auch mit Vorliebe solche Höhen wählen, ständig begleitet. Daß diese Tumuli wirklich nichts anderes sind als Gräber, die hier eine alte Tradition des Landes fortsetzend, noch bis in die hellenistische und römische Zeit angelegt worden sind, und nicht zum Erdwall gehörige Bastionen oder Warten, wie v. Vincke meinte, haben wir, um die allgemeinen Zweifel unserer heutigen Besatzungstruppen zu beseitigen, bei Konstanza an zwei Beispielen neben dem Dorfe Anadolköi Anfang Oktober 1917 durch Ausgrabung festgestellt[1]. Wo die Höhe, mit den sie flankierenden Tälern der

[1] S. den Bericht in der Prähist. Ztschr. 1918 (Schuchhardt).

Donau sich nähernd, in die nordwestliche Richtung übergeht, tut es zunächst auch der Wall. Auf der durch den großen Tumulus Mosch Oprea markierten höchsten Stelle aber, zwischen der Gura Germele und dem Kokirlener See, biegt er links ab gegen das Dorf Kokirleni hin und erreicht dicht über ihm sich haltend alsbald die Donau. Auf dieser letzten Strecke von rund 4 km tritt der Kl. EW. selbst zwar nicht mehr in die Erscheinung; der Gr. EW. hat sich bei Kastell 32 auf ihn gelegt und läßt ihn bis zur Donau nicht mehr los. Das Verhältnis ist ganz sicher und wurde von mir schon 1884 erkannt. Es äußert sich auch darin, daß die Wallinie auf dieser Strecke so stark hin und her wackelt, wie es nur der unsorgfältiger gezogene Kl. EW. zu tun pflegt. Der Gr. EW., der sonst schön geradlinig ausgerichtet ist, hat sich hier dem vorhandenen Kl. EW. anbequemt.

Der Kl. EW. ist, wie diese prähistorischen durchweg, auf keinerlei Besatzung eingerichtet. Er will einfach eine völkerrechtliche Abmachung greifbar darstellen, das Land mit starker Linie einhegen, wie man im kleinen einen Garten einzäunt, um ihn vor den gewöhnlichsten Verletzungen zu schützen.

Der Gr. EW. und der StW. wählen schon deshalb eine andere Linie, weil sie als Anlagen der südlich wohnenden Römer gegen die nördlichen Barbaren die gegenteiligen Interessen vertreten. Beide lassen bei ihrem Beginn zwar auch die Stadt Konstanza im Norden liegen, aber wie unsere Militärarchäologen annehmen, wohl nur deshalb, weil diese Stadt ihre eigene Befestigung hatte und durch eine starke römische Besatzung gesichert war. Sie beginnen fast 2 km südlich vom Kl. EW., ziehen dicht nebeneinander rein westlich und schneiden die ältere Linie gleich hinter Medea, wobei sie mit ihren Gräben durch den alten Kl. EW. hindurchgehen, ihn also zerstören. 1 km hinter der heutigen Station Pallas war 1884 noch die Stelle deutlich, wo der StW. plötzlich mit scharfem Knick nach WSW. abbog, während der Gr. EW. mit leiser Wendung gegen Norden seinen im ganzen westlichen Lauf fortsetzt.

Das Profil des Gr. EW.s ist stärker und komplizierter als das des Kl. EW.s. Es besteht aus einem mächtigen Walle, der 14—16 m breit sich 2—4 m hoch erhebt und schmale Krone hat. Vor ihm liegt ein stärkerer, hinter ihm ein schwächerer Graben und vor dem vorderen Graben befindet

sich häufig noch ein kleiner Aufwurf (Abb. 6). Der vordere Graben ist wirklicher Wehrgraben, der hintere nur Materialgraben, d. h. er ist entstanden dadurch, daß man, um genügendes Material zum Wallbau zu gewinnen, auch rückwärts einschnitt. Diese Materialgräben haben nie besondere Tiefe, sondern sind flache Mulden, besonders zeigt sich das auf der letzten Strecke des Gr. EW.s, von Gura Germele an, wo der Wall die außerordentliche Höhe von 4 m annimmt und der rückwärtige Graben dagegen sehr schmächtig erscheint (Abb. 7).

Abb. 6. Profil des Großen Erdwalls westlich bei Medschidie. 1:400.

Abb. 7. Profil des Großen Erdwalls bei Gura Germele. 1:400.

Auf manchen Strecken bleibt der rückwärtige Graben aus, so beim Überschreiten der Höhe Germe Bair von Kastell 15 nach Alakap hinunter. Das Terrain ist hier steinig, vielleicht scheute man die größere Arbeit und begnügte sich mit einem etwas schwächeren Walle. Außerdem setzt der rückwärtige Graben jedesmal aus, wo ein großes Kastell an den Wall anschließt (vgl. Abb. 2), auf die kleinen nimmt er jedoch keine Rücksicht.

Auffallend sind die vielen Durchgänge, die der Gr. EW. auf manchen Strecken hat. Wo er auf den Höhen so entlangzieht, daß er von unten gesehen gegen den Horizont steht, erscheint er wie eine Zinnenmauer. In der Nähe betrachtet erweisen sich aber nur wenige dieser Durchgänge als alt. Es ist einleuchtend, daß ein alter Durchgang nicht bloß die Lücke im Wall, sondern auch die Brücke im Graben haben muß, die ebene feste Brücke aus gewachsenem Boden, die bei Anlage des Grabens ausgespart wurde. Überall wo der Graben durchzieht oder wo er auf eingesenktem Wege überschritten wird, hat man an eine spätere Herrichtung des Durchganges zu denken, um eine Verbindung von Feld zu Feld oder von Hof zu Hof zu schaffen.

Der Gr. EW. geht von der Stelle bei Pallas, wo der StW. ihn verlassen hat, ersichtlich darauf aus, die Kösteli-Höhe, die ziemlich genau in der Mitte zwischen Schwarzem Meere und Donau als Kap gegen Norden vorspringt und einen scharfen Knick in den Verlauf des Karasu-Tales bringt, in möglichst gerader Linie zu erreichen. Nur ein wenig biegt die Linie aus, um nicht zu hoch in das Hügelland von Horoslar hinaufzugeraten. Militärtechnisch ist dieser Verlauf auffallend und ungünstig, denn er hat das breite Tal im Rücken und das höhere Gelände vor sich, aber wirtschaftlich war es gewiß von Vorteil, das Tal im eigenen Lande zu behalten, es konnte so gleich die Besatzung des Walles ernähren.

Wo der Wall dann beim Bahnhof Dorobantzu die Kösteli-Höhe erreicht, geht er an ihrer Basis über sie hinweg und läßt das nach der Spitze zu noch etwas höher werdende Kap nach Norden vorspringen, so daß er wieder den Einblick in Feindesland verliert. Die westliche Richtung wird gradlinig innegehalten, bis der Wall 3 km westlich Medschidie sich an einer Felsnase totläuft. Pietre nennen die rumänischen Anwohner die Stelle. Da der vorliegende Seenzug hier ganz mächtig wird und, wie Prof. Penck meint, im Altertum auch noch 1—2 m höheren Wasserstand gehabt haben muß als heute, setzt der Wall aus und überläßt der Natur allein den Landesschutz. Dergleichen kennen wir ja auch am germanischen Limes. Die nordsüdlich streichende Mainstrecke von Gr. Krotzenburg bis Miltenberg vertritt den Wall, der an ihren beiden Enden die Verteidigung wieder aufnimmt.

Für den Gr. EW. beträgt die Unterbrechung 12 km. Bei Gura Germele setzt er wieder ein, um fast schnurgerade über die Höhe am Mosch Oprea vorbei auf Kokirleni loszuziehen. Unterwegs bei Kastell 32 setzt er sich auf den Kl. EW., der schon eine Weile dicht neben ihm hergelaufen ist und die Rückseite für zwei seiner Lager abgegeben hat. Von da an ist es mit der Schnurgeradigkeit vorbei, der Gr. EW. macht alle Unregelmäßigkeiten des Kl. mit und gelangt so auf der Höhe zwischen dem Kokirlener Tale und dem Valea Mare (Großen Tale) zur Donau. Diese letzte Strecke schlägt wieder unseren heutigen Begriffen von Wehrlinienführung ins Gesicht. Sie würde sich weit besser für eine Verteidigung von Norden gegen den Süden eignen. Wirklich sind denn hier auch im Dobrudscha-Feldzuge vom Herbst 1916 die stärksten Vorkehrungen der Rumänen und Russen gegen ein weiteres Vordringen der Deutschen und Bulgaren ge-

4*

troffen worden. Der Gr. EW. selbst und weiterhin beide, der Gr. und der Kl. EW., sind der Länge nach von modernen Schützengräben aufgeschnitten; in ihren Gräben sind in starkem Holzwerk Unterstände angelegt, von der einen zur anderen Linie gehen die Laufgräben. Nördlich hinter der Linie fand ich zwei riesige Geschützstände aus Beton mit Treppen in das unterirdische Geschoßdepot. Auch die alten römischen Kastelle waren hier und da wieder zur Verteidigung hergerichtet, so das beim Mosch Oprea Nr. 29. An anderen Stellen der alten Grenzwälle ist auch gekämpft worden. Östlich Medschidie auf der Kösteli-Höhe sind Schützengräben in den Gr. EW. eingeschnitten und bei Omurdscha in den StW. Aber nirgend ist nur entfernt das geschehen, was man auf der Linie Gura Germele–Donau zu sehen bekommt. Wenn der römische Limes diese Linie zur Verteidigung von

Abb. 8. Profil des Steinwalls. 1 : 400.

Süd gegen Nord benutzt hat, so beweist das nur wieder, was für den germanischen so oft gesagt ist, daß eine solche Linie keine Schlachtlinie sein soll, sondern eine scharf bewachte politische und Zollgrenze. Wenn dann die Grenze so stark mit Kastellen besetzt wird wie der Gr. EW., so entsteht freilich ein Widersinn. Aber wir sehen gerade hier, wie er sich ergeben hat. Es hat auf der Strecke schon ein einfacher Grenzwall ohne Kastelle bestanden, und als nun die verschärfte Wacht eingeführt wurde, verlegte man darum die Linie nicht gleich.

Das Profil des Steinwalls bleibt sich überall gleich. Es stellt sich dar als ein flacher Wall mit flachem, gegen Norden vorliegenden Graben. Wall und Graben haben etwa die Ausmaße des Kl. EW.s (Abb. 8). Im Aufwurfe des StW. zeigt sich heute aber fast überall eine Mulde, die durch das Herausbrechen der Mauer entstanden ist. Diese Raubarbeit ist sehr gierig und gründlich ausgeführt worden. »Ganze Dörfer sind aus den Wallsteinen erbaut: Omurdscha, Murfatlar, Alakap; auf allen türkischen Friedhöfen wimmeln die unverkennbaren römischen Quadern, die Eisenbahn verdankt ihnen ihre sichere Grundlage, und nach dem allen werden noch heute ganze Waggonladungen exportiert: bei dem Dorfe Hasandscha sah ich eine mehrere

hundert Schritt lange Reihe Wallsteine aufgeschichtet, die für Konstanza bestimmt waren und von da weiter befördert werden sollten«. So habe ich 1884 geschrieben.

Und dieser Raubbau hat sich nachher so fortgesetzt, daß heute kaum mehr eine intakte Stelle der Mauer zu finden ist. Gelegentlich der Grabung in Kastell 4 habe ich gegenüber im StW. einen Durchschnitt gemacht, aber von der Mauer nur noch die Mörtelreste angetroffen. Ich muß deshalb zur Charakterisierung der Bauart der Mauer auf meine Beobachtungen von 1898 zurückgreifen. Damals habe ich sie in der Nähe von Hasandscha an mehreren Stellen durch Wasserrisse und frische Grabung freigelegt gesehen, und in der Nähe der Donau hatte Polonic einen Durchschnitt gemacht. »Die Mauer steht nicht in der Krone des Walles«, berichtete ich damals, »sondern etwas nach dem Graben zu, auf dem gewachsenen Boden, womit sich ein Profil ähnlich dem der Saalburgumwallung ergibt. Sie ist 2.10—2.20 m stark, außen mit größeren Blöcken, innen mit kleineren Steinen und viel Kalk gemauert. An der Stelle vor Hasandscha sah ich das Fundament der Mauer in ganz weißen, fast reinen Kalk gelegt. Im Westen sieht man auf Strecken, wohin die Kultur noch nicht gedrungen ist, massenhaft früher schon benutzte Architekturblöcke, Geisa, Architrave, Mauerquadern, auch Ziegel zu ihrem Bau verwendet. . . . . Auf der weiten Strecke nach Westen zu habe ich dergleichen aber nirgend mehr gefunden, und über den Sumpfseen ist es doch auch einsam genug, daß es sich hätte erhalten können, wenn es jemals vorhanden war. Die Architekturstücke in dem kurzen östlichen Teile werden also nicht von etwaigen Bauten in den älteren Lagern des großen Erdwalls stammen, sondern aus der Metropole der ganzen Gegend, dem stattlichen Tomi«. Die Bauart und Stärke der StW.-Mauer ist dieselbe wie bei seinen Kastellen (vgl. XXIV), nur daß ihre Quadern größer sind, und auch den von J. Michel gesehenen Walldurchgang werden wir uns vorstellen dürfen wie die Tordurchgänge von Axiopolis, die Polonic vor 20 Jahren freigelegt hat (siehe Tafel I 2). Die Manier, in der Front sorgfältig behauene, dahinter unbehauene Steine mit Mörtel zu verwenden, ist in spätrömischer Zeit in der Dobrudscha allgemein gewesen. Wie sie in Axiopolis auftritt, so sah ich sie auch in Istropolis beim heutigen Dorfe Karanasuf, und für Ulmetum wird sie ebenso beschrieben. Diese Beobachtung hatte auch schon Jules Michel 1855 gemacht (Lit. 3): er hat außerdem die Mauer annähernd in derselben Stärke, 2 m dick, sagt er, im Walle gesehen.

und er berichtet noch etwas, was nachher nirgend mehr vorhanden war, nämlich einen Durchgang durch den StW. mit gemauerten Wangen; er habe die Breite gehabt wie eine gewöhnliche Durchfahrt sie braucht.

Der Steinwall legt mehr Wert darauf, abfallendes und jedenfalls freies Gelände vor sich zu haben als der Gr. EW. Er macht den Weg über das Höhengelände nördlich der Eisenbahn, wo man fast immer ansteigendes Land vor sich hat und gar nicht weit sehen kann, nicht mit, sondern zweigt südlich ab und hält sich eine ganze Strecke neben dem Kl. EW. Wo dann das sehr zerschnittene Hügelland von Omurdscha, Murfatlar und etwas weiter folgt, steigt er hinab, um im Tale selbst und ein kurzes Stück auf der untersten Stufe der Nordhöhen entlang zu ziehen. Schon bei Alakap kehrt er auf die südliche Talseite zurück und zieht vom Bahnhof Dorobantzu an dicht vor dem Gr. EW. her bis über Medschidie hinaus. Die Lücke, die der Gr. EW. vor dem stärksten Teile der Karasuseen läßt, füllt der StW. aus. Er windet sich mit mancherlei Biegungen um die Hügelvorsprünge und legt seine Lager auf Platten an, die möglichst beiderseits durch Wasserrisse gedeckt sind. Von Gura Germele an folgt er nicht dem Gr. EW. nach Kokirleni zu, sondern bleibt auch weiterhin am Seenrande bis fast zu dessen letztem Ende. Wo dann aber dem Bahnhof Saligny gegenüber die kürzeste Entfernung zum Überschneiden nach der Donau sich bietet, wählt er diese Strecke und gewinnt so am Donauufer selbst die von der Natur sehr begünstigte alte Burg Axiopolis als Schlußkastell.

IV. Die Kastelle am Gr. Erdwall

Der Gr. EW. ist mit großen und kleinen Kastellen besetzt. Die großen liegen mit dem Wall im Verbande; sein rückwärtiger Graben setzt bei einem solchen Kastell jedesmal aus. Die kleinen sind etwas später angelegt, da sie in zwei Fällen innerhalb von großen liegen und diese zerschneiden. Die großen wie die kleinen sind außerordentlich regelmäßig gebaut mit schnurgeraden Seitenlinien und rechten Winkeln. Die großen haben als Durchschnittsmaß 150 : 150 m, also $2^1/_4$ Hektar Fläche. Das kleinste Nr. 14 mißt 105 : 114 m, das größte Nr. 30 200 : 212 und 196 m. Sie entsprechen also den Steinkastellen vom Saalburg-Typus am Germanischen Limes und sind wie sie Kohortenkastelle. Ein paar Mal haben die Kastelle den Kl. EW. als Rückseite benutzt (30, 31).

Die Umwehrung der großen Kastelle stellt sich heute dar als ein Wall von 1 m Höhe und 10 m Breite mit vorliegendem Graben von $^1/_2$ bis $^3/_4$ m Tiefe und 10 m Breite. Bei der Durchgrabung ergab sich, daß der Wall wahrscheinlich ein Rasenwall mit einiger Holzbefestigung gewesen ist, und daß die alte Grabenspitze $2^1/_2$ m unter der heutigen Sohle lag, und zwar $3^1/_2$ m vom inneren, $6^1/_2$ m vom äußeren Grabenrande entfernt, so daß die innere Grabenböschung steiler war als die äußere (vgl. oben Abb. 1).

Die Entfernung der großen Kastelle von einander ist eine recht gleichmäßige von rd. 1 km. Etwas weiter stehen die Kastelle hauptsächlich in der Gegend von Konstanza (1—4), nämlich auf $1^1/_2$ km, enger in der Gegend auf der folgenden Strecke über die Höhe des Germe Bair und ganz im Westen beim Überschneiden der Höhe zwischen dem letzten Karasu-See und der Donau, wo der Zwischenraum sich bis auf 800 und 700 m herabmindert.

Die kleinen Kastelle messen eins wie das andere $56 : 22^1/_2$ m, haben also nur $^1/_8$ Hektar Fläche. Sie werden als Manipelkastelle zu betrachten sein. Ihre Umwehrung sieht ziemlich genau so aus wie die der großen, nur ist sie gewöhnlich viel mehr eingeebnet. Sie liegen immer so hinter dem Gr. EW., daß sie dessen rückwärtigen Graben als ihren nördlichen Wallgraben benutzen, und häufig schieben sie sich auch so dicht an die großen Kastelle heran, daß sie deren Graben zu dem ihrigen machen können. Nur einmal habe ich beobachtet, daß ein kleines Lager sich einen eigenen Nordgraben anlegte (m), weil nämlich der Gr. EW. auf jener Strecke keinen rückwärtigen Graben führt. Ein Durchschnitt durch den Wall des kleinen Kastells a ließ für dessen Bauart nichts erkennen. Den Graben habe ich bei keinem isoliert gelegenen kleinen Kastell durchschnitten, sondern nur bei b, wo er mit dem des großen Kastells 4 zusammenfällt und ihn auch unverändert benutzt hat.

Die kleinen Kastelle, so gleich sie eins dem anderen sind, so ungleich benehmen sie sich in ihrer Reihung. Auf manchen Strecken fehlen sie weithin, auf anderen folgen sie einander dicht und regelmäßig. Auf den ersten 5 km von Konstanza aus ist nie eines beobachtet worden, auch als die Wälle hier noch unberührt standen. Dann folgt das erste vor Kastell 4 und zwischen 4, 5, 6 und 7 ihrer jedesmal zwei. Weiterhin liegt nur vor 10, 11, 15 je eins, in der Niederung von Alakap bis Bahnhof Dorobantzu setzen sie wieder aus. Geschlossene Reihen folgen aber

auf der Kösteli-Höhe, ferner westlich Medschidie und von Gura Germele bis gegen Kokirleni. Danach scheint es, daß diese kleinen Lager nicht verwendet sind auf ebenem übersichtlichen Gelände, sondern nur beim Überschreiten von Höhen in einsamen Gegenden. Und mit Vorliebe liegen sie da an Schluchten, die den Wall durchschneiden, offenbar um solche Pässe zu bewachen. In der großen Lücke, die der Gr. EW. westlich Medschidie läßt, findet sich kein großes, sowie auch kein kleines Lager. Die einen setzen also wie die andern den Wall voraus und wollen ohne ihn nicht auftreten.

Für die Zählung der Kastelle habe ich, wie in meinen früheren Arbeiten, Konstanza als Anfangspunkt beibehalten, denn von hier wird eine heutige Begehung und Behandlung immer ausgehen. Tocilescu hat umgekehrt die Zählung an der Donau begonnen, sei es, daß er die Basis der Römer hier annahm, sei es, daß er nur dem üblichen Schema auf der Karte von links nach rechts zu gehen Rechnung tragen wollte. Um eine leichte Nachprüfung der früheren Angaben zu ermöglichen, habe ich zu meiner heutigen Zahl immer gleich die der alten Arbeiten hinzugesetzt.

Um die Lagergattungen der verschiedenen Perioden und Linien klar zu unterscheiden, habe ich für die großen EW.-Lager arabische Ziffern, für die kleinen Buchstaben und für die StW.-Lager lateinische Ziffern gewählt.

Als Maße habe ich die Doppelschritte meiner Begehung angegeben, und nach Cohausens altem Vorbilde den Doppelschritt, den römischen Passus = $1^1/_2$ m, durch ein Schrägkreuz$^\times$ bezeichnet. Einmal ist so dem Gedanken an eine regelrechte Vermessung mit der Kette vorgebeugt und zum andern lassen sich die Schrittmaße bequemer mit denen Tocilescus vergleichen, der einfache Schritte (pas) angibt.

Bei den Kastellen bezieht sich das zuerst genannte Maß auf die Seite parallel dem Grenzwalle. $100:110^\times$ bedeutet also: $100^\times$ mißt das Kastell von Wallkrone zu Wallkrone am Gr. EW. entlang, $110^\times$ beträgt seine Tiefe. Die Tiefe habe ich nicht von der Krone des Gr. EW. ab genommen, sondern vom äußeren Rande seines rückwärtigen Grabens.

Mit den Entfernungsangaben von Kastell zu Kastell ist die lichte Weite zwischen ihnen gemeint.

1 (Sch. —, T. —). Am Meere, ohne Wallspuren. Das Lager, das v. Vincke 1839 hier gesehen hat, gehört nach seiner Größe sicher zum StW. Aber für den Gr. EW. ist an diesem Anfangspunkte ebenfalls ein Lager voraus-

zusetzen, nachdem sich gezeigt hat, daß an den ähnlichen Stellen bei Pietre, bei Gura Germele und an der Donau jedesmal Kastelle vorhanden gewesen sind.

Die Grenzwälle sind am Meere in Spuren erkennbar. 1917 standen zwei Masten ziemlich genau auf ihnen. Gegen Westen ist der StW. durch die Hafenbahn völlig beseitigt, der Gr. EW. an ihrem nördlichen Rande stellenweise erhalten. Kurz vor Medea, wo die Hafenbahn nach NW abbiegt, treten die Wälle beide in voller Form in die Erscheinung.
Von 1 bis 2 1288ˣ.

Abb. 9. Kastelle 1, 3 und I, II. 1:10000.

2 (Sch. II, T. XXV) bei Station Medea 91:113ˣ (T. 334:115 p Druckfehler!). Das Kastell ist von mir wie Tocilescu früher für ein StW.-Kastell gehalten worden. 1917 sah ich aber, daß der Gr. EW. an der Stelle des Kastells seinen rückwärtigen Graben aussetzen läßt und konnte dann auch die Ostflanke des Kastells noch über den StW. hinaus bis zum Gr. EW. erkennen. Die Umhegungslinien sind stark verackert, aber noch meßbar, auf der westlichen liegt der von der Station Medea nach Süden laufende Fahrweg. Durch das Kastell schneidet schräg in OSOlicher Richtung die Eisenbahnlinie der Holländischen Petroleumgesellschaft. (Abb. 10).
Von 2 bis 3 676ˣ.

3 (Sch. 1898 II^a, T. XXIV) bei Station Pallas 126 : 113^× (T. 280 : 200 p). Das Kastell ist umbaut von dem StW.-Kastell II und sein größter Teil beseitigt durch die großen und tief in die Erde gesetzten Tanks der Rumänischen Regierung. Nur die Ost- und Südseite sind erhalten; im O scheint noch eine um 60 m vorgeschobene Linie bestanden zu haben, was sonst bei Erdwallkastellen gar nicht vorkommt; vielleicht stammt sie mit von dem Umbau zum StW.-Kastell. Im Hintergrunde auf dem Kl. EW. scheinen Canabae des Kastells gestanden zu haben (s. oben S. 22 und Abb. 9).

Gr. EW. und StW. sind von diesen Tanks und weiter von dem vielgeleisigen Güterbahnhof Pallas zerstört. Sie beginnen erst wieder, nachdem sie sich voneinander getrennt haben, der Gr. EW. 41^× vor Kastell a, der StW. südlich neben der Eisenbahn auf derselben Höhe.

Von 3 bis a 689^×.
Von 3 bis 4 1046^×.

a (Sch. 1898 1a, T. Man. 24). Bei der Pumpstation. 37 : 15^× (T. 70 : 30 p). In diesem Kastell habe ich im September 1917 mit 12 Arbeitern drei Tage gegraben, aber nur Gefäßscherben gefunden (s. oben S. 20).

Von a bis 4 220^× (T. 450 p).
Von a bis b 435^×.

4 (Sch. 1, T. 26) 101 : 112^× (T. 220 : 250 p). 1884 war eine Gärtnerei in diesem Kastell, davon ist jetzt noch ein Baum in seiner SO-Ecke übrig. In dem Kastell habe ich September 1917 eine Woche gegraben. Es wurde Wall und Graben aufgeklärt und im Innern gegen 200 qm Bodenfläche untersucht, aber nur Scherben und Dachziegelstücke gefunden (s. oben unter »Ausgrabungen«, Abb. 1).

Von 4 bis b 10^× (von Wallkrone zu Wallkrone).

b (Sch. 1898 1b, T. Man. 23) 39 : 15^× (T. 75 : 28 p) schließt unmittelbar an 4 an, so daß der Ostgraben von b im Westgraben von 4 liegt (vgl. Abb. 1).

Von b bis c 400^×.

c (Sch. 1898 1c, T. Man. 22). Von der Chaussee durchschnitten. 37 : 15^× (T. 77 : 30 p).

Von c bis 5 24^×.
Von c bis d 335^×.

5 (Sch. 2, T. 25). Von der Chaussee durchschnitten. 105 : 103$^{\times}$ (T. lang und breit 30 p ist ein Druckfehler, wohl statt 230 p).

Von 5 bis d 198$^{\times}$.

d (Sch. —, T. Man. 21) 40 : 15$^{\times}$ (T. 76 : 21 p).

Von d bis e 220$^{\times}$.

e (Sch. —, T. Man. 20) 37 : 15$^{\times}$ (T. 75 : 28 p).

Von e bis 6 280$^{\times}$.
Von e bis f 245$^{\times}$.

Abb. 10. Kastelle 2, 12, 14.

6 (Sch. 3, T. 24). Bei einem Gehöft. 88 und 98 : 118 (Ost) und 124$^{\times}$ (West). (T. 185 : 224 p).

Von 6 bis f 65$^{\times}$ (T. 120 p).
Von 6 bis 7 701$^{\times}$.

f (Sch. —, T. Man. 19) 40 : 15$^{\times}$ (T. 73 : 28 p).

Von f bis g 354$^{\times}$ (T. 200 p ist Druckfehler für 700 p).

g (Sch. 1898 3a, T. Man. 18) 37 : 15$^{\times}$ (T. 75 : 25 p).

Von g bis 7 202$^{\times}$ (T. 300 p).
Von g bis h 1785$^{\times}$.

7 (Sch. 4, T. 23). Auf der Höhe. 98 : 119 (Ost) und 113$^{\times}$ (West) (T. 185 : 223 p).

Von 7 bis 8 682$^{\times}$ (T. 800 m).

8 (Sch. 5, T. 22) 119$^{\times}$ (T. 253$^{\times}$) hinter dem Walle. 127:124$^{\times}$ (T. 247:242 p).

Von 8 bis 9 576$^{\times}$ (T. 1 km).

9 (Sch. 6, T. 21) 115:118 und 120$^{\times}$ (T. 260:270 p).

Von 9 bis h 325$^{\times}$.
Von 9 bis 10 544$^{\times}$.

h (Sch. 1898 6a, T. Man. 17) 37:18$^{\times}$ (T. 70:24 p).

Von h bis 10 182$^{\times}$ (T. 250 p. soll wohl 350 p heißen.
Von h bis i 763$^{\times}$.

10 (Sch. 7, T. 20) 95:98 und 102$^{\times}$ (T. 193:186 p).

Von 10 bis i 486$^{\times}$.
Von 10 bis 11 788$^{\times}$.

i (Sch. 1898 7a, T. Man. 16) 39:15$^{\times}$ (T. 72:24 p). An 11 anschließend, so daß die Gräben der aneinanderstoßenden Seiten zusammenfallen.

Von i bis 11 10$^{\times}$.
Von i bis k 1706$^{\times}$.

11 (Sch. 11, T. 19) 104:109$^{\times}$ (T. 197:210 p).

Von 11 bis 12 973$^{\times}$.

Zwischen 11 und 12 (512 bis 711$^{\times}$ von 11 entfernt) glaubte ich 1884 noch Spuren eines Lagers zu sehen, es sind aber nur alte Wegränder oder Ackerfurchen.

12 (Sch. 10, T. 18). Eski duran jol tabia »alte Wegfestung« genannt. 70$^{\times}$ (T. 150 p) hinter dem Walle, am geraden Wege Omurdscha–Horoslar gelegen. 128:125 und 123$^{\times}$ (T. 250:25, soll wohl heißen 250:250 p). Nach T. im Innern Steinblöcke, Ziegel, Scherben (Abb. 10).

Von 12 bis k 501$^{\times}$.
Von 12 bis 13 540$^{\times}$.

k (Sch. 1898 10a, T. —) 39:15$^{\times}$. An 13 anschließend wie b an 4, i an 11.

Von k bis 13 10$^{\times}$.
Von k bis l 1118$^{\times}$.

13 (Sch. 11, T. 17) 99:108 und 105$^{\times}$ (T. 220:219 p). Westseite ganz flach.

Von 13 bis 14 482$^{\times}$. In der Senke schneidet schräg der Weg von Omurdscha nach dem Gute Mircea Sulacol.

14 (Sch. 12, T. 16) 80ˣ (T. 150 p) hinter dem Walle. 70:76ˣ (T. 130: 138 p). Das kleinste aller EW.-Kastelle. Am Wege Murfatlar–Nasardscha. Voller Blick nach NW bis nach Kösteli (Abb. 10).

Von 14 bis l 465ˣ (T. 600 p).
Von 14 bis 15 601ˣ.

l (Sch. 12a, T. Man. 15) 36:14ˣ (T. 70:23 p).

Von l bis 15 100ˣ (T. 200 p).
Von l bis m 381ˣ.

15 (Sch. 13, T. 15) 106:115ˣ (T. 200:220 p). Westseite sehr verwischt.

Abstieg vom Germe Bair.
Von 15 bis m 175ˣ.
Von 15 bis 17 1409ˣ.

m (Sch. —, T. —) 39:14ˣ. Ostseite nicht mehr vorhanden. Das Kastell hat seinen Sondergraben gegen den Grenzwall hin, der selbst hier auf längerer Strecke keinen rückwärtigen Graben hat.

Von m bis 17 1195ˣ.
Von m bis n 1484ˣ.
Das Lager, das ich 1884 als No. 14 in »schwachen Spuren« zu erkennen glaubte, ist nicht vorhanden. Ich habe die Strecke 1917 zweimal begangen und bin meiner Sache jetzt sicher.

(**16**) (Sch. —, T. —). Nicht mehr vorhanden, aber nach der Entfernung von 1409ˣ zwischen 15 und 17 vorauszusetzen. Offenbar durch den starken Wirtschaftsbetrieb hier dicht bei Alakap verschwunden. Ein Aussetzen des rückwärtigen Grabens des Gr. EWs kann hier nicht (wie bei 2) als Erkennungszeichen für ein einstiges Lager in Frage kommen, da der Grenzwall einen rückwärtigen Graben in dieser Gegend überhaupt nicht hat. 1884 habe ich auf dieser Strecke sogar 2 Lager als verschwunden angenommen, jedes an einem der beiden durchschneidenden Fahrwege Alakap–Horoslar und Alakap–Nasardscha. An der ersten Straße lag damals »ein großes Gehöft mit Viehställen und Getreideschobern dicht am Wall«. Dies Gehöft ist heute nicht mehr da; auf der völlig eingeebneten Fläche ist mir am wahrscheinlichsten, daß das Lager gestanden hat. An der zweiten Straße — nach Nasardscha — ist heute ein viereckiger Getreidelagerplatz des Moise Valeanu eingerichtet; aber er ist mit seinen 77ˣ im Quadrat etwas zu klein für ein Lager und auch 927ˣ von 15 und nur 405ˣ von 17 entfernt.

Nimmt man das verschwundene Lager (16) auf der Mitte der ebenen Fläche zwischen den beiden Fahrstraßen an, so würde es je 650$^{\times}$ = 1 km von 15 und von 17 entfernt sein.

17 (Sch. 15, T. 14) 112 : 112$^{\times}$ (T. 240 : 226 p). Sehr wohl erhalten, so daß in der Mitte der Ostseite das alte Tor zu erkennen ist. An der Südseite (dem Grenzwall gegenüber) zeigen sich zwei Eingänge, einer östlich, der andere westlich von der Mitte, 18$^{\times}$ voneinander entfernt[1].

Kurz vor dem Kastell 17 hat der rückwärtige Graben des Grenzwalls wieder begonnen, im Kastell setzt er aus.

Von 17 bis n 177$^{\times}$.

Von 17 bis 18 600$^{\times}$.

n (Sch. 15^{a}, T. Man. 14) 37 : 14$^{\times}$ (T. 70 : 23 p).

Abb. 11.

18 (Sch. 16, T. 13) 110 : 114$^{\times}$ (T. 208 : 210 p). Z. T. besetzt durch Teile eines Gehöftes, das 1917 halb zerstört und verlassen war (Abb. 11).

Von 18 bis zur Eisenbahn beim Bahnhof Dorobantzu 914$^{\times}$.

19 Weiterhin bis zum Bahnhof Dorobantzu haben weder POLONIC 1898/99 noch ich 1917 die Spur eines Lagers mehr erkennen können. 1884 habe ich von Alakap bis Dorobantzu 3 (nach damaligen Nummern 15, 16, 17) angeführt mit Seitenlängen von 155, 150 und 160 m. Davon wären zwei die jetzigen Nummern 17 und 18. Es wird aber auch das dritte vor dem Bahnhof noch zu ergänzen sein, weil sonst der Zwischenraum bis zu dem ersten Kastell auf der Höhe Nr. 20 zu groß wird, nämlich über 3 km. Die unmittelbare Umgebung des Bahnhofes Dorobantzu ist Sumpfgebiet; dort ist ein Kastell nicht mehr zu erwarten.

Vom Bahnhof Dorobantzu bis o etwa 1000$^{\times}$.

---

[1] Eine ähnliche Doppelanlage findet sich bei dem Kastell Zidova b. Kampolung (TOCILESCU Fouilles et recherches S. 134).

o (Sch. 1884 —; 1898, 18; T. Man. 13) 38 : 15ˣ (T. 80 : 25 p).

Von o bis 20 25ˣ.
Von o bis p 425ˣ.

20 (Sch. 1884, 18, 1898, 19; T. 12) 112 : 101ˣ (T. 118 : 200 p, soll heißen 218 : 200 p). Das Lager liegt auf leicht gesenkter Fläche, der höchste Punkt ist die SW-Ecke.

Von 20 bis p 288ˣ.
Von 20 bis 21 547ˣ.

p (Sch. 1884 —; 1898, 20[a]; T. Man. 12) 40 : 15ˣ (T. 70 : 28 p). Auf voller Höhe gelegen.

Von p bis 21 mit q 219ˣ.

21 (Sch. 1884, 19; 1898, 21; T. 11 und Man. 11) 106 : 117ˣ (T. 208 : 170 p). Auf westlicher Abdachung gelegen, höchster Punkt die SO-Ecke. Von hier geht eine Wasserrinne diagonal durch das Lager und als tiefer Riß aus der NW-Ecke und durch den Grenzwall hinaus. In die NO-Ecke am Grenzwall ist ein kleines Kastell q eingebaut. Der Wall des großen Kastells ist durch den Graben des kleinen auf 25 m unterbrochen (Abb. 11).

q (Sch. 1884 —; 1898, 21[a], T. Man. 11). In die NO-Ecke von 21 eingebaut. 42 : 15ˣ (T. 88 : 27 p).

Von 21 bis r 509ˣ.
Von 21 bis 22 715ˣ.
Von q bis r 573ˣ.

r (Sch. —; T. Man. 10) nur die Westhälfte 17ˣ lang erhalten, die Osthälfte abgeschwemmt; br. 15ˣ (T. 80 : 26 p).

Von r bis 22 169ˣ.
Von r bis s 327ˣ.

22 (Sch. 1884, 20; 1898, 22; T. 10) 86 : 95 und 86ˣ (T. 164 : 170 p).

Von 22 bis s 72ˣ.
Von 22 bis (23) 546ˣ.

s (Sch. —, T. —) 40 : 13ˣ. Westlich daneben geht ein tiefer Wasserriß durch den Wall.

Von s bis (23) 434ˣ.

Auf der folgenden Strecke ist eine Schwierigkeit zu begleichen. Ich hatte 1884 auf der Strecke vom Bahnhof Dorobantzu bis Medschidie 5 Erdwallager gezählt und sie als Nr. 18, 19, 20, 21, 22 bezeichnet. Davon war aber das vierte Nr. 21 offenbar das Steinwallager XIII gewesen, das ich im bloßen Vorbeischreiten als solches nicht erkannt hatte. 1898, als ich

es ganz umging und aufmaß, wurde mir sein Charakter klar, ich muß damals aber auf die Erdwallager nicht genau geachtet haben und setzte es so an die falsche Stelle, nicht zwischen jene, sondern an ihr Ende, also an die Stelle des früher gesehenen Nr. 22. Tocilescus Gewährsmann hat sich offenbar durch meine zuerst (1884) angenommenen 5 Erdlager beeinflussen lassen; er behält sie alle bei und fügt das Steinwallager hinzu. Nach den ersten dreien setzt er ganz richtig das Steinlager an und läßt dann noch 2 Erdlager statt eines folgen. Das überzählige liegt nach der Zeichnung hinter dem Walle zurück und ist nach dem Texte très délabré. Der Hügel, auf dem es angenommen ist, gleich westlich von (23) XIV, trägt mehrfache Mauerzüge einer alten Siedelung; die müssen für Reste des Kastells angesehen worden sein.
Wirklich vorhanden ist also das, was nunmehr hier folgt.

(23) (Sch. 1884 X[a]). Im Jahre 1884 habe ich das Steinwallager XIII vom Walle aus für ein Erdwallager angesehen; es ist wahrscheinlich auch die Überbauung eines solchen. Die Breite, die es im ersten Teile hat, entspricht dem ebenso wie der sehr geeignete Hügel ziemlich genau in der Mitte zwischen 22 und 24.
Eine Analogie für ein solches Verschwinden eines EW.-Lagers zu Gunsten eines StW.-Lagers würde das Verhältnis bei der Cetatea Patulului sein (35, XXX), die sich über das westlichste EW.-Lager gelegt hat.
Von (23) bis 24, 810ˣ.

24 (Sch. 22, T. 8). 99 : 102 (W) u. 99ˣ (O) (T. 186 : 184 p) nur noch 550ˣ von den ersten Häusern von Medschidie entfernt. Wall und Graben sind durch den Ackerbetrieb fast ganz eingeebnet.
Von 24 bis 26 etwas mehr als 3 km.

(25). Auf dem Gelände des jetzigen Medschidie muß mindestens ein Erdwallager gelegen haben. In der dichten Bebauung ist jetzt nichts mehr davon zu erkennen.

> **t** (Sch. 23, T. 9) 36 : 14ˣ (T. 30 : 30 p, verdruckt oder verzählt). Die westliche Schmalseite sehr verschwemmt. Nur 55ˣ von den letzten (westlichen) Häusern von Medschidie, am Ostrande einer gegen N durchziehenden Schlucht.
> Von t bis u 185ˣ.
> **u** Sch. 24, T. —) 35 : 15ˣ, nur die Nord- und Ostseite leidlich erhalten, besonders entstellt durch eine von der SO-Ecke diagonal durchziehende Wasserrinne. Am Osthange einer unbedeutenden Schlucht.
> Von u bis 26, 265ˣ.
> Von u bis XVI, 449ˣ.

Von u bis v 689ˣ.

26 (Sch. —, T. —) 98 : 108×. Gegen Westen an eine 100 m breite Schlucht gelehnt. Durch Ackerbau sehr verwischt, aber in den beiden Langseiten doch erkennbar; die östliche endet oben in eine tumulusartige Verstärkung (Turm?), um die der Graben zur Südseite umbiegt. Das Gefälle des Lagers geht diagonal nach NW.

Von diesem Lager glaubte ich schon 1884 eine Seite zu erkennen (Lit. 7, S. 111), habe es aber nicht als sicheres gezählt.
Schon nach 120× gegen W folgt das Steinwallager XVI, das den Gr. Erdwall als Rückseite benutzt.
Von 26 bis v 357×.

v (Sch. 25, T. 8) 37 : 15× (T. 27 : 27 p verdruckt oder verzählt). Auf der Höhe. Durch Ackerbau sehr verwischt. 50× weiter westlich eine Querschlucht.

Von v bis 27 442×.
Von v bis w 564×.

27 (Sch. —, T. —). Noch verwischter als 26, so daß keine Seite mehr zu messen ist. Die Westseite läßt aber 50× weit ihren Graben erkennen, und sie ist genau so an eine Senke gelehnt wie diejenige von 26.
Von 27 bis w 30×.

w (Sch. —, T. —) Langseite nur 23× erhalten, Schmalseite 15×. Sehr verschwemmt am Osthange.

Nach 60× laufen beide Grenzwälle sich gegen eine Felswand, Pietre genannt, tot. Der Gr. Erdwall setzt auf 12 km aus und fängt erst bei Gura Germele (Germele-Mündung) wieder an, um von da über die Höhe nach Kokirleni zu ziehen.

28 (Sch. XVII, T. V) 98 : 105 (W) und 90× (O) (T. 175 : 175 p). Das erste Kastell der wieder beginnenden Wallinie liegt isoliert auf dem SOlich von der Gura Germele in den See vorspringenden Höhenkopfe, weil der Wall selbst auf der ersten Strecke von etwa 1 km durch Absturz des Höhenrandes verschwunden ist. Ich hatte es 1894 und 1898 zum Steinwall gerechnet, erst Polonic erkannte, daß es ein Erdlager sei und wahrscheinlich zum Gr. Erdwall gehöre. Das ist sicher richtig. Was mir früher als zweiter Umfassungsgraben erschien (1898 Skizze), ist nur eine natürliche Wasserrinne, die sich auch in ungleicher Entfernung von dem ersten und einzigen Festungsgraben hält (Abb. 21).

Von 28 bis x mehr als 1 km.

x (Sch. —, T. Man. 7) 36 : 14$^{\times}$ (T. ohne Maße) halbwegs zwischen dem See und 29 gelegen. Wohlerhalten.

Von x bis 29 344$^{\times}$.
Von x bis z 1006$^{\times}$.

29 (Sch. —, T. 7) 106 : 95 (W) u. 88$^{\times}$ (O). An der Stelle, wo der Fahrweg Cernavoda-Jvrines den Wall schneidet, bei dem weithin sichtbaren Tumulus Mosch Oprea.

Von 29 bis 30 464$^{\times}$.

y (Sch. —, T. 6). Von mir 1917 nicht gesehen (T. 80 : 30 p).

Abb. 12.

30 (Sch. 26, T. 6) 128 : 136 (W) und 124$^{\times}$ (O). Das größte Lager am Erdwall. Als Rückseite ist der Kl. Erdwall benutzt. In die NW-Ecke ist ein Manipelkastell eingebaut, das den Wall des Kohortenkastells zerschnitten hat. Das Gefälle des Lagers geht nach W (Abb. 12).

Von 30 bis aa 363$^{\times}$.
Von 30 bis 31 432$^{\times}$.

z (Sch. —, T. 5) 36 : 15$^{\times}$ (T. 75 : 30$^{\times}$). Im Kohortenkastell 30, dessen NW-Ecke einnehmend.

Von z bis aa 363$^{\times}$.

aa (Sch. —, T. 4) 37 : 15$^{\times}$ (T. 80 : 30 p) (Abb. 12).

Von aa bis 31 32$^{\times}$.
Von aa bis bb 303$^{\times}$.

31 (Sch. 27, T. 5) S 105$^{\times}$ (T. 225 p), W 125$^{\times}$ (T. 230 p), O 103$^{\times}$ (T. 200 p) N ? (T. 210 p). Auf der Höhe. Als Rückseite ist der kl. Erdwall benutzt, der nicht ganz parallel läuft; daher die Schiefheit des Lagers (Abb. 12).

Von 31 bis bb 166$^{\times}$.
Von 31 bis 32 548$^{\times}$.

bb (Sch. 28, T. Man. 3). Sehr verackert, so daß heute nicht sicher zu messen (T. 90:40 p) (Abb. 12).

Von bb bis 32 345ˣ.
Von bb bis cc 1500ˣ.

32 (Sch. 29, T. 4) 108:91 (W) u. 112ˣ (T. 230:190 p). In der NW-Ecke des Kastells kommen Kl. und Gr. Erdwall zusammen, der kleine läuft bis dahin durch den vorderen Teil des Kastells.

Von 32 bis 33 495ˣ.

33 (Sch. 30, T. 3) ca. 88:83ˣ (T. 240:180 p) nicht genau meßbar, weil durch viele heutige Knicks und Tennen verunstaltet. Die Fahrstraße, die von Kokirleni gegen Osten läuft, teilt das Lager mitten durch. In der nördlichen Hälfte liegen zwei alte Tumuli (Abb. 13).

Von 33 bis zum Durchschneiden der Chaussee Cernavoda–Kokirleni 380ˣ.
Von der Chaussee bis cc 84ˣ.
Von der Chaussee bis 34 215ˣ.

cc (Sch. —, T. 1) 37:15ˣ (T. 72:30 p). Durch neue Knicks verunstaltet. Das Dorf Kokirleni reicht bis hier herauf (Abb. 13).

Von cc bis 34 96ˣ.

Abb. 13.

34 (Sch. 31, T. 2) 110:75ˣ (T. 200:175 p). Das Kastell ist kürzer als fast alle übrigen, weil nur eine geringe, leidlich ebene Fläche hinter dem Walle vorhanden ist, nachher das Gelände stark abfällt. Die Umwehrung ist heute ganz verwischt, das Kastell nur noch nach der von T. erwähnten Bepflanzung mit Wein zu erkennen, von der sich einige Reben erhalten haben (Abb. 13).

Von 34 bis 35 600ˣ.

6*

35 (Sch. —, T. —). Weder T. noch ich haben früher von 34 bis zur Donau ein weiteres Erdlager bemerkt. Die isoliert liegende Cetatea Patului, die T. zum Erdwall wie zum StW. scheint rechnen zu wollen, gehört selbst ausschließlich zum StW., aber vor ihrer NO-Ecke hat sich zwischen ihr und dem Gr. Erdwall die 30ˣ lange Linie eines alten Erdlagers erhalten. Der Graben dieser kurzen Linie liegt nach Osten, das Lagerinnere lag also nach Westen. Von da bis zum Steilabsturz zur Donau sind es noch 154ˣ. Das Lager thronte also dicht am hohen Ufer der Donau und bildete hier den Abschluß der ganzen Linie des Großen Erdwalls.

V. Die Kastelle am Steinwall

Von den Steinwallkastellen haben nur wenige die einfache und regelmäßige Form wie die EW.-Kastelle. Manche sind stark in die Breite oder Länge gezogen und haben dann gelegentlich Durchteilungen, so daß wie bei XVIII ein Kernwerk mit Türmen bewehrt entsteht, das rechts und links von Flügelwerken gedeckt wird. Zwei haben achteckige (XI, XII), eins dreieckige Form (XIX); bei XVII sind schützende Vorwälle angelegt. Ein paarmal ist auch einer der anderen Grenzwälle als Rückseite für ein Lager benutzt, so bei II der Kl. und bei XVI der Gr. EW. Einmal liegt ein sehr großes Lager (V) 1 km weit hinter der Front.

Die einfach umwallten Kastelle sind kaum oder nur wenig größer als die des Gr. EW.s. Die meisten aber gehen erheblich darüber hinaus, bis zu Seitenlängen von 300 und 360 m (II). Am größten ist das hinter der Front gelegene birnenförmige Lager V, es hat 630 m Länge bei 495 m größter Breite, scheint also ein Legionslager gewesen zu sein.

Die Umwehrung besteht bald aus einfachem Wall und Graben und gleicht dann der der großen EW.-Lager, bald und dies häufiger, hat sie doppelten Wall und Graben, so daß das Querprofil auf 40—50 m kommt. Der Wall der Lager ist auf der ersten Strecke von Konstanza aus Erdwall, erst von Murfatlar an wird er steinig; hier beginnt eben das Zutageliegen von Kalkstein an den Hängen des Karasu-Tales. Die Mauer, die wir in solchen Fällen im ersten Walle anzunehmen haben, liegt bei Kastell XX, Mircea Voda, an einer Stelle frei. Sie besteht aus Quadern in der Front mit Bruchsteinmauerwerk in Lehm dahinter und ist 2.20 m dick. Des öfteren sind noch Türme in Gestalt von rundlich oder spitz vorsprin-

genden Bastionen an dem gemauerten Walle zu erkennen. Sie stehen an den Ecken und auf der Mitte der Flanken. Die Rückseite pflegt dreigeteilt zu sein: nach dem ersten Drittel von Osten her folgt ein Turm, nach dem zweiten ein Tor von Türmen geschützt (XVIII). Die sehr breite Umwehrung, die Bauart der Mauer und die nach außen vorspringenden Türme deuten übereinstimmend auf eine ganz spätrömische Zeit (s. oben S. 29).

Die StW.-Lager habe ich nach römischen Ziffern gezählt, ihre Größe und Entfernung voneinander ebenso wie bei den EW.-Lagern angegeben.

I. (Sch. I, T. XXVI). Das Anfangskastell am Meere ist nur von v. Vincke 1839 noch gesehen worden. »Da wo der südliche Wall (das ist der StW.) an das Meer stößt,« sagt er (Liter. 2, S. 184), »befindet sich ein von den Spuren eines alten Walles eingeschlossenes Viereck — wahrscheinlich ein römisches Castrum — dessen Nordseite, 330 Schritt, der Hauptwall selbst bildet, während die Westseite, 300 Schritt lang, und die Südseite, 250 Schritt lang, von besonderen Wällen geschlossen, die vierte, die Ostseite, aber durch das hohe, in senkrechten Felsen abstürzende Meeresufer geschützt war.« Die stattlichen Maße, die v. Vincke angibt, machen es unzweifelhaft, daß er ein Kastell des StWalls gesehen hat. Heute ist nichts mehr von ihm erhalten. Die Lagerfläche ist mit Wein bepflanzt und gehört zum Regierungstanklager. (Abb. 9.)

Was ich 1884 als II gesehen hatte und Tocilescu 1901 als XXV, hat sich 1917 als Erdwallager 2 herausgestellt.
Von I bis II 2029×.

II. (Sch. 1884 --, 1898 IIa, T. XXIV). Bei der Station Pallas. Ummantelung des Erdlagers 3, wobei der Kl. Erdwall als Rückseite benutzt wird. Im nördlichen Teile ist ein Tanklager (7 Tanks der rumänischen Regierung) eingerichtet, das einen Teil des westlichen Lagerwalles und die Grenzwälle beseitigt hat. Maße: N ca. 226×, S 218×, W ca. 222×, O 194×. Die Maße, die Tocilescu angibt, 280:200 p zeigen, daß er nur das Erdlager gesehen und die es umspannenden weiten Linien des Steinwallagers mit dem Kl. Erdwall als Rückseite nicht erkannt hat. Das StW.-Lager ist doppelt umwallt, die Breite seiner Umwehrung beträgt 32× = 50 Meter. Die beiden Gräben durchbrechen an der SW- und der SO-Ecke den alten Kl. EW., der erste Kastellgraben mündet in den Graben des Kl. EW., der zweite legt sich vor ihn. (Abb. 9.)

In der Mitte der Westseite, 114$^{\times}$ von der SW-Ecke, ist im Hauptwall die Lücke des alten Eingangs zu erkennen.
In diesem Lager habe ich 1917 eine Woche lang gegraben und das meiste des unserer slavischen Keramik so sehr verwandten Tongeschirrs gefunden. (S. oben S. 21).

Was ich 1884 als III zu sehen glaubte, ist schon von TOCILESCU nicht mit aufgenommen, es ergab sich 1917 als Wege- und Ackerlinien.
Von II bis III 2177$^{\times}$.

Abb. 14.

III (Sch. IV, T. XXIII). 110:109$^{\times}$ (T. 205:200p). **Mit einfachem Wall und Graben, wie sonst nur VI und VIII.**

50$^{\times}$ hinter dem Kastell (gegen S) läuft der Kl. EW. sehr verwischt, so daß er wie ein Straßendamm aussieht. Westlich neben dem Lager geht ein Fahrweg in gerader nördlicher Richtung nach dem Bahnwärterhause, das auf der rumänischen Generalstabskarte fälschlich als Station Trajan bezeichnet wird [1], und weiter zu dem Gehöft beim Erdwallager 6.
Von III bis IV 2181$^{\times}$.

IV (Sch. 1884 —. 1898 IVa, T. XXII). 241:146 W und 132$^{\times}$ O (T. 510:260 m, soll statt m jedenfalls p heißen). Das Lager liegt 118$^{\times}$ westlich von der Ecke, wo der StW. gegen NW umbiegt, um zwischen Hasandscha und Omurdscha durchzuziehen. Doppelt, nicht wie T. sagt, dreifach um-

[1] Die wirkliche Station Trajan liegt von da halbwegs nach Hasandscha.

wallt. Im Osten eine Durchteilung durch einen Wall, der 41$^{\times}$ von der Ostseite ihr parallel zieht. Westlich neben diesem Teilungswall läuft heute ein Weg, der südlich zu dem Lager V führt.

Von IV bis V 734$^{\times}$.
Von IV bis VI 1608$^{\times}$.

V (Sch. — T. bei XXII erwähnt). Südlich hinter IV, weit vom Walle entfernt. Gestalt birnförmig, von 420$^{\times}$ Länge und 330$^{\times}$ größter Breite, in der Mitte in geknickter Linie quer durchgeteilt. Die Wälle und Gräben, überall einfach, sind sehr verwischt. Auf der rumänischen Generalstabskarte wird die Anlage Palanka genannt (Ruinele Palanca). Gefäßscherben habe ich in ihr nicht gefunden. Sie hat die Größe, daß T. sie wohl mit Recht ein Legionslager nennt (vgl. NEUSS Bonn. Jahrb. 111/112).

VIII
VII
Turm
Zum BW. Omurdscha
Chaussee
VI

Abb. 15.

VI (Sch. 1884 —, 1898 IVb, T. XXI). Kurz (320$^{\times}$) vor dem Eisenbahnübergange zwischen Hasandscha und Omurdscha. Ungleiche Seiten: N 124$^{\times}$, S 118$^{\times}$, O 109$^{\times}$, W 120$^{\times}$ (T. 246:250p). SW-Seite stark abgerundet. Einfach umwallt. Im Innern heute eine Melonengärtnerei.

Von VI bis VII 1453$^{\times}$.

VII (Sch. V, T. XX). Nördlich von Omurdscha. Ungleiche Seiten: N 115$^{\times}$, S 108$^{\times}$, O 157$^{\times}$, W 117$^{\times}$ (T. 150:225p, soll wohl 250:225p heißen). Die lange W-Seite ist stark geknickt, auf dem nördlichen Teile ihres Hauptwalles läuft der heutige Fahrweg Omurdscha–Horoslar entlang. Die herausspringende SW-Ecke des Lagers wird von der Chaussee Konstanza–Murfatlar abgeschnitten. Doppelte Umwallung. In der Mitte der Südseite ist der alte Tordurchgang wohlerhalten, im südlichen Teile der Westseite ein

nach außen rundlich vorspringender Turm zu erkennen. Im Innern liegen auf dem Acker viele Topfscherben umher.

Der Wall steigt den Taschli Bair (»Steinberg«) hinauf. Nach 455$^{\times}$ ein freundliches Gehöft mit weißen Wohnhäusern, Weinberg und Wäldchen, nach 1285$^{\times}$ die Fahrstraße Murfatlar–Nasardscha, nach 1485$^{\times}$ große moderne Viehställe, nach 1569$^{\times}$ Lager VIII auf der Höhe.

VIII (Sch. 1884 —, 1898 Va, T. XIX). Auf der Höhe nördlich von Murfatlar. 117$^{\times}$:112 O und 118$^{\times}$ W (T. 224:250p). Einfach umwallt, gut erhalten, in der Mitte der Südseite alter Durchgang, im Innern viele Topfscherben.

Der Wall durchzieht eine Senke, nach 617$^{\times}$ wird die höchste Erhebung erreicht, von der aus man Alakap sieht; nach 861$^{\times}$ Lager IX.

IX (Sch. VI, T. XVIII). Südlich von Alakap am Hange. 200$^{\times}$ N und 184$^{\times}$ S : 117$^{\times}$ (T. 380m : 250m). Die Südseite zweimal geknickt. Doppelte Umwallung, lange Mauerzüge von Innenteilungen.

Der Wall steigt hinab, erreicht nach 211$^{\times}$ die durchschneidende Heerstraße Alakap–Murfatlar, durchzieht den Westzipfel des Dorfes, wo er eingeebnet ist. Auf dem Anger erscheint er wieder. Nach 571$^{\times}$ kreuzt die Eisenbahn, nach 913$^{\times}$ Lager X.

Abb. 16.

X (Sch. VII, T. XVII). Westlich von Alakap und der Eisenbahn, dicht beim Bahnwärterhause. 112 N und 91$^{\times}$ S: 123$^{\times}$ O und 124$^{\times}$ W (T. 250: 250 m). Doppelte Umwallung, die äußere Linie nur in Spuren (Süd- und Westseite) erhalten. In allen drei Seiten der alte Durchgang erkennbar.

Von X bis XI 1534$^{\times}$ (ca. 2300 m).

XI und **XII** (T. XVI und XIV) liegen nicht am Walle, sondern das eine östlich, das andere westlich von ihm einander gegenüber auf den Höhenvorsprüngen, die das Karasu-Tal an seiner Verengung bei Alakap flankieren. Das Tal kommt von der Donau her in wesentlich östlicher Richtung als breite Urstromrinne herauf. Beim Dorfe Kösteli wendet es sich gegen SO, und bei Alakap knickt es noch einmal und nimmt SSOliche Richtung an. Erst bei Murfatlar wendet es sich wieder rein nach Osten. Dabei ist eine Steigung auf der ganzen Strecke von der Donau bis über Murfatlar hinaus kaum vorhanden; nach Omurdscha, 2 Kilometer östlich von Murfatlar wird es von der 20-m-Höhenkurve umfaßt. Aber der Sumpfcharakter hört doch zwischen dem Bahnhof Dorobantzu und Alakap auf, und die Höhenränder treten hier so nahe zusammen wie vorher und nachher nicht wieder. Gerade an dieser Stelle durchschreitet der Steinwall, indem er den Westrand von Alakap schneidet, das Tal. Hier war für ein feindliches Heer die verlockende Gelegenheit ihn zu überwinden und sich talaufwärts gegen Süden vorzuschieben. Deshalb offenbar ist grade diese Stelle stark befestigt worden durch die regelmäßigen Kastelle IX und X am Walle und die jeweils hinter ihnen liegenden XI und XII auf der Höhe. Die Kastelle XI und XII sind ganz von gleicher Form und gleicher Größe. Sie bilden einen Kreis, der unten gradlinig abgeschnitten ist. Der Durchmesser beträgt fast 200 m. Die Umwallung ist doppelt und gut erhalten. Bei XII markiert sich in der Mitte der geraden Seite der alte Durchgang. Beide Kastelle liegen auf abfallendem Gelände. XII ist von der Eisenbahn aus sehr gut zu sehen.

Von XI bis XII ca. 2 km.

XIII (T. XV). Dem Bahnhof Dorobantzu gegenüber, nur ca. 400 m von ihm entfernt. Dem Hauptlager ist gegen Osten eine Vorschanze angehängt. Hauptlager $123^{\times}:98^{\times}$ (W) und $128^{\times}$ (O), Vorschanze 40 (S) und $69^{\times}$ (N) breit (T. 300 : 250 p). Einfach umwallt.

Die Westseite wird durch eine Schlucht gedeckt. Nördlich vor dem Lager am Rande der Geländeplatte glaubt man eine Spur des Gr. Erdwalls zu erkennen.

Von XIII bis XIV ca. 4 km.

Der Steinwall ist nur noch $150^{\times}$ weit gut erhalten, nachher höchstens als verwaschene Terrasse am Abhang zu erkennen. $350^{\times}$ weiter, am Hange einer breiten Schlucht, muß er den Gr. Erdwall gekreuzt haben, vor dem er von nun an bald ganz dicht, bald 40—$50^{\times}$ entfernt entlang zieht. Vor dem kleinen Erdkastell p laufen alte Steinbruchlinien vom Walle aus gegen N; sie habe ich 1898 für Reste eines Kastells X angesehen.

Abb. 17.

XIV (Sch. 1884 13, 1898 Xa, T. XIII). Die Höhe zwischen zwei breiten Tälern einnehmend und durch ihre Ränder zu sehr unregelmäßiger Form gebracht: vorn beträchtlich breiter als hinten, von großer Tiefe. Ein Steinbruch frißt dauernd an der Front; 1898 sah ich das Kastell noch mit dem Grenzwall im Verbande, heute ist der Grenzwall mit den ersten 50 m des Kastells verschwunden. Dessen Tiefe beträgt noch 176×, seine Breite vorn 110×, hinten 80×. Nach dem Verlauf des Steinwalles muß die ursprüngliche Länge 205× (320 m) betragen haben.

(**XV**) muß mitten in der Stadt Medschidie überbaut worden sein, da die Entfernung von XIV bis XVI, 5 km, für ein Intervall zu groß ist.

Abb. 18.

XVI (Sch. 1884 —, 1898 Xb, T. XII) 854× (1320 m) westlich von Medschidie 1[illegible]2×:120× (T. 280:200 p). Das Innere des Kastells ist alter Steinbruch. In der Front ist der Steinwall ganz und vom Kastell der vordere Teil der Ostseite weggefressen. Als Rückseite benutzt das Kastell den

Gr. Erdwall und hat ihn für diese Strecke auch mit einer Mauer versehen. Hier ist, von der Mitte etwas gegen Osten verschoben, der alte Eingang zu erkennen.

Nach 915$^{\times}$ folgt die Felspartie (Pietre), an der der Gr. Erdwall sich totläuft. Der Steinwall springt hinauf und zieht stark gegen N ausbuchtend um den folgenden Höhenkopf. An dessen Westrande, vor dem weiten Quertale, in dem die Eisenbahn südlich gegen Dobric abzweigt, liegt das nächste Lager, vom vorigen 1800$^{\times}$ (ca. 2700 m) entfernt.

XVII (Sch. XI, T. XI). Liegt am Rande der Höhe, zieht diese hinauf und greift mit seinen Vorwällen über sie hinüber. Es gelangt auf die Weise zu außergewöhnlichen Formen. Das eigentliche Kastell ist ein verschobenes Viereck, unten 192$^{\times}$, oben 155$^{\times}$ lang und 136$^{\times}$ breit (T. 370 und 285 : 262 p). Der obere (südliche) Wall geht gegen Westen über das Kastell hinaus bis an den Abhang des Quertales. Ihm parallel zieht in 40$^{\times}$ Entfernung ein Vorwall, der an seinen Enden noch je eine Verzweigung zu besonderer Sicherung hat. Der langgestreckte Raum zwischen Kastell und Vorwall ist ungefähr in der Mitte durch einen Querwall geteilt. Zu dessen Seiten liegt je eine große Wolfsgrube, ein Verteidigungsmittel, das in Deutschland erst von der karolingischen Zeit an aufkommt und dann sehr beliebt wird. Die Umwehrung besteht überall aus einfachem Wall und Graben.

Der Steinwall ist in dem weiten Quertal, das den langsamen Aufstieg zu dem der Karasu-Seenkette parallelen Alibei-Tschair bildet, und das sich deshalb die Eisenbahn Medschidie–Dobric ausgewählt hat, nicht erhalten. Er stellt sich erst westlich der Eisenbahn wieder ein, umzieht in ganz langsamer Steigung einen breiten Höhenkopf und ist jenseits desselben wieder durch einen 150$^{\times}$ breiten Talriß zerstört. Dieser Riß flankiert das XVIII. Lager. Von XVII bis XVIII 1284$^{\times}$ (ca. 2000 m).

XVIII (Sch. XII, T. X). Auf einer breiten Platte, die östlich von einem breiten, westlich von einem schmalen Geländeriß begrenzt wird. Dreiteilig, das mittlere Hauptstück beinah quadratisch (93 : 99$^{\times}$), die Seitenflügel schmäler (70$^{\times}$) mit abgerundeten Außenecken. (T. I 220 : 120 p, II 200 : 230 p, III 106 : 300 p.) Das Mittelstück hat an seiner Ost- und Westseite jedesmal 4 nach außen vorspringende Türme, die sich heute als rundliche Steinhaufen darstellen; einen Graben haben diese Seiten nicht. Bei allen drei Abteilen ist vom Süden her der Eingang zu erkennen, bei dem westlichen Abteil auch einer vom Westen dicht am Steinwall. Die äußere Umwallung ist doppelt, an der Südseite anscheinend sogar dreifach

gewesen. Die Auffassung TOCILESCUS, daß dem Hauptlager die beiden Flügel später angefügt seien, ist ganz unbegründet.

Der Steinwall knickt stark nach S zurück, um einen Talriß zu umgehen, biegt dann nördlich um einen Hügelkopf, überschreitet ein paar niedrige Platten und verschwindet in einem breiten Tale mit kleinen Gehöften. An dessen Westrande aber erscheint er wieder, gleich mit einem Lager besetzt.
Von XVIII bis XIX $951^{\times}$ (1450 m).

Abb. 19.

XIX (Sch. XIII, T. IX). Dreieckig, die Basis $185^{\times}$ (T. 390 p), Westseite $180^{\times}$ (T. 390 p), Südseite $120^{\times}$ (T. 255 p). Einfache Umwallung. Das Lager ist mit seiner Form einzigartig. Sie ist dadurch hervorgerufen, daß der Steinwall die schrägstehende Hügelplatte, auf der das Lager liegt, in NWlicher Richtung überquert, gleich darauf aber in rein Wlicher weiterläuft. Hier an seinem Knick wollte man den Lagerwall einem NSlich streichenden Wasserlauf anschmiegen.

Der Wall zieht weiter über eine Reihe von flachen Platten, wo er streckenweise ganz verschwunden ist.
Von XIX bis XX $1200^{\times}$ (1800 m).

XX (Sch. XIV, T. VIII). Aksan demir tabiasi, der Bahnstation Mircea Voda gegenüber. Nimmt eine ganze Platte ein zwischen einem breiten Tal östlich, in dem eine Chaussee gegen Süden hinaufführt, und einem Wasserriß westlich. Der vordere Teil ist abgestürzt, die ursprüngliche Länge des Kastells deshalb nicht bestimmbar. An seiner Nordostecke eigenartige Walllinien: der StW. scheint hier auszusetzen, um einen schmäleren Teil des Kastells über sich hinaus vorspringen zu lassen. Das Kastellinnere ist hinter dem Walle $160^{\times}$ breit und $76^{\times}$ lang, davor $140^{\times}$ breit (T. im ganzen

390 : 340 p). 30× von der ersten Umwallung entfernt zieht eine zweite, die aber nur an der Ost- und Südseite erhalten ist. Bei der inneren Umwallung sind an der breiten Südseite deutliche Türme erhalten. Sie teilen die Seite in drei gleiche Teile: je ein Turm steht auf den Ecken und auf der Strecke dann einmal einer, das andere Mal zwei dicht zusammen zur Flankierung des Tores, das somit nicht in der Mitte der Seite liegt, sondern nach Westen verschoben ist. Diesem Tore entspricht auch ein Durchgang in der äußeren Umwallung. In der Ostseite der inneren Umwallung ist ebenfalls der Tordurchgang erkennbar. Hier ist viel gewühlt und auch die Mauer im Walle freigelegt. Sie besteht in den Fronten aus Quadern, im Innern aus Bruchsteinen mit Lehm. Ihre Dicke beträgt 1.70 m. T. gibt bei diesem Kastell die Mauer mit 2.50 m Stärke an. Ihre Maße müssen wohl an verschiedenen Stellen verschieden sein.

Abb. 20.

Südlich und SWlich vom Kastell die Höhe hinauf findet man sehr zahlreich die charakteristischen StW-Scherben. Es hat hier eine größere Siedlung sich an das Lager angeschlossen, leicht erklärlich wegen des einzigen Überganges über die Karasuseen zwischen Medschidie und der Donau. Tocilescu will sie ohne besonderen Grund für Zeldeppa halten. Der Name wird ein einziges Mal erwähnt bei Hierokles für eine Örtlichkeit im Innern der Dobrudscha. Sie kann ebensogut viel weiter nördlich oder südlich gelegen haben.

Der StW. ersteigt in SWlicher Richtung die starke gegen das Dorf Fakria gerichtete Höhe Kara Durak Bair und zieht dann lang auf ihr hin, an drei Tumuli dicht vorbei. Nach steilem Abstieg und Durchquerung eines breiten Tales, in dem zwei Gehöfte stehen, erreicht er das Lager XXI.

Von XX bis XXI 2248× (etwa 3400 m).

XXI (Sch. XV, T. VII). Das Kastell springt über den StW. hinaus nach vorn vor, sein vorderster Teil ist abgestürzt. Der StW. zieht wohlerhalten hindurch. Der hinter dem Wall liegende Kastellteil mißt 118× : 67× im O und 78× im W, der vordere Teil ist 50× lang erhalten. (T. O 235,

W 364, S 289 p). Doppelte Umwallung. In der Mitte der Ostseite Tordurchgang.

Der StW. umgeht einen Talriß und wendet sich dann scharf zur NWlichen Richtung, die er von jetzt an im ganzen beibehält. Fast nördlich streichend hält er sich auf der nächsten schmalen Höhe zunächst am Rande, hat ein breitgedehntes Kastell hinter sich und wendet vor einem andern, das die Spitze der Höhenzunge einnimmt, im Bogen links ab. Dies merkwürdige Verhältnis erklärt sich daraus, daß das letztere Kastell zum Gr. EW. gehört, also den StW. nichts mehr angeht.
Von XXI bis XXII 716ˣ.

Abb. 21.

XXII (Sch. XVI, T. VI). Zweiteilig, den schmalen Höhenrücken bis zu seinen beiden Rändern langhin bedeckend. Das Hauptkastell, im Bogen begrenzt, hat 172ˣ Basis und etwa 102ˣ Breite (T. 370 : 250 p). Der Ausbau gegen SO ist ein verschobenes Viereck von etwa 70ˣ Breite und Länge.

Der StW. kommt nach 125ˣ der Ecke des Gr. EW.-Lagers 28 auf 40ˣ nahe. Er steigt rasch durch ein Tal und erreicht drüben nach der kürzesten am ganzen Limes vorkommenden Entfernung sein XXIII. Kastell. Den gebogenen Lauf des Walles mit dem Kastell 28 zur einen, dem Kastell XXIII zur andern Seite stellt unsre Photographie Taf. I 3 dar, die von Nordwesten gegen Südosten, von jenseits der Gura Germele genommen ist.
Von XXII bis XXIII 383ˣ.

XXIII (Sch. XVII, T. IV). Der vordere Teil des Kastells ist wie der StW. selbst mit dem Hügelrande abgestürzt. Breite 90ˣ, erhaltene Länge 62ˣ (T. 189 : 155 p) Nach XXV das kleinste am StW. Doppelte Umwallung. Am innern Wall sind sehr deutlich die Turmvorsprünge erhalten, an den Ecken und in der Mitte jeder Seite. Man erkennt sie auch auf dem photographischen Bilde, Taf. I 2, wo dies Kastell ganz rechts erscheint. Tocilescus Gewährsmann hat bei diesem Kastell die Wallmauer 2 m dick gesehen.

Auf dem abgestürzten Teile der Hügelplatte, wenig westlich von XXIII, müssen StW. und Gr. EW. sich gekreuzt haben. Wir sind hier an der Gura Germele (Germele-Mündung). Der Gr. EW. zieht das Germele-Tal gegen W hinauf, der StW. hält sich NWlich gerichtet weiter am Seenrande und ist bis dahin, wo er ihn auch schließlich verläßt, noch mit 2 Kastellen versehen. Der Zug geht zunächst über ruhige Hochfläche.
Von XXIII bis XXIV ca. 1300ˣ (2000 m).

XXIV (Sch. XIX, T. III) 96 : 105ˣ (T. 190 : 150 p). Beiderseits durch Wasserriß gedeckt. Doppelte Umwallung. Der Hauptwall hat an den Ecken und in der Mitte der Nebenseite Türme. Die rückwärtige Hauptseite ist gedrittelt durch Turm und Tor, ähnlich wie bei XX.

Von jetzt an liegt der StW. so weit vorn auf der Geländeplatte, daß er alle Augenblicke einen Wasserriß überqueren muß. Häufig ist dabei sein Profil an den Hängen der Risse noch zu erkennen; diese Risse waren also schon da, als der Wall angelegt wurde.
Von XXIV bis XXV 509ˣ (750 m).

XXV (Sch. XX, T. II). Liegt merkwürdigerweise 29ˣ vor dem StW. Der vordere Teil ist mit dem Hügelrande abgestürzt. Breite 73ˣ, erhaltene Länge 43ˣ (T. 150 : 100 p). Es ist das kleinste Kastell am StW. Einfach umwallt.

Der StW. zieht noch 1 km weit am Seerande, dann biegt er westlich ab, um das Hügelland, das spitz gegen N auf Cernavoda vorstößt, abzuschneiden. Er kreuzt den Fahrweg Wasserwerk–Mosch Oprea und die Chaussee Cernavoda–Kokirleni, hier überall wohl erkennbar, und läßt beim Abstieg von der Chaussee zur Donau das breite und tiefe Tal vor sich, das nördlich von Axiopolis mündet.

XXVI (Sch. —, T. —) 132ˣ : 150ˣ O. und 104ˣ W. Erst 1917 von mir aufgefunden, in seinen Linien aber wohl erhalten und auch von der Chaussee beim Wasserwerk her deutlich zu erkennen. An der Rückseite 2 Türme, an der SO-Ecke und ungefähr in der Mitte an der W-Seite, nicht weit von der SW-Ecke, ein Tumulus. Die O- und W-Seite einfach, die S-Seite doppelt umwallt (Abb. 24).

Von hier an ist der StW. verschwunden, schwere Talrisse haben ihn beseitigt oder gar nicht zur Geltung kommen lassen. Nach seinem Verlauf würde er die Hinterfront von Axiopolis berühren.

V. Flankenschutz an der Donau

Da der StW. in NWlicher Richtung auf die Donau stößt, das von ihm einbezogene Gebiet somit in spitzem Winkel nach Norden vorspringt, hat man dessen Flanke an der Donau bis zum Kokirlener Tale hin durch ein paar Befestigungen besonders gesichert. Die alte Burgsiedlung Axiopolis ist zu dem Zwecke neu hergerichtet worden, der Eingang des Valea cea Mare (Großen Tales) hat auf den Höhen links und rechts ein paar kleine Kastelle erhalten, und ein recht großes ist über dem Kokirlener Tale angelegt worden.

XXVII. Axiopolis ist eine hübsche kleine Akropolis, heute nach der vor ihr liegenden Insel Henok Cetatea Henok genannt. Tocilescu hat in ihr das alte Axiopolis wiedererkannt und nach der Lage paßt das auch sehr gut. Auf der Tabula Peutingeriana liegt Axiopolis 47 m. p. = $70^1/_2$ km von Durostorum (Silistria) und 82 m. p. = 123 km von Troesmis (Iglitza) entfernt. Ptolemäus führt es auf (3, 10, 11) zwischen Sucidava und Carsum, und an anderer Stelle (3, 8, 3) sagt er, daß von Axiopolis an der Istros Danubios genannt werde bis zu seiner Mündung. Es muß also wohl eine markante Lage gehabt haben, man möchte annehmen an dem großen Knick, wo der Fluß aus der östlichen in die nördliche Richtung übergeht. Noch bei Hierokles wird schließlich die Stadt genannt zwischen Constantiana (Konstanza) und Tropaios (Adam Klissi). Die Zeichnung auf der Tabula Peutingeriana als zweitürmiger Bau verleiht ihm auch eine besondere Bedeutung.

Die ganze Bergbefestigung ist 550 m lang von Norden nach Süden gestreckt und wird in der Mitte durch eine breite Senke durchgeteilt, und sie wird von einer Mauer umzogen, die in der Senke heute zu einem schwachen Walle verwischt ist. Der nördliche Abschnitt, der gegen Süden langsam ansteigt und mit seinen steilen Hängen ganz den Eindruck einer kleinen Akropolis macht, ist die alte Burg Axiopolis. Sie reicht von Tor A bis Tor C. Der ganze südliche Teil ist eine späte militärische Neuanlage. Sie reicht von Tor B bis Tor D und hat damit ihre Nordmauer in das Gebiet der alten Akropolis vorgeschoben. Die Front dieser Mauer ist ausgesprochen gegen Norden gerichtet. Die Mauertürme sind hierher gewendet, und davor liegen noch ein Graben und Wall.

Abb. 22. Plan von Axiopolis. 1:5000.

Bei den Grabungen, die Herr Polonic 1898 und 1899 für das Bukarester Museum ausgeführt hat, ist verschiedentlich in die alten Schichten hinuntergegriffen und damit der vorrömische Charakter der Burg fest-

gestellt[1]. Im Übrigen haben die Grabungen hauptsächlich die Tore mit den anschließenden Partien freigelegt. Ich gebe ihre Grundrisse nach meinen Aufnahmen im Oktober 1917. Es sind ihrer vier, A und C in der alten Burg, B und D in der späteren Festung (Abb. 23). Die Durchgänge liegen alle zwischen Türmen und sind damit erheblich lang. A ist $3^1/_2$ m weit und fast 8 m lang. Fast in der Mitte liegt beiderseits ein Vorsprung zur Befestigung

Abb. 23. Tore von Axiopolis.

der Torflügel. B ist ein nur 1,60 m weiter Durchgang durch die 2,25 m dicke Mauer, nach Norden springt links und rechts ein Turmfundament vor. C ist ein 4,25 m weiter glatter Durchgang durch die durch Türme verstärkte Mauer. Nördlich stoßen ein paar Räume an, die den Wachtmannschaften gedient haben werden. Einen Blick auf die Ostwange dieses Torganges zeigt die Photographie Taf. I 2. Man sieht die Quadern der

[1] Eine Veröffentlichung der Grabungen ist nicht erfolgt. Erst soeben teilt der Bukarester Erzbischof NETZHAMMER in einem hübschen kleinen Buche: Die christlichen Altertümer in der Dobrudscha, Bukarest 1918, einiges aus den Notizen POLONICS mit und gibt auch einen Plan von Axiopolis, durch den ich den meinigen in einigen Punkten (Kirche, nördliche Vorburg) habe ergänzen können.

äußeren Verkleidung, und wo sie fehlen, das Gußmauerwerk, das dahinter liegt. D das äußere südliche Tor der Hauptburg ist das interessanteste von allen. Der Gang geht zwischen den stark nach Süden vorspringenden rechteckigen Türmen hindurch. Ungefähr in der Mitte sind wieder auf beiden Seiten Vorsprünge angebracht, weiter zurück liegen schmale Einschnitte, in denen Treppen emporführten. Von ihnen aus haben die Turmblöcke nach dem Burginnern zu noch kleine rechteckige Vorsprünge. Der ganze Torweg ist bei $3^1/_2$ m Breite 10 m lang. Am Westfuße der alten Burg ziehen sich unten an der Donau eine Reihe von Gebäuden oder besser von Gemächern entlang, deren Rückwand der Berg bildet. Es wird sich um eine Kaufstraße am Hafen handeln. Beim Tore B, also dem Nordtore der späteren Festung fand Polonic 6 Goldmünzen der Kaiser Justinus (518—527), Justinian (527—565) und Tiberius Konstantinus (578—582), ein Zeichen, wie lange diese Befestigung noch bestanden hat.

Abb. 24.

XXVIII. XXIX. Kleine Kastelle auf den Bergecken zu beiden Seiten des Eingangs vom Valea Mare. Das nördliche liegt nur 10 m über der

Talsohle, das südliche etwa 30 m hoch. Beide sind annähernde Rechtecke von 50 : 70 und 50 : 60 m Größe. Die Wälle sind stark verwischt.

XXX. Cetatea Patulului. Ein etwa fünfeckiges Kastrum, 200 : 240 m, an der Stelle eines alten Erdwallagers, so auf die Bergecke gelegt, daß die West- und Südseite durch Steilabfall gedeckt sind. Im Walle sieht man hier neben Steinen auch Ziegel verwendet. Sehr viele Scherben der späteren geriefelten Art aber vielfach von römischem hellen Ton und Brand liegen umher. Cetatea Patulului bedeutet »das Speicher-Kastell«.

VI. Historisches

Nach den letzten Begehungen, Aufnahmen und Ausgrabungen läßt sich über die Dobrudschawälle in einer Reihe von Punkten Bestimmtes sagen.

Der kleine Erdwall ist tatsächlich der älteste von den dreien und er muß von einem einheimischen Volke gegen einen südlichen Feind angelegt sein. Keineswegs in Nachahmung römischer Art. Umgekehrt: die Römer scheinen die Grenzsicherung durch Langwälle erst von den Barbaren übernommen und hauptsächlich da angewandt zu haben, wo sie schon Landessitte war. Germanicus hat schon im Jahre 16 in Germanien eine Schlacht »am Angrivarischen Grenzwalle« geschlagen, d. h. an dem latus agger, den nach Tacitus (Ann. 2, 19) die Angrivaren als Grenzscheide gegen die Cherusker aufgeworfen hatten. Ein andermal spricht Tacitus (Hist. 4, 37) von einem Langwall, den die Treverer zum Schutze gegen die Germanen an der Nordgrenze ihres Gebietes entlanggezogen hatten. Ebenso finden wir gerade an der unteren Donau die langen Landwehren von den einheimischen Völkerschaften vielfach verwendet. Einen literarischen Beleg kenne ich zwar nur für verhältnismäßig späte Zeit bei Ammianus Marcellinus (31, 3. 7), der sagt, daß Athanarich (gestorben 381) von den Hunnen bedrängt, eine große Schutzwehr vom Sereth an vor dem Gebiete der Taifalen her bis an die Donau gezogen habe. Vielleicht ist es der größere der beiden Wälle, die heute noch in Stücken in der Walachei, ostwestlich ziehend, vorhanden sind und den Namen Brasda lui Novak (Novaksfurche) führen. Auch in Beßarabien sind zwei Wälle ihrem Verlaufe nach seit langem bekannt, der südliche, der den Pruth bei Vadu lui Issak trifft, setzt sich in die Moldau hinein fort, der nördliche läuft von Leova am Pruth bis in die Gegend süd-

lich von Bender am Dniestr. Ich habe mehrere dieser Wälle schon im Jahre 1885 aufgesucht und überall ihren unrömischen Charakter, bar aller Kastelle und Warten, festgestellt (Liter. 8); TOCILESCU hat sie nachher durch POLONIC weiter verfolgen lassen (Liter. 10, Karte). Es ist also keineswegs auffallend, wenn wir auch in der Dobrudscha einen solchen Wall finden und erfreulich, daß wir bei ihm als bisher einzigen den vorrömischen Ursprung aus seiner Behandlung durch die römischen mit Sicherheit ablesen können.

Von den beiden römischen Dobrudschalinien gibt uns bisher die spätere, der Steinwall, am offensten Auskunft. Nach der Mauer in seinem Körper, die die späteste antike Technik der Dobrudscha zeigt (wie Istros, Ulmetum, Adamklissi) und in der Gegend von Konstanza spätrömische Architekturstücke und Inschriften verwendet, nach den Funden von Axiopolis insbesondere, die zumeist Konstantinische Münzen ergeben haben, gehört der Wall der letzten Periode der Römerherrschaft in diesen Gegenden an. TOCILESCU wollte ihn Konstantin d. Gr. zuschreiben auf Grund der Inschrift aus der Soldatenstadt von Adamklissi CIL III 13734, in der es heißt, daß der Kaiser (zwischen 315 und 317) die von den Gothen zerstörte Stadt ad confirmandam limitis tutelam wieder aufgebaut habe. Aber limes bedeutet hier nicht einfach Grenzwall, sondern Grenzland, das ganze Klein-Skythien, die heutige Dobrudscha, sowie im früheren Mittelalter der Limes Saxoniae Karls d. Gr. ein breiter Landstrich ist, in dem die Obotriten angesiedelt werden und den später als kostbares Gut die Sachsen in Besitz nehmen. Eine Inschrift von Troesmis (Iglitza) aus den Jahren 337—340 nennt dort locum in parte limitis positum. Sie stammt von Konstantins Söhnen und zeigt damit schon, daß noch von ihnen die Dobrudscha bis zum Mündungsdelta gehalten wurde. Selbst Kaiser Valens' Tätigkeit finden wir noch 369 in Cius (Hirschova) CIL III 7494 bezeugt.

Der StW. kann also nicht schon von Konstantin d. Gr. angelegt sein. Ich habe 1898 an Theodosius gedacht, der als amator gentis Gothorum dieses Volk hier mit der Grenzwacht betraut haben könnte, weil die gelegentlichen Vorwälle der StW.-Kastelle mich an germanische Übung des frühen Mittelalters, an sächsische Volksburgen und fränkische Königshöfe erinnerte. Nun tritt als Novum die sarmatische Keramik der Kastelle auf. Wir haben bisher keinen Anhalt dafür, daß die Goten solches Geschirr verwendet hätten. In ihren Gräbern in Südrußland, die die schönen gol-

denen und silbernen Schmucksachen liefern, findet sich nur spätrömische Sigillata und hübsche Glasware. Die sarmatische Keramik bildet später überall das Erkennungszeichen der slavischen Völker. Ich übersehe nicht, ob ein solches schon gegen 400 als seßhaft in der Dobrudscha in Betracht kommt. Es braucht die gefundene Keramik dort auch nicht Slaven selbst angehört zu haben, sondern nur einem Volke, das mit ihnen Beziehung hatte, das aus demselben Kreise, derselben Kulturgemeinschaft stammte, aus der nachher die Slaven nach Mitteleuropa hin abgewandert sind. Auch ein solches Volk vermag ich für die Dobrudscha nicht zu benennen. Es mag aber wohl sein, daß bei genauer Prüfung der literarischen Quellen sich eines ausfindig und wahrscheinlich machen läßt. Zu beachten ist, daß die sarmatische Keramik nicht bloß in den StW.-Kastellen selbst vorkommt, sondern oft auch weit um sie herum und hier also offene Siedlungen anzeigt, so von dem Kastell X, Mircea Voda, aus gegen Süden und Südwesten die Höhe hinauf und neben Kastell XIII auf dem westlich anschließenden Hügel, wo auch noch viele Mauerlinien im Boden zu erkennen sind. Es muß also tatsächlich ein hier ansässiges unrömisches und wohl auch ungermanisches Volk mit dem Grenzschutz betraut gewesen sein, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach am Ende des 4. Jahrhunderts und noch später.

Wie steht es nun aber mit der Linie des Großen Erdwalls? Die letzten Untersuchungen haben uns die wertvolle Erkenntnis seiner zwei Perioden gebracht, einer ersten mit 35 Kohortenlagern und einer zweiten mit kleinen Manipellagern. Nach Ausweis der Funde hat die erste Periode nur sehr kurz bestanden, die zweite ist rasch auf sie gefolgt und hat dann etwas länger gedauert. Beide Perioden haben nicht gewaltsam, sondern im tiefen Frieden ihr Ende gefunden: alles noch irgend Brauchbare ist aus den Kastellen mitgenommen.

Schon aus allgemein politischen Gründen wie auch nach der sauberen Gleichmäßigkeit der Kastelle und dem frühkaiserzeitlichen Charakter der Keramik möchte man annehmen, daß die Linie aus der ersten römischen Besetzung dieser Gegenden stammt, daß wir in ihr die ersten Bemühungen der Römer, hier festen Fuß zu fassen, zu erblicken haben, wie im StW. die letzten sich noch zu behaupten. Aber Trajan, der Eroberer Dakiens, auf den ja alle drei Linien getauft sind, hat hier kaum eine Sperre angelegt. Sein Dakien zwar, das wissen wir heute, umfaßte nicht die ganze Walachei, geschweige noch die Moldau. Es begnügte sich mit der kleinen

Walachei und Siebenbürgen, fand also an der Aluta seine Grenze und ließ die ganze Große Walachei zwischen Aluta und Dobrudscha aus. Behielt somit Trajan von der Alutamündung abwärts die Donaugrenze bei, so wäre sehr wohl denkbar, daß er sie bei Axiopolis-Cernavoda in derselben West-Ostrichtung zum Schwarzen Meere hin fortgesetzt hätte. Aber wir haben die bestimmtesten inschriftlichen Zeugnisse, daß das Legionslager von Troesmis-Iglitza, südlich Matschin, schon von Trajan stammt, und da es eben als Lager einer vollen Legion ohne Frage bestimmt war, die ganze nördliche Dobrudscha in Schach zu halten, so hat Trajans Grenze die Donau sicher nicht bei Axiopolis verlassen, sondern ist ihr bis zur Mündung gefolgt.

Die Linie Axiopolis–Konstanza muß also entweder schon vor Trajan bestanden haben oder bald nach ihm angelegt sein. Beide Möglichkeiten sind erwägenswert und haben ihre Befürworter gefunden. Das energische Aufräumen Trajans in der dakischen Frage ist ja hervorgerufen durch die lebensgefährlichen Schwierigkeiten die dem Reiche kurz vor ihm hier erwachsen waren. Domitian hat lange mit den Dakern gekämpft, einmal ist er weit über die Donau vorgedrungen, dann wieder hat er schwere Niederlagen erlitten. Die böseste war, als sein Gardepräfekt Cornelius Fuscus mit seinem Heere vernichtet wurde und selbst den Tod fand. Domitian ist damals auf den Kampfplatz geeilt und hat zu retten gesucht, was möglich war. Auf dieses Ereignis möchte Cichorius die Entstehung des ersten römischen Limes in der Dobrudscha, des Gr. EW.s, zurückführen, und zwar bringen ihn dazu die Denkmäler von Adam Klissi in der südlichen Dobrudscha, halbwegs zwischen den Grenzwällen und Silistria gelegen. Hier steht ein großes Tropäum, nach der erhaltenen Inschrift von Trajan dem Mars Ultor geweiht, nicht weit davon liegen die Fundamente eines großen Rundbaues, wahrscheinlich eines Grabes, und ein Altar, dessen Seiten reich beschrieben waren. Die Worte in memoriam fortissimorum virorum qui pro republica . . . morte occubuerunt geben das Leitmotiv. In mehreren Kolumnen reiht sich Name an Name. Cichorius hat ausgerechnet, daß auf der vollständigen Inschrift gegen 3800 Gefallene aufgeführt waren. In der Überschriftszeile beweisen die erhaltenen Buchstaben PRA einen gefallenen praefectus, und bei der großen Zahl der Soldaten, meint Cichorius, kann es nicht ein gewöhnlicher praefectus cohortis oder alae gewesen sein, sondern es ist, da unter den Soldaten auch Prätorianer vorkommen, ein praefectus praetorio, ein Gardeoberst gewesen. Nun ist es in der römischen

Geschichte nur dreimal vorgekommen, daß ein Gardepräfekt vor dem Feinde gefallen ist. Zwei davon liegen im Markomannenkriege, kommen also hier nicht in Betracht, der dritte aber ist Cornelius Fuscus in seiner Niederlage gegen die Daker im Jahre 87 n. Chr. Cichorius möchte die Denkmäler bei Adam Klissi dahin deuten, daß die Reste des Rundbaues das Kenotaph des Fuscus und der Altar die Sühne für das vernichtete Heer wäre, das Tropäum aber hätte nachher Trajan hier errichtet, als die Ehre des Reiches wiederhergestellt war, und es bezeichnenderweise dem Mars Ultor, dem Kriegsgott der Rache, geweiht. Eine kleine poetische Bestätigung scheint diese historische Kombination noch zu finden. Martial hat auf das Grabmal des Fuscus die Verse gemacht:

Ille sacri lateris custos Martisque togati
credita cui summi castra fuere ducis,
hic situs est Fuscus. Licet hoc, Fortuna, fateri
Non timet hostiles iam lapis iste minas.
Grande iugum domita Dacus cervice recepit
Et famulum victrix possidet umbra nemus.

Die Pointe dieses Gedichts ist doch, daß der Tote den Triumph genießt. die Stelle, wo er ruht, jetzt vor dem Feinde gesichert zu sehen. Das paßt in der Tat gut auf die Lage von Adam Klissi gleich hinter dem Grenzwall.

Domaszewski hat Cichorius vorgehalten (Liter. 15), daß die Heimatsbezeichnung des Präfekten in der Überschriftszeile der Altarinschrift COL. POMP, also Pompei, für Fuscus nicht passe, der vielmehr aus Vienna in Südgallien gewesen sein müsse, und daß der Name der Civitas Tropaeensium doch einen Sieg Trajans an der Stelle voraussetze. Man wird sich nicht verhehlen, daß Cichorius nur einen Indizienbeweis liefert. Die Lücken, die ihn von einem vollen Beweise unterscheiden, liegen darin, daß bei den Bruchstücken der Altarinschrift, keineswegs sicher ist, ob es sich um eine so große Zahl von Gefallenen handelt, wie Cichorius annimmt, und wenn nicht, daß dann auch der praefectus praetorio nicht nötig wird und somit Fuscus an ganz anderer Stelle im westlichen Dakien, wie Domaszewski annimmt, gefallen sein kann.

Blicken wir von diesen schweren Domitians-Schicksalen aus auf den Gr. EW., so glauben wir allerdings einen starken Widerhall ihrer Weherufe zu empfinden. »35 Kohorten-Kastelle«, sagte mir Ritterling sofort,

als ich ihm meine letzten Ergebnisse mitteilte, »erfordern zur Besatzung das ganze niedermösische Heer«. Mösien war lange Zeit einheitliche Provinz gewesen mit Belgrad als Vorort. Erst unter Vespasian wurde es geteilt, und Ober- und Niedermösien erhielt nun jedes zwei Legionen. Die Niedermösischen standen in den heute noch wichtigsten Donaupunkten Sischtow (Novae) und Silistria (Durostorum). Die Kastelle am Gr. EW. liegen durchschnittlich 1 km voneinander. Die gleich großen Kastelle am germanischen Limes liegen 5—10 km voneinander und die am britischen noch etwas mehr. Die Besetzung am Gr. EW. in der Dobrudscha ist also so stark, wie sie sonst nirgend bei den römischen Grenzwehren vorkommt. Sie ist nicht eine Grenzwache, sondern ein Schützengraben, eine Wehr, die man in großer Not gegen eine furchtbare Gefahr aufrichtet. Das ist sicher auch der Grund, weshalb sie nur sehr kurze Zeit bestehen blieb. Sobald die akute Gefahr vorüber war, haben die Römer den schweren Dienst dieser Wallbesetzung aufgegeben und es sich mit den kleinen Kastellen wesentlich leichter gemacht.

Dieses Wirklichkeitsverhältnis würde vortrefflich passen zu der üblen Lage, in der sich das römische Reich nach der Niederlage des Fuscus befand, und wenn Domitian damals selbst an die untere Donau reiste, so könnte sehr wohl der erste dortige Limes seiner Anordnung entsprungen sein. Wissen wir doch, daß gerade ihm auch in Germanien die ersten Linienführungen einer Grenzwehr zuzuschreiben sind.

Die entgegenstehende Auffassung, daß der Gr. EW. erst nach Trajan angelegt sei, vertritt Kornemann (Liter. 16). Er glaubt, daß Hadrian ihn gebaut habe. Hadrian ist ja in der Tat der erste große Grenzführer, in Germanien wie in Britannien. In der Dobrudscha würde er ein schon von seinem Vorgänger Trajan besessenes großes Stück aufgegeben haben. Aber mit Hadrian sei eben das Reich »auf der ganzen Linie plötzlich aus der kraftvollsten Offensive in die strengste Devensive getreten«, sagt Kornemann, und er weist darauf hin, daß an der unteren Donau im Jahre 117 gleich beim Regierungsantritt des Kaisers die Roxolanen ins Reich eingefallen seien, so daß er gegen sie seine ersten Schritte richten mußte und die Roxolanen dann gegen Subsidiengelder zum Frieden gebracht, vielleicht für den Grenzschutz selbst gewonnen habe. Dies sei »der Moment, in dem allein der Gr. EW. in der Dobrudscha gebaut oder wenigstens begonnen worden sein kann«.

Walther Barthel ist Kornemann (Liter. 17) bereits entgegengetreten mit dem Hinweis, daß im Jahre 140, also unmittelbar nach Hadrians Tode, die Dobrudscha schon wieder Reichsgebiet sei, und daß Kornemanns Auffassung von Hadrians Zurückweichungspolitik eine »gekünstelte Entwicklung« konstruiere. In der Tat lassen sich die beiden Perioden des Gr. EWs. mit der großen Not und dann der Erleichterung schlecht in der im ganzen friedlichen Zeit Hadrians unterbringen. Eine Lösung der Frage wird vielleicht zunächst zu erhoffen sein von einer Erforschung des Aluta-Limes und der römischen Kastelle in der Großen Walachei. Die dort auftretende Keramik wird am Ende doch eine Datierung bringen für die aus den Kastellen am Gr. EW. Bis dahin möchte ich mich bescheiden bei der Auffassung, daß, gleichviel ob Cornelius Fuscus in der Nähe von Adam Klissi oder auf dem Wege nach Sarmizegethusa gefallen ist, doch seine Katastrophe, die den Kaiser selbst an die untere Donau rief, den Bau der ersten römischen Grenzwehr in der Dobrudscha, des Großen Erdwalls, am ehesten veranlaßt haben dürfte.

Bei der letzten Durchsicht des Druckes trifft mich die Nachricht vom Tode des vortrefflichen Hauptmanns und Adjutanten Ott, der uns vor einem Jahre die Grundlage geschaffen und alle Wege geebnet hatte für unsere Arbeit. Ein schweres Herzleiden, das er sich im Dienste zugezogen, hat ihn 34jährig rasch dahingerafft. Mit Wehmut legen wir diese Blätter auf sein Grab. Seine kraftvolle Persönlichkeit mit ihrem warmherzigen Verstehen und entschlossenen Durchführen wird uns als ein Muster deutschen Wirkens immer vor Augen bleiben.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

1. Steilhang des Karasu-Tales bei Fakria, westlich Medschidie

2. Tor C von Axiopolis von Norden nach Süden gesehen

3. Kastell 28, Steinwall und Kastell XXIII bei Gura Germele von Westen gegen Osten gesehen (vgl. Abb. 21)

4. Keramik aus den StW.-Kastellen

5. Keramik von Axiopolis

1—3 Photogr. Dr. Traeger

SCHUCHHARDT: Die sogenannten Trajanswälle in der Dobrudscha

Taf. I

Kleiner Erdwall

ABHANDLUNGEN
DER PREUSSISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 13

ARABISCHE UND EUROPÄISCHE POESIE IM MITTELALTER

VON

Prof. Dr. S. SINGER
IN BERN

BERLIN 1918
VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Burdach in der Gesamtsitzung am 14. November 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 24. Dezember 1918.

Wieviel das Mittelalter den Arabern im Bereiche der Natur- und Geisteswissenschaften verdankt, ist wohl bekannt und wird noch heute durch allerhand Lehnwörter aus dem Arabischen bezeugt. Schlimmer daran sind wir auf dem Felde der Kunst. Nachdem die ungenügend begründete Hypothese der Entstehung der nordfranzösischen Gotik aus der arabischen Baukunst abgetan war, hatte man für daher kommende Einflüsse überhaupt nicht mehr viel übrig und hat die Forschung auf diesem Boden brachliegen lassen. Etwas besser, wenn auch nicht viel, sind wir auf dem Gebiete der literarischen Zusammenhänge versehen. Daß von unsern Märchen und Schwänken dies und jenes durch die Araber aus dem Orient wird importiert worden sein, mag wohl mancher schon im Hinblick auf die 'Disciplina clericalis' des Petrus Alfonsi anzunehmen geneigt sein, wenn er auch sonst kein Anhänger der indischen Herkunftshypothese ist. Freilich denkt man sich den Ausgangspunkt seltener in Spanien oder Sizilien, sondern meist

---

Anmerkung: Während ich meine am 2. Juni 1904 in der Gesamtsitzung der Akademie vorgetragene Abhandlung über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, von der bis dahin nur eine Mitteilung in den Sitzungsberichten 1904, S. 933 veröffentlicht war, für den Druck redigierte, erhielt ich von Herrn Prof. Singer in Bern die Nachricht, daß er über die von mir in jener Mitteilung behandelte Frage eine zu gleichem Ergebnis kommende Untersuchung vollendet habe. Eine von mir erwogene gemeinschaftliche Bearbeitung des Problems mußte unter den gegenwärtigen Verhältnissen aufgegeben werden. So erscheint denn Prof. Singers Arbeit hier für sich. Ausdrücklich sei bemerkt, daß sie ohne Kenntnis der von mir jetzt in den Sitzungsberichten 1918, S. 994—1029. 1072—1098 veröffentlichten vollständigen Abhandlung verfaßt worden ist, wie auch ich Prof. Singers Manuskript erst empfing, nachdem meine Arbeit für den Druck abgeschlossen war. Gewisse Berührungen zwischen meiner und Prof. Singers Untersuchung können als gegenseitige Bekräftigungen nur willkommen sein. Im Einverständnis mit dem Verfasser habe ich an zwei Stellen, zur Vermeidung unnützer Wiederholungen, seine Ausführungen gekürzt, die Kürzung bezeichnet und auf meine übereinstimmende Darlegung hingewiesen, auch an einigen andern Stellen meine parallele Erörterung vermerkt, meine Zusätze aber sämtlich durch eckige Einklammerung kenntlich gemacht. Burdach.

direkt im Orient, oder nimmt nicht mündliche, sondern literarische Vermittlung durch eine der großen Märchensammlungen an.

Auch für einen altfranzösischen Roman, den von Floire et Blanchefleur, hat man bereits arabische Herkunft vorausgesetzt. Huet, Romania XXVIII, 344 ff. hat Gründe für diese Annahme vorgebracht, Reinhold, Flore et Blancheflor, Paris 1906 hat diese zu widerlegen gesucht. R. Basset, Revue des traditions populaires XXII, 241 ff. hat aber die Huetsche Hypothese durch den Hinweis auf zwei Dichterbiographien aus dem Kitâb el Agânî des 10. Jahrhunderts so stark gestützt, daß nun wohl an der arabischen Herkunft nicht mehr gezweifelt werden kann. Von der einen dieser Biographien, der des Dichters Urwa, der im 7. Jahrhundert gelebt hat, besitze ich durch die Güte meines Kollegen Marti eine genaue Übersetzung, die uns befähigt, die Übereinstimmung der arabischen und der altfranzösischen Erzählung im Detail deutlicher zu überblicken, als es die kurze Inhaltsangabe Bassets zu tun vermag. Doch gebe auch ich die Übersetzung Prof. Martis unter Hinweglassung einiger minder wichtiger Stellen.

Es war ein islâmischer Dichter, einer der Liebeskranken, welche die Liebe tötete. Kein Gedicht ist von ihm bekannt, das nicht von Afrâ, der Tochter seines Onkels Iḳâl ibn Muhâsir, handelte und im Anfang auf sie Bezug nähme. Und zur Erzählung von Urwa und Afrâ gehört, daß Ḥizâm starb und seinen Sohn Urwa jung im Schutze seines Onkels Iḳâl hinterließ. Und Afrâ war eine Altersgenossin von Urwa: sie spielten miteinander und waren zusammen, so daß jedes zu dem andern eine große Zuneigung faßte. Und Iḳâl pflegte zu Urwa zu sagen, wenn er die Zuneigung der beiden sah: Freue dich, denn Afrâ ist dein Glück. So waren sie, bis sich Afrâ den Frauen und Urwa den Männern anschloß. Ihre Mutter aber war ihm nicht gut gesinnt, sie wollte für ihre Tochter einen reichen und begüterten Mann. Dazu war sie nach Wuchs und Schönheit passend. Da geriet er in Unruhe und betete zu Gott dem Höchsten um Vermögen. Er begab sich zu ihrer Mutter; aber sie wollte ihm nur Gehör schenken um das Brautgeld, das sie ihm bestimmte, und nachdem er die Hälfte davon ihr zugestellt hätte. Da versprach er ihr dies und wußte, daß ihm weder Verwandtschaft noch etwas anderes als das Geld, das sie verlangen, etwas helfe. Da faßte er den Plan, einen reichen Vetter aufzusuchen, der in der Stadt Rai wohnte. Er ging zu seinem Onkel und dessen Frau und teilte ihnen seinen Entschluß mit, und sie gaben ihm recht und versprachen ihm, nichts in der Sache zu tun, bis er zurückkäme.

In der Nacht vor seiner Abreise begab er sich zu Afrâ und saß bei ihr, er und die Mädchen ihres Stammes, indem sie sich unterhielten, bis es Morgen war. Dann nahm er Abschied von ihr und dem Stamme, sattelte seine Reitkamelin und begab sich auf die Reise. Es begleiteten ihn auf seinem Wege zwei befreundete Jünglinge. Auf der ganzen langen Reise war er geistesabwesend, so daß, wenn sie redeten, er sie nicht verstand in seinem Versunkensein in Gedanken an Afrâ, wenn ihm das Wort nicht mehrere Male wiederholt wurde, bis er bei seinem Vetter ankam. Er traf ihn und setzte ihn in Kenntnis seiner Lage, warum er zu ihm gekommen sei. Da beschenkte er ihn, indem er ihn mit Kleidern

ausstattete und ihm hundert von den Kamelen gab. Da machte er sich mit ihnen auf die Heimreise zu seinen Leuten.

Inzwischen war bereits ein Mann von den Leuten Syriens aus dem Stamme der Omajjaden im Stamme der Afrâ abgestiegen. Da sah er Afrâ und sie gefiel ihm und er freite um sie bei ihrem Vater. Der entschuldigte sich bei ihm und sagte: Ich habe sie bereits dem Sohne eines Bruders von mir ausdrücklich zugesagt. Da wandte er sich zu ihrer Mutter, fand bei ihr günstige Aufnahme für seine Freigebigkeit und Verlangen nach seinem Gelde. Sie schenkte ihm Gehör und gab ihm ihr Wort. Dann ging sie zu Ikâl und suchte ihn auf ihre Seite herüberzuziehen. Und sie ließ nicht ab von ihm, bis er ihr sagte: Wenn er noch einmal bei mir anhält, werde ich ihm willfahren. Am folgenden Tage, als sie gegessen hatten, hielt er von neuem um sie an. Da schenkte er ihm Gehör und versprach sie ihm zur Gattin. Und er schickte ihm das Brautgeld, und Afrâ wurde ihm übergeben. Sie aber sagte, bevor er zu ihr einging:

O Urwa, sieh, gebrochen hat der Stamm
Den Gottesbund und treulos List verübt

in langen Versen. Und als es Abend wurde, ging ihr Gatte zu ihr hinein. Und er blieb bei ihnen noch drei Tage, dann reiste er mit ihr ab nach Syrien.

Ihr Vater aber machte sich an ein altes Grab, frischte es auf und ebnete es, und bat den Stamm, ihre Geschichte geheim zu halten. Nach längerer Zeit kam Urwa an, da zeigte ihm der Vater ihren Tod an und ging mit ihm zu jenem Grab hinaus. Und längere Zeit blieb er dabei es immer zu besuchen und magerte ab und siechte dahin, bis daß ein Mädchen von dem Stamme zu ihm kam und ihm die Geschichte erzählte. Da verließ er sie, bestieg eines seiner Kamele, nahm Proviant und Reisegeld und reiste nach Syrien. Er kam dort an und fragte dem Manne nach, da wurde er ihm genannt, und ihm der Weg zu ihm gewiesen. Er suchte ihn auf und bezeichnete sich ihm als zum Stamme Adnân gehörig. Da ehrte er ihn und bewirtete ihn aufs schönste, und er blieb längere Zeit, bis sie mit ihm vertraut waren. Dann sagte er einem von ihren Mädchen: Willst du mir nicht eine Gefälligkeit erweisen? Sie sagte: Gern. Er sagte: So übergib diesen Ring deiner Herrin. Da sagte sie: Schande über dich! Schämst du dich nicht dieses Wortes? Da ließ er ab von ihr, dann aber wiederholte er ihr die Bitte und sagte: Ach, sie ist, bei Gott, die Tochter meines Onkels, und jedes von uns ist dem andern teurer als alle Menschen. So wirf diesen Siegelring in ihren Napf! Und wenn sie dir einen Vorwurf macht, so sage ihr: Dein Gast hat vor dir einen Frühtrunk genommen, und vielleicht ist er ihm abgefallen. Da hatte die Magd Mitleid und tat, wie er ihr befahl. Als dann Afrâ die Milch trank, sah sie den Ring, erkannte ihn und seufzte tief. Dann sagte sie: Gib mir wahren Bericht. Da sagte sie ihr die Wahrheit. Als dann ihr Gatte kam, sagte sie ihm: Weißt du, wer dieser dein Gast ist? Er sagte: Ja, der und der, von dem Stamme, den ihm Urwa als seinen Stamm genannt hatte. Da sagte sie: Nein, bei Gott! sondern es ist Urwa, der Sohn meines Onkels. Da schickte er zu ihm und schalt ihn, daß er sich ihm verheimlicht und sagte ihm: Herzlich willkommen! Und er ging hinaus und ließ ihn bei Afrâ, daß sie sich unterhielten und beauftragte eine Dienerin, auf sie zu horchen und ihm zu berichten, was sie von ihnen hörte. Und als die beiden allein waren, klagten sie einander, was sie nach der Trennung empfunden hätten. Da war die Klage lang und er weinte heiße Tränen. Dann gab sie ihm Wein und bat ihn, daß er trinke. Aber er sagte: In mein Inneres ist nichts Verbotenes gekommen, seitdem ich lebe. Und wenn ich Verbotenes als erlaubt ansähe, hätte ich es bei dir als

erlaubt angesehen; du bist ja mein Glück auf der Welt, und du bist mir entschwunden. Wohl hat dieser edle Mann schön und gut gehandelt, aber ich scheue mich vor ihm und ich bleibe nicht hier, nachdem er meinen Zustand erkannt hat, und, sieh, ich weiß, daß ich meinem Geschick entgegenreise. Da weinte sie, und er weinte und ging weg. Und als ihr Gatte kam, erzählte ihm die Dienerin, was sie für Worte gewechselt. Da rief er ihn und sagte zu ihm: O mein Bruder, fürchte Gott um deiner Seele willen! Ich kenne ja deine Geschichte jetzt und weiß, daß du zugrunde gehst, wenn du reisest. Und, bei Gott, ich werde dich niemals hindern, mit ihr zusammenzusein, und wenn du willst, werde ich mich sogar von ihr trennen und sie dir abtreten.

Damit wäre eigentlich die Geschichte zu Ende; aber der Dichter soll ja zum Stamme jener 'Udra gehören, welche sterben, wenn sie lieben: deswegen weist er das großmütige Anerbieten ab, reist wirklich fort, stirbt vor Liebeskummer und seine Geliebte nach ihm. Abgesehen von diesem angeflickten Schluß, der im Floire fehlt, der glücklich mit einer Ehe der beiden ausgeht, unterscheiden sich die beiden Erzählungen noch durch folgende Züge: 1. die Geschichte beginnt im Floire mit einer Rahmenerzählung, was an sich schon für orientalische Herkunft spricht, 2. ihr Schauplatz ist in Spanien und Babylon statt in Arabien und Syrien, was wohl für Übermittlung durch die spanischen Araber spricht, 3. der Knabe ist reich und das Mädchen arm, umgekehrt als im Arabischen, 4. das Haupthindernis ist Religionsunterschied, da das Mädchen Christin ist: eine Änderung, die natürlich dem französischen Bearbeiter zuzuschreiben ist, 5. das Mädchen wird nicht verheiratet, sondern in die Sklaverei verkauft, was eine Umwandlung der Brautkaufszene darstellt, auch durch die Entfernung von Spanien und Babylon notwendig ist, 6. der Liebhaber wird in einem Blumenkorbe versteckt zu der Geliebten gebracht, was verschiedene Parallelen in anderen arabischen Novellen hat, auf die schon Huet hingewiesen hat, 7. die Erkennung durch den Ring nach dem bekannten traditionellen Motiv wird dadurch überflüssig und statt dessen das Motiv von dem lebenschützenden Zauberring eingeführt, um dessen Besitz sich zum Schlusse der edle Wettstreit zwischen den Liebenden entspinnt. Man sieht, es sind nicht mehr Abweichungen, als man ohnehin bei der Aneignung einer fremdländischen, durch verschiedene Erdgegenden wandernden Geschichte annehmen müßte[1].

[[1] Nachträglich erinnert Prof. Singer brieflich noch an die arabische Herkunft von Aucassin und Nicolete; vgl. Burdach, Sitzungsberichte 1904, S. 899, 1918, S. 1097 Anm. 1. Zum Motiv des Religionsunterschiedes im Floire, das meines Erachtens auf spanischem Boden am nächsten lag, s. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1079 Anm. 2 und S. 1083.]

Kyot, der Dichter der einen, uns nur in WOLFRAMS Übersetzung erhaltenen Fassung der Gralsage, beruft sich auf ein arabisches Buch als seine Quelle. WESSELOFSKI hat seinerzeit auf Parallelen der Geschichte von Feirefiz, dem Sohn der Mohrenkönigin Belakane, mit den äthiopischen Geschichten von dem Sohn Salomos und der Königin von Saba, der die Bundeslade erwirbt, hingewiesen. Ich will nur noch eine arabische Parallele zur Jugendgeschichte Parzivals mitteilen, die RÜCKERT in der Anmerkung zu Hamâsa 34 berichtet:

Von dem Dichter Kais ibn Alchatim wird erzählt: Er war noch ein Knabe, als sein Vater ermordet wurde, und seine Mutter, welche fürchtete, wenn er die Ermordung seines Vaters und die frühere seines Großvaters erführe, würde er auf ihre Blutrache ausziehn und umkommen, machte zwei Sandhaufen und legte Steine darauf, daß sie wie zwei Gräber aussahn und sagte: Das sind die Gräber deines Vaters und Großvaters. Doch er geriet einst in Streit mit einem Knaben, der sagte zu ihm: Wenn du dein Ungestüm gegen den Mörder deines Vaters und Großvaters richtetest, wäre es dir besser. Da ergrimmte Kais und sprach zu seiner Mutter: Gib mir Bericht von ihnen, sonst bringe ich dich um oder mich. Da gab sie ihm Bericht von beider Ermordung und er zog auf Blutrache aus.

Auch der Typus des feigen Ritters, der sich mit Bewußtsein in Gegensatz zu den ritterlichen Idealen seiner Zeit setzt, der seine letzten Ausläufer im Sancho Pansa und Falstaff hat, seine klassische Prägung aber im Mittelalter im Liddamus in WOLFRAMS Parzival erhalten hat, findet sich mehrfach bei den Arabern.

Hamâsa Nr. 36. Hajjan von Sulma, genannt Alferrar, d. i. der Ausreißer:

Wie manche Schar mit mancher bracht' ich ins Gemenge,
und waren sie's, zog ich mich aus dem Gedränge
und ließ sie mit den Lanzen sich den Rücken spalten,
wo dieser lag, und jener sich noch wollt' anhalten.
Was, wenn ich mich für ihre Männer töten ließe,
hälf's, ob der Frauen Klagelied mich leben hieße? —

Ebd. 553: Der Dichter Abu Hajja war ein wohlredender Beduine, aber ohne Herz und gewaltig feige; doch hatte er ein Schwert, das er 'Glanzspeichel des Todes' nannte. Einst war er bei guten Freunden in Basra eingekehrt, und in der Nacht hörte er einen Hund mucksen, da zog er sein Schwert — ein Löffel aber war schärfer —, wickelte seinen Mantel um den Arm und rief: O du, der du dich erkühnest gegen uns und dich irrest an uns, übel bei Gott ist dein Erkühnen für dich selbst, wenig Gutes und viel Schlimmes und ein gewetztes Schwert, Glanzspeichel des Todes, von dem du gehört hast. Berühmt ist seine Schneide, nicht zu befürchten sein Stumpfwerden. Geh heraus mit Verschonung deines Lebens, eh ich hineinkomme mit Züchtigung über dich. Da kam der Hund heraus und jener sprach: Gelobt sei Gott, der dich in einen Hund verwandelt und mir einen Kampf erspart hat.

Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, Wien 1852, I. Abt. Bd. 3, S. 468: Ebu Dolâmé, der Dichter, einstmals zum Kampfe gefordert, weigert sich:

O schmäh mich nicht, wenn ich dem Kampf entfliehe;
ich fürchte, daß er mir den Kopf abschlage.
Könnt' ich selbst neuen auf dem Markte kaufen,
doch lieber ich dem Kampfe mich entziehe. —

Ein anderes Mal erklärt er zu hungrig zu sein, um zu kämpfen. Als er darauf zwei Brote und ein Huhn bekommen hat, geht er dem Feind entgegen und bietet ihm an, statt sich zu schlagen, lieber diesen Mundvorrat gemeinsam zu verzehren. Und so essen die beiden, auf ihren Pferden sitzend, angesichts der lachenden Zuschauer. Ein anderes Mal sagt er:

Ich stritte, wenn ich mehre Seelen hätte;
mit einer aber leg ich mich zu Bette.

Während der erste Teil der Tristansage, das Verhältnis des Helden zur blonden Isolde erzählend, sagengeschichtlich gut erforscht und teilweise auf keltische, teilweise auf internationale Quellen zurückgeführt ist, wozu auch die Ähnlichkeiten mit dem persischen Roman von Wîs und Ramîn gehören, kann man das von dem Verhältnis zu Isolde Weißhand durchaus nicht sagen. Was darüber behauptet worden ist (Streben der Anknüpfung an die Bretagne), macht doch recht den Eindruck einer Verlegenheitsauskunft. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den Inhalt dieses zweiten Teils, in der Fassung etwa, die Bédier seinem Urtristan gegeben hat:

Tristan, von der blonden Isolde getrennt, fühlt sich einsam: soll sie die Liebe ihres Gatten genießen dürfen und nur er für immer auf Frauenliebe verzichten? In dieser Stimmung kommt er in die Bretagne, lernt deren von Feinden bedrängten König Hoel und dessen Sohn Kaherdin kennen, mit dem er sich bald anfreundet. Dieser führt ihn zu seiner Schwester Iseut. Als Tristan diesen Namen von ihm aussprechen hört, wird er heftig bewegt. Er hilft nun dem König gegen die Feinde. Zum Lohn gibt ihm der König auf Kaherdins Rat seine Tochter zur Ehe. In der Hochzeitsnacht aber erinnert er sich der ersten Iseut und läßt sie unberührt. Als ihr Bruder dies erfährt, bedroht er Tristan am Leben, läßt sich aber beschwichtigen, als er ihm seine Geschichte erzählt, und macht sich sogar mit ihm zusammen auf, um die blonde Iseut aufzusuchen. Sie nähern sich ihr auch in Verkleidung; aber durch ein Mißverständnis scheiden die Liebenden im Zorn von einander. In einem Kampfe wird Tristan tödlich verwundet, die blonde Iseut, die eine berühmte Ärztin ist, wird ihn zu heilen berufen. Ein Zeichen wird für den Fall, daß sie dem Rufe gefolgt sei, verabredet. Durch Ungeschick oder Bosheit wird dem Kranken ein falsches Zeichen gemeldet, aus dem er schließt, daß sie dem Rufe nicht gefolgt sei. Aus Kummer darüber stirbt er und die zu spät erscheinende blonde Iseut über seiner Leiche.

Ich gebe nun zum Vergleich die Geschichte der Liebe des Dichters Kais ibn Doreidsch, wie sie Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der

Araber I, Bd. 2, S. 412ff. nach dem genannten Kitâb el Agâni unter Zuziehung anderer Quellen erzählt:

Kais war mit einer Frau namens Lobna vermählt. Als die Ehe kinderlos, drangen Vater und Mutter des Kais darauf, daß er sich von ihr scheide und ein anderes Weib nehme. Seine Liebe zu Lobna aber war zu groß, um diesem Vorschlage Gehör zu geben. Zehn Jahre lang drang der Vater auf Ehescheidung, bis er dieselbe mit Gewalt durchsetzte. Als die Kamele Lobnas vorbeizogen, küßte er ihre Spuren. Er überhäufte sich selbst mit Vorwürfen, daß er in die Scheidung gewilligt. Darauf wurde er krank. 'Seit wann', fragte ihn der Arzt, 'bist Du denn krank?' Er sagte:

> Noch vor der Schöpfung hing an ihr mein Geist,
> die Wiege hat zusammen uns geschweißt:
> die Liebe wuchs, so wie wir wuchsen, auf,
> und sie zerbricht nicht End' vom Lebenslauf,
> sie überdauert alles Hindernis,
> besuchend uns in Grabesfinsternis.

Der Vater sagte: 'Um Gotteswillen, mein Sohn, Du bist tot, wenn Du so fortfährst.' Man schlug ihm vor, sich ein schönes Weib zu nehmen, das ihn über Lobnas Verlust trösten könnte: er wies aber den Vorschlag zurück; endlich gehorchte er auch hierin seinem Vater. Sie zogen in das Gebiet der Beni Fefare. Ein schönes Mädchen lüftete den Schleier vom Gesichte. Kais, dessen gewahr, fragte sie, wie sie heiße: sie hieß zufällig auch Lobna. Sobald er ihren Namen vernommen, fiel er in Ohnmacht. Er zog fort, aber ein Bruder der zweiten Lobna ihm nach; mit diesem machte er Freundschaft, und nach vielen Wochen gelang es diesem, ihn zur Heirat mit seiner Schwester zu bewegen. Als er aber vermählt war, nahte er seinem Weibe nicht und sprach kein Wort mit ihr. Der Vater klagte beim Khalifen, und dieser beauftragte seinen Statthalter, des Blutes des Kais nicht zu schonen, wenn er halsstarrig bliebe. Zugleich befahl er, daß die erste Lobna, die Geliebte des Kais, einem anderen Manne vermählt werde. Es traf sich in einem folgenden Jahre, daß Kais und Lobna zugleich die Wallfahrt nach Mekka verrichteten. Sie sandte ein Weib an ihn, um mit ihm zu sprechen. Ohne zu wissen, daß sie von Lobna komme, bat er diese zu grüßen, was sie aber verweigerte. Auf dem Rückwege ward er krank, und da niemand sich nach ihm zu erkundigen kam, klagte er in Versen über Lobnas Gleichgültigkeit. Sie nahm sich das sehr zu Herzen, zog in der Nacht aus, um ihn zu besuchen, und entschuldigte sich, daß sie nicht gekommen, aus Furcht, ihm durch ihr Erscheinen den Tod zu geben. Über den Tod der beiden Liebenden sind die Sagen uneinig, indem einige sagen, daß er, andere, daß sie früher gestorben, und andere, daß er aus Schmerz den Geist aufgegeben.

Man sieht, daß die wichtigsten Elemente des zweiten Teils der Tristanfabel hier beisammen sind: die Trennung von der Geliebten, die Bekanntschaft mit einem Mädchen, das zufällig den gleichen Namen führt, das Erschrecken beim erstmaligen Hören dieses Namens, die Vermittlung der Ehe durch den befreundeten Bruder, die Enthaltung in der Hochzeitsnacht, die Bedrohung durch die Verwandten der Frau, die Zusammenkunft

mit der ersten Geliebten, die Krankheit mit dem Wunsch, von der ersten Geliebten besucht zu werden, der Liebestod, nur daß dieser im Tristan durch die Verwendung der antiken Oenonefabel wirkungsvoll ausgeschmückt ist.

Hier haben wir aber wohl einen Fall, in dem die Art und der Weg, wie diese orientalische Geschichte zur Verschmelzung mit den keltischen Bestandteilen der Tristanfabel gebracht wurde, uns mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit klar gemacht werden kann. Denn wir wissen, daß der Verfasser der ältesten Tristandichtung, der Walliser Bledhericus, mit dem Grafen Guillaume von Poitou[1] in urkundlich bezeugter Beziehung gestanden hat. Daß aber ein Provenzale der gegebene Vermittler zwischen der arabischen Poesie Spaniens und der normannischen Epik ist, wird uns von selbst einleuchten. Dazu kommt, daß uns Guillaume als erster im Okzident die ebenfalls aus dem Orient stammende Novelle vom verstellten Narren in einem seiner Gedichte berichtet. Wenn wir dann diese Geschichte auf Tristan übertragen finden, werden wir nicht zweifeln, daß wir auch hier die gleiche Vermittlung anzunehmen haben, und noch ein anderes Gedicht des Grafen scheint auf Kenntnis der Tristanfabel zu beruhen, in dem er sagt, daß durch die Kraft der Liebe der Kranke gesund werde und der Gesunde krank, der Weise zum Narren werde und der Schöne seine Schönheit aufgebe; denn Tristan stirbt, weil seine Geliebte nicht zur rechten Zeit da ist, und wäre durch ihre Gegenwart geheilt worden, er hat sich ihr zuliebe in einen Narren und *Vilain* gewandelt und hat als Aussätziger seine Schönheit entstellt. Ebenso wie in dem Gedicht vom verstellten Narren finden wir den Grafen in gleichzeitigem Liebesverhältnis zu zwei Frauen in seinem Liede von den beiden Stuten. Jeanroi hat auf antike Vergleiche von Frauen mit Stuten hingewiesen; aber auch der arabischen Dichtung ist dieser Vergleich geläufig[2]:

Dalman, Palästinischer Diwan Nr. 188: Schreite rasch, o junge Stute des Bauern, o Stute, beladen mit Äpfeln! Schreite rasch, o junge Stute des Soldaten, o Stute, beladen mit Rosen! —

Nr. 189: O Bergrücken hinter Bergrücken, wer ist der Reiter der jungen Stute? Hamdan ist der Reiter der Stute. —

[[1] Über sein Verhältnis zur arabischen Liebespoesie s. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1074 Anm. 2, S. 1077, 1098.]

[[2] Zur Motivgemeinschaft zwischen antiker und arabischer Liebespoesie s. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1086 ff.]

Nr. 194: O Sklave, mache die Stute bereit, schnüre und ziehe fest ihren Gurt! Es paßt für sie goldnes Gehänge, das seidne Kleid ist ihr Saumsattel[1].

Vor allem aber zeigen Ähnlichkeit jene Gedichte, in denen — eine an sich auffallende Tatsache — der Dichter mit zwei Mädchen ein Verhältnis hat und diese beiden mit Tieren, wenn auch nicht gerade mit Stuten, vergleicht.

Socin, Diwan aus Zentralarabien Nr. 32, 4: Dazu, daß ich meinem Liebesschmerz Ausdruck gebe, brachten mich zwei Antilopen, die nun in die Ferne gezogen sind, Unbeschreibliche, zwischen welchen zu wählen mir schwer fällt. Eine jede von ihnen übertrifft alle andern Wohlgehüteten, die Blicke bleiben erstaunt hangen an ihnen, deren Lippen so süß sind. —

Amrilkais übersetzt von Rückert II, 9 S. 82:

Mit Hirr und Fertna hab ich den Becher dort geleert:
wer sonst hat meine Jugend als du, o Hirr, verzehrt?
Ich kostet' ihre Lippen und rief: o das ist Wein,
solch alter, wie die Kaufleut' ihn führen fernher ein.
Sie waren wie zwei Lämmer der Herden von Tebale,
als wie zwei Marmorbilder in einem Königssaale.
Wo sie vom Sitz sich hoben, da stäubte Moschusduft,
als habe Kardamomum beweht die Morgenluft.

Schon im Hohenliede I, 9 heißt es: Den Rossen an Pharaos Wagen vergleiche ich dich, meine Freundin (s. Paul Haupt, Biblische Liebeslieder S. 13 und Anmerkung zur Stelle).

Guillaume de Poitiers, der älteste bekannte Troubadour, zeigt bereits die Terminologie des Minnedienstes in ausgeprägter Gestalt. Vor allem nennt er die Geliebte bereits Midons, d. i. 'mein Herr', und er bezeichnet sie mit einem Senhal, einem Versteckname als Bel-vezi, d. i. 'guter Nachbar'. Die späteren Troubadours sind ihm in beiden Hinsichten gefolgt. Als Senhal verwenden sie vielfach einen Männernamen wie Tristan, Bertran usw. Man hat die beiden Erscheinungen gesondert behandelt, die

[[1] Vgl. auch Amrilkais übers. von Rückert II, 34 S. 128:

Und wie manches Abends ging ich aus gekämmt,
Glatt, ein weißen blühenden Frauen geliebter Mann:
Die auf meinen Ruf zu mir sich sammelten,
Wie der Herde Töchter zu des Hengstes Bann:
Und ich seh, daß nicht ein Armer oder wen
Grau sie und gebückt sahn, ihre Gunst gewann.

Allerdings sind dabei zwei Bilder zu unterscheiden: in dem einen ist der liebende Mann dem Hengst, in dem andern dem Reiter gleichgestellt. Burdach.]

erste aus der Auffassung des Minnedienstes als Lehnsdienst erklärt, die zweite aus der Sitte, daß sich Liebhaber und Geliebte gegenseitig mit dem gleichen Namen zu benennen pflegten. Die beiden Erklärungen mögen zu Recht bestehn, insofern, als die von ihnen angeführten Umstände das Eindringen einer arabischen Sitte begünstigten.

Vgl. Slane, Journal asiatique 1839, I, 177 bei Schack, Poesie und Kunst der Araber II, 31: Je mehr sich die Sitten der Mohammedaner verfeinerten, desto mehr wurde es für unpassend gehalten, mündlich oder schriftlich Anspielungen auf das Geschlecht zu machen. Es wurde daher notwendig, bei der Schilderung des geliebten Gegenstandes sowohl die Zeitwörter als die Adjektive ins Maskulinum zu setzen. Was die Eifersucht der Sitten gefordert und dann der gute Ton angenommen hatte, ward nachher allgemeiner Gebrauch. Noch heute dürfen die Straßensänger in Kairo in ihren Liedern, sobald von Liebe die Rede ist, nur das Maskulinum anwenden, sonst würde die öffentliche Moral daran Anstoß nehmen.

Ferner Dalman, Palästinischer Diwan, S. XIII: Es ist eine Eigentümlichkeit arabischer Liebeslieder, daß in der Regel das geliebte Mädchen unter dem Bilde einer männlichen Person vorgestellt wird, und daß der Dichter es zuweilen liebt, sogar von Freunden in der Mehrzahl zu reden, wenn er doch nur eine Freundin meint. Dies geschieht gewiß nicht, wie man in Palästina zuweilen behauptete, damit die Lieder auch in den Mund von Mädchen passen, sondern weil der Orientale es für anständig hält, über den Gegenstand seiner Liebe einen zarten Schleier zu breiten.

Der Grund, den Dalman angibt, ist gewiß richtig, wenn auch in den eingelegten, zeitlich unbestimmbaren Gedichten von Tausendundeine Nacht wirklich die Gedichte in der Erzählung oft Mädchen in den Mund gelegt werden. Aber damit man auf die Idee kommen konnte, männliche Decknamen für Frauen zu wählen, ist wohl noch etwas anderes notwendig, daß es nämlich neben den der Frauenliebe geweihten Gedichten auch solche der Knabenliebe gab, was für den Orient in ganz anderem Maße als für das mittelalterliche Abendland zutraf, wenn auch die Knabenliebe dort nicht unbekannt und zur Zeit der karolingischen und ottonischen Renaissance auch in Gedichten gefeiert worden war[1].

In den genannten Gedichten der Tausendundeine Nacht kommt es vor allem häufig vor, daß sich der Liebende als den Sklaven seiner Geliebten bezeichnet:

Übersetzung von Weil I, Bonn 1897, S. 81: Ich will dein Sklave werden; o bei Gott, habe nur Mitleid. —

[[1] Ich möchte besonders daran erinnern, daß schon die hellenische und hellenistische, ihr folgend dann die römische Liebespoesie im großen Umfang päderastisch war. Hier liegt offenbar eine sehr alte, nie abgerissene Tradition erotischer Sitte und erotischer Lyrik zu Grunde, die aus römischen Vorbildern auch in die karolingisch-ottonische Lateinpoesie gedrungen ist. Burdach.]

Ebd. S. 131: Wenn nur die Zeit einen einzigen Tag der Vereinigung brächte, gern wollte ich ihr mein Leben geben und ihr Sklave sein.

Ebd. S. 167: Es steht nun bei dir, ob du deinen Sklaven vor Liebe töten oder ihm verzeihen willst. —

Socin. Diwan aus Zentralarabien Nr. 66, 11: Wie lange erweckten sie in mir Hoffnungen und behandelten mich hart, und diente ich ihnen in meiner Verliebtheit und behandelten sie mich als ihren Diener, als sie aber bemerkten, daß ich graue Haare bekam, wollten sie nichts mehr von mir wissen. —

Wellhausen. Letzte Lieder der Haudhailiten Nr. 116: O über das Elend des Herzens ob der Umm Amir und über dessen Knechtschaft ob der Liebe zu jemand, dem es sich nicht nahen kann.

Ebenso sagt schon der genannte Graf von Poitou (VIII, V. 9 ed. Jeanroy):

Qu'ans mi rent a lieys e m liure,
qu'en sa carta m pot escriure.

Natürlich mußte sich das Verhältnis in der Provence den rechtlichen Formen des Lehnswesens anschmiegen.

In früheren Zeiten hat man einen Einfluß der arabischen Poesie auf die provenzalische ohne Beweis, nur auf die allgemeine Wahrscheinlichkeit hin, angenommen. So Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität, im 3. Fragment der 7. Sammlung ....[1]

Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber, Wien 1850, I, S. XXI vergleicht Sicilianen und Stanzen mit arabischen Formen und weist auf arabisches Turnier- und Wappenwesen hin. Seither war es still geworden von diesem Problem. Burdach hat das Verdienst, in einem Vortrage in der Berliner Akademie, worüber in den Sitzungsberichten des Jahres 1904, S. 933 berichtet wird, die Aufmerksamkeit wieder darauf gelenkt zu haben, es heißt dort:

Die Stellung des lyrischen Hofdichters und der konventionelle Liebesbegriff in der höfischen Literatur des 12. Jahrhunderts sind ein Novum, das, obwohl in der Form eines festen literarischen Schemas auftretend, sich weder aus der früheren Poesie Frankreichs und Deutschlands noch aus der antiken Tradition ableiten läßt. Es wird die Möglichkeit dargelegt, daß die benachbarte arabische Hofdichtung mit ihrer erotisch gefärbten Panegyrik zu Ehren regierender oder hochgestellter Frauen im Verein mit dem orientalischen romantischen Liebesroman befruchtend eingewirkt habe.

Noch umfassender hatte Burdach diese Auffassung in einem Exkurs zu seiner Akademieabhandlung über den Westöstlichen Divan (Sitzungsberichte 1904, S. 900) ausgesprochen:

Man wird sich gewöhnen müssen, die Kultur und das literarische Leben des abendländischen Mittelalters in viel höherem Maße als bisher in seinem internationalen Charakter als Erben hellenistischer (alexandrinischer) Bildung und ihrer persisch-arabischen Umformung

[[1] Vgl. jetzt auch Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 864 ff.]

anzusehen. . . . Nicht einmal das ist bisher ermittelt worden, woher der mittelalterliche romantische Begriff des Minnedienstes und sein konventioneller literarischer Ausdruck bei den südfranzösischen, deutschen, italienischen Minnesängern, woher die Motive und der romantische Idealismus der mittelalterlichen Ritterromane stammen. Ich finde hoffentlich bald Gelegenheit, meine Überzeugung zu begründen, daß auch hier mittelbar die alexandrinische Hofdichtung und ihre Fortsetzung und eigentümliche romantisch-märchenhafte Umbildung durch die Perser im Zeitalter der Sassaniden und im Zeitalter Firdusis und der persischen Restauration unter Mahmud von Ghazna, unmittelbar die arabische Sitte der Hofdichter und der konventionellen Panegyrik zur Ehrung regierender und hochgestellter Frauen sowie das ins Arabische übernommene Schema des persischen Liebesromans sehr wesentlich mitgewirkt haben.

Pizzi dagegen hatte in seiner Storia della poesia Persiana, Torino 1894, Bd. 2, S. 412 ff. die Perser als die unmittelbaren Muster hingestellt, denen die Troubadours nachgeeifert hätten. Mit Recht lehnt Horn, Geschichte der persischen Literatur, Leipzig 1901, S. VIII f. diese Hypothese ab, da sich die Beeinflussung erst durch die Kreuzzüge erklären ließe, die Troubadourpoesie aber offenbar älter ist. Hingegen sagt derselbe mit Recht in seiner Darstellung der neupersischen Literatur in der Kultur der Gegenwart Teil I, Abt. VII (1906), S. 254:

Die maßlose Sentimentalität in Dschamis Leila und Medschnun spiegelt sich in Graf Schacks eleganter Verdeutschung wieder: unverkennbar ist besonders in dem letzten Gedicht die Ähnlichkeit mit der westeuropäischen mittelalterlichen Minnestimmung. Diese ist gewiß von Hause aus orientalisch und augenscheinlich aus dem maurischen Spanien bezogen.

Vorsichtiger drückt sich Morf in seiner Abhandlung über die romanischen Literaturen in der gleichen Sammlung Teil I, Abt. XI, 1 (1909), S. 153 aus:

Aus dem Volkslied erwuchs die Kunstlyrik der höfischen Gesellschaft des Südens. Der Entwicklungsprozeß entzieht sich unserer Kenntnis: wir wissen insbesondere nicht, inwiefern das Vorbild der arabischen Kunstpoesie mitgewirkt hat.

Noch zurückhaltender, freilich in einer Detailfrage und vor Burdachs Akademievortrag, Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, Leipzig 1901, S. 151:

Die zweite volkstümliche Strophenform ist das Zadjal, in dem Hammer-Purgstall einst das Vorbild der Ottave rime glaubte sehen zu dürfen. Müssen wir nun diese Behauptung auch als unbegründet zurückweisen, so bleibt doch wahrscheinlich, daß das Zadjal, das wir zuerst in Spanien beobachten, irgendwie mit jener ausländischen Kunstform zusammenhing.

Wechssler, Das Kulturproblem des Minnesangs, Halle 1909, S. 181 verweist in Beziehung auf diese Frage, ohne eine eigene Meinung zu äußern, auf das, was Graf Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien I, 75 von dem Hofdichter des Kalifen, Jahja, im 9. Jahrhundert, berichtet, der als Gesandter in Byzanz und am Hofe eines Normannenkönigs durch seine den Gemahlinnen der Herrscher dargebrachten Huldigungen allseitigen großen

Erfolg hatte, indem er deren Schönheit wie ein hingerissener, von Sinnen gekommener Liebespoet pries und in improvisierten Versen besang . . .[1]

Schließt das frühe Datum dieser Institution des Hofdichters, der beruflich dazu verpflichtet ist, die Gattin seines Brotgebers zu preisen, schon den umgekehrten Einfluß von der Provence auf die spanischen Araber aus, so ist dies noch mehr der Fall bei den im Orient ansässigen Arabern, bei denen wir schon in sehr früher Zeit diesem Amte begegnen und im Zusammenhange damit 'Troubadournovellen'[2] gleich den von Jahja erzählten, die recht sehr den spätern uns in der Provence begegnenden ähneln. So berichtet Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, Leipzig 1901, S. 29 von dem Dichter Nabigha im 6. Jahrhundert:

Nabigha blühte in der letzten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Bei dem König Noman soll er in Ungnade gefallen sein, weil er sich des unerlaubten Umgangs mit der Königin verdächtig gemacht habe. Er soll auf Verlangen des Königs die Reize von dessen Gemahlin geschildert und, da nun diese Schilderung zu glühend ausfiel, den Verdacht allzu intimer Bekanntschaft erregt haben. Jedenfalls sah er sich genötigt, Al Hira zu verlassen und am Hofe der Ghassaniden in Damaskus eine Zuflucht zu suchen. In dieser Lage dichtete er eine große Qaside, die ihm die verlorene Gunst des Königs wiedergewinnen sollte.

[[1] Vgl. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1080ff. Die von Thumb zur Verfügung gestellten und von Wechssler anscheinend unverändert in abgekürzter Zitierform übernommenen Hinweise auf gelehrte Literatur über angebliche 'byzantinische Liebeslieder an vornehme Frauen' enthalten in Wirklichkeit nichts zur Sache Gehöriges. Ich bemerke dies hier, um andern Benutzern zeitraubendes fruchtloses Suchen zu ersparen. Weder an den Stellen aus Krumbachers Byzantin. Literaturgeschichte [zugrunde gelegt ist, ohne daß es gesagt wäre, die erste Auflage, München 1891], noch an der Stelle aus [Karl] Dieterich, Gesch. d. byzant. u. neugriech. Lit. [Leipzig, Amelang, 1902] sind erotische, poetische Huldigungen bezeugt. Das Zitat aus Psichari [= Jean Psichari, Études de philologie néo-grecque, Paris 1892, Bibliothèque de l'École des Hautes Études. Sciences phil. et hist., Fasc. 92, Préface S. LVf., nebst John Schmitt, La théséide de Boccace et la théséide grecque, ebenda S. 279ff.] betrifft französische, byzantinische, italienische Romanstoffe. Und endlich Wotke, 42. Philologenversammlung [= Karl Wotke, Über den Einfluß der byzantinischen Literatur auf die älteren Humanisten Italiens, Verhandlungen der 42. Philologenversammlung zu Wien 1893, Leipzig, Teubner, 1894, S. 290—293] handelt S. 291 über byzantinische Leichenreden, Gesandtenreden, Hochzeits-, Gelegenheits- und Festreden, Disputationen zu Lob und Tadel der Wissenschaften, Stadt- und Gemäldebeschreibungen, alles natürlich in rhetorischer Prosa. Das hat mit erotischer Hofdienstlyrik für Fürstinnen und vornehme Frauen weder sachlich noch literarisch etwas zu tun. Über die byzantinische Hofpanegyrik s. Sitzungsberichte 1918, S. 1090. — Burdach.]

[[2] Über die in der arabischen Literatur früh ausgebildete, vielfach ganz im Novellenschema sich haltende Tradition einer anekdotischen Dichterbiographik s. Burdach, a. a. O. S. 1023f., 1026ff.]

Dieses Gedicht auf die Königin Motescherrid gibt Hammer-Purgstall I, Bd. 1, S. 354 folgendermaßen wieder:

Ihre Liebe traf mein Herz, das heil,
wie vom Bogen tönendem der Pfeil:
schwarzes Auge von Gazellen jungen,
die schwarzaugig kamen hergesprungen.
Perlenschnur auf Perlenmutter sitzt,
und das Gold wie Feuerfunken spritzt,
gelb von Duft gleich goldgestreiftem Zeuge,
und ihr Wuchs gleich gradem schlankem Zweige.
Weich und lind der Bauch und eingeklemmt,
während wider's Kleid die Brust sich stemmt.
Scharf begrenzt der Rücken, ohne Breite,
weich die Lenden, fleischig auf der Seite.
Hinterm Schleier steht sie wie die Sonne,
die im Frühlingsduft aufgeht mit Wonne,
oder wie die Perle hell und rein
(Taucher kniet vor ihr als Heilgenschrein),
oder wie ein Marmorbild erhöht
auf glasierten gipsnen Ziegeln steht.
Sieh, da fiel vom Leib ihr das Gewand,
es zu fassen streckt sie aus die Hand
mit den schönen Fingern rot gefärbt,
als ob hätte Anem sie gegerbt[1].

[[1] Vorher a. a. O. S. 343 hatte Hammer die Stelle nach dem Agâni bloß folgendermaßen übertragen:

Der Kopfputz fiel ihr, ohne daß sie wollte,
und dessen statt schützt sie sich mit der Hand,
mit rotgefärbten Fingern wie der Anem,
von dessen Zweig sich los die Traube wand.
Es ruhte ihre schwere Hüfte auf dem Fuße,
wie Rebe, die man an den Stock anband.
Ich sah ihr nach voll unerfüllter Sehnsucht,
wie Kranker mit dem Blicke unverwandt.

Diese frühere Übersetzung gibt den Sinn treffender: es ist nur die Enthüllung des verschleierten Gesichts gemeint, die wirkt wie das Aufgehen der Sonne im Frühlingsduftschleier. In der abendländischen Minnepoesie herrscht dann allerdings das Motiv von dem Anschauen der aus niedersinkenden Gewändern nackt hervortretenden Geliebten (Walther 53, 25) mit Beschreibung der einzelnen Körperteile (wie hier der bekleideten!) wofür es gleichfalls eine vorbildliche Tradition in der arabischen Dichtung gibt. Vier andere Minnesangmotive dieses Gedichtes sind: Liebessehnsucht als Krankheit; der Kuß ihres Mundes ein Heilquell; die Geliebte umringt von edlen Frauen (Walth. 46, 12—65); die Geliebte ein Gegenstand der Anbetung gleich einem Heiligenbild. Vgl. Sitzungsberichte 1918, S. 1027 u. Anm. 1, S. 1075 f. — Burdach.]

Notgedrungen blickte ich nach ihr,
schwachen Blickes wie ein Kranker schier. . . .
Kalte Quelle ist ihr Mund dem Herrn,
seine Lust zu trinken stillt sie gern.
für den Herrn ein süßer Quell voll Heil.
den zu trinken mir wird nicht zuteil. . . .
Greise Mönche würden zu ihr beten
und nach Mekka Pilgerschaft antreten,
würden unablässig sie anschaun,
würden glauben recht zu handeln traun.

Die gleiche Königin hatte vielmehr ein Verhältnis mit einem anderen Dichter ihres Mannes des Königs Noman, mit Munachal, mit dem zusammen in verfänglichster Situation sie einmal von dem Könige überrascht worden sein soll. Ihre Söhne seien nur die Söhne des Munachal genannt worden. Er soll von dem eifersüchtigen König ins Gefängnis geworfen worden sein. Ein prachtvolles Gedicht dieses Dichters[1], das Rückert, Hamâsa Nr. 167

[[1] In diesem Gedicht steht ein oft von mir erwogenes eigentümliches Bild für den Stimmungsumschwung zwischen Liebesglück und Liebesentbehren:

Bin ich berauscht [in ihren Armen], bin ich der Herr
Chawarnaks [des Königspalastes zu Hira am Euphrat; vgl. dazu Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1094 u. Anm. 1], der auf Thronen ruht,
und nüchtern [ohne ihre Liebe, fern von ihr] bin ich wiederum
des Schäfleins Hirtchen unbeschuht [ein armseliger Knecht].

Sollte nicht diese Antithese auch die Aufklärung bringen für die vielumstrittenen, dem jungen Kaiser Heinrich VI. beigelegten Verse in Minnesangsfrühling 5, 23—27. 36—6, 1: 4, 17. 18? Trotz Scherers und Vogts Ausführungen kann sie ein wirklicher König und künftiger Kaiser nicht gedichtet haben. Haupts Bemerkung, im Munde eines solchen wäre das Gleichnis (namentlich 5, 29) abgeschmackt, ist unwiderlegbar. Die Krone ist wohl vielmehr ein aus langer literarischer Tradition stammendes Liebessymbol, das die höchste Beglückung, ursprünglich gewiß den Rausch der Liebesvereinigung, bedeutete und vielleicht auch noch für die deutschen Hörer des 12. Jahrhunderts in seinem Gefühlswert einen Rest dieser sinnlichen Beziehung bewahrte, aber doch schon zu der allgemeinen Bedeutung verblaßte, daß der nach hohem Ziel, d. h. um eine vornehme Dame, Fürstin, Königin dienende Dichter durch deren Gegenwart, Gespräch, Gunst, Gnade, Gewährung — je nach dem Grade der panegyrischen Hyperbel! — sich selbst zum Range eines Königs oder Kaisers erhoben dünkt. Hinsichtlich 5, 39 'wenn auch niemals eine Krone auf mein Haupt käme' urteilt Vogt gewiß richtig: 'so kann eben niemand sprechen als der, welcher eine Krone zu erwarten hat' (besser: 'erwarten kann'). Aber nicht minder gewiß ist: so kann niemand sprechen, auf dessen Haupt schon eine Krone gekommen ist. Und Heinrich war vierjährig, am 15. August 1169, in Aachen zum römischen König gekrönt worden, trug seitdem eine Krone wie sein Vater. Der Sinn scheint vielmehr zu sein: 'Ehe ich auf die Geliebte verzichte (aufhöre, ihr zu dienen), entsage ich lieber dem Liebesglück (des Wiedersehens und Beisammenseins); denn auch ohne

mitteilt, ist aber an eine Hind gerichtet, die die Scholien die Tante des Königs nennen. Rückert meint, daß es vielleicht einem andern Dichter gleichen Namens zuzuschreiben sei. Ich frage mich aber, ob Hind nicht als Deckname für die Königin verwendet wurde, wie etwa nach Hammer-Purgstall I, 3, S. 480 der Dichter Ebu Ojaine die Fathima liebte, sie aber durch seine Verse ins Gerede zu bringen fürchtete und deswegen seine Verse an ihre Sklavin Dunja richtete[1]. Diese entspricht der donna dello schermo in Dantes Vita nuova, die, wie man aus Melodias Anmerkung zu Kap. V seiner Ausgabe sehen kann, auf verschiedene Ahnfrauen bei den Troubadours zurückblicken kann.

Wie wir gesehen haben, führten diese panegyrischen Gedichte zum Lobe der Gattin des Brotherrn, wie bei Provenzalen so auch bei den Arabern einerseits zu Liebesverhältnissen mit der Angebeteten, anderseits zu Eifersuchtsanfällen ihres Mannes. So erzählt etwa Brockelmann, Gesch. d. arab. Lit. S. 72 von dem Dichter al Waddâch[2]:

Während seines Aufenthaltes in Damaskus wagte er sich mit seinen Liebesliedern auch an die Gattin des Chalifen, die sein Werben sogar erhörte und ihn heimlich bei sich empfing. Einst, als al Walid, der Chalif, sie bei einem zärtlichen Beisammensein überraschte, verbarg sie den Dichter in einem Koffer. Eben diesen erbat sich der Gatte zum Geschenk und vergrub ihn uneröffnet in seinem Palaste.

Seltener ist es ein unverheiratetes Mitglied der fürstlichen Familie, dem der Dichter seine Huldigungen weiht; aber auch das kommt vor und hat ähnliche Folgen, wie in verschiedenen Erzählungen, die wir gut als Troubadournovellen bezeichnen können, berichtet wird.

Hammer-Purgstall I 1, S. 268 erzählt von dem sogenannten kleinen Morakkisch: Er hatte eine Nacht bei der Magd der Prinzessin Fathima zugebracht. Als Fathima die Spuren der nächtlichen Orgie an ihrer Magd bemerkte, hieß sie diese, wenn er wiederkäme, ihm eine Räucherpfanne und einen Zahnstocher geben. Er räucherte sich mit der Pfanne Bart und Haar und schnitt dem Zahnstocher die Spitze ab, weil diese schon ein anderer benutzt

---

dieses kann ich manchen frohen Tag erleben durch den Seelengewinn, den ich von meiner Liebe habe und weil nur in diesem Minnedienst (selbst wenn er ohne reale Beseligung durch Wiedersehen usw. verläuft) der Quell meiner Lieder fließt, ohne den ich (6, 2) weder Männer noch Frauen unterhalten könnte, ohne den mein Dichterberuf und mein poetisches Schaffen zunichte würde!' — Möglicherweise wirkt in dem fraglichen Bilde auch die Bedeutung *krône* = 'Siegeskranz' wortspielend mit. — Burdach].

[[1] Vgl. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1075 über das ähnliche Verfahren des Said Ibn Dschûdi].

[[2] Vgl. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1028 f.]

haben könnte, und erwies sich dadurch als Mann von guter Erziehung. Darauf ließ sie ihn sich von der Sklavin bringen und er ward ihr Geliebter. Ihr Vater, der König Monsir, ließ Sand um den Palast streuen, um an den Spuren zu erkennen, ob ein Mann bei seiner Tochter gewesen sei. Aber die Sklavin trug den Dichter jeden Abend auf ihren Schultern in den Palast, wobei sie mit ihrem Schleppkleide die Spuren verwischte. —

Von Amrilkais lesen wir in Rückerts Übersetzung S. 15: Der Kaiser von Konstantinopel nahm ihn wohl auf und erwies ihm viele Ehren, ließ ihn dann auch mit zahlreichen Hilfstruppen abziehn, dann aber kam ein Mann, dessen Bruder er getötet hatte, und verleumdete ihn bei dem Kaiser, daß er sich eines Liebeshandels mit der Tochter des Kaisers gerühmt und selbst Verse darauf gemacht habe Da sendete ihm der Kaiser einen vergifteten goldgestickten Mantel nach, vorgeblich als Ehren- und Liebeszeichen, das der Empfänger alsbald anlegen möge. Als Amrilkais nun dies tat, drang ihm das Gift in den Leib und seine Haut löste sich von den Knochen[1].

Aber im ganzen ist doch die ehebrecherische Liebe, wenn auch nicht immer zu der Frau des Brotherrn, das Thema dieser Dichternovellen, und der eifersüchtige Ehemann, der jaloux, spielt dabei wie in Frankreich die lächerliche und hassenswerte Rolle. So erinnert sich etwa Amrilkais seiner Jugend, bei Rückert, Diwan Nr. 2, und der Schönheit Selmas:

Aufstieg ich zu ihr leise, da ihr Gesinde schlief,
wie aus dem Wasser Blasen aufsteigen nach und nach.

Sie weigert sich erst, indem sie ihn mit den andern Bewohnern des Zeltes zu schrecken sucht:

O siehst du nicht die Plaudrer, die Laurer hundertfach?

Endlich ergibt sie sich ihm:

Da stand ich auf am Morgen geliebt. Und ihr Gemahl
stand auf, bestaubt von Unmut, von Sorg' und Ungemach.
Er brüllet gleich dem Rinde, wann es der Schlächter würgt,
und droht mich zu ermorden; kein Mörder ist er, ach!
Wie sollt' er mich ermorden? Es ist mein Schlafgenoß
ein Speer, ein scharfgeschliffner als wie ein grimmer Drach'.
Und er hat einen Bogen, der niemals einen traf,
und er hat eine Lanze, die niemals einen stach.
Wie sollt' er mich, nachdem ich hab' ihrem Herzen angetan die süßen Schmerzen, ermorden hintennach?
Das weiß wohl Selma selber, wiewohl er ist ihr Mann,
daß er ist stark in Worten, doch im Vollbringen schwach.

Mehr den hassenswerten und gefährlichen als den verächtlichen Typus des jaloux schildert uns Nr. 471 der Hamâsa:

Wir kamen zu den Sänften, an deren Seite ritt
ein Hagrer, dessen Schulter scharf durch das Hemde schnitt,
ein Mann, der leicht nicht blinzet und dreinschaut wie der Tod,
wo recht uns ohne Rückhalt sein Grimm entgegentritt.

[[1] Vgl. dazu Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1026. 1089 f.]

Da schwenkten wir und grüßten. Gezwungen grüßt er uns,
indeß der Grimm ihm würgend hinab die Kehle glitt,
ich gab auf eine Meil' ihm Geleit und, wollt' es Gott,
solang' ers Leben hätte, ritt ich zum Trotz ihm mit.
Und als sie keinen Rat sah, und daß er zwischen uns
ein Vorhang sei der Trennung, der keinen Zugang litt,
da schoß sie einen Blick mir: Würd' ein Gewappneter
gestreift von einem solchen, des Lebens wär' er quitt,
und einen Glanz des Auges, der Wolke Leuchtung gleich,
wenn sie zum Hochland, Regen verheißend, hinüberglitt.

So finden wir denn die noch heute in der französischen Volkspoesie seit dem Mittelalter geläufigen Chansons de la mal mariée in Arabien wieder, Hamâsa Nr. 818:

Gott lasse mich missen die Alten und Greisen,
das ist von den Liedern wohl eins, das ich weiß.
Das Weib eines Alten ist immer betrübt
und immer am Abende gram ihrem Greis.
Kein Segen von Gott über seinem Gerät
und über die schlappenden Falten am Steiß.
Ich liebe Damask und die Jünglinge drin,
was soll mir ein fremd hergelaufener Greis?
Ich nahm den Mediner zum Mann, da er kam,
ich kaufte die Hochzeit zu teuer im Preis.
Den Odem von Moschus und Ambra betäubt
sein Aushauch wie Aushauch des Mannes der Geiß.

Wechssler, der sonst bestrebt ist, alle Eigentümlichkeiten der provenzalischen Lyrik aus den abendländischen Grundlagen des Ritter- und Christentums herzuleiten, hat doch S. 203 seines Kulturproblems des Minnesangs I. auf die Parallele hingewiesen, die die arabischen raqib zu den provenzalischen lauzengiers, guirbauts, guardadors, den deutschen merkaere, bilden. Schon bei Guillaume de Poitiers beklagt sich eine Dame über ihre guardadors, während die eigentlichen deutschen 'Wächter' im allgemeinen dem Liebespaar günstig gesinnt zu sein pflegen. Wer aber die Verwünschungen kennt, die den Hütern der *huote* und Aufpassern in der abendländischen Dichtung des Mittelalters, auch der deutschen, zuteil werden, wird sie sofort unter ihrer arabischen Umhüllung wiedererkennen, und auch die Vorsichtsmaßregeln hüben und drüben, mit denen sich die Liebenden vor ihnen zu schützen und zu verhehlen suchen[1]:

[[1] Vgl. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1028 f. 1084. 1089.]

Hamâsa Nr. 462:

> Weil ich sah die Neidischen unsrer Liebe Stricke
> legen und auf unserer Spur schärfen scheele Blicke,
> will ich, ohne daß mein Herz je von dir soll scheiden,
> dich besuchen einen Tag und einen Monat meiden.

Ebd. 476:

> Um Rejjas Geheimnis forschte mancher mich aus. Ich gab
> in Rätseln ihm Antwort und verriet mich dabei nicht.
> Er sprach: 'Nimm mich auf in deinen Rât, ich bin getreu'
> Jawohl, aber sagt' ich's ihm, so wär' ich getreu nicht.

Ebd. 563:

> Was sagen können denn die Schwätzer über mich?
> Was können sagen sie, als daß ich liebe dich?

Amrilkais, übers. v. Rückert, Diwan Nr. 13, S. 48:

> Es hat uns kein hämischer Laurer erspäht,
> und unser Geheimnis das Haus nicht verrät.

Tausend und eine Nacht, übers. v. Weil I, 96:

Trotz der Neider und Aufseher bin ich doch mit meinem Geliebten vereinigt worden.

Zu der gesellschaftlich überlegenen Stellung, die die Fürstin dem Hofdichter gegenüber einnahm, kam vielfach auch eine geistige Überlegenheit oder wenigstens Gleichstellung.

Hammer-Purgstall I. Bd. 1, S. XXIV sagt darüber: Die Meisten wird es überraschen zu hören, daß bei den Arabern Mädchen und Frauen als Sekretärinnen, Mystikerinnen, Dichterinnen und Professorinnen literarischen Ruhm erwarben, und daß hierin der Europäer vor dem Araber nichts voraus hat. In der Hamâsa allein sind die Gedichte eines halben Hundert arabischer Dichterinnen enthalten, und ebensoviel liefern die andern Quellen arabischer Poesie.

Hinzufügen möchte ich allerdings, daß unter diesen Gedichten weiblicher Poeten sich kaum Liebesgedichte befinden, während die Totenklagen das eigentliche Gebiet der Frauendichtung zu sein scheinen, was den Beobachtungen, wie wir sie bei andern Naturvölkern machen können, entspricht; aber auch Preis-, Schmäh- und Scherzlieder haben wir arabischen Dichterinnen zu verdanken. Die Zurückhaltung von eigentlichen Liebesliedern scheint tief in der Schamhaftigkeit der weiblichen Psyche begründet zu sein. Hammer gibt nun Beispiele von solchen, die nicht nur Unterricht in den Gesetzeswissenschaften erteilten, sondern ihren Schülern auch Doktordiplome und Lehrbefugnisse ausstellten. Mystikerinnen und fürstliche Gönnerinnen der Wissenschaften und schönen Künste werden angeführt.

So finden wir denn Araberinnen, die an die Viragines der Renaissance erinnern:

Hammer-Purgstall I 2, S. 373: 'Hast du einen Mann?' fragte Mohammed. 'Ich bin mit einem vermählt,' sagte sie, 'aber er hat mich nicht.' 'Da hast du', sagte der Sohn Alis, 'ein wahres Wort gesprochen: ein Weib wie du besitzt, aber wird nicht besessen.'

Hammer-Purgstall I 1, S. 548: Der Dichter Beschar ben Bord ereiferte sich eines Tages gegen die Gedichte der Frauen, bei denen immer etwas fehle. Man fragte ihn, ob denn auch bei den Gedichten der Chansa? 'O, was diese betrifft, so ist sie kein Weib, sondern ein mit vier Hoden begabter Mann.'

Und das Pendant zu diesen männischen Frauen bilden die wie irgendwelche Troubadours schmachtenden Männer.

Hammer-Purgstall I 2, S. 375: Aset, die der Dichter Koseir liebte, der er durch die Wüste nachgezogen war, traf ihn dort. 'Was machst du in der Wüste?' fragte sie ihn. 'Ich denke an Aset.' 'Wenn du nun hier Aset fändest, und sie dir zu weinen befähle, würdest du weinen?' 'Bei Gott,' sagte er, 'Blut würde ich weinen.' Sie entschleierte sich und sagte: 'Nun weine Blut, wenn du aufrichtig bist.' Zugleich befahl sie dem Führer der Kamele weiter zu ziehen, so daß Koseir ganz verweint allein zurückblieb.

Hier wachsen die Männer vom Stamme jener Usra (Osret, Asra), 'welche sterben, wenn sie lieben', s. Hammer-Purgstall I 2, 369.

Wie Peire Vidal den von der Provence herwehenden Wind mit dem Atem einsaugt, weil dort seine Liebste wohnt, so sagt Medschnun, der berühmte Liebhaber der Leila, von dem wir noch sprechen werden (Hammer-Purgstall I, Bd. 2, S. 356):

'Ich verlasse den Ort nicht, ehe der Ostwind kommt, der über ihr Zelt gegangen ist.' 'Sie verweilten mit ihm drei Tage, bis der Ostwind aufsprang, dann sagte er:

O Berge Namans, teueres Revier,
von wo der Weg des Ostwinds führt zu mir:
Sei's, daß du Kälte oder Hitze hauchst,
du führst des Herzens bestes Teil mit dir.

Ebd. I 2, 365: Als der Statthalter den Befehl erhalten hatte, das Blut Dschemils zu vergießen, wenn er nicht wegzöge, stieg er nachts auf einen Sandhügel, wo der Wind von Roseinas Zelten herblies und sagte:

O Nordwind, siehst du mich denn nicht,
den irrenden, den magern Wicht?
O gib mir von Roseina einen Duft
und weh ihr wieder von mir zu die Luft.

Ebd. S. 402:

Wehn die Winde von der Gegend Mejjas,
wird das Herz durchs Wehen mehr entflammt,
aus den Augen stürzen Tränenbäche nieder:
Jeder liebt den Ort, woher das Liebchen stammt.

Tausend und eine Nacht übers. v. WEIL I, 171: Ich atme die Luft ein, die von deinem Lande herweht und des Morgens an dir vorüberstreifte.

Solchen schmachtenden Liebhabern mußte oft der Wunschtraum[1] den wirklichen Liebesgenuß ersetzen, wofür ich betreffs Provenzalen und Franzosen (Wiener Sitzungsberichte 1916, S. 31) einige Belege, die sich vermehren ließen, gegeben habe.

Für die Araber vgl. Hamâsa Nr. 5:

Zu Yemens Reisetrupp erhebt sich mein Verlangen
und folgt ihm, doch mein Leib in Mekka liegt gefangen.
Ich staune, wie den Weg bei Nacht zu diesem Orte
die Liebste fand und drang durch die verschloßne Pforte.
Sie kam und grüßte mich und ging und grüßte wieder,
und fast verließ, indem sie ging, mein Geist die Glieder.
O glaube nicht, daß ich, entfernt von euch, nur zage
vor'm Tod und über mein Geschick entmutigt klage,
daß nach den Drohungen ich hier der Leute frage,
daß dieser Ketten Last ich ungeduldig trage.
Von deiner Sehnsucht nur empfind' ich solche Wehen,
wie ich vordem erfuhr, als frei ich durfte gehen.

Ebd. 508:

Wehrt nur Leilas Grüße mir, offne und geheime,
wehren könnt ihr mir doch nicht Tränen und die Reime.
Wehrt ihr, wenn ihr ihrem Gruß wehrt, auch ihrem Bilde,
das zu mir den nächtgen Weg findet durchs Gefilde? —

Ebd. 520:

O nur dieses möcht ich wissen, ob ich nirgends eine Nacht
ruhn soll, wo zu mir die Nachtfahrt nicht dein Angedenken macht?
Und, ob unsern Bund zu trennen die Verleumder nie abstehn
und uns ihre Gruben graben, wo wir ebnen Boden sehn?

HAMMER-PURGSTALL I 2, S. 380:

Willkommen, Schattenbild, das mich im Traum besuchet,
nachdem das Mondgespräch dem Schlummer längst erlag:
Sie kam als Bild des Traums zu mir in finstrer Nacht,
sich scheuend zu besuchen mich am hellen Tag.

SOCIN, Diwan aus Zentralarabien Nr. 29a:

Im Traume kehrte meine Geliebte bei mir ein.

Von den Arabern haben wohl die Provenzalen die Vorstellung übernommen, die uns heute z. B. recht fremdartig anmutet, daß der unglückliche Liebhaber abmagert.

[[1] Vgl. BURDACH, Sitzungsberichte 1918, S. 1084. 1096.]

Hammer-Purgstall I 2, 365:

> O Nordwind, siehst du mich denn nicht,
> den irrenden, den magern Wicht?

Tausend und eine Nacht I, 313: Brennende Liebespein umhüllt meinen Leib mit dem Gewande der Magerkeit und erniedrigt ihn.

Ebd. II, 40: In meinem Herzen ist ein Feuer, dessen Flamme immer zunimmt. Wirst du nicht bemitleiden den, dessen Körper die Liebe so abgezehrt, der ganz entstellt ist worden mit krankem Herzen?

Ebd. S. 85: Ich habe den Liebeskelch geleert, der mich durch Abmagerung an den Rand des Grabes brachte.

Ebd. S. 94: Der Trennungsschmerz machte mich mager, und die Sehnsucht hat mich ganz entstellt.

Wechsler, Das Kulturproblem des Minnesangs I, 172 sagt:

Der dienende Sänger widmete seine Liebe und Ergebenheit nicht der Herrin allein, auch ihrer Familie, ihren Nachbarn und Untertanen, ja ihrem ganzen Lande,

wofür er eine Reihe von Belegen aus den Gedichten der Troubadours beibringt. Ebenso der arabische Lyriker, Hamâsa Nr. 467:

> Das ist auch von Lieb ein Zeichen, daß mir nun die Deinen
> sind im Herzen und im Auge lieber als die Meinen.

Ebd. 524:

> Jedem Ort, dem ihrer Wohnung Spur ist eingeschrieben,
> Nicht im Lauf der Jahre kann des Bodens Duft zerstieben.
> Ja, ich schwöre, ob ich als ihre Anverwandten fände
> Wüstenwölfe, selber ihre Wölfe würd' ich lieben.

Ich habe oben von dem Stamm der Usra gesprochen, 'welche sterben, wenn sie lieben': Graf Schack sagt darüber a. a. O. 1, 39: 'In einem ihrer Dörfer lagen einst dreißig junge Männer im Sterben, ohne anders krank zu sein als an hoffnungsloser Liebe.'

Wohl ist Krankheit aus Liebe verschiedenen Völkern bekannt, der griechischen Novelle sowohl als der irischen Sage, so ausgeprägt aber finden wir sie nur in der arabischen Lyrik und der französischen und provenzalischen Literatur des Mittelalters, und zwar in der Form der körperlichen wie der geistigen Krankheit: des Liebeswahnsinns[1]. Orlando Furioso hat einen ebenso berühmten Vorgänger wie im Ywain des Crestien von Troyes auch in dem arabischen Lyriker Medschnun, der 687 gestorben ist:

[[1] Vgl. Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1094 Anm. 3 und S. 1096.]

Hammer-Purgstall, I 1, S. 355: Der Anfang des Liebeswahnsinns Medschnuns schreibt sich von dem Tage her, da ihn sein Vater an Leilas Vater mit der Bitte sandte, ihm einen Becher voll geschmolzener Butter zukommen zu lassen. Ihr gegenseitiger Anblick verwirrte sie beide so sehr, daß, als der Becher schon längst voll war, die Butter noch immer auf die Erde fortrann. Der Vater, dem die Tochter zu lange ausblieb, sah durch eine Ritze des Zeltes die beiden Liebenden so in gegenseitigem Anschauen verloren, während die Butter immer auf die Erde floß. Nun war der Tumult los und Leila bald hernach einem reichen aber rohen Manne vermählt, der aus Eifersucht ihr auszugehn verbot, so daß Medschnun hierüber wahnsinnig, sich in die Wüste begab und mit den Tieren derselben lebte.

Ebd. I 1, S. 277 f.: Abdallah hatte sich von seinem Weibe Hind geschieden, sehnte sich aber nach ihr, nachdem sie einen andern geheiratet hatte. Er suchte sie auf, und sobald sie sich erblickten, stürzten sie sich in die Arme, weinten und schluchzten, bis sie beide tot niederfielen.

Socin, Diwan aus Centralarabien 5, 5: Drücke mich an deine Brüste, an deinen Leib und zwischen deine Arme, vielleicht genese ich dann, und du dienst mir gleichsam als Arznei.

Ebd. 12, 4: Das Herz ist zwischen den Rippen in Zittern geraten, der Verstand ist weg und in meinem Innern wird ein Tamburin geschlagen. Ob dessen, was vorgefallen ist, will meine Wimper vom Schlaf nichts mehr wissen, ob der Schicksalsschläge steht das Werk der Gedanken in mir still.

Ebd. 17, 9: Gegenüber der Wunde, die mir die Schöne geschlagen, sind die Ärzte ratlos und alle Bemühungen der besorgten Verwandten erfolglos.

P. Haupt, Biblische Liebeslieder S. 87: Mit einem deiner Augen hast du mein Herz genommen, wörtlich 'du entherztest mich': gemeint ist, da das Herz als Sitz des Verstandes gilt, du hast meinen Verstand genommen, vgl. Morungens 'entsehen' (MSF. 126, 9f.) und die in der Anmerkung P. Haupts beigebrachten Parallelen aus arabischen Liebesliedern für den Verlust des Verstandes durch die Liebe.

Verwandt mit dem Liebeswahnsinn ist die Zerstreutheit des Verliebten, wie sie uns etwa Friedrich von Hausen und sein provenzalisches Vorbild darstellen, und wie wir sie oben (S. 4) bei dem Helden der arabischen Floredichtung, Urwa, kennen gelernt haben. Anderseits die Benommenheit, die den Liebenden in Gegenwart der Geliebten erfaßt, wie sie uns bei den Deutschen Ulrich von Lichtenstein und andere vor und nach ihm schildern.

Bei den Arabern etwa Tausend und eine Nacht I. 147: Ich sehnte mich nach dem, den ich liebe, und, als ich ihn fand, verstummte ich und war nicht mehr Herr meiner Zunge und meiner Augen, viele Worte hatte ich im Herzen, und als ich bei dem Geliebten war, brachte ich kein Wort heraus.

Wie der Troubadour klagt der arabische Minnesänger über die Kürze der Nächte, die er bei der Geliebten verbringt, und es ergibt sich naturgemäß die aus Romeo und Julia bekannte Tageliedsituation:

Schack I. 119:

Bei ihr, die strahlend wie der Mond mein Stübchen leuchten machte,
ruht' ich, indessen alles schlief, nur unsere Liebe wachte.
Das schlanke Weib umarmend ward ich müd' nicht sie zu küssen,
bis nun das Morgenrot uns mahnt, daß wir uns trennen müssen.
O Nacht Alkadir, heilige, von Allah selbst geweihte,
steig' nieder, daß ich länger noch darf ruh'n an ihrer Seite.

Ebd. 290:

Lang nun dünken mich die Nächte, und ich klage Nacht für Nacht,
daß so kurz nur jene waren, die ich einst mit dir verbracht.

J. Hart, Geschichte der Weltliteratur I. 485, Gedicht des Aragy übers von Kremer:

Bis endlich das Morgenrot strahlte, da meinten wir Zwei,
daß der Widerschein eines nächtlichen Brandes am Himmel es sei.
Scheiden mußte ich dann, und wir fanden kein Abschiedswort
außer der Finger Winken und Tränen immerfort[1].

Hier finden wir denn auch das Eindringen ins Herz, die Verwunderung, daß die Geliebte darin Platz finde, die Trennung zwischen Herz und Leib u. a. m., was uns aus den Troubadours und Minnesingern nur allzu bekannt ist[2]:

Hamâsa Nr. 543:

Du spaltetest mein Herz, dann sätest du
drein deine Lieb', und wieder ging es zu.
Die Lieb' hat sich hinabgesenkt so tief,
von außen sah man nicht, was drinnen schlief.

Hammer-Purgstall I 2. 418:

Sie raubte mir das Herz und ging von hinnen,
ich rief ihr nach, doch hörte sie mich nicht,
ich rief: nun bin ich ohne Herz geblieben;
wo ist mein Herz? Saidet! außer Sicht? --

Schack, a. a. O. 1, 122

Mein Körper ist von dir getrennt durch ferne Weite,
doch meine Seele weilt noch stets an deiner Seite.

Ebd. 231:

Sobald sie zurück den Schleier schlägt, enthüllt einen strahlenden Mond sie,
zu eng ist, um sie zu fassen die Welt, und dennoch mein Herz bewohnt sie.

An manchen der zitierten Stellen ist schon das Leuchtende[3] der Schönheit der Dame hervorgehoben worden, wie es die Franzosen und

[[1] Vgl. dazu Burdach, Sitzungsberichte 1918, S. 1078. 1089.]
[[2] Vgl. Burdach, a. a. O. S. 1074. 1075 f. 1078.]
[[3] Vgl. Burdach, a. a. O. S. 1078, oben S. 16 Anm.]

Provenzalen hervorzuheben lieben, unter den Deutschen vor allem Morungen und Wolfram. Ich will noch einige Stellen anführen.

Amrilkais, Moallaka 1: Sie leuchtet in dem Dunkel der Nacht, als ob sie sei die abendliche Lampe des Mönchs der Siedelei. —

Socin, Diwan aus Centralarabien Nr. 1: Ein Neumond hat zu strahlen begonnen, sein Glanz ist aufgegangen, so daß er die Menschen außer sich brachte. Er ist erschienen, hat aufgeleuchtet und ist am Horizonte hell geworden, und das Dunkel der Nacht ist vor ihm gewichen, heller als eine Lampe im Vorraum, heller als ein Blitzstrahl, heller als eine Sonne oder ein Mond.

Tausend und eine Nacht I. 94: Zeigt sie ihr Angesicht in der Finsternis, so beleuchtet sie alles von Osten bis Westen.

Ebd. 133: Die Sonne ihrer Schönheit umstrahlt so lieblich die Welt, daß, wenn sie mit lächelndem Gesichte sich zeigt, die helle Tagessonne sich wie eine Wolke verbirgt.

Wie bei manchem Sänger des abendländischen Mittelalters finden wir auch bei dem einen oder andern Araber die Abkehr von der irdischen zur himmlischen Liebe gegen Ende seines Lebens.

So bei Amrilkais, Diwan, Rückert Nr. 19, S. 56 f.:

Wünsch ihr beim Scheidebronnen Glück zur Fahrt,
denn ihre Art paßt nicht zu deiner Art.
Was fesselt dich an dieser Sänften Rand?
nur deine Torheit und dein Unverstand.
Von einem Tag zum andern hielt dein Reiz
mich hin, du Karge, gleich des Kargsten Geiz.
Nicht schleppen laß ich mich, von Torenwahn
gelockt, und keine Schlinge soll mich fahn.
Zur rechten Zeit hat sich mein Sinn gewandt,
als mich die Gottesfurcht nahm bei der Hand.

Wie Jaufrel Rudel verliert auch der arabische Sänger des 8. Jahrhunderts sein Herz an die ferne, nie gesehene Geliebte, s. Hammer-Purgstall I 2, S. 385. Der Zug ist in der Epik ja weit verbreitet, aber es ist bemerkenswert, daß er hier auch in der Lyrik vorkommt[1]. So wären noch eine große Menge von Details hervorzuheben, in denen sich die arabische Poesie mit den Gedichten der abendländischen Dichter des Mittelalters berührt, von denen sich einige, aber nicht alle, etwa auch in der Poesie der Antike finden mögen. Betreffs der Dichtungsformen will ich nur auf die Tenzone[2] hinweisen, in der die Araber den Provenzalen entschieden näher stehen, als diese den Altercationes des frühen Mittelalters.

[[1] Vgl. Burdach, a. a. O. S. 1016.]
[[2] Vgl. Burdach, a. a. O. S. 865.]

Neben ihrer Eigentümlichkeit als Hofdichtung gibt der arabischen Liebespoesie der gewisse schmachtende, traurige Charakter ihrer Hervorbringungen das eigentümliche Cachet, das sie als das Vorbild unserer Minnedichtung erscheinen läßt. Aber während wir hier mühsam nach Gründen suchen müssen, um diesen eigentümlichen Charakter zu erklären, erklärt sich dieser bei den Arabern auf ungezwungene Weise durch die Entstehung ihres Liebesliedes aus der Elegie[1].

Brockelmann, Geschichte der arabischen Literatur, S. 5, schreibt:

Wir werden sehen, daß das Liebeslied als solches erst verhältnismäßig spät in der Literatur auftritt. Sehr alt aber ist das Motiv der Klage um die Geliebte, von der der Dichter durch den Wegzug ihres Stammes sich getrennt sieht, der Sommer führt die verschiedensten Stämme auf reichen Weidegründen zusammen. Finden die Kamele reichliche Nahrung, so ist der Araber von aller Sorge um das Dasein befreit und imstande, sich werbend dem schönen Geschlechte zu nähern.

Wir haben hier den Grund einerseits für den im allgemeinen klagenden Inhalt der Liebeslieder des Mittelalters, anderseits für die Natureingänge, für die Zusammenhänge zwischen Frühling und Liebe, die einen Hauptreiz der mittelalterlichen Lyrik ausmachen: noch viel mehr als für den Abendländer war für den Araber die schöne Jahreszeit, der Sommer, 'die Saison', die Zeit der Geselligkeit, der Liebe und der Lieder. Diese Liebesklagen haben gewiß einmal als selbständige Lieder bestanden; doch finden wir sie in älterer Zeit fast immer als Bestandteile längerer, merkwürdig zusammengesetzter Gedichte, der sogenannten Kasside.

Vgl. De Goeje, Kultur der Gegenwart I, 7 (1906), Orientalische Literaturen, S. 136: Die eigentümliche Weise, die Kasida, wie die größeren Gedichte heißen, regelmäßig eine Klage bei der verlassenen Wohnung der Geliebten anzufangen, dürfte verhältnismäßig jüngeren Datums sein. Das erotische Element in diesen Gedichten ist lediglich Einleitung zur Beschreibung der einsamen Wüstenritte, der durchwachten Nächte, der Ungewitter, der Jagdszenen usw., und der eigentliche Zweck, die Verherrlichung des eigenen Stammes oder die Verspottung eines andern, die Lobpreisung eines hohen Gönners oder sonst ein persönliches Interesse. Diese Form der Einkleidung ist allmählich eine Norm geworden, die sich jahrhundertelang erhalten hat.

Diese komplizierte, traditionelle Form ist aber auch geeignet, ein helles Licht zu werfen auf gewisse Poesien der Troubadours, die in zunächst nicht recht verständlicher Komposition Liebe und Politik verbinden, was nach Diez, Poesie der Troubadours, S. 112, Folquet de Romans als

[[1] Vgl. Burdach, a. a. O. S. 1026. 1027. 1078. 1091.]

chanson sirventes, Perdigon als *chans mesclatz* bezeichne. So finden wir bei Bertran de Born eine Sirventes mit Naturschilderung und Liebesklage beginnend, ed. STIMMING Nr. 14, dann gezwungen zum politischen Gedicht übergehend, da er doch keine Dame zum Besingen habe, oder bei Guiraut de Bornelh ed. KOLSEN Nr. 31 in einem Liebesgedicht noch vor den zwei Schlußstrophen des envoi eine ganze Strophe an den König von Aragon gerichtet:

Herr König von Aragon, fürchten müssen euch eure Widersacher, denn ihr habt ihnen vor aller Welt stets mehr geschadet als man schildern kann, so daß sie alle dadurch entehrt sind und ihr Vorrang ein Ende nimmt und aufhört: so große Furcht haben sie, daß die Mächtigsten, weil ihre Tüchtigkeit ihnen abhanden kommt, verächtlich geworden sind.

Hier haben wir eine Absonderlichkeit der Form vor uns in diesem Schluß eines Liebesgedichts mit einer politischen Strophe, die sich nur aus einer Tradition erklären läßt, die uns aber nicht das Abendland, sondern nur Arabien mit seiner Kasside liefert. Aus dieser Form löst sich nun bei den Arabern verhältnismäßig spät, aber immerhin noch vor ihrer Einwanderung nach Europa, das eigentliche Liebesgedicht[1], das in der europäischen Literatur in dieser Art ein Novum ist. BROCKELMANN sagt a. a. O. S. 62:

Nur die Liebeslyrik, die in alter Zeit als ein nun einmal unentbehrliches Requisit jeder echten Qaside ein kümmerliches Dasein geführt hatte, wurde im Zeitalter der Umajjaden durch einige bedeutende Vertreter zu einer selbständigen Gattung entwickelt und damit die Auflösung der alten Qasidenform in einzelne selbständige Teile, die von der nächsten Generation weitergeführt wurde, angebahnt.

Den Grund, warum sich nur Einflüsse der arabischen Poesie auf die provenzalische nachweisen lassen, während die eigentlich spanische bloß mittelbar durch die provenzalische beeinflußt wurde, können wir nur vermutungsweise in einer geringeren Aufnahmefähigkeit der Westgoten für die Dichtung ihrer Feinde suchen. Wir werden diese Einflüsse wohl schon ins 8. Jahrhundert zu setzen haben, weil damals die Sarazenen am weitesten nach Norden vorgedrungen waren[2].

[[1] Vgl. dazu BURDACH a. a. O. S. 1027. 1077. 1078. 1091.]
[[2] Demgegenüber vgl. BURDACH, a. a. O. S. 1079.]

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 14

NEOPTOLEMOS UND HORAZ

VON

PROF. DR. CHRISTIAN JENSEN
IN KÖNIGSBERG I. PR.

BERLIN 1919
VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Diels in der Gesamtsitzung am 17. Oktober 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 8. Januar 1919.

Porphyrio sagt am Anfang seines Kommentars zur Ars poetica, daß Horaz in diesem Gedicht die Hauptlehren des Neoptolemos von Parion über die Dichtkunst zusammengestellt habe: *in quem librum congessit praecepta Neoptolemi* ΤΟΥ ΠΑΡΙΑΝΟΥ *de arte poetica, non quidem omnia, sed eminentissima.* Ob und wieweit diese Behauptung zutrifft, konnte bisher nicht festgestellt werden, da die Schriften des Neoptolemos bis auf wenige Titel und Zitate[1] verloren sind und keine Spur auf eine Schrift hindeutet, die mit einiger Wahrscheinlichkeit als Vorlage des Horaz angesehen werden könnte. Trotzdem wird heute wohl niemand mehr die Ansicht von Michaelis[2] teilen, daß Porphyrios Notiz »in dieser Form Unmögliches, ebensosehr dem Inhalte des horazischen Briefes wie der ganzen Richtung seiner Poesie Widersprechendes enthält«. Wer den Brief an der Hand von Kießling-Heinzes inhaltreichem Kommentar gelesen hat, weiß, daß er hellenistische Lehren über die Poetik wiedergibt. Daß aber diese im wesentlichen einem einzigen Autor verdankt werden, wird fast zur Gewißheit durch den von Norden[3] überzeugend geführten Nachweis, daß Horaz ein aus der griechischen Rhetorik bekanntes Dispositionsschema angewandt hat, in dem der Stoff nach den Gesichtspunkten der *ars* und des *artifex* gegliedert wurde, und daß die Übertragung dieses Schemas auf die Poetik unmöglich von Horaz selbst stammen kann. So hat denn neuerdings Kroll[4] einige Stellen des Gedichts, an denen die Fortbildung aristotelischer Gedanken besonders deutlich zutage tritt, für Neoptolemos in Anspruch nehmen wollen. Aber

[1] Diese sind gesammelt von Meineke, Analecta Alexandrina S. 357 ff.
[2] Die horazischen Pisonen, Comment. Mommsen. S. 421.
[3] Hermes XL, 1905, S. 481—528.
[4] Die historische Stellung von Horazens Ars poetica, Sokrates VI, 1918, S. 81 ff.

so lehrreich die von Kroll beigebrachten Parallelen und Erläuterungen sind, sie ändern nichts an der Tatsache[1], daß wir uns von diesem Manne und seinem Anteil an dem Gedicht des Horaz keine Vorstellung machen können (vgl. Norden S. 527).

Die Beschäftigung mit den poetischen Schriften Philodems hat mich auf seine Spuren geführt. Zwar sind die meisten uns erhaltenen Reste dieses umfangreichen Schriftenkomplexes so jämmerlich zerfetzt, daß eine Wiedergewinnung ihres Inhalts allein auf Grund der Abschriften von vornherein als unmöglich erscheinen mußte, und daher erklärt es sich auch, daß bisher so wenig auf sie geachtet wurde[2]. Aber vier[3] von diesen Papyri sind im Original noch so gut erhalten, daß sich durch eine Nachvergleichung viele zusammenhängende Schriftkolumnen fast lückenlos wiedergewinnen ließen. Ist aber hier einmal fester Boden gewonnen, so wird es vielleicht auch gelingen, die Bruchstücke mehrerer gleich in den ersten Jahren nach der Entdeckung der Bibliothek zerschnittener und auf diese Weise völlig zerstörter Rollen, welche heute nur noch in den Abschriften der Neapeler Zeichner vorliegen, in die alte Reihenfolge einzuordnen[4] und so den Inhalt auch dieser Schriften für die Wissenschaft nutzbar zu machen.

[1] Wesentlich anders läge es, wenn wirklich, wie Kroll S. 95 annimmt, überliefert wäre, daß Neoptolemos Peripatetiker war. Aber eine solche Überlieferung gibt es nicht.

[2] Einige zusammenhanglose Sätze, die Berührungen mit Horaz zeigen, hat Heinze in den Kießlingschen Kommentar aufgenommen (vgl. zu V. 130, 131, 319, 449), auf andere Philippson in der Festschrift des Kaiser-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg 1911, S. 33 hingewiesen.

[3] Es sind die Nummern 207 (VH² II 148—158 = Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων δ´), 994 (VH² VI 127—187), 1425 (VH² II 159—197 = Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων ε´) und 1676 (VH² XI 147—166).

[4] Daß einzelne Blätter aus HV² IV und HV² VII zusammengehören, haben schon Hausrath, *Philodemi* Περὶ ποιημάτων *libri II quae videntur fragmenta*, S. 227 ff., Preuner, Rhein. Mus. XLIV 633 und Kentenich in der S. 5² genannten Arbeit erkannt. Es ist mir gelungen, mehrere andere Blätter zusammenzufügen. Als Beispiel gebe ich hier das von Heinze zu V. 130 der Ars poetica zitierte Bruchstück (VH² IV 195) in der durch VH² VII 87 vervollständigten Gestalt. Philodem kritisiert einen Schriftsteller, der die künstlerische Bearbeitung übernommener Stoffe als die Aufgabe des guten Dichters bezeichnet und diese Behauptung durch den Vergleich mit einer anderen ἐπιστήμη erläutert hatte. Er erwidert, daß durch den Vergleich kein Beweis für die Behauptung erbracht sei, hebt dann aber selbst hervor, daß für die Beurteilung der Dichtung nicht die stoffliche neue Erfindung, sondern einzig und allein die künstlerische Gestaltung maßgebend sei:

Von dem am besten erhaltenen Papyrus 1425 sind außer dem Titel Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων ε΄ die letzten 38 Kolumnen[1] im Original vorhanden. Eine Neubearbeitung[2] empfahl sich auch deshalb, weil, wie Theodor Gomperz erkannte[3], in dem Papyrus 1538 Reste von einem zweiten Exemplar dieses Buches vorliegen, durch welche die Lücken der letzten elf Kolumnen des Papyrus 1425 teilweise ausgefüllt werden. So habe ich im Frühjahr 1908 den Papyrus 1538 ganz und von dem Papyrus 1425 die

VH² VII 87,14:
. . . . . ἀγαθὸ]ν εἶνα[ι
ποητήν, ὅμοια μόνο[ν,
ὧι βούλεται, παρατέθη-
κεν, οὐκ ἀποδέδειχεν, ὅ-
τι τοιοῦτος, ἐν ταῖς ἐπιστή-
μαις διαφορᾶς πολλῆς ὑ-
20 παρχούσης · ἀλλ' ὅμω[ς], κα-
θάπερ ἐπὶ τῶν κατὰ τὰς
χειρουργίας οὐχ ἡγούμε-
θα χείρωι παρ' ὅσον ὑφέ[μ]-
μενος ὕλην ἑτέρου τε-
25 χνείτου καλῶς ἠργάσα-
το, οὕτως οὐδὲ ποητήν, ἐ-
ὰν ἀπόητον ὑπόθεσι[ν] λα-
βὼν προσθῆ[ι] τὸν [ἴ]διον νο[ῦν.

VH² IV 195:
χείρω νομίζομεν, καὶ
οὐκ ἐπὶ τῶν μεικρῶν
μόνον οὕτως ἔχομεν,
ἀλλ' οὐδ' ἂν τὰ κατ' Εἴλιον
5 ἢ] Θήβας κοινῶς παρ' ἑτέ-
ρου λαβὼν ὥσπερ διαλύ-
σηι καί πως πάλι συν-
τάξας ἰδίαν κατασκευὴν
περιθῆ · τὰ γοῦν περὶ τὸν
10 Θυέστην καὶ τὰ περὶ τὸν
Πάριν κ[αὶ Μενέλα]ον καὶ
τὰ περὶ τὴν Ἠλέκτραν
καὶ πλεῖον' ἄλλα Σοφ[ο]κλέ-
α καὶ Εὐριπίδην καὶ πολ-
15 λοὺς ἄλλους γεγραφότας
ὁρ]ῶντες οὐ νομίζομεν
κατὰ τὸ τοιοῦτο τοὺς
μὲν εἶναι βελτίους τοὺς
δὲ χείρους, ἀλλὰ πολλά-
20 κι τοὺς εἰληφότας ἀμεί-
νους τῶν προκεχρημέ-
νων, ἂν τὸ ποητικὸν
ἀγαθὸν μᾶλλον εἰσε[νέγ-
κ]ωνται.

[1] In der Neapeler Abschrift (N) werden die beiden ersten Kolumnen als Fragmente gezählt, so daß den Kolumnen I—XXXVIII der Oxforder Abschrift (Hercul. voluminum pars II. Oxonii 1825. p. 117sq. = O) die Fragmente I—II und Kolumnen I—XXXVI entsprechen. Ich zitiere im folgenden nach N.

[2] Der Restitutionsversuch Dübners (*Philologis Gothae conventum agentibus S. P. D. Fr. Dübner. Insunt Fragmenta Philodemi* Περὶ ποιημάτων. Parisiis, Didot 1840) blieb in den Anfängen stecken. Einen wesentlichen Fortschritt bedeutet die Arbeit von [Kentenich], *Librorum* Περὶ ποιημάτων *columina Herculanensia quantum fieri potest restituantur*, die im Jahre 1896 Usener zur Beurteilung vorlag. Sie ging später in den Besitz von Sudhaus über und wurde von diesem mir zur Verfügung gestellt. Außerdem hat Gomperz, Z. f. ö. G. 16, 1865. S. 721 ff. und Wien. Sitz.-Ber. CXXIII, Abh. 6 einige Stellen ergänzt.

[3] A. a. O. S. 721. Aus dem in Nr. 1538 erhaltenen Titel Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων τοῦ ε΄ τῶν εἰς δύο τὸ β΄ schloß Gomperz fälschlich, daß beide Papyri nur den zweiten Teil des fünften Buches bildeten. Da die Aufschrift von Nr. 1425 Φιλοδήμου περὶ ποιημάτων ε΄ noch heute deutlich lesbar ist, muß dieser Papyrus das ganze fünfte Buch enthalten haben.

letzten 28 Kolumnen verglichen. Daß ich die Arbeit nicht vollenden konnte, empfinde ich jetzt um so schmerzlicher, als sich mir bei tieferem Eindringen in den Inhalt der Schrift ergeben hat, daß gerade die nicht verglichenen und am wenigsten gut erhaltenen ersten zehn Kolumnen für die Ars poetica des Horaz von großer Bedeutung sind. Auch aus diesem Grunde möchte ich sie hier besonders behandeln und die Mithilfe der Fachgenossen für sie erbitten, ehe ich meine Neubearbeitung des ganzen Textes vorlege.

In dem erhaltenen Teil des Buches bespricht Philodem Meinungen hellenistischer Gelehrter über das Wesen des guten Dichters und des guten Gedichts. Daß er diese nicht selbst gesammelt hat, wird jeder, der die Art seiner Schriftstellerei kennt, für selbstverständlich halten. Nun trifft es sich glücklich, daß im achten Band der Collectio altera die Abzeichnungen einiger Blatthälften vorliegen, welche die Herausgeber dem Papyrus 228 zugewiesen und als Reste einer Schrift περὶ ποιημάτων bezeichnet haben. Diese wurden bisher nicht beachtet, da sie fast nur zusammenhanglose Wortreste enthalten. Sie sind aber doch wertvoll. Denn auf Fragment IV (VH² VIII 164) werden die in den Columnen XXVIII—XXX des Papyrus 1425 besprochenen Definitionen der ἀρετὴ ποιήματος mit τοὺς δὲ . . . τοὺς δὲ . . . τοὺς δὲ (sc. λέγοντας) in demselben Wortlaut und derselben Reihenfolge aufgezählt, welche Philodem bei der Besprechung innehält, und auf Fragment VI (VH² VIII 165) stehen die in den Columnen XXIII und XXIV kritisierten Sätze aus einer Schrift des Krates von Pergamon. Die Blätter stammen also aus dem verlorenen Teil des Papyrus 1425, was auch durch den Schriftcharakter und die Buchstabenzahl der Zeilen bestätigt wird, und Philodem hatte auch in diesem Buch zunächst die Lehrmeinungen anderer im Auszug vorgelegt, um später gegen sie zu polemisieren[1]. Auch über die Quellen, denen er die Lehrmeinungen entnahm, finden sich noch nähere Angaben. Col. XXVI beendet er die Kritik des Krates von Pergamon[2] mit folgendem Satz:

[1] Dies Verfahren kennen wir jetzt aus den Schriften περὶ μουσικῆς (vgl. Gomperz, Zu Philodems Büchern von der Musik, Wien 1885), περὶ ῥητορικῆς pap. 1004, I, 325 ff. Sudhaus (vgl. v. Arnim, *De Aristonis peripatetici apud Philodemum vestigiis*, index Rostoch. 1900) und περὶ οἰκονομίας (vgl. meine Ausgabe praef. p. XXIV).

[2] Diese umfaßt die Columnen XXI—XXVI, denen eine Besprechung der Meinungen des Stoikers Ariston vorangeht (XIII—XXI). Über diesen zweiten Teil der Schrift hoffe ich bald ausführlichere Mitteilungen machen zu können.

τὰ δὲ περὶ τῶν ϲτοιχείων, ἐν ο[ἷϲ] τὴν κρί[ϲ]ιν εἶναί φηϲι τῶν ϲπου[δ]α[ίων] ποιημάτων, τίνοϲ αὐτῶι καὶ πόϲηϲ ἡδονῆϲ γέμε[ι][1], π]αρεϲτακότεϲ ἐν τ[ῶ]ι δευτέρωι τῶν ὑπομνημάτων διὰ τὸ καὶ περὶ ποιήματοϲ εἶναι κοινῶϲ, ἀποδοκιμά[ζομ]εν παλιλλογε[ῖ]ν, ὥϲ[τε] τὰϲ παρὰ Ζήνωνι δόξαϲ ἐπικόψαντεϲ[2] ἤδη [με]μηκυϲμένον[3] τὸ ϲύνγραμμα καταπαύϲομεν.

Wenn er hier sagt, daß er seine schon lang gewordene Schrift schließen will, nachdem er die Meinungen bei Zeno widerlegt hat, so könnte man in diesem Zeno den Gründer der Stoa vermuten, in dessen Schriftenkatalog bei Diog. Laert. VII 4 der Titel περὶ ποιητικῆϲ ἀκροάϲεωϲ erscheint. Daß aber dieser nicht gemeint ist, lehrt eine Durchsicht der folgenden Kolumnen. Sie enthalten eine Besprechung verschiedener anonymer Definitionen der ἀρετὴ ποιήματοϲ, die unmöglich alle in der Schrift des stoischen Schulgründers gestanden haben können. Philodem verdankt also die Definitionen, die er in dem Schlußteil (col. XXVI—XXXVI) als unzulänglich oder verfehlt zurückweist, seinem Lehrer Zeno, von dem er auch in vielen anderen seiner Schriften abhängig ist[4].

Im Vorhergehenden dagegen befaßt er sich mehr oder weniger eingehend mit einzelnen Autoren, die er namentlich anführt. Was diese über den guten Dichter und das gute Gedicht geschrieben hatten, vermittelte ihm ein uns unbekannter Philomelos: IX 10: τῶν το[ί]νυν παρὰ τῶι Φιλομήλ[ωι] γεγραμμένων οἱ μὲν οἰόμενοι τὸν ἐν τοῖϲ μύθοιϲ καὶ ταῖϲ ἄλλαιϲ ἠθοποιίαιϲ κἂν τῆι λέξει παραπληϲίωϲ ἐ[κλ]άμ[πο]ντα ποητὴν ἄριϲτον εἶναι λέ[γου]ϲι μὲν ἴϲ[ω]ϲ ἀληθέϲ τι, τὸν δὲ ποητὴν τὸν ἀγαθὸν οὐ διορίζουϲι ∘ καὶ γὰρ μιμογράφου καὶ

---

[1] Der Ausdruck ist bei Philodem beliebt, vgl. Rhet. I 206, 22: ἃ γὰρ αὖ περὶ τῶν θετικῶν λέγουϲιν ἡδονῆϲ μὲν γέμει πολλῆϲ, οὐκ εὔκαιρα δ' ἐϲτὶν νῦν ἐξετάζεϲθαι. Mus. 92, 6 καὶ τὰ παρ' ἄλλοιϲ δὲ ϲυγγενῶϲ εἰρημένα παρεδείξαμεν ὅϲηϲ ἐϲτὶν γέμοντα ληρείαϲ. Karneïskos sagt Φιλίϲτα β' X (S. 70 Crönert in der S. 9[1] angeführten Schrift): νομίζω φανερὸν γεγονέναι, διότι πολλῆϲ ἀϲυμφωνίαϲ ἔγεμεν ὁ λόγοϲ.

[2] Über die Bedeutung des Wortes vgl. H. Diels, Philodemos Über die Götter I, Abhandl. d. preuß. Akad. 1915, Nr. 7, S. 71[2].

[3] Danach ergänze ich Rhet. I 360: col. LXXI 2 ff.: Ἀλλὰ [μὴν ἐ]π[εὶ] τούτου πλέον ἢ προϲ[ῆ]κον ἴϲωϲ ἣν ἀπελαύϲαμεν, εἰ καὶ μεμήκυνται τὸ βιβλίον, Ταρίϲτωνοϲ κ[αὶ] τῶ[ν] ϲὺν [τ]ούτω[ι], καθόϲον δή ποτε ϲυμφέροντα τ[ούτων ἐξ]εταϲθέντων, ἀποθεωρήϲομεν κτλ. Die neuen Lesungen von A. Mayer, Aristonstudien, Philol. Suppl. XI S. 598, halte ich für unzuverlässig. Seine Behandlung dieses Satzes ist ebenso verfehlt wie vieles andere, was er über die herculanensischen Papyri geschrieben hat.

[4] Vgl. H. Diels, a. a. O. S. 56; Philippson, *De Philodemi libro* Περὶ ϲημ. καὶ ϲημειώϲεων, Berlin 1881, S. 4.

ἀρεταλόγου [ἢ̣ ἄλλ]ου[1] ϲυγγραφέωϲ ἀρετὴν ἄν τιϲ ἐκθε̣ῖτο ταύτην ∘ καὶ τὸ παραπληϲίωϲ ἀναγκαῖα τήν τε λέξιν εἶναι καὶ τὰ πράγματα λόγον ἔχει.

Die erste Definition des guten Dichters, welche Philodem aus Philomelos anführt, ist aus der Poetik des Aristoteles abgeleitet. Dieser unterscheidet p. 1449 b 31 ff. sechs Teile der Tragödie, drei wesentlichere: Fabel (μῦθοϲ), Charakter (ἦθοϲ), Gedanken (διάνοια), und drei äußerliche: Szenerie (ὄψιϲ), Rede (λέξιϲ) und Gesang (μελοποιία), aber von den ersten drei erläutert er nur μῦθοϲ und ἦθοϲ, indem er die διάνοια ins Gebiet der Rhetorik verweist[2], und von den drei äußerlichen Bestandteilen nur die λέξιϲ, da ὄψιϲ und μελοποιία mit der poetischen Theorie nichts zu tun haben[3]. Auch beim Epos[4] behandelt er nur die drei Teile, die in der von Philodem als unzulänglich getadelten Definition als wesentlich für den guten Dichter bezeichnet werden. Nirgends aber gibt er eine Definition des guten Dichters, geschweige denn eine solche, wie sie hier Philodem nach Philomelos anführt. Man wird also angesichts der Tatsache, daß offenbar auch Philomelos keine Gewährsmänner für sie zitiert hatte, annehmen dürfen, daß dieser weniger einen bestimmten Autor als vielmehr ganz allgemein die von Aristoteles abhängige Schultradition im Sinne hatte. Auch der zweite Satz, daß sprachlicher Ausdruck und Inhalt gleich notwendig seien, ist so allgemein gehalten, daß es unmöglich ist, über seinen Urheber eine bestimmte Vermutung zu äußern.

[1] Ergänzt von Sudhaus, Hermes XLI, 1906, S. 276: die übrigen Ergänzungen stammen von Dübner. Das Zeichen ° im Text bedeutet starke Interpunktion, die im Papyrus durch einen freien Raum von der Breite eines Buchstabens, oft auch durch die am linken Rand hinzugefügte Paragraphos gekennzeichnet ist. In den Noten habe ich folgende Abkürzungen gebraucht: D. = (ergänzt von) Dübner, G. = Gomperz, K. = Kentenich, K'. = Kentenich in nachträglichen Randbemerkungen, * = (ergänzt oder gelesen vom) Verfasser. P = Papyrus. N = Neapeler Copie. O = Oxforder Copie. Die Abweichungen der Abschriften voneinander und meine neuen Lesungen habe ich nur an solchen Stellen notiert, wo die Ergänzung zweifelhaft sein kann. Der Textausgabe werden Faksimiles der beiden Abschriften beigegeben werden.

[2] 1456 a 34 τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν διάνοιαν ἐν τοῖϲ περὶ ῥητορικῆϲ κείϲθω, τοῦτο γὰρ ἴδιον μᾶλλον ἐκείνηϲ τῆϲ μεθόδου.

[3] 1450 b 15 τῶν δὲ λοιπῶν πέμπτον ἡ μελοποιία μέγιϲτον τῶν ἡδυϲμάτων, ἡ δὲ ὄψιϲ ψυχαγωγικὸν μέν, ἀτεχνώτατον δὲ καὶ ἥκιϲτα οἰκεῖον τῆϲ ποιητικῆϲ, ὡϲ γὰρ τῆϲ τραγῳδίαϲ δύναμιϲ καὶ ἄνευ ἀγῶνοϲ καὶ ὑποκριτῶν ἔϲτιν, ἔτι δὲ κυριωτέρα περὶ τὴν ἀπεργαϲίαν τῶν ὄψεων ἡ τοῦ ϲκευοποιοῦ τέχνη τῆϲ τῶν ποιητῶν ἐϲτιν.

[4] p. 1459 b 10.

Philodem fährt fort IX 28:

Πρα[ξ]ιφάνης δ' ἕτερα μέν
τ̣ινα λ̣έγει περὶ τῆς ἀρε-
30 τῆς ἐν [τ]ῶι πρώτωι περὶ̣
ποιη[μά]των, ε[ὖ̣] δ', ἐνίοτε
καὶ π̣[ραγ̣]μάτων ὄντων
καὶ] ἠ̣θ[ῶν] ο̣⟨ὐ⟩κ̣ ἐνεῖναι
ἀρετὴν] ο ἐ[τε̣]ρα δ̣ὲ Δημή-
35 τριο]ς ὁ Βυζάντιος πάλιν . . .

28—31 D. 31 ειδενιοτε P. ἐν δ', ἐνίοτε D. εὖ δ' oder ἔν δ'* 32 D. 33 . . . ηθ . . γκενειναι P. erg.* 34 * ἕτερα K. 35 D.

Wenn Praxiphanes sagte, daß guter Inhalt und gute Charakterzeichnung noch nicht ein gutes Gedicht ausmachen[1], so hatte er die Bedeutung der λέξις besonders betont, was bei einem Schüler des Theophrast wohl verständlich ist. Als ihren Lobredner möchte man sich gern den Isokrates denken, den Praxiphanes in seinem von Diog. Laert. III 8 erwähnten Dialog Περὶ ποιητῶν sich mit Plato unterhalten ließ[2].

Der Lehrsatz des Demetrios von Byzanz[3] ist zum größten Teil in einer Lücke verschwunden, da am Anfang der nächsten Kolumne zehn Zeilen fast völlig zerstört sind. Nur in der Mitte (Z. 6 und 7) lassen sich die Worte ἔσχατον [δὲ τὴν τ]ῆς λέξεως ἐξερ[γασίαν ἀστείως][4] συγκεῖσ[θαι wiedergewinnen. Sie enthalten die letzte Forderung, welche Demetrius an das gute Gedicht gestellt hatte. Daß er vorher noch zwei andere genannt hatte, ergibt sich aus den auf die Lücke folgenden Bemerkungen Philodems:

[1] Die Ergänzungen von W. Crönert, Kolotes und Menedemus (Wesselys Stud. z. Pal. u. Papyrusk. VI) S. 105 sind mit der Überlieferung unvereinbar.

[2] Vgl. R. Hirzel, Der Dialog I 310.

[3] Martini [Pauly-Wiss. R. E. Demetrios 87] möchte ihn mit dem Peripatetiker Demetrios gleichsetzen, der nach Plutarch, Cat. min. 65. 67 ff. mit dem jüngeren Cato befreundet war. Da aber Philomelos ihn zwischen Praxiphanes und Neoptolemos einreihte, muß er im 3. Jahrhundert gelebt haben, könnte also mit dem Historiker Demetrius von Byzanz (F. H. G. II 624. Susemihl, Gr. Litt.-Gesch. I 620. RE Nr. 76) identisch sein. Auch die Frage, ob Reste seines Werkes Περὶ ποιημάτων in den Papyri 1014 und 188 der Herculanensischen Bibliothek erhalten sind, scheint mir noch nicht endgültig im negativen Sinn entschieden zu sein [vgl. Crönert, a. a. O. S. 105]. Daß es sehr mannigfachen Inhalt hatte, lehren die Zitate bei Athenaeus X 452 d, XII 548 d, XIV 633 a.

[4] Vgl. col. XVIII 28: ὅσα παρὰ τὰς τέχνας ἔχει, κἂν ἀστείως ἦι συγκείμενα, φαῦλα εἶναι.

X 11 π]ρο[ϲυπακ]ου[έ]ϲθω ταῦ-
τα] τοῖϲ [ὑ]π' αὐτοῦ γεγραμ-
μέν]οιϲ ὡϲ κεφαλαιώδη ∘
τὸ] γὰρ ὑπολαμβάνε[ι]ν
15 ὡϲ ἀπ[ο]χαράττει ταῦτα
τ[ὸ]ν ἀγ[α]θὸν ποιητὴν ὑ-
π[ερ]ηλί[θ]ιόν ἐϲτιν ∘ οὐ[χ ὅ-
τ[ι] οὖν [τ]ί ἐϲτι τὸ καλὸν
π[οίη]μ' ἀνα[ζη]τεῖ, μᾶλ-
20 λον] οὐδὲ τί κυριώτε-
ρο[ν] αὐτοῦ καὶ τί λειπό-
μενον, ἀλλὰ τί χρὴ πρῶ-
τον αὐτοῦ γενέϲθαι καὶ
τί δεύτερον καὶ τί τε-
25 λ]ε[υτα]ῖον ἀπαγγέλλει,
δυν[άμενοϲ] τάξιν ἁπλῶϲ
τοῖϲ [εἰρημ]ένοιϲ ἐφαρ-
μόττει[ν ∘ ν]οηθῆναι γὰρ
αὐτὰ δεῖ κα[λ]ῶϲ καὶ λό-
30 γουϲ οἰκείο[υϲ] λαβεῖν καὶ
κατὰ τὴν λέξιν ἐξ[ερ-
γαϲθ[ῆναι ἀϲτείωϲ ∘ Ἀ]λλὰ . . .

11 . ·οφ . . . . ου . . ϲθ ɔ O . . . ϲθω N erg.* vgl. col. XXXII 20 εἰ δὲ προϲυπακουϲτέον καὶ τὴν διάνοιαν ἣ γραφεὺϲ παραλέλοιπε . . . 12 K. 14 K. 15* 16—17 K. 17 οὐχ ὅτι* 19 * π . . . α(.)ιαϲτιττει N π . . (.) μανακτιττει O. Ich las deutlich: π . . (.) μανακτιττει, das letzte τ erschien etwas kleiner als die andern Buchstaben. 20 K. 25 K. 26—28 * 29—30 K. 31—32 *

Philodem sieht also den Hauptinhalt der Schrift des Demetrios darin, daß dieser vom guten Gedicht drei Eigenschaften forderte: schöne Gedanken, entsprechenden Inhalt und fein ausgearbeiteten sprachlichen Ausdruck. Er hält es deshalb für zwecklos, weiter auf sie einzugehen: »Denn wenn er (Demetrius) meint, daß diese Eigenschaften den guten Dichter charakterisieren, so ist das allzu dumm. Er ist weit davon entfernt, das Wesen des guten Gedichts zu untersuchen, ja er untersucht nicht einmal, was an ihm wichtiger und was weniger wichtig ist, sondern

verkündet nur, was das erste und was das zweite und was das letzte dabei sein soll, wo er das doch einfach durch die Abfolge der Worte hätte zum Ausdruck bringen können. Denn sie (die Gedichte) müssen schön gedacht sein und entsprechenden Inhalt erhalten und sprachlich fein ausgearbeitet sein.«

Daß hiermit die Kritik des Demetrius beendet ist, wird durch die am linken Rand zwischen den Zeilen 32 und 33 sichtbare Paragraphos ⅂__ angedeutet. Dieses Zeichen dient in diesem Papyrus dazu, die Sinnabschnitte äußerlich zu markieren, ist aber in den Abschriften fast immer ausgelassen. Diese bieten auch von dem nächsten Satz nur so wenige Buchstaben, daß ohne Zuhilfenahme des Papyrus jeder Ergänzungsversuch aussichtslos wäre. Ich stelle hier deshalb die Oxforder Abschrift (O), welche vollständiger ist als die Neapeler, mit meiner Zeichnung zusammen:

	O		J
	Γ.CЄ..........ΛΙΑ		⅂ΙΛC⌒..........\ΛΑ
	ΜΗΝC.........Є...		ΜΗΝC......ΓΟΛΕΜ(.)ΟC
	ΟΥ̣ΚΟ........ЄΤΗΝCΥΝ		ΟΥΚΟΙ.......C..ΙΝCΥΝ
35	ΘЄCΙΓ.......ω..ωΝ	35	ΘЄCΙΛ.......ω̣.‾ωΝ
XI	ΔΙΑΠΟΗΜ.........	XI	ΔΙΑΝΟΗΜ.........
(O XIII)	ΖЄ...ΥΔЄ \ΗC⌈ΠΛЄΙ.		ΖЄΙΝΟΥΔЄΙ.........
	ΛЄΓωΝΑΥΤΗ.Η\ΑΜЄΝ		ΛЄΓωΝΑΥΤΗ.Η.....
	ΚΑΘΑΠЄΡЄ.ЄΝЄ. .ΗΝ		ΚΑΘΑΠЄΡЄΠЄ..Η̣..ΜЄΝ

33 ΜΗΝ........ΟΔЄ... N XI 1 ΔΙΑΝΟΗΜ N 2 ΖC.ΝΟΥΔЄ sonst nichts N 34 ΟΥΚΟΙ Am oberen Ende der letzten Hasta glaubte ich den Ansatz zu dem Bogen eines Ρ erkennen zu können XI 4 Zwischen Η und Μ ist das Blatt zerrissen, und die beiden Hälften sind zu eng aneinandergeschoben.

Schon bei der Lektüre des Papyrus, als ich den Inhalt des Vorhergehenden und Folgenden noch nicht übersah, wurde mir klar, daß in den am Schluß der Zeile 33 entzifferten Buchstaben ein Name stecken müßte. Die Ergänzung Ἀλλὰ μὴν ὅ γε Νεοπτόλεμος war bald gefunden. Weiter ergab sich, daß die von mir in der Oxforder Abschrift XI 2—4 durch einen Strich abgesonderten Buchstaben auf einem losen Blatt gestanden hatten und von dem Zeichner um eine Zeile zu hoch hinaufgerückt waren. Von dem abgelösten Blatt waren nur noch die Buchstaben ΜЄΝ erhalten. Da aber der Zeichner noch ΑΜЄΝ las, so lautete der Schluß des Satzes: καθάπερ ἐπενοή̣[ς]αμεν. Also mußte Philodem den Neoptolemos schon vorher erwähnt haben, und zwar in demselben Buch. Denn Hinweise auf

frühere Bücher pflegt er mit der Nummer des betreffenden Buches zu versehen (vgl. z. B. oben S. 7). Auch ließ sich noch erkennen, daß über das Verhältnis von ϹΎΝΘΕϹΙϹ (Z. 34) und ΔΙΑΝΟΉΜΑΤΑ (XI 1) zueinander gesprochen war und die Worte ΛΈΓΩΝ ΑΥ̓ΤῊ[Ν] Ἢ ΠΛΕΊ[Ω][1] (Z. 3) sich auf die ϹΎΝΘΕϹΙϹ bezogen. Aber den Sinn des ganzen Satzes habe ich erst viel später verstanden, da ich die Durcharbeitung der ersten acht Kolumnen, die ich in Neapel nicht mehr nachprüfen konnte, so lange hinausgeschoben hatte, bis die Hoffnung, den Papyrus noch einmal zu sehen, durch den Eintritt Italiens in den Krieg auf lange Zeit hinaus vernichtet wurde.

Der Zusammenhang der ersten Kolumnen ist oft durch große Lücken unterbrochen. Infolgedessen sind auch die Abschriften, auf die ich allein angewiesen bin, besonders unzuverlässig und weichen sehr voneinander ab. Je besser es aber gelang, ganze Sätze wiederzugewinnen, desto deutlicher zeigte sich, daß in allen acht Kolumnen nur eine Schrift besprochen wird, die an zahlreichen Stellen mit der Ars poetica des Horaz übereinstimmt, und die Vermutung drängte sich auf, daß der Hinweis Philodems auf eine frühere Erwähnung des Neoptolemos sich auf diesen Teil bezog. Die Bestätigung dieser Vermutung ergab sich aus der Ergänzung der letzten Sätze, die der Besprechung der durch Philomelos vermittelten ΔΌΞΑΙ unmittelbar vorausgehen.

Nach einer großen Lücke, die durch den Verlust der oberen Hälfte von Kolumne VIII entstanden ist, läßt sich folgender Wortlaut wiederherstellen:

VIII

... ΚΑῚ [ΤῸ
ΤΙΝᾺϹ Α[ΥΛΟΥΝ]ΤΑϹ [ἈΓ̣]Α-
25 ΘΟῪϹ ΑΥ̓ΛΗΤ[ᾺϹ Ο]Υ̓Κ ΕἾΝ[ΑΙ
ΠΡῸϹ ΤῸ ΔΙΑΦΈΡΕΙΝ ΤῸΝ Ε̣[Υ
ΠΟΙΟΥ͂ΝΤΑ ΤΟΥ͂ ἈΓΑΘΟ[Υ
ΠΟΙΗΤΟ[Υ] Δ[Έ]Χ̣ΟΜΑΙ ἈΝΤΑ-
ΠΟΔΕΔ[ΌϹΘ]ΑΙ, ΚΑῚ ἘΠΕῚ ΜΆ[Ρ-
30 ΤΥΡΑϹ ἘΠ̣Ι̣ϹΠΑ͂ΤΑΙ ΤΟῪϹ
ΜΟΥϹΙΚΟῪϹ ΤΟΥ͂ ΛΈΓΕΙΝ
ἈΛΗΘΩ͂Ϲ ΟΥ̓ΔῈΝ ϹΥΚΟΦΑ[Ν-

... Und daß der Satz: »Einige, die Flöte blasen, sind keine guten Flötenbläser« der Behauptung entspricht, daß der, welcher gut dichtet, sich vom guten Dichter unterscheidet, erkenne ich an, und wenn er als Zeugen für die Wahrheit seiner Behauptung die Musiker heranzieht, so ist das keine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Und wenn

[1] Da Philodem des Hiats wegen zwischen ΚΑΘΆΠΕΡ und ὭϹΠΕΡ wechselt, ist ΠΛΕΊΩ wahrscheinlicher als ΠΛΕΙ͂ΟΝ.

33 τε]ῖο καὶ τὸ τα[ῦτ]α διαι-
ρ]εθέντα τὰ προϲόντα
IX διαϲτέλλει]ν καὶ αὐτὸ
τὸ ποιεῖν οὐδὲν ἂν ἐλάτ-
τω λαβεῖ⟨ν⟩ μερίδα, ἀλ[λ]ὰ
καὶ πλείω τὸ εἰϲ τοῦτο,
5 ταὐτὸν ὑπακούω λέγειν
τ[ῶι] πλεῖον ἰϲχύειν ἐν
ποιητικῆι τὸ πεποιημέ-
νον εἶναι τοῦ τὰ διανο-
ήματ᾽ ἔχειν πολυτελῆ.

er sagt, daß diese Scheidung (zwischen dem Techniker und dem guten Dichter) den zugehörigen Stoff disponiert, und daß das Dichten allein keinen kleineren Teil einnehmen werde, sondern die darauf bezüglichen Vorschriften sogar einen größeren, so verstehe ich darunter dasselbe, wie wenn er sagte: »Gute Ausarbeitung ist in der Poetik von größerer Bedeutung als reicher Gedankeninhalt.«

23—29 G. Z. f. ö. G. 16, 1865, S. 828[14] 24 αὐλοῦνταϲ εὖ ἀγαθοὺϲ G. gegen das Spatium. VIII 32—IX 3 * 6 D.

Der Autor, den Philodem hier kritisiert, hatte eine Scheidung vorgenommen zwischen dem εὖ ποιῶν und dem ἀγαθὸϲ ποιητήϲ. In welchem Sinne er das meinte, zeigt ein Satz auf der vorhergehenden Kolumne, den ich erst auf Grund des vorstehenden Textes habe ergänzen können:

VII 18 τὸ δεῖ[ν
δὲ μ]ετὰ [τ]οῦ [εὖ] ποιεῖν
20 καὶ τοῦ π[άθουϲ το]ῦ ἀγαθοῦ
ποιητοῦ καὶ τὸ διαφέρειν
α]ὐτοῦ τὸ[ν] εὖ ποιοῦντα
πάντ]ωϲ δέχομα[ι].

Daß aber außer dem guten Dichten auch die Leidenschaft des guten Dichters nötig ist, und daß der, welcher gut dichtet, sich vom guten Dichter unterscheidet, billige ich durchaus.

18—20 * zur Konstruktion vgl. Philodem π. μουϲ. p. 32, fr. 26, 3 K. und dazu die Wiederherstellung von Gomperz, Zu Philodems Büchern von der Musik, Wien 1885, S. 20: τὸ] δεῖν δὲ τὰ μέρη τῆϲ [ψυχῆϲ] ϲύμμε[τ]ρα τοῖϲ πά[θεϲιν εἶ]ναι κτλ. 20 π[άθουϲ το]ῦ: Die Abschriften bieten: ϲτ.......υ N ϲτ......υ O. In O ist ϲ mit τ ligiert. An der der Überlieferung näher liegenden Ergänzung τοῦ ϲτ[ήθουϲ το]ῦ ἀ. π. bin ich irre geworden, weil das Wort ϲτῆθοϲ zwar wohl den Sitz der Gefühle bezeichnet (vgl. Plato Phaedr. 235 C und 236 C), aber metaphorisch gebraucht wie lat. *pectus* sich nicht belegen läßt. 22 K. 23*

Es ist die alte Streitfrage über das Verhältnis von φύϲιϲ und τέχνη zueinander, die hier unter dem Beifall Philodems in dem Sinne beantwortet wird, daß technische Schulung nicht genügt, um das dichterische Ideal zu erreichen. Zu derselben Frage hat auch Horaz in dem Abschnitt über den Dichter Stellung genommen:

natura fieret laudabile carmen an arte
quaesitum est. ego nec studium sine divite vena
410 *nec rude quid prosit video ingenium: alterius sic*
altera poscit opem res et coniurat amice.
qui studet optatam cursu contingere metam,
multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit,
abstinuit Venere et vino; qui Pythia cantat
415 *tibicen, didicit prius extimuitque magistrum.*

Daß Horaz in diesen Versen seiner griechischen Quelle folgt, während er sich »von 416 an frei gehen« läßt, ist schon von Norden a. a. O. 506[1] hervorgehoben worden. Jetzt haben wir einen griechischen Autor gefunden, der genau die gleiche Anschauung vertritt wie Horaz. Selbst der Vergleich mit dem Flötenspieler findet sich bei beiden. Nur darin weichen sie voneinander ab, daß jeder ihn in seinem besonderen Sinn benutzt: der Grieche, um die Unzulänglichkeit technischer Ausbildung, der Römer, um ihre Notwendigkeit zu erläutern.

Aber die Scheidung zwischen dem Techniker und dem guten Dichter hatte für den Gewährsmann Philodems noch eine besondere Bedeutung: Ihr entsprechend hatte er seine Darstellung disponiert, den zugehörigen Stoff, wie Philodem sich ausdrückt. Der eine Teil handelte über das εὖ ποιεῖν oder das, was zur τέχνη gehört, der andere über den ἀγαθὸς ποιητής als solchen. Es ist das gleiche Dispositionsprinzip, welches, wie Norden nachgewiesen hat, die Verfasser isagogischer Schriften anzuwenden pflegten, und welches auch Horaz bei der Komposition seiner Epistel befolgt hat. So finde ich in dem Anonymus Philodems den von Norden postulierten griechischen Autor, dem Horaz die Übertragung dieses Prinzips auf die Poetik verdankt. Genau so, wie es in den späteren Lehrbüchern der Rhetorik oder Philosophie, Architektur oder Strategie, Musik oder Medizin zu geschehen pflegt, hatte offenbar schon dieser Autor die von ihm befolgte Gliederung nach dem Prinzip *ars* und *artifex* seiner Darstellung der Poetik vorangestellt. Und wenn der Abschnitt über die Kunst umfangreicher war als der über den Dichter, so stimmen auch in diesem Punkt nicht nur Schriftsteller wie Quintilian (II—XI de arte oratoria, XII de oratore), sondern auch Horaz mit ihm überein, der in dem größeren (ersten Teil) seiner Epistel (1—305) über die Dichtkunst, im kleineren (306—476) über den Dichter handelt.

Nun aber deutet Philodem diese Ungleichheit der Teile in dem Sinne, daß es dem Verfasser mehr auf die Ausarbeitung ankam als auf mannigfachen Gedankeninhalt. Auch Horaz hält die sorgfältige Ausarbeitung für so wesentlich, daß er immer wieder seine Adressaten ermahnt, die Mühe des Feilens nicht zu scheuen (290):

Vos, o
Pompilius sanguis, carmen reprendite, quod non
multa dies et multa litura coercuit atque
praesectum deciens non castigavit ad unguem.

Auf die Neuheit des Stoffes legt er keinen besonderen Wert. Denn etwas ganz Neues zu erfinden und richtig zu gestalten, ist schwer (128):

difficile est proprie communia dicere, tuque
rectius Iliacum carmen deducis in actus
quam si proferres ignota indictaque primus.

Aber Philodem hat die Ansicht, daß die sprachliche Komposition wichtiger sei als die Gedanken, seinem Gegner nur untergelegt, ob mit Recht oder Unrecht, müssen wir dahingestellt sein lassen. Uns kommt es vor allem auf die Worte des Gegners an, die er in diesem Sinne deutete, und die ich deshalb noch einmal hierhersetze: αὐτὸ τὸ π̣ο̣ι̣εῖν οὐδὲν ἂν ἐλάττω λαβεῖ⟨ν⟩ μερίδα, ἀλ[λ]ὰ καὶ πλείω τὸ εἰϲ τοῦτο. Auf diese Worte nämlich nimmt er in dem Satz Bezug, in welchem der Name des Neoptolemos vorkam, und sie geben uns daher die Handhabe, diesen Satz vollständig zu ergänzen. Er muß gelautet haben:

Ἀ]λ̣λὰ
μὴν ὁ̣ [γε Νεοπ]τόλεμοϲ
οὐκ ὀ[ρ̣θῶϲ ἔδοξ]ε τὴν ϲύν-
θεϲιν̣ [τῆϲ λέξε]ω[ϲ τ̣]ῶν
XI διανοημ[άτων χωρί-
ζειν̣, οὐδὲν ἥ[τ̣τω μερίδα
λέγων αὐτὴ[ν] ἢ πλεί[ω,
καθάπερ ἐπενο̣ή̣[ϲ]αμεν.

Neoptolemos jedoch schien nicht mit Recht die sprachliche Komposition von den Gedanken zu trennen, da er sie, wie wir sahen, als nicht kleineren oder größeren Teil bezeichnete.

Daß Neoptolemos die sprachliche Komposition von den Gedanken getrennt habe, macht Philodem ihm im weiteren Verlauf seiner Polemik noch einmal zum Vorwurf (col. XII 6 ff.; vgl. unten S. 19), und auch bei der

Kritik eines Lehrsatzes des Krates von Pergamon stellt er von zwei Alternativen die eine als richtig hin, daß »wir in der Poetik die Gedanken beurteilen müssen und, auch wenn wir die Komposition loben, sie nicht von dem zugrunde liegenden Inhalt losreißen dürfen[1].«

Somit ist bewiesen, daß in den ersten acht Kolumnen, die von der Schrift Philodems erhalten sind, Lehrsätze des Neoptolemos von Parion besprochen werden. Aber der Beweis beruht auf der Ergänzung eines lückenhaften Textes, die immerhin irreführend sein kann. Damit er vollgültig werde, muß die Bestätigung aus dem Inhalt der Kolumnen hinzukommen. Ehe wir aber diesen wiederzugewinnen versuchen, ist es ratsam, diejenigen Lehren des Neoptolemos zu betrachten, welche Philodem bei Philomelos fand.

Nach dem Hinweis auf die vorangegangene Bemerkung über Neoptolemos fährt er fort:

XI, 5 ἀτόπωϲ δ[ὲ] κα[ὶ τὸν] τὴν
τέχνην [καὶ τὴν δύν]α-
μιν ἔχοντα τ[ὴν ποι]ητι-
κὴν εἶδοϲ [π]αρίϲ[τηϲι
τῆ[ϲ] τέ[χ]νη[ϲ μ]ετὰ τοῦ
10 ποήματο[ϲ] · καὶ τῆϲ πο-
ήϲεωϲ ∘ [πῶ]ϲ δὲ καὶ ταῦ-
τα; μᾶ[λλο]ν γὰρ ἐχρῆν
τὰϲ δια[θέϲει]ϲ ποιήϲειϲ
ἐπικαλεῖ]ν, ἔτι δὲ βέλ-

Absurd ist es auch, den, der kunstmäßige Schulung und dichterische Begabung besitzt, als Gattung der Kunst neben das Gedicht und die Poesie zu stellen. Und in welchem Sinne (bezeichnete er) auch diese (als Gattungen der Kunst)? Lieber hätte er die Darstellungen Poesien nennen sollen, noch

---

[1] XXV καὶ τόδε
20 μ[ήτε τὰ αἰ]ϲθήϲει ἐπι-
τ[ερπῆ] μήτε τὴν διά-
ν[οιαν δ]εῖν κρίνειν
τῶ[ν] ποιημάτων, ἀλλὰ
τὰ λογικὰ θεωρήματα
25 τὰ φύϲει ὑπ[άρχο]ντα δι᾽ αἰϲ-
θήϲεωϲ κρ[ίνειν] καὶ οὐ-
κ ἄνευ τῶν [νοο]υμένων,
οὐ μέντοι τὰ νοούμε-
να, κωφά τ᾽ ἐϲτὶ καὶ μι-
30 κροχαρῆ καὶ διεψευϲμέ-
να, εἰ μὴ διείλη[π]ται τὸ
τὰ λογικὰ θε[ω]ρήματα
φύϲει ὑπάρχειν ∘ ἢ πρὸϲ λ[ό-
γον ἐϲτὶ τὸ διὰ τ[ῆϲ ἀ]κο-
35 ῆϲ τὰϲ λέξειϲ παραδέ-
XXVI χεϲθαι τὴν διάνοιαν ἢ ἀ-
ληθὲϲ [δεῖν τὰ νο]ούμε-
να ἐν ποητ[ικῆ]ι κρίνεϲ-
θαι καὶ μηδ᾽ ὅταν τὴν
5 ϲύνθεϲιν ἐπαινῶμεν, ἀ-
ποϲπᾶ[ν] αὐτὴν τῶν ὑπο-
τεταγμένων.

20—21 * 22 D. 25 D. 26 * 27 D. 32 D. 33 K. 34 D. XXVI, 1—3 *.

15 τιον ἔ[ρ]γα τὰ ποήματα,
τὰϲ δὲ ποιήϲειϲ οἷ[ọṇ] ὕ-
φη, ποι[ẹ]τὴ[ν] δὲ τὸν [τ]ḥν
δύνα[ṃ]ιν [ἔχ]οντα καὶ ἀ-
πὸ ταύτηϲ [ἐ]ργαζόμε-
20 νον ∘ εἰ δ[ὲ τ]ὴν ἐργαϲίαν
ποιητικὴν καλεῖ, τ[ῆ]ϲ
τέχνηϲ οὕτω προϲ[αγο-
ρευομένηϲ, ἀ[γ]νοε[ῖ], καὶ
ταύτηϲ εἶδοϲ λέγειν
25 τὸν π[οι]ητὴṇ καταγέ[λ]α[ϲ-
τον.

besser die Gedichte Werke, die Poesien aber gleichsam Gewebe, und Dichter den, der die Begabung besitzt und durch sie schafft. Wenn er aber die Ausübung Poetik nennt, wo die Kunst so genannt wird, ist er unwissend, und den Dichter als Gattung der Kunst zu bezeichnen, ist lächerlich.

5—6 * 6 δύναμιν K. 7 K. 8 * 9 K. 11 * 12 K. 13 * 14—15 K. 16 K[1]. 17 K. 18—25 K.

Den Inhalt dieser Sätze bildet ein Streit um Worte, aus dem sich für Neoptolemos nur entnehmen läßt, daß er etwa folgende Einteilung aufgestellt hatte: διαιρεῖται ἡ ποιητικὴ εἰϲ τρία· ἔϲτι γὰρ αὐτῆϲ ἓν μὲν ἡ ποίηϲιϲ, ἓν δὲ τὸ ποίημα, ἓν δὲ ὁ τὴν τέχνην καὶ τὴν δύναμιν ἔχων τὴν ποιητικήν. In der Definition des Wortes ποιητὴϲ ist das von Horaz in den S. 14 angeführten Versen dargestellte Ideal kurz zum Ausdruck gebracht: Künstlerische Schulung und dichterische Fähigkeit müssen im Dichter harmonisch vereinigt sein. Es ist bezeichnend für die Stellungnahme Philodems, daß er in seiner Definition des Dichters nur von der letzteren spricht. Er legt überhaupt den von Neoptolemos gebrauchten Bezeichnungen ποιητική, ποίηϲιϲ, ποίημα und ποιητήϲ eine andere Bedeutung unter und schließt sich hinsichtlich des Unterschiedes zwischen ποίηϲιϲ und ποίημα einer Lehre an, die schon dem Lucilius (338 M) bekannt war und, wie Marx in seinem Kommentar gezeigt hat, in zahlreichen späteren griechischen und römischen Versionen wiederkehrt. Als eine der vollständigsten mag hier die von Diomedes GL I, p. 473, 17 K. gegebene stehen: *distat autem poetica a poemate et poesi, quod poetica ars ipsa intellegitur, poema autem pars operis, ut tragoedia, poesis contextus et corpus totius operis effecti, ut Ilias Odyssia Aeneis.* Diese Parallele ermöglicht es auch, die folgenden Sätze Philodems zu ergänzen:

XI, 26 ΘΑΥΜΑ[ϹΤῸ]Ν Δ' ΑΥ-
ΤΟΥ͂ ΚΑῚ [ΤῸ] ΤΗ͂[Ϲ] ΠΟΉϹΕΩ[Ϲ
ΕἾΝΑΙ Τ[Ὴ]Ν ὙΠΌΘΕϹΙΝ [ΜΌ-
ΝΟΝ, ΚΑῚ ΤΟΥ͂ ΠΟΉΜΑΤΟ[Ϲ ΚΑῚ
30 ΠΆΝΤΩΝ ὍΛΩϹ ΤΗ͂Ϲ ΠΟΉϹ[Ε-
ΩϹ ὌΝΤΩΝ ∘ Ἡ ΜῈΝ [ΓᾺ]Ρ ΠΌ-
ΗϹΙϹ ΚΑῚ Π[ΌΗΜΆ Γ' ἘϹΤΙΝ,
ΟἿΟΝ Ἡ Ἰλι[ΆϹ], ΟἹ Δ[Ὲ ΠΡΩ͂ΤΟΙ
ϹΤΊΧΟΙ ΤΡΙ[ΆΚ]ΟΝΤΑ ΤΑ[Ύ]ΤΗϹ
35 ΠΌΗΜΑ Μ[Έ]Ν, ΟΥ̓ ΜΈΝΤΟΙ ΠΟΊ-
Η]ϹΙϹ.

26—28 K. 29—34 " 35 K.

Erstaunlich ist auch seine Behauptung, daß die ποίηϲιϲ es nur mit dem Stoff zu tun habe, da auch das Gedicht und alles überhaupt zur ποίηϲιϲ gehört. Denn die ποίηϲιϲ ist auch ein ποίημα, wie die Ilias, aber die ersten dreißig Verse der Ilias sind zwar wohl ein ποίημα, jedoch keine ποίηϲιϲ.

Neoptolemos hatte also der ποίηϲιϲ lediglich den Stoff zugewiesen. Man fragt, wie er die Gebiete der beiden anderen von ihm unterschiedenen Gattungen abgrenzte. Die Antwort muß auf der nächsten Kolumne zu finden sein. Aber diese und die folgende (XIII) gehören zu den am meisten beschädigten der ganzen Schrift und haben seit der Anfertigung der Abschriften sehr gelitten. Da ich vor zehn Jahren die Bedeutung ihres Inhalts noch nicht erkannt hatte und mein Aufenthalt in Neapel zu kurz bemessen war, um die ganze Schrift vergleichen zu können, zog ich es vor, nachdem ich, von den am besten erhaltenen Schlußkolumnen ausgehend, bis zur Kolumne XVI vorgedrungen war, von den nächsten nur noch Stichproben zu nehmen. Dabei wurden die beiden genannten Kolumnen wegen ihres sehr zerstörten Zustandes fast ganz vernachlässigt. Wenn ich es jetzt trotzdem wage, im wesentlichen auf Grund der sehr unzuverlässigen Abschriften ihren Text wiederherzustellen, so bin ich mir der Kühnheit dieses Versuches wohl bewußt, hoffe aber doch, wenigstens die hier besprochenen Lehren des Neoptolemos zurückgewonnen zu haben. Als Prädikat zu dem nächsten Satz sind aus dem vorhergehenden die Worte ΘΑΥΜΑϹΤΌΝ ἘϹΤΙΝ zu ergänzen:

XII Η]ϹΙϹ ∘ ΚΑῚ ΤῸ ΠΟΉ[ΜΑΤΟϹ ΜΌ-
ΝΟΝ ΤῊΝ [ϹΎΝΘΕϹΙΝ ΤΗ͂Ϲ
ΛΈΞΕΩϹ Μ[ΕΤΈΧΕΙΝ, ἈΛΛᾺ ΜῊ
ΤᾺϹ ΔΙΑΝΟ[ΊΑϹ ΚΑῚ ΤΆΞΕΙϹ

(Wundern muß man sich) auch (über) die Behauptung, daß an dem Gedicht nur die Komposition des sprachlichen Ausdrucks An-

5 ΚΑῚ ΠΡΆΞΕΙϹ ΚΑῚ [Π̣ΡΟϹΩ-
ΠΟΠΟΙΐ[Α̣Ϲ ∘ ΕἼ Δ᾽ ἘΝ [ΤΗ͂Ι
ΛΈΞΕΙ ΠΕΠΟΙΗ͂ϹΘΑΊ Τ̣[Ι
ΠΡΈ]ΠΕΙ, ΚἈΝΤΑΥ͂[ΘΑ ΝῊ ΔΊ᾽ ΟΥ̓-
Κ ἜϹΤΙ ΤΙ ΠΕΠΟΙ[Η͂ϹΘΑΙ ΤΟ]Ύ-
10 ΤΩΝ ΧΩΡΊϹ, ἈΛΛ᾽ [ἼΔΙ]Ο[Ν ΤΟ]Υ͂
ϹΥΝΚΕΙ͂ϹΘΑΙ [ΤῊΝ] Λ̣ΈΞΙΝ ΤῸ
ϹΥΝΚΕΙ͂ϹΘΑΙ [ΤῊΝ ΠΡΑ͂Ξ]ΙΝ ΕἾ-
ΝΑΙ ΦΑΊΝΕΤΑΊ Μ[ΟΙ ∘ ΤῸ ΔῈ] ΚΑῚ
ΤΟΥ͂ ΠΟΙΗΤΟΥ͂ ΤΑΥ͂Τ]Α ΚΑῚ
15 ΔῊ Κ[Α̣]Ὶ ΤῊΝ ὙΠ̣[ΌΘ]ΕϹΙΝ ΚΑῚ
Τ[Η̣Ν Ϲ]ΎΝΘ̣[Ε]ϹΙΝ [ΕἾΝ]Α̣Ι ΠΑΝ-
Τ[Ὶ ΔΗ͂Λ]Ο̣Ν ΟΥΤ[ΌϹ ΦΗϹ̣]ΙΝ.

teil habe, nicht aber die Gedanken und die Anordnung und die Handlungen und die Darstellung der Charaktere. Wenn aber beim sprachlichen Ausdruck etwas kunstmäßig gestaltet sein muß, so ist das doch wahrlich auch hier nicht möglich ohne diese, sondern mit der Gestaltung des Ausdrucks scheint mir notwendig die der Handlung verbunden zu sein. Daß aber auch der Dichter hieran und somit sowohl am Stoff wie an der Komposition Anteil habe, sagt er, sei jedem klar.

In O sind die Zeilenenden 9—14 um eine Zeile zu hoch hinaufgerückt.
1—4 * 5 K. 6—8 * 8 ... ΤΕΙ NO ... ΠΕΙ * 9 K. 10 * ΑΛΛ ... Ο ... Υ O ΑΛΛ ...... Ν N 11 K. 12—14 * 15 ΔΗ * ΚΑῚ ΤῊΝ ὙΠΌΘΕϹΙΝ K. 16—17 * 16 ΤΙ .... ΝΟ . ϹΙΝ ... ΝΙΠΑΝ N ΤΙ ... ΥΝΟΥϹΙΝ .... ΡΠΑΝ O 17 Τ .... ΟΝΟΥΤ .... ⁻ΙΝ N Τ .... ϽΝΟΥΤ .... ΓΙΝ O

Wenn es mir gelungen ist, diese Sätze wenigstens dem Sinne nach richtig herzustellen, so hatte Neoptolemos der ποίηϲιϲ den Stoff, d. h. die Gedanken, die Anordnung, die Handlungen der Personen und die Darstellung der Charaktere, dem ποίημα die Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks und dem ποιητήϲ beide Gebiete zugewiesen. Es leuchtet ein, daß hier die schon in der aristotelischen Einteilung der Tragödie und des Epos[1] und deutlicher noch in den bisher von Philodem besprochenen Lehrsätzen hervortretenden Grundbegriffe Stoff und Form in ein System gebracht sind, indem jetzt die Begriffe ποίηϲιϲ und ποίημα nach ihnen bestimmt werden. Zweck aber konnte ein solches System doch nur haben, wenn es dem Neoptolemos als Grundlage für sein Lehrbuch der Poetik diente. Daß dieses in zwei Hauptteile gegliedert war, von denen der eine (größere) die eigentliche Dichtung (αὐτὸ τὸ ποιεῖν), der andere (kleinere) den guten Dichter zum

[1] Schon bei der Eröffnung seiner Poetik sondert Aristoteles die ϲύϲταϲιϲ μύθου, das stoffliche Element, von den übrigen Teilen der Dichtung ab; vgl. Vahlen, Beiträge zu Aristoteles Poetik, Berlin 1914, S. 1.

Gegenstand hatte, glaube ich oben S. 14 nachgewiesen zu haben. Jetzt läßt sich diese Gliederung mit großer Wahrscheinlichkeit dahin näher bestimmen, daß der erste Teil sich auf die Gattungen ποίησις und ποίημα bezog, daß er also die Lehren enthielt, die sich aus einer Betrachtung von Stoff und Form der poetischen Technik ergeben. Es verlohnt sich, von hier aus die Gliederung der horazischen Epistel zu überblicken. In dem ersten großen Abschnitt über die ars behandelt er zunächst ganz allgemein den Stoff der Dichtung und zeigt an Beispielen, daß er in sich abgeschlossen und harmonisch sein soll (1—44), darauf erörtert er die Form, d. h. Wortwahl, Metrum und Stil der Gedichte (45—118). Es folgt eine Besprechung der einzelnen Arten der Gedichte, bei der kurz das Epos (119—152) und ausführlich das Drama behandelt werden (153—294), und daran schließt sich der zweite große Abschnitt über den Dichter selbst (295—476). Also der Grundriß des ganzen Gedichts entspricht der Einteilung des Neoptolemos nach ποίησις, ποίημα und ποιητής, und es bestätigt sich auf das schönste die Richtigkeit des schon von Norden gefundenen Kompositionsprinzips.

Wenn Philodem gegen die von Neoptolemos vorgenommene Bestimmung der Begriffe ποίησις und ποίημα geltend macht, daß die Komposition des Stoffes (der Handlung) notwendig mit der des sprachlichen Ausdrucks verbunden sein müsse (vgl. oben S. 15), so ist dieser Einwand logisch durchaus richtig. Aber er bedeutet eine Verkennung der Absichten des Neoptolemos, dem sicher weniger daran lag, daß seine Disposition der strengen Logik gerecht wurde, als daß sie praktisch brauchbar war. Sie ließ sich natürlich nicht durchführen, ohne daß in der Darstellung Wiederholungen vorkamen. Denn manches, was bei der Behandlung der ποίησις gesagt wurde, mußte auch in dem Abschnitt über das ποίημα berührt werden, und umgekehrt. Beispiele solcher Wiederholungen bei Horaz, die früher den Erklärern viel Kopfzerbrechen machten und sie zu Versumstellungen veranlaßten, hat Norden S. 496 nachgewiesen und zuerst richtig verstehen gelehrt. Aber Neoptolemos lehrte ferner, daß Stoff und Form (ὑπόθεσις καὶ σύνθεσις) auch Sache des Dichters sind. Es ließen sich also auch im Abschnitt über den Dichter Berührungen mit den früheren nicht ganz vermeiden. Die Belege findet man wieder bei Horaz, und auch sie hat schon Norden S. 500 richtig beobachtet: »Bemerkenswert ist noch, daß innerhalb dieses kleinen Abschnitts [der auf die Propositio zum zweiten Hauptteil unmittelbar folgt] sich im wesentlichen das Dispositionsschema wiederholt,

das uns aus Teil I bekannt ist. Dem *scribendi recte sapere est et principium et fons* (309) entsprach dort das *iudicium* in der Stoffbehandlung (1 ff., vgl. besonders 24—28 über das mangelhafte *iudicium* der meisten Dichter). Wenn es dann hier weitergeht *rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae verbaque provisam rem non invita sequentur* (310f.), so hieß es dort (40f.) *cui lecta potenter erit res, nec facundia deseret hunc* (*nec lucidus ordo*). Wenn endlich hier nach Aufzählung der philosophischen Stoffe, die der Dichter sich aneignen muß (312—315), abgeschlossen wird: *ille profecto reddere personae scit convenientia cuique* (315f.), so wurde dort (86ff.) von der Notwendigkeit gehandelt, Sprachstil und Charakteristik konform zu gestalten. Der Unterschied zwischen jenem früheren Abschnitt und dem vorliegenden liegt — abgesehen von dem viel größeren Umfang jenes und dem Fehlen des *ordo* hier — nur in der anderen Richtungslinie beider: dort handelte es sich um die *ars*, hier um den *artifex* . . .«.

So haben auch im folgenden Neoptolemos und Philodem beide recht, wenn der eine zur Begründung seiner Einteilung anführt, daß die Fehler des Dichters nicht dieselben seien wie die des Stoffes und der Gedichte, der andere dagegen geltend macht, daß manchmal der Dichter die Schuld trage, wenn Stoffe und Gedichte schlecht seien:

XII	ΕΥ-	Dumm ist auch die Be-
	ἨΘ[ΩϹ] ΔῈ ΓΈΓΡΑΠΤΑΙ ΚΑῚ	merkung, daß die Fehler
	ΤῸ [Μ]Ὴ ΚΟΙΝΩΝΕ[ῖΝ] ΤΩ͂Ι	des Dichters nicht diesel-
20	ΠΟ[ΙΗΤΗ͂]Ι Τ[Ω͂]Ν ἈΜΑ[ΡΤ]ΙΩ͂Ν	ben sind wie die des
	ΤᾺ[Ϲ Ὑ]ΠΟΘΈ[ϹΕΙϹ] ΚΑῚ ΤᾺ ΠΟ-	Stoffes und der Gedichte.
	ΉΜ[ΑΤΑ]· ΠΟΝΗΡᾺ ΓᾺΡ [ἜϹ]ΤΙΝ	Denn schlechte Gedichte
	ὍΤ[Ε ΓΊ]ΝΕΤΑ[Ι] ΠΟΙΉΜΑΤΑ	und schlechte poetische
	ΚΑ[Ì Ὑ]Π]ΟΘΈϹΕ[Ι]Ϲ ΦΑΥ͂ΛΑΙ ΠΟΙ-	Stoffe entstehen manchmal
25	ΗΜ[ΆΤΩΝ] Ἀ[ΦΑ]ΜΑΡ[ΤΆ]ΝΟΝ-	dadurch, daß der Dichter
	ΤΟ[Ϲ ΤΟΥ͂] ΠΟΙΗΤΟΥ͂.	Fehler macht.

18 K. 19—26 * 19 ΤΟ . . ΚΕΙΝΩΝ . . . ΤΩΙ N ΤΟ . Η< . . ΝϹ . ΝΕ . . ΤΩΙ O 22 ΗΜ . . ΠΟΙΗ . ΑΓΑ . . ϹΤΙΝ N ΗΜ . . ΠΟΝΚΡΑΓΑΡΩΤΙΝ O 24 ΠΑ . . ϹΘΕϹΕ . . ΦΑΥΛΑΠΟΙ N ΚΑ . . ΘΕϹϹ < ΦΑΥΛ . ΠΟΙ O 25 ΗΜ . . ΤΙΑ . . . . ΝΟΝ N Τ . . . ΤΙΑϹΝΜΑΡ . . ΝΟΝ O 22—25 ist in den Abschriften die erste Lücke zu kurz bemessen.

Was Neoptolemos meinte, zeigt wieder am besten Horaz. Dieser spricht in der Einleitung zu seiner Epistel über die Behandlung des Stoffes und

erläutert an Beispielen aus der Malerei und Töpferkunst die Lehre, daß eine Dichtung in sich selbst harmonisch sein soll. Wer kein einheitliches Kunstwerk schaffen kann, dem fehlt es an technischem Können:

31 *in vitium ducit culpae fuga, si caret arte.*

Aber der Dichter als solcher kann noch andere Fehler haben, die mit der Gestaltung des Stoffes nichts zu tun haben: Fehlt es ihm an Lebensweisheit, so wird er nie etwas Vollendetes schaffen. Daher heißt es zu Beginn des Abschnitts über den Dichter:

309 *scribendi recte sapere est et principium et fons.*

Diesen Unterschied hatte Neoptolemos im Sinn, wenn er sagte, daß die Fehler der Stoffe und der Gedichte nicht dieselben seien wie die des Dichters. Daß Philodem ihm so wenig gerecht wird, wird nach den bisherigen Proben seiner Kritik niemand mehr verwunderlich finden.

So erscheint ihm auch die nächste Behauptung als völlig unverständlich:

XII 26 τὸ [τοί-
νυ[ν πρ]ωτεύ[ει]ν τ[ῶν
εἰδ[ῶν] τὰ ποιήματ' ἄλ̣[ο-
γ̣ο̣ν̣ [ἐστι]ν καὶ τοῦτ̣ο . η
30 ται[. . . δ]ριμὺς ἦν οὐ . . .
με . . . . ηι τ . . . .
πρῶτ̣[ο]ν εἶναι, ξένως [ἐ-
λάλει [π]αντάπασιν· εἰ δ[ὲ
τὸ βέλ̣[τ̣ι]στον, πῶς μᾶλλον
35 τῆς ποη̣σεως, ἣ̣ καὶ τοῦτο
XIII προσ]ῆ̣γεν; εἰ δὲ πρὸς τ[ὰ
διανο]ήματα τὸ πεποι-
ῆσθαι] συνέκρινε, τ̣α[ὐτὸ
καὶ πρό]τερ̣ον ἔλεγεν.

Daß ferner unter den Gattungen die Gedichte die erste Stelle einnehmen, ist eine unsinnige Behauptung . . . ., so drückte er sich ganz fremdartig aus. Meinte er aber das beste, weshalb denn eher (dies) als die ποίησις, mit der er auch dies verband? Verglich er aber mit den Gedanken die künstlerische Gestaltung, so sagte er dasselbe auch früher.

26—33 * 27 νυ . . . ωτευ . . ντ̣ O . . . . . ωτου . . ν⁻ N 28 . ιδ . . ταποιηματα O ειδ . ταποιηματα N Am Schluß der Zeile glaubte ich die Spuren eines λ oder ν zu erkennen. Statt ἄλ̣[ο]γ̣ο̣ν̣ wäre auch ἀν̣[όη]τ̣ο̣ν̣ möglich. 29 . . ν . . . . νκαιτουιοεη O τωι . . . . νκαιτου πο . η N 30 ται . . . ριμυσηνου O . . . . . . ριμυ . ηνου N 31 με . . . . ηιτ O ηιτ N * 29—31 Ich habe zu ergänzen versucht: καὶ τοῦτ̣ο [φ]ή|σ̣α̣ς̣ οὐ δ]ριμὺς ἦν οὗ[τος· εἰ | δ̣]' ἔ[φη τὸ ποίημα τ]ῆι τ[άξει | πρῶτ̣[ο̣]ν εἶναι κτλ. 32 πρωι . ν * ξενως * 34 K. XIII 1 K. 2—4 * 2 τοησποι O τοπειπ N 3 Am Schluß πα ON 4 . . . . . . τειον O . . . . ον N

Die Worte Philodems kann ich aus den sehr lückenhaften und unzuverlässigen Abschriften nicht alle wiedergewinnen. Es liegt auch wenig an seiner böswilligen Polemik, die nur darauf ausgeht, einzelne aus zweiter Quelle übernommene und aus dem ursprünglichen Zusammenhang herausgerissene, dort vielleicht auch nur dem Sinn nach wiedergegebene Sätze des Gegners als logisch unrichtig hinzustellen und lächerlich zu machen. Was aber Philodem den Neoptolemos sagen ließ, glaube ich gefunden zu haben: »Von den drei Gattungen ποίησις, ποίημα und ποιητής steht das ποίημα an erster Stelle.« Auch über die Deutung dieses Satzes dürfte kaum ein Zweifel sein. Er bezog sich natürlich ebenso wie die vorhergehenden auf die Disposition der ganzen Schrift und besagte wohl nur, daß der Abschnitt über das ποίημα der wichtigste war oder mindestens einen größeren Umfang hatte als die beiden andern. Auch bei Horaz nimmt ja die Besprechung der εἴδη τῶν ποιημάτων (119—294) den größten Raum ein. Philodem aber findet willkommenen Anlaß, den Satz als sinnlos und seinen Verfasser als wenig scharfsinnig zu verspotten. »Denn es wäre eine sonderbare Redeweise, wenn er das Gedicht als das erste in der Reihenfolge bezeichnen wollte. Auch kann ja doch das ποίημα nicht besser sein als die ποίησις, da beide auch nach Neoptolemos eng zusammengehören und sich ergänzen. So bleibt wohl nur die Annahme übrig, daß er das ποίημα höher stellte als den ποιητής und somit die kunstvolle Ausarbeitung für wichtiger hielt als die Gedanken. Aber das hat er ja auch schon früher gesagt.« Wenn die letzte Äußerung richtig ergänzt ist[1], so bezieht sie sich auf den col. IX 1 (vgl. S. 13) kritisierten Satz des Neoptolemos, der besagte, daß die Betrachtung der künstlerischen Darstellung einen größeren Teil bilden werde als die des guten Dichters. Denn auch diesen Satz hatte Philodem in dem Sinne verstanden, daß der Verfasser die Komposition höher bewertete als die Gedanken.

---

[1] Früher schrieb ich: πά|νυ τι ἀσ]τεῖον ἔλεγεν, da ich bei Philippson, Festschrift des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg 1911 S. 33. gelesen hatte, daß Philodem das Hauptgewicht auf die σύνθεσις lege. Aber diese zuerst von Th. Gomperz, Sitzungsberichte der Wiener Akad., phil.-hist. Kl. CXXIII, 6. Abh. S. 5, aufgestellte und auch von Crönert, Kolotes und Menedemos S. 106, wiederholte These beruht, soweit man sie überhaupt zu begründen versucht hat, auf irriger Deutung einiger zusammenhangloser Sätze seiner Schriften zur Poetik. Auch die von Philippson angeführten Worte καὶ μηδ᾽ ὅταν τὴν σύνθεσιν ἐπαινῶμεν können nicht als Beweis dienen. Über den Zusammenhang, in dem sie standen, vgl. oben S. 16[1].

Nur wenige Worte noch widmet Philodem dem Neoptolemos, dann wendet er sich dem Stoiker Ariston zu. Die noch fehlenden Sätze lauten:

ὃ

XIII 5 Δ' ΕΙ͂ΠΩ̣]Ν ἉΡ̣ΜΟΝΙ͂ΑΝ Ἢ ϹΥΝ-
ΤΈΛΕΙΑ]Ν ΚΑῚ ΤΟΙ͂Ϲ Μ̣[ΕΓΆ-
ΛΟΙϹ ΠΟ]ΉΜΑϹΙΝ ΠΕΡΙΘ̣Ε̣Ι̣͂-
ΝΑΙ ΔΕΙ͂Ν] ΚΑῚ ΠΡῸϹ ἈΡΕ[ΤῊΝ
ΔΕΙ͂Ν Τ]Ω̣͂Ι ΤΕΛΕΊΩΙ ΠΟΙ[Η-
10 ΤΗ͂Ι ΜΕΤᾺ Τ]Η͂Ϲ [Ψ̣]ΥΧΑΓ̣Ω̣[ΓΊ-
Α[Ϲ ΤΟΥ͂ ΤΟῪϹ] ἈΚΟΎΟΝΤ[ΑϹ
Ὠ[ΦΕΛΕΙ͂]Ν ΚΑῚ ΧΡΗϹΙ[ΜΟ-
Λ[ΟΓΕΙ͂]Ν ΚΑῚ ΤῸΝ Ὅ ΜΗ[ΡΟΝ
Τ̣]Έ̣ΡΠ̣Ε̣ΙΝ [ΚΑῚ ὨΦΕΛΕΙ͂Ν
15 ΤῸ [ΠΛΕΙ̣͂]ΟΝ, [ΟΥ̓]Κ ἈΝΕΊ[ΛΕ-
ΤΟ] ΔΕΙ͂ΞΑΙ, ΔΙΌΤΙ ΚΑ[ΤᾺ ΤῸ
ΠΛΕΙ͂ΟΝ ὨΦ]ΕΛ[ΕΙ͂ ΚΑῚ ΠΩ͂Ϲ·
ΕἸ ΔῈ Κ]ΑῚ ΚΑΤᾺ ΤῸ Π̣[ΛΕ]Ι͂Ο[Ν
ΤΈΡΠ]ΕΙ ΠΑ[Ρ̣Ὰ Τ]Ὸ Ὠ[Φ]ΕΛ[ΕΙ͂Ν,
20 ΔΙᾺ ΤΊ] Γ̣ΈΓΡΑΦΕΝ [ὍΤΙ] ΜΈ-
ΓΙϹΤΟϹ] Η͂Ν ΠΟΙΗΤΉϹ; [Κ]ΑῚ
Π̣[ΟΙ͂]Ο[Ν ΓΈ]ΝΟϹ ΠΡΟϹΕΙ͂ΝΑΙ
ΔΕΙ͂ Τ[Η͂Ϲ] ὨΦΕΛΉϹΕΩϹ ΚΑῚ
ΧΡΗϹ[ΙΜ̣]ΟΛΟΓΊΑϹ ΟΥ̓/[Δ]Ι̣Ε-
25 ϹΆΦΗϹ[Ε]Ν, ὭϹΤΕ ἘΞΕΙ͂ΝΑΙ
ΚΑῚ ΤῊ[Ν̣] ἘΚ Ϲ[ΟΦΊ̣]ΑϹ ΚΑῚ ΤΩ͂Ν
ἌΛΛΩΝ [Ἐ]Π[Ι]Ϲ̣ΤΗΜΩ͂[Ν̣ Ὑ-
ΠΑΚΟΎ[Ε̣]ΙΝ.

Wenn er aber sagte, daß man auch den großen Gedichten Harmonie und Vollendung verleihen müsse, und daß der vollkommene Dichter, um Vollkommenheit zu erreichen, nicht allein auf das Gemüt wirken, sondern auch den Hörern nützen und ihnen gute Lehren geben müsse, und daß Homer meistens erfreue und nütze, so unterließ er zu zeigen, daß er wirklich in den meisten Fällen nützt und auf welche Weise das geschieht. Wenn er aber auch meistens neben dem Nutzen Freude bereitet, weshalb hat er ihn dann als den größten Dichter bezeichnet? Und von welcher Art Nutzen und gute Lehren sein sollen, hat er nicht klar bestimmt, so daß man auch solchen Nutzen und solche Lehren darunter verstehen kann, die durch Weisheit und die anderen Wissenszweige vermittelt werden.

4—28 * 5 ....ΙΝΤΕΜΟΝΙΑΝ O .....ΗΑΙΜΟΝΙΑΝ N 6 ......ϹΙΚΑΙΤΟΙϹΑ O ....ΚΑΙΤΟΙϹΑ N Zu meiner Ergänzung vgl. col. IV 27 ΤᾺ ϹΤΕΡΕΏΤΑΤΑ ΚΑῚ ΜΕΊΖΩ ΤΩ͂Ν ΠΟΙΗΜΆΤΩΝ 7 ΠΕΡΙϹΗ O ΠΕΡΙ N 8 ἈΡΕΤῊΝ K. 9 ff. Zur Konstruktion vgl. col. VII 18 (oben S. 13). 10 ΗϹΙΥΧΑΤΟ O Η..Ϲ̣ΧΑΠ N ΤΗ͂Ϲ ΨΥΧΑΓΩΓΊΑϹ K. 13 Ὅ ΜΗΡΟΝ K. 14 Ι̣ϹΡΤΟΙΝ O .....ΙΝ N 15 ΤΟ...ΤΟΝ O ΤΟ...... N ΚΑΝΕΙ ON 16 ΔΙΟΤΙΚΑ O ΔΙ.ΤΙΚΩ.Ε N 17 ΕΑ O ΕΛ N 18 ΚΑΤΑΤΗΝ.ΙΟ N ΚΑΤΑΤΟΝ..ΙΟ O 19 ΕΙΤΙΑΤ..ΟΩ.ΕΛ O ΕΙΠΑ..ΟΩ N 20 ΤΕΓΡΑΤΕΝ..ΜΕ O ..ΕΓΡΑΦΕΝ N 22 Τ̣..Ο...ΝΟϹ O Τ..ΟΙ...ΙΟϹ N 23—24 K. ΧΡΗϹΜ̣ΟΛΟΓΊΑϹ K. 26 ΚΑΙΥΗΙΕΚϹ..ΤΑϹΚΑΙΤΩΝ O ΚΑΙΤΗ..ΚΕ..ΑϹΚΑΙ.ΩΝ N 27 ΕϹΠΕΤΗΜΩΕ O .Π....ΜΩ N

Das Postulat eines harmonischen, in sich vollendeten Aufbaus auch der großen Gedichte hat Neoptolemos aus den Dichtungen Homers abstrahiert, den er als den größten Dichter bezeichnete. »Es ist gut, sich klarzumachen, daß die Dichter von Ilias und Odyssee gerade nach dieser Seite unter den Griechen keine Nachfolge gefunden haben, Verständnis sogar nur bei ganz wenigen Kritikern, Aristoteles, Neoptolemos von Parion, falls Horaz dessen Ansicht wiedergibt« (Wilamowitz, Die Ilias und Homer S. 329). Daß Horaz das wirklich tut, wissen wir jetzt durch Philodem. Er hat die Lehre des Neoptolemos als Ausgangspunkt für sein Gedicht gewählt und sie mit Beispielen und Bildern erläutert, die meist griechisches Gepräge tragen. Sollte er ihm vielleicht sogar noch mehr verdanken als die *praecepta eminentissima*?

Auch hinsichtlich des Ziels, das der Dichter zu erstreben hat, stimmt er mit ihm überein. Von der ψυχαγωγία spricht er schon beim ποίημα. Er hebt an mit den Versen:

> 99 *non satis est pulchra esse poemata: dulcia sunto*
> *et quocumque volent animum auditoris agunto,*

um dann in ausführlicher Darstellung zu zeigen, wie das Ziel erreicht wird: Stil und Sprache müssen den πάθη und ἤθη der dargestellten Personen angemessen gestaltet sein (101—118). Dadurch zwingt der Dichter den Hörer, seinen eigenen Affekten zu folgen, veranlaßt ihn zum Lachen und zum Weinen. Daß aber mit der Erregung der Affekte zugleich ein Gefühl der Lust verbunden ist, lehrten nicht nur Plato und Aristoteles[1]. Auch Horaz hat es in den Worten *dulcia sunto* zum Ausdruck gebracht, und noch klarer als hier spricht er es aus in den Versen, die im Abschnitt über den *perfectus poeta* stehen:

> 343 *omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci,*
> *lectorem delectando pariterque monendo.*

Wenn also Neoptolemos die Aufgabe des τέλειος ποιητής darin sah, auf das Gemüt des Hörers zu wirken, ihm zu nützen und gute Lehren zu geben, so verstand Horaz das im Sinne von *delectare* et *prodesse*:

[1] Vgl. Finsler, Platon und die Aristotelische Poetik, S. 77, und Kroll, a. a. O. S. 89.

333 *aut prodesse volunt aut delectare poetae*
aut simul et iucunda et idonea dicere vitae (= χρησιμολογεῖν)[1].

Philodem freilich ist anderer Meinung. Er findet einen Widerspruch in den Worten des Neoptolemos: »Wie«, so fragt er, »kann Homer, der in den meisten Fällen erfreut und nützt, der größte Dichter sein, wenn es die Aufgabe des vollkommenen Dichters ist, auf das Gemüt des Hörers zu wirken und zu nützen?« Auch vermißt er den Nachweis, daß Homer in den meisten Fällen nützt, ebenso wie eine nähere Angabe über die Art des Nutzens und der guten Lehren, die der Dichter vermitteln soll. Diesen letzten Einwand hatte er schon einmal gegen einen Gegner geltend gemacht:

I . . . ἄθ]λιος, ὅτι πολλῶν
οὐ[σ]ῶν ὠφελιῶν οὐ δι-
ώ[ρισ]εν, τὴν ποίαν ἀπαι-
τητέον παρ' αὐτοῦ, καὶ
5 δ̣[ιό]τι τὸ διὰ τίνων τέρ-
π̣[ει] καὶ τίνα τέρψιν ο̣[ὐ-
κ̣ ἔδε]ιξεν, ἀλλ' ἐν ἀμ-
φ[οῖ]ν ἀδιόριστον ἀπο-
λέ[λο]ιπε τὴν ἀρετὴν το̣[ῦ
10 π̣ο̣η̣τ̣οῦ, κ[αὶ] διότι τὰ κάλ-
λιστ[α̣] ποιήματα τ̣ῶν [δο-
κιμ[ω]τάτων ποητῶ[ν
διὰ τὸ μηδ' ἡντινοῦν
ὠφελίαν̣ παρασκευ[ά-
15 ζειν, ἐνίων δὲ καὶ [τὰ
πλε̣[ῖ]στα, τινῶν δὲ πά[ν-
τα [τ]ῆς ἀρετῆς ἐκρ[α̣π̣]ί-
ζει ∘ τί γὰρ δεῖ λέγ[ειν

. . . so ist das eine unglückliche Behauptung], weil es viele Arten des Nutzens gibt, und er nicht definiert hat, welche Art man von ihm (dem Dichter) verlangen soll, und weil er nicht gezeigt hat, wodurch er erfreut und worin die Freude besteht, sondern beidemal das Wesen des guten Dichters undefiniert gelassen hat, und weil er die schönsten Gedichte der berühmtesten Dichter, weil sie auch nicht den geringsten Nutzen bringen, von einigen sogar die meisten und von anderen alle, als unvollkommen verwirft. Ich will garnicht reden von den Gedichten, die sogar Schaden stiften, und zwar den allergrößten, soweit

[1] Die Ausdrücke χρησιμολογεῖν und χρησιμολογία, die Neoptolemos selbst gebraucht zu haben scheint, kann ich sonst nicht belegen. Kiessling und Heinze nehmen an, daß Horaz eine Dichtung des Neoptolemos benutzte. Aber die bei Stobaios CXX 5 erhaltenen Verse aus der Schrift περὶ ἀστεϊσμῶν können das nicht beweisen, ebensowenig die von Didymos in der inhaltlich mit Horaz übereinstimmenden Definition der Elegie gebrauchte Ausdrucksweise, in der Heinze zu AP 73 eine »Dichterreminiscenz« vermutet. Die von Philodem angeführten Sätze gehen, wenn sie auch aus zweiter Quelle stammen, doch zweifellos auf eine Prosaschrift zurück.

τὰ [κ̣αὶ] β̣λάβην κα[ὶ με-
20 γίϲτ̣[η]ν, ὅϲον ἐφ᾿ [αὑτοῖϲ,
πε[ρ̣ιπ]οιο̣ῦντα, [τί δὲ κα-
τὰ τ[ὸ]ν λόγον [τὸ μὲν ἐ-
π᾿ ἄκ[ρ]ον ὠφελο̣ῦν [τ]ελει-
ότατ[ο]ν ἔϲεϲθαι, μ[η̣]δέ-
25 να δ̣ὲ . . ναϲθαι μήτε δι-
ὰ τῆϲ ἰατρικῆϲ μήτ[ε δι-
ὰ τῆϲ ϲοφίαϲ μήτε διὰ
πολλῶν ἄλλων ἐπι[ϲ]τη-
μῶν ἐπ᾿ ἄκρον ἐλαύνον-
30 τα μετά ποιητικῆϲ [ἐ-
ξεργαϲίαϲ;

an ihnen liegt, und ich will auch nicht geltend machen, daß, wenn er Recht hätte, das am vollkommensten sein würde, was am meisten nützt, während doch noch niemand in der Heilkunde, der Weltweisheit und vielen anderen Wissenschaften das Höchste leisten und sie zugleich dichterisch darstellen konnte.

1 θαι . . λ̣ιοϲ O θα . . . . ιοϲ N erg. K. 2—16 D. 17 εκρι . . ξει O εκρι . . ν | . ει N εκι . τι | ζει * ἐκραπίζει * vgl. col. XXIX, 8 ff. καὶ δι[ότ̣]ι πολλὰ τῶν παν[κ̣ά|λ[ω̣ν] ἐκραπ[ίζ]ει ποιημά|των τὰ μὲ̣[ν ἀ]νωφ̣ελῆ|, τὰ [δὲ οὐδ᾿ ἀνωφελ]ῆ̣ περι|έχοντ[α κτλ. 18—19 D. 20 G. 21 περιποιοῦντα Preuner. Ende G. 22 G. 23—24 D. 25 ναλε (.) . ναϲθαι ON δύναϲθαι D. ὁρᾶϲθαι G. γενέϲθαι (?) *

Ebenso wie Neoptolemos hielt der hier besprochene Autor es für die Aufgabe des Dichters, zu nützen und zu erfreuen. Aber Philodem ist hier in seiner Polemik ausführlicher als dort, wo er seine Meinung nur kurz in die Worte zusammenfaßte (XIII 21 ff.): »Da er den Nutzen nicht näher definiert hat, so kann man auch solchen Nutzen darunter verstehen, der durch Weisheit und die anderen Wissenszweige vermittelt wird.« Er will damit sagen, daß es nicht der Zweck der Poesie sein kann, wissenschaftlichen Nutzen zu stiften. Gerade die Nützlichkeitstheorie mußte ihn zu heftigem Widerspruch reizen. Denn für Epikur und seine Jünger ist die Poesie »die feste Burg der menschlichen Leidenschaften«[1]. Wie sollte sie also Anspruch darauf erheben dürfen, das menschliche Leben zu bestimmen? Dementsprechend argumentiert auch hier Philodem: »Wäre es die Aufgabe des Dichters zu nützen, dann müßten die schönsten Gedichte der berühm-

[1] Sext. Empir. Adv. math. I 298 (p. 668 B.) über die Grammatik als Interpretin der Poesie: καθόλου τε, ὅϲον ἐπὶ τοῖϲ ποιηταῖϲ, οὐχ οἷον ἀνωφελὴϲ τῷ βίῳ ἀλλὰ καὶ βλαβερωτάτη. ἐπιτείχιϲμα γὰρ ἀνθρωπίνων παθῶν ἡ ποιητικὴ καθέϲτηκεν . . .» Τὰ μὲν οὖν ὑπὸ τῶν ἄλλων λεγόμενα κατὰ τὸν τόπον καὶ μάλιϲτα τῶν Ἐπικουρείων ἐϲτὶ τοιαῦτα; vgl. Th. Gomperz, Z. f. ö. G. 1865, 725, der mit Recht auf die Übereinstimmung der von Philodem gebrauchten Worte mit denen des Sextus hinweist.

testen Dichter, da sie zum Teil durchaus keinen Nutzen, zum Teil aber, soviel an ihnen liegt, sogar den größten Schaden verursachen, völlig wertlos sein. Ferner müßte dann das am vollkommensten sein, was am meisten nützt. Allein noch niemand konnte in der Heilkunde, der Weltweisheit und anderen Wissenschaften das Höchste erreichen und seine Lehre zugleich dichterisch gestalten. Also kann das Wesen der Dichtung nicht nach dem Nutzen bestimmt werden, der durch sie erzielt wird«[1].

Wer aber ist der Autor, dem diese eingehende Polemik gilt? Sollte er wirklich, wie ich oben S. 16 beweisen zu können glaubte, mit Neo-

[1] Mit den gleichen Argumenten bekämpft er auch zwei δόξαι, die er bei seinem Lehrer Zenon fand:

XXVIII 33 κα[ὶ μὴν] ἥ γε »διάνοιαν
μ[ὲν ϲοφ]ὴν περιέχου-
35 ϲαν, τῆι δὲ καταϲκευῆι
τὰϲ ἀκοὰϲ τέρπουϲαν«
XXIX ἐ[κ]β̣όλιμοϲ εἶ[ναι φαίνεται,
ἐ̣[κ]ατέρου προϲ[όντοϲ καὶ
τῆ̣ γ]ε »διάνοια[ν ὠφέλιμον,
εἰ κ]αὶ μὴ ϲοφὴν κε[κ̣ρατη-
5 μένωϲ, καὶ πρὸϲ τ̣[ὴ]ν ἀ-
κοὴν ἐμφατικῶϲ ἐκφέ-
ρουϲαν«, ὅτι τὴν [π̣ρ̣ο̣ϲ̣ω̣-
φέ̣[λι]μον οὐ διορίζ[ει] ° καὶ
δι[ότ̣]ι πολλὰ τῶν παν[κ̣ά-
10 λ[ω̣ν] ἐκραπ[ίζ]ει ποιημά-
των τὰ μὲ̣[ν ἀ]νωφελῆ.
τὰ [δέ οὐδ' ἀνωφελ]ῆ̣ περι-
έχοντ[α, καὶ π]ολλὰ πρ[ο-
κρίνει τ̣[ῶ]ν ἡττόνων,
15 ὅϲα τὰϲ ὠφελίμουϲ ἢ τὰϲ
ὠφελιμωτέραϲ περιείλη-
φε ° καὶ διότι κἂν ὠφελῆ̣,
κα[θ̣ὸ̣ π̣ο̣]ήματ' οὐκ ὠφε-
λεῖ ° καὶ δι[ότ̣]ι τὸ μάλιϲ-
τ' ὠφελοῦν ἄριϲτον ἐροῦ-
ϲιν, οὐκ ἐϲόμενον, ἂν ἰ-
ατρικῶϲ ἐκφέρηται.

Vollends scheint auch die Ansicht verfehlt zu sein, welche diejenige Komposition als die beste bezeichnet*, die einen weisen Gedanken enthält und durch ihre Form das Ohr erfreut, obwohl beide Gesichtspunkte auch in der folgenden enthalten sind, die lautet: »Die Komposition soll einen nützlichen, wenn auch nicht durchaus weisen Gedanken enthalten und ihn mit Nachdruck dem Ohr vermitteln.« Verfehlt ist sie deshalb, weil sie den nützlichen Gedanken nicht näher definiert, und weil sie viele der allerschönsten Gedichte verwirft, die teils Unnützes, teils nicht einmal Unnützes enthalten, und viele minderwertige bevorzugt, welche die nützlichen oder die nützlicheren Gedanken enthalten: und weil Gedichte, auch wenn sie nützen, doch nicht in ihrer Eigenschaft als Gedichte nützen; und weil die Vertreter dieser Ansicht das, was am meisten nützt, als das beste bezeichnen werden, was es doch nicht sein wird, wenn es sich um eine medizinische Darstellung handelt.

33—34 * XXIX 1—4 * 4 κεκρατημένωϲ K. 7—8 * 8 διορίζει K. 9—13 * 13 προκρίνει K. 14—18 * 19 K.

* Aus dem vorhergehenden Zusammenhang sind zu ἥ γε die Worte: δόξα ϲύνθεϲιν λέγουϲα ἀρίϲτην εἶναι zu ergänzen.

ptolemos identisch sein? Die nächsten Kolumnen müssen die Entscheidung bringen. Philodem fährt fort:

I 31 καὶ μὴ γρά̣-
φ̣ων τὸν τέρποντα μέν,
οὐκ ὠφελοῦντα δὲ ποι-
ητικὸμ μὲν εἶναι, τὰ
II δὲ π]ράγμ[ατα μὴ εἰδ]έναι,
φ̣αί[ν̣η]ται πᾶϲαν [ἀπ]αγ-
γ]ελίαν πραγμάτων ὑπο-
λ]αμ[βάνε]ιν ὠφελεῖν,
5 ὃ] φανερ̣ῶϲ ψευδ[όϲ] ἐ[ϲτι]ν ∘
ε]ἰ δ' [ἔϲ]τιν τιϲ ἀν[ωφ̣]ε-
λ]ή̣ϲ, οὐδὲν κωλύ̣[ει τ]α̣ῦ-
τα̣] εἰδότα καὶ πο̣η̣τι-
κ]ῶ̣ϲ ἀπαγγέλλοντα
10 τ̣ὸ[ν ποη̣]τὴν μηδ[ὲ]ν ὠ-
φελ[εῖν].

Und wenn er schreibt, daß der, welcher zwar erfreut, aber nicht nützt, zwar dichterische Fähigkeiten habe, aber die Wirklichkeit nicht kenne, so kann es, fürchte ich, den Anschein erwecken, als ob er annimmt, daß jegliche Darstellung der Wirklichkeit nützt, was ganz offenbar falsch ist. Gibt es aber eine Darstellung der Wirklichkeit, die nicht nützt, so hindert nichts, daß der Dichter die Wirklichkeit kennt und poetisch darstellt, ohne dadurch zu nützen.

31 ΚΑΙΜΗΓΗ|ΤΩΝ O ΚΑΙΜΗΤΡ.|ΤΩΝ N ΚΑΙΜΗΓΡΛ * danach erg. * II 1 K. 2 ΦΑΙ-ΝΗΤΑΙ * ἀπαγγελίαν D. 4—5 * 6 εἰ δ' ἔϲτιν K. ἀνωφε|λήϲ * 7—10 *

Der Anonymus hatte also den Dichtern, die nützen und erfreuen, diejenigen gegenübergestellt, die nur erfreuen, und von diesen behauptet, daß sie die Wirklichkeit nicht kennen. Wenn Philodem dagegen einwendet, daß die poetische Darstellung der Wirklichkeit durchaus nicht immer Nutzen stifte, so gibt er den Worten des Gegners eine Bedeutung, die nur indirekt in ihnen liegt. Daß aber dieser in der Tat eine ästhetische Richtung vertrat, die wir heute etwa als Realismus bezeichnen würden, geht auch aus den Lehrsätzen hervor, die sich aus den beiden ersten Fragmenten wiedergewinnen lassen:

fr. I . καὶ πο̣[λ-
λοὶ] τῶν φιλοϲόφων, μά[λιϲ-
5 τα] δ' οἱ μέγιϲτοι, κατὰ τ̣[ὸ ἀ-
νάλ̣]ογον οὐ[κ̣] ἂν εἴηϲ[αν
παιδε̣]υτικοὶ τοιαύταιϲ [αἷϲ
εἴρη]κε παιδεί̣[αιϲ] ∘ ο[ὐδὲ

auch viele Philosophen, vor allem die größten, dürften demnach nicht in der von ihm genannten Weise erzieherisch wirken. Auch ist das nicht das Programm der

οἱ ῥήτο]ρεϲ οὕτωϲ ἐπα[γγέλ-
10 λου]ϲιν οὐδὲ τῶν ἀ[ṇαλό-
γων οὐδ]εμία παιδειῶ[ν ∘ ἂν
δὲ] καθόλου φῆ̣ τοὺϲ [ποιη-
τὰϲ] μήτ' ἀφ' αὑτῶν μ[ήτ' ἀ-
π' ἄλ]λων προϲώπω̣[ν ἀπο-
15 δείξ]εϲιν χρῆϲ̣θα[ι . . . . .

3—6 K. 7—10 * 11—14 K.

Rhetoren noch irgendeiner andern analogen Disziplin. Wenn er aber sagt, daß die Dichter überhaupt keine Beweise anwenden, weder von sich aus noch von andern Personen . . . . . .

14/15 ἀποδείξεϲιν χρῆϲθαι *

fr. I 34 κ]α̣ὶ διότι μό[ṇ]α π̣αραϲχή-
fr. II 1 ϲ̣ειν ποιη[τὴν τὰ πρά-
γματα ϲε . . . . . . κοβ . .
χοιϲ ∘ ὁ τοί[νυν Ὅμηροϲ ἐ]πέ-
γ]νωκε [τὰ πράγμ]ατα, [εἰ] δὲ
5 ὡϲ ἐπὶ [παιδεία]ν [ζ]η̣τῶ ∘
διὸ καὶ τί [φηϲιν προϲ]ή-
κειν ∘ εἰ [δὲ παιδευτι]κὸϲ Ὅ-
μηροϲ, [καὶ τοὺϲ] ἄλλουϲ
δεῖ νο[μίζειν, οὓϲ π]ροείπα-
10 μεν ὑπ̣[άρχειν ἐ]κ πλε̣ί̣-
ϲ[τ̣]ου κ . . . .
(es fehlen elf Zeilen)
τά θ' ἑτέρων̣˙ [γράφ]ων
γὰρ ὅτ[ι χρὴ . . . . . .]ων
25 π̣ο[ι]ητὴ[ṇ τέρπειν] μὲν
τοὺϲ ἀκου̣[ονταϲ, ὠφε]λεῖν
δὲ τοὺϲ ὁ[ρῶνταϲ (?) . . .], εἰ
μ]ὲν ὠφε[λεῖν λέγει] π̣ρὸϲ
ἀρετήν, δ̣ῆλον [ἐκ τῶ̣]ν
30 π]ροειρημ̣[έ]νω[ν, ὅτι οὐ-
κ ἔ]ϲ̣τ̣ι τ[έρ̣]π[ει]ν δι' ἀρε̣-
τή]ν ∘ εἰ δ' ἄλ[λ]οϲ εἰ . . .
(es fehlen 2—3 Zeilen)

und daß der Dichter nur die Wirklichkeit darbieten werde . . . . Homer nun hat sich mit der Wirklichkeit vertraut gemacht, ob aber zum Zweck der Erziehung, ist mir zweifelhaft; und deshalb auch, was er (Homer) als Pflicht bezeichnet. Wenn aber Homer sich zum Erzieher eignet, so muß das nach unserer Meinung auch von den anderen gelten, die wir früher als zum größten Teil geeignet bezeichneten . . . . Denn wenn er schreibt, daß es Aufgabe des Dichters sei, die Hörer zu erfreuen und den Zuschauern zu nützen, und unter dem Nutzen den ethischen versteht, so ist es nach den früheren Darlegungen klar, daß man durch Ethik nicht erfreuen kann . . .

fr. I 34 . ΛΙΟΔΙΟΤΙΜΟΤΑΞΑΡΑϹΧΗ O . . . . . ΙΟΝΗ . . . . . ΡΑϹΧΗ N erg. *

fr. II 1—32 * 1 ΘΕΙΝΠΟΙΗ N O 3 ΧΟΙΕΟ N 5 am Schluß Ν . ΠΤΩ O 9 ΔΕΙΝΟ N ΔΕΙΝΛΕ O 10 ΠΛΗ|ϹΙΟΥ N ΚΠΑΗ|ϹΙΟΥ O 24 am Schluß τὸν ἀγαθὸν oder τὸν τέλειον? τὸν δραμάτων ist für die Lücke zu lang. 25 am Schluß ΝΟΝ N ΜΟΝ O 26—29 die Zeilenenden sind in den Abschriften um eine Zeile zu weit hinabgerückt 31 . . ΕΡΙΤΗΠ . . ΝΔΙΑΡ O . . ΕΡΙΠΙΠ . . . . . ΑΙΝ N

Wenn auch diese Satzreste zum größten Teil die Meinung Philodems wiedergeben, so bestätigen sie doch, daß sein Gegner die Aufgabe des Dichters in der wirksamen Darstellung der Wirklichkeit sah. »Der Dichter«, so etwa lehrte er, »soll die Hörer erfreuen und den Zuschauern nützen. Das erste Ziel erreicht er durch die schöne Form, in der er den Stoff darbietet, das zweite dadurch, daß er keine Beweise bringt, weder von sich aus noch durch die Personen, die er einführt, sondern ohne jegliche Tendenz lediglich die Wirklichkeit nachahmend darstellt. Wer dagegen nur Freude bereitet und keinen Nutzen stiftet, der kennt die Wirklichkeit nicht.«

Es entsprach der rhetorischen Theorie, wie wir sie u. a. aus Sextus adv. math. I 263 (p. 658 B.) kennen, der ἱστορία als der Darstellung des Wirklichen das πλάσμα als die der Wirklichkeit ähnliche Darstellung von Nichtgeschehenem und den μῦθος als die Darstellung des Unwirklichen und Unwahren gegenüberzustellen. Als Beispiele der letzten Gattung führt Sextus an: ὡς ὅτι . . ἐνέπουσιν . . . τὸν Πήγασον λαιμοτομηθείσης τῆς Γοργόνος ἀπὸ τῆς κεφαλῆς ἐκθορεῖν, καὶ οἱ μὲν Διομήδους ἑταῖροι εἰς θαλασσίους μετέβαλον ὄρνις, ὁ δὲ Ὀδυσσεὺς εἰς ἵππον, ἡ δὲ Ἑκάβη εἰς κύνα . . . An solche Darstellungen dachte auch der Gegner Philodems, wenn er von Dichtungen sprach, die nur Vergnügen bereiten. Und so mahnt denn auch Horaz:

338 *ficta voluptatis causa sint proxima veris:*
ne quodcumque volet poscat sibi fabula credi,
neu pransae Lamiae vivum puerum extrahat alvo.

Neoptolemos sagte von Homer, daß er »meistens« nütze und erfreue (vgl. S. 24). Wir erkennen jetzt, daß er diese Einschränkung deshalb machte, weil Homer nicht immer die Wirklichkeit darstellt. Philodem aber mag auf seine Frage, wie dann Homer der größte Dichter sein könne, die Antwort durch den Autor περὶ ὕψους[1] erhalten: τῆς μὲν Ἰλιάδος γραφομένης ἐν ἀκμῇ πνεύματος ὅλον τὸ σωμάτιον δραματικὸν ὑπεστήσατο καὶ ἐναγώνιον, τῆς δὲ Ὀδυσσείας τὸ πλέον διηγηματικόν, ὅπερ ἴδιον γήρως. ὅθεν ἐν τῇ Ὀδυσσείᾳ παρεικάσαι τις ἂν καταδυομένῳ τὸν Ὅμηρον ἡλίῳ, οὗ δίχα τῆς σφοδρότητος παραμένει τὸ μέγεθος. οὐ γὰρ ἔτι τοῖς Ἰλιακοῖς ἐκείνοις ποιήμασιν ἴσον ἐνταῦθα σῴζει τὸν τόνον, οὐδ᾽ ἐξωμαλισμένα τὰ ὕψη καὶ ἰζήματα μηδαμοῦ λαμβάνοντα, οὐδὲ τὴν πρόχυσιν ὁμοίαν τῶν ἐπαλλήλων παθῶν, οὐδὲ τὸ ἀγχίστρο-

[1] IX 13.

φον καὶ πολιτικὸν καὶ ταῖς ἐκ τῆς ἀληθείας φαντασίαις καταπεπυκνωμένον, ἀλλ᾽ οἷον ὑποχωροῦντος εἰς ἑαυτὸν Ὠκεανοῦ καὶ περὶ τὰ ἴδια μέτρα ἐρημουμένου τὸ λοιπὸν φαίνονται τοῦ μεγέθους ἀμπώτιδες κἀν τοῖς μυθώδεσι καὶ ἀπίστοις πλάνος. λέγων δὲ ταῦτ᾽ οὐκ ἐπιλέλησμαι τῶν ἐν τῇ Ὀδυσσείᾳ χειμώνων καὶ τῶν περὶ τὸν Κύκλωπα καί τινων ἄλλων, ἀλλὰ γῆρας διηγοῦμαι, γῆρας δ᾽ ὅμως Ὁμήρου. Trotzdem in der Odyssee das Sagenhafte das Tatsächliche überwiegt, ist und bleibt Homer der größte Dichter, denn er hat τὸ πάθος τοῦ ποιητοῦ.

Wenn aber die Naturwahrheit das Haupterfordernis aller Poesie ist, so muß der Dichter die Natur und die Menschen, ihre Sprachen, Sitten und Charaktereigenschaften sorgfältig studieren. Philodem hält das für eine übertriebene Forderung:

II 11 ἐπιφορ̣τί[ζει δ]᾽ ἀλ̣-
λοτρίως τῶι δοκίμωι
ποιητ[ῆι] καὶ τὴν ἀκρί-
βη τῶν κατὰ τὰς δια̣λέ-
15 κτους συνηθ̣ειῶν ἐκ̣-
μάθησιν, ἀποχ̣ρώσης
τῆ[ς] καθ᾽ ἣν προαιρεῖται
γρ]ά[φει]ν ∘ ἢ τὸ̣ τὰ̣ ἔ[θ̣]η̣ με-
λ̣ετᾶ[ν πά]ντα κ̣αὶ τὸ̣ [φ̣]υ-
20 σικῆς ἐπιστήμ̣η̣[ν̣] ἔ-
χειν ∘ [καὶ̣ μὴ̣] δε[ι]νὸν π̣οι-
οῦ τ[ὸ̣ ἀ]ντέχ̣[ει]ν [τὸν] π̣ο-
ητ]ὴ̣ν πᾶσιν τοῖς τρό-
ποι]ς ∘ πάσης δ᾽ ὅλως
25 τοῖς] ποητ[α]ῖς γεωμετρί-
ας καὶ γε]ω[γ]ρ̣αφίας καὶ ἀ-
στρο]λ̣ο̣[γίας καὶ δι]κα-
στικ]ῆς καὶ ν[αυ̣]τικῆς
δεῖν ὀ̣]ν[ε̣ιρ̣]ώ[τ̣]των
30 ἔφη].

Auch ist es unangebracht, dem bewährten Dichter sogar das genaue Auswendiglernen der Dialekteigentümlichkeiten aufzubürden, da doch der Dialekt ausreicht, in dem er schreiben will; oder zu verlangen, er solle alle Sitten und Gebräuche studieren und in den Naturwissenschaften bewandert sein. Auch daß er sich mit allen Charakteren abgeben müsse, darf man nicht allzu tragisch nehmen. Und wenn er gar behauptet, die Dichter müßten die Geometrie und Geographie und Astrologie und Gerichtswesen und Nautik vollständig kennen, so träumt er.

11 * 18—23 * 15 CYNHTEIΩNEIC O CYNH . EIΩNE N 18 . . A . . . NETΩIΔEΛHME N . . T . . . NHTΩTΔEAHME O 19 / CI . . . . . T N ΛETAI . . . NTAKAITCTEY O 21 XEIN . T . IΔE . . . ITOI N XEIN . . . . IΔE . NONTOI O 22 OYTΩN . O . . HN . . . O N OYTC . NTEY . . NN . . TO O 24 K. 25 * 26 K. 27—30 * 27 . . . . \EC . . . . KA N . . . . ΛE . . . . KA O Zu δικαστικῆς vgl. Horaz. A P 314 29 . . . . ON . . . . . TΩN N . . . . ONΔ . IΩNTΩN O

Den Mann, der vom Dichter genaue Kenntnis der Dialekte verlangte, haben wir in den gelehrten Kreisen von Kos oder Alexandria zu suchen. Wir erinnern uns daran, daß Neoptolemos von Parion zugleich Dichter und Grammatiker war, der seltene Worte bei Homer erklärte und phrygische Glossen sammelte[1]. Auf ihn deuten auch die Beziehungen zu Horaz. Zwar hat dieser das Studium der Dialekte und die Erkenntnis der Natur mit allen ihren Hilfsmitteln, wie Geometrie, Geographie, Astrologie und Nautik ebensowenig für nötig gehalten wie Philodem. Volles Verständnis aber hatte er für die Forderung, daß der Dichter mit den Sitten und Charaktereigenschaften der Menschen vertraut sein und sie möglichst wahrheitsgetreu darstellen müsse:

309 *scribendi recte sapere est et principium et fons.*
rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae,
verbaque provisam rem non invita sequentur.
qui didicit patriae quid debeat et quid amicis,
quo sit amore parens, quo frater amandus et hospes,
quod sit conscripti, quod iudicis officium, quae
315 *partes in bellum missi ducis, ille profecto*
reddere personae scit convenientia cuique.
respicere exemplar vitae morumque iubebo
doctum imitatorem et vivas hinc ducere voces.

Horaz spricht von der Charakterzeichnung außer an dieser Stelle auch in den Versen 114—118 und 156—178, aber dort handelt es sich beide Male um die *ars* (vgl. Norden, S. 496), hier um den *artifex*. Wir werden gleich sehen, daß auch unser Anonymus bei einzelnen seiner Postulate besonders darauf hinwies, daß sie sich sowohl auf die τέχνη wie auf den ποιητής bezögen.

Leider ist die nächste Kolumne fast ganz zerstört. Die am Anfang und Schluß der Zeilen erhaltenen Buchstaben müssen im Original sehr undeutlich sein, da die Abschriften mehr als sonst voneinander abweichen. Auch sind die Zeilenanfänge von den Zeichnern unrichtig eingeordnet. Sie müssen in beiden Abschriften von Zeile 13 an um eine Zeile hinaufgerückt werden. Erst von Zeile 12 an kann ich unter Benutzung der zugehörigen

[1] Vgl. Wilamowitz, Antigonos von Karystos S. 154.

Sätze der folgenden Kolumne, die ich hier gleich beifüge, den Gedankengang wiederherstellen:

	Text	Übersetzung
III	. . . πρῶ-	Wenn er aber sagt], das erste
	τον κ[αὶ ἐλάχιϲτον τῶ]ν εὖ	und geringste sei bei der guten
	προν[οουμένων τὸ ϲ]υν-	Vorbereitung Kürze und An-
15	τόμω̣[ϲ καὶ ἐναργῶ]ϲ, τῶ[ν	schaulichkeit, bei den Gedich-
	δὲ [π̣]ο[ιημάτων τὸ] ἐ̣[ναρ-	ten Anschaulichkeit und Kürze,
	γ̣]ῶ[ϲ καὶ ϲυντόμωϲ, τὰ] δ' ἀμ-	beides aber sei Sache der Kunst
	φό[τ̣ερα] τῆ[ϲ τέ]χνηϲ εἶ-	und des Dichters, so verlohnt
	ναι καὶ τοῦ ποι]ητοῦ, [ζ̣]η-	es sich zu fragen, was er als
20	τε̣ῖ̣ν [ἄξιον], τ[ί] πρ[ῶ]τον	erstes und was als geringstes
	καὶ [τί ἐλά]χ[ιϲ]τον βούλε-	bezeichnen will. Bezieht sich
	ται ϲη[μαίνει]ν ∘ εἰ μὲν	das erste auf die Vorbereitung,
	γὰρ τ[ὸ π̣]ρῶτον ἴ[δ̣ι]ον τῶ[ν̣	so ist es abgeschmackt, wenn
	προ[νο]ουμέ[ν̣]ω̣ν, [ψ]υ[χ̣]ρό[ν ἐϲ-	der, welcher schon für vieles
25	τι τὸ [π]ρο[ν̣ο̣η]ϲάμενον	andere (wie z. B. Kenntnis der
	ἄλ[λων] π̣ολλ[ῶ]ν τοῦτο	Natur und der Menschen) Für-
	π̣ρ̣ό[τε]ρον λέ[γ]ειν ∘ καὶ	sorge getroffen hat, dieses
	θαυ[μάζ]ω δ[ὲ διὰ τίν' αἰ-	(Kürze und Anschaulichkeit)
	τίαν [ἐλά]χιϲτο̣[ν̣] εἶπε τ̣[ὴ̣ν	als das frühere bezeichnet.
30	ϲυν[τομ]ίαν κ[αὶ] τὴν ἐ̣νά[ρ-	Und ich wundere mich, wes-
	γε̣[ι]αν [πρῶτον, μ]η̣δενὸϲ	halb er die Kürze das geringste
	. . . τε . . . . ων, κατὰ [τ̣ί	und die Anschaulichkeit das
	μο̣[ν . . . . ποιημ]ά-	erste nannte, da doch . . . .
	των	. . . .
IV	τ]ὸ β̣έλτιϲτον π[όη]μα	Und inwiefern ist Anschaulich-
	τ]οῦτο καὶ ἐλάχ[ιϲτον ∘ π]ῶϲ	keit und Kürze besser als die
	δὲ] βέλτιον ἐνά[ργεια κ]αὶ	anderen Eigenschaften, die zur
	ϲυ]ν̣τομία [τῶ̣ν ἄλλων τ]ῶν	Dichtkunst gehören? Und wes-
5	τῆι] ποητικῆι [προϲ]ό̣ν-	halb ist es nötig, die Wirklich-
	των; τίϲ δ' ἀνά[γκη] τὸ [π]ρα[τ-	keit anschaulich und kurz dar-
	τόμενον ἐνα[ργῶϲ καὶ	zustellen, wo doch nicht nur
	ϲυντό]μ̣ωϲ ἀπα̣[γγέλλεϲ-	viel Unwahres, sondern sogar
	θ]αι, πολλῶν οὐ [μό]νον ψευ-	viel ganz Märchenhaftes bei den
10	δ]ῶν, ἀλλὰ καὶ μ[υ̣θ̣]ωδεϲ-	Dichtern sehr anschaulich dar-
	τά]τ̣ων ἐναργέϲτατα π̣α-	gestellt wird? Und inwiefern

12 ρ]ὰ τοῖϲ ποιηταῖϲ ἀπαγ[γελ-
λομένων; τὸ δὲ [ταῦτα
ἀμφότερα τῆϲ τ[έχνηϲ εἶ-
15 ναι καὶ τοῦ ποιη[τοῦ πῶϲ ἀ-
πορίαϲ ἄξιόν ἐ[ϲτιν; ἄδηλο]μ
μὲν γὰρ ο̣[ὐ]κ ἐϲτι[ν, ἀλλὰ
καὶ πε[ριφανὲϲ τ]ο̣[ῖ]ϲ [ϲυ]ντ[ο-
μία[ν] καὶ ἐν[άργειαν] κα[τα-
20 ϲκευάζουϲιν, [διό]τι δ[ιὰ
τῆϲ τέχνηϲ καὶ [πα]ρ[ὰ] το̣[ῦ
ποιητοῦ γίνετ[αι τ]όνδ̣[ε
τὸν τρόπον οὐ τα[ῦ]τα μό-
νον, ἀλλὰ [π]άνθ᾽ ἁ[π]λῶϲ [ἃ
25 δι[α̣]φαίνεται.

kann man daran zweifeln, daß beides Sache der Kunst und des Dichters ist? Denn denen, die Kürze und Anschaulichkeit schaffen, ist es nicht ungewiß, sondern vielmehr sonnenklar, daß durch die Kunst und den Dichter auf eine ganz bestimmte Art nicht nur diese Eigenschaften entstehen, sondern überhaupt alles Hervorragende geschaffen wird.

III 13—17 * 16 ΔΕΝϹ O ΔΕΝ N Gegen Ende der Zeile bieten beide Abschriften statt des von mir hergestellten Є ein Θ 17 ΝΩ||ΔΑΜ O ΧΩ||Μ N 18—19 Usener: 19 Ende * 18 ΦΟΝ . . . ΤΗ . . ΙΥΝΗΔΕΙ O ΤΗ . . . ΧΝΗϹ N 19 ΝΤΟΥΞΗ O ΗΤΟΥ N 20—21 * 20 ΤΗΝ O Der Rest der Zeile ist in O ausgelassen, infolgedessen sind auch die Zeilenanfänge von 20 an um eine Zeile zu hoch hinaufgerückt. Τ . ΠΡ . ΤΟΝ N 21 ΕΤΟΝΒΟΥΛΕ O ΧΕ . ΤΟΝΒΟΥΛΕ N 22 K. 23—33 * 23 ΓΑΡΤ . ΤΡΩΤΟΝΧΟΝΤΩΙ O ΓΑΡ . . . ΡΩΤΟΝΙ ϹΟΝΤΩ N 24 ΠΡΑΙ . . ΟΥΜΕΞΩ̣Ν . ΥΓΡΟ O ΠΡΟ . . ΟΥΜΕ N 25 ΤΗΤΟ . ΡΟΚΑ . . ϹΑΜΕΝΟΝ O ΤΙΟ|| ϹΑΜΕΝ . Ν N 27 ΠΥΟ . . ΡΟΝ O Π . ΟϹ . . ΟΝ N 28 ΘΑΥ . . ΔΩ O ΘΑΥ N 29 ΧΙϹΤϹ . . ΕΙΠΕΓΑ O ϹΙϹΤ . ΙΕΙΠΕ N 30 ΤΗΝΟΝ O ΗΝΙΝΑ N 31 ΗΔΕΝΟϹ O ΥΔΕΝΟϹ N IV 1 ποίημα K. 2 τοῦτο καὶ ἐλάχιϲτον K. πῶϲ * 3—8 * 8 ΝΩϹΑΠΛ O ΝΩϹΑΠ N 9—10 K. 11/12 παρὰ * 12 ἀπαγγελλομένων K. 13 * 14 K. 15 ποιητοῦ K.; Ende * 16—18 * 19 K. 20—21 * 22—24 K. 24 ἃ * 25 ΔΙϹΦΑΙΝΕΤΑΙ O ΔΙΟΦΑΙΝΕΤΑΙ N erg. * (Es folgt προϲτ[ι]θέ[ν]αι δὲ s. S. 38.)

Es ist oben S. 19 gezeigt worden, daß Neoptolemos die ποιητικὴ ἐργαϲία in die Gattungen ποίηϲιϲ, ποίημα und ποιητήϲ eingeteilt und diese Gattungen dadurch näher bestimmt hatte, daß er der ποίηϲιϲ den Stoff, dem ποίημα die sprachliche Komposition und dem ποιητήϲ beide Gebiete zuwies. Dieselbe Einteilung ist auch in dem Satz vorausgesetzt, den ich aus der vorstehenden Polemik zu rekonstruieren versucht habe. Philodem aber versteht nicht oder will nicht verstehen, daß die προνοούμενα den ποιήματα gegenübergestellt sind und die Behandlung des Stoffes im Gegensatz zu der sprachlichen Darstellung bezeichnen. Sie entsprechen der *res provisa* in dem Verse des Horaz:

311 *verbaque provisam rem non invita sequentur.*

Somit besagt der Satz in der ihm von Philodem gegebenen Formulierung folgendes: »Bei der Behandlung des Stoffes ist das erste und geringste Kürze und Anschaulichkeit, bei der sprachlichen Darstellung Anschaulichkeit und Kürze, beide Eigenschaften aber sind nicht nur Sache der Kunst, sondern gehen auch den Dichter als solchen an.« Den hier gebrauchten Bezeichnungen συντομία und ἐνάργεια entsprechen in der Rhetorik die drei ἀρεταὶ τῆς διηγήσεως, die dort auch ganz analog auf Stoff und Form (πράγματα und ὀνόματα) angewandt werden[1]. Über die συντομία der rednerischen Erzählung sagt Anaximenes cap. 30 (S. 72, 4 Sp.-H.): συντόμως δὲ (sc. δεῖ ποιεῖν), ἵνα μνημονεύσωσι τὰ ῥηθέντα und weiter Z. 19: συντόμως δὲ (sc. δηλώσομεν), ἐὰν ἀπὸ τῶν πραγμάτων καὶ τῶν ὀνομάτων περιαιρῶμεν τὰ μὴ ἀναγκαῖα ῥηθῆναι, ταῦτα μόνα καταλείποντες, ὧν ἀφαιρεθέντων ἀσαφὴς ἔσται ὁ λόγος. Der Redner hat sich also der Kürze zu befleißigen, damit die Hörer das Gesagte im Gedächtnis behalten. Er erreicht dieses Ziel dadurch, daß er den Stoff und die Worte auf das Notwendigste beschränkt, ohne doch die Deutlichkeit zu beeinträchtigen. Nach Philodems Autor, den wir nunmehr ohne Bedenken mit Neoptolemos gleichsetzen dürfen, gehören die συντομία und ἐνάργεια aufs engste zusammen. Diese ist nach Dionysius von Halicarnaß Lys. 7, 466 δύναμίς τις ὑπὸ τὰς αἰσθήσεις ἄγουσα τὰ λεγόμενα[2]. Wie der Redner muß auch der Dichter seinen Hörern die Dinge und Menschen so lebendig vor die Seele stellen, daß sie sie mit eigenen Augen zu sehen glauben. So ist die ἐνάργεια ein Mittel der ψυχαγωγία, bei der es besonders darauf ankommt, durch die Sprache die ἤθη und πάθη der Personen der Wirklichkeit entsprechend wiederzugeben. Auch Neoptolemos stellt sie bei der Sprachbehandlung an die erste Stelle[3], während er sie beim Stoff erst nach der συντομία nennt. Beide vereint bilden nach ihm die erste und geringste Vorbedingung für das Zustandekommen eines guten Gedichts. Ob aber diese Vorbedingung erfüllt wird, hängt nicht nur von dem technischen Können, sondern auch von der Veranlagung des Dichters ab.

Den Kommentar zu diesen Vorschriften liefert auch hier wieder Horaz, der im Abschnitt über die *ars* bei der Behandlung des Stoffes mahnt:

---

[1] Vgl. Stroux, *De Theophrasti virtutibus dicendi*, Berlin 1912, S. 45.

[2] Sie wird von dem Anon. Seguer. 89ff. der πιθανότης untergeordnet.

[3] Ähnlich stellt Cicero de partitione oratoria bei der Behandlung der Verba das *dilucidum* vor das *breve*.

24 *maxima pars vatum, pater et iuvenes patre digni,*
decipimur specie recti: brevis esse laboro,
obscurus fio;

und bei der Erörterung der *facundia* zeigt, daß Stil und Sprache den inneren Empfindungen der handelnden Personen und ihrer äußeren Qualität nach Jugend und Alter, Geschlecht und Herkunft angemessen gestaltet sein müssen (101—119). Aber auch im Abschnitt über den *artifex*, wo er von der Aufgabe des Dichters handelt, zu nützen und zu erfreuen, bringt er mitten in der allgemein gehaltenen Erörterung folgende Verse:

335 *quidquid praecipies, esto brevis, ut cito dicta*
percipiant animi dociles teneantque fideles:
omne supervacuum pleno de pectore manat.
ficta voluptatis causa sint proxima veris:
ne quodcumque volet poscat sibi fabula credi,
340 *neu pransae Lamiae vivum puerum extrahat alvo.*

Im Kommentar von Kießling-Heinze[4] wird über diese Verse bemerkt: »Die folgenden speziellen technischen Regeln fallen aus dem Rahmen der allgemeinen Anweisungen heraus und würden nach strengem Schema in den ersten Hauptteil gehört haben; H. bringt sie hier, da sie sich an die Lehre von den τέλη bequem anschließen lassen: er läßt sich durch kein Schema beengen.« Wir sehen jetzt, daß Horaz auch hier genau dem Schema gefolgt ist, demzufolge die συντομία und ἐνάργεια sich nicht nur auf die Kunst, sondern auch auf den Dichter beziehen. Zugleich aber erklärt sich aus diesem Schema die von Norden S. 517 an den isagogischen Schriften gemachte Beobachtung, daß »einzelne Motive in ihrer Zugehörigkeit zur *ars* oder zum *artifex* schwanken.«

Nach dem Anonymus Seguerianus 65 (Cornut. art. rhet. epit. ed. Graeven p. 14, 15) wird die συντομία ἐκ τῶν πραγμάτων erreicht, ἐὰν μήτε πόρρωθεν ἄρχῃ, καθάπερ ἐν τοῖς προλόγοις πεποίηκεν Εὐριπίδης, μήτε μακρὰ λέγῃς, ὥς οἳ μετὰ τὸ πρᾶγμα καὶ ἄλλα διηγούμενοι. Denselben Fehler, der hier an den Prologen des Euripides getadelt wird, findet Horaz an den Epen der kyklischen Dichter. Wie ganz anders macht es Homer!

146 *nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri*
nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo:
semper ad eventum festinat et in medias res
non secus ac notas auditorem rapit et quae

150 *desperat tractata nitescere posse relinquit,*
atque ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Neoptolemos hielt Homer für den größten Dichter und rühmte an seinen Epen die ἁρμονία und ϲυντέλεια τῶν πραγμάτων (vgl. o. S. 24). Er wird ihn auch als Muster der ϲυντομία und ἐνάργεια hingestellt haben, ähnlich wie es Quintilian X 1, 49 tut: *narrare vero quis brevius quam qui mortem nuntiat Patrocli, quis significantius potest quam qui Curetum Aetolorumque proelium exponit?*

Wenn Philodems Gegner die ϲυντομία und ἐνάργεια als die erste und geringste Vorbedingung für ein gutes Gedicht bezeichnete, so wollte er damit sagen, daß jedes, auch das kleinste Gedicht, diese Eigenschaften haben müsse[1]. Von den größeren Gedichten aber verlangte er noch andere ἀρεταί. Denn wir lesen weiter bei Philodem:

IV 25 προϲτ[ι]θέ-	Wenn er aber sagt, daß er
ν]αι δὲ τοῖϲ προυποκειμέ-	den genannten (Eigenschaften)
νοιϲ λέγοντοϲ εἴϲ [τ]ὰ ϲτε-	als passend für die straffsten
ρ]εώτατα καὶ μ[εί]ζω [τ]ῶν	und größeren Gedichte noch
π]οιημάτων ἐναρμότ-	folgende hinzufüge: glanzvoll
30 τοντα τὸ πολυτελ[ῶϲ κ]αὶ	und wuchtig und nicht dürf-
ἐμβριθῶϲ καὶ μὴ ε[ὐ]τελῶϲ	tig noch unbedeutend, und daß
μηδ᾽ ἐλαφρῶϲ, το[ῦ]το δ᾽ εἶ-	diese Eigenschaften sich auf
ν]αι κατὰ τὴν [χ]εῖρα [κα]ὶ	die Hand und die Tätigkeit

[1] Philodem versteht das nicht und wendet ein, daß die anderen Eigenschaften, die zur Poetik gehören, ebenso nötig seien. Welche er meinte, erfahren wir aus seiner Polemik gegen eine der anonymen Lehrmeinungen, die er bei Zeno fand:

XXVII 6 ἡ δὲ
ϲύνθεϲιϲ λέξεων ἐναρ-
γῶϲ καὶ ἐμφατικῶϲ τὴν
ὑποτεταγμένην διάνοι-
10 αν [ϲ]ημαίνουϲα[[ν]] κοι-
ν]ή τ[ίϲ ἐϲ]τι καὶ λόγου παν-
τὸϲ ἀρετή[[ϲ]]∘ καὶ τοῖϲ ὅλοι[ϲ
οὐ]δὲ παρεφάπτεταί τι-
νοϲ ἰδίου τῶν περὶ τ[ὴν
15 ποιήματοϲ ἀρετὴν καὶ

μάλιϲτα τῆϲ ϲυνθέϲ[ε]ωϲ∘
καὶ μόνον ἐναργῶϲ καὶ
ἐ]μφατικῶϲ ϲημαίνει[ν
ἀ[ξ]ιοῖ καὶ ϲυντόμωϲ, κα-
20 θάπερ οὐ δυναμένου φαύ-
λ[ωϲ] ἔχειν προϲόντων
τούτων, δέον καὶ ϲαφῶϲ
καὶ εὐπρεπῶϲ καὶ τοῖϲ ἄλ-
λοιϲ ἅπαϲιν ἐπιτεύγμαϲι
κεχρημένωϲ εἰπεῖν.

10 D. 11 D. 12 [[ϲ]] *

ΤῊ̣Ν] ΠΡΑΓΜΑΤΕ[Ί]ΑΝ ΤΟΥ
35 ΠΟΙΗΤΟ]Υ, ΚΑΘΆΠΕΡ Ὕ[ΛΗ̣Ν
ἜΧΟΝΤΟ]Ϲ ΤΩ͂Ν ΠΡΑ[Γ̣Μ̣Ά]ΤΩ̣Ν
V ΚΑῚ] Ἠ̣ΘΩ͂Ν ΠΟ[ΛΥ]ΤΈΛΕΙ[ΑΝ ΚΑῚ
ΜΎΘΩ]Ν [ἸΔΊΩΝ] ϹΚΈΨΙΝ
ΚΑῚ ὙΠΟΘΈϹΕΩΝ̣ ΚΑῚ ΤΗ͂[Ϲ
ἘΝ ΤΟΎΤΟΙϹ ἈΛΗΘΕΊΑϹ ΚΑ[Ì
5 ἸΔ]Ι̣[Ό]ΤΗΤΟϹ, ἘΠΙΖΗΤΩ͂
ΤΊΝ̣]Α ΤᾺ ϹΤΕ[ΡΕ]Ὰ [Κ̣ΑῚ] ΜΕΊ-
ΖΩ ΚΑ]ΛΕΙ͂ Π[ΟΙΉΜ]ΑΤΑ . ΡΑ
. . . . Ἀ]ΝΑΓ̣ΚΑΊΟΙϹ
(es fehlen zwei Zeilen)
Ε . . . . ΑΡ . . Α . .
ἘΠΙΤΡΈΠΕ[ϹΘΑ]Ι ∘ ΠΩ͂Ϲ [ΔῈ ΤᾺ
ΜῊ ΕὔΤΟΝΑ [ϹΥΜΦΩ]Ν[ΟΥΝ-
ΤΑ ΤΟΙ͂Ϲ ὈΓΚΏ̣[ΔΕϹΙΝ; ΚΑῚ
15 ΠΩ̣͂]Ϲ ΤΑΥ͂ΤΑ Μ[ΌΝΟΝ] ΠΟ[ΙΉΜΑ-
ΤΑ Κ̣]ΑῚ ΤᾺ ΜΈϹΑ [ΠΟΛΥΤΕΛΕΊ-
ΑϹ ᾤΕΤΟ Δ[ΕΙ͂ϹΘΑΙ; ΠΩ͂Ϲ ΔῈ
ΚΑῚ ὙΠΌΘ[ΕϹΙΝ ἘΝΕΙ͂ΝΑΙ
ΚἊΝ ΜΈϹΟΙϹ Π[ΟΙΉΜΑϹΙΝ,
20 ΜΑ͂ΛΛΟΝ ΔῈ ΚΑῚ Ϲ[ΤΕΡΕ]ΟΙ͂Ϲ;
ΚΑῚ ΠΟΊΑ ΤΙϹ ἘΜΒΡ̣[ΙΘῊϹ
Κ̣ΑῚ ΟὐΚ ἘΛΑΦΡΌ[Ϲ; ΤῸ Δ᾽ Ε]Ὑ-
ΤΕΛῈϹ ΚΑῚ Ἐ̣Λ̣ΑΦ̣[ΡῸΝ ΠΑΝ-
ΤΕΛΩ͂Ϲ ἈΠΕΙ͂ΝΑΙ Δ[ΕΙ͂Ν ΚΑῚ Ἀ-
25 Π[Ὸ] ΤΩ͂Ν ΤΟΙΟΎΤΩΝ [ΟἾΜΑΙ ∘
ΚΑῚ ΔῊ ΜΎΘΟΥϹ ἸΔΊΟ[ΥϹ ΚΑῚ
Ὑ]ΠΌΘΕϹΙΝ ΚΑῚ ἈΛΉΘ̣[ΕΙ]Α[Ν ΚΑῚ
ἸΔΙ]ΌΤΗΤΑ ΤΊΜΑ[ΙΟϹ ΚΑΤ]Ὰ
ΤΑ[Υ̣]Τ᾽ ΟὐΚ ἊΝ ΠΡ̣ΟϹΦΈΡ̣[ΟΙ] ∘ ΤῸ
30 ΜῈΝ] ΟὖΝ ΠΟΛΥΤΈΛΕΙΑΝ̣ Ἐ[ΠΙ-
ΝΟ[Ε̣Ι͂Ν̣] Ο̣Ὑ ΤΩ͂Ν̣ ΤῊΝ ἈΛ[Ή]Θ̣[ΕΙ-
ΑΝ . .]Ν̣ΚΑ . . . ΙΝΤΩ̣[Ν] ΤῸ ΠΑ̣-
. . . . ΛΑΜΒΆΝΕ[Ι]Ν̣
. . . . Π̣ΛΆϹΜΑϹΙ . Α

des Dichters bezögen, der gewissermaßen als Stoff eine reiche Fülle von Handlungen und Charakteren zur Verfügung habe und die Betrachtung von eigenartigen Sagen und Geschichten und ihrer Wahrheit und Eigenart, dann frage ich, welche Gedichte er als die straffen und größeren bezeichnet . . . .
. . . .
. . . .
. . . . . Und inwiefern sind die nicht straffen mit den schwülstigen identisch? Und inwiefern meinte er, daß nur diese Gedichte und die mittleren glanzvoll sein müssen? Und inwiefern enthalten auch mittlere und vollends straffe Gedichte eine Geschichte? Und welche Geschichte ist wuchtig und nicht unbedeutend? Dürftig aber und unbedeutend dürfen nach meiner Meinung überhaupt keine Gedichte sein, auch solche nicht. Auch würde ja danach Timaios keine eigenartigen Sagen und Geschichten und Wahrheit und Eigenart bieten.
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

VI (es fehlen etwa 12 Zeilen)

. . . . ΤΑΥ͂]Τ᾽ ΕΙ͂-
ΝΑΙ ΚΑΤᾺ ΤῊΝ Χ]ΕΙ͂ΡΑ ΚΑῚ
15 Τ]ῊΝ ΠΡΑ[ΓΜΑ]Τ̣ΕΊΑΝ ΤΟΥ͂
ΠΟΙΗΤΟ̣]Υ͂ ΤΊΝΙ ΔΙΑΦΈΡΕΙ
ΤΟΥ͂ Τ]Η͂Ϲ ΤΈΧΝΗϹ ΕΙ͂ΝΑΙ [ΚΑῚ
ΤΩ͂Ν] Π̣ΟΙΗΤΩ͂Ν; ὍΠ[ΩϹ ΔῈ
ΤΟΥ͂ΤΟ]Ν ΠΡΌΤΕΡΟΝ ἜΘΗ-
20 ΚΕ]Ν [Ο]Ὑ ΜΑΝΘΆΝΩ ∘ [Κ̣]ΑῚ [Τ]Ί
Δ]ΕΞΏΜΕΘ᾽ ἈΝΤῚ ΤΗ͂Ϲ ὝΛΗϹ
Π]ΕΡῚ ἯΝ Ἡ ἈΝΑϹΤΡΟΦΉ; ΚΑῚ
Δ̣]Ὴ [Π̣]ΑΡ̣᾽ [Ο̣Ἶ̣ΝΟ̣]Ν Τ[Ι] ἘΞΗΓΟΎΜ[Ε-
ΝΟϹ Μ̣]ΎΘΟΥϹ [ἸΔ̣Ί]ΟΥϹ ΛΈ-
25 Γ̣]ΕΙ ΚΑ[Ὶ ὙΠΌ]ΘΕ̣ϹΙΝ ΚΑῚ ἈΛΉ-
ΘΕΙΑΝ ∘ [ΤῊ]Ν̣ Δ᾽ ἈΛΉΘΕΙΑΝ
ΔΙᾺ ΤΊ ΠΡ[ΟϹΈΘ]Η̣ΚΕΝ Ὅ[Λ̣]Ω[Ϲ
Ἀ[Π̣Ο]ΡΩ͂, Β[ΙΟΎΝΤ]Ω̣Ν ΠΑΡΕ-
Χ̣]Ο̣Μ̣ΈΝ[Ω̣]Ν [ΤᾺϹ ὙΠΟΘ]ΈϹΕΙϹ ∘

. . . .
. . . . Und wodurch unterscheidet sich der Satz, daß diese Eigenschaften sich auf die Hand und die Tätigkeit des Dichters beziehen, von dem, daß sie Sache der Kunst und der Dichter sind? Und weshalb er diesen vor der Kunst genannt hat, verstehe ich nicht. Und was sollen wir unter dem Stoff verstehen, mit dem der Dichter sich zu beschäftigen hat? Berichtet doch auch einer, der beim Wein etwas erzählt, eigenartige Sagen und Geschichten und Wahrheit. Und weshalb er die Wahrheit hinzugesetzt hat, ist mir völlig unklar, da doch Lebende die Geschichten liefern.

Von IV 30—V 5 werden die Abschriften durch ein noch nicht veröffentlichtes Fragment des Papyrus 1538 (corn. IV) ergänzt, auf dem ich folgende Buchstaben gelesen habe: | ΤΟΝ | ΕΜΒΡΙΘΩϹΚ/ | . ΩϹΜΗΔΕΛΑ | ∖ΑΙΚΑΤΑΤΗΝ | . . [ΥΘ *sottoposto*] ΡΑΓΜΑ | . . ΝΚΑΘΑ | . . . . . Ν̣ΠΡ | . . . . . Ν̣ (freier Raum von der Breite eines Buchstabens) Τ̣Ο | . . . . . Ι | ΚΑΙ . . ΟΘ | ΕΝΤΟ | — | . ΑϹΙ | ΛΕΙΠ | IV 25—29 * 30 K. 31—33 * 34 K. 35—36 * 35 ΚΑΘΑΠΕΡΙ N ΚΑΘΑΠ̣ΕΡΥ . Ν O 36 . . . . . . ΕΙΩΝΠΡΟ N . . . . . . ϹΤΩΝΠΡΑϹΘ . ΤΟ̣Ν O V 1—7 * 1 . . . ΙΙΘΩΝ . . . . . ΕΛΕΙ N . . . ΝΘΩΝ . . . . . ΕΛΕΙ O 5 . . . . ΤΗΤΟϹ N . . . ΤΤΗΤΟϹ O 8 K. 12—20 * 21 K. 22—27 * 23 Τ . . . . ΚΑ . ΕΛ N Τ . . . ΟΚΑΙϹΔΑΥ O 26 ΜΥϹΟΥϹΙΒΙΟ N ΜΥΘΟΥϹΙΔΙΟ⁻ O 23/24 ΠΑΝΤΕΛΩ͂Ϲ K. 27 ἈΛΉΘΕΙΑΝ K. 28—32 * 31 ΙΤΩΝ̣ΤΗΝΑΛ N ΝΟ∖ ΙΤΕΥΤΩΝ̣ΤΗΝΑΛ . Ο O VI 13—14 * 15 K. 16—19 * 20 K. ΚΑῚ ΤΊ * 21 * 23 * | . . . . Ω . . ⁻ΗΓΟΥΝ N | ∖ΗΓΑΥΩ (.) ϹΙΝΤ { ΕΞΗΓΟΥΜ O. Zwischen Τ und Ε ist zufolge der Abschrift O ein Loch im Papyrus. Zu meiner Ergänzung vgl. Plutarch, praec. coniug. p. 143 D ὈΡΘΩ͂Ϲ Ὁ ΕὙΡΙΠΊΔΗϹ ΑἸΤΙΑ͂ΤΑΙ ΤΟῪϹ ΤΗ͂Ι ΛΎΡΑΙ ΧΡΩΜΈΝΟΥϹ ΠΑΡ᾽ ΟἾΝΟΝ 24—25 * 24 . . . . . ΘΟΥϹ . . . ΟΥϹΛΕ N . . . . ΑΥΘΟΥΟ . . ΗΟΥϹΛΕ O 25 . Ε . Ν . . . . . ΕΙ . ϹΙΝΚΑΙΑΛΗ N ΚΕΙΚΑ . . . . ΘΟϹΙΝΚΑΙΑΛΗ O 26/27 K 27 ΟΜΩ NO ὍΛΩϹ * 28 * Α . . ΡΩΒ . . . . . . ΝΠΑΡΕ N ΑΙ . (.) ΙΡϹ . . . . . ϽΝΠΑΡΕΙ O 29 * Κ . . ΕΝΟΝ . . . . ΕϹΕΙϹ N ΚϹ (.) ΛΕΝΟΝ . . . . . ΤΠΕϹΕΙϹ O

Aristoteles definiert die Tragödie als die Nachahmung einer in sich abgeschlossenen und ein Ganzes bildenden Handlung von einer gewissen Größe (ἘΧΟΎϹΗϹ ΤΙ ΜΈΓΕΘΟϹ), die er näher bestimmt als »eine Ausdehnung, innerhalb deren bei einer Folge notwendiger oder wahrscheinlicher Ereig-

nisse ein Umschlag von Unglück in Glück oder umgekehrt eintritt[1].« Auch Neoptolemos forderte, wie wir sahen, daß die μεγάλα ποιήματα harmonisch und in sich abgeschlossen sein sollten. Dem entspricht es, wenn in dem hier von Philodem kritisierten Lehrsatz von den μείζω ποιήματα die Rede ist. Die zweite Bezeichnung στερεὸς wird, soweit ich sehe, in der stilkritischen Literatur nur einmal gebraucht. Dionys von Halicarnaß (Din. 8, 645) spricht von dem εὔτονον καὶ στερεὸν καὶ δεινὸν in dem Stil des Thucydides. Philodem setzt sie mit dem Terminus εὔτονος gleich, den Dionys außer auf Thucydides (de imit. 6, 3, 427) auch auf Demosthenes (de imit. 6, 5, 434) anwendet[2]. Als Muster aber der εὐτονία, »der immer gleichmäßigen und niemals abfallenden Höhe«, stellt der Autor περὶ ὕψους IX 13 (vgl. oben S. 31) die Ilias über die Odyssee, und Dionys (de imit. 6, 2, 419) bemerkt, daß Antimachos nach der εὐτονία gestrebt habe. So sind also mit den στερεὰ καὶ μείζω ποιήματα in erster Linie Epen und Dramen gemeint, und die vier Prädikate πολυτελὴς καὶ ἐμβριθὴς καὶ μὴ εὐτελὴς μηδ' ἐλαφρὸς beziehen sich auf die χεὶρ und πραγματεία des Dramatikers und Epikers. Den Stoff aber liefert ihm die bunte Fülle der menschlichen Handlungen und Charaktere und die Betrachtung von eigenartigen Sagen und Sujets und der Wahrheit und Eigenart, die sie enthalten.

Es bedarf nicht mehr des Nachweises, daß der Autor, von dem diese Sätze stammen, die Quelle des Horaz war. Wir erinnern uns der Verse, in denen dieser dem Dichter empfiehlt, die πράγματα und ἤθη zu studieren:

317 *respicere exemplar vitae morumque iubebo*
doctum imitatorem et vivas hinc ducere voces[3]

und verstehen jetzt auch, weshalb er fortfährt:

interdum speciosa locis morataque recte
320 *fabula nullius veneris, sine pondere et arte,*
valdius oblectat populum meliusque moratur
quam versus inopes rerum nugaeque canorae.
Grais ingenium, Grais dedit ore rotundo
Musa loqui, praeter laudem nullius avaris.

---

[1] Poet. 1450b 23 und 1451a 12; vgl. Finsler, a. a. O. S. 52.

[2] Vgl. P. Geigenmüller, *Quaestiones Dionysianae de vocabulis artis criticae*, Lipsiae 1908, S. 64.

[3] Gegenüber der falschen Erklärung dieser Verse bei Kiessling-Heinze und Krüger vgl. Norden S. 499[3], der treffend auf die neuere Komödie als die *imitatio vitae* und *imago veritatis* hinweist, und Kroll S. 94[2].

Es ist die χεὶρ τοῦ ποιητοῦ, welche Stücke schafft, die so reich sind an Glanzstellen und so treffliche Charakterzeichnung enthalten, daß sie nicht einmal der wuchtigen Kraft und der künstlerischen Vollendung im einzelnen bedürfen, um dem Volke besser zu gefallen als wohlklingende Verse, die dürftigen Inhalt haben. Den Griechen hat die Muse beides verliehen, die geniale Begabung und die gewandte Zunge, das εὖ ποιεῖν und das πάθος τοῦ ποιητοῦ. Auf dieses kommt es vor allem an. Deshalb, o Römer, präge es tief deinem Gedächtnis ein:

mediocribus esse poetis
373 *non homines, non di, non concessere columnae.*

Aber auch das künstlerische Gestalten ist nicht leicht. Zwar gibt es Sagen genug, auch solche, die nicht allzusehr Gemeingut geworden sind, und das tägliche Leben liefert eine Fülle von Geschichten. Aber der Dichter hat die Aufgabe, ihnen das Gepräge individueller, konkreter Wirklichkeit zu verleihen. Das ist schwerer, wenn man ganz Neues erfindet, als wenn man sich einem bewährten Vorbild wie Homer anschließt. An ihm kann man lernen, wie ein Stoff πολυτελῶς und συντόμως gestaltet wird, und wenn man es versteht, dabei seine Selbständigkeit zu wahren, so wird man immer noch etwas Rühmliches zustande bringen:

difficile est proprie communia dicere, tuque
rectius Iliacum carmen deducis in actus
130 *quam si proferres ignota indictaque primus.*
publica materies privati iuris erit, si
non circa vilem patulumque moraberis orbem,
nec verbum verbo curabis reddere fidus
interpres, nec desilies imitator in artum,
135 *unde pedem proferre pudor vetet aut operis lex,*
nec sic incipies ut scriptor cyclicus olim . . .
140 *quanto rectius hic qui nil molitur inepte . . .*
143 *non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem*
cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat,
Antiphaten Scyllamque et cum Cyclope Charybdin.

Wir kehren zu Philodem zurück. Er hat sich durch die Kritik, die er an den Sätzen seines Gegners ausübt, selbst das Urteil gesprochen. Nichts ist so erbärmlich und töricht wie die Wortklauberei dieses Grae-

culus, der die Anschauungen anderer aus zweiter Quelle übernimmt und sie verhöhnt und lächerlich zu machen sucht, weil sie nicht in sein enges Schulsystem hineinpassen. Diesmal können wir seine spöttischen Bemerkungen nicht bis zum Schluß verfolgen, da am Ende dieser und am Anfang der nächsten Kolumne nur spärliche und unergiebige Worttrümmer erhalten sind. Erst in der Mitte der Kolumne VII, wo der Text wieder vollständiger zu werden beginnt, scheint er einen neuen Lehrsatz anzuführen. Diesen aber und die folgenden haben wir schon S. 16 und 17 kennen gelernt. Sie bildeten den Ausgangspunkt für den Beweis, der jetzt nach der Durchsicht des ganzen Textes endgültig erbracht ist: Philodem bespricht nicht nur auf den Kolumnen XI—XIII, sondern auch auf den ersten acht Kolumnen des uns erhaltenen Schlußteiles seines fünften Buches Περὶ ποιημάτων Lehren des Neoptolemos von Parion. Die auf den ersten Blick so überraschende Tatsache, daß er nach einer Unterbrechung von kaum zwei Kolumnen noch einmal auf ihn eingeht, erklärt sich daraus, daß er zwei verschiedene Quellenschriften benutzte, zuerst die eines uns unbekannten Verfassers, dann die des Philomelos. Da beide Lehrmeinungen des Neoptolemos enthielten, schien es ihm nötig, zweimal, wenn auch das zweitemal wesentlich kürzer, auf ihn einzugehen. Daß er vor solchen Wiederholungen nicht zurückscheute, wissen wir aus seiner Schrift Περὶ σημείων καὶ σημειώσεων, wo Sätze aus der Polemik Zenons zwei- oder dreimal in fast derselben Reihenfolge und ähnlichem Wortlaut wiederkehren[1].

Aber wichtiger als die Darstellungsweise Philodems ist das Lehrsystem des Neoptolemos, das wir bei der Analyse kennen gelernt haben. Der Verfasser ging von dem Grundgedanken aus, daß im Dichter künstlerische Schulung (τέχνη) und natürliche Begabung (δύναμις) harmonisch vereinigt sein müssen. Dieser Gedanke lieferte ihm das Dispositionsprinzip für seine Darstellung: Im ersten Teil handelte er von der Dichtkunst, im zweiten vom Dichter. In jedem der beiden Teile aber betrachtete er den Gegenstand vom Gesichtspunkt des Stoffes (ὑπόθεσις) und der Form (σύνθεσις τῆς λέξεως) und bestimmte im zweiten auch die Aufgaben und das Wesen des vollkommenen Dichters. Soviel konnten wir über die Anlage der Schrift

[1] Vgl. R. Philippson, *De Philodemi libro qui est* περὶ σημείων καὶ σημειώσεων. Berlin 1881, S. 3 ff.

aus den von Philodem besprochenen Sätzen erschließen. Deutlicher noch tritt sie hervor bei einem Vergleich mit der Epistel des Horaz. Wir sahen schon (S. 20), daß dieser in den Versen 1—118[1] die ὑπόθεσις (*res*: 1 bis 44)[2] und die σύνθεσις τῆς λέξεως (*facundia*: 45—118) im allgemeinen bespricht. Darauf folgt die besondere Erörterung vom Gesichtspunkt der einzelnen Dichtungsgattungen aus. Am Epos (Kykliker und Homer) erläutert er nur die ὑπόθεσις oder die προνοούμενα (119—152), am Drama die ὑπόθεσις (153—201), die μελοποιΐα (202—219) und die σύνθεσις τῆς λέξεως (220—274). Daran schließt er einen kurzen Überblick über die εἴδη des griechischen und römischen Dramas (275—294), bei dem er zugleich auf das Thema des zweiten Hauptteils vorbereitet (vgl. Norden S. 497). Hier handelt er vom Dichter, der die τέχνη und δύναμις in sich vereinigt. Nach seiner Lieblingsmethode stellt er die Stichworte gleich an den Anfang:

295 *ingenium misera quia fortunatius arte* . . .

Die Verse 306—308 enthalten, wie Norden gezeigt hat, die Propositio, die zugleich die Partitio ist:

A. *unde parentur opes, quid alat formetque poetam* (309—332).

Schon durch die Worte *alere et formare* wird angedeutet, daß der Beruf (*munus*) des Dichters darin besteht, den Stoff (πολυτέλειαν τῶν πραγμάτων καὶ ἠθῶν καὶ μύθους ἰδίους καὶ ὑποθέσεις καὶ τὴν ἐν τούτοις ἀλήθειαν καὶ ἰδιότητα) und die Form (323 *Grais ingenium, Grais dedit ore rotundo Musa loqui*) zu studieren. So entspricht dieser Teil dem Lehrsatz des Neoptolemos, der nach Philodem lautete: καὶ τοῦ ποιητοῦ τὴν ὑπόθεσιν καὶ τὴν σύνθεσιν εἶναι.

---

[1] Daß Norden fälschlich den Einschnitt nach V. 130 macht, haben schon Vahlen, Sitzungsb. d. Pr. Akad. 1906, S. 604[1] und Cauer, Rhein. Mus. LXI 1906, S. 234 hervorgehoben.

[2] Der *ordo* (42—44) wird auch in der Rhetorik unter dem Kapitel *res* behandelt. Ausführlicher äußert sich darüber Cicero de partitione oratoria 3: *in quo est ipsa vis* (oratoris)? — *in rebus et in verbis; sed et res et verba invenienda sunt et conlocanda. proprie autem in rebus invenire, in verbis eloqui dicitur; conlocare autem, etsi est commune, tamen ad inveniendum refertur*; vgl. auch de or. I 142. II 307 und Quint. I prooem. 22. Anders Dionys de Demosth. c. 51 (p. 240, 20 U.—R.), der beim πραγματικὸς τόπος die εὕρεσις und οἰκονομία, beim λεκτικὸς τόπος die ἐκλογὴ τῶν ὀνομάτων und die σύνθεσις τῶν ἐκλεγέντων unterscheidet.

B. *quid deceat, quid non* (333—346).

Der Dichter soll nützen und erfreuen. Neoptolemos lehrte (XIII 9 ff.): δεῖν τῶι τελείωι ποιητῆι μετὰ τῆς ψυχαγωγίας τοῦ τοὺς ἀκούοντας ὠφελεῖν καὶ χρησιμολογεῖν. Horaz hat das ὠφελεῖν (*prodesse*) mit dem χρησιμολογεῖν (*idonea dicere vitae*) identifiziert. Da aber Neoptolemos nach fr. II 25 ff. als Aufgabe des Dichters bezeichnete τέρπειν μὲν τοὺς ἀκούοντας, ὠφελεῖν δὲ τοὺς ὁρῶντας, so halte ich es für wahrscheinlich, daß er das ὠφελεῖν aus dem Inhalt, die τέρψις oder ψυχαγωγία[1] aus der Form und das χρησιμολογεῖν aus der δύναμις τοῦ ποιητοῦ ableitete.

C. *quo virtus, quo ferat error* (347—476).

Nach der Überschrift zerfällt dieser Abschnitt in zwei Teile:

I. *De virtute poetae* (347—415).

Das Ideal kommt zur Darstellung in den Schlußversen 408—415: τέλειός ἐστι ποιητὴς ὁ τὴν τέχνην καὶ τὴν δύναμιν ἔχων τὴν ποιητικήν. Die vorhergehenden Verse dienen zur Vorbereitung auf diesen Hauptgedanken (vgl. Norden S. 502).

II. *De vitiis poetae* (416—476).

Das Richtige liegt in der Mitte zwischen zwei Extremen. Daher wird in den Versen 416—452 der Dichter geschildert, »der es mit seiner Kunst zu leicht nimmt« (Norden S. 505), und daran schließt sich in den Schlußversen (453—476) »das in satirischer Laune liebevoll ausgeführte Bild eines *insanus poeta*, der ganz Genie ist« (Kiessling-Heinze).

Hiernach dürfen wir sagen: Wenn Horaz sich auch in der Reihenfolge der einzelnen Teile an seine griechische Vorlage anschloß und nichts Wesentliches ausließ, so hatte diese folgendes Dispositionsschema:

I. Περὶ τῆς τέχνης.

a) περὶ τῆς ὑποθέσεως.

b) περὶ τῆς συνθέσεως.

c) περὶ τῶν τελείων ποιημάτων.

---

[1] Auch Horaz behandelt in den Versen 99—118 die ψυχαγωγία als Teil der σύνθεσις τῆς λέξεως. Über die ψυχαγωγία als Mittel, um die τέρψις zu bewirken, vgl. Kroll a. a. O. S. 88.

II. Περὶ τοῦ ποιητοῦ.

a) τί ἐστιν ἔργον τοῦ ποιητοῦ; — τὸ σπουδάζειν περὶ τὴν ὑπόθεσιν καὶ τὴν σύνθεσιν.

b) τί δὲ τὸ τέλος; — τέρπειν μὲν τοὺς ἀκούοντας, ὠφελεῖν δὲ τοὺς ὁρῶντας, (χρησιμολογεῖν δὲ κατὰ τὴν δύναμιν τὴν ποιητικήν).

c) τίς δ᾿ ὁ τέλειος ποιητής; — ὁ τὴν τέχνην καὶ τὴν δύναμιν ἔχων τὴν ποιητικήν.

Es ist das Verdienst Nordens, das Kompositionsprinzip der Ars poetica durch eine systematische Vergleichung ihres Inhalts mit den Lehren der Rhetorik entdeckt zu haben. Er fand eine analoge Betrachtungsweise in Ciceros Dialog De partitione oratoria und der Institutio oratoria Quintilians[1], und schließlich in einer ganzen Literaturgattung, die er näher be-

[1] Durch die Lehren des Neoptolemos erscheinen auch diese Schriften in einer neuen Beleuchtung. Das im einzelnen hier aufzuzeigen würde zu weit führen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Cicero in seinem Dialog nur den Stoff und die Form im allgemeinen [*vis oratoris, quae est in rebus et in verbis* 3—26] und im besonderen [*oratio* oder *verba* 27 bis 60 und *quaestio* 61—138] behandelt, während Quintilian außer dem, was zur *ars* gehört [*inventio*, der die *dispositio* untergeordnet wird (III—VII), und *elocutio*, zu der *memoria* und *pronunciatio* gerechnet werden (VIII—XI)], auch die *mores* und *officia oratoris* (XII 1—9) und die *genera orationum* (XII 10) darstellt. Börner hat in seiner Dissertation *De Quintiliani institutionis oratoriae dispositione*, Lipsiae 1911, den Unterschied in der Disposition der beiden Schriften hervorgehoben, aber nur ganz äußerlich auf den verschiedenen Inhalt der sich scheinbar entsprechenden Teile hingewiesen, ohne genügend auf die Übereinstimmungen zu achten. Daher sind auch seine Folgerungen, daß Quintilians Institutio nicht in die Reihe der isagogischen Schriften hineingehöre und ihre Disposition auf eigener Erfindung Quintilians beruhe, abzulehnen. Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß der erste Teil der Schrift Ciceros, den dieser mit der Überschrift *de vi oratoris* versehen hat, nach dem Schema Quintilians, das dem des Neoptolemos und Horaz auch in der Vollständigkeit am nächsten kommt, gar nicht zum Kapitel *artifex* gehört. Gerade gegen die Bezeichnung, die Cicero diesem Teil gegeben hat, wendet sich Quintilian, wenn er III 3, 11 f. nach der Aufzählung der fünf Teile der Rhetorik (inventio usw.) so fortfährt: *fuerunt in hac opinione non pauci, ut has non rhetorices partes esse existimarent sed opera oratoris: eius enim esse invenire, eloqui et cetera. quod si accipimus, nihil arti relinquemus. nam bene dicere est oratoris, rhetorice tamen erit bene dicendi scientia; vel, ut alii putant, artificis est persuadere, vis autem persuadendi artis. ita invenire quidem et disponere oratoris, inventio autem et dispositio rhetorices propria videri potest.* Hiernach versteht man auch, weshalb Quintilian im Proömium von XII sagt: 4 *unum modo in illa immensa vastitate cernere videmur M. Tullium, qui tamen ipse, quamvis tanta atque ita instructa nave hoc mare ingressus, contrahit vela inhibetque remos et de ipso demum genere dicendi, quo sit usurus perfectus orator, satis habet dicere. at nostra temeritas etiam mores ei conabitur dare et adsignabit officia.* Er denkt dabei an Ciceros Schrift De partitione oratoria.

stimmte als Einführungsschriften, welche die Resultate wissenschaftlicher Forschung in einer für den Anfänger verständlichen Fassung darbieten wollen. Jetzt wissen wir, daß diese Betrachtungsweise schon etwa zwei Jahrhunderte vor Cicero von Neoptolemos auf die Poetik angewandt wurde[1]. Wir werden daher nicht mehr an stoischen Ursprung des Schemas denken dürfen. Auch war es voreilig, wenn man den Neoptolemos als Peripatetiker bezeichnete, allein wegen der Berührungen der horazischen Epistel mit der Poetik des Aristoteles. Das von Cicero De partitione oratoria dargestellte System stammt, wie dieser selbst am Schluß seiner Schrift ausdrücklich angibt, aus der Akademie[2]. Daß auch Neoptolemos zur Akademie Beziehungen hatte, möchte ich deshalb vermuten, weil bei ihm ebenso wie bei Plato der Begriff der δύναμις (μανία) τοῦ ποιητοῦ eine so große Rolle spielt, während Aristoteles in seiner uns erhaltenen Poetik die Person des Dichters fast ganz außer acht läßt. Dazu kommt, daß Philodem bei der Kritik des Neoptolemos einen der bedeutendsten Schüler und Genossen Platos, Herakleides vom Pontos, erwähnt. In der Mitte des sehr zerstörten Fragments II erkenne ich folgende Satzreste:

μ]ᾶλλον
δὲ καὶ [τὸν Ἡρακ]λείδην,
15 ὡς κα[τεδείξαμεν ὁ Ἡρ]α-
κλε[ίδης γὰρ . . . . .] αν
. . . . βησο-
. . . . τον
. . . . νιε[3]

---

[1] Neoptolemos lebte vor Aristophanes von Byzanz, da dieser ihn zitiert; vgl. Meineke, a. a. O. S. 395. Dazu stimmt, daß Philomelos ihn zwischen Praxiphanes und dem Stoiker Ariston von Chios nennt. Ich möchte ihn daher eher in die erste Hälfte als mit Kiessling-Heinze und Kroll an das Ende des 3. Jahrhunderts setzen.

[2] P. Sternkopf hat in seiner Dissertation De M. Tulli Ciceronis partitionibus oratoriis, Monasterii 1914, einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der Schrift Ciceros geliefert. Aber sein Schlußergebnis, daß Cicero irgendeine griechische Vulgärrhetorik ins Lateinische übersetzt und in diese akademische Lehren hineingearbeitet habe, widerspricht der klaren Quellenangabe Ciceros. Sternkopf legt in Ciceros Worte hinein, was er gerne aus ihnen herauslesen möchte. Gerade das von Sternkopf selbst S. 108 hervorgehobene Prinzip der Zweiteilung ist für das Lehrsystem charakteristisch und kann daher unmöglich erst nachträglich von Cicero hineingearbeitet sein.

[3] Diese Buchstaben scheinen zu einem Eigennamen zu gehören. Wir wissen, daß Philodem in seinen Lehrschriften seine Schüler anzureden pflegte, und daß zu diesen neben

30 τότε πρ[ο]ει[ρημ]ένος
ἡμῖν προς . . . . ιενος
τὰ ὑ[π]ὸ το . . . . υν
τά θ᾿ ἑτέρων . . . .

Wenn auch der Neapeler Zeichner am Schluß der Zeile 14 nur noch die Buchstaben ιδη gelesen hat, so scheint doch der Eigenname sicher ergänzt zu sein[1]. Daß aber Philodem den Neoptolemos in nahe Beziehungen zu Herakleides brachte, ist leicht verständlich. Denn beide waren Landsleute, und auch Herakleides hatte eine Schrift über Poetik verfaßt. Wir kennen von ihr nur den Titel, der lautete: Περὶ ποιητικῆς καὶ τῶν ποιητῶν (Diog. Laert. V 88). Vielleicht war schon in dieser Schrift die Betrachtungsweise nach dem Prinzip *ars* und *artifex* durchgeführt, die dann grundlegend wurde für die Literaturgattung der isagogischen Schriften. Sollte gar Neoptolemos ein Schüler des Herakleides sein? In diesem Fall würde auch das »Peripatetische« in der Epistel des Horaz seine natürliche Erklärung finden. Aber ich will solchen Vermutungen nicht weiter nachgehen und begnüge mich mit der Tatsache, die sich bei der Rekonstruktion der Schrift Philodems ergeben hat: Horaz hat nicht nur das Dispositionsprinzip, sondern auch die Hauptlehren seines Briefes in seiner griechischen Vorlage gefunden. Er verdankt dem Neoptolemos mehr, als wir dem Zeugnis des Porphyrio entnehmen konnten.

Vergil, Quintilius Varus und L. Varius Rufus wahrscheinlich auch Horaz gehörte [vgl. A. Körte, Rhein. Mus. XLV (1890) S. 172 und H. Diels, a. a. O. S. 100]. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß dieser durch seinen Lehrer Philodem auf Neoptolemos aufmerksam wurde.

[1] Deshalb habe ich früher gezweifelt, ob Philodem in den ersten acht Kolumnen seiner Schrift Lehrsätze des Neoptolemos oder vielmehr solche des Herakleides bespricht.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 15

REDEN, RUFE UND LIEDER AUF GRÄBERBILDERN DES ALTEN REICHES

VON

ADOLF ERMAN

BERLIN 1919

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse am 29. Juli 1915.
Zum Druck eingereicht am 17. Oktober 1918, ausgegeben am 29. Januar 1919.

Die ägyptische Kunst hat sich aus ihren Anfängen die Sitte bewahrt, ihre Bilder durch Beischriften verständlicher zu machen; teils sind es Überschriften, die den Inhalt des Bildes angeben, wie »das Darbringen des Weines« oder »das Bezwingen der Länder«, teils sind es Reden der dargestellten Personen, wie z. B. auf jenen Bildern, wo ein Gott dem verehrenden Könige verkündet, was alles er ihm verliehen habe. Auch bei den Bildern aus dem täglichen Leben, die die Gräber des alten Reiches schmücken, treten von jeher solche Beischriften auf, doch bestehen sie anfangs nur aus Überschriften, und die Reden der dargestellten Personen werden noch nicht angegeben[1]. Man stellt die Hirten und Fischer zwar dar, aber doch eben nur wie man ihre Rinder und ihre Fische darstellt, als etwas, woran der Tote Interesse hat, weil es mit seiner Ernährung zusammenhängt; auf die Worte, die sie bei ihrer Arbeit sprechen, legt man kein Gewicht. Das wird anders, seit die Freude am künstlerischen Schaffen die Bilder immer reicher ausgestaltet, seitdem das Fischen, Vogelfangen, Ackern und Schlachten nicht mehr um der so gewonnenen Totenspeisen willen kurz dargestellt wird, sondern seitdem der Künstler es ausführlich behandelt als ein Stück aus der fröhlichen Welt, in der der Tote gelebt hat. In diesen Bildern des späteren alten Reichs, in denen man jede Figur mit Liebe und oft mit Humor ausführt, freut man sich daran, die dargestellten Leute auch noch durch Beifügung ihrer Reden genauer zu charakterisieren[2]. In den großen Gräbern aus der fünften und sechsten Dynastie

[1] So fehlen z. B. in den alten Gräbern von Medum und in den Berliner Gräbern des Meten und des Mer-jeb (Dyn. 3 und Anfang Dyn. 4) die Reden noch ganz, denn das [hieroglyphs] Medum pl. 10, das man zunächst für eine Rede halten möchte, enthält die Namen zweier Verwandten, des *itw* und *ḏdj*, vgl. pl. 13.

[2] Öfters beobachtet man auch, daß Worte, die ursprünglich die Überschrift eines bestimmten Bildes bildeten, dann von einem späteren Künstler in einen Ruf umgestaltet werden.

sind diese Reden schon so häufig, daß nur wenige Bilder ihrer noch entbehren.

Was sie enthalten, sind einmal die stereotypen Rufe, die für einzelne Tätigkeiten charakteristisch sind und ohne die sich orientalisches Volksleben nicht denken läßt, im Altertume so wenig wie heute[1]; es sind weiter die kurzen Lieder, durch deren Rhythmus man sich schwere Arbeit erleichtert, und endlich sind es die immer wiederkehrenden Sätze, mit denen das Volk seine Unterhaltung und seine Selbstgespräche bestreitet, eintönig, aber zuweilen nicht ohne Witz. An dem allen haben die Künstler, die diese Gräber geschaffen haben, ebenso ihre Freude gehabt wie an dem Gebaren der Leute und ihrer Tiere, das sie uns so unübertrefflich schildern.

Dieser Gebrauch hat auch über die Katastrophe hinaus bestanden, in der das alte Reich zugrunde gegangen ist, und auch in den Gräbern des mittleren Reiches und der achtzehnten Dynastie begegnen uns solche Reden noch oft genug[2]. Auch in diesen findet sich noch manches Hübsche, aber das Naive und Unbewußte, das uns in den Reden des alten Reiches erfreut, ist in diesen späteren nicht immer mehr vorhanden; sie sind vielfach schon so gewendet, daß sie irgendwie zum Lobe und Ruhme des verstorbenen Herrn dienen, was im alten Reiche noch fast gar nicht vorkommt[3].

So sind denn diese Reden und Rufe auf den Bildern des alten Reiches ein besonderer kleiner Schatz, und man darf nicht über den Geist der alten Ägypter und ihre Kunst urteilen, ohne sie zu kennen; sie sind ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie der alte Künstler selbst seine Bilder auffaßte. Daß auch die Erklärung der Bilder vielfach nur durch sie möglich wird, liegt auf der Hand. Aber auch darüber hinaus haben diese Reden noch ein besonderes Interesse, denn sie geben uns Proben der Sprache des niederen Volkes aus dem dritten Jahrtausend v. Chr., und wenn auch die Hieroglyphenschrift uns das Lautliche dabei verschleiert, wer genauer zu-

[1] Das hat Dümichen schon 1869 gut ausgesprochen, denn zu dem [Hieroglyphen] und [Hieroglyphen] der Schlächter bemerkt er: »ist dies nicht ganz, als ob wir das *emçik taïb* und die stets darauf gegebene Antwort *hader* des heutigen Ägypters hörten?« (Düm., Resultate p. III).

[2] Die in den saïtischen Gräbern sind nur Kopien aus älteren Gräbern; vgl. Davies, Der el Gebrawi I, S. 36 ff. und meine Ausführungen Äg. Ztschr. 52 S. 90 ff.

[3] Im aR findet sich Derartiges nur in schlechten provinzialen Gräbern, so Der el Gebrawi II 6, wo der Ruf *pflüge gut* verwandelt ist in *pflüge gut für den Ka des Siegelbewahrers, des großen Oberhauptes ..., des Stadtherrschers, des Kammerherrn, des Cher-heb, des großen Oberhauptes des Gaues ..., des gerechten, des von dem großen Gotte, dem Herrn des Himmels geehrten* [*Zau*].

sieht, erkennt doch in ihrem Wortschatz und in einzelnen Wendungen so manches, was von der uns bekannten offiziellen Sprache abweicht.

Es verlohnt also schon, alle diese kleinen Texte einmal zusammenzustellen und im ganzen zu untersuchen. Leicht ist diese Aufgabe freilich nicht, und der größeren zusammenfassenden Vorarbeiten sind denn auch nicht eben viele[1]. Die Schwierigkeit beginnt schon bei der Lesung. Alle diese Aufschriften sind zwischen die Figuren der Reliefs eingefügt und stehen deshalb nicht in regelmäßigen Zeilen; man kann sich daher ihre Zeichen oft in zwei oder drei verschiedenen Arten geordnet denken. Auch das ist nicht immer klar, ob eine Aufschrift, die sich über mehrere Personen hinwegzieht, nur eine Rede enthält oder ob sie in mehrere zu zerlegen ist. Und selbst das Gesetz, daß zu einer Figur immer diejenigen Worte gehören, deren Hieroglyphen nach der gleichen Richtung sehen wie das Gesicht jener, scheint hier und da eine Ausnahme zu erleiden, wenn es auch nie so lax gehandhabt wird wie im mittleren Reich.

Aber schwerer noch als diese äußeren Schwierigkeiten wiegen doch die inneren. Es handelt sich durchweg um kurze, abgerissene Sätze aus einem uns ungewohnten Gedanken- und Ausdruckskreise, und auch die Bilder, auf die sie sich beziehen, bleiben uns oft unverständlich. Dazu kommt dann noch, daß wir uns hier im Bereiche der Orthographie des alten Reiches befinden, die an übel angebrachter Sparsamkeit das Ärgste leistet; wo man nicht sehen kann, ob »die Gerste« dasteht oder »meine Gerste«, »ich schneide« oder »schneiden« ist es schlecht übersetzen.

Es liegt mir daher auch durchaus fern, für alle diese Reden und Rufe eine sichere Deutung geben zu wollen; ich bin zufrieden, wenn ich einen Teil mit Sicherheit erklären, für andere den ungefähren Sinn ermitteln und wieder für andere durch Heranziehung von Varianten wenigstens die Lesung feststellen kann[2].

---

[1] Als wesentlich nenne ich Masperos Aufsatz »la culture et les bestiaux dans les tombeaux de l'ancien empire« (Études égyptol. II 67 ff.) und die Arbeit von Montet, »les scènes de la boucherie dans les tombes de l'ancien empire« (Bulletin de l'Institut Français d'Archéologie Orientale t. VII). — Außerdem gibt es natürlich viele Bemerkungen in den Veröffentlichungen der einzelnen Gräber und an anderen Stellen; alle vorgeschlagenen halbrichtigen oder falschen Übersetzungen zu erörtern, liegt natürlich außerhalb meiner Aufgabe.

[2] Es gibt noch so manche Stelle auf den publizierten Bildern des aR, die auch einen Ruf enthalten mag, die aber ebensogut auch nur eine Überschrift sein kann. Solche habe ich weggelassen und ebenso auch manches, was sicher ein Ruf ist, aber zerstört oder falsch gelesen.

Ich hoffe, daß mir nichts Wesentliches entgangen sein wird, da ich auf diese Beischriften der Bilder des alten Reichs seit mehr als vierzig Jahren geachtet habe. Die Untersuchung selbst ist in ihrer Grundlage im Jahre 1899 entstanden, wo ich in Ägypten u. a. die Gräber des Mereruka und Kagemni kopierte und diese sowie die anderen Denkmäler des aR für das Wörterbuch verarbeitete[1]. Das Erscheinen von CAPARTS »Rue de Tombeaux« und STEINDORFFS »Grab des Ti« (1907 und 1913) hat mich dann veranlaßt, die Arbeit wiederaufzunehmen. Beiden Herren sei auch an dieser Stelle noch für freundliche Auskunft über einzelne Stellen gedankt. Ohne ihre Werke und ohne Herrn v. BISSINGS »Mastaba des Gemnikai« (d. h. des Grabes des Kagemni) würde ich mich schwerlich dazu entschlossen haben, denn so unangenehm photographische Aufnahmen zu benutzen sind, für eine Arbeit, bei der man immer wieder Bild und Inschrift vergleichen muß, sind sie doch unentbehrlich.

1. Vorbemerkungen.

Es empfiehlt sich hier zunächst einige Ausdrücke zu besprechen, die in diesen Reden vielfach wiederkehren.

a) Da ist zunächst der Ausdruck , der als Anrede gebraucht wird; in der gebildeten Sprache kommt er als solcher nicht vor[2], desto häufiger kehrt er in diesen Zurufen wieder. Mit ihm reden sich die Schlächter[3] an, die Eseltreiber[4], die Hirten[5], die Fischer und Vogelfänger[6], die Handwerker[7] und die Knaben beim Spiel[8]; dagegen fehlt er in den Reden der Beamten und der Schiffspiloten und auch der Händler redet seinen Kunden nicht so an. Es ist also ein Ausdruck, dessen sich nur das niedere Volk untereinander bedient und muß etwas wie »mein Genosse« bedeuten. Man kann daher nicht zweifeln, daß meine alte Deutung *ntj ḥnʿj* *»der mit mir ist«*[9] das Richtige trifft. Die Anrede »mein Bruder«, die im heutigen

[1] Ich muß dies erwähnen, damit ich nicht anderen Arbeiten gegenüber in den Verdacht des Plagiats komme.

[2] Adjektivisch als »bei jem. befindlich« kommt *ntj ḥnʿ* sehr oft vor z. B. Pyr. 1092; Urk. I 128. 134; substantivisch als »Genosse« ist es selten: LD. II 43d; Totb. ed. NAV. 58, 2.

[3] Vgl. Abschnitt 3 und 6. [4] Abschn. 13. 14. [5] Abschn. 17.

[6] Abschn. 21. 22. [7] Abschn. 24. 27. [8] Abschn. 34.

[9] MASPERO (Études Égypt. II) kennt diese Auffassung noch nicht; MONTET übersetzt richtig »camarade«, sieht aber nicht, daß das *ḥnʿ* mit dem Suff. 1 sg. zu lesen ist.

Ägypten bei den unteren Ständen so gewöhnlich ist, kommt nur ein einziges Mal dafür vor[1]; das religiöse Bindemittel, das die Menschen zu »Brüdern« macht, fehlt eben vor dem Christentum und vor dem Islam.

b) Über den Empfang eines Befehles quittiert man mit »ich tue« mit oder ohne Zusatz. Die einfachste Form dieser Redensart ist *ich tue (es)*[2] oder *ich tue (es), mein Genosse*[3]. Zur weiteren Bekräftigung dienen Zusätze *ich tue es nach deiner Unterweisung*[4] oder (mit Adverbien) [5], [6] *ich tue es sehr tüchtig*, [7] *ich tue es gut, mein Genosse*, [8] *ich tue es sehr*. Aber ihre wahre Gestalt erhält die Formel erst durch den üblichen Zusatz *r ḥstk*[9] oder bei einer Frau [10]: *(ich tue es) so daß du es lobst.* Übrigens muß die Bedeutung schon sehr abgeschwächt sein und nicht viel mehr als »jawohl« besagen, denn sonst würde man sie nicht in Fällen wie die folgenden benutzen: ein Mann ist unter einer Last zusammengebrochen, man ruft ihm zu »erhebe dich« und er antwortet *ỉrjj r ḥstk*[11]; bei der Beschneidung soll jemand den Patienten festhalten und antwortet: *ỉrjj r ḥstk*[12]. Ein »ich tue so, daß du es loben wirst«, ist hier nicht mehr am Platze. Dieser Abschwächung der Bedeutung entspricht es denn auch, daß das *r ḥstk* noch durch Adverbien erweitert wird, durch *sehr*[13] oder durch *über alles*[14].

Anstatt des korrekten *r ḥstk* steht übrigens öfter nur *ḥstk*, was ja auch einen guten Sinn geben könnte: zwar wohl nicht in [15], sicher

---

[1] LD. Erg. 40: »zieh mein Bruder« (beim Schlachten), wo sonst steht. — Wenn ein Arbeiter eine worfelnde Frau als »meine Schwester« anredet, so braucht das nicht hierherzugehören, da *śntj* auch — wenigstens später — der Ausdruck für »meine Geliebte« ist.

[2] LD. II 71 b; Mar. Mast. D 39. D 62; Ramesseum 34; Ptahhetep II 23.

[3] Mar. Mast. E 6, falls ich die Stelle richtig herstelle. [4] Ti 127.

[5] LD. II 68. [6] Mereruka C 3, Ostwand. [7] Ptahhetep II 23.

[8] Ti 127. [9] LD. II 68; Ptahhetep II 23; Ti 138; Rue de Tomb. 55 usw.

[10] Ti 122. 125. — Die Auffassung der Formel ergibt sich aus biographischen Texten des aR (Urk. I 86. 100. 104. 106. 133. 134).

[11] Ti 110. [12] Rue de Tomb. 66. [13] LD. II 67; Mar. Mast. D 62.

[14] LD. II 78 b; 67. [15] Mereruka C 3, Ostw.; Ti 127; LD. II 67.

aber in [hieroglyphs][1], [hieroglyphs][2] *ich tue das von dir Gelobte*; es ist wohl nur eine Verstümmelung der ursprünglichen Formel[3].

c) Die Formel [hieroglyphs], oder wo zu mehreren gesprochen wird [hieroglyphs][4], wird einer Aufforderung beigefügt und kann nach Belieben gesetzt werden oder nicht. Bald sagt der Schlächter *ziehe ordentlich mein Genosse* und bald *ziehe ordentlich, ḥnk m ʿnḫ, mein Genosse*[5], bald heißt es *beeile dich* und bald *beeile dich, ḥnk m ʿnḫ*[6], bald *schneide schnell den Kopf ab* und bald *schneide schnell seinen Kopf ab, ḥnk m ʿnḫ*[7]. Sieht man nun zu, bei welchen Aufforderungen sie gebraucht wird, so sind es in erster Linie solche, die zu einer Kraftleistung auffordern. Der Gehilfe des Schlächters soll an dem Schenkel des Rindes ziehen oder tüchtig ziehen[8], er soll ihn festhalten oder tüchtig festhalten[9]; der Schlächter soll den Kopf schnell abschneiden[10]; die Leute sollen mit der schweren Last der Stierschenkel schnell gehen[11]; ein Mann, der Vögel fortträgt, soll schnell laufen[12]; der Gießer soll das Ofenloch tüchtig einstoßen[13]. Auch wenn einer die Eselherde auf der Tenne mit Schlägen zurücktreiben soll, ist das keine leichte Arbeit[14]. Sonach kommt man auf die Vermutung, daß das *ḥnk m ʿnḫ*, das allen diesen Befehlen folgt, eigentlich zur Kraftanstrengung auffordert, etwa entsprechend unserem »was du kannst, was du Kraft hast«. Auch daß der Patient, an dessen Händen die Ärzte ziehen, zu ihnen etwas sagt, was mit *ḥntn m ʿnḫ* endet, spricht nicht dagegen[15]; sie sollen ihn eben mit allen Kräften wieder einrenken. Ein Bedenken bleibt allerdings, und das entsteht durch die einzige Stelle, wo der Ausdruck sonst noch vorkommt. In der sogenannten Einleitung des Kap. 99 des Totenbuches[16], wird

---

[1] Rue de Tomb. 30.

[2] Mar. Mast. D 39. E 6; Rue de Tomb. 56 — die Stellen sind wohl fehlerhaft.

[3] So, ohne *r*, auch im mR, z. B. Benihasan I 17; Griffith, Siut pl. 2; Bauer B 1, 38; die letztere Stelle ist interessant, da sie der Unterhaltung des täglichen Lebens angehört und offenbar nur die einfache Bejahung des erhaltenen Befehls enthält.

[4] Mereruka A 11, Ostw.; C 3, Ostw.; Rue de Tomb. 67.

[5] Mar. Mast. D 62, beides nebeneinander.

[6] Mar. Mast. D 59.

[7] Mar. Mast. D 10; Mereruka B 5, Ostw.

[8] Gemnikai II 26; Mar. Mast. D 62.

[9] Mar. Mast. D 62; Rue de Tomb. 55; LD. II 78b; Mar. Mast. D 59.

[10] Vgl. unten Abschn. 2.

[11] Vgl. Abschn. 6; auch Mar. Mast. D 59.

[12] Vgl. Abschn. 22.

[13] Vgl. Abschn. 24.

[14] Vgl. Abschn. 14.

[15] Vgl. Abschn. 36.

[16] Nach der Ausgabe von Grapow: Urk. V S. 154ff.

der Zuruf an den Fährmann, den aufzuwecken, ständig von der gleichen Redensart begleitet, obgleich doch das Aufwecken keine schwere Arbeit ist. Vielleicht darf man dies daraus erklären, daß man dem himmlischen Fährmann dieselben Worte zuruft, die man bei seinen irdischen Genossen verwendet, wenn sie einen übersetzen sollen. Somit werden wir es bei der Bedeutung eines abgeschwächten »was du kannst« einstweilen bewenden lassen dürfen; eine zweite Frage ist aber, ob diese aus dem Wortlaut (»wenn? du mit Leben ausgestattet bist?«) zu gewinnen ist[1].

d) Schwierigkeiten bereitet auch die Formel , in der das *dj* Imperativ und das *ḫpr* meist unpersönliches Verbum ist: manchmal hat es auch ein Subjekt wie »dieses«. Es besagt also wörtlich *lasse (es) werden*, aber in welchem Sinn ist dies gebraucht? Mir scheinen alle Stellen[2] die Bedeutung »mache es«, »mache es nur« zu erfordern oder doch zu gestatten. So sagt ein Arbeiter zum andern *beeile dich, mache es* oder *tue (es), mache es schnell* und *tue dies, mache [es]*, sagt der Patient zum Arzt.

e) Man beachte schließlich, daß, wo immer in den Reden die Arbeiter ihren Herren nennen, dies in der Koseform geschieht: für *Kꜣ-gmnj*[3], für *Nfr-ššm-ptḥ*[4], für *ꜥnḫ-mꜥ-ḥr*[5], für *Ptḥ-ḥtp*[6]; die vollständigen Namen existierten für die Umgangssprache nicht. Die einzige Ausnahme, die ich bemerkt habe, findet sich im Grab des [7].

[1] Maspero und Montet, die richtig das eigentlich Leere der Phrase erkannt haben, übersetzen es in ihren oben angeführten Arbeiten verschieden: jener faßt es als »si tu tiens à la vie« auf (Ét. Ég. II p. 95), dieser (p. 20. Anm. 11) als eine »formule d'adjuration« und erinnert an den Schwur »so wahr meine Nase mit Leben versehen ist«. Das ist bestechend, aber dies das Mar. Karn. 16 steht, ist nur eine jüngere Entstellung aus dem korrekten »die Nase ist mit Leben verjüngt«. Ein wirkliches kommt nur in einer mir nicht verständlichen Formel vor, die der opfernde König spricht (Mar. Abyd. I 38b. 40: ebenso in Dendera und Edfu)

[2] Vgl. in Abschn. 2. 7. 8. 22. 27. 36. Zu der gleichen Ansicht ist auch Montet gekommen.

[3] Gemnikai II 26 u. ö. [4] Rue de Tomb. 101. [5] Rue de Tomb. 55. 56.

[6] LD. II 103. [7] Capart, Rec. de Mon. I 13.

2. Niederwerfen und Töten des Stieres.

Drei Mann suchen einen mit dem Lasso gefangenen Stier auf den Boden zu bringen: der eine ruft [hieroglyphs] *arbeite sehr gegen diesen Stier, sein Fleisch brennt sehr*[1], falls nicht [hieroglyphs] *er brennt* zu verbessern ist; der Sinn ist jedenfalls, daß der Stier rasend ist. — Bei einem ähnlichen Bild, das aus dem Grab einer Dame stammt, ruft der Mann, der den Stier umzuwerfen sucht [hieroglyphs] *falle für ihre Ka's*, d. h. für ihre Opferspeise[2].

Der Stier liegt gefesselt am Boden; der eine Arbeiter tritt ihm zwischen die Hörner und der andere soll ihm den Hals einschneiden, wofür *pns* der technische Ausdruck ist[3]. Man mahnt ihn zur Eile: [hieroglyphs] *schneide schnell den Kopf ein*[4] oder [hieroglyphs] *schneide schnell seinen Kopf ab, was du Kraft hast* (?)[5] oder [hieroglyphs][6], wobei *wnj, wn* wohl eigentlich nicht Adverb, sondern der Imperativ »eile, mache schnell« ist.

Der Schlächter, der daneben steht und sein Messer mit dem Finger prüft, hat es auch eilig und sagt [hieroglyphs] *tue es, mach schnell*[7]. Oder er ist witzig: [hieroglyphs]; ich verstehe das *iḫwt* nicht, aber das weitere heißt *gib etwas in den Mund dieses Messers*, sein Messer hat Hunger[8]. Das [hieroglyphs][9] ist leider nicht sicher zu lesen.

---

[1] LD. II 71 b: nach einer Bemerkung von DÉVAUD in MONTETS Aufsatz steht [hieroglyphs] Pyr. 1477 geradezu für »schlachten«. Doch wird es auch allgemeiner gebraucht, vgl. unten S. 30.

[2] QUIBELL, Saqqara II 10 (ob noch aR?).

[3] Es steht auch vom Auslösen der Rippenstücke (Der elbahri 107) und vom Entfernen eines Haares aus dem Auge (EBERS 63, 13).

[4] MAR. Mast. D 10.

[5] Mereruka B 5, Ostw.

[6] Rue de Tomb. 55. Eine weitere Stelle — ohne *wn*, aber mit *ntj ḥnʿj* »mein Genosse« — Mereruka A 6, Nordw.

[7] LD. II 73.

[8] Rue de Tomb. 101. *tp-rȝ* ist der übliche Ausdruck für »in den Mund«.

[9] Gemnikai II 26: so wie angegeben meine Kopie; Hr. v. BISSING liest die schlecht erhaltene Stelle so: [hieroglyphs].

3. Zerlegen des geschlachteten Tieres.

Dem Stier wird ein Bein abgelöst, das der eine Arbeiter festhalten und nach hinten herüberziehen muß; der andere, der das Gelenk einschneidet, ermahnt ihn durch den Zuruf: *halte*[1], [2] oder [3] *halte*; *halte dies*[4]; *ach halte mir doch dies*[5]; *tue mir halten*[6]. Dazu noch oft die Adverbien [7], [8], [9], [10] und [11], die etwa unserm »ordentlich« gleichkommen und die Anrede *mein Genosse*. Dem ganzen Rufe wird dann noch zuweilen der Zusatz beigefügt, den wir oben (S. 8) besprochen haben. Von anderen Erweiterungen dieses Zurufs erwähne ich das , das so schwerlich richtig gelesen ist und worin vielleicht *šb3* »Lehrer« als Anrede[12] stecken könnte. Sodann das *halte dieses was in deiner Hand ist*, oder , wofür auch steht, was alles der Schlächter zu dem Gehilfen sagt, der den Schenkel hält[13]; in dem *m bg šn* möchte man etwas vermuten, wie *laß sie nicht los*, aber worauf sollte der Pluralis gehen? oder liegt das Verbum *bgš* vor?

Das gleiche Bild, aber als Zuruf: [14], seltener [15], einmal [16], oder auch [17] *ziehe*; einmal mit Objekt

[1] LD. II 67; Ptahhetep II 23; LD. II 78 b; Ti 127; Mereruka B 5, Ostw.; Kairo 1419.

[2] Mar. Mast. D 39. [3] Ramesseum 34.

[4] LD. II 68; Mar. Mast. E 6; LD. II 71 b; Mar. Mast. D 59. D 62.

[5] Ramesseum 36; das *ḥw* entspricht dem der späteren Zeit.

[6] LD. Erg. 43. [7] Mar. Mast. D 59. [8] Ti 127. [9] LD. II 78 b.

[10] Mereruka B 5, Ostw. [11] Ramesseum 34.

[12] LD. II 71 b. Auch in der Antwort kam anscheinend *sb* vor. Auch Montet übersetzt es mit maitre.

[13] Kairo 1554; ich habe keine Abbildung davon.

[14] LD. II 68; Mar. Mast. D 1; Ptahhetep II 23; Ti 73. 138 u. o.

[15] Mar. Mast. D 23. D 11; Leiden Taf. 9; Kairo 1530. [16] Ti 127. [17] Ebenda.

[hieroglyphs][1] *ziehe dieses.* Dazu als Adverbien [hieroglyphs][2], [hieroglyphs][3] *sehr* und [hieroglyphs][4] *tüchtig*, als Anrede [hieroglyphs][5] *Schlächter* oder wieder [hieroglyphs][6] *mein Genosse*, einmal auch [hieroglyphs][7], was hier wohl nur allgemein »Arbeiter« bedeuten wird. Auch hier wieder der Zusatz [hieroglyphs][8].

Andere Erweiterungen sind [hieroglyphs] (*ziehe, mein Genosse,*) *damit Fleischstücke gehen* (scil. zum Toten)[9], ein gewiß verderbtes [hieroglyphs][10], und [hieroglyphs] *ziehe, damit ich zerlege*[11].

Das gleiche Bild kommt endlich auch noch mit anderen Rufen des Schlächters vor: [hieroglyphs] *ziehe ihn, er ist* (*schon*) *geschnitten*; der Angerufene gibt die beruhigende Antwort [hieroglyphs] *er ist in meiner Hand*[12]. Oder mit einem besonderen Gebrauch von *in* »bringen« [hieroglyphs][13] oder [hieroglyphs] »*bringe*« *mein Genosse* mit der Antwort [hieroglyphs] *es ist in meiner Hand*[14] oder [hieroglyphs] »*bringe*« *stark, mein Genosse* mit der Antwort [hieroglyphs] *sieh, der Schenkel* (*mnt, liegt in meiner Hand*[?])[15]. Montet erklärt ansprechend, daß [hieroglyph] hier im Gegensatz zu [hieroglyph] »heranziehen« das »von sich Fortschieben« des Schenkels bedeute[16].

Die drei Antworten, die der Schlächter in diesen letzten Stellen erhält, sind ungewöhnlich; der Angerufene antwortet ihm sonst immer mit dem oben (S. 7) besprochenen [hieroglyphs], [hieroglyphs] usw.

---

[1] LD. II 68. Ebenso wird Gemnikai II 26 das [hieroglyphs] in [hieroglyphs] zu verbessern sein.

[2] LD. II 68: Ramesseum 34: Ptahhetep II 23. Man beachte, daß dies *wrt* »sehr« bei *ndr* »halte« nicht vorkommt.

[3] Mar. Mast. D 59. [4] Mar. Mast. D 62: Ti 138. 127.

[5] Mar. Mast. D 62. 59: Ti 73. 127. 138.

[6] Mar. Mast. E 6. D 62: Ptahhetep II 23: Gemnikai II 26: Leiden Taf. 9. 14: Mereruka A 6, Nordw.

[7] Mar. Mast. D 59. [8] Mar. Mast. D 62: LD. Erg. 43: Gemnikai II 26.

[9] Mereruka A 6. Nordw. [10] Mar. Mast. D 11. [11] Kairo 1554.

[12] Ti 138. [13] LD. Erg. 43. [14] Ramesseum 36. [15] LD. II 78 b.

[16] Montet, scènes de boucherie (Bull. Instit. Franç. d'arch. or. t. VII) p. 19.

4. Schärfen des Messers.

Neben dem Schlächter pflegt ein Mann zu stehen, der die Kunst versteht, die sich abstumpfenden Steinmesser wieder zu schärfen. Der Schlächter sagt ihm: *schärfe dies Messer, mach schnell*[1], wobei der Gebrauch von *šjn* »laufen« für »schnell machen« bemerkenswert ist, oder *gieb mir doch das Stiermesser, daß ich mit ihm schlachte*[2], oder *schärfe dein Messer, daß es das Fleisch schneide*[3]. Der Schärfende bietet dem Schlächter sein Werk an: *nimm dir dies Messer, das ich schärfte*[4].

5. Begutachten des Opfers.

Der Schlächter, der den Schenkel ablöst, ruft *komm, du Prophet und Priester, zu diesem Schenkel*[5]; ein anderer läßt den Priester an seiner Hand riechen und sagt *besieh dieses Blut*[6], worauf der das Urteil abgiebt: *es ist rein*[7].

Untereinander zeigen sich die Schlächter die Güte des Opfers an dessen Herz: *sieh mal dies Herz*[8] oder vielleicht *komm, Mann, zu diesem Herzen*[9] oder *sieh nur, wie springt das Herz in meiner Hand*[10], wo die doppelte Betonung das Auffallende des noch zuckenden Herzens hervorhebt. Das das ein Schlächter dem andern zuruft, der in den Bauch faßt, das Herz zu holen, heißt nur *gieb mal schnell her*[11].

[1] Mereruka C 3, Ostw.

[2] Gemnikai II 26, falls ich die Worte richtig ordne.

[3] LD. Erg. 43. Geschrieben als wäre es eine Rede des Schlächters. Aber es ist wohl, wie das »dein« zeigt, als Bemerkung des Gehilfen gedacht.

[4] Ti 72.

[5] Ramesseum 36. [6] ib. [7] ib. und LD. II 68. [8] Ramesseum 36.

[9] Ramesseum 34. [10] Gemnikai II 26; eigentlich »wie läuft das Herz«.

[11] Ti 127.

6. Forttragen der Opferstücke.

Die Leute, die die Fleischstücke zum Tisch des Toten bringen sollen, mahnen den Schlächter zur Arbeit und zur Eile oder werden von diesem angetrieben; ich führe nur einiges an, besonders was sprachlich von Interesse ist.

Ermahnungen zum Schlachten sind: *schlachte gut, mein Genosse* mit der Antwort *sieh, ich tue es so daß du es lobst*[1]; *schlachte gut*[2]; *schlachte schnell*[3].

In den Worten, mit denen die Träger Fleisch usw. vom Schlächter fordern, beachte man die verschiedenen Ausdrücke für »gieb«: *gieb mir dies Blut*[4]; *gieb Leber und Milz*[5]; *gieb mir das Vorderfleisch*[6]; dasselbe[7]; gieb mir Fleisch, zum Hinbringen[8], (mit der vielleicht ironischen Antwort [9]); *gieb mir das Herz*[10]; *gieb gleich dies Herz*[11]; *gieb etwas auf den Tisch*[12]; *gieb das Herz*[13].

Einige Reden begründen die Eile damit, daß der Cherhebpriester schon gekommen sei: *gieb das Vorderfleisch, der Cherheb ist gekommen*[14]; *gieb mir das für*

[1] Mar. Mast. D 62. [2] Mar. Mast. D 59. [3] Gemnikai II 26.

[4] Rameseum 36. [5] Mar. Mast. D 39 (p. 274).

[6] Ramesseum 34; was das oft genannte *iwf n ḥ3t* ist, weiß ich nicht: die, die darum bitten, pflegen schon einen Schenkel zu halten.

[7] Mar. Mast. D 39 (p. 274) und ib. p. 383 (= Kairo 1419).

[8] Rue de Tomb. 101.

[9] *bring seine ganze .... hin*, falls *mḥr* ein Substantiv sein sollte. Oder *bringe (es) vor ihn, ganz?*

[10] Mar. Mast. D 40. [11] Gemnikai II 26; ebenda auch ohne »sogleich«.

[12] Rue de Tomb. 101. [13] Mar. Mast. D 1 (zweimal).

[14] Mar. Mast. D 39.

den Cherheb erforderliche (?) *zu der Darbringung* (?), Antwort
sic sic *ich tue so daß du es lobst* (*für den?*) *Ka des Memi, meines Herrn*[1]; *schlachte schnell und schicke die Darbringung* (?), *die dem Cherheb erforderlich* (?) *ist*, Antwort
sic *ich tue so daß du es lobst, für den Scheschi, meinen Herrn*[2]; sic sic *beeilt euch, Leute; der Cherheb ist* (*schon*) *bei der Arbeit, bringt diese Stücke hin, was ihr könnt*[3]. Man beachte, daß diese Leute sich mit dem alten Worte *rḥw* anreden[4], das wir sonst fast nur noch in den dualischen Götterbeinamen *rḥwj* und *rḥtj* kennen.

Hierher gehört auch ein merkwürdiges Bild, das in jeder Hinsicht vereinzelt steht[5]. Der Stier ist schon fast fertig zerlegt und ein Schlächter, der am Boden hockt, holt seine Därme heraus; ein anderer ermahnt ihn *steh schnell auf, mein Genosse, damit du dieses Rippenstück auf* (?) *das Haus* (?) *bringest, ehe* (?) *der Cherheb zum opfern kommt*[6]. Ein dritter Schlächter, der an dem letzten übrigen Hinterbein steht und offenbar niemand findet, der es ihm festhält, mischt sich hinein und sagt *ich halte mir selbst* (das Bein) *fest*, denn *die Totenpriester dieser Phyle* sind ja beschäftigt (?), *etwas zum Speisetisch zu bringen* und helfen uns nicht, wie sie sollten.

---

[1] Gemnikai II 26: der Ausdruck *dbḥw* wird in diesem Grabe auch sonst von Dingen gebraucht (Leinen, Öl usw.) die der Cherheb braucht (ib. II 40). — Über die *sṯt* in diesen Stellen vgl. die Ausführungen von Bissing, Gemnikai II S. 30.

[2] Rue de Tomb. 101.

[3] Mereruka C 3, Ostw., ähnlich A 11, Ostw.

[4] Ebenso als Anrede von Arbeitern noch in Dyn. 18 (Urk. IV 327; Rechmere 21); außerdem noch in Personennamen des mR.

[5] Rue de Tomb. 56.

[6] Montet sieht in dem Fleischstück, das der Mann hält, »un quartier de côtes«, also das Rippenstück. Das ist sicher richtig, denn auch in Opferlisten Amenophis' III in Luxor wird das *drww* mit Rippen determinirt und im Horusmythus von Edfu (Taf. 4) dringt der Speer in den *drww* und öffnet damit die , die Rippen. Daher hat der Mensch auch zwei *drww* (Rituel de l'embaumement 8, 13), seine beiden Seiten.

Ebenda ersucht ein Schlächter, noch ehe der Stier getötet ist, den andern schon um den gleichen Dienst: *halte mir den Schenkel, was du kannst, damit er zum Speisetisch gebracht werde*[1].

7. Schlachten, Verschiedenes und Nachtrag.

Der Schlächter sagt zu einem, der nach dem Priester verlangt *sieh, ich werde (erst noch?) seinen Hinterschenkel ausreißen*, darauf bemerkt der ihm den Schenkel hält *tue das*[2].

Die letztere Antwort, die wir schon oben (S. 9) besprochen haben, kommt auch als (sic?)[3] und als [4] vor: *mache dies* (lies *nn*?), *tue so, was du kannst* und *mache es, tue so, mach schnell*.

Ein eigentümlicher Ausdruck auf diesen Bildern ist *prj m* »herauskommen mit«, für den verschiedene Erklärungen vorgeschlagen sind. Bei der Stelle *schneide schnell den Kopf dieses Stieres ab* *damit du mich mit seinem Schenkel herausgehen läßt* (*für*?) *den Ka des Sesi*[5] paßt die von Hrn. v. Bissing vorgeschlagene Auffassung »fortgehen mit etw.«: der Gehülfe ist ungeduldig. Bei den andern Stellen ist aber Hrn. Montets Übersetzung »fertig werden mit« oder meine eigene »loskommen mit« (d. h. ablösen, abnehmen) wahrscheinlicher, da es ja der Schlächter selbst ist, der aufgefordert wird, das *pr m* zu machen: *löse schnell diesen Schenkel ab*[6], [7], *löse ihn schnell ab, mein Genosse*[8] und sic *nimm das Herz heraus*[9].

[1] Rue de Tomb. 55.
[2] Ramesseum 36: *fꜣg* ist *fgꜣ*. [3] LD. II 67. [4] LD. II 73.
[5] Rue de Tomb. 55. [6] Gemnikai II 26. [7] Ebenda: Rue de Tomb. 56. 101.
[8] Mereruka B Ostw.
[9] Kairo 1419 = Mar. Mast. 383: auf diesem Bilde hat das Zerlegen des Stieres noch gar nicht begonnen, sodaß von einer Ungeduld (werde fertig mit dem Herzen) eigentlich nicht die Rede sein kann.

Als Nachtrag zu den über das Schlachten handelnden Abschnitten bespreche ich hier noch eine zusammenhängende Reihe von Reden, die mir erst nach Abschluß der Arbeit durch eine freundliche Mitteilung des Hrn. Capart zugänglich geworden sind und die zu den schlecht erhaltenen Bildern der oberen Reihen auf Taf. 53 seiner »Rue de Tombeaux« gehören. Sie geben eine Abschrift wieder, die er an Ort und Stelle genommen hat; auf der Photographie sind sie sowie auch die Bilder nur in Spuren sichtbar; doch habe ich die Lesung hier und da noch in Kleinigkeiten berichtigen können.

Der Schlächter ruft einem Manne zu, der neben dem geschlachteten Stiere kauert: *steh gleich* (?) *auf, mein Genosse, daß du diesen Schenkel auf den Opfertisch legest, mach schnell.* Der Aufgeforderte erwiedert: *ich tue es zu deiner Zufriedenheit und* (?) *trage ordentlich.* Ein Gehülfe der neben dem zweiten Stiere hockt, will — wenn anders ich die Zeichen richtig ordne — auch mitgehen: *sieh* (?), *laß mich mit dir gehen; ich* (?) *mache heute schnell.* Der Nächste, der den Napf mit Blut trägt, sagt *es ist rein, laß mich gehen. Dieser Napf ist rein für Sesi und für seinen Ka*; ein anderer wünscht auch fortzukommen: *gieb dies Herz schnell her.*

Dann folgt eine Rede ganz ungewöhnlicher Art, die aber ihr Seitenstück in den merkwürdigen Fragen der Schnitter hat, die in Abschnitt 12 (S. 23) besprochen sind: *wer bist du? der rechte Mann? das bin ich.* Der Schlächter, der an einem Strick zu ziehen scheint, lobt sich selbst.

Bei der folgenden Gruppe erkennt man zunächst rechts die Rede *sieh* (?), *gieb* (?) *das Vorderfleisch, gieb* (? *es*) *auf den Speisetisch* und dann ein Gespräch zwischen dem Schlächter und seinem Gehilfen. Die Antwort dieses: ist die übliche Bejahung, aber was der Schlächter sagt, ist desto ungewöhnlicher. Nach Herrn Caparts Lesung, die durch die Spuren der Photographie bestätigt wird, steht so da Man erkennt das übliche *ziehe* (vielleicht mit dem Zusatz *zu dir*), aber was ist *tbn*?

Auch der folgende Mann, der schon zur nächsten Gruppe gehört, scheint sich an diesem Gespräch zu beteiligen und sagt . . . . . *für den Ka des Sesi, meines Herrn*, aber seine weiteren Worte beziehen sich offenbar auf etwas anderes: er sitzt zwischen den Hörnern des Stiers und dieser, der schon zerlegt werden soll, lebt noch und er kann ihn kaum herunter halten. Da ruft er dem Schlächter zu: *befreie mich von ihm! dieser Stier ist mächtig*, aber der erwiedert nur *halt ihn ordentlich mit* (?) *deinem* . . . . .

Es folgt ein Mann der Fleischstücke wegträgt mit der Rede und dann eine Gruppe von zwei Leuten, die die Eingeweide des Stieres aus dem Leibe heraus reißen. Der eine sagt *tritt neben mich, was du kannst*, wohl die Aufforderung an seinen Gefährten ihm bei seinem schwereren Teil der Arbeit zu helfen. Aber der sitzt ruhig am Boden und sagt : ich vermute im Anfang: *ich entleere dieses* und erkenne noch den *Leiter der Halle* d. h. den oft genannten Hausbeamten, der dem Speisesaal vorsteht.

Endlich ist ganz zur Linken noch ein Raum übrig, der zu schmal für eine Gruppe war und der doch gefüllt werden mußte. Da hat sich der Künstler ebenso geholfen wie sein Kollege bei unserem Ma-nofergrab, der im gleichen Falle anstatt eines vom Hirten geführten Stieres ein *gutes Rind*, das allein geht, gesetzt hat; er hat einen Schlächter hingesetzt, der allein, ohne Gehülfen, ein Vorderbein abschneidet und sich nun selbst ob dieser Leistung bewundert: *es ist sehr schwer für mich dieses allein zu tun.*

Möchte einer der Fachgenossen uns bald genaue Photographien dieser Bilderreihe geben, die zu dem interessantesten gehört, was die »rue des tombeaux« uns bietet.

8. Mahlen, backen, kochen.

Eine Frau siebt, eine andere scheint zu mahlen; jene sagt *mahle* (?) *tüchtig, es soll als . . . herauskommen*; diese ant-

wortet (d. h. *iw wgmj*) *ich mahle* (?) *ja so stark ich kann*[1]; das *nšs der Gerste* und das *n. des Weizens* wird auch Pyr. 1569 erwähnt.

Beim Drehen der Nudeln, mit denen Vieh und Vögel gemästet werden, zeigt der eine Arbeiter dem andern eine Nudel und sagt *solche Nudeln mache du*[2]. Aber wenn der Magazinschreiber ähnlich zu den knetenden Bierbrauern sagt, so ist das wohl nur eine Aufforderung zum Fleiß: *mache es*[3].

Die Formen mit den Broten werden ins Feuer gestellt; der sie aufstellt, sagt *komm doch mit Brot*[4]. Oder er ruft *Schick Psnbrote* [*zum Feuer?*], *es ist sehr heiß* (*iwf tꜣ wrt*)[5].

Zwei Leute kochen in einem Topf; der eine sagt, *gewiß nimm ihn schnell ab*[6].

9. Eintreten der Saat.

Hirten treiben Widder über das noch nasse Feld, um es so zu »pflügen«. Ein Mann lockt sie mit Futter in den Schlamm und sagt[7] was ich nicht verstehe.

Fünf andere treiben sie mit der Peitsche und singen dabei ein Lied, das in den Gräbern des Ti[8] und Mereruka[9] so, in drei Verse abgeteilt, geschrieben steht:

Ti [10]

Mer. . . . .

Ti [11]

Mer. . . . . [11] . . . .

[1] Kairo 1534. [2] Ti 5; Gemnikai I 11.

[3] Ti 83; vgl. oben S. 9; ob das rätselhafte etwa eine Endung des unpersönlichen Verbums wiedergibt?

[4] Ti 84. [5] Karlsruhe 4. [6] Ebenda 4.

[7] Ti 111. [8] ib. [9] Mereruka A 13, Ostw.

[10] Das Zeichen ist eigentlich ein liegender Widder. [11] Eigentlich ein Wels.

Ti [hieroglyphs]

Mer. . . . . [hieroglyphs] . . . .

Der Schafhirt ist im Wasser, in Mitten der Fische,
er redet mit dem Wels und begrüßt sich mit dem . . . fisch
Westen! Woher ist der Hirt? Ein Hirt vom Westen

Ich habe diesen Text schon vor dreißig Jahren übersetzt[2] und dahin erklärt, daß sich der Treiber selbst verspottet, weil er durch Wasserlachen gehen muß, wo die Fische noch stehen. Diese Auffassung scheint mir auch heute noch die richtige, wenn ich auch die dritte Zeile jetzt anders übertrage; die Variante *tnj* bei Mereruka zeigt, daß *tn* nicht das Suff. 2 pl., sondern das Fragewort »wo? wohin? woher?« ist. Ob diese dritte Zeile (in der man natürlich auch: »wo ist der Hirt?« oder wohin geht d. H.?« übersetzen kann) etwa bedeutet, daß der Treiber bei seiner nassen Beschäftigung demnächst dem Totenreich angehören wird?

Die Anfangsworte einer anderen Fassung des Liedes stehen auf einem Relief in Karlsruhe [hieroglyphs] *Schafhirt! woher* (?) *ist der Geliebte?*[3]

10. Pflügen.

Zwei Kühe oder Stiere ziehen den Pflug; neben dem Pflüger ein Treiber mit geschwungenem Stock.

Der Pflüger sagt zum Treiber [hieroglyphs] *schlage diese*, während der Treiber den Kühen [hieroglyphs] zuruft[4]. Dieser Zuruf kehrt in verschiedenen Formen wieder: [hieroglyphs] und darunter [hieroglyphs][5]: [hieroglyphs] (sic?) [hieroglyphs][6]: [hieroglyphs][7]: [hieroglyphs] und beim zweiten Pflug [hieroglyphs][8]:

[1] Das Zeichen ist eigentlich ein liegender Widder.
[2] Ägypten u. ägypt. Leben S. 515.
[3] Wiedemann u. Pörtner, Äg. Grabreliefs zu Karlsruhe Taf. 5.
[4] Ti 111; Mar. Mast. D 41.
[5] Wiedemann und Pörtner, Äg. Grabreliefs aus Karlsruhe Taf. 6.
[6] Ti 111. [7] ib. [8] Mar. Mast. D 41.

[1]; und [2]. Der Zusatz *h3j s, is h3 is* ist ein Ruf, mit dem man Tiere antreibt *geh, ei geh!* und ebenso steht es mit dem *mj*[3]. Aber was ist das *ḫrt, ḫrtj bktjtj, ḫrtj bktjtj irt*? Man denkt zunächst an weibliche Dualformen, aber die Form lautet ebenso, wo einmal Stiere statt der Kühe dargestellt sind[4].

Ungewöhnliche Rufe sind: , was gewiß *zieht tüchtig* bedeutet[5] und das , das wohl den Pflüger ermahnt, auf die Sterzen zu drücken[6]. Aus Bildern des mittleren Reichs seien hier noch angeführt die Rufe des Treibers und , deren erster die Rinder ermuntert »sehr« zu ziehen und der des Pflügers *herum*, der das Wenden am Ende des Feldes bezweckt[7].

Als Zugabe zu den Bildern des Pflügens treffen wir im Grabe des Ti ein humoristisches Bild; zwei der Leute melken sich eine der Kühe, mit der sie pflügen sollen. Der die Kuh dabei festhält, sagt zu dem Melkenden: *»melke, mach schnell, eh* (?) *dieser Hirt kommt«*[8].

11. Hacken und Kornstampfen.

Ich behandele diese beiden Bilder hier zusammen, weil sie beide Zurufe bei taktmäßigem, umschichtigem Arbeiten enthalten. Auf dem zweiten Bilde stampfen zwei Leute mit Keulen im selben Napf; der die Keule gerade unten hat, ruft *komm herunter*, der andere antwortet *ich bin es ders tut*[9]. Auf dem ersten hacken drei Mann den Boden;

[1] Sheikh Said 16. [2] LD. II 106 b.

[3] Vgl. meine Bemerkungen Äg. Zeitschr. 48 S. 43 und unten Abschnitt 13 die Rufe an den Esel. [4] LD. II 106 b. [5] Leiden Taf. 21; es ist sicher Rede des Treibers.

[6] LD. II 107, scheinbar als Rede des Pflügers, was wohl unrichtig ist. Ebenso wird Der el Gebrawi II 6 statt zu lesen sein.

[7] LD. II 127: der zweite Ruf wird, wie SCHÄFER gewiß richtig vermutet, der Anfang eines Liedes sein.

[8] Ti 111; das »kommt« ist durch *rf* betont und damit als der Gegenstand der Furcht bezeichnet.

[9] Ti 83; bei einem ähnlichen ganz zerstörten Bild des Kornstampfens (bei WIEDEMANN und PÖRTNER, Äg. Grabreliefs aus Karlsruhe Taf. 6, S. 27) begann der Ruf des einen mit , der des andern mit , also wohl mit *komm herunter* und *komm herauf*.

der eine, dessen Hacke gerade oben ist, ruft *komm herunter*, ein anderer antwortet *ich bin es der schlägt*[1]. Man sieht, daß hier ein gleiches Schema taktmäßigen Rufens vorliegt.

12. Mähen.

Daß es bei dieser Arbeit, die alle Mühe lohnen sollte, fröhlich zugegangen ist, kann man denken, und so treffen wir denn auch auf drei Bildern[2] einen Flötenspieler an, der die Arbeit mit seiner Musik begleitet; neben ihm schlägt einer der Schnitter den Takt und sagt *befiehl mir*[3], nämlich was ich zu deinem Spiele singen soll, oder was schon der Anfang seines Liedes sein mag[4]. Dazwischen ruft ein Schnitter [5] oder (sic) [6] *Bier zu mir! ich schneide bš3*; in der Erwähnung der Frucht *bš3*, einer Art Feigen, wird irgend ein Witz stecken.

Einen solchen vermutet man auch in zwei Zurufen die *mhwtf* »seine Familie« zu nennen scheinen: [7] und [8] *wir haben* (1 plur. Pseudopart.) *keinen der seine Familie* .... und *o Mann, der seine Familie* ......; das erstere sagt einer, der sich gerade dem Nichtstun ergiebt[9]. *O Leute, eilt!*[10]. *diese Gerste ist sehr schön, mein Genosse*[11] und *dieses ist sehr schön*[12] sind andere verständliche Rufe.

Aber die eigentlich charakteristischen Rufe der Schnitter sind merkwürdiger Weise als Fragen[13] gestaltet. Diese fragende Form kehrt so

[1] Ti 111: die Rufe sind hier scheinbar vertauscht.

[2] Außer den folgenden Stellen auch Mereruka A 13, Ostw.: Leiden Taf. 21.

[3] Ti 123. [4] Ti 124, als einen Liedtitel faßt es auch Maspero, Ét. Ég. II 84.

[5] Mereruka A 13, Ostw. [6] Leiden Taf. 21. [7] Der el Gebrawi II 6.

[8] Mereruka A 13, Ostw.

[9] Nach Davies erfahrenem Blick ist seine Stellung dahin aufzufassen, daß er Körner aus einer Ähre ißt.

[10] Mereruka A 13, Ostw. [11] Ebenda. [12] Ebenda.

[13] Den Charakter dieser Fragen hat schon Maspero richtig erkannt (Ét. Ég. II 82 ff.).

regelmäßig wieder, daß man sie nur durch eine besondere Sitte erklären kann: die Arbeiter müssen sich wirklich bei der Arbeit solche Fragen zugerufen haben; einen ähnlichen Fall haben wir schon oben (S. 17) bei einem Schlächter angetroffen[1]. Die meisten sind mit *iššt pw* »was ist das?« eingeleitet: *was ist denn das, du Arbeiter? ein sorgsamer Mann? — das bin ich*[2]. *was ist das? ein Mann der zur Zeit* (?) *redet? — das bin ich*, daran schließt sich wohl noch das *ich sage zu dir* (dem Aufseher) *und zu allen Leuten: ......*[3] diese unverständliche Aufforderung ist vielleicht das, was er »zur Zeit redet«. *was ist denn das? ein sorgsamer Mann?* wozu ein anderer bemerkt *Ach, ich sage euch, Leute, die Gerste ist fällig* (?). *Wer gut mäht, der schafft sie*[4]. *Was ist denn das, ihr Leute? beeilt euch sehr. Unser Weizen ist fällig*[5]. Was ich in diesen beiden Sätzen ratend mit »fällig« übertrage, ist augenscheinlich ein Adjektiv zu *hrw* »Tag«; ich denke mir, daß der Sinn ist: wir müssen heute noch fertig werden. sie? *was ist das? einer mit schwarzem Gesicht und festen Händen?*[6]

Auch das Fragewort *sjj* »wer?« kommt vor: *wer ist das? ein zur Zeit* (?) *redender? mein Genosse*[7], und zwar ruft dies ein Aufseher den Schnittern zu.

[1] Diese Frage des Schlächters ist wichtig für die Erklärung der anderen, weil sie deutlich das Schema erkennen läßt: 1. was ist das? 2. ein . . . Mann. 3. das bin ich.

[2] Ti 123: *šrf ib* »mit warmem Herzen« übersetzt das Dekret von Canopus 27 mit ΚΗΔΕΜΟΝΙΚΩΣ.

[3] Ebenda. Zu *dd·irf* vgl. meine Gramm.³ S. 100. Das *m tr* ohne weiteren Zusatz ist ungewöhnlich, so häufig auch »zur Zeit des . . ., zu seiner Zeit, zu jeder Zeit« u. ä. ist. Ich kenne nur das Pap. Hood I 11, das die Saat, die Überschwemmung oder ähnliches bezeichnen wird.

[4] Mar. Mast. D 41. [5] Ti 124. [6] Mar. Mast. D 55. [7] Ti 123.

Ohne Fragewort, aber doch gewiß auch als Frage gedacht, ist *ein Mann, der zur Zeit (?) etwas tut? — das bin ich*[1].

Endlich eine Frage, die anders gestaltet ist: [2] und [3] *wo bist du denn? du sorgsamer Mann.*

Die Erklärung dieser Fragen muß von dem *das bin ich* ausgehen, das öfters auf sie folgt, als gäbe der Fragende sich selbst damit die Antwort; dafür daß dieses etwas für die Schnitterrufe charakteristisches ist, spricht auch daß es noch im mR einem Schnitter zugerufen wird[4]. Danach denkt man, daß die Leute sich in diesen Fragen ihrer Tugenden rühmen: wenn ihr einen Mann sucht der sorgsam ist, der zur Zeit redet und zur Zeit arbeitet, dessen Gesicht schwarz ist von der Arbeit in der Sonne und der fest zupackt, das bin ich. Aber wie steht es dann mit der Stelle, wo auf das »was ist das« gleich ein »beeilt euch« folgt? Vielleicht muß man bei ihr eine Verkürzung der selbstverständlichen Formel annehmen.

Das arme Weib, das Ähren liest, kommt wohl auf den Bildern des eigentlichen aR noch nicht vor; aber auf einem Bruchstück, das in die Zeit zwischen aR und mR gehört, ist sie dargestellt und sagt: *Ich sollte schlafen? alle Tage bin ich die erste*[5].

13. Beladen der Esel.

Der Esel, der den Kornsack zur Tenne schaffen soll, will nicht an den Sack herangehen und wird gezerrt und geschlagen, wobei es natürlich nicht ohne Geschrei abgeht. *Geh!* wird ihm in folgenden Fassungen zugeschrien: und [6], [7], [8] wobei *ꜣ*, *iꜣ*, *hꜣ* verschiedenen Interjektionen entsprechen; auch das *geh zu deiner Sache*[9]*!* gehört hierher.

[1] Der el Gebrawi II 6; Deshasheh 23. [2] LD. Erg. 22.

[3] Mereruka A 13, Ostw.

[4] LD. II 127: vielleicht aber in anderem Sinne, denn der Rufende scheint ein Aufseher zu sein, der den Schnitter von hinten geschlagen hat.

[5] Quibell, Saqqara I pl. 20: auch die Orthographie spricht für Quibells Ansetzung.

[6] Mereruka A 13, Ostw. [7] LD. II 80c. [8] Mar. Mast. D 41.

[9] LD. II 80a.

Unverständlich ist mir [1] beim Vorwärtszerren, [2] beim Schlagen des Esels, denn die wörtlichen Übersetzungen *Ort zu dir* und *zu dir mit ihm* können nicht genügen. Nicht dem Esel, sondern dem sich an ihm mühenden Manne gelten die Rufe *bring ihn da hinein*[3] und *bring ihn an es heran*[4], nämlich an das Kornnetz (*ꜣbd-t*) das der Rufende hält.

Merkwürdig ist der Ruf [5] oder wozu vielleicht noch ein mir unverständliches gehört[6]; ich sehe nicht, was das *iḫ, ḫ* anderes sein kann als das Fragewort, das dann hier in der Volkssprache viel früher aufträte als in der Sprache der Literatur[7]. Dann hat man: *was ist es, diese ʿrt, mein Genosse?*, wobei mit der *ʿrt* natürlich der Esel gemeint ist, an dem die Leute sich abmühen. *ʿrt* ist also ein Schimpfwort für den Esel und in der Tat ist unter den Worten die *ʿrt* lauten, eines mit dem man gut schimpfen kann, das alte »der Hintere«[8].

Andere Rufe beim Herantreiben der Esel sind . . . . . . *schnell* (schlecht erhalten)[9], *hei, hei* (?), *ein* (?) *sorgsamer Mann*, sowie das vieldeutige : über die letzteren[10] mag ich ohne Kenntnis der dazugehörigen Bilder nicht urteilen.

Auf einem Bilde, wo ein ganzer Trupp Esel herangetrieben wird, bedroht ein Mann die Schar auch von vorn mit dem Stock, vielleicht um sie anzuhalten. Ihr Treiber ruft dabei *man* (?) *liebt den der von ferne kommt, man* (?) *schlägt* . . . . . .

Beim Aufladen des großen Kornnetzes hält man den Esel mit Mühe fest; *gieb ihm* (die Last?) *schnell* ruft der, der den Kopf hält

[1] Leiden Taf. 21; Maspero, Ét. Ég. II 88, denkt an eine Verschreibung für *ꜣbdt* »Netz«.
[2] Mereruka A 13, Ostw. [3] Leiden Taf. 21. [4] Ti 124.
[5] Ti 124. [6] Mereruka A 13, Ostw.
[7] Belege für *iḫ* die anscheinend noch vor dem nR liegen, sind Totb. 137 A 8 und Sallier II 7, 7.
[8] Pyr. 1349; Totb. 48, 4. [9] LD. II 73. [10] Mereruka A 13, Ostw.
[11] Ti 124.

und einer der Aufladenden antwortet sein [1]. Was mach dich an ihn, mein Genosse[2] in diesem Falle bedeutet, kann ich nicht ersehen.

Die beladenen Esel müssen vorsichtig getrieben werden, damit die Last nicht fällt; ein Junge hält sie mit der Hand im Gleichgewicht. Auf diese Schwierigkeit gehen ohne Zweifel die Rufe [3] *laß langsam gehen .... gelangt hin* und sic [4] vielleicht etwas wie: *wir gelangen hin, mein Genosse*; der Sinn wird sein: wir wollen uns Zeit lassen. Aber das *geh herab zum Feld* (?). *Esel, es ist* (?) *zur guten Zeit* sagt dem Esel wohl eher eine Freundlichkeit, wie es das danebenstehende *Mensch* (?), *Freund, Bruder* gewiß tut[5]. Man beachte übrigens das merkwürdige *ḥnmmj*, das wohl das sonst verschollene Wort sein wird, zu dem *ḥnmmt* das Kollektivum ist.

14. Dreschen.

Die Esel oder Rinder werden von zwei Leuten hin und her über die Tenne getrieben. Der sie vorwärts treibt, ruft dabei [6] (auch mit [7] oder [8]) oder seltener [9], [10]. Der regelmäßige Gegenruf des Zurücktreibenden ist [11], [12], [13], [14]. Zuweilen scheinen auch die Rufe

[1] Ti 124.

[2] Mereruka A 13, Ostw. Das reflexive *ḥs św m* bedeutet »jemand angreifen«, Urk. IV 85; LD. III 127a; Mar. Karn. 11, 7.

[3] LD. II 56; daß *sšc* zuweilen »schleichen« bedeutet, hat Gardiner erkannt.

[4] Leiden Taf. 21: Mar. Mast. D 41 (mit).

[5] Der el Gebrawi II 6: auch Davies faßt diese Rufe so.

[6] Mar. Mast. D 15.

[7] Mereruka A 13, Ostw.: Ti 122; LD. II 47.

[8] Sheikh Saïd 16 (mit statt).

[9] Saqqara Mastabas I 11.

[10] Mar. Mast. D 41.

[11] Mar. Mast. D 41.

[12] Ti 122.

[13] LD. II 47.

[14] Saqqara Mastabas I 11.

verkehrt: der vorwärts treibt, schreit [1], der zurücktreibt [2].

Was das ungefähr heißen muß, sieht man, wenn man beachtet, daß der Vorwärtstreibende seinem Gegenüber auch zuruft *treib sie von dir, was du kannst*, worauf dieser den Ochsen *geh, hü, geh* zuruft, während der Aufseher zu ihm noch einmal *treib sie*, sagt[3]. Danach wird bedeuten *herum!* als Befehl[4] und *mache »herum« an ihnen*, d. h. treib sie herum; das , mag die enklitische Partikel sein, die hinter Imperativen steht[5]: *treib sie doch herum.* Aber was heißt der Gegenruf *mꜣk ỉrtk, besieh das von dir getane*, der auch zu *mꜣk, besieh*, verkürzt vorkommt? Ich möchte glauben, daß hier der angeredete nicht der andere Arbeiter, sondern die Herde ist. Dann erhält man: *sieh dir an, was du gemacht hast: herum! sieh dir an w. d. gem. h.: herum! sieh dir (es) an:* und wenn anders das keine Entstellung ist, auch: *ei, freu dich, sieh dir an w. d. gem. h.* Das heißt: lauf nur den Weg noch einmal, den du eben gegangen bist und sieh dir an, was du bisher ausgetreten hast und was du noch zu tun hast.

Andere Rufe an der Tenne sind: *mach dich an sie* (vgl. oben S. 26, Anm. 2) *und laß sie in ihre Mitte heruntergehen*[6]; die Ochsen gehen wohl zu sehr am Rande der Tenne. Der der sie vorwärts treibt, ruft *steig unter sie, mein Genosse*, was natürlich heißt: schlage sie[7]. Einem Tier, das sich aus der Reihe heraus umwendet, wird zugerufen *O! ich schlage (dich), wenn du dich umwendest*[8] und ähnlich ein andermal

[1] LD. II 80a.

[2] LD. II 71a, schlecht erhalten: es werden die Reden der beiden Treiber sein: *ỉr ḥꜣk ỉmśn* und *ḥꜣk mꜣk.*

[3] Ti 125.

[4] Ebenso als Zuruf an böse Wesen, die umkehren sollen: Pyr. 1351; Totenb. 40, 3; Apophisbuch 30, 20; ib. 24, 1. Auch mit »weiche« verbunden Totenb. 31, 1; Apophisb. 23, 17.

[5] Vgl. meine Gramm.3 § 462.

[6] Mereruka A 13, Ostw.

[7] Rue de Tomb. 28.

[8] LD. II 47.

etwa *ich bezahle* (?) *es dir, wenn* [*du dich*] *dabei wendest*[1]. *o! stoß* (*ihn*) *in seinen Hintern* ist die Anweisung für den Treiber, der in der Tat seinen Stock über diesem Körperteil eines Esels hält[2].

Bei Tennen, wo nur ein Treiber arbeitet, ruft dieser nur »*hü! geh doch*«[3] oder [4].

15. Worfeln.

Ein Arbeiter ermahnt die Worflerin *mach schnell, meine Schwester*, worauf sie [5] antwortet; ähnlich steht über einem zerstörten Bild [6]. Auf das Zusammenfegen geht *fege den .... dieser Gerste*[7] und das *streck die Hand in diese Gerste hier, sie ist (nur noch) Stroh* (?)[8], beide mal ist die Antwort (oder) .

16. Watende Rinderherde.

Ein Hirt trägt ein Kalb voran, das sich nach den ihm folgenden Kühen umsieht, die ein zweiter geleitet; dahinter treibt ein dritter Hirt die Stiere. Der zweite ruft dem ersten zu: , der dritte dem zweiten [9]. Das letztere ist klar: *treib diese Kühe*, aber der erste Zuruf ist schwierig, da das Verbum *ȝc* unbekannt ist; ich kann nur sagen, daß es noch ein-

---

[1] Rue de Tomb. 28. *swn* »kaufen, verkaufen« als Verbum ist freilich nur neuägyptisch belegt.

[2] Ptahhetep II 8. [3] Leiden Taf. 21.

[4] LD. II 71a: der Ruf geht noch weiter, ist aber anscheinend fehlerhaft kopiert.

[5] Rue de Tomb. pl. 30. [6] Ptahhetep II 7.

[7] Ti 122; ähnliches stand LD. II 71a.

[8] Ti 125: bei *dḥȝ* denkt man an das *dḥȝ* ⲧⲱϩ jüngerer Texte (älteste Stelle Ebers 76, 21).

[9] Ti 112: das dahinterstehende *prt m mḥt* gehört nicht hierzu, sondern ist, wie aus dem Vergleich des Bildes Perrot et Chipiez, Histoire de l'art I p. 32 hervorgeht, nur eine Überschrift: *das Herausgehen aus den Deltasümpfen*.

mal als [hieroglyphs] auf einem Bilde der gleichen Zeit vorkommt und zwar auch dort von Kälbern[1]. Heißt es etwa »blöken«? und, da *mn't* sicher die Milchkuh[2] bezeichnet, bedeutet der Ruf etwa: *laß dies Kalb nach der Mutterkuh blöken*, nämlich damit sie daraufhin durchs Wasser folgt? Davor steht als Anrede *o du mḥšḥš*; das unerhörte Wort kann nur eine participiale Bildung von einem Stamme *ḥš* sein und da muß man leider feststellen, daß das Determinativ im Original dem bedenklichen Zeichen gleicht, das die Pyramidentexte hinter *ḥš* »Exkremente« verwenden. Das Verbum dazu mag *ḥšḥš* lauten; man kann sich unser Schimpfwort *mḥšḥš* als aktives oder passives Particip denken, zu beiden Erklärungen fehlt es ja nicht an Analogien in andern Sprachen[3]. Wir lernen ja auch sonst (S. 25. 30. 36. 58) Schimpfworte ähnlicher Art in diesen Reden kennen.

17. Schwimmende Rinderherde.

Auch die schwimmenden Rinder werden durch ein Kalb gelockt, das am Strick hinter dem Boote hergezogen wird; auch hier folgen ihm die Kühe und die Stiere bilden den Beschluß. Im Wasser aber lauert das Krokodil und darauf bezieht sich, was die Hirten tun und schreien, wie das schon die Überschrift [hieroglyphs] *Abwehren des Krokodils durch die Hirten*[4] zeigt. Aber in ihren Rufen scheinen diese das Wort *msḥ* »Krokodil« zu vermeiden und nennen ihren bösen Feind euphemistisch mit einem Worte *šjj*, das gewiß eigentlich ganz etwas anderes bedeutet; es sieht aus wie eine Herleitung von [hieroglyphs] »See« und da die Determinirung mit [hieroglyph] oder [hieroglyph] auf eine Pflanze oder Frucht geht, so könnte das Tier als das »Seekraut« bezeichnet sein. Dieser Ruf[5] der Hirten lautet in der ausführlichsten Fassung[6] so: [hieroglyphs]

[1] LD. Erg. 40. [2] Pyr. 549; Urk. IV 188, 14; Brugsch, Rec. de Monum. I 36, 2.

[3] Wie ich nachträglich sehe, ist auch Maspero, Ét. Ég. II 110 schon auf den gleichen Gedanken gekommen.

[4] LD. Erg. 11. 12; Rue de Tomb. 30.

[5] Den allgemeinen Sinn des Rufs hat schon Maspero richtig gefaßt: Ét. Ég. II 107 ff.

[6] Rue de Tomb. 28—30; dem darunter stehenden [hieroglyphs] entspricht auf andern Bildern [hieroglyphs], [hieroglyphs] (Mar. Mast. D 2. D 15), [hieroglyphs] (LD. Erg. 11): es ist eine Überschrift: das Passiren des Sees o. ä. — Man beachte übrigens die merkwürdige Stellung *tm hr nw* statt *tm nw hr* »damit diese nicht kommen«.

[hieroglyphs]

Der Hirt soll also machen, daß sein »Gesicht lebe« oder »sehr lebe gegen« das Krokodil, was gewiß nichts bedeutet als daß er auf es aufpassen soll. Somit übersetze ich: *O du Hirt, paß auf auf dieses šjj, das im Wasser ist, damit diese (die Rinder) nicht zu diesem šjj kommen, wenn es ungesehen ist. Paß sehr auf es auf*; was ich mit »ungesehen« übertrage, heißt wörtlich »blind«. Eine andere Fassung ist: [hieroglyphs] (var. [hieroglyphs]) [hieroglyphs] *du Hirt, paß auf auf dieses šjj, das im Wasser liegt, das ungesehen ankommt*[1], einmal noch mit dem Zusatz [hieroglyphs] *ehe (?) sie ins Wasser steigen*[2], oder mit dem Zusatz [hieroglyphs] (lies [hieroglyphs]) [hieroglyphs] *müh dich sehr gegen es*[3]. Noch kürzer [hieroglyphs] *o du Hirt, paß auf dieses šjj auf*[4] oder [hieroglyphs] *du Hirt, paß sehr auf*[5].

Ganz abweichend ist der Zuruf [hieroglyphs] *o ỉhś, sei froh gegen das šjj*[6], bei dem man das [hieroglyphs] in [hieroglyphs] verbessern möchte: aber auch so bliebe die Anrede ungewöhnlich. Das halb zerstörte Determinativ von *ỉhś* könnte wieder an ein Derivat von *hś* »Kot«, also ein Schimpfwort, denken lassen.

Die Leute im zweiten Boot hinter der Herde rufen: [hieroglyphs] *rudere schnell, mein Genosse*[7] und [hieroglyphs][8] was in einem Grabe des mR als [hieroglyphs][9] wiederkehrt und also mit *wir rudern* . . . . . . beginnt. Interessanter ist [hieroglyphs] *du Rinderhüter, deine Hand über das Wasser*[10]! Was das heißen soll, zeigen die Bilder; die Hirten in beiden Booten strecken die Arme aus und zwar mit vorgestrecktem Zeigefinger[11]

[1] Ti 118; Mar. Mast. D 2; LD. II 105; ib. 60.

[2] Malerei Kairo 1784, abgebildet bei Morgan, Recherches sur les Origines II 175.

[3] Mereruka A 1, Südw.

[4] Mar. Mast. D 15 = Kairo 1555; Der el Gebrawi I 5.

[5] Leiden Taf. 14.

[6] Ptahhetep I 3.

[7] Mereruka A 1, Südw.

[8] Der el Gebrawi I 6.

[9] LD. II 127.

[10] Ti 118; Mereruka A 1, Südw.

[11] Besonders klar: Rue de Tomb. 28. 30. Daß das hier eine Zaubergeberde ist, hat meines Wissens Maspero zuerst erkannt, doch findet sich diese Bemerkung noch nicht in seiner Arbeit in den Ét. Ég. II.

— gewiß eine Geberde, die dem Tiere, dessen Namen man besser nicht nennt, Eintrag tut. Wir haben hier ein Stück volkstümlicher Zauberei: man beachte daß auch der Ausdruck *wr-kꜣ* »Rinderhüter« ein gewählter ist. Aber auch hier mischt sich gleich Humor hinein: am Ufer steht der Aufseher auf seinen Stock gelehnt, der Vordermann des ersten Nachens ruft auch ihm zu *deine Hand übers Wasser!*, aber der giebt nicht viel auf diese Künste und erwiedert trocken *mach nicht so viel Geschrei*[1].

18. Rinderzucht, Verschiedenes.

Der Stier will die Kuh bespringen, der Hirt schlägt ihn: (sic) etwa *du Hirt, laß diesen Stier sie nicht bespringen*[2]; *nhꜣ* muß *nhp* sein. Die Konstruktion desselben mit *ḥr* ist zwar nicht belegt, aber um so wahrscheinlicher als *nhp* »bespringen« ja aus *nhp* »springen« entwickelt sein wird.

Die Kuh kalbt; ein Hirt zieht an dem Kalb, der Aufseher sagt ihm: *zieh* (eig. löse)[3] oder *zieh sehr, Hirt: sie hat Schmerzen*[4].

Neben einer kalbenden Kuh unterhalten sich der Oberhirt und ein Hirt; der letztere sagt (oder *ìw rf ʿ?*), vielleicht *meine Hand ist gegen* (?) *ihn, wenn er krank ist*, was auf irgend eine beschwörende Geberde gehen könnte. Daneben wird einem Rinde etwas eingegeben: *ei, mein Lieber, friß doch das Brot* sagt der Hirt zu ihm[5]. Ähnlich *friß* und daneben: und *ist es . . dir?* und *meine Hand liegt fest*[6]; nach der Stellung wäre das beides Rede eines Aufsehers, vielleicht sagt aber das zweite der Fütterer, der in der Tat die Hand auf der Schnauze des Rindes hat.

[1] Ti 118: den letzteren Satz hat auch Brugsch schon richtig verstanden (Gräberwelt S. 20).

[2] LD. II 105b: das Bild muß aus einem ausführlicheren gekürzt sein, denn ihm fehlt die Person, die dem Hirten dies zuruft.

[3] LD. Erg. 7.

[4] Mereruka B 1, Westw.: der Ausdruck *ìw kśn rf* »es ist ihm schlecht« auch Ebers 51, 22; Pap. Kahun, Horus und Seth 2, 5.

[5] Ramesseum 31, verbessert nach Ptahhetep I, 28.

[6] LD. II 102.

Beim Melken müssen die Kälber gehalten werden: das eine dreht sich zur Kuh um und der Hirt oder sein Aufseher sagt [hieroglyphs], eine Frage an das Kalb, von der ich nur den Anfang *hast du fortgenommen* . . . . zu übersetzen wage. Ebenso unklar bleibt mir die Rede des Hirten, der daneben ein Kalb losbindet [hieroglyphs][1]; im Schluß steckt vielleicht *rdj nfw* »Luft geben« d. h. Freiheit geben, das dem neuägyptischen *rdj ṯ3w* [hieroglyphs] »begnadigen« entsprechen könnte. Ob das [hieroglyphs] auf einem andern derartigen Bilde[2] Überschrift oder Rede ist, stehe dahin. Das [hieroglyphs] *melke diese Kuh für den Ka des Isj*[3] mengt schon den Namen des Toten hinein.

19. Vorführen von Rindern, Darbringen von Wild u. ä.

Eine längere Rede, die das Vorführen der Rinder einmal begleitet[4] (sie richtet sich an den Herrn), ist zu zerstört, um sie zu behandeln. Nur der Ruf des Hirten an einen Stier, der seinen Nachbar durchstoßen hat, ist verständlich: [hieroglyphs] *zieh dein Horn heraus, starker Stier*[5]; er ist für uns von besonderem Interesse, da er uns den Ausdruck *k3 nḫt*, den wir so oft als Königstitel antreffen, einmal noch in seiner ursprünglichen Geltung zeigt. Auf einem andern Bilde dreht sich ein Stier um, statt mit den anderen vorwärtszuschreiten und der Hirt, der ihn führt, sagt zu ihm [hieroglyphs][6]; das wird eine ironische Frage sein: *was willst du?*

Das Herbeibringen von Wild spielt sich meist beim Totenopfer ab: [hieroglyphs] *bring mir diese Antilope, ehe* (?) *der Cherheb kommt*[7]; [hieroglyphs] *bring* (*es*) *uns schnell; sieh der*

[1] Ti 118: man möchte aus der Stellung der Zeichen schließen, daß *rḫn r* und nicht *r ḫnr* zu verbinden ist.

[2] LD. II 96.

[3] Der el Gebrawi II 19.

[4] Deshasheh 18.

[5] Ebenda.

[6] Ti 128.

[7] Rue de Tomb. 45: der Redende kann ja nur ein Schlächter sein, der schon auf das Tier wartet, der ist hier aber auf dem engen Bilde fortgelassen.

Cherheb ist (schon) bei der Arbeit[1]. [hieroglyphs] *bring sie*[2], [hieroglyphs] *zieh*[3], [hieroglyphs] *zieh (sie) sehr fort*[4]. [hieroglyphs] *halt sie ordentlich fest*[5] sind Rufe, mit denen die Leute einander anfeuern. Das [hieroglyphs] *freu dich sehr*[6] das ein Mann sagt, der mit zwei andern eine Antilope vorwärts schleppt, mag sich an das Tier richten und nichts weiter besagen, als geh mal etwas munter vorwärts.

Das [hieroglyphs] *hier bin ich deswegen, Geliebter*[7], das ein Vogelfänger spricht, der Gaben bringt, redet nicht seinen vornehmen Herrn so familiär an, sondern den Schlächter, der daneben seinen Wunsch nach Material für den Cherheb äußert. Ein anderer Gabenbringer in demselben Grabe sagt: [hieroglyphs] vielleicht *man liebt den, der es gegeben hat*; der letzte in einer Reihe ruft [hieroglyphs] wohl *nimm dir deine Beine weg* als Mahnung an seinen Vordermann etwas schneller zu gehen; drei die laufen und beschuht sind, sagen [hieroglyphs] *wir haben einen (weiten) Weg gemacht*[8].

Die eigentliche Formel beim Überreichen von Speisen an den Herrn des Grabes ist: [hieroglyphs] *dies gehört dem Ti*[9], [hieroglyphs] *dies gehört dem Ka des Meri*[10], [hieroglyphs] *diese reine Speise des Osiris, es gehört dem Sesi*[11], [hieroglyphs] *es gehört dir*[12], wobei der Wechsel des unpersönlichen *ỉr* mit *ỉw n n* nicht ohne Interesse ist.

Und hier mögen noch die Reden eines Bildes Platz finden, das heut aus seinem Zusammenhang gerissen und daher nur halb verständlich ist. Ein Mann führt einen Affen und eine Äffin an der Leine; der Affe packt einen Mann am Bein, der stolpernd sich an einem Korb mit Früchten zu halten scheint. Darüber steht[13] [hieroglyphs] nach der Stellung eine Frage des Laufenden und [hieroglyphs] was ich nicht

[1] Ebenda 81: auch hier fehlt wohl der Sprechende.
[2] Scheikh Saïd 20. [3] Ti 128. [4] Rue de Tomb. 44.
[5] Rue de Tomb. 44. [6] L.D. II 74b. [7] Rue de Tomb. 45.
[8] Ebenda 42. [9] Ti 128. [10] Mereruka A 13, Westw.: Gemnikai I, Taf. 24.
[11] Rue de Tomb. 47. [12] L.D. II 90. [13] Kairo 1556 = Musée Égyptien II pl. 11.

zu ordnen wage. Ich sehe sicher nur, daß *ʿnr* hier den Affen bezeichnet und möchte vermuten, daß dies ein Diminutiv zu *jʿn* »Affe« ist. Man könnte das erste fassen als *ỉ3 ḥʿnw wj ỉr nr ʿnr pu: ach . . . . mich um diesen Affen zu hüten* und den Schluß als *geh und . . . . deine Habe darin*, wobei die 2. fem. auf die Äffin gehen könnte; was dazwischen steht, könnte der Name des dargestellten Mannes *der Affenwärter Ḥmr* sein, wenigstens ist *Ḥmw* ein Personenname des aR (Berlin 7725).

20. Fischfang mit dem Netz.

Das Netz wird vom Land aus herausgezogen, darüber steht [1] oder [2] oder (sic?) [3] *es kommt und bringt einen schönen Fang* oder *es kommt und bringt uns einen schönen Fang*, Worte, die wie ein Lied klingen — sang man das, wenn man das Netz zog? Beim Einblick ins Netz sagt einer *es sind tüchtig Fische darin*[4] oder ruft bewundernd *solch ein Fischzug! solch ein Fang*[5]*!*; auch das mag so gemeint sein: *was es (alles) gebracht hat*[6]*!* Wenn der »Oberfischer« den Ziehenden zuruft *ihr seid wie etwas, indem ihr . . . . .*, so muß das ein Befehl sein, denn der eine antwortet *ich tue es trefflich*[7].

Nicht verständlich ist mir ein Bild, das in zwei Gräbern vorkommt. Ein Fischer zeigt einen eigentümlich gestalteten Fisch[8] dem Aufseher; dabei steht [9]; im Tigrab[10] nimmt der erste Mann am Netz einen ebensolchen Fisch heraus und sagt *legst du dich auf den . . bei seinem . . . .?* worauf sein Nebenmann erwiedert

[1] ib. I 19. [2] Ti 117. [3] Mar. Mast. D 55. [4] Ti 117.
[5] Mar. Mast. D 55. [6] Ti 117. [7] Ti 117.
[8] Er gleicht dem bei Lortet et Gaillard, Faune Momifiée II, 124 unter Nr. 43 abgebildeten Fisch, den diese Forscher zweifelnd für Synodontis batensoda erklären.
[9] Leiden Taf. 14: dasselbe mit Farben Taf. 15.
[10] Ti 117: man kann auch lesen.

[hieroglyphs], er will also dieser Aufforderung nachkommen. Das ist wohl irgend ein Scherz.

Beim Abliefern der Fische sagen die Leute [hieroglyphs] (*šdfȝwjn*) *wir sind mit Speise versehen*[1], nämlich durch den reichen Fang. Der Mann, der sie vor dem Schreiber zählt, sagt [hieroglyphs], etwa *die Zahl: macht 100,* wovor vielleicht noch ein in verkehrter Richtung stehendes [hieroglyphs] *was mir gegeben wird,* gehört[2]. Über den Oberfischern aber, die vor die Bürobeamten treten, lesen wir [hieroglyphs] (sic)[3], vielleicht *nimm uns schnell ab, das was den Aktenschreiber speist* d. h. eure eigene Speise.

21. Fischerei mit Reusen und Angeln.

Zwei Nachen legen eine große Reuse aus[4] und müssen dabei zueinander in richtiger Stellung sein; der eine Fischer sagt daher zu seinem Ruderer: [hieroglyphs] *rudere sehr, mein Genosse; mach daß sie* (*die Nachen*) *ordentlich zusammenkommen.* Der Ruderer des andern Nachens aber, dem diese Aufforderung auch gilt, sagt [hieroglyphs] (sic) was wohl bedeutet *»rudere«* — (*und*) *ich rudere* (*doch*) *sehr* — *sagt jener Mann da,* d. h. was sagt der Kerl noch, ich solle rudern, da ichs doch so sehr tue; klarer kann das Ägyptische bei seinem Mangel indirekter Rede so etwas nicht ausdrücken.

Von den Fischern sagt der eine [hieroglyphs] *zieh* (nämlich die Schnur an der die Reuse hängt) und ein anderer der einen Korb hinhält: [hieroglyphs] wohl *füllt ihn mit diesem sp*[5], wobei das Allerweltswort *sp* »Mal, Fall von« den Köder bezeichnen wird, den er in seinem Korbe hat. Das *šw* muß auf die Reuse gehen, die sonst allerdings hier mit einem weiblichen Worte [hieroglyphs] bezeichnet wird.

[1] Gemnikai I 18. [2] ib. I 19.

[3] ib. I 19: [hieroglyph] wird in [hieroglyph] zu verbessern sein.

[4] Ti 111.

[5] Ich nehme dabei an, daß der Plural des Imperativs hier auf *w* ausgeht, so wie im mR.

Die Fischer fahren in Booten, um die Reusen zu heben und feuern sich durch Zurufe an: [hieroglyphs] *rudere*, [hieroglyphs] *rudere sehr mein Genosse*, [hieroglyphs] (für *wn tw?*) *mach schnell*; dem einen, der schon im Wasser steht und nach der Reuse greift, gilt [hieroglyphs] *zieh, mein Genosse*[1].

Die Reusen werden gehoben[2], die Arbeiter stehen im Wasser. Der eine, der schon einen Korb mit Fischen trägt, sagt zu dem, der die Reuse hebt: [hieroglyphs]. Ich verstehe das nicht ganz — man erkennt *mach daß sie (die Reuse) . . . sei*[3], *mein Genosse; laß deine Habe aus ihr zu einem . . . . Leib*[4] *fallen* — aber jedenfalls giebt er ihm einen Rat, wie er die Reuse richtig anheben und ausschütten soll, daß die Fische nicht entkommen. Und dieser gute Rat ärgert den Genossen, denn er antwortet: [hieroglyphs] *bist du es, der mich belehrt, du Dieb, der ich es (doch) besser weiß als du?*, eine Rede, an der einmal alles verständlich ist[5].

Die Reuse wird in einen Korb geschüttet[6]: der den Korb unterhält, sagt [hieroglyphs] *lasse es fallen, mach schnell*; daß auch ein unpersönliches Verbum von *rdj* abhängen kann, ist auch sonst bekannt.

Dem Angler, der geduldig in seinem Nachen sitzt, gilt die Frage [hieroglyphs] *giebt es Fische?*, die einer der an ihm vorbeifahrenden Bauern an ihn richtet — ein Seitenstück zu dem »beißen sie?« mit dem wir unsere Angler quälen[7].

22. Vogelfang.

Der Mann, der im Versteck das Netz beobachtet, winkt den Leuten zu und sagt: [hieroglyphs] oder [hieroglyphs]

[1] Gemnikai I 17. 18. [2] Ti 111.

[3] Ein intransitives *grg* ist mir nicht bekannt.

[4] Es wird irgendwie heißen: so daß die Fische zusammenbleiben, nicht über den Boden verstreut werden. Steckt in *djn* etwa das spätere *dnj* »abdämmen«, wovon *dnjt* »Anteil, Teil« kommt? Das gäbe dann eine »abgedämmte« d. h. abgeschlossene Masse.

[5] Zu [hieroglyph] statt [hieroglyph] vgl. Gramm.³ § 507 und Urk. I 129. Hier kann die Stellung vor dem stark betonten *twt* die stärkere Verkürzung hervorgerufen haben.

[6] Ti 111. [7] Deir el Gebrawi II 4. [8] Gemnikai I 9.

[hieroglyphs][1] was etwa bedeuten wird: *du Vogelfänger, aufgepaßt, ein Fang kommt zu dir; ḥrk nj r ḏrk* heißt wörtlich: (*wende*) *du ganz dein Gesicht zu mir.* Oder [hieroglyphs] *es ist ein Fang für deine Hand, Vogelfänger, wenn ihr still seid*[2]; daß *ỉgrtjwnj* so zu übersetzen ist, ist klar, aber das *ỉ-* vor dem Pseudoparticip ist auffällig. Im Tigrab, wo der Herr selbst den Posten am Netz übernommen hat (er trägt dabei sportmäßig das Kostüm seiner Sumpfleute[3]!) ruft er [hieroglyphs] *komm schnell mit ihm* (?), *die Vögel sind satt auf ihm*[4]; das erste wird etwa unserm Kommando »los« entsprechen, das zweite Sätzchen lehrt uns, daß man den Vögeln Futter aufs Netz streute und dann abwartete, bis sie satt und träge waren. Das »auf ihm« geht wohl auf ein Wort für Futter, da das Netz *ỉȝdt* weiblich ist.

Die das Netz zuziehen, rufen einander zu: [hieroglyphs] *arbeite sehr, du Vogelfänger*[5] oder [hieroglyphs] *zieh, mein Genosse, es ist ein Fang für dich*[6], das heißt: was wir heut dem Herrn fangen, bekommen wir ja selbst zu essen. Ein einzelner sagt hoffnungsvoll [hieroglyphs], *ach was in ihm* (dem Netz) *gebracht wird*[7]! Und wenn die Leute nach dem Zuziehen des Netzes am Boden liegend an seinen Stricken zerren, so feuern sie sich an mit [hieroglyphs] .... *dich gegen* (?) *es, mein Genosse, das Netz ist* ....[8]; oder auch mit der Aussicht: [hieroglyphs] *jede* (*Art von*) *Fang ist in ihm*[9]. Und wirklich meldet der Mann am Netz: [hieroglyphs], was natürlich bedeutet *es sitzt voll von Vögeln*[10], wenn auch die Schriftsprache einen

[1] Rue de Tomb. pl. 86 + 88. [2] Rue de Tomb. 37.
[3] Vgl. z. B. das Bild des Oberfischers Taf. 117 und des Hirten Taf. 118.
[4] Ti 116.
[5] Kairo 1671 (= Mar. Mast. D 15; Perrot et Chipiez, Hist. de l'Art. I p. 35).
[6] Ramesseum 32: das auffallende Voraussstellen von *ḫh* vor *nk* betont wohl dieses Wort. — Kürzer Gemnikai I 9: [hieroglyphs], wohl nur »zieh doch, mein Genosse«.
[7] Ti 116; vgl. den ähnlichen Ausruf *ỉntnś* beim Fischzug (S. 34).
[8] Ti 116: *ỉmj* muß ein Imperativ sein.
[9] Rue de Tomb. 87. [10] Ebenda.

so abgeschwächten Gebrauch von *wrš* »die Zeit zubringen« bisher nicht gezeigt hat.

Die Vögel werden in Kasten verpackt; *tue diese in diesen Kasten* sagt der, der sie bringt, während der, der die Flügel knickt und sie in die Kasten tut, erwiedert *sieh ich .... mir (?) einen Kasten*[1]. Das *sḫn* muß hier ein terminus technicus sein: auch im Tigrab wird am Vogelnetz gerufen , wohl: *komm und nimm die Vögel heraus*[2] oder *knicke den Vögeln die Flügel.*

Die Kasten werden fortgetragen; der eine, der eilig läuft, sagt zu seinem trägeren Genossen: *lauf (?), eile, was du kannst*[3], wobei *kꜣ* zu *kꜣj* »lang sein« gehören und »lange Schritte machen« bedeuten wird. Der Schreiber, vor den die Vögel gebracht werden, befiehlt *ins Schloß bringt vierzig*[4]. Einen Eisvogel erbittet sich die Frau des Herrn für sich persönlich: *ach Meri* (der Kosename des Mereruka), *gieb mir doch (ḥwj) diesen .....vogel, den (?) du für mich geworfen (?) hast*[5]; ob Lesung und Deutung der letzten Worte — ich denke an *km3tnk* — richtig sind, wäre vor dem Original nachzuprüfen.

Die gefangenen Vögel werden in einem Vogelstall gefüttert. Von den Leuten, die das Futter in Säcken bringen, sagt der eine *ist das eine Menge Vögel*; der andere fügt hinzu *mache es*, d. h. tue du nur, was du zu tun hast. Dahinter stehen zwei Beamte, die das Getreide zum Futter zu liefern haben und hegen augenscheinlich das gleiche Bedenken: *zehn Scheffel Gerste zu seinem ...* sagt der , *ich werde Scheffel Gerste geben bis ....* sagt der [6].

[1] Ramesseum 32. [2] Ti 116. [3] Ramesseum 32.

[4] LD. II 105a: man beachte die Wortstellung, die die Zahl hervortreten läßt.

[5] Mereruka A 1. Südw.

[6] Rue de Tomb. 87; *sḫꜣ* muß ein Substantiv sein, der Sinn wird sein: 10 Scheffel werden nicht genügen. Dazu vermutet man als Sinn der Antwort: ich gebe soviel Scheffel, bis es genug ist.

Zum Schluß noch ein Kuriosum. In einer Hütte, in der den eben gefangenen Vögeln die Flügel geknickt werden, sitzt auf einer Matte ein Vogelfänger und spielt mit zwei Vögeln. Dem einen reicht er mit dem Finger etwas zu essen und sagt dazu *dies gehört dem Felde, meine Herrin*[1]. Daß so zu übersetzen ist, wird man nicht zweifeln; das nachgesetzte *ḥnwtj* ist die übliche Art, eine Dame anzureden und *iw nn n* ist (vgl. S. 33) die Formel, mit der man jemand etwas darbringt. Aber der eigentliche Scherz entgeht mir.

23. Arbeiten im Papyrussumpf.

Ein Arbeiter bricht unter der Last des Papyrusbündels zusammen; ein anderer ermahnt ihn *erhebe dich*, worauf er gehorsam erwiedert[2].

Beim Zusammenbinden der Nachen aus Papyrusstengeln rufen sich die Leute zu *zieh doch*[3], [4] und [5] was ich nicht verstehe, *arbeite tüchtig*[6] und .... *mir dies tüchtig*[7], wohl alles Ermahnungen, die Schnüre anzuziehen, auf deren festem Sitzen ja allein die Sicherheit des Nachens beruht. Daher sagt auch einer der Arbeiter erfreut *der Hanf ist gesund*[8], d. h. man kann den Strick zerren, er reißt nicht.

Einer, dem die Stricke ausgehen, ruft *O Sebek-kai bring mir Stricke;* ein kleiner Junge, gewiß der gerufene Sebekkai, bringt darauf in seiner Dummheit ein paar kleine Schnüre und sagt *o Vater, nimm dir diesen Strick*[9].

Beim Spinnen eines Strickes hören wir nur die allgemeine Ermahnung *beeilt euch Leute* ...[10]. Was die Frauen beim Färben (?) einer Matte sagen verstehe ich nicht; der Mann, zu dem sie sprechen, wird der sein, der neben ihnen eine Matte flechtet[11].

[1] Ti 117. [2] Ti 110. [3] Ebenda. [4] Kairo 1697. [5] Ti 110. [6] Ebenda. [7] Ramesseum 32. [8] Kairo 1697. [9] Ramesseum 32. [10] Ti 117. [11] Ti 115.

24. Arbeit am Schmelzofen.

Auf beiden Seiten des niedrigen Ofens kauern Leute und blasen durch Rohre, um die Glut anzufachen. Auf einem der Bilder sieht man am Ofen noch einen Mann, der mit irgend einem Instrument unten an ihm hantiert. An ihn richtet sich wohl die Rede: [hieroglyphs] *sieh sein Gesicht an, es ist ein neuer Krug* und [hieroglyphs] *stoße sehr in seine Sohle, mein Genosse, was du kannst;* die Antwort lautet [hieroglyphs][1]. Ähnlich in andern Bildern, wo der Mann in der Mitte nicht dargestellt ist [hieroglyphs][2] und [hieroglyphs] *stoße an seine Sohle, es* (var. *weil es?*) *ist ein neuer Krug*[3]. Dazu sagen die Leute, die auf der andern Seite des Ofens blasen [hieroglyphs] *eile sehr zu* (?) *dem guten Gesicht: geh gut in dem bḏ herum*[4]. Was heißt das alles? Ich möchte unter Vorbehalt folgende Erklärung geben. Was dargestellt ist, ist das Schmelzen des Kupfers zum Gießen, wie denn in einem Bilde dabei auch das Einlassen des Metalles in die Form dargestellt ist; dabei sagt der Gießer zufrieden [hieroglyphs] *es hat ein sehr schönes Gesicht*[5]; das »Gesicht« ist also hier ein Ausdruck für das Aussehen, das Glänzen des geschmolzenen Metalles. Des weiteren wird *bḏ* das [hieroglyphs] sein, das in Dendera die »Form« bezeichnet, in der die Osirisfigur hergestellt wird. Für *ṯbt* »Sohle« vermute ich, daß damit hier das Loch des Ofens gemeint ist, das während des Schmelzens mit Lehm verschmiert ist und nun eingestoßen wird, damit das Metall ausfließen kann.

Unter diesen Voraussetzungen besagen dann die Reden: sieh, das Metall zeigt sich schon; stoße den Verschluß ein; komm schnell und laß es ordentlich in der Form umherfließen. Eines bleibt auch dabei freilich un-

[1] Rue de Tomb. 33. [2] LD. II 49b.

[3] LD. II 74a. Ebenso ist gewiß auch die schlecht erhaltene Inschrift Der el Gebrawi II 19 zu lesen.

[4] LD. II 49b. die Reihenfolge der Worte *nfr m* ist unsicher; ebenso stand ib. 74a, wo der Schluß . . . *m m bḏ* . . . zu sein scheint.

[5] Mereruka A 3, Ostw.

klar, die wiederholte Versicherung, daß es »ein neuer Krug ist«. Ich denke, auch darin wird ein technischer Ausdruck stecken und *dš* wird das Gefäß sein, in dem man das geschmolzene Metall aus dem Ofen auffängt und aus dem man es in die Form gießt; im Grabe des Ti, wo neben dem Schmelzofen anscheinend auch das Gießen dargestellt ist, hat das Gefäß in der Tat eine Krugform. Ist dem so, dann heißt »es ist ein neuer Krug« einfach: es hat sich wieder genug Metall angesammelt, es ist wieder ein Krug voll, so daß du gießen kannst. Der Ausdruck kommt übrigens auch so vor: [Hieroglyphen] *es ist ein neuer Krug, ... seine Nasenlöcher, mein Genosse*[1], wozu dann als Nebenbild, wie oben erwähnt, das Auslassen des Metalles dargestellt ist; die *mndt*, die sonst die Nasenlöcher bedeuten[2], mögen die kleinen Löcher sein, durch die die Bläser in die Glut blasen; *š3ḥ* ist zu vieldeutig, als daß ich es zu übersetzen wagte.

Ungewöhnliche Reden der Schmelzer sind: (stoße gegen das Loch, es ist ein neuer Krug) [Hieroglyphen] also wieder, die Inschrift ist stark verlesen, *eile zu dem schönen Gesicht*, d. h. komm schnell zum Gießen[3]. Sodann [Hieroglyphen] ... und darunter z. T. in ungekehrter Richtung ... [Hieroglyphen][4]: ich erkenne nur: *komme mit mir* ... und ... *gehe ordentlich herum*, den letzteren Ausdruck trafen wir auch oben an, vermutlich vom Eingießen in die Form gebraucht. Ferner ganz abweichend: bei einem Ofen, der nur von zwei Mann angefacht wird, als Rede des einen [Hieroglyphen] und als Antwort des andern [Hieroglyphen][5]. Nach den verständlichen Worten ..... *Luft wegen* (?) *seinem Bruder* und *Bier für* (?) *Sokaris, o König* könnte man u. a. auf eine Klage über zu

[1] Mereruka A 3, Ostw., abgebildet Morgan, Recherches II 199.

[2] In der Aufzählung der Körperteile Zauberspr. f. Mutter u. Kind 3, 9 werden sie zwischen Nase und Mund aufgeführt.

[3] Der el Gebrawi II 19. [4] Ti 134.

[5] Kairo 1534, abgeb. bei Perrot et Chipiez, Histoire de l'art I 32. Die erste Rede auch schlecht erhalten im Grabe eines Ptah-schepses, wo sie nach Schäfers in Eile gemachter Abschrift etwa so lautet: [Hieroglyphen].

schwaches Blasen des andern raten, worauf dann als Antwort ein Wunsch nach Bier folgen würde. Die scherzhafte Anrede »König« findet sich auch sonst (S. 61), und ebenso der Bezug auf Sokaris bei den Handwerkern (S. 45, 47); Sokaris wird hier sein Nebenstück, den Ptah, den Patron der Handwerker, vertreten.

Und endlich , was, wenn man den Text verbessert, heißen mag: *blase sehr [daß es] warm [wird]*[1].

25. Bau von Holzschiffen.

Diese Hauptarbeit der Ägypter liefert uns wider Erwarten nur wenig Reden. enthält *mnh* »*meißeln*«; es ist die Gegenrede zu einem mir auch nicht verständlichen . Ein Mann, der mit der Axt am Hinterteile eines Schiffes arbeitet, sagt *ich .... sein Hinterteil, ich werde etwas schönes sehen*[2].

Die Bemerkung »ich werde schönes sehen« findet sich ähnlich auch sonst bei den Handwerkern dieses Grabes, wo sie mit ihrer Arbeit zufrieden sind: *ich mache eine treffliche Arbeit; ihr werdet Schönes sehen* sagt ein Zimmermann[3] und einer der Leute am Schmelzofen sagt ebenso *ihr werdet Schönes sehn*[4].

Wenn das Bordbrett auf das Schiff gesetzt wird[5], ruft einer was man gern übersetzen würde: *nehmt eure Hände unter*

[1] Aus dem ebengenannten Grabe, nach Schäfer.

[2] Alles vorstehende aus Der el Gebrawi I 16. Die saïtische Kopie des Bildes (ib. 25) ändert dies in ; sie versteht es noch weniger als wir, da sie das in *írw* verlesen kann. Das *ísp* ist gewiß das Wort, das später als , mit übertragenen Bedeutungen vorkommt (Totb. 9, 3; Florenz, Ostrakon 2619 = Ägypt. Zeitschr. 18, 96—97).

[3] ib. I 16. [4] ib. I 14.

[5] Das folgende nach Ti 119.

(*ihm*) *weg*, denn das entspräche gut der Situation; das Brett wird ja über die Schiffswand gehalten und nun darauf festgenagelt. Aber *ḥrn* heißt *unter uns* und das erschwert eine solche Deutung[1]. Auch die andere Rede, die dabei steht [hieroglyphs], wozu vielleicht noch [hieroglyphs] gehört, ist mir unverständlich. Ebenda wird das Bordbrett mit Handrammen festgeschlagen: was dabei steht [hieroglyphs] *schön ist wenn ihr tut* . . . . . .[2] sieht so ungewöhnlich aus, daß man darin etwas Besonderes, also etwa einen taktmäßigen Gesang der Rammer, vermuten möchte.

26. Andere Holzarbeiten.

Einer der sägt, ruft [hieroglyphs], was trotz des [hieroglyphs] nichts anderes sein wird als *gieb* ([hieroglyphs]) *eine andere, sie ist warm*, also: eine andere Säge her, diese ist heiß geworden[3]. Beim Behauen von Balken rufen sich zwei Zimmerleute zu: [hieroglyphs] und [hieroglyphs][4], das erste vielleicht *behaue sehr*, das zweite verbessert Davies wohl richtig zu *irjj ḥsst kꜣwk* »I am doing what thy kas desire«. Ist diese Verbesserung richtig, so liegt wieder ein Scherz vor, denn wenn er anstatt »du« »deine Kas« sagt, so redet er seinen Genossen damit als König an; es entspricht das dann der scherzhaften Anrede *itj*, die wir auch zweimal (S. 42. 61) antreffen.

Einer, der Löcher in einen Block stemmt, sagt [hieroglyphs] *ich lasse deine Riegel dick sein*[5], er redet dabei wohl die Tür an, an der er mit seinen Genossen arbeitet. Bei einer ähnlichen Arbeit an einer Tür wird dem Arbeiter zugerufen [hieroglyphs] *beeile dich damit, mein Lieber*[6] und zwei Leute, die einen Kasten polieren, ermahnen sich mit [hieroglyphs] *mach schnell* und [hieroglyphs] *ich tue es*[7].

[1] Ein Ausweg wäre in *n* das spätere *nꜣ* »dieses« zu sehen; das gäbe »hierunter«.

[2] Vielleicht gehören auch die daneben stehenden Worte [hieroglyphs], [hieroglyphs], und [hieroglyphs] noch dazwischen.

[3] Ti 133. [4] Der el Gebrawi I 15.

[5] Ti 133: *sṯꜣ* »Riegel« findet sich Totb. 180, 28.

[6] Mereruka A 3. Ostw. Zu *wnḫw rś* vgl. das *wn tw rf* S. 45. [7] Ti 132.

Interessant ist was über zwei Leuten steht, die einen fertigen Schrein halten oder forttragen: *sie ist . . . . wie etwas aus Öl*; ich verstehe das erste Wort nicht, aber der Sinn ist klar: der Schrein ist so gut poliert, daß er glatt wie Öl ist[1].

27. Verschiedene Handwerke.

Zwei Mann hämmern Gold auf einer Unterlage. Der eine sagt dabei [2]. Auf einem ähnlichen Bilde sagt der eine , worauf der andere antwortet[3]. Es ist klar, daß beidemal *špr* zu lesen ist, und daß die Reden des zweiten Bildes etwa bedeuten: *schlage und mache es zum Blech* (?), Antwort: *es wird schön*. Danach ergiebt sich für die des ersten als wahrscheinlicher Sinn: *mache dieses Blech* (?) *kochen, es ist . . . .*; so lange soll er es schlagen, bis es »kocht«, bis es heiß ist. Bei zwei andern Bildern solcher Arbeit lesen wir *schlage und mache es zu Blech* und *schlage sehr, ohne . . . .*[4]

Das künstliche Biegen eines Stockes ist zweimal dargestellt; der Arbeiter, der es besorgt, sagt zu einem Genossen, der auf dem Apparat als Beschwerung reitet, [5] und [6]. Der Anfang bedeutet gewiß: *drücke tüchtig*, wie man ja *wȝḥ* auch für das Niederdrücken des Pfluges gebraucht. Das folgende kann ich nicht anders übersetzen als: *es ist dieser Stock, mit dem wird man gesalbt* (var. *mit dem ich gesalbt werde*). Ist das ein Witz und meint er etwa, dies ist ja der Stock, mit dem der Herr uns schlagen wird? — Ebenfalls um das Biegen und Zurechtmachen von Stöcken handelt es sich bei zwei Bildern im Grabe eines Ptah-schepses[7]. Beim Biegen

[1] Der el Gebrawi I 14: die saïtische Kopie (ib. I 25) hat mit der gleichen abnormen Stellung der Zeichen in *mrḥt*. Derartige Stellen zeigen zur Genüge, daß Davies Recht hat, wenn er annimmt, daß das Grab von Der el Gebrawi selbst als Vorlage für das thebanische Grab gedient hat und nicht, wie Wreczinski (Atlas zur Kulturgesch. Taf. 55) annehmen will, ein hypothetisches »Musterbuch«.

[2] Ti 134. [3] Der el Gebrawi I 14; ausdrücklich als Gold bezeichnet.

[4] Grab eines Ptah-schepses nach Schäfers Kopie. [5] Ti 132.

[6] Mereruka A 3, Ostw. [7] Nach einer eiligen Abschrift von Schäfer.

sagt der eine [hieroglyphs] und bei einer anderen Manipulation [hieroglyphs] *wasche diesen Stock* — Reden, die insofern interessant sind, als sie aus den Überschriften gleicher Bilder entwickelt sind, die sich noch in Schech Said[1] finden: [hieroglyphs] *das Stöcke krümmen* und [hieroglyphs] *das Stock waschen* d. h. anfeuchten.

Beim Recken des Leders sagt der Arbeiter [hieroglyphs]; da *sdm* ausgeschrieben ist, wird das wunderliche Zeichen, das es begleitet, nichts sein als ein entstelltes [hieroglyph]. Dann sagt er also: *es ist sehr gehorsam*, d. h. sehr geschmeidig[2].

Beim Bohren von Steingefäßen sagt der Arbeiter [hieroglyphs] *dieser Krug ist sehr schön* und erhält als Antwort [hieroglyphs] *beeile dich mit ihm*[3].

Zwei Zwerge arbeiten an einem Halsband, der eine sagt: [hieroglyphs] *es ist sehr schön, mein Genosse*; ein anderer, der an einer Troddel arbeitet, wird ermahnt [hieroglyphs] *beeile dich und laß es (fertig) werden*[4].

Bei dem zerstörten Bilde eines Arbeiters, der auf dem Boden sitzt, liest man [hieroglyphs][5], also wohl einen Wunsch (mit *ḥwj*), der Sokaris nennt (vgl. S. 42. 47) und einen »Handwerker« anredet; vielleicht ist *ḥmsw* eine unorthographische Form von *ḥmś*, »sitzen«, dann könnte es sich um die Ruhe handeln, der sich der Mann hingiebt.

Von den Bildhauern hat sich der eine bei Seite gesetzt und rupft sich eine Gans: [hieroglyphs] *dieser Vogel ist sehr fett*, konstatiert er mit Behagen[6].

28. Abwiegen, Vermessen, Abliefern und ähnliches.

Zwei Leute sind an der Wage tätig; der das Resultat aufschreibt, sagt [hieroglyphs], vielleicht *es ist nicht für Kupfer*, der andere, der die Wage

[1] Schech Said pl. 4. [2] Rue de Tomb. 33.

[3] Mereruka A 3. Ostw. = Morgan, Recherches II, 165. Vgl. das *wn ṯw rś*, oben S. 43 Anm. 6.

[4] Mereruka A 3. Ostw. = Morgan, Recherches II 199.

[5] Capart, Rec. de Mon. I 12. [6] Der el Gebrawi I 14.

und ein Gewicht hält, antwortet *es ist aus Stein*[1]. Das mag auf das Gewicht gehen, das ja im alten Reich in der Tat aus Stein hergestellt wird, und was der Schreiber sagt, mag eine besorgte Frage enthalten, ob das Gewicht auch das rechte sei. Dafür, daß diese Deutung richtig ist, spricht ein ähnliches Bild, wo gewogen wird; hier sagt der Aufseher *besieh es, ob es auch aus Stein ist*[2].

Früchte werden in den Speicher eingemessen; der Schreiber, der sie registriert, sagt [3]; das erste Zeichen könnte wohl aus »Scheune« verlesen sein, das letzte Wort wird *ḥrj* »auf mir« sein, aber der Sinn entgeht mir. Und ebenso steht es mit dem [4], das ein Messender bei einer ähnlichen Szene zu dem beaufsichtigenden Beamten sagt: ich kann nur sagen, daß auf einem neuägyptischen Bruchstück, das Gardiner in Turin gefunden hat[5], »der Anfang des Stricks ist in Theben eingetreten« vorkommt und das scheint zu heißen, daß das Schiff des Königs dort gelandet ist.

Brote werden abgeliefert und geprüft[6]. Der eine sagt *laß ein anderes Brot kommen* (was wohl nur bedeuten wird: gieb ein anderes her); die Antwort lautet *es ist (doch) aber sehr voll.* Bei der nächsten Gruppe verstehe ich von der Rede des Liefernden nur den Schluß: *es ist Fett.*

Der Beamte, der diese Brote prüft, wendet sich zu dem Schreiber um und sagt diesem *schreibe den .....*[7]*, den ich gemacht habe: aus dem Scheffel 6 Laib an* (?) *Psn-brot.* Er stellt wohl die Größe der

[1] Kairo 1534, abgebildet bei Perrot et Chipiez, Hist. de l'art I p. 32.

[2] Der el Gebrawi I 13. [3] Mereruka A 12, Nordw. [4] Gemnikai II 9.

[5] Auf der Rückseite eines Bruchstücks der Goldminenkarte; vorher steht ein Hymnus auf Re.

[6] Das Folgende nach Rue de Tomb. 25.

[7] Man möchte an »Ausspruch« denken, aber dieses ist fem. und hat erst in Dyn. 19 männliche Form. Ein masc. *tpj-r* : Pap. Kahun XIII, 24 ff. als ein geschäftlicher Ausdruck.

Brote fest, die er verlangen muß. Was ihm der Schreiber antwortet, etwa , ist nicht sicher zu ordnen und bleibt besser beiseite.

In einer Reihe[1] von Leuten, die wohl dem Toten ihre Arbeiten brachten, sagt der eine, der einen vollen Schlauch trägt, zum andern *ich bin sehr schwer beladen, du Handwerker.* Dahinter scheinen zwei andere die Sandalen, die sie bringen, zu vergleichen oder zu vertauschen: von der Rede des einen sieht man noch: . . . *diese sind gesund,* d. h. kräftig, von der des andern was trotz der auffallenden Wortstellung heißen wird: (ich gebe) *dir Gerste für diese.* Der letzte, der ein Salbgefäß trägt, sagt (ich lasse) *Öl zu Zez-em-anch kommen.*

Salböl[2] wird mit einem Salbgefäß in einen großen Krug gefüllt; der Empfänger sagt *mache es ordentlich rein und gieb (noch etwas) dazu*; *šk* ist u. a. der Ausdruck für das Abwischen des Mundes, des Gesichts, er wird also meinen: lasse auch keinen Tropfen zurück. Zwei Leute mit Ölkrügen, von denen der eine der (sic) also wohl der Ölbereiter selbst ist, unterhalten sich über die Vortrefflichkeit des neuen Öles: *sieh, ein sehr angenehmes Öl,* und *Sokaris hat deinen Duft angenehm gemacht,* wo Sokaris wieder (vgl. S. 42. 45) als Patron der Handwerker genannt sein wird. Dazu dann noch eine dritte Rede *sieh, ein schönes . . . . für . . . .*

Und endlich ein merkwürdiges Bild[3], das im Wesentlichen die Frauen darstellt, die die Erzeugnisse ihres Webens an die Verwaltung ihres Herrn abliefern. Ihr Vorgesetzter der (sic) überreicht den Schreibern einen Streifen Leinen zur Probe und sagt *sieh, ein schönes*

[1] Capart, Rec. de Mon. I 13. [2] Das Folgende nach Gemnikai I 33.
[3] LD. II 103.

richtiges Zeug. Eine Frau, die einem Beamten ein Bündel giebt, erhält von ihm das Lob *sieh, ein treffliches Zeug*: eine andere, die Öl geliefert hat, bekommt zu hören: *sieh, ein angenehmes Öl.*

Zwei Frauen fügen dem, was sie geben, noch einen Segenswunsch für ihren Herrn bei, den sie, wie in diesen Gräbern üblich, nicht mit seinem Namen Ptah-hotep, sondern mit einer Koseform desselben nennen: *Hathor schenke dem Ipti, meinem Herrn, Leben*[1]. Eine scheint für ihre Gabe noch ein Brot zu erhalten; der Beamte sagt dabei *es ist für die Gelobte bestimmt.* Zwei Frauen, die noch nicht abgeliefert haben, unterhalten sich über ihre Arbeit: *wie hübsch dein Zeug anzusehen ist.*

Die Beamten des werden von ihrem Schreiber zu einem großen Haufen Feigen gerufen: *kommt zu den Feigen, es ist Zeug* . . . . Und neben dem »Brotschreiber« giebt oder empfängt eine Frau ein umschnürtes Packet; dabei sagt man zu ihr: sie *sieh das Brot, es ist Gold* . . . . . Beidemal liegt dieselbe seltsame Wendung vor: *iw . . . rdj* »es ist . . . . ich (?) gebe«; heißt das etwa irgendwie: das und das will ich dafür geben? dafür bezahlen?

29. Verkauf und Markt.

Ein Mann, der Schlauch und Maaß trägt, fragt einen andern, der etwas in ein Gefäß gießt: *was kostet das Öl?* und ebenda wird eine gleiche Frage mit *šwnt* an einen Lederarbeiter gerichtet[2].

Der Verkäufer ruft *mein Öl ist* . . . . .[3] oder benutzt *mk* »siehe[1]« *sieh die feste Sandale,*

---

[1] Man beachte das vor der Doppelkonsonanz, die aus Ptah entstehen mußte, ein gutes Beispiel für das Aleph prostheticum außerhalb des Verbums.
[2] LD. II 49 b. [3] Ti 133.
[1] Die folgenden Beispiele aus dem leider schlecht erhaltenen Bilde LD. II 96.

sich den süßen Kuchen[1] oder [hieroglyphs], was nach dem Bilde die Anpreisung von bunten Ketten, von Fächern (*nft*) und Besen enthalten muß. Könnte man dem Texte trauen, so riefe der Verkäufer sogar dem Kunden zu »hier ist *dein* Schmuck« u. ä., d. h. der, den du brauchst, eine Form der Anpreisung, wie man sie noch heute bei lebhaften Völkern hört.

Ein Mann[2], der Fische, Knoblauch u. a. feil hält, hält einem Kunden ein Brot hin und sagt [hieroglyphs], darin könnte etwa stecken: »wenn du dies Brot kaufst, so *sagst du*: wie angenehm *ist ihr Brot*«, wobei ich freilich nicht sehe, auf wen sich die 3 fem. bezieht. Auch die Rede eines anderen Hökers, der daneben sitzt, bleibt fraglich: [hieroglyphs] und noch mehr die eines Händlers, der einen Fisch verkaufen will[3]. Aber neben dieser letzteren ist eine besser erhaltene Gruppe; ein Handwerker bietet eine Kopfstütze aus; der reicher gekleidete Mann, der sie kaufen will, sagt [hieroglyphs] *laß sie mich sehen* und ein Knabe, der neben dem Handwerker steht, scheint sich in das Geschäft zu mischen und sagt [hieroglyphs] *du Handwerker, du bist wie ein tüchtiger Mann.* Preist er damit dessen Ware an? oder redet er ihm so zu, mit sich handeln zu lassen?

Im Grabe des Ti[4] werden einem Kunden, der durch seine Kleidung wieder von den Handwerkern geschieden ist, von drei Leuten Stöcke und anderes angeboten. Der letzte, der Fächer und Besen bietet, sagt [hieroglyphs], was gewiß *gieb, es ist wenig* (lies *ʿnd pw*) bedeutet, d. h. »kaufe nur, es ist ja billig« oder auch: »gieb was du bietest, es ist freilich zu wenig«.

[1] Die Speise *šʿt* wird mehrfach im aR erwähnt: Kairo 1392 scheint es ein runder Fladen zu sein.

[2] Rue de Tomb. 31.

[3] ib. 32: die Reden der Kunden, die auch angegeben waren, sind leider bei diesen Bildern zerstört.

[4] Ti 133.

Über dem ersten aber, der Stäbe anbietet und über dem zweiten, der einen Kasten (?) und einen runden Gegenstand hat, steht folgendes:

Der Anfang ist klar: *sieh den sehr schönen Stab*; das *wšr* könnte man in *wšj r* auflösen und übersetzen: *ich bin leer von Weizen und Gerste*, wo *rf* dann das Betonungswörtchen wäre. Das *mrjj* kann die Anrede »Lieber« sein, die wir wiederholt angetroffen haben. Bleibt das rätselhafte Zeichen des bärtigen Mannes (das im Original zwei Federn und ein Diadem trägt und zwei Stäbe hält) mit dem *tj* dahinter.

Auf dieses Angebot antwortet der Kunde , vielleicht ein *mrjj wj tpf* im Sinne von: *wie gefällig ist seine Spitze*, nämlich die gerundete des Stabes, die der Verkäufer ihm zeigt.

Ebenfalls um Stäbe wird im Grabe des Kagemni gehandelt[1]. Ein Mann, der einen langen Stock hält, sagt zu dem andern, der einen langen und einen kurzen Stock hat: *gieb mir deinen* ...... — vielleicht etwas wie: gieb mir was dir beliebt. Und ein Verkäufer, der dem Kunden aus seinem Futteral einen Stock anbietet, sagt dabei *rede! willst du nicht schnell machen? es ist ein schöner Stock vom See.* Ich denke der Käufer ist unschlüssig und der Händler wird ungeduldig; die »Stöcke vom See« kennen wir auch sonst als eine besondere gute Art. Daneben werden — die Bilder sind ganz zerstört, die Inschriften schwer lesbar — andere Dinge verkauft. Man erkennt die Rufe der Verkäufer mit dem für sie charakteristischen *mk*: *sieh das schöne Brot* und ? von der dritten Inschrift glaube ich auf der Photographie ... *guter Weizen* zu erkennen[2].

[1] Gemnikai I 33; die richtige Lesung verdanke ich der Publikation.

[2] Hr. v. Bissing liest was wohl nicht richtig ist.

Endlich noch eines[1]. Der Kunde soll Sandalen kaufen, die er prüfend in der Hand hält; der Käufer sagt zu ihm . Da der Plural nur auf die Sandalen gehen kann, so vermute ich, daß diese Bemerkung die Sandalen anpreisen soll: *sie haben ein* . Aber was ist das für ein Ding?

30. Abrechnung und Strafe.

Die Bürgermeister werden zur »Abrechnung« geschleppt, von ihren leider schlecht erhaltenen Reden läßt sich etwa verstehen[2]: . *Mein Ka ist gut; was habe ich getan?* Der erste Teil läßt sich jedenfalls so übersetzen[3]; danach entspräche der Ka auch dem Gewissen. Sodann *was es auch ist* (?), *ich sage* (*es*) und *es ist schlecht*, vielleicht: daß ihr mich hier so behandelt. Aber und vermag ich nicht herzustellen.

Auf einem ähnlichen Bilde[4] ermahnt der Schreiber den vor ihm kauernden: *rede und* [*verheimliche*] *nichts*; ein Büttel ruft einem andern Verdächtigen zu, was vielleicht verlesen ist, ebenso wie es die Anrede an einen Schreiber sein wird.

Bei der »großen Abrechnung«, die über die ergeht[5], sagt der Beamte zum ersten: *sage mir, was du giebst*, was wohl nur bedeutet: wie viel du zu liefern gedenkst und nicht eine Frage nach dem landesüblichen Bachschisch sein wird. Ebenda wird ein Sünder geprügelt und zugleich geschmäht: *du V*[*erbrecher*] *seines Herrn, du Abscheu für seine Herrin, du Verhaßter der Verwaltungen* (?) *seines Herrn*[6].

[1] Ti 133. [2] Das Folgende nach LD. II 63. [3] Vgl. Gramm.[3] § 494, Anm. 1.
[4] LD. II 9, auch schlecht erhalten. [5] Der el Gebrawi I 8.
[6] Das erste zerstörte Wort wird »Verbrecher« sein, das bis in das mR (Sint IV 80) zu verfolgen ist. Das *knt* kennen wir als aus Prisse 8, 9, wo es den Gegensatz zu *mrwt* »Beliebtheit« bildet; ganz ebenso wird auch das Verbum *knj* gebraucht (Urk. IV 132).

Endlich giebt es ein Bild[1], das ganz der Bestrafung gewidmet ist, die von einem vollzogen wird; wird bedeuten: *bring ihn an den Pfahl*, denn es ist dabei in der Tat dargestellt, wie ein Mann am Marterpfahl geprügelt wird. Ein Gemarterter ruft . . . *o Schech, sieh* wie ungerecht ich leide o. ä.

31. Sänftenträger.

Die Leute, die die Sänfte des Herrn tragen, singen dabei ein Lied, dessen kürzeste Fassung so lautet: [2] oder [3] *sie ist (uns) voll lieber, als wenn sie leer ist*, so gern tragen wir unsern Herrn. Anderswo singen sie so *die Sänftenträger sind zufrieden; voll ist sie besser als wenn sie leer ist*[4] und wieder an anderer Stelle steht ein längeres Lied, von dem der gewöhnliche Vers nur den Beschluß bildet[5]. Es lautet so . Ich nehme an, daß das Relief die feierliche Heimkehr des Ipi von einer besonderen Ehrung darstellt und übersetze demnach: *steig nieder auf den Beschenkten, Heil! steig nieder auf den Beschenkten, Gesundheit! . . . auf dem . . der Beschenkten. Geschenk (?) des Ipi, sei (so) groß wie ichs will; sie ist uns voll lieber, als wenn sie leer ist.* Das giebt so ein Lied, wie es noch heute ägyptische Arbeiter mehr oder weniger sinnreich improvisieren, um ihren Herrn zu erfreuen. Aber der Zweifel bleiben bei dieser Übersetzung genug. Entspricht es ägyptischer Vorstellungsart, daß Glück und Segen »herabsteigt, auf jem. fällt«? Bei *šʿ* würde man nach dem Determinativ an »Kuchen« denken, aber dieses Wort ist im aR Femininum und die gleiche Schwierigkeit liegt bei *ḥnk* vor, das als Substantiv *ḥnkt* heißt. Und was soll groß sein? Ich denke, die Menge des Segens, die sich auf den Herrn

[1] Mereruka A 4. Südw.

[2] Kairo 1419. [3] Mereruka A 26. Westw. [4] Dêr el Gebrawi II 8.

[5] Kairo 1536 = Bissing-Bruckmann, Denkmäler Taf. 18.

ergießt; mag davon die Sänfte noch so voll werden, wir freuen uns nur dieser Last.

Bei einer anderen Sänfte singt man endlich [hieroglyphs] *geh in deiner [Sänfte?], Zufriedener*[1].

Von den Dienern, die, mit Stöcken bewaffnet, die Sänfte ihres Herrn begleiten, ruft der eine [hieroglyphs], während zwei höhergestellte Leute, die ihr vorangehen [hieroglyphs] sagen[2] — ich wage beides nicht zu übersetzen und ebenso geht es mir mit zwei ähnlichen Rufen, die mir nur in unsicherer Abschrift vorliegen: ein Mann, der der Sänfte vorangeht, wendet sich um und ruft: [hieroglyphs] und einer der Träger sagt: [hieroglyphs][3]. Man erkennt wieder das [hieroglyphs] und denkt, daß *ḥr-ḥst pw dieser Belohnung habende* wieder darauf geht, daß der Herr feierlich von einer Ehrung zurückkehrt, die ihm der König erwiesen hat. Dann könnte dies wieder ein Lied sein, das sich an den Herrn richtet: *blicke vorwärts, schön und zufrieden, du Belohnter.*

32. Schiffahrt.

Die Kommandos werden von dem Piloten, der am Vorderteil des Schiffes steht, gegeben und dann von dem Mann auf dem Kajütendach kurz für den Segelmatrosen und die Steuerleute wiederholt[4]. Das häufigste Kommando auf den Grabbildern ist »nach Westen« und es ist längst bekannt, daß dieses in [hieroglyphs][5], [hieroglyphs][6], [hieroglyphs][7], [hieroglyphs]

[1] LD. II 78b.

[2] Gemnikai I 22; das *irk tp-rd* erinnert an den Zuruf [hieroglyphs] S. 25, beide Ausdrücke enthalten gewiß Ellipsen.

[3] Grab eines Ptahschepses.

[4] Daß es so gemeint ist, sieht man auf den vollständigen Bildern Ti 77—81. Wenn auf Taf. 79 nur der Mann auf dem Kajütendach ruft, so hat auch das seinen Grund; er giebt in diesem Falle das Kommando des vor ihm segelnden Schiffes weiter.

[5] Ti 81; MAR. Mast. D 3, D 11; Leiden 22.

[6] MORGAN, Fouilles à Dahchour II 21.

[7] LD. Erg. 20.

[1], abgekürzt [2] oder nur [3] steckt, was *setze das Vorderteil nach Westen, mache nach Westen* usw. bedeutet. Daran treten dann noch nähere Angaben: [4] und [5] *halte nach Westen! zum Schiffsgang* oder *Westen! zum Wasserweg, zum Schiffsgang*[6], was der Mann auf dem Dache der Kajüte dann zu verkürzt; bei »Wasserweg« und »Schiffsgang« rät man auf Stromrinne und Fahrwasser. *Westen! zum schönen Westen*[7] ist klar. Schwieriger ist *Westen! und du bleibst vom Lande ab, ganz in der Mitte*(?)[8] und sein Seitenstück [9]. In *halte nach Westen! daß du nicht in unser . . . . stößt* könnte der Befehl stecken, dem davor befindlichen Schiffe auszuweichen[10]. Für (bei dem ersten Segelschiff) und für (beim zweiten Ruderschiff) weiß ich keinen Rat[11].

Ebenfalls ein Befehl nach Westen zu fahren, ist [12], [13], [14], anscheinend *ich*(?) *will den Westen, den schönen W., den schönen großen W.*, einmal was, wenn anders die Kopie richtig ist, bedeutet *ich*(?) *will den großen Westen, [deine] Augen nach Westen, den schönen Weg*[15]. Nach der Ausdrucksweise ist das gewiß kein wirkliches volkstümliches Kommando, sondern

[1] LD. Erg. 40; Kairo 1770 (mit).   [2] LD. II 43.

[3] Mar. Mast. D 39; Ti 77; Mereruka A 13, Westw.; Leiden 22.

[4] Mar. Mast. D 11.   [5] Leiden 22.   [6] Ti 77.

[7] Mereruka A 13, Westw.   [8] Leiden 22.   [9] Mar. Mast. D 39.

[10] LD. II 96   LD. Erg. 40.

[11] Morgan, Fouilles à Dahchour II 19. 21; der letztere Ruf ebenso Kairo 1770, falls es sich nicht um das gleiche Stück handelt.

[12] LD. II 28.   [13] Mar. Mast. D 3; LD. II 43.

[14] LD. II 45. Ich übersetze »ich will«, weil die S. 56 Anm. 3 angeführte Stelle das Wort so ausschreibt.

[15] LD. Erg. 3.

eher ein Ausruf, wie er sich für die Fahrt eines Toten schickt, der den »schönen Weg« zum »schönen Westen« fährt.

Anders steht es mit den Rufen [1], [2] und [3], die ohne Zweifel eines der üblichen Kommandos darstellen. kennen wir seit langem (Brugsch, Wb. 1522) als das Kommando für »halte nach Osten, h. nach links«, aber was soll das dabei? befiehlt es ein besonderes Stellen der Segel? oder darf man etwa aus den hier sich entsprechenden Schreibungen und schließen, daß beide einfach *ḫ3 wr* zu lesen sind? Dann wäre einfach zu übersetzen: *halte nach Osten! es ist das richtige Fahrwasser* und *halte nach Osten für die Talfahrt! tue wie ich es lehre.*

Das Kommando [4], [5] ist mir ganz unverständlich: zweimal steht es am Ende eines Befehles, nach Westen zu fahren: [6] und [7]. Der merkwürdige Anfang des letzteren kehrt auch sonst wieder [8] und [9], sowie im Grabdenkmal des König Sahure als [10]; *ḥr* wird der Name eines bestimmten Taues sein und man könnte übersetzen: *man wache (d. h. aufgepaßt!) am . . . tau; ich will nach Westen, denn es ist gute Zeit . . . .* und *man wache am . . . . tau; der Wind ist hinter dir . . . .* Daneben wird auf einem andern Schiffe gerufen *arbeite sehr, der Wind ist . . .*[11]. Auch in andern Rufen wird natürlich der Wind erwähnt, so *guter Wind ist hinter dir*[12] und [13] was bedeuten wird: *setze das Vorderteil, um*

[1] Ti 79. [2] Ti 78. [3] LD. II 96. [4] Ti 80. [5] Mar. Mast. D 3; LD. II 45.

[6] LD. Erg. 20: lies wie in der S. 56 Anm. 3 angeführten Stelle.

[7] LD. Erg. 4: die Berichtigung der verlesenen Zeichen nach den folgenden Stellen.

[8] Ti 80 (= Dümichen, Resultate I 5).

[9] Mar. Mast. D 39; *rśt r ḥr* stand auch LD. Erg. 20.

[10] Sethe bei Borchardt, Sahure II S. 84.

[11] Ebenda. [12] LD. Erg. 20, als Ende eines zerstörten Rufes. [13] Mar. Mast. D 11.

den Weg des Nordwinds richtig zu machen, d. h. ihn voll aufzufangen. Ganz vereinzelt steht das Kommando [hieroglyphs][1].

Was sonst über den Schiffen steht, sind Reden und Unterhaltungen. Bei der Ankunft sagt der Kapitän zum Herrn [hieroglyphs][2], was ich nicht verstehe. Beim Antritt der Fahrt sagen die Schiffer, die den Verstorbenen fahren [hieroglyphs] *wie gut ist dieser Wind, mein Genosse. Das ist ein schöner Anfang, den Hathor (giebt). Ich will den schönen Westen.* Oder [hieroglyphs] *dies ist . . . . . . schöne, schöne, schöne, wenn sie zu Hathor, der Herrin der Sykomore kommt* und [hieroglyphs] *wie schön ist es, zum schönen Westen zu fahren, in Frieden, in Frieden, zum westlichen Gebirge.* Diese Reden im Grabe des Mereruka[3] tragen schon nicht mehr naiven Charakter, sondern sind den bei solchen Bildern gebräuchlichen Überschriften nachgebildet. Aber ebenda in einem Boot, das die großen Schiffe begleitet, sagt ein Ruderer schon weniger feierlich [hieroglyphs] *ei, Mann, rudere mit* (d. h. zur Seite?) *dem Meri, dem von den Göttern geehrten*[4]. Und bei Schiffen, die reich beladen aus Oberägypten zum Herrn rudern, bekommen wir desto frischere Gespräche zu hören[5]. Jedes Schiff will zuerst am Lande sein: [hieroglyphs] *ein anderer ist vor mich gelangt, ...*[6], [hieroglyphs] sic *der Starke, der ist gelandet* (d. h. ich, der Stärkere, werde gleich da sein); *du sollst uns nicht einholen*, [hieroglyphs] etwa: die Freude (o. ä.) *ist groß für mein Herz, wenn wir vor dich kommen.* Auf diesem letzteren Schiffe führt eine Frau das Steuer, der ein Knabe ein Brot reicht. Was sie zu ihm sagt [hieroglyphs] wage ich nicht zu ordnen, doch sieht man

---

[1] LD. II 28. [2] Ti 21. [3] Mereruka A 13, Westw. [4] Ebenda.
[5] Alles Folgende nach LD. II 104.
[6] Die Lesung und Stellung des [hieroglyph] ist unsicher.

nimm das Brot und *landen* und so könnte der Sinn sein: ehe wir nicht landen, habe ich keine Zeit zum essen. Die anderen Reden auf diesen Schiffen werden wohl auch zur Eile antreiben: [hieroglyphs] *laßt uns rudern, daß wir ans Land* (? lies *t3*?) *gebracht werden; ihr seid* (*dann*) *bei eurem Herrn.* [hieroglyphs] und [hieroglyphs], was ich beides nicht verstehe.

Nichts mit der Schiffahrt hat gewiß die Äußerung des Mannes zu tun, der sich anschickt, einen der Krüge, mit denen das Schiff beladen ist, auszutrinken: [hieroglyphs] *sieh das Vollsein, sieh die Last*[1]. Heißt das etwa: ich muß den Krug erleichtern, sonst ist unsere Last (*f3jt* ist der technische Ausdruck für Schiffsladung[2]) gar zu schwer?

33. Schifferkampf.

Der Vordermann[3] des einen Nachens hat den des anderen am Bein gepackt und sucht ihn herüberzuziehen; [hieroglyphs] *bring' mich zu ihm heran* ruft er dabei dem Manne zu, der seinen Nachen vorwärts stößt.

Der eine Vordermann[4] ist schon halb in den andern Nachen gezogen; dessen Schiffer fährt rückwärts, um ihn ganz herüberzureißen und ruft [hieroglyphs] (sic) *nimm ihn, setz ihn* (*ins*) *Schiff.* Der andere Schiffer sucht dieses Manöver durch Vorwärtsfahren unschädlich zu machen und ruft [hieroglyphs] *ich rette dich vor ihm.* — Über einen Stoß an das Schienbein quittiert der Getroffene mit [hieroglyphs] *du hackst mein Bein ab*; *sw3* ist das Wort für das Fällen von Bäumen[5], das Abschneiden von Gliedern, das Abhauen des Kopfes.

Die beiden Vordermänner[6] packen sich an Hand und Stange. Der eine schreit: [hieroglyphs] *komm zu mir, daß er mich nicht schlage*, wobei mit dem »er« vielleicht die Stange gemeint ist, die sein

---

[1] Leiden 22. [2] Düm. Geo. Inschr. III 90. [3] Leiden Taf. 14.
[4] Ti 110.
[5] Benihasan I 29; Rechmere 3.
[6] Ti 110.

Gegner schwingt: dieser antwortet *komm du (lieber) zu mir, du Hurer.* Das Schimpfwort, das wir hier kennen lernen, lebt bekanntlich noch im Koptischen ⲛⲱⲉⲓⲕ »Ehebrecher« fort: als unanständiges Wort hat auch in der Wüste von Hammamat eine Hand des mittleren Reiches ein angeschrieben[1]. Zwei andere, die ihre Stangen schwingen, rufen: *triff ihn gerade*[2] *auf sein Herz* und *streng' dich an*[3] *gegen ihn, so bin ich zufrieden*: beide Rufe gelten den Vordermännern, die sich schlagen.

Zur sicheren Erklärung einer anderen Prügelei[4] fehlt mir leider das Bild, und ich bin auf meine Notizen angewiesen. Der eine liegt im Wasser, und vom feindlichen Schiff ziehen sie ihn am Bein und stoßen ihn: *sein Rücken wird abgehackt* ist klar. verstehe ich nicht. Andere schlagen und stoßen auf einander: vielleicht: *Was ist das? du wirst auf den Acker herunterfallen*, d. h. ich gebe dir einen Stoß, der dich gleich bis aufs Ufer werfen soll. Und ein anderer ruft: *öffne ihn in seinem Kasten*[5], d. h. natürlich: schlag ihm dem Schädel ein. Wir sind übrigens nicht die ersten, die diesen schönen Gebrauch von *hn* »Kasten« für »Kopf« entdecken; den müssen schon die gelehrten Priester der griechischen Zeit irgendwo aufgelesen und in ihre Wörterverzeichnisse aufgenommen haben. Denn in Dendera wird der Kranz auf den der Göttin gesetzt oder auf den des Osiris, und auch die Rhindpapyrus benutzen in ihrem hieroglyphischen Teile als ein Wort für »Kopf«.

[1] Golenischeff, Hammamat III 2.

[2] *ʿk3* transitiv »richtig machen« ist auch sonst belegt: Paheri 9 (den Strick am Schiff), Ebers 49, 4 (den Harn).

[3] *pr-ʿ* als Verbum hat ursprünglich diese Bedeutung und ist ein Zuruf bei den Arbeitern im mR (Benihasan II 13; Bersche II 19): daraus entwickelt sich früh die Bedeutung »gewalttätig sein« (Bauer 116; Totb. 125, 30), die hier auch passen würde.

[4] Kairo 1535.

[5] Gerade so wie oben *ʿk3 sw m h3tjf*: dieser vulgäre Gebrauch von *m* entspricht unserm vulgären »hau ihn auf den . . .«

34. Spiele.

Die Reden beim Brettspiel *trage ihre drei für (?) zwei auf dem Brett* und *ich habe drei auf dem Brett gemacht*[1] oder und [2] bleiben ihrer eigentlichen Bedeutung nach uns unverständlich.

Von den andern Spielen verstehen wir wenigsten eines: sechs Männer, die in zwei Gruppen geteilt sind, haben sich an den Händen gefaßt und suchen einander, wie bei unserm Tauziehen, von der Stelle zu ziehen. *dein Arm ist sehr viel stärker als er, gieb ihm nicht nach*, und *die Abteilung ist stärker als du, packe sie* (plur.), *mein Genosse* ist, was sie sich zurufen[3]; *sꜣ* »Klasse« mag hier die eine Partei bezeichnen. Der Ausdruck kehrt freilich daneben bei einem Spiele wieder, wo nicht zwei Parteien auftreten: auf den Armen und Schultern dreier Leute kriecht ein Kind: dieses (?) sagt und erhält zur Antwort , beides mir unverständlich[4].

Ebenda sitzen drei Leute so auf dem Boden, daß die vorgestreckten Füße und Hände eines jeden lose übereinander liegen, also in einer sehr unsicheren Stellung: neben ihnen laufen drei andere Männer. Die ersteren sind es wohl, die sagen *setz dich fest, sieh [er?] kommt mein Genosse*[5]: die Laufenden müssen wohl suchen die Sitzenden im Vorbeigehen umzustoßen. Dasselbe Spiel wird in einem andern Grabe von zwei sitzenden und einem laufenden Knaben gespielt; der letztere ruft dabei *Kalb, das auf der Erde ist*[6], womit gewiß die sitzenden Jungen gemeint sind.

Ein Junge kauert auf dem Boden, vier andere mit geballten Fäusten stoßen mit den Füßen nach ihm: [7]:

[1] LD. II 61. [2] Quibell, Saqqara III pl. 64.
[3] Mereruka A 13, Nordw. [4] Ebenda.
[5] Ebenda: lies *mk sw*?
[6] Rameseum 33. [7] Rameseum 33.

in einem andern Grabe steht statt dessen mit der Antwort [1]. Der Anfang der ersten Fassung mag heißen: *wer ist es, den du geschlagen hast*, das Ende heißt wohl *einer mit weichen Rippen*; die Antwort kann man nur übersetzen: *die Abteilung* (oder *meine Abteilung*) *besteht aus Gazellen*.

Ein Knabe, dem die Arme auf den Rücken gebunden sind, wird von anderen geführt und geleitet, als wäre er gefangen oder besiegt. Dazu gehört die Rede [2] oder [3], das mag etwa heißen: *komme du .....! o du, der seinem Herzen gehorchte! ein anderer sehe (es), und fürchte sich*. Ist es der Triumph über den im Wettkampf Besiegten?

35. Tänze.

Die Figurentänze, bei denen in der Regel zwei Frauen mehr oder weniger gewagte Stellungen zeigen, pflegen Beischriften zu haben, die mit *mk* »siehe« beginnen; es werden also die Worte sein, mit denen die Weiber ihr Kunststück dem Herrn vorstellen. So , [4], , [5] oder mit Einfügung von *trf* »Tanz« . [6]. Was solche Namen bedeuten, ist schwer zu sagen; merkwürdig ist darin das nachgestellte »das Fortführen« oder »die Fortführende«. Verständlicher sind *sieh, das Fortführen einer Schönen* über einem Mädchen, das ein anderes sich abwendendes fortzieht: *sieh, das Geheimnis des Kebsweibes*, und *sieh, das ist das Geheimnis des Gebärens*; das Gebären findet sich auch in dem mir ganz unverständlichen [7]. Was weiter bei den

[1] Mereruka A 13, Nordw. [2] Ebenda. [3] Ramesseum 33.
[4] Mereruka A 10, Ostw. [5] Ebenda B 3, Nordw. [6] LD. II 52.
[7] Alles Vorstehende nach Mereruka B 3, Nordw.

Tänzerinnen steht, wie z. B. ..., ist durchweg rätselhaft; vermutlich sind es Lieder, die von den Mädchen gesungen werden.

36. Beschneidung und anderes Chirurgische[2].

Der Beschneidende sagt zu seinem Gehülfen, der dem Knaben von hinten die Arme hält: ... *halt ihn fest, laß ihn nicht . . . . .*, worauf der Gehülfe ... antwortet. Das unbekannte Wort *db3* (*db3ḥ*??) mag zucken, sich sträuben o. ä. bedeuten.

Ein andrer Knabe sagt ... *wisch gut ab, was sein wird* (?), wobei er mit *wnnt* wohl die zu operierende Stelle meint. Der Beschneidende antwortet mit dem Versprechen ... *ich werde es angenehm machen*[3], d. h. ich werde dir ja nicht weh tun.

Ein Patient, an dessen Fuß etwas gemacht wird, bittet ... *laß mir dieses nicht weh tun*; die Antwort ist: ... *ich tue so daß du es lobst, o König*, wobei »König« natürlich ein Hohn auf den anspruchsvollen Kranken ist. Ein anderer Patient sagt zum Arzt ... *tue dies, mache es.* Endlich sagt ein Mann, der sich von zweien an seinen ausgestreckten Händen drücken oder zerren läßt ... ... *. . . . . was ihr Kraft habt*; die Antwort ... ... war gewiß wieder: [*ich werde*] *es angenehm* [*machen*], *mein Lieber.*

---

[1] Mereruka A 13, Nordw.; anderes LD. II 35 und in Meng.; bei Mereruka B 3, Nordw., wo aber gerade diese Inschriften unvollendet und daher zum großen Teil unlesbar sind.

[2] Alles nach Rue de Tomb. 66. 67.

[3] Wohl nicht, was auch möglich wäre: ich werde (es) machen, so daß es gesund wird.

Inhalt.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 16

PHILONS BELOPOIIKA

(VIERTES BUCH DER MECHANIK)

GRIECHISCH UND DEUTSCH

VON

H. DIELS UND E. SCHRAMM

MIT 8 TAFELN

BERLIN 1919

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt in der Gesamtsitzung am 17. Oktober 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 8. Februar 1919.

ZUR EINLEITUNG.

1. Bemerkungen zum griechischen Texte.

Der griechische Text des vierten Buches der Μηχανικὴ cύνταξιc des Philon von Byzanz beruht auf der Ausgabe des Hrn. RICHARD SCHOENE, der auch die Güte hatte, uns seine wertvollen Randnotizen zur Verfügung zu stellen. Ihm wie Hrn. AUGUST BRINKMANN in Bonn, der uns seine neueren Verbesserungen gütigst mitteilte, sprechen die Herausgeber ihren herzlichsten Dank aus.

Während SCHOENE's Ausgabe vor allem die handschriftliche Überlieferung wiederzugeben sich bemühte, mußte wegen der beigegebenen Übersetzung hier der Emendation des schwer verdorbenen Textes ein größerer Spielraum gelassen werden. Doch hat die schon in unserer Ausgabe des Heron[1] gelegentlich verwertete Benutzung der an falscher Stelle erhaltenen Korrekturen des Archetypus, aus dem die gemelli PV abgeschrieben sind, oder vielmehr seiner Vorlage, in dieser Schrift noch öfter die ursprüngliche Lesart wiederzugewinnen gestattet.

Der Stil Philons ist ungelenk und ungleichmäßig. Anakoluthe sind nicht selten, aber die handwerksmäßige Nüchternheit erfreut doch. Auch hat er ja das Bestreben, gebildet zu schreiben, da er nach dem Maße seiner Zeit auf den Hiat achtet. Doch darf man, wie M. ARNIM de Philonis Byz. dicendi genere (Greifsw. 1912 S. 164) bemerkt, nicht alle wegemendieren. Denn wir besitzen, wie die Überschrift sagt, nur Auszüge, und vor allem ist zu beachten, daß Philon stark von den Vorlagen seiner Vorgänger abhängig ist, die zum Teil gewiß weniger sorgfältig den Hiat beobachtet haben. Inhaltlich macht er ja von dieser Abhängigkeit kein Hehl. Doch bedürfen diese Beziehungen zu Ktesibios und den zeitgenössischen Ingenieuren einer genaueren Untersuchung.

[1] Abh. d. phil.-hist. Kl. der Berl. Ak. 1918 n. 2.

2. Bemerkungen zu der Übersetzung.

Die Gediegenheit, Klarheit und Zuverlässigkeit, die Herons Belopoiika so auszeichnet, vermißt man bei Philon, und dennoch ist Philons Schrift »über den Geschützbau« von größter Wichtigkeit. Sie gibt Maße, die bei Heron fast ganz fehlen, und bringt so ausführliche Beschreibungen und so eingehende Begründungen zu Philons Erfindungen und Verbesserungen, daß man daraus eine große Menge sehr wichtiger Erfahrungen sammeln kann. Gerade die technische Auswertung Philons gibt Veranlassung zu einer Neuübersetzung.

Die neue Übersetzung soll mit ihren kurzen Erklärungen und den vielen, maßstabgerechten Zeichnungen dem Leser ein möglichst treues Bild der von Philon beschriebenen Geschütze der damaligen Zeit und ein ungefähres Bild der Verbesserungen und Neukonstruktionen geben.

Die griechischen technischen Ausdrücke sind, soweit es möglich ist, durch vollwertige deutsche technische Ausdrücke ersetzt worden. Ausdrücke, wie »Peritret«, »Hypothema« usw., die sich durch keinen vollwertigen technischen Ausdruck wiedergeben lassen, sind unübersetzt geblieben. τόνος ist, sofern es das ganze Spannsehnenbündel bedeutet, mit »Spanner« übersetzt, mit »Nervenstrang«, wenn es nur einen einzelnen Schlag des Spannsehnenbündels bedeutet, und mit »Spannung«, wenn es diese bedeutet.

3. Bemerkungen zu den Tafeln.

Auf Tafel 1 und 2 ist bei jeder Abbildung der zugehörige Maßstab angegeben.

Tafel 3 bis 8 sind alle mit dem Maßstab 1 : 20 versehen, der für 2ellige Pfeilgeschütze und 1½minige Wurfgeschütze paßt.

Auf Tafel 3, 5 und 6 ist also für 3spithamige Pfeilgeschütze, von denen Philon einige Maße angibt, statt dm. Handbreite (Paläste zu 4 Finger) zu rechnen, für jedes andere Kaliber ist statt dm. Kaliber zu setzen.

Tafel 7. Da Philons Angaben sich widersprechen, so kann der von ihm beschriebene Mehrlader sowohl ein 1elliges als ein 3spithamiges Geschütz gewesen sein. Um jedem Zweifel aus dem Wege zu gehen, ist statt dm. Kaliber zu rechnen.

Tafel 8. Zu dem beschriebenen Aërotonon gibt Philon überhaupt keine Maße; nach seiner Angabe, daß es eine recht ansehnliche Schuß-

weite erreichte, und da es sich nur um einen Versuch handeln konnte, scheint es das kleinste Kaliber, d. i. ein $1^1/_2$miniger Steinwerfer gewesen zu sein, wozu, wie zu Tafel 4, der Maßstab 1 : 20 paßt; das Saalburgmodell ist aber für das Aërotonon nur in halber Größe ausgeführt.

Die Angaben, in Kalibern ausgedrückt, gelten für die Abmessungen aller Geschütze, ausgenommen die Höhe der Basis der Pfeilgeschütze. Für diese gilt in allen Fällen die Höhe der Basis des 3spithamigen, während die übrigen Abmessungen der Basis gleichfalls mit dem Kaliber wachsen.

Sämtliche Geschütze und Geschützteile mit den Tafeln und den Textbildern sind deshalb maßstabgerecht 1 : 20 dargestellt, daß jeder Leser mit dem Zirkel alle Maße entnehmen oder auch auf Richtigkeit nachprüfen kann; Einzelheiten auf Tafel 4 und 7 sowie Textbild 10 und 13 sind in 1 : 10 dargestellt.

Die Tafeln 3 bis 8 sind aus E. Schramm, *Die antiken Geschütze der Saalburg*, Berlin 1918 entnommen. Sie sind zu diesem Zwecke von der Saalburgverwaltung kostenlos überlassen worden, wofür auch hier der beste Dank ausgesprochen wird.

ZEICHENERKLÄRUNG.

P = Parisinus gr. 2442 (I. Teil bis p. 103, 4)
Pr = Par. 2442 jüngere Hd.
V = Vaticanus gr. 1164
R = jüngere Hss.
Ar = Max Arnim De Philonis Byzantii dicendi genere. Gryphiae 1912
Br = August Brinkmann
Bue = Franz Buecheler
Ca = Is. Casaubonus (Noten zu Aeneas Tacticus 1609)
Die = Hermann Diels
Gra = Charles Graux und A. de Rochas d'Aiglun Philon de Bysance (Revue de philologie 1879 = Œuvres de Charles Graux II p. 153—227)
Ha = Friedrich Haase handschr. Nachlaß im Besitze von R. Schöne
Koe = Koechly und Rüstow, Griechische Kriegsschriftsteller I 1853 S. 240—317; 336—346
Mi = E. Miller, Journal des Savants 1873 p. 385—396; 427—439
Ro = A. de Rochas d'Aiglun, Poliorcétique des Grecs. Traité de fortification, d'attaque et de défense des places par Philon de Bysance Paris 1872 (Extrait des mémoires de la société d'émulation du Doubs IVe série t. VI 1870—1871)
S = Philonis mech. Syntax. libri IV et V rec. Rich. Schoene. Berlin 1893
Th = Thevenots Ausgabe (Veterum Mathematicorum opera Parisiis 1693) p. 49—78
Va = Johannes Vahlen
[–] = Tilgung des handschriftlich Überlieferten
⟨–⟩ = Ergänzung des in den Hss. Fehlenden

EIGENNAMEN.

Ἐκ τῶν Φίλωνος βελοποιικῶν λόγος Δ.

Th 49

1. Φίλων Ἀρίστωνι χαίρειν· τὸ μὲν ἀνώτερον ἀποσταλὲν πρὸς σὲ βιβλίον περιεῖχεν ἡμῖν τὰ λιμενοποιικά· νῦν δὲ καθήκει λέγειν, καθότι τὴν ἐξ ἀρχῆς διάταξιν ἐποιησάμεθα πρὸς σέ, περὶ τῶν βελοποιικῶν, ὑπὸ δέ τινων ὀργανοποιικῶν καλουμένων. εἰ μὲν οὖν συνέβαινεν ὁμοίᾳ μεθόδῳ κεχρῆσθαι πάντας τοὺς πρότερον πεπραγματευμένους περὶ τοῦ μέρους τούτου, τάχα ἂν οὐθενὸς ἄλλου προσεδεόμεθα πλὴν τοῦ τὰς συντάξεις τῶν ὀργάνων ὁμολόγους οὔσας ἐμφανίζειν. ἐπεὶ δὲ διηνεγμένους ὁρῶμεν οὐ μόνον ἐν ταῖς πρὸς ἄλληλα τῶν μερῶν ἀναλογίαις, ἀλλὰ καὶ ἐν τῷ πρώτῳ καὶ ἡγουμένῳ στοιχείῳ, λέγω δὲ τῷ τὸν τόνον μέλλοντι δέχεσθαι τρήματι, καλῶς ἔχον ἐστὶν περὶ μὲν τῶν ἀρχαίων παρεῖναι, τὰς δὲ τῶν ὕστερον παραδεδομένας μεθόδους περὶ τῆς καθόλου τέχνης δυναμένας ἐπὶ τῶν ἔργων τὰ δέοντα ποιήσειν ταύτας ἐμφανίζειν.

2. ὅτι μὲν οὖν συμβαίνει δυσθεώρητόν τι τοῖς πολλοῖς καὶ ἀτέκμαρτον ἔχειν τὴν τέχνην, ὑπολαμβάνω μὴ ἀγνοεῖν σε· πολλοὶ γοῦν ἐνστησάμενοι κατασκευὴν ὀργάνων ἰσομεγεθῶν καὶ χρησάμενοι τῇ τε αὐτῇ συντάξει καὶ ξύλοις ὁμοίοις καὶ σιδήρῳ τῷ ἴσῳ οὐδὲ τὸν σταθμὸν αὐτὸν **50** μεταβάλλοντες, τὰ μὲν μακροβολοῦντα καὶ εὔτονα ταῖς πληγαῖς ἐποίησαν, τὰ δὲ καθυστεροῦντα

AUS PHILONS WERK ÜBER DEN GESCHÜTZBAU. 4. BUCH.

1. Philon grüßt den Ariston. Mein vorher Dir gewidmetes Buch handelte vom Hafenbau. Nun muß ich nach der Disposition, die ich Dir zu Beginn vorgelegt habe, über den Geschützbau oder, wie es einige nennen, über den Kriegsmaschinenbau handeln. Wenn sich alle die, welche früher über diese Klasse gehandelt haben, der gleichen Methode bedient hätten, so brauchten wir wohl weiter nichts als die Anordnungen der Geschütze, da sie einander entsprechen, anzugeben. Da wir aber bemerken, daß sie nicht nur in den Verhältnissen der Teile zueinander voneinander abweichen, sondern auch in dem ersten und Grundbegriff, ich meine der Bohrung, welche den Spanner aufnehmen soll, so ist es gut, die Alten zu übergehen und die von den Späteren über die Technik im allgemeinen überlieferten Methoden auseinanderzusetzen, die imstande sind, den Anforderungen an die Werke gerecht zu werden.

2. Daß den meisten diese Kunst als etwas schwer zu Erfassendes und zu Beurteilendes erscheint, ist Dir, meine ich, nicht unbekannt. Viele wenigstens, welche den Bau von gleichgroßen Geschützen versuchten und sich derselben Zusammensetzung, ähnlicher Hölzer und derselben Eisenteile bedienten, auch das Gewicht selbst nicht änderten, stellten Geschütze her, von denen die einen große Schußweite und starke Durchschlagskraft hatten, die anderen aber

49, 11 διηνεγμ. so PV; vgl. Ar 59: διενηνεγμένους Th 17 [περὶ τ. κ. τ.] Br τέχνας PV: corr. R 18 ποιῆσαι Bue 22 αὐτῇ R: τοιαύτη PV

50, 2 μεταβάλλοντες S: ἐμβάλλοντες PV: ἐκβ. Pr: ἐναλλάσσοντες Ha 3 καθυπερτεροῦντα P: καθυπερτερτεροῦντα V: corr. Ha Koe

50 τῶν εἰρημένων· καὶ ἐρωτηθέντεϲ, διὰ τί τοῦτο ϲυνέβη, τὴν αἰτίαν οὐκ εἶχον εἰπεῖν· ὥϲτε τὴν ὑπὸ Πολυκλείτου τοῦ ἀνδριαντοποιοῦ ῥηθεῖϲαν φωνὴν οἰκείαν εἶναι τῷ μέλλοντι λέγεϲθαι· τὸ γὰρ εὖ παρὰ μικρὸν διὰ πολλῶν ἀριθμῶν ἔφη γίνεϲθαι. τὸν αὐτὸν δὴ τρόπον καὶ ἐπὶ ταύτηϲ τῆϲ τέχνηϲ ϲυμβαίνει διὰ πολλῶν ἀριθμῶν ϲυντελουμένων τῶν ἔργων μικρὰν ἐν τοῖϲ κατὰ μέροϲ παρέκβαϲιν ποιηϲαμένουϲ μέγα ϲυγκεφαλαιοῦν ἐπὶ πέραϲ ἁμάρτημα· διό φημι δεῖν προϲέχονταϲ μεταφέρειν τὴν ἀπὸ τῶν ἐπιτετευγμένων ὀργάνων ϲύνταξιν ἐπὶ τὴν ἰδίαν καταϲκευήν, μάλιϲτα δέ, ὅταν τιϲ εἰϲ μεῖζον μέγεθοϲ αὔξων τοῦτο βούληται ποιεῖν καὶ ὅταν εἰϲ ἔλαϲϲον ϲυναιρῶν. καὶ περὶ μὲν τούτων μὴ ἀγνοήϲειν ὑπολαμβάνομεν ⟨τοὺϲ χρωμέν⟩ουϲ τῇ ῥηθείϲῃ ϲυμβουλίᾳ· περὶ δὲ τῶν ἐξ ἀρχῆϲ ῥητέον.

3. ἐπεὶ γὰρ τῶν ἀρχαίων τινὲϲ ηὕριϲκον ϲτοιχεῖον ὑπάρχον καὶ ἀρχὴν καὶ μέτρον τῆϲ τῶν ὀργάνων καταϲκευῆϲ τὴν τοῦ τρήματοϲ διάμετρον· ταύτην δ᾽ ἔδει μὴ ἀπὸ τύχηϲ μηδὲ εἰκῇ λαμβάνεϲθαι, μεθόδῳ δέ τινι ἑϲτηκυίᾳ καὶ ἐπὶ πάντων τῶν μεγεθῶν δυναμένῃ τὸ ἀνὰ λόγον ὁμοίωϲ ποιεῖν. οὐκ ἄλλωϲ δὲ ἦν ταύτην λαβεῖν, ἀλλὰ ἐκ πείραϲ αὔξοντάϲ τε καὶ ϲυναιροῦνταϲ τὸν τοῦ τρήματοϲ κύκλον. τούϲ γ᾽ οὖν ἀρχαίουϲ μὴ ἐπὶ πέραϲ ἀγαγεῖν ὥϲ λέγω μηδὲ ϲυνϲτήϲαϲθαι

gegen diese in ihrer Leistung zurückblieben, und wenn man sie fragte, woher das käme, wußten sie keine Ursache anzugeben. Die Äußerung des Bildhauers Polykleitos paßt deshalb sehr treffend zu meiner Auseinandersetzung, wenn er sagt: Das Gelingen hängt von vielen Zahlenverhältnissen ab, wobei eine Kleinigkeit den Ausschlag gibt. In derselben Weise findet auch bei dieser Kunst eine Vollendung der Werke durch Anordnung vieler Zahlenverhältnisse statt, wobei sich durch eine kleine Abweichung in den einzelnen Teilen zum Schlusse ein großer Fehler summiert. Deshalb, meine ich, muß man mit Aufmerksamkeit die Anordnung der gelungenen Geschütze auf die eigene Konstruktion übertragen, zumal wenn man sie in einem größeren oder kleineren Maßstabe ausführen will. Ich hoffe, daß die, welche meine Vorschrift anwenden, sich darüber nicht im Unklaren befinden werden. Ich muß aber über die Prinzipien reden.

3. Bei den Alten haben einige den Durchmesser des Bohrloches (Kaliber) als das Element, Prinzip und Maß der Geschützkonstruktion zu finden begonnen. Aber das darf man nicht auf Zufall und gut Glück nehmen, sondern nach einer bestimmten, feststehenden Methode, welche gestattet, für alle Größen auf gleiche Weise das richtige Verhältnis zu finden. Man konnte aber dies nicht anders nehmen als dadurch, daß man probeweise den Umfang der Bohrung vergrößerte und verkleinerte. Freilich haben es die Alten nicht zur Vollendung gebracht, wie ich behaupte, und die

50, 12 μεγάλαϲ PV: corr. Ha: μεγάλα . . . ἁμαρτήματα viell. richtig Koe 19 ὑπολαμβάνομεν ⟨τοὺϲ χρωμέν⟩ουϲ Th: ὑπολαμβανομένουϲ PV: ὑπολαμβάνομεν ἐν Pr 20 τῶν ἐξ PV: τούτων ἐξ Koe: τῶν ⟨ϲυντάξεων⟩ nach p. 55, 18; 56, 15 verm. S ἐπεὶ Bue, mit Anakoluth; vgl. p. 52, 2; 59, 19: ἐπὶ PV 23 δὲ δεῖ PV: corr. Br Bue 28 γ᾽ οὖν PV: γοῦν Th 29 [ὥϲ] Koe ϲυνϲτήϲαϲθαι Die (vgl. 50, 47): ἐνϲτήϲαϲθαι

τὸ μέγεθοϲ, οὐκ ἐκ πολλῶν ἔργων τῆϲ πείραϲ γεγενημένηϲ, ἀκμὴν δὲ ζητουμένου τοῦ πράγματοϲ· τοὺϲ δὲ ὕϲτερον ἔκ τε τῶν πρότερον ἡμαρτημένων θεωροῦνταϲ καὶ ἐκ τῶν μετὰ ταῦτα πειραζομένων ἐπιβλέπονταϲ εἰϲ ἑϲτηκὸϲ ϲτοιχεῖον ἀγαγεῖν τὴν ἀρχὴν καὶ ἐπίϲταϲιν τῆϲ καταϲκευῆϲ, λέγω δὲ τοῦ κύκλου τὴν διάμετρον τοῦ τὸν τόνον δεχομένου. τοῦτο δὲ ϲυμβαίνει ποιῆϲαι τοὺϲ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ τεχνίταϲ πρῴην μεγάλην ἐϲχηκόταϲ χορηγίαν διὰ τὸ φιλοδόξων καὶ φιλοτέχνων ἐπειλῆφθαι βαϲιλέων. ὅτι γὰρ οὐ πάντα δυνατὸν τῷ λόγῳ καὶ ταῖϲ ἐκ τῶν μηχανημάτων μεθόδοιϲ λαμβάνεϲθαι, πολλὰ δὲ καὶ διὰ τῆϲ πείραϲ εὑρίϲκεται, φανερὸν μὲν καὶ ἐξ ἄλλων πλειόνων ἐϲτίν, οὐχ ἥκιϲτα δὲ καὶ ἀπὸ τοῦ μέλλοντοϲ λέγεϲθαι.

4. τοὺϲ γὰρ τῶν οἰκοδομικῶν ἔργων ῥυθμοὺϲ οὐ δυνατὸν ἦν ἐξ ἀρχῆϲ ϲυϲτήϲαϲθαι μὴ πρότερον πείραϲ προϲαχθείϲηϲ, καθʼ ὅτι καὶ δῆλόν ἐϲτιν ἐκ τῶν ἀρχαίων καθʼ ὑπερβολὴν ἀτεχνῶν οὐ μόνον κατὰ τὴν οἰκοδομίαν, ἀλλὰ καὶ ἐν ταῖϲ κατὰ μέροϲ εἰδοποιίαιϲ. μετετέθη οὖν ἐπὶ τὸ δέον οὐ διὰ μιᾶϲ οὐδὲ τῆϲ τυχούϲηϲ πείραϲ. τινὰ δὲ τῶν κατὰ μέροϲ ἐν αὐτοῖϲ ὑπαρχόντων ἰϲοπαχῆ τε ὄντα καὶ ὀρθὰ ἐδόκει μήτε ἰϲοπαχῆ μήτε ὀρθὰ εἶναι διὰ τὸ ψεύδεϲθαι τὴν ὄψιν ἐπὶ τῶν τοιούτων μὴ τὸ ἴϲον ἔχουϲαν ἀπόϲτημα· διὰ [τὸ] τῆϲ πείραϲ οὖν προϲτιθέντεϲ τοῖϲ ὄγκοιϲ καὶ ἀφαιροῦντεϲ καὶ μύουρα ποιοῦντεϲ καὶ παντὶ τρόπῳ πειράζοντεϲ κατέϲτηϲαν ὁμόλογα τῇ

Größe nicht festgestellt, weil man nicht aus vielen (fertiggestellten) Geschützen die Erfahrung gewonnen hatte, sondern nur für den gerade vorliegenden Fall die Sache versuchte. Erst die Späteren haben, teils durch die Erkenntnis der Fehler der Früheren, teils durch die Beobachtungen bei späteren Versuchen, das Prinzip und die Theorie des Geschützbaus auf ein festes Element zurückgeführt; ich meine den Durchmesser (Kaliber) des Kreises, welcher den Spanner faßt. Dies ist neuerdings den alexandrinischen Technikern gelungen, weil sie durch Ruhm und Kunst liebende Könige mit reichen Mitteln versehen wurden. Denn daß man nicht alles durch Rechnung und durch die Methoden der Mechanik erreichen, sondern vieles auch durch den Versuch finden kann, das ist aus vielen anderen Dingen einleuchtend, ganz besonders aber aus Folgendem.

4. Die Verhältnisse des Häuserbaues konnte man ja auch nicht von Anfang an ohne Erfahrung bestimmen, wie das aus den alten, völlig kunstlosen Gebäudeanordnungen, nicht nur im Ganzen, sondern auch in bezug auf die Teilanordnung klar ist. Es wurde dies gewiß nicht durch einen einzigen oder den ersten besten Versuch zur richtigen Ausführung gebracht. Einige Gebäudeteile, welche in Wirklichkeit gleich stark und senkrecht waren, schienen weder gleich stark noch senkrecht zu sein, weil sich das Auge täuscht, wenn es dabei nicht den gleichen Abstand hat; indem nun die Erfahrung dazutrat, setzte man hier an Masse zu, nahm dort weg, verjüngte und brachte es durch allerhand Versuche dahin, daß es dem Blick entsprechend

50, 30 ⟨οὐκ ἄλογον,⟩ οὐκ Bue; vgl. p. 58, 49: ⟨ϲυμβαίνει⟩ vorher erg. Br   38 πρῴην H. Schöne bei Ar 26: πρώτην PV: πρώτουϲ, Br   42 μηχανικῶν verm. S; vgl. p. 59, 14   51 γοῦν Die

51, 6 [τὸ] tilgte Pr   7 οὖν Pr: οὐ PV   9 πειρεάζοντεϲ P

ὁράσει καὶ εὔρυθμα φαινόμενα· τοῦτο γὰρ ἦν τὸ προκείμενον ἐν ἐκείνῃ τῇ τέχνῃ.

5. τῆς δὲ βελοποιικῆς ὅρος ἐστὶν τὸ μακρὰν ἀποστέλλειν τὸ βέλος εὔτονον τὴν πληγὴν ἔχον, περὶ οὗ καὶ τὴν πεῖραν συνέβαινε γίνεσθαι καὶ τὴν πλείστην ζήτησιν. ἱστορήσομεν οὖν σοι, καθότι καὶ αὐτοὶ παρειλήφαμεν ἔν τε Ἀλεξανδρείᾳ συσταθέντες ἐπὶ πλεῖον τοῖς περὶ τὰ τοιαῦτα καταγινομένοις τεχνίταις, καὶ ἐν Ῥόδῳ γνωσθέντες οὐκ ὀλίγοις ἀρχιτέκτοσι καὶ παρὰ τούτοις κατανοήσαντες τὰ μάλιστα τῶν ὀργάνων εὐδοκιμοῦντα σύνεγγυς πίπτοντα τῇ μελλούσῃ μεθόδῳ λέγεσθαι οὕτως.

6. τὸ τοῦ λίθου βάρος, πρὸς ⟨ὃ⟩ ἂν δέῃ τὸ ὄργανον συστήσασθαι, εἰς μονάδας ἀγαγεῖν καὶ τοῦ συναχθέντος πλήθους ὅσων ⟨ἂν ᾖ⟩ μονάδων ἡ ⟨κυβικὴ⟩ πλευρά, τοσούτων δακτύλων τὴν τοῦ τρήματος διάμετρον ποιεῖν προσθέντα ἔτι τὸ δέκατον μέρος τῆς εὑρεθείσης πλευρᾶς· ἐὰν δὲ μὴ ἔχῃ ῥητὴν πλευρὰν τὸ βάρος, ⟨τὸ⟩ ὡς ἔγγιστα λαμβάνειν, καὶ ἐὰν μὲν ὑπεράγῃ, τὸ δέκατον μέρος ἐλασσοῦν πειρᾶσθαι [τῶ ὡς ἔγγιστα] τῷ κατὰ λόγον, ἐὰν δὲ ἀπολείπῃ, προσθέντα τὸ δέκατον προσαναπληροῦν. εἰσὶ δ' αἱ μεθόδῳ τοιαύτῃ γινόμεναι διάμετροι τρημάτων τοῦ μὲν δεκαμναίου δακτύλων ια, τοῦ δὲ πεντεκαιδεκαμναίου δακτύλων ιβ ἡμίσους καὶ τετάρτου, τοῦ δὲ εἰκοσαμναίου δακτύλων ιδ [ἡμίσους τετάρτου].

und wohlproportioniert erschien. Das war ja eben das Ziel dieser Kunst.

5. Die Aufgabe der Geschützbaukunst ist es aber, das Geschoß weit und mit großer Durchschlagskraft zu entsenden, und hierüber gerade sind auch die Versuche und die meisten Nachforschungen angestellt worden. Ich will Dir nun darüber berichten, wie ich es selbst in Erfahrung gebracht habe, da ich sowohl in Alexandrien vielfach mit den betreffenden Fachtechnikern verkehrt, als auch in Rhodos mit nicht wenigen Baumeistern Bekanntschaft gemacht und bei diesen die bewährtesten Geschütze gesehen habe, die mit der im Folgenden beschriebenen Methode in dieser Weise übereinstimmen.

6. Das Gewicht des Steines, auf Grund dessen man das Geschütz zu bauen hat, wird in Einheiten (Drachmen) umgerechnet und aus der gewonnenen Zahl die Kubikwurzel gezogen. So viel Daktylen werden als der Durchmesser des Bohrloches genommen, und dann noch $^1/_{10}$ der gefundenen Wurzel hinzugerechnet; hat aber das Gewicht eine nicht aufgehende Wurzel, so nimmt man den dieser möglichst nahe kommenden Wert; und wenn es den zehnten Teil überschreitet, so versucht man die Zahl verhältnismäßig zu verkleinern; ist es darunter, so setzt man zu und macht das Zehntel voll. Es sind aber die nach

51, 23 λεγέσθω Pr: 'f. λέγεσθαι· ⟨λέγεσθω δὴ⟩ οὕτως' Ha πρὸς ὃ ἂν Meursius: πρὸς ἐὰν PV: πρὸς ὃν ἂν Pr 25 ὅσων S: ἐκ τῶν PV; vgl. Heron Belop. c. 32 26 ⟨ἂν ᾖ⟩ Die ⟨κυβικὴ⟩ S aus Heron a. a. O. 27. 28 προσθέντας PV: corr. Br 28 ἔτι S: τι καὶ PV: τ̣ι̣ Pr 30 ⟨τὸ⟩ Die; vgl. Z. 32 31. 32 ἔλασσον PV: corr. Bue Br ἔλασσον ποιεῖσθαι τὸ ὡς Koe 32 [τῶ ὡς ἔγγιστα] Besserung zu Z. 30; tilgten Bue Br κατὰ λόγον — 36 τοῦ P in Ras. 33 ἀπολείπῃ Br: προσλείπῃ PV προστίθεντα PV: verb. Die 34 δ' αἱ Die: δὲ PV τοιαῦται PV: corr. Koe 35 διάμετροι The: διαμέτρον P: διαμέτρων Pr 39 [ἡμίσους τετάρτου] Koe; vgl. Z. 40

51 τοῦ δὲ τριακονταμναίου δακτύλων ι̅ε̅ ∟ δ, τοῦ δὲ πεντηκονταμναίου δακτύλων ιη ἡμίϲουϲ τετάρτου, τοῦ δὲ ταλαντιαίου δακτύλων κ̅α̅, τοῦ δὲ πενθημιταλαντιαίου δακτύλων κ̅ε̅, τοῦ δὲ τριταλαντιαίου δακτύλων κ̅ζ̅· ἡ μὲν ⟨οὖν⟩ τοῦ κύκλου διάμετροϲ τοῦ μέλλοντοϲ τὸν τόνον δέχεϲθαι ταύτῃ τῇ μεθόδῳ λαμβάνεται.

7. ἔϲτιν δὲ καὶ ἀφ᾽ ἑνὸϲ ἀριθμοῦ τῶν εἰρημένων τοῦ ἐλαχίϲτου ϲυϲτηϲάμενον τὴν διάμετρον τοῖϲ εἰρημένοιϲ, λέγω δὲ τοῦ δεκαμναίου, τὰϲ λοιπὰϲ ϲυνίϲταϲθαι διαμέτρουϲ ὀργανικῶϲ, κατὰ τὸν τοῦ κύβου διπλαϲιαϲμόν, ὡϲ ἐν τῷ πρώτῳ βιβλίῳ δεδηλώκαμεν· καὶ νῦν **52** δὲ οὐκ ὀκνήϲομεν ὑπογράψαι. ἐπεὶ γὰρ ἡ τοῦ δεκαμναίου διάμετρόϲ ἐϲτιν ἀπαρτιζομένη τοῖϲ ἀριθμοῖϲ τοῖϲ κατὰ τὴν κυβικὴν πλευρὰν (τὰ γὰρ δεκάκιϲ ⟨ἑκατὸν⟩ χίλια, ὧν γίγνονται τῆϲ πλευρᾶϲ

dieser Methode gefundenen Durchmesser der Bohrlöcher: des 10 minigen = 11 Daktylen, 15 m. = 12 3/4″, 20 m. = 14″, 30 m. = 15 3/4″, 50 m. = 18 3/4″, 1 Talent = 20″, 2 1/2 t. = 25″, 3 t. = 27″[1]. So erhält man also durch diese Methode den Durchmesser des Kreises, der den Spanner fassen soll.

7. Es läßt sich aber auch aus nur einer der vorgenannten Zahlen, der kleinsten[2], ich meine der (des Lochdurchmessers) des 10 minigen Geschützes, der Durchmesser der übrigen in organischer Weise finden, nämlich durch Vervielfältigung des Kubus, wie ich es im 1. Buche erklärt habe; ich will aber kein Bedenken tragen, es auch hier niederzuschreiben. Denn da der Lochdurchmesser des 10 minigen durch Ziehen der Kubikwurzel genau bestimmt wird (10 · 100 oder 1000 geben als Wurzel 10 und 1/10 hinzugesetzt, 11 Daktylen), so sei

51, 40 ι̅ε̅∟δ̅ PV; (∟δ war am Rande in Buchstaben erklärt und dies ist in PV in Z. 39 falsch eingesetzt 41 ι̅η̅ Koe: ι̅θ̅ PV 42 κ̅[α̅] Hultsch. Diese und die Zahlen 43. 44 sind verderbt oder verrechnet, vgl. W. Schmidt Burs. *Jahresb.* 1901, I S. 93 43 πενθημιταλανταίου PV: πενθημιταλαντιαίου R 44 ⟨οὖν⟩ Die; vgl. 52. 27 48 [ϲυϲτηϲάμενον τ. εἰρ.] S; vgl. Hero Bel. c. 33

52, 1 ἐν τῷ πρώτῳ β.] daraus Eutocius ad Archim. d. sph. et cyl. III² 61, 29 ff. Heib.; vgl. Apollonios Perg. zit. von Parmenio bei Ioh. Philopon. zu Arist. An. post. I 7 (Comm. in Arist. XIII 3) p. 104, 1 Wallies 2 ἐπεὶ] vgl. 50, 20 5 δεκάκιϲ ⟨ἑκατὸν⟩ χίλια S: δεκακϲχίλια PV: viell. δεκάκιϲ ⟨δέκα ἑκατόν· ταῦτα δὲ δεκάκιϲ S (jetzt nach Hultsch)

[1]

	nach Philon	errechnet
10 Minen	= 11 Zoll	11 Zoll
15 „	= 12 3/4 „	12.592 „
20 „	= 14 „	13.859 „
30 „	= 15 3/4 „	15.864 „
50 „	= 18 3/4 „	18.809 „
60 „	= 20 „	19.988 „
150 „	= 25 „	27.128 „
180 „	= 27 „	28.828 „

Die 6 ersten Zahlenangaben Philons für die Größe des Kalibers des Spannloches sind abgerundet, warum die beiden letzten so starke Abweichungen gegen die errechneten Werte haben, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

[2] in der Tabelle angegebenen. Höchst wahrscheinlich hat es aber auch zu Philons Zeit kleinere Wurfgeschütze als das 10 minige gegeben. Zu Zeiten Vitruvs wird die 2 pfündige Balliste als kleinste erwähnt.

ὁράσει καὶ εὔρυθμα φαινόμενα· τοῦτο γὰρ ἦν τὸ προκείμενον ἐν ἐκείνῃ τῇ τέχνῃ.

5. Τῆς δὲ βελοποιικῆς ὅρος ἐστὶν τὸ μακρὰν ἀποστέλλειν τὸ βέλος εὔτονον τὴν πληγὴν ἔχον. περὶ οὗ καὶ τὴν πεῖραν συνέβαινε γίνεσθαι καὶ τὴν πλείστην ζήτησιν. ἱστορήσομεν οὖν σοι, καθότι καὶ αὐτοὶ παρειλήφαμεν ἔν τε Ἀλεξανδρείᾳ συσταθέντες ἐπὶ πλεῖον τοῖς περὶ τὰ τοιαῦτα καταγινομένοις τεχνίταις, καὶ ἐν Ῥόδῳ γνωσθέντες οὐκ ὀλίγοις ἀρχιτέκτοσι καὶ παρὰ τούτοις κατανοήσαντες τὰ μάλιστα τῶν ὀργάνων εὐδοκιμοῦντα σύνεγγυς πίπτοντα τῇ μελλούσῃ μεθόδῳ λέγεσθαι οὕτως.

6. Τὸ τοῦ λίθου βάρος, πρὸς ⟨ὃ⟩ ἂν δέῃ τὸ ὄργανον συστήσασθαι, εἰς μονάδας ἀγαγεῖν καὶ τοῦ συναχθέντος πλήθους ὅσων ⟨ἂν ᾖ⟩ μονάδων ἡ ⟨κυβικὴ⟩ πλευρά, τοσούτων δακτύλων τὴν τοῦ τρήματος διάμετρον ποιεῖν προσθέντα ἔτι τὸ δέκατον μέρος τῆς εὑρεθείσης πλευρᾶς· ἐὰν δὲ μὴ ἔχῃ ῥητὴν πλευρὰν τὸ βάρος, ⟨τὸ⟩ ὡς ἔγγιστα λαμβάνειν, καὶ ἐὰν μὲν ὑπεράγῃ, τὸ δέκατον μέρος ἐλασσοῦν πειρᾶσθαι [τῷ ὡς ἔγγιστα] τῷ κατὰ λόγον, ἐὰν δὲ ἀπολείπῃ, προσθέντα τὸ δέκατον προσαναπληροῦν. εἰσὶ δ' αἱ μεθόδῳ τοιαύτῃ γινόμεναι διάμετροι τρημάτων τοῦ μὲν δεκαμναίου δακτύλων ια, τοῦ δὲ πεντεκαιδεκαμναίου δακτύλων ιβ ἡμίσους καὶ τετάρτου, τοῦ δὲ εἰκοσαμναίου δακτύλων ιδ [ἡμίσους τετάρτου],

51 und wohlproportioniert erschien. Das war ja eben das Ziel dieser Kunst.

5. Die Aufgabe der Geschützbaukunst ist es aber, das Geschoß weit und mit großer Durchschlagskraft zu entsenden, und hierüber gerade sind auch die Versuche und die meisten Nachforschungen angestellt worden. Ich will Dir nun darüber berichten, wie ich es selbst in Erfahrung gebracht habe, da ich sowohl in Alexandrien vielfach mit den betreffenden Fachtechnikern verkehrt, als auch in Rhodos mit nicht wenigen Baumeistern Bekanntschaft gemacht und bei diesen die bewährtesten Geschütze gesehen habe, die mit der im Folgenden beschriebenen Methode in dieser Weise übereinstimmen.

6. Das Gewicht des Steines, auf Grund dessen man das Geschütz zu bauen hat, wird in Einheiten (Drachmen) umgerechnet und aus der gewonnenen Zahl die Kubikwurzel gezogen. So viel Daktylen werden als der Durchmesser des Bohrloches genommen, und dann noch $^1/_{10}$ der gefundenen Wurzel hinzugerechnet; hat aber das Gewicht eine nicht aufgehende Wurzel, so nimmt man den dieser möglichst nahe kommenden Wert; und wenn es den zehnten Teil überschreitet, so versucht man die Zahl verhältnismäßig zu verkleinern; ist es darunter, so setzt man zu und macht das Zehntel voll. Es sind aber die nach

51, 23 λεγέσθω Pr: 'f. λέγεσθαι· ⟨λεγέσθω δὴ⟩ οὕτως' Ha πρὸς ὃ ἂν Meursius: πρὸς ἐὰν PV: πρὸς ὃν ἂν Pr 25 ὅσων S: ἐκ τῶν PV; vgl. Heron Belop. c. 32 26 ⟨ἂν ᾖ⟩ Die ⟨κυβικὴ⟩ S aus Heron a. a. O. 27. 28 προσθέντας PV: corr. Br 28 ἔτι S: τι καὶ PV: τι Pr 30 ⟨τὸ⟩ Die; vgl. Z. 32 31. 32 ἔλασσον PV: corr. Bue Br ἔλασσον ποιεῖσθαι τὸ ὡς Koe 32 [τῷ ὡς ἔγγιστα] Besserung zu Z. 30; tilgten Bue Br κατὰ λόγον — 36 τοῦ P in Ras. 33 ἀπολείπῃ Br: προσλείπῃ PV προστίθεντα PV: verb. Die 34 δ' αἱ Die: δὲ PV τοιαῦται PV: corr. Koe 35 διάμετροι The: διαμέτρον P: διαμέτρων Pr 39 [ἡμίσους τετάρτου] Koe; vgl. Z. 40

τοῦ δὲ τριακονταμναίου δακτύλων ιε L δ, τοῦ δὲ πεν- **51**
τηκονταμναίου δακτύλων ιη ἡμίϲουϲ 41
τετάρτου, τοῦ δὲ ταλαντιαίου δακτύλων κα,
τοῦ δὲ πενθημιταλαντιαίου δακτύλων κε, τοῦ
δὲ τριταλαντιαίου δακτύλων κζ· ἡ μὲν ⟨οὖν⟩
τοῦ κύκλου διάμετροϲ τοῦ μέλλοντοϲ τὸν τό- 45
νον δέ-
χεϲθαι ταύτῃ τῇ μεθόδῳ λαμβάνεται.

7. ἔϲτιν
δὲ καὶ ἀφ᾿ ἑνὸϲ ἀριθμοῦ τῶν εἰρημένων
τοῦ ἐλαχίϲτου ϲυϲτηϲάμενον τὴν διάμετρον
τοῖϲ εἰρημένοιϲ, λέγω δὲ τοῦ δεκαμναίου,
τὰϲ λοιπὰϲ ϲυνίϲταϲθαι διαμέτρουϲ ὀργανι- 50
κῶϲ, κατὰ τὸν τοῦ κύβου διπλαϲιαϲμόν, ὡϲ
ἐν τῷ πρώτῳ βιβλίῳ δεδηλώκαμεν· καὶ νῦν **52**
δὲ οὐκ ὀκνήϲομεν ὑπογράψαι. ἐπεὶ γὰρ ἡ τοῦ
δεκαμναίου διάμετρόϲ ἐϲτιν ἀπαρτιζομένη τοῖϲ
ἀριθμοῖϲ τοῖϲ κατὰ τὴν κυβικὴν πλευρὰν (τὰ
γὰρ δεκάκιϲ ⟨ἑκατὸν⟩ χίλια, ὧν γίγνονται τῆϲ 5
πλευρᾶϲ

dieser Methode gefundenen Durchmesser der Bohrlöcher: des 10minigen = 11 Daktylen, 15 m. = 12³/₄″, 20 m. = 14″, 30 m. = 15³/₄″, 50 m. = 18³/₄″, 1 Talent = 20″, 2¹/₂ t. = 25″, 3 t. = 27″[1]. So erhält man also durch diese Methode den Durchmesser des Kreises, der den Spanner fassen soll.

7. Es läßt sich aber auch aus nur einer der vorgenannten Zahlen, der kleinsten[2], ich meine der (des Lochdurchmessers) des 10minigen Geschützes, der Durchmesser der übrigen in organischer Weise finden, nämlich durch Vervielfältigung des Kubus, wie ich es im 1. Buche erklärt habe; ich will aber kein Bedenken tragen, es auch hier niederzuschreiben. Denn da der Lochdurchmesser des 10minigen durch Ziehen der Kubikwurzel genau bestimmt wird (10 · 100 oder 1000 geben als Wurzel 10 und ¹/₁₀ hinzugesetzt, 11 Daktylen), so sei

51, 40 ιε̄L̄δ̄ PV; (Lδ war am Rande in Buchstaben erklärt und dies ist in PV in Z. 39 falsch eingesetzt 41 ιη̄ Koe: ιθ̄ PV 42 κ̄[ᾱ] Hultsch. Diese und die Zahlen 43. 44 sind verderbt oder verrechnet, vgl. W. Schmidt Burs. *Jahresb.* 1901, I S. 93 43 πενθημιταλανταιου PV: πενθημιταλαντιαίου R 44 ⟨οὖν⟩ Die; vgl. 52. 27 48 [ϲυϲτηϲάμενον τ. εἰρ.] S; vgl. Hero Bel. c. 33

52, 1 ἐν τῷ πρώτῳ β.] daraus Eutocius ad Archim. d. sph. et cyl. III² 61, 29ff. Heib.; vgl. Apollonios Perg. zit. von Parmenio bei Ioh. Philopon. zu Arist. An. post. I 7 (Comm. in Arist. XIII 3) p. 104, 1 Wallies 2 ἐπεὶ] vgl. 50, 20 5 δεκάκιϲ ⟨ἑκατὸν⟩ χίλια S: δεκακιϲχίλια P V: viell. δεκάκιϲ ⟨δέκα ἑκατόν· ταῦτα δὲ δεκάκιϲ S (jetzt nach Hultsch)

[1]

	nach Philon	errechnet
10 Minen	= 11 Zoll	11 Zoll
15 »	= 12³/₄ »	12.592 »
20 »	= 14 »	13.859 »
30 »	= 15³/₄ »	15.864 »
50 »	= 18³/₄ »	18.809 »
60 »	= 20 »	19.988 »
150 »	= 25 »	27.128 »
180 »	= 27 »	28.828 »

Die 6 ersten Zahlenangaben Philons für die Größe des Kalibers des Spannloches sind abgerundet, warum die beiden letzten so starke Abweichungen gegen die errechneten Werte haben, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

[2] in der Tabelle angegebenen. Höchst wahrscheinlich hat es aber auch zu Philons Zeit kleinere Wurfgeschütze als das 10minige gegeben. Zu Zeiten Vitruvs wird die 2pfündige Balliste als kleinste erwähnt.

Bild 1 (Kap. 7; p. 52, 7).

δάκτυλοι ῑ, τοῦ δεκάτου προστεθέντος ια)· **52** ἔστω γάρ τις εὐθεῖα δεδομένη τῆς διαμέτρου, ἧς 7 λόγου χάριν δεῖ εὑρεῖν διπλασίονα κύβῳ, ἡ A· διπλασίον' οὖν ταύτης ἐθέμην αὐτῇ πρὸς ὀρθὰς τὴν B, καὶ ἀπ' ἄκρας τῆς B ἐξέβαλον πρὸς ορθὰς 10 ἄλλην τὴν Γ ἄπειρον, καὶ κατήγαγον ἀπὸ τῆς γωνίας, ἐφ' ἧς Θ, εὐθεῖαν τὴν K, καὶ διεῖλον αὐτὴν δίχα καὶ ἔστω τὸ διαιροῦν σημεῖον κατὰ τὸ K, κέντρῳ δὴ χρησάμενος τῷ K, διαστήματι δὲ τῷ KΘ, περιέγραψα ἡμικύκλιον, ἐρχόμενον καὶ διὰ τῆς Z γωνίας· καὶ 15 λαβών τι κανόνιον ὀρθῶς εἰργασμένον ἐπιζευγνύω τέμνων τε τὰς γραμμὰς ἀμφοτέρας καὶ τηρῶν τὸ ἓν μέρος τοῦ κανονίου ἐπὶ τῆς γωνίας, ἐφ' ἧς Z· ἔστω δὲ τὸ κανόνιον, ἐφ' οὗ τὸ Z. περιάγων οὖν τὸ κανόνιον συντηρῶν αὐτοῦ τὸ ἓν μέρος ἐφαπτό- 20 μενον τῆς ⟨Z⟩ γωνίας, καὶ περιάγων, ἕως ἄν μοι γέ-

also eine Gerade A (s. Bild 1!) der gegebene Durchmesser, zu der man beispielsweise eine zweite finden soll, deren Kubus das Doppelte von A^3 ist[1]. Eine doppelt so große Linie B legen wir also rechtwinklig an A und ziehen durch das Ende der Linie B rechtwinklig eine andere, unbegrenzte Γ, ziehen von dem Winkel bei Θ aus die Gerade K, halbieren sie, und der Halbierungspunkt sei K. Dann nehmen wir K als Mittelpunkt und beschreiben mit dem Radius KΘ einen Halbkreis, der auch durch Z geht, und nehmen ein geradegearbeitetes Lineal, legen es an, indem wir die eine Kante des Lineals genau bei dem Winkel Z festhalten, so daß es die beiden Linien B und Γ schneidet. Es sei das Lineal Z genannt. Wir drehen dann das genannte Lineal, indem wir seine Kante in Z genau festhalten, und zwar drehen wir so lange, bis der Teil des Lineals,

52, 6 τοῦ ⟨δὲ⟩ δεκάτου Koe 7 Vor ἔστω Anakoluth? Lücke setzte S 8 κύβῳ (hier und 26) S (K^Y und Δ^Y vertauscht): vgl. Reimer hist. probl. de cubi dupl. p. 119**; W. Schmidt Burs. *Jahresb.* 1901 S. 94; Tannery Ind. zu Diophant. II s. v. δύναμις und κύβος 9 αὐτῇ V 11 nach ἄπειρον erg. ⟨καὶ ἀπ' ἄκρας τῆς A πρὸς ὀρθὰς ἄλλην τὴν Δ ἄπειρον⟩ Br 12 nach Θ erg. ⟨ἐπὶ τὴν γωνίαν ἐφ' ἧς E⟩ Br 16 ὀρθῶς Br; vgl. p. 54, 32: ὀρθὸν PV 18 κανονίου ἐπὶ Hiat! 19. 21 περιάγων Die: παράγων PV 21 ⟨Z⟩ Koe

[1] Vergl. Heron. Wescher 117.

νηται τοῦ κανονίου τὸ ἀπὸ τῆς συναφῆς μέρος, ἐφ᾽ ἧς Γ, ἐπὶ τὴν τῆς περιφερείας συναφὴν πῖπτον, ἐφ᾽ ἧς Η [Ζ], ἴσον τῷ ἀπὸ τῆς συναφῆς, ἐφ᾽ ἧς τὸ Δ, ἐπὶ τὴν γωνίαν πίπτοντι, ἐφ᾽ ἧς Ζ. καὶ ἔσται διπλασίων κύβῳ ἡ μὲν ΔΕ τῆς ΕΖ, ἡ δὲ ΘΓ τῆς ΕΔ, ἡ δὲ ΘΖ τῆς ΘΓ. ἡ μὲν οὖν τοῦ κύκλου διάμετρος τοῦ μέλλοντος τὸν τόνον δέχεσθαι ταύτῃ τῇ μεθόδῳ λαμβάνεται.

8. τὸ δὲ τοῦ περιτρήτου σχῆμα ῥομβοειδὲς ὑπάρχον καὶ οὐκ ὀρθογώνιον, ἔτι δὲ καὶ τὰς δύο πλευρὰς οὐκ εὐθείας ἔχον ἀλλὰ περιαγεῖς οὐκ εἰκῇ καταγραπτέον, ἀλλὰ καὶ τοῦτο μεθόδῳ τινί· δεῖ οὖν εἴς τι ἐπίπεδον ἀστραβὲς καὶ ὁμαλὸν ἀκριβῶς ὑπάρχον καρκίνον λαβόντας κύκλον περιγράψαι μὴ διαφερόμενον, ἡλίκος ἂν ᾖ τῷ μεγέθει, καὶ ἀγαγόντας ἐν αὐτῷ διάμετρον, τὴν τοῦ ἑνὸς ἡμικυκλίου περιφέρειαν διελεῖν εἰς μέρη ια, καὶ ἀπὸ τῆς διαμέτρου τέσσαρα μέρη λαβόντας εὐθεῖαν ἀγαγεῖν ἐπὶ τὸ κέντρον, καὶ ἔσται ⟨ἡ⟩ ὀξεῖα γωνία τοῦ περιτρήτου. μετενέγκας οὖν ἐπὶ τὸν ἀναγραφέα τὴν ἐκ τοῦ κύκλου γωνίαν, τὸ [δὲ] τοῦ περιτρήτου μῆκος καὶ πλάτος καὶ ὕψος ποιήσεις τὰ μέτρα λαμβάνων ἀπὸ τῆς τοῦ τρήματος διαμέτρου, καθότι ἐν τῇ συντάξει γέγραπται.

9. συνίστανται δέ τινες καὶ ἄλλως· ἐπὶ γὰρ τῆς σανίδος, ἐξ ἧς τὸν

52 der den Schnittpunkt mit dem Schnittpunkt der Peripherie Η verbindet, gleich ist der Verbindung vom Schnittpunkt Δ bis zum Schnittpunkt Z, es ist dann ($ΔΕ^3 = 2\ ΕΖ^3$, $ΘΓ^3 = 2\ ΕΔ^3$, $ΘΖ^3 = 2\ ΘΓ^3$) ΔΕ der doppelte Kubus des von ΕΖ, ΘΓ des von ΕΔ, ΘΖ des von ΘΓ. Der Durchmesser des Kreises, welcher den Spanner aufnehmen soll, wird durch diese Methode erhalten.

8. Die Figur des Peritrets[1], welches rhomboidisch, nicht rechteckig ist, außerdem an den beiden Seiten nicht geradlinig, sondern gebogen ist, darf man nicht nach Willkür beschreiben, sondern gleichfalls nach einer bestimmten Methode. Auf einer horizontalen und genau ebenen Fläche muß man also mit dem Zirkel einen beliebig großen Kreis beschreiben, dann in ihm einen Durchmesser ziehen, den Umfang des einen Halbkreises in 11 Teile teilen, vom Durchmesser ab 4 Teile abschneiden und von da aus eine Gerade nach dem Mittelpunkte ziehen, so erhält man den spitzen Winkel des Peritrets. Man überträgt nun den Winkel aus dem Kreise auf den Riß und nimmt nach Verhältnis des Bohrloches die Länge, Breite und Höhe des Peritrets, wie in der Vorschrift angegeben ist.

9. Es konstruieren Einige auch anders (s. Tafel 1 unten!). Auf dem Brett, auf dem

52, 24 ἐφῆς ἡ ζ PV: verb. S τῷ Koe: τὸ PV 25 πίπτοντι Koe: πίπτον PV 26 κύβῳ S (vgl. Z. 8): δυνάμει PV 27 τῆς θγ Koe: τῆς $\overline{ζε}$ PV 34 ἀτραβὲς PV: corr. R 40 τέσσαρα] τρία Prou la Chirobaliste d'Héron p. 248 40. 41 λαβόντα PV: verb. Die 42 ⟨ἡ⟩ S 43 ἀναγραφία P 44 [δὲ] Koe 47 συνίστανται PV: συνιστᾶσι Pr

[1] Die Konstruktion des Peritrets, Tafel 1 oben, ist etwas verschieden von der auf Tafel 4. Beide sind nach der Vorschrift richtig. Erstere ist konstruktiv etwas praktischer. Bei beiden ist nach Herons Vorschrift W. 95. 1. v. u. das 3fache Kaliber als Halbmesser des Kreises für die gerundeten Seiten genommen.

ἀναγραφέα ποιήϲαϲθαι ⟨ἔμελλον⟩, διαγώνιον εὐθεῖαν ἐξεβάλοντο (ἔϲτω δ' αὕτη ἡ ΑΒ) καὶ τὸ μῆκοϲ τὸ ὑπάρχον τῷ περιτρήτῳ λαβόντεϲ ἐκ τῆϲ ϲυντάξεωϲ καὶ ἀπομετρήϲαντεϲ ἐπὶ τῆϲ εὐθείαϲ ἐξεβάλοντο ἀπὸ τῶν ϲημείων ἄλλαϲ εὐθείαϲ πρὸϲ ὀρθὰϲ τῇ ΑΒ, τὴν ΑΓ καὶ τὴν ΒΔ, καὶ οὕτω τὸν τορνίϲκον λαβόντεϲ καὶ διαϲτήϲαντεϲ, ὡϲ ἂν [ἐν] ἑκάϲτοιϲ φαίνηται τὸ τῶν περιαγῶν πλευρῶν κύρτωμα ποιεῖν, περιέγραψαν τὰϲ πλευράϲ, τήν τε ΑΔ καὶ τὴν ΒΓ, ϲυμμετρίᾳ τοῦ ὀργάνου. τρήματοϲ οὖν μέγεθοε καὶ ϲχῆμα περιτρήτου τούτῳ τῷ τρόπῳ παραλαμβάνεται.

10. ἡ δὲ τοῦ τρήματοϲ διάμετροϲ μέτρον ἐϲτὶ πάντων τῶν κατὰ μέροϲ ὑπαρχόντων ἐν τῷ ὀργάνῳ. οἷον τὸ μὲν περίτρητον ἐκ μέϲου μετρούμενον μῆκοϲ λαμβάνει τρημάτων δύο ἥμιϲυ καὶ τέταρτον, τὸ δὲ ὕψοϲ διαμέτρου μιᾶϲ· ἡ δὲ χοινικὶϲ μῆκοϲ μὲν ἔχει διαμέτρων δύο, τὸ δὲ πλάτοϲ ἴϲον τῷ τοῦ περιτρήτου πλάτει, τὸ δὲ ὕψοϲ διαιρεθείϲηϲ τῆϲ διαμέτρου εἰϲ μέρη δ̄ τούτων τὰ γ̄· καὶ τοῦ τριβέωϲ πάχοϲ διαμέτρου μέροϲ

sie den Riß machen wollten, zogen sie eine Gerade (es sei diese AB), entnahmen aus der Vorschrift die Länge des Peritrets, maßen diese auf der Geraden ab und zogen von diesem Punkte aus 2 andere Gerade rechtwinklig zu AB, AΓ und BΔ, nahmen dann den Zirkel[1], und mit der Öffnung, die Jedem für die Kurve der abgerundeten Seiten zweckmäßig erschien, beschrieben sie diese Seiten, nämlich AΔ und BΓ nach dem Verhältnis des Geschützes. Die Größe des Bohrloches also und die Gestalt des Peritrets wird auf diese Weise entnommen.

10. Der Durchmesser des Bohrloches (Kaliber) ist nun die Maßeinheit aller einzelnen Teile des Geschützes. So ist die Länge des Peritrets in der Mitte gemessen $2\frac{3}{4}$ Kaliber, die Höhe 1 K.[2], die Buchse[3] 2 K. lang, so breit als das Peritret, $\frac{3}{4}$ K. hoch, der Zapfen der Buchse $\frac{1}{5}$ K. dick. Der Nebenständer ist ohne die Zapfen $5\frac{1}{2}$ K. hoch, $1\frac{7}{12}$ K. breit, $\frac{5}{8}$ K.[4] dick; Dicke des Hypothema

52. 49 ⟨ἔμελλον⟩ Die: ⟨ἔδει⟩' O. v. Gebhardt: 'ἴϲωϲ ἐξῆϲ ποιήϲαντεϲ' Pr mg: ἴϲωϲ τὸν ἀναγραφέα ποιήϲοντεϲ Koe 50 ἐξεβάλλοντο PV: verb. V durch Punktieren des zweiten λ

53. 3 τὴν ΑΓ Pr mg: τῆ ΑΓ PV 5 [ἐν] Koe φαίνεται PV corr. Koe 15 ϲχοινικὶϲ PV: corr. Pr

---

[1] Tafel 1 unten links. Wenn man die Dicken der Ständer von $\frac{5}{8}$ K. abträgt und die Innenkanten derselben verlängert, so erhält man mit 3 K. als Halbmesser die gleiche Figur der vorher beschriebenen Konstruktion.

[2] Die Löcher in den Peritreten müssen sich konisch nach innen erweitern. Tafel 1 unten rechts, sonst lassen sich die Spanner nicht drehen. Die Breite des Peritrets ist deshalb nicht angegeben, weil sie konstruktiv mit dem Zirkel gefunden wird.

[3] Es kann hier nur von hölzernen, eisenbeschlagenen Buchsen die Rede sein, für Bronzebuchsen wären so große Abmessungen überflüssig und schädlich wegen ihres großen Gewichtes. In der Höhe von $\frac{3}{4}$ K. ist der obere Zapfen nicht einbegriffen (s. Tafel 1 unten rechts!). Vergl. auch Anm. 10.

[4] Der Mittelständer muß die gleichen Abmessungen haben, bedarf aber nicht die (von Heron erwähnte) Schwellung in der Mitte. Die Breite des Peritrets beträgt $2\frac{3}{4}$ K. Wenn man den Durchmesser des Bohrloches abrechnet und $2 \cdot \frac{1}{4}$ für den Abstand Bohrloch bis Ständer (bei weniger Abstand scheuert sich der Spanner, mehr hat keinen Zweck), also $2\frac{3}{4} - 1\frac{1}{2}$ verbleibt $1\frac{1}{4}$, halbiert, kommt auf jeden Ständer $\frac{5}{8}$ K.

πέμπτον· παραστάτου δὲ ὕψος γίνεται χωρὶς **53** τόρμων διαμέτρων ε̄ καὶ ∟̄, πλάτος δὲ διαμέτρου μιᾶς καὶ τρίτου μέρους καὶ ἔτι τετάρτου, πάχος δὲ διαμέτρου ∟̄ καὶ ϛ̄ καὶ ἔτι τῷ ἑκκαιδεκάτῳ μέρει ἔλασσον, ὑποθέματος δὲ τοῦ ὑπὸ τὸ περίτρητον ὕψος διαμέτρου μέρος δ̄, ὥστε τὸ πᾶν τοῦ ἡμιτονίου ὕψος συναγόμενον γίνεται χωρὶς ἐπιζυγίδων διαμέτρων θ· μάλιστα γὰρ τοῦτο τὸ μέγεθος ἔφασαν ἐκ τῆς πείρας εὐαρμοστεῖν καὶ μήτε βραχυτονεῖν μήτε ὑπεράγον τῷ μήκει φαίνεσθαι, μέσην δέ τινα καὶ ἑστηκυῖαν τάξιν ἔχειν· τὰ μὲν γὰρ μακροτονώτερα τούτων μακροβολεῖν καὶ εὐκατάγωγα εἶναι, ταῖς δὲ πληγαῖς ὑπάρχειν ἀσθενῆ καὶ ἄπρακτα, τὰ δὲ βραχυτονώτερα δυσκατάγωγά τε εἶναι καὶ μὴ λίαν μακροβολεῖν, τούς τε ἀγκῶνας πυκνὰ πονεῖν τῶν τοιούτων ὀργάνων. τῆς δὲ ἐπιζυγίδος τὸ μὲν πάχος ἀρκεῖν γενόμενον τοῦ πέμπτου μέρους τῆς διαμέτρου, τὸ δὲ πλάτος διπλάσιον τοῦ πάχους· τοῦ δὲ ἀγκῶνος μῆκος συμμετρότατον ἔφασαν εἶναι διαμέτρων ϛ̄ γινόμενον. καὶ γὰρ τούτων τοὺς μὲν βραχυτέρους δυσκαταγώγους τε γίνεσθαι ⟨καὶ μὴ δύνασθαι⟩ τὸν λίθον ἐπὶ πολὺν τόπον παραπέμπειν, τοὺς δὲ μακροτέρους εὐκαταγώγους μὲν εἶναι, μὴ κατακρατουμένους δὲ ὑπὸ τοῦ τόνου τὴν ἐξαποστολὴν ὁμοίως ἀσθενῆ καὶ τούτους ποιεῖσθαι. διὸ ἐκέλευσαν ἔργῳ τὴν πεῖραν εἰληφότες τῷ προειρημένῳ μεγέθει χρᾶσθαι· τὸ δὲ πλάτος αὐτοῦ ποιεῖν ἥμισυ διαμέτρου, καὶ πάχος τὸ ἴσον.

11. τὸ δὲ τῆς νευρᾶς μῆκος

unter dem Loche[1] $1^{1}/_{4}$ K., so daß die ganze Höhe des Halbrahmens zusammengerechnet, ohne die Spannbolzen, 9 K.[2] beträgt. Denn diese Größe, behaupteten sie, erschiene nach der Erfahrung die passendste und habe weder zuwenig noch zuviel Spannlänge, sondern habe ein feststehendes, mittleres Verhältnis; die Geschütze mit größerer Spannlänge würfen zwar weit und ließen sich leicht spannen, hätten aber eine geringe Durchschlagskraft und seien wirkungslos, die mit kürzerer aber ließen sich schwer spannen, würfen nicht sehr weit, und die Arme solcher Geschütze litten häufig. Für den Spannbolzen genüge als Dicke $^{1}/_{5}$ K., als Breite das Doppelte der Dicke. Die Länge des Bogenarmes sei, so behaupteten sie, am passendsten 6 K. Denn die, welche kürzer wären, seien schwer zu spannen und könnten den Stein nicht weit werfen, die längeren aber ließen sich zwar leicht spannen, da sie aber von dem Spanner nicht kräftig gezogen würden, so hätten sie gleichfalls keine bedeutende Durchschlagskraft. Deshalb rieten sie nach den beim Gebrauche gemachten Erfahrungen, die angegebene Größe anzuwenden, für die Breite[3] aber $^{1}/_{2}$ K. und für die Dicke das gleiche.

11. Die Länge der (Bogen-) Sehne

53, 22 μέρος V 23 ∟̄ καὶ ϛ̄ PV: ϛ καὶ ε vermutet Schramm $\left(\frac{6}{16}+\frac{5}{16}-\frac{1}{16}=\frac{10}{16}=\frac{5}{8}\right)$ 24 ἔλασσον] πλέον (wegen ἔτι) verm. Br, der auch die Maßangabe für den ἀντιστάτης (vgl. μεσοστάτης 55, 12) hier vermißt 25 τοῦ Koe: τὸ PV περίτρητον Pr: τρῆτον PV 27 ἀναγόμενον PV: corr. Th 30 ὑπεράγον Ha: ὑπεράττον P: ὑπεράττ V: περιττὸν Koe 34 βαρυτονώτερα PV: corr. Koe 41 ϛ′ Th: S' (d. i. καὶ) PV 43 ⟨καὶ μ. δ.⟩ Va; vgl. 56, 30. 48; 68, 13: nur ⟨καὶ⟩ fügte zu Th mg 44 ⟨μὴ⟩ ἐπὶ Pr mg. Th 45 μὲν εἶναι Pr mg: μένειν PV 48 διὸ Hiat!

[1] der Buchse.

[2] $5^{1}/_{2} + 2 \cdot 1 + 2 \cdot {}^{3}/_{4} = 9$. Falls ein Hypothema unterliegt, muß also die Dicke desselben an der Dicke der Buchsen in Abzug gebracht werden.

[3] am Fuße.

54 διπλάσιον καὶ ἔτι δεκατημορίῳ τοῦ ⟨τοῦ⟩ ἀγκῶνος μήκους πλέον· τῆς δὲ τραπέζης τὸ μῆκος διαμέτρων ἐννέα, τὴν δὲ σανίδα τὴν ἐν ⟨τῇ⟩ τραπέζῃ τὸ πάχος ἀρκεῖν ἔχουσαν διαμέτρου τὸ ὄγδοον μέρος, τὰ δὲ ἐπιπήγματα τῆς τραπέζης ποιεῖν πλάτος καὶ πάχος ἔχοντα τῆς κλιμακίδος· τῶν δὲ κανόνων τὸ μὲν μῆκος ἁρμόζον τοῖς ἡμιτονίοις, πλάτος δὲ διαμέτρου ἥμισυ, προστιθέντα ἔτι καὶ τὸ ὀκτωκαιδέκατον μέρος· πάχος δὲ διαμέτρου ἥμισυ, ἀπολεῖπον τῷ ὀκτωκαιδεκάτῳ μέρει· τῆς δὲ κλιμακίδος τὸ μῆκος εὐαρμοστεῖν μάλιστα ἔφασαν δέκα καὶ ἐννέα διαμέτρων γενόμενον, καὶ πλάτος τὸ ἐντὸς διαμέτρου μιᾶς καὶ ἔτι πέμπτου μέρους· τοῖς δὲ σκέλεσιν αὐτῆς πλάτος μὲν διδόναι διαμέτρου τέταρτον μέρος, ὕψος δὲ ὅλης διαμέτρου· καὶ διαπήγματα ἐμβάλλειν τιθέντα διὰ τεσσάρων διαμέτρων, πλάτος ἔχοντα τῆς διαμέτρου τὸ τρίτον μέρος, πάχος δὲ ἕκτον μέρος· ποιεῖν δὲ καὶ τὰ πτερύγια, δι' ὧν τὸ χελώνιον ἄγεται, μῆκος μὲν ἔχοντα τὸ ἴσον τῇ κλιμακίδι, πλάτος δὲ διαμέτρου τέταρτον μέρος, πάχος δὲ ὀκτωκαιδέκατον μέρος τῆς διαμέτρου· καὶ χελωνίου μῆκος μὲν ποιεῖν σύμμετρον, πλάτος δὲ ἁρμοστὸν τῇ κλιμακί⟨δι⟩. καὶ τῶν μὲν ξυλίνων τὰ μέτρα ταῖς εἰρημέναις ἀναλογίαις λαμβάνοντα μὴ διαμαρτεῖν.

12. σιδήρου δὲ ἔφασαν εἰργασμένου

54 ist 2 1/10[1] der Länge des Bogenarmes; der Tisch 9 K.[2] lang. Für den Bretterbelag auf dem Tisch genügt 1/8 K. Dicke. Die Querriegel des Tisches werden von gleicher Breite und Dicke wie die Leiter gemacht; die Zangen[3] erhalten eine zu den Halbrahmen passende Länge und eine Breite von 5/9 K., eine Dicke von 4/9 K. Der Leiter solle man, wie sie behaupten, eine Länge von 19 K. am passendsten geben, die Breite im Lichten sei zwischen 1 und 1 1/5 K. Den Leiterbäumen selbst gebe man eine Breite von 1/4 K., eine Höhe von 1 K. Und Sprossen füge man ein in einem Abstandvon 4 K., 1/3 K. breit, 1/6 K. dick. Die Federn, zwischen denen der Schieber geführt wird, macht man in der Länge gleich der Leiter[4], 1/4 K. breit und 1/18 K. dick. Den Schieber aber mache man in der Länge[5] verhältnismäßig, nach der Breite in die Leiter passend. Und man nehme die Maße der Holzteile nach diesen angegebenen Verhältnissen, so werde man nicht irren (s. Tafel 1 und 4!)

12. An gearbeitetem Eisen erhalte,

54, 1 τοῦ ⟨τοῦ⟩ Die 4 ⟨τῇ⟩ Br 5 διαπήγματα Br 7 ⟨τῶν⟩ τῆς Br 13 τὸ μῆκος Die: τὸ ἴσον PV (verschlagen aus Z. 24): τὸν ἱστὸν falsch Koe 28. 29 κλίμακι PV 30 λαμβάνοντα Die: λαμβάνοντας V: λαμβάνοντος P (im Archetypus stand λαμβάνον mit übergeschriebenem τ)

[1] 2.1 · 6 = 12.6. Eingesetzt in die Konstruktionszeichnung, ergibt einen Abstand der Spannerachsen von 4.45 K. · 2 halbe, d. i. eine ganze Peritretenbreite, davon abgezogen, ergibt 4.45 — 2.75 = 1.7 K. für die Breite des Zwischenraumes zwischen den Halbrahmen. Die Leiterbreite im Lichten ist 1 1/5 K., die Dicke der Leiterbäume ist 1/4 K. 1 1/5 + 2 · 1/4 = 1.7 K. Also entspricht die ganze Leiterbreite dem lichten Abstand der Halbrahmen. Diese Angabe ist wichtig für das Verständnis der Stelle bei Heron S. 36, 1. ed. D.-Schr.

[2] 6 würde genügen. Vielleicht eine Verwechselung von ϛ und θ.

[3] des Geschränkes.

[4] 12 1/2 K. würde genügen.

[5] in den Zeichnungen ist nach Vitruvs Angabe 11 1/2 K. eingesetzt.

54 λαμβάνειν τὸ ὀρθῶς συνδεθὲν ὄργανον [συνθέν] ταῖς ἐπιζυγίσι καὶ τοῖς ὑποθέμασι περὶ εικοσι καὶ πέντε σταθμοὺς πρὸς τὸν λίθον· τὸ δὲ τοῦ τόνου πλῆθος μὴ ὡρισμένον εἶναι· δεῖν μέντοι ἐπιμελῶς ἐξαρτύειν [καὶ] ὡς πλεῖστον πειρωμένους ἐμβάλλειν, ὡς οὐ μικρᾶς παρὰ τοῦτο γινομένης διαφορᾶς· ἔχειν δ' ἂν συμμέτρως μάλιστα περὶ εικοσι καὶ πέντε γινόμενον σταθμοὺς πρὸς τὸν λίθον· τῆς δὲ τροχιᾶς τὴν τοῦ πάχους διάμετρον ποιεῖν τὸ τέταρτον τῆς τοῦ τρήματος διαμέτρου, προστιθέντα καὶ τὸ δωδέκατον ἔτι μέρος, ἐκτείνειν δὲ αὐτήν, ὅταν ἐξαρτύηται τὸ ὄργανον, ἕως ἂν τοῦ πάχους ἀναιρεθῇ τὸ τρίτον μέρος· καὶ σκοπεῖν περιστομίδα περιτιθέντα ἔχουσαν τὸ ῥηθὲν διάστημα. καὶ τὰ μὲν λιθοβολικὰ τῶν ὀργάνων ἔλεγον δεῖν τούτῳ τῷ τρόπῳ συνίστασθαι, τὰ δ' ὀξυβελῆ, καθότι μέλλομεν δηλοῦν· ὑποστησάμενον ἑαυτῷ μῆκος πηλίκον βούλει τὸ τοῦ

wie sie behaupten, das richtig zusammengesetzte Geschütz einschließlich der Spannbolzen und Hypothemen ungefähr das 25 fache des Steingewichtes. Die Menge des Spanners dagegen sei nicht genau bestimmt. Es sei nötig ihn sorgfältig einzuspannen, indem man probiere soviel als möglich einzustopfen, da dadurch kein geringer Unterschied entsteht. Am meisten entsprechend aber dürfte ungefähr das 25 fache Gewicht des Steines sein. Den Durchmesser des Sehnenstranges mache man $^1/_3$ K.[1] Er werde aber, wenn das Geschütz bespannt wird, ausgereckt, bis die Dicke um $^1/_3$ abgenommen habe, und das werde dadurch festgestellt, daß man eine Klammer umlegt, welche die genannte Weite hat. Und so, wird angegeben, müssen die steinwerfenden Geschütze konstruiert werden, die Pfeilgeschütze aber in der Art und Weise, wie wir es zu zeigen beab-

54, 32 συνδεθὲν Br: δεθὲν PV δοθὲν Th [συνθέν] ταῖς Br: συνθέντες PV: σὺν ταῖς verm. S: 36 δεῖν S: δεῖ PV [καὶ] Br 37 πλείστων PV: πλείστους Pr: corr. Koe 39 εἶχεν PV: verb. S 44 ἐξαρτούηται PV: corr. Pr: ἐξαρτᾶται R 46. 47 περιτιθέντα Die: περιτιθέντας PV

[1] $^1/_3$ K. ist völlig ausgeschlossen. Vermutlich ein Versehen von Philon, da Textänderung kaum möglich ist. Auf Tafel 2 oben sind 5 Schläge in der Buchse eingezogen und von $^1/_3$ K. (punktierter Umfang) auf $^2/_9$ K. ausgereckt. Wenn ein neuer Schlag eingezogen werden soll, muß jedesmal der vorherige mit einer Klammer festgekeilt werden. Infolge der Größe, welche diese Klammer haben müßte, würde das Verkeilen der Stränge in der Buchse sehr schwierig und die Buchse dabei sehr beschädigt werden. Schlag 6 von der Dicke des punktierten Umfanges soll in eine Nadel eingefädelt und durchgezogen werden. Selbst wenn man das Ende der Spannsehne schon bei der Anfertigung verjüngt, erscheint doch das Durchziehen mit einer Nadel nicht möglich. Bei größeren Kalibern wird die Dicke der Spannsehnen noch viel unmöglicher.

Philon gibt für die Dicke der Spannsehne an: $^1/_4 + {}^1/_{12}$ $(= {}^3/_{12} + {}^1/_{12} = {}^4/_{12}) = {}^1/_3$ K.,
setzt man dagegen: $^1/_4 - {}^1/_{12}$ $(= {}^3/_{12} - {}^1/_{12} = {}^2/_{12}) = {}^1/_6$ K.
und vermindert diese Stärke des Sehnenstranges beim Ausrecken um $^1/_3$,
also $^1/_6 - {}^1/_{18}$ $(= {}^3/_{18} - {}^1/_{18} = {}^2/_{18}) = {}^1/_9$,
so werden die Verhältnisse einwandfrei. Die Sehne von einem Anfangsdurchmesser von $^1/_6$ K. wird auf $^1/_9$ K. ausgereckt. Es gehen dann 28 Doppelschläge in die Buchse; das Vorschlagen des Pfriemens und das Durchziehen des Sehnenstranges mit einer Nadel, wie es bei allen rekonstruierten Geschützen ausgeführt worden ist, wird dann ebenso verständlich wie zum Schluß das Verflechten des Sehnenrestes mit den übrigen Schlägen.

55 βέλουϲ. διελεῖν ἐννέα μέρη. καὶ ἑνὸϲ ποιεῖν τὴν τοῦ τρήματοϲ διάμετρον, τῇ δὲ διαμέτρῳ πάλιν καὶ ἐπὶ τούτων μέτρῳ χρᾶϲθαι πρὸϲ πάντα τὰ κατὰ μέροϲ ἐν τῷ ὀργάνῳ γινόμενα. καὶ τὸ μὲν περίτρητον ποιεῖν μῆκοϲ ἔχον διαμέτρων ϛL, πλάτοϲ ἐκ μέϲου μετρούμενον διαμέτρων δύο, ἐκ δὲ τῶν ἄκρων διαμέτρου μιᾶϲ καὶ ἡμιϲείαϲ, πάχοϲ τρήματοϲ ἑνόϲ· τοὺϲ δὲ παραϲτάταϲ μῆκοϲ μὲν ἔχονταϲ ποιεῖν χωρὶϲ τόρμων τρημάτων γL, ⟨πλάτοϲ δὲ τρήματοϲ αL,⟩ πάχοϲ δὲ ἡμίϲουϲ τρήματοϲ καὶ ἔτι ὀγδόου· τοὺϲ δὲ μεϲοϲτάταϲ μῆκοϲ ἔχονταϲ ἴϲον τῷ παραϲτάτῃ, πλάτοϲ δὲ οἷον ⟨β⟩ διαμέτρων, πάχοϲ δὲ τρήματοϲ τέταρτον καὶ ὄγδοον· τοὺϲ δὲ ἀγκῶναϲ ποιεῖν διαμέτρων ζ· τῆϲ δὲ ϲύριγγοϲ τὸ μῆκοϲ δεῖν εὐαρμοϲτεῖν ιϛ μάλιϲτα γινόμενον διαμέτρων. καὶ περὶ μὲν τῶν ϲυντάξεων ἐπὶ τοϲοῦτον εἰρήϲθω.

13. Δεῖ δὲ καὶ μέθοδόν τινα ὑπάρχειν, ἐὰν ἀπὸ παραδειγματίου μικροῦ βουλώμεθα τέλειον ποιῆϲαι, τίνι λόγῳ μετοίϲομεν τὰ ἀνάλογα πάντα ἀκριβῶϲ· ὁμοίωϲ δὲ καὶ ἐὰν ἀπὸ μείζονοϲ εἰϲ ἔλαττον ϲυνελεῖν θέλωμεν εὐαρεϲτηθέντεϲ τῇ ϲυντάξει. ἐὰν μὲν γὰρ καθ᾽ ἕκαϲτον μέροϲ πολλαπλαϲιάζοντεϲ τῷ καρκίνῳ μεταφέρωμεν ἀπὸ τοῦ τρήματοϲ, δύϲεργόν τε καθ᾽ ὑπερβολὴν ἔϲται καὶ βραδὺ καὶ οὐ λίαν ἀκριβέϲ. δεῖ οὖν ⟨οὕ⟩τω μεταφέρειν. ἔϲτω τὸ παραδειγμάτιον

55 sichtigen (s. Tafel 3!). Wenn man für das Geschoß eine beliebige Länge annehme, solle man diese dann in 9 Teile teilen und einen dieser Teile dem Bohrloch als Durchmesser geben, dann solle man auch bei diesen Geschützen wiederum das Kaliber als Maßeinheit für alle dabei anzufertigenden Teile brauchen. Das Peritret (s. Tafel 3) soll man $6^1/_2$ K. lang und in der Mitte gemessen 2 K. breit machen, an den Enden aber $1^1/_2$ K., 1 K. dick, die Seitenständer sollen ohne die Zapfen $3^1/_2$ K. lang, $1^1/_2$ K. breit, $^5/_8$ K. dick sein; die Mittelständer müssen an Länge gleich den Seitenständern sein, ungefähr 2 K. breit, $^3/_8$ K. dick, die Bogenarme 7 K. Die Länge der Pfeife soll passend sein, eine Länge von 16 K. am besten[1]. Und das genüge für die Konstruktion.

13. Es ist nun auch ein Verfahren nötig, wenn man nach einem kleinen Modell ein vollkommenes Geschütz machen will, in welchem Verhältnis man alle entsprechenden Teile genau übertragen soll. Ebenso auch, wenn man befriedigt von dieser Konstruktion von einem größeren auf ein kleineres Geschütz sie übertragen will. Wenn man nämlich jeden Teil für sich vervielfachen und so mit dem Zirkel dem Kaliber entsprechend übertragen wollte, wird das überaus schwierig und langsam und nicht sehr genau werden. Es muß

55. 1 μέλουϲ PV: corr. Pr   διελεῖν αὐτὸ εἰϲ ἐννέα Pr mg. Br   7 πλάτουϲ P (corr. Pr) V   μετρούμενα P (corr. Pr) V   11 ⟨πλάτοϲ δὲ τρήματοϲ αL⟩ erg. Schramm   12 ὀγδόου V: ὄγδου P: corr. Pr   τοῖϲ δὲ μεϲοϲτάταιϲ P (corr. Pr) V   13 ἔχονταϲ Pr: ἔχουϲιν PV   οἷον ⟨β⟩ S: οἷον ⟨αL⟩ Koe   14 διαμέτρου Koe   16 δεῖν Die: δεῖ PV: νοεῖν Va: ἀεὶ Bue: [δεῖ] Poland: ἔλεγον Br   εὐαρμόττειν PV: verb. S; vgl. p. 53, 29 54, 13   μάλιϲτα ιϛ´ Va nach p. 54, 13   23 ϲυνελθεῖν PV: corr. Koe   25 μεταφέρων PV: corr. Pr mg   28 οὕτω Pr mg: τὸ PV

[1] Breite $1^1/_2$ K. Beweis:
$2 \cdot {}^5/_8 = {}^{10}/_8$, $2 \cdot {}^3/_8 = {}^6/_8$, $2 \cdot 1 = 2$, $4 \cdot {}^1/_4 = 1$; ${}^{10}/_8 + {}^6/_8 + 2 + 1 = 5$; $6.5 - 5 = 1.5$, also entfällt zwischen den Mittelständern ein Raum von $1^1/_2$ K. für die Pfeife.

ΟΠΗΛΊΚΟΝ ΠΟΤ᾽ ΟΥ͂Ν. ἘᾺΝ ΟΥ͂Ν ἈΠῸ ΤΟΎ⟨ΤΟΥ⟩ **55** ΒΟΥΛΏΜΕΘΑ ΤΈΛΕΙΟΝ ΠΟΙῆϹΑΙ, ΛΌΓΟΥ ΧΆΡΙΝ ΤΡΙϹΠΊΘΑΜΟΝ, 30 ΔΕῖ Τῼ ΤΟΥ͂ ΠΑΡΑΔΕΙΓΜΑΤΊΟΥ ΒΈΛΕΙ ΚΑΝΌΝΙΟΝ Ἴ-ϹΟΝ ἈΚΡΙΒῶϹ Τῼ ΜΉΚΕΙ ΠΟΙῆϹΑΙ, ΤῸ ΔῈ ΚΑΝΌ-ΝΙΟΝ ΕἼϹ ἼϹΑ ΜΈΡΗ ΔΙΕΛΕῖΝ Ϛ̄, ΤῸ ΔῈ ἘΝ ΜΈ-ΡΟϹ ΑΥ̓ΤῶΝ ΕἸϹ ἌΛΛΑ ΜΈΡΗ Δ̄, ΚΑῚ ΤῸ ἚΝ ΤῶΝ ΤΕϹϹΆΡΩΝ ΕἸϹ ἌΛΛΑ Δ̄, ΚΑῚ ΓΡΑΜΜᾺϹ 35 ΚΑΘ᾽ ἝΚΑϹΤΟΝ ϹΗΜΕῖΟΝ ἘΚΒΆΛΛΕΙΝ ΠΡῸϹ ὈΡΘᾺϹ Τῌ ΤΟΥ͂ ΚΑΝΟΝΊΟΥ ΠΛΕΥΡᾼ. ἜϹΤΑΙ ΟΥ͂Ν ΤῸ ΚΑ-ΝΌΝΙΟΝ ΤΟΥ͂ΤΟ ΠῆΧΥϹ ΤΟΥ͂ ΠΑΡΑΔΕΙΓΜΑΤΊΟΥ ΔΙῌ-ΡΗΜΈΝΟϹ ΕἸϹ ΠΑΛΑΙϹΤᾺϹ ΚΑῚ ΔΑΚΤΎΛΟΥϹ ΚΑῚ ΤΕΤΑΡΤΗΜΌΡΙΑ ΔΑΚΤΎΛΟΥ· ΔΕῖ ΔῈ ὉΜΟΊΩϹ ΚΑῚ 40 Τῼ ΤΡΙϹΠΙΘΆΜῼ ΒΈΛΕΙ ΚΑΝΌΝΙΟΝ ἼϹΟΝ Τῼ ΜΉΚΕΙ ΠΟΙῆϹΑΙ ΚΑῚ ὉΜΟΊΩϹ Δ᾽ΕΛΈϹΘΑΙ, ὪϹ ΚΑῚ ΤῸ ΜΙΚΡῸΝ ἝΤΕΡΟΝ ΔΙῌΡΈΘΗ. ΚΑῚ ΟὝΤΩϹ, Ὅ-ΤΑΝ ΤῸ ΤΈΛΕΙΟΝ ΚΑΤΑϹΚΕΥΆΖΩΜΕΝ ΚΑῚ ΒΟΥ-ΛΏΜΕΘΑ ΤῸ ΚΑΘ᾽ ἚΝ ΜΈΓΕΘΟϹ ΤῶΝ ἘΚ ΤΟΥ͂ 45 ΜΙΚΡΟΥ͂ ΜΕΤΑΦΈΡΕΙΝ, ΤῸ ΜῈΝ ΠΑΡΑΔΕΙΓΜΆΤΙΟΝ Τῼ ΜΙΚΡῼ ΜΉΚΕΙ ΚΑΤΑΜΕΤΡΉϹΑΝΤΕϹ ϹΥΝΉϹΟ-ΜΕΝ ΤᾺ ΜΕΓΈΘΗ, ΚΑῚ ΟὝΤΩϹ ΤῸ ΤΈΛΕΙΟΝ ὉΜΟΊΩϹ Τῼ ΜΕΓΆΛῼ ΜΕΤΡΟΥ͂ΝΤΕϹ ΚΑΤΑϹΚΕΥΆϹΟΜΕΝ ΤΟῖϹ ὉΜΩΝΎΜΟΙϹ ΜΕΓΈΘΕϹΙ, ΚΑῚ ἜϹΤΑΙ ΠΆΝ- 50 ΤΑ ἈΝᾺ ΛΌΓΟΝ ΗΥ̓ΞΗΜΈΝΑ ΤΑΧῪ ΚΑῚ ἈΚΡΙΒῶϹ.

14. ὩϹΑΎΤΩϹ ΔῈ ΚΑΊ, ἘᾺΝ ΔΊΠΗΧΥ ΒΟΥΛΏΜΕΘΑ ΚΑ- **56** ΤΑϹΚΕΥΆϹΑΙ, ΔΊΠΗΧΥ ΠΟΙΉϹΑΝΤΕϹ ΤῸ ΚΑΝΌΝΙΟΝ Ὁ-ΜΟΊΩϹ ΔΙΕΛΟΎΜΕΘΑ ὪϹ ΠῆΧΥΝ ΚΑῚ ἈΠῸ ΤΟΎΤΟΥ ΤῊΝ ΚΑΤΑϹΚΕΥῊΝ ΠΟΙΗϹΌΜΕΘΑ, ΚΑῚ ἘᾺΝ ΗΜ.ϹΠΙΘΑΜΟΝ Ἢ ἌΛΛΟ ὉΠΗΛΊΚΟΝ ΠΟΤ᾽ ΟΥ͂Ν ΚΑῚ ἊΝ ΑΛΟΓΟΝ ἜΧΟΝ 5 ΤΟΥ͂ ΒΈΛΟΥϹ ΤῸ ΜῆΚΟϹ ἘΠΙΤΆΞῌ ΤΙϹ ΠΑΡΑΦΈΡΕΙΝ ἈΠῸ ΤΟΥ͂ ΠΑΡΑΔΕΙΓΜΑΤΑΡΊΟΥ, ΚΑΘ᾽ ἚΝ ΜΈΓΕΘΟϹ Ἀ-

55 also folgendermaßen übertragen werden. Es sei ein beliebig großes Modell gegeben. Will man nun danach ein vollkommen richtiges Geschütz bauen, z. B. ein 3 spithamiges Geschütz, so muß man ein Lineal genau gleich dem Geschoß des Modells machen; das Lineal muß man in 6 gleiche Teile teilen, einen von diesen 6 Teilen wieder in 4 und einen dieser 4 wieder in 4, dann in jedem Teilpunkte eine zur Kante des Lineals rechtwinklige Linie ziehen. Nun wird das Lineal der Maßstab des Modells sein, wie eine Elle in Palästen und Daktylen und Vierteldaktylen geteilt. Und man muß ebenso ein Lineal genau von der Länge des 3 spithamigen Geschosses machen und es geradeso einteilen, wie das kleine eingeteilt ist. Und dann, wenn wir das richtige Geschütz bauen und die einzelnen Längen von dem kleinen übertragen, so werden wir, wenn wir das Modell nach dem kleinen Maßstabe abmessen, die Maßzahlen uns merken, und indem wir so das richtige Geschütz nach dem großen Maßstabe messen, werden wir es nach den entsprechenden Maßzahlen konstruieren, und es wird dadurch schnell und genau alles entsprechend vergrößert sein.

56 **14.** Und auf gleiche Weise, wenn man ein zweielliges Geschütz bauen will, wird das Lineal zwei Ellen lang gemacht, auf gleiche Weise wie eine Elle eingeteilt und danach konstruiert. Und wenn uns jemand auftrüge, ein halbspithamiges oder irgendein anderes, das eine beliebige, ja sogar irrationale Geschoßlänge

55, 29 ἈΠῸ ΤΟΎΤΟΥ R: ἈΠῸ ΤΟΥ͂ PV: ἈΠ᾽ ΑΥ̓ΤΟΥ͂ Ha 32 Τῼ ΜΗ ΜΉΚΕΙ P, corr. Pr 36 ἘΜΒΆΛΛΕΝ PV 43 ΔΙΑΙΡΕΘῆ PV: corr. Koe 45 ΤῸ tilgte Br nach p. 56, 7 46 Τῶ ΜῈΝ P: ΤῶΙ ΜῈΝ V: corr. R ΜΉΚΕΙ] ΠΉΧΕΙ Br 47. 48 ϹΥϹΤΉϹΟΜΕΝ Br: ΕΥ̓ΡΉϹΟΜΕΝ O. von Gebhardt: ϹΥΝΟΙϹΟΜΕΝ R ΚΑΤΑϹΚΕΥΆϹΩΜΕΝ PV

56, 3 ὪϹ Die; vgl. 59, 20: ΕἸϹ PV 5 ΑΛΛΟΝ PV: corr. Koe ΚΑΙ ἈΝΆΛΟΓΟΝ PV: corr. Br ἜΧΟΝΤΟϹ PV: corr. Koe 7 ΠΑΡΑΔΕΙΓΜΑΤΊΟΥ R

56 διαπτώτωϲ μετοίϲομεν· τῇ δὲ αὐτῇ μεθόδῳ καὶ τὰ ἀπὸ τῶν μειζόνων ἐπὶ τὰ ἐλάϲϲονα μετοίϲομεν· τῇ δ' αὐτῇ μεθόδῳ καὶ ἐπ' ἄλλων πλειόνων [ἣ] χρηϲόμεθα, καθότι δεδηλώκαμεν ἐν τῷ περὶ τῆϲ εἰϲαγωγῆϲ βιβλίῳ, πρώτῳ δὲ ὑπάρχοντι τῆϲ Μηχανικῆϲ ϲυντάξεωϲ.

ἐπεὶ οὖν δεδηλώκαμέν ϲοι τάϲ τε μεθόδουϲ τῆϲ τέχνηϲ καὶ τὰϲ ἐξηταϲμέναϲ ϲυντάξειϲ τῶν ὀργάνων, καὶ τίνι τρόπῳ δεῖ μεταφέρειν εὐκόπωϲ καὶ ἀϲφαλῶϲ τὰϲ ἀπὸ τῶν παραδειγματίων ϲυντάξειϲ ἐπὶ τὰ μείζονα καὶ τὰϲ ἀπὸ τῶν μεγάλων ἐπὶ τὰ ἐλάϲϲονα, καλῶϲ ἔχειν ὑπολαμβάνομεν, καὶ ⟨τὸ⟩ διὰ τοῦ ϲφηνὸϲ ἐντεινόμενον ὀξυβελὲϲ ὄργανον λέγειν τὸ εὑρημένον μὲν ὑφ' ἡμῶν, κρεῖϲϲον δὲ δοκοῦν τῶν ὑπαρχόντων πρότερον, τό τε χαλκέντονον τὸ ὑπὸ Κτηϲιβίου παραδειχθέν, οὐ μόνον ξένην ἔχον διάθεϲιν, ἀλλὰ καὶ ἐν τοῖϲ κατὰ τὴν χρείαν δυνάμενον εὐδοκιμεῖν.

15. ϲυμβήϲεται δέ ϲοι διὰ τῆϲ λεγομένηϲ καταϲκευῆϲ καὶ τῶν περὶ αὐτὰ δηλουμένων ἀποδείξεων μὴ μόνον τὴν διαφορὰν τῶν ὀργάνων ἐπιγνῶναι. ⁖ πολλὰ δὲ καὶ τῶν μεγίϲτην τεχνῶν χρηϲίμων ϲὺν ϲφηνὸϲ ἐντεινόμενον, περὶ ὃ τὴν πλείϲτην ποιοῦνται φιλοτιμίαν καὶ τοῦ παντὸϲ ἀλλάϲϲονται. δύναται γὰρ μακροβολεῖν· δεύτερον δὲ ἰϲχυρὸν καὶ εὐϲθενὲϲ ἐν τοῖϲ ἀγῶϲι διαμένει· πρὸϲ δὲ τούτοιϲ εὐκατα-

hat, nach dem Modell zu bauen, so werden wir unfehlbar jedes einzelne Maß übertragen können. Nach derselben Methode wird man auch von größeren auf kleinere übertragen können. Die gleiche Methode wird man auch bei anderen Dingen anwenden können, wie ich in dem Einleitungsbuche gesagt habe, welches das erste meiner Mechanischen Konstruktionslehre ist. Nachdem wir Dir nun die Methoden der Technik und die bewährten Geschützkonstruktionen auseinandergesetzt haben, und wie man leicht und sicher die Konstruktionen von Modellen auf größere und von größeren auf kleinere übertragen muß, ist es richtig, glauben wir, auch das durch den Keil gespannte Pfeilgeschütz zu beschreiben, das ich erfunden habe (s. Taf. 5!) und den bestehenden überlegen erscheint, dann den von Ktesibios dargestellten Erzspanner, der nicht nur eine neue Zusammensetzung hat, sondern auch bei der Anwendung als bewährt gelten kann (s. Taf. 6!).

15. So wird es gelingen, Dich durch die erwähnte Konstruktion und die dazu gegebenen Erläuterungen nicht nur über die Unterschiede der Geschütze zu unterrichten, sondern auch über viele der kunstreichsten Werke. Besonders nützlich ist hiervon der Keilspanner, um den man sich mit dem größten Wetteifer bemüht und den man um jeden Preis erwerben will. Er ist nämlich imstande, weit zu schießen, zweitens bleibt er in den Kämpfen stark und kräftig, er ist ferner

56, 11 [ἣ] Koe; viell ist ἣ Verbesserung statt der lästigen Wiederholung τῇ δ' αὐτῇ μεθόδῳ Z. 9 βιβλίῳ R: βίβλῳ PV 15 ἐξηταμέναϲ PV: corr. Pr 17 παραδειγμάτων PV: corr. Koe 19 ⟨τὸ⟩ Koe 20 λέγειν fehlt P ἐρημένον P 23 παραδεχθέν verm. Schramm 25 δέϲϲοι P 26 αὐτὴν Koe 27 πολλὰ δὲ] Pr setzt * an den Rand als Zeichen der Verderbnis: πολλὰ δὲ καὶ τῶν ⟨τὴν?⟩ μεγίϲτην ἐχόντων χρῆϲιν. ⟨πρῶτον μὲν οὖν ἐν τούτῳ εὐδοκιμεῖ τὸ διὰ τοῦ⟩ ϲφ. ἐντ.' Br; πολλὰ δὲ καὶ τῶν μεγίϲτην τέχνην ⟨ἐχόντων⟩. χρήϲιμον οὖν ⟨μάλιϲτα τὸ διὰ τοῦ⟩ ϲφ. ἐντ. Die (δὲ statt ἀλλὰ wie p. 57, 2) 29 περὶ ὃ Die: περὶ οὗ PV 30 δύνανται PV: corr. R 31 ἀϲθενὲϲ PV: corr. R

56 σκευαστόν τέ ἐστιν καὶ οὐ πολλῆς δεόμενον ψηλαφίας· εἶτα εὐεξάρτυτον ὑπάρχει καὶ εὐσύνθετον, ὁμοίως δέ, ὅταν χρείαν ἔχωμεν, εὐδιαίρετον· πρὸς δὲ τούτοις καὶ τὴν ὄψιν οὐθὲν καταδεεστέραν τῶν ἄλλων ἔχει, καὶ ἐπὶ πᾶσι δαπάνην ἐλάσσονα ποιεῖ. τὰ μὲν οὖν κεφάλαια ταῦτ' ἐστίν· κρίνω δ' ἀναγκαῖον εἶναι, μέλλων ἐκφέρειν τὸν ἀπολογισμὸν περὶ τοῦ γένους καὶ τῆς κατασκευῆς τῶν ἰδίων ὀργάνων, πρότερον προενέγκασθαι τὰ ἐν τοῖς ἀρχαίοις ὄντα δύσχρηστα καὶ ἀσθενῆ, καὶ δυσεργίαν μὲν οὐ τὴν τυχοῦσαν ἐπὶ τῆς κατασκευῆς παρέχοντα, δυσκολίαν δὲ μεγάλην ἐπὶ τῆς ἐξαρτύσεως, δι' ὃ συμβαίνει τὴν μὲν κατασκευὴν αὐτῶν γίνεσθαι κακόπαθόν τε καὶ πολυδάπανον, ἐν δὲ ταῖς ἐπειγούσαις χρείαις εὐτελῆ φαίνεσθαι διὰ τὸ μὴ δύνασθαι τὸν συνεχῆ τόνον ὑπομένειν. τοῦτο δὲ οὐκ ἀλόγως δοκεῖ μοι συμβαίνειν.

16. ἐπεὶ γὰρ τὸν μακροβολεῖν μέλλοντα δεῖ πειρᾶσθαι τόνον ὡς πλεῖστον ἐμβάλλειν (τὴν γὰρ δύναμιν οὐ μόνον ἡμεῖς ἐν **57** τούτῳ μάλιστα νομίζομεν εἶναι, καὶ οἱ ἄλλοι δὲ πάντες), ὁ δὲ τόνος διὰ τῶν τρημάτων διεκπίπτει τῶν τοῦ περιτρήτου). τὸν οὖν μέλλοντα πλείονα τόνον ἐμβάλλειν ἀναγκαῖον ἔσται μείζονα τρήματα τὰ τοῦ περιτρήτου ποιεῖν (ἄλλως γὰρ οὐ χωρήσει τόνον πλείω), ὥστε λεπτὰς παντελῶς τὰς περιεχούσας ὀφρῦς καταλειπομένας εὐλόγως ἀσθενεῖς γίνεσθαι. τὸ μὲν γὰρ περίτρητον ποιῆσαι πλατύτερον οὐ δυνατόν· παρεκβήσεται γὰρ τὴν τοῦ μεγέθους σύνταξιν. διὸ πει-

leicht herzustellen und bedarf nicht vieler Hantierung; ferner ist er leicht zu bespannen und zusammenzusetzen, ebenso im Bedarfsfalle leicht auseinanderzunehmen, und außerdem ist er im Aussehen nicht geringer als die übrigen, und endlich macht er weniger Kosten. Das sind nun die Hauptsachen. Ich halte es aber für notwendig, zu Beginn meiner Rechtfertigung der Art und Konstruktion der eigenen Geschütze zuerst vorauszuschicken, was an den alten Geschützen unzweckmäßig und schwächlich ist, und was einerseits bei der Konstruktion eine beträchtliche Schwierigkeit, anderseits beim Bespannen großen Zeitverlust verursacht, so daß ihre Konstruktion Schädlichkeiten ausgesetzt und kostspielig wird, anderseits sie sich im Augenblick der Bedrängnis unbrauchbar erweisen, weil sie die Spannung nicht halten. Das scheint mir aber nicht ohne Grund so zuzugehen.

16. Da man aber, um weit zu schießen, versuchen muß, möglichst viel Spanner einzuziehen — denn nicht wir allein erwarten die Kraft aus demselben, sondern auch alle übrigen —, der Spanner aber durch die Löcher des Peritrets geht, so muß man notwendigerweise, wenn mehr Sehne eingezogen werden soll, die Löcher des Peritrets größer machen, denn sonst könnten sie nicht mehr Spanner fassen. So muß natürlich das Fleisch[1], welches ringsum stehenbleibt, sehr dünn und schwach werden; denn das Peritret breiter zu machen ist nicht möglich, es überschreitet sonst das bestimmte Maßverhältnis. Deshalb versucht man, eiserne Platten[2] unterzulegen; da aber auch die

56, 36 καταδεέστερον PV: cor. Bue: vgl. p. 61, 45   38 τοῦτ' ἔστιν PV   44 δὲ fehlt P   49 συνεχῆ τὸν τόνον Koe: πόνον verm. Br: doch s. p. 57, 24
57, 5 ⟨τὰ⟩ τρήματα Br

[1] Technischer Ausdruck des Zimmermannes.

[2] Das Hypothema dient sowohl zur Verstärkung des Peritrets als zum Festhalten der Zapfens der Buchse.

ρῶνται σιδηρᾶς κανονίδας ὑποτιθέναι· λεπτῶν δὲ καὶ τῶν κανονίδων διὰ τὸν τόπον καὶ ἀσθενῶν γινομένων, τεινομένων τῶν τόνων ἐν ταῖς συνεχέσιν ἀγωγαῖς, συμβαίνει κάμψιν αὐτῶν λαμβανουσῶν εὐκόπως τὸν ὑπεράνω τόπον τοῦ περιτρήτου συντρίβεσθαι. ἔτι δὲ τῶν τόρμων αἱ ἀνατρήσεις αἱ τῶν παραστατῶν καὶ μεσοστατῶν, γινόμεναι παρ' αὐτὰ τὰ κενώματα τῶν κύκλων οὐ μικρὰν ἀσθένειαν παρέχουσι· πρὸς δὲ τούτοις τὰ τρυπήματα τῶν κοινωμάτων πυκνὰ καὶ πλάγια διεκπίπτοντα καὶ γινόμενα παράλληλα τοῖς κενώμασι σαθρὸν ποιεῖ τὸ ἔργον· μικραῖς γὰρ παντελῶς συνέχεται τὰ ὅλα τοῦ ξύλου κουραῖς. διὸ πολλὰ τῶν περιτρήτων οὐδὲ τὸν τῆς κατασκευῆς ὑπομείναντα τόνον συνετρίβη. λάβε γὰρ περίτρητον πρὸ ὀφθαλμῶν, κεχωρισμένον τοῦ πλινθίου καὶ μήπω συνηλωμένον μηδὲ κεκοσμημένον, ποίαν τινά σοι τὴν ὄψιν ἀποδώσει, κεκενωμένον καὶ διαυγαζόμενον πάντοθεν καὶ καταπεπυκνωμένον τοῖς περιέχουσι τοὺς κύκλους τρήμασι· θεώρει δὲ προσεπιλελογισμένως, ἡλίκην αὐτὸ δεῖ βίαν ὑπομένειν· οὕτως γὰρ εὐκαταφρόνητον φανεῖταί σοι τὸ σχῆμα. ὅθεν ἀσθενοῦς ὄντος τοῦ σχήματος διὰ τὰ προειρημένα πειρῶνται ψαλίδας σιδηρᾶς περὶ τοὺς κροτάφους περικάμπτοντες συνηλοῦν, καὶ τοῖς ὑποθέμασι, καθὸ λέγω, χρῆσθαι, καὶ τὰς πλινθίδας τὰς ὑπὸ τὰς χοινικίδας στερεωτέρας ὑποτιθέναι, καὶ τοιούτοις τισὶν ἀνασῴζειν παραβοηθήμασι, δαπάνην ἔχουσιν ἱκανὴν καὶ χρόνου πλῆθος ἐν τῇ κατασκευῇ συχνόν.

57 Platten wegen des Platzes dünn und schwach sein müssen, so werden sie sich leicht biegen, wenn die Sehnen bei ununterbrochenem Gebrauche gespannt werden, und so wird denn die Außenfläche des Peritrets abgenutzt. Ferner erscheinen die Zapfenlöcher der Neben- und Mittelständer dicht neben den Bohrlöchern als eine nicht geringe Schwächung. Auch machen noch die Löcher für die Verbindungen die dicht aneinander teils quer, teils parallel zu den Löchern durchgehen, das Werk sehr brüchig. Denn das Ganze wird überall nur von schwachem Holze zusammengehalten. Bei dieser Konstruktion halten daher viele Peritrete nicht einmal das Einziehen des Spanners aus, sondern werden zerdrückt. Halte Dir doch einmal ein Peritret vor Augen, getrennt vom Rahmen und noch nicht zusammengenagelt und noch nicht verputzt; was für einen Anblick wird es Dir bieten, da es allseitig durchlöchert und durchsichtig und fast von Löchern ausgefüllt ist, welche die Bohrlöcher umgeben. Überlege auch und berechne außerdem, welche Gewalt es aushalten muß. So wird Dir seine Form wenig empfehlenswert erscheinen. Weil also diese Form nach dem Vorgenannten schwach ist, versuchte man eiserne Beschläge um die Seiten herumzulegen und zusammenzunageln und Hypothemata anzuwenden, wie ich es angebe, und stärkere Schwellen unter die Buchsen zu legen und mit anderen solchen Hilfsmitteln nachzuhelfen, die große Kosten verursachen und eine Menge Zeit für die Herstellung erfordern.

57, 11 ὑποτιθέναι PV: ὑποτιθέμενοι R: corr. Pr 12 τόνον verm. früher Die; doch s. Z. 15 13 συνοχέσιν PV: corr. Pr. 17 und 19 ⟨τὰ⟩ τῶν Br 22 κουραῖς] γεφύραις verm. Die 23 περιτρήτων P: περιτρόπων V 24 τόνον] πόνον Koe; doch vgl. p. 56,49 25 προφθαλμῶν P, corr. Pr: προὔφθαλμῶν S 29. 30 προσεπιλελογισμένος PV: corr. Br

17. ΤΟΎΤΩΝ Δ᾿ ὙΠΑΡΧΌΝΤΩΝ ΤΟΙΟΎΤΩΝ ΛΆΒΩΜΕΝ **57** ΠΆΛΙΝ ΤᾺ ΠΕΡῚ ΤῊΝ ἘΞΆΡΤΥϹΙΝ ΑὐΤΟῖϹ ϹΥΝΑΝΤῶΝΤΑ ΔΎϹΧΡΗϹΤΑ. ΠΡῶΤΟΝ ΜῈΝ ΓᾺΡ ϹΥΜΒΑΊΝΕΙ ΤῊΝ ἜΝΤΑϹΙΝ ΠΟΛΥΧΡΌΝΙΟΝ ΓΊΝΕϹΘΑΙ ΤΟῦ ΤΌΝΟΥ ϹΤΡΑΓΓΑΛΟΥΜΈΝΟΥ ΔΙᾺ ΤῸ ΚΑΘ᾿ ἛΝ ΜῈΝ ΚῶΛΟΝ ΑὐΤΟῦ ΤΕΊΝΕϹΘΑΙ, ΚΑΘ᾿ ἙΚΆϹΤΗΝ ΔῈ ΤΆϹΙΝ ὍΛΟΝ ΔΙᾺ ΤῶΝ ΧΟΙΝΙΚΊΔΩΝ ΔΙΕΚΜΗΡΎΕϹΘΑΙ, ΠΕΡΊ ΤΕ ΤᾺϹ ἈΠΟΛΉΨΕΙϹ ΚΑΚΟΠΑΘΕῖΝ ΑὐΤῸΝ ΚΑῚ ΠΕΡῚ ΤΟῪϹ ὈΝΊϹΚΟΥϹ [ΚΑῚ] ΤΟῪϹ ΤΟῦ ἘΝΤΟΝΊΟΥ ΠΙΕΖΌΜΕΝΟΝ ΚΑῚ ΘΡΑΥΌΜΕΝΟΝ ΔΙΌΛΟΥ. ΠΡῸϹ ΔῈ ΤΟΎΤΟΙϹ ΤῊΝ ἜΝΤΑϹΙΝ ΤῶΝ ὈΡΓΆΝΩΝ ΜῊ ΔΥΝΑΤῸΝ ΔΙ᾿ ἙΑΥΤῶΝ ΕἾΝΑΙ ΤΕΊΝΕϹΘΑΙ, ΠΡΟϹΔΕῖϹΘΑΙ ΔῈ ἌΛΛΩΝ ὈΡΓΆΝΩΝ ΠΟΛΛῷ ΜΕΙΖΌΝΩΝ ΤῶΝ ΚΑΛΟΥΜΈΝΩΝ ἘΝΤΟΝΊΩΝ. ΠΟΛΛΆΚΙϹ ΔῈ ΚΑΙΡΟῪϹ ΕἾΝΑΙ ΤΟΙΟΎΤΟΥϹ, ἘΝ ΟἿϹ ΚΑΤΑΠΑΛΤῶΝ ΜῈΝ ϹΥΜΒΑΊΝΕΙ ἈΝΑΓΚΑΊΑΝ ΧΡΕΊΑΝ ΓΊΝΕϹΘΑΙ, ῬΑΓΈΝΤΩΝ ΔῈ ΤῶΝ ΤΌΝΩΝ Ἤ ΤΙΝΩΝ ἌΛΛΩΝ **58** ΠΟΝΕϹΆΝΤΩΝ ΤῊΝ ΜΕΤΕΞΆΡΤΥϹΙΝ ΜΗΔΕΝῚ ΤΡΌΠῼ ΔΎΝΑϹΘΑΙ ΠΟΙΉϹΑϹΘΑΙ ΔΙᾺ ΤῸ ΚΑΘΥϹΤΕΡΕῖΝ ΤῶΝ ἈΝΩΤΈΡΩ ΔΗΛΩΘΈΝΤΩΝ ἘΝΤΟΝΊΩΝ· ΤΟῦΤΟ ΔῈ ΓΊΝΕΤΑΙ ΟὐΚ ὈΛΙΓΆΚΙϹ ΜῈΝ ἘΝ ΤΑῖϹ ΠΕΖΙΚΑῖϹ ϹΤΡΑΤΕΊΑΙϹ, ἘΠῚ ΠΟΛῪ ΔῈ ΚΑῚ ἘΝ ΤΑῖϹ ΝΑΥΤΙΚΑῖϹ.

18. ἘΞΑΚΟΛΟΥΘΕῖ ΔῈ ΚΑῚ ἌΛΛΟ ΤΙ ΔΎϹΧΡΗϹΤΟΝ ΠΑΝΤΕΛῶϹ ΚΑῚ ἌΤΕΧΝΟΝ ΚΑῚ ΛΥΜΑΙΝΌΜΕΝΟΝ ΤῸ ΜῆΚΟϹ ΤῆϹ ΤΟΞΕΊΑϹ· ἘΝ ΓᾺΡ ΤΑῖϹ ΤΟΞΕΊΑΙϹ ΚΑῚ ΤΑῖϹ ΠΥΚΝΑῖϹ ΚΑΤΑΓΩΓΑῖϹ ΧΆΛΑϹΜΑ ΛΑΒῺΝ Ὁ ΤΌΝΟϹ ἘΠΙΤΆϹΕΩϹ ΠΆΛΙΝ ΠΡΟϹΔΕῖΤΑΙ. ΤῸ ΓᾺΡ ΤῆϹ ΤΟΞΕΊΑϹ ΜῆΚΟϹ ἈΠΟΛΉΓΕΙ ΔΙᾺ ΤῊΝ ΓΕΓΕΝΗΜΈΝΗΝ ἌΝΕϹΙΝ. ϹΥΜΒΑΊΝΕΙ ΟὖΝ ΒΟΥΛΟΜΈΝΟΥϹ ἘΠΙΤΕΊΝΕΙΝ ΑὐΤῸΝ ΕἸϹ ὈΡΘῸΝ ΜῈΝ ΜῊ ΔΎΝΑϹΘΑΙ ΜΗΔῈ ΚΑΤ᾿ ΕὐΘΕῖΑΝ ΔΙΔΌΝΑΙ ΤῊΝ ἘΠΈΝΤΑϹΙΝ, ἘΠΙϹΤΡΈ-

17. Da das nun so ist, wollen wir ferner zu den Mißlichkeiten übergehen, die ihnen bei dem unrichtigen Bespannen begegnen. Erstens nämlich ist das Bespannen sehr zeitraubend, da der Spanner stark angestrengt und immer nur in einem Strange angespannt wird und dennoch zu jedem Spannen wieder ganz durch die Buchsen gezogen werden muß, ferner leidet er beim Festklammern und dadurch, daß er beim Aufwickeln um den Haspel der Spannleiter im Ganzen Druck und Reibung erleidet. Außerdem ist es unmöglich, die Geschütze ohne weiteres zu bespannen, es sind dazu andere, viel größere Maschinen notwendig, die sogenannten Spannleitern. Oftmals aber sind die Verhältnisse so, daß die Katapalten nötig gebraucht werden, der Spanner aber zerrissen ist oder einige andere Teile gelitten haben, aber während das Bespannen doch auf keine andere Art erfolgen kann, weil die anfangs erwähnten Spannleitern noch nicht zur Stelle sind. Dies kommt nicht selten schon bei der Armee vor, besonders häufig aber auch bei der Marine.

18. Es folgt aber daraus auch noch ein anderer Übelstand, der außerordentlich unbequem und ungeschickt für den Gebrauch und nachteilig für die Schußweite ist. Da nämlich infolge des Schießens und des vielen Spannens der Spanner schlaff wird, so muß er wieder gespannt werden. Denn die Schußweite nimmt wegen der entstandenen Schlaffheit ab. Soll er nun nachgespannt werden, so kann das nicht senkrecht geschehen, auch das Nachspannen nicht in gerader Rich-

57, 41 ἔΝΤΑϹΙΝ Pr: ἜΝϹΤΑϹΙΝ PV 43 ΚΑΘῈΚ (ohne ΚΑῚ) V: ΚΑῚ ΚΑΘΕΚΆϹΤΗΝ P 46 [ΚΑῚ] Koe: ist viell. vor ΠΕΡῚ Z. 44 ausgefallen 47 ἜΝΤΑϹΙΝ Pr: ἜΝϹΤΑϹΙΝ PV 48 ΤΕΊΝΕϹΘΑΙ] ΓΊΝΕϹΘΑΙ verm. S ΠΡΟϹΔΟΚΕῖϹΘΑΙ V ΠΟΛΛῷ R: ΠΟΛΛῶΝ PV 51 viell. ἈΝΑΓΚΑΊΑΝ ϹΥΜΒΑΊΝΕΙ Die

58, 5 ϹΤΡΑΤΕΊΑΙϹ Bue: ϹΤΡΑΤΙΑῖϹ PV 13 ἘΠΈΝΤΑϹΙΝ Koe. (vgl. 67, 24. 25): ἘΠΈΚΤΑϹΙΝ PV

58 φονταϲ δὲ τοῦτο ποιεῖν διδόνταϲ παρὰ φύϲιν ⟨πλείονα⟩ τῆϲ καθηκούϲηϲ ἐπιϲτροφῆϲ, ὑπολαμβάνονταϲ μὲν βοηθεῖν, μέγα δὲ λυμαινομένουϲ τὴν τάϲιν καὶ ποιοῦνταϲ, λέγω, τὴν τοξείαν βραδυτέραν καὶ ἀϲθενεϲτέραν ταῖϲ πληγαῖϲ, ἀτόνου τοῦ ὀργάνου γινομένου διὰ τὸ τοὺϲ ϲτήμοναϲ εἰϲ πυκνὴν ἕλικα ἀνάγεϲθαι καὶ πλάγιον γεγονότα ⟨τὸν τόνον⟩ τοῦ βιαίου καὶ εὐτόνου ⟨τοῦ⟩ κατὰ φύϲιν ἐϲτερῆϲθαι διὰ τὴν ὑπεράγουϲαν ἐπιϲτροφήν. ὁ γὰρ τοιοῦτοϲ ἐν μὲν ταῖϲ ἀγωγαῖϲ δυϲέπακτοϲ καὶ βίαιόϲ ἐϲτιν, ἐν δὲ ταῖϲ ἀφέϲεϲιν ἀϲθενὴϲ καὶ ἄτονοϲ, ὡϲ ἂν τῆϲ πλεοναζούϲηϲ ἐπιϲτροφῆϲ ἐϲ τὴν ἐθίζουϲαν τάξιν καὶ ἀνειμένην ἀναχωρούϲηϲ. τὸ δ' ἐξ ἀρχῆϲ εἰϲ ὀρθὸν πάλιν ἐντεῖναι τὸν τόνον μεγάληϲ ἀϲχολίαϲ προϲδεῖται καὶ οὐ τηλικαύτην προϲάξει ὠφέλειαν, ἡλίκον βλάψειϲ τοὺϲ τόνουϲ ἐκλύων καθ' ἕν τε διεκμηρυόμενοϲ κῶλον καὶ πάλιν ταὐτὸ ποιῶν ⟨ὅπερ⟩ ἐπὶ τῆϲ ἐντάϲεωϲ. ὅθεν ἀπογνόντεϲ οἱ πλεῖϲτοι χρῶνται τοιούτοιϲ ὑπάρχουϲιν, οἵοιϲ ἀνώτερον εἰρήκαμεν.

19. Ἃ μὲν οὖν ἄν τιϲ καταιτιάϲαιτο τῶν ὑπαρχόντων ὀργάνων, ἐπὶ κεφαλαίου ταῦτ' ἐϲτίν. τὰ δὲ κατὰ μέροϲ ἐπὶ τῆϲ ὄψεωϲ αὐτῶν μάλιϲτ' ἄν τιϲ ἐπιδεῖξαι δύναιτο. πλὴν μέντοι ἐγκωμιαϲτέον ἐϲτὶν τοὺϲ ἐξ ἀρχῆϲ εὑρόνταϲ τὴν τῶνδε τῶν ὀργάνων καταϲκευήν· καὶ γὰρ τοῦ πράγματοϲ καὶ τοῦ ϲχήματοϲ ἀρχηγοὶ γεγόναϲι, κατὰ πάντων τε

tung erfolgen. Da man es aber durch Drehen bewerkstelligt und wider die Natur mehr Drehung gibt, als man sollte, so meint man zu helfen, schadet aber der Kraft sehr und verlangsamt, meine ich, die Schußgeschwindigkeit und schwächt die Durchschlagskraft, da das Geschütz in der Spannung nachläßt, weil die Schläge in einem gewundenen Knäuel in die Höhe gehen und (der Spanner) schräg gezogen, die natürliche Kraft und Straffheit durch die übergroße Drehung verloren hat. Denn beim Aufziehen ist so eine Sehne schwer und nur mit großer Kraft zu spannen, beim Abschießen aber schwach und kraftlos, da die übertriebene Drehung in ihre gewöhnliche schlaffe Lage zurückkehrt. Aber den Spanner wieder in seine ursprüngliche gerade Richtung einzuziehen, kostet viel Zeit und wird nicht so viel Nutzen als Schaden bringen, wenn man den Spanner abnimmt, Schlag um Schlag einzieht und wieder wie beim Bespannen verfährt. Daher verzichten die meisten darauf und benutzen die Geschütze in dem Zustande, wie oben angegeben.

19. Dies ist nun in der Hauptsache das, was an der Einrichtung der jetzt vorhandenen Geschütze auszusetzen wäre, das Einzelne zeigt sich am besten durch den Augenschein. Trotzdem verdienen die ersten Erfinder der Konstruktion dieser Geschütze alles Lob; denn sie haben sowohl die Sache selbst als auch

58, 14. 15 ⟨πλείονα⟩ τῆϲ καθηκούϲηϲ ἐπιϲτροφῆϲ Die (nach 61, 31 = ὑπεράγουϲα ἐπιϲτρ. Z. 22): τὴν καθήκουϲαν ἐπιϲτροφήν Koe 16 μεγάλα V 17 λέγω] 'f. πολλῷ' Ha: viell. ⟨καθότι⟩ λέγω nach 57, 35 (vgl. 59, 13) Die τὴν τοξείαν V: τήν τε ἀξίαν P, verb. a. Rand οἶμαι τοξείαν Pr βραχυτέραν Koe 20 ⟨τὸν τόνον⟩ τοῦ Koe 21 ⟨τοῦ⟩ κατὰ Koe ἐϲτερεῖϲθαι PV: corr. R 25 ἐθίζουϲαν (intr.) Die: εἰκάζουϲαν PV: εἰκάθουϲαν Pr: εἴκουϲαν Bue τάξιν] τάϲιν Th mg 27 ἐντεῖναι Die: ἐκτεῖναι PV: ἐπιτεῖναι Koe 28 προϲάξει ⟨τὴν⟩ verm. Die 29 ἡλίκον Bue: ἡλίκην PV βλάψειϲ Br: βλάψει PV: βλάψει ⟨τιϲ⟩ Koe: ἡλίκην βλάψιν ⟨ὁ⟩ S 30 ταὐτὸ Koe: αὐτὸ PV 31 ⟨ὅπερ⟩ Die: ⟨τῷ⟩ Koe 34 ὑπαρχόντων τῶι ὀργάνωι PV: corr. Ha Koe

58 τῶν ἄλλων βελῶν ὑπερβολὴν εὗρον μήκει τε τοξείας καὶ βάρει τῶν βαλλομένων, λέγω δὲ οἷον κατά τε τόξου καὶ ἀκοντίου καὶ σφενδόνης. καὶ γὰρ τὸ μὲν ἐξ ἀρχῆς ἐπινοῆσαί τι καὶ τὸ κατὰ τὴν ἐπίνοιαν ἐξεργάσασθαι μείζονος φύσεώς ἐστιν· τὸ δὲ εἰς διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν ἀγαγεῖν τὸ ὑπάρχον εὐχερέστερον εἶναι δοκεῖ· πλὴν πολλῶν σφόδρα ἐτῶν διεληλυθότων, ἀφ' οὗ τὴν σύνταξιν εὑρῆσθαι τήνδε συμβαίνει, καὶ πολλῶν γεγονότων, ὅπερ εἰκός, καὶ μηχανικῶν καὶ βελοποιῶν, ⟨ἀπίθανον ἄν τις φαίη⟩ μηθένα τετολμηκέναι παρεκβῆναι τὴν ὑποκειμένην μέθοδον.

20. πρῶτοι δ' ἡμεῖς τοῦτο ποιήσαντες πολλὰ παραδεδώκα- **59** μεν εὔχρηστα, περὶ ὧν τὴν ἐπίγνωσιν ἕξεις διὰ τῶν μελλόντων λέγεσθαι. ποιησόμεθα δὲ καὶ ἀπολογισμὸν κατὰ τὴν τῶν κεφαλαίων ἔκθεσιν περὶ τοῦ πρώτου πρῶτον λέγοντες.

ἦν δὲ ἡμῖν ἡγούμενον περὶ τοῦ μακροβολεῖν. φημὶ δὴ τοὺς κατασκευασθέντας καταπάλτας διὰ τῆς παρ' ἡμῶν παραδιδομένης μεθόδου κατὰ μέγεθος ἕκαστον συμβαλλόμενον πρὸς τὸ ἀρχαῖον τοξεύειν μείζονα· λέγω δὲ τρισπιθάμου μὲν πρὸς τὸ τρισπίθαμον συμβαλλομένου, διπήχους δὲ πρὸς δίπηχυ, πενθημισπιθάμου δὲ

die Form geschaffen; sie haben dadurch alle übrigen Schießwerkzeuge übertroffen, was Schußweite und Geschoßgewicht betrifft, ich meine beispielsweise den Bogen, den Wurfspieß und die Schleuder. Denn zuerst etwas zu ersinnen und in diesem Sinne auszuführen, bezeugt mehr Genie, das Vorhandene dagegen zu verbessern oder zu ändern scheint leichter zu sein. Obgleich recht viele Jahre verflossen sind, seit diese Konstruktion gefunden wurde, und es natürlich seither viele Mechaniker und Geschützbauer gegeben hat, so möchte man es für unglaublich halten, daß trotzdem noch keiner gewagt hat, die vorliegende Methode zu übertreten[1].

20. Dies habe ich zuerst getan und viele nützliche Anweisungen mitgeteilt, worüber Du Dich aus dem, was wir sagen werden, belehren wirst. Ich werde aber auch eine Rechtfertigung dazu geben, indem ich nach der Übersicht der Kapitel[2] mit dem ersten beginne.

Für mich war die Hauptsache, weit zu schießen. Ich behaupte also, daß die Katapelten, welche nach der von uns mitgeteilten Methode konstruiert werden, jede nach ihrer Größe verglichen mit der alten Konstruktion, weiter schießen, ich meine, wenn man die dreispithamige mit der dreispithamigen, die zweiellige mit der zweielligen, die zweieinhalbspithamige mit der gleichen Konstruktion zusammenstellt. Ich will Dir zeigen, wie das

58, 40 μελῶν PV: corr. R 50 ⟨ἀπίθανον ἄν τις φαίη⟩ oder ähnliches erg. Die 51 μέθοδον; P: μέθοδον ⟨δικαίως ἄν τις θαυμάσειεν⟩ verm. Br.

59, 3 καὶ] τὸν Br wie 56, 39; 62, 35 5 ⟨τὸ⟩ περὶ Koe 7 παραδεδομένης V 10 [τὸ] oder τὸν S 11 δίπηχυ Die: δίπηχυν PV πενθ' ἡμισπιθάμου PV: πεντεσπιθάμου Koe

[1] Und doch schreibt Philon über die abweichenden Konstruktionen des Dionysios und des Ktesibios.

[2] Er bezieht sich auf die c. 14. 15 gegebene Übersicht der 'Hauptsachen' (κεφάλαια p. 56, 38) zurück. Vgl. R. Friderici *De librorum antiquorum capp. divisione atque summariis.* Marb. Diss. 1911 S. 51.

59 πρὸϲ τὴν ὁμοίαν ϲύνταξιν. ἐμφανιοῦμεν δέ ϲοι τὸ προειρημένον γινόμενον, ὡϲ ἡμεῖϲ φαμεν, ϲυνιϲτάντεϲ διά τε τῶν μηχανικῶν ἀποδείξεων καὶ τῶν φυϲικῶν λόγων, οἷϲ εὖ ποιήϲειϲ προϲϲχὼν καὶ πάνυ ἑαυτὸν ἐπιϲτήϲαϲ.

erwähnte Ergebnis erreicht wird, so wie ich es behaupte und wie ich es durch Beweise aus der Mechanik und Sätze aus der Physik belege, Du wirst gut tun, Dich daranzuhalten und gehörig achtzugeben.

21. ἐπεὶ γὰρ οἱ μείζονεϲ κύκλοι κρατοῦϲιν τῶν ἐλαϲϲόνων τῶν περὶ ταὐτὸ κέντρον κειμένων, καθάπερ ἐν τοῖϲ Μοχλικοῖϲ ἀπεδείξαμεν, διὰ δὲ τὸ ὅμοιον καὶ τοῖϲ μοχλοῖϲ ῥᾷον κινοῦϲι τὰ βάρη, ὅταν ὡϲ ἐγγύτατα τοῦ βάρουϲ τὸ ὑπομόχλιον θῶϲιν (ἔχει γὰρ τὴν τοῦ κέντρου τάξιν), προϲαγόμενον οὖν πρὸϲ τὸ βάροϲ [δὲ] ἐλαϲϲοῖ κύκλον, δι' οὗ τὴν εὐκινηϲίαν ϲυμβαίνει γίνεϲθαι· τὸ αὐτὸ δὴ νοητέον ἐϲτὶ καὶ περὶ τὸ ὄργανον. ὁ γὰρ ἀγκών ἐϲτι μοχλὸϲ ἀντεϲτραμμένοϲ· ὑπομόχλιον μὲν γὰρ γίνεται τὸ ἓν μέροϲ αὐτοῦ, ἡ δὲ τοξῖτιϲ νευρὰ τὸ βάροϲ, ἥτιϲ ἐξ ἄκρου τοῦ ἀγκῶνοϲ ἐχομένη τὸ βάροϲ ἐξαποϲτέλλει. ἐὰν οὖν τιϲ τὸν τόνον ὅτι πλεῖϲτον ἀπ' ἀλλήλων διαϲτήϲαϲ ἀπὸ τῆϲ πτέρνηϲ θῇ, δῆλον ὅτι τὸ μὲν ὑπομόχλιον ἔγγιον ἔϲται τοῦ βάρουϲ, ἡ δὲ δύναμιϲ μακροτέραν ἀπὸ τοῦ ὑπομοχλίου· τούτου δὲ γενομένου ϲυμβήϲεται τὴν ἐξαποϲτολὴν τοῦ βέλουϲ ϲφοδρὰν καὶ βίαιον γίνεϲθαι.

21. Denn da die größeren Kreise mehr Kraft entwickeln als die kleineren, welche um das gleiche Zentrum liegen, so wie wir es in der Lehre vom Hebel gezeigt haben, so wird man aus einem gleichen Grunde auch die Lasten leichter mit den Hebeln bewegen, wenn das Hypomochlion (Unterstützungspunkt) so nahe als möglich an die Last herangerückt wird, denn es hat die Stelle des Zentrums. Wird es nun der Last genähert, so verkleinert es den Kreis, wodurch die Bewegung leicht wird. Das gleiche kann man nun auch beim Geschütz wahrnehmen. Denn der Bogenarm ist ein zweiarmiger Hebel, dem aber ein Punkt desselben zum Hypomochlion wird; die Bogensehne ist die Last, die, ausgehend von dem Ende des Bogenarmes, die Last überträgt. Werden aber am Innenende die Schläge des Spanners möglichst weit voneinander entfernt, so wird natürlich das Hypomochlion näher an der Last sein[1], aber die Kraft weiter vom Hypomochlion entfernt. Dadurch wird der Abschuß des Geschosses stark und kräftig werden.

22. ὁρῶν οὖν ἐν τοῖϲ προϋπάρ-

22. Da wir nun sahen, daß bei den

59, 12 ἐμφαινοῦμεν PV: ἐμφανοῦμεν Pr: corr. Bue vgl. 49, 18 15 ποιήϲει PV: corr. Pr 16 ϲεαυτὸν Poland 17 ταὐτὸ Ha: αὐτὸ PV 18 κέντρων PV κειμένων PV: κυλιομένων Hultsch nach Hero de dioptr. III 312, 22 ed. H. Schoene. Vgl. Papp. p. 1068, 20 Hultsch; W. Schmidt zu Heron Autom. I 400, 5 u. Einl. S. LVII 19 δὲ tilgte Koe; doch vgl. zu 50, 20 20 ὡϲ Ha: εἰϲ PV 22 [δὲ] Koe: es fehlt etwas, vielleicht ⟨τὸν ἕτερον⟩ 23 δι' οὗ] δι' ὃ καὶ Br 25 μοχλὸϲ ἀνεϲτραμμένοϲ] vgl. Arist. mech. 20 p. 854a 9 26 τὸ ἓν ⟨μέροϲ τοῦ τόνου, δύναμιϲ δὲ τὸ ἕτερον⟩ S 28 βάροϲ] βέλοϲ verm. S 28. 29 τὸν τόνον] τοὺϲ τόνουϲ Koe 29 ἐπάλληλον oder παράλληλον (vgl. 59, 47) Br 31 μακροτέραν PV: μακροτέρα Pr: μακρότερον Koe

[1] Klingt nur deshalb ungeschickt, weil der kurze Hebelarm als der der Kraft, der lange als der der Last eingesetzt ist.

59 χουσιν ὀργάνοις καταλλήλους πίπτοντας τοὺς τόνους, καὶ νοοῦντας μὲν τοὺς πλείστους ⟨τῶν⟩ ἀρχιτεκτόνων, ὅτι τὸ λυμαινόμενον τὴν τοξείαν τοῦτό ἐστιν, ἀδυνατοῦντας δὲ μεταθεῖναι διὰ τὸ φυσικῶς ἐν τῇ συντάξει τοῦτον ὑπάρχειν τὸν τρόπον καὶ ἄλλως ἂν μὴ δύνασθαι μεταχθῆναι, ἐπειράθην καὶ διὰ τοῦτο καὶ διὰ τὰ λοιπὰ τὰ προσόντα τῇ συντάξει δύσχρηστα μεταθεῖναι τὸ σχῆμα καὶ τὴν ὅλην διάθεσιν, ὅπως ὃν ἐγὼ βούλομαι τρόπον ἐν πᾶσιν ἀναστραφῶ μηδενὸς ἐμποδίζοντος ἡμῖν. τοῦτο μὲν οὖν μέγιστόν ἐστι τῶν εὑρημένων ἐν τῇδε τῇ συντάξει, τοὺς τόνους μὴ καταλλήλους, ἀλλὰ παραλλήλους πίπτειν, καὶ τοῦτο μάλιστα ἀναγκάζει μακροβολεῖν. ἔστιν δὲ καὶ ἄλλα πλείω συνενεργοῦντα, α διὰ τῶν ἐχομένων παραδείξομεν.

23. δεύτερον δ' ἡμῖν ἐξέκειτο περὶ τῆς ἰσχύος αὐτῶν καὶ τοῦ μένειν ἐν τοῖς ἔργοις ἀπαθέστερα τῶν ἄλλων. δηλώσομεν οὖν καὶ **60** περὶ τούτων συντόμως, ἐάνπερ προσέχῃς ἡμῖν. ἐπὶ γὰρ τὰ τρήματα τῶν περιτρήτων χοινικίδες ἐφαρμόζονται χαλκαῖ, μέσαι δ' ἐπ' αὐταῖς αἱ καλούμεναι τίθενται ἐπιζυγίδες σιδηραῖ, περὶ ἃς ὁ τόνος καμ-

bisherigen Geschützen die Schläge des Spanners aufeinanderfielen und daß die meisten Baumeister zwar bemerkten, daß dies die Schußweite beeinträchtige, es aber nicht zu ändern vermochten, weil das in der Natur der Konstruktion begründet ist, und es sich wohl nicht auf irgendeine andere Weise ändern lasse, versuchte ich es trotzdem deshalb und wegen der weiter mit dieser Konstruktion verbundenen Nachteile, die Form und die ganze Anordnung zu ändern, um auf meine eigene Art, ohne mich von irgend jemanden hindern zu lassen, in Allem zu verfahren. Dies ist nun die hauptsächlichste Erfindung bei dieser meiner Konstruktion, daß die Stränge des Spanners nicht aufeinander, sondern nebeneinander zu liegen kommen, und das vor allem bedingt das Weitschießen. Es gibt aber auch noch mehr andere mitwirkende Ursachen, die wir durch das Folgende erläutern wollen.

23. Zweitens hatten wir für ihre Dauerhaftigkeit zu sorgen und dafür, daß sie bei der Arbeit weniger litten als die anderen. Ich will nun auch kurz dies erklären, wenn Du mir Deine Aufmerksamkeit schenken willst. Auf die Bohrlöcher der Peritreten werden nämlich bronzene Buchsen aufgesetzt, und mitten auf diese werden eiserne, sogenannte Spannbolzen[1] gelegt, um die der Spanner herumgelegt und durch den ganzen Rahmen gezogen

59, 36 ⟨τῶν⟩ R   38 ἀδυνατοῦντα PV: corr. Pr   42 δύσχρηστα Ha Koe: δύο χρηστὰ PV   44. 45 ἐμποδίζοντος R: συμποδίζοντος PV   46 ⟨τὸ⟩ τοὺς Br   48 ἀναγκάζειν ἀκροβολεῖν PV: corr. Pr   48. 49 συνεργοῦντα Bue: ἐνεργοῦντα PV (Hiat). Die Korrektur συν ist nach Z. 44 συμποδίζοντος verschlagen   49. 50 παραδειδεύτερον V: παραδει δ' εὔτερον P: corr. Pr   50 ⟨τὸ⟩ περι Bue

60, 2 ἐάνπερ προ wiederholen vor ἐάνπερ PV   2. 3 τὰ τρήματα] τῶν τρημάτων Pr   5 καταζυγίδες hier und im folgenden beständig PV: ἐπιζυγίδες nach Heron Bel. c. 9 Koe und Schramm: dagegen S »αἱ καλούμεναι τίθενται ⟨ἐπιζυγίδες, ἡμῖν δὲ κληθησόμεναι⟩ καταζυγίδες: contra ἐπιζυγίδες Philoni sunt regulae ligneae v. 35; p. 65, 20. 27«

[1] Hier und an 5 weiteren Stellen der Kapp. 23 und 24, an denen die Hss. καταζυγίς haben, muß ἐπιζυγίς stehen, der Bolzen liegt auf der Buchse.

60 φθεὶϲ τείνεται δι' ὅλου τοῦ πλινθίου. τὰϲ οὖν ἐπιζυγίδαϲ οὐ δύνανται κατὰ κρόταφον πλάτοϲ ἐχούϲαϲ ἐμβάλλειν· ἂν γὰρ αὐξήϲωϲι τὸ πλάτοϲ τῶν ἐπιζυγίδων, ϲυνελοῦϲι τὴν τῶν χοινικίδων χώραν, ϲυναιρεθείϲηϲ δὲ τῆϲ χώραϲ ἐλάϲϲων ὁ τόνοϲ ἐμβληθήϲεται· μὴ δυναμένηϲ οὖν κατὰ τὸ δηλωθὲν τῆϲ ἐπιζυγίδοϲ πλάτοϲ λαβεῖν, ἀλλ' ὑπαρχούϲηϲ κατὰ κρόταφον ϲτενῆϲ ϲυμβαίνει τὸν τόνον τεινόμενον καθ' ἓν κῶλον μετὰ βίαϲ πολλῆϲ περὶ ϲτενὴν καὶ ϲιδηρᾶν ῥάχιν ϲυντριβόμενον ἀχρειοῦϲθαι· τοῦτο δὲ γίνεται μάλιϲτα ϲυμφανέϲ, ὅταν πολυχρονιώτατον ὄργανον ἐκλυθῇ. διαπίπτουϲι γὰρ ἐξαιρεθέντεϲ οἱ ϲύνεγγυϲ κείμενοι τόνοι τῆϲ ἐπιζυγίδοϲ· πολλάκιϲ δὲ καὶ τὰϲ ἐπιζυγίδαϲ ϲυμβαίνει κατάγνυϲθαι ϲτενὰϲ οὔϲαϲ, ἐὰν τὸ τυχὸν ϲίνοϲ ἐν τῇ χαλκείᾳ λάβωϲιν· καὶ μὴν οὐδὲ θεραπείαϲ ὁ τόνοϲ δύναται τυχεῖν ὁ περὶ τὸν τόπον ὢν τοῦτον ϲεϲαγμένοϲ ἐν ταῖϲ χοινικίϲι μετὰ πολλῆϲ βίαϲ, ὅ τε περικείμενοϲ ἰὸϲ λυμαίνεται δι' ὅλου ϲυνοικουρῶν, ὥϲτε καὶ τοὺϲ τόνουϲ καὶ τὰ περίτρητα ναυαγεῖν περὶ τὸν τῶν χοινικίδων τόπον.

24. ὁρῶν οὖν μεγάλην γινομένην ϲύγχυϲιν περὶ τὰ περίτρητα καὶ οὐ δυνάμενα βοηθείαϲ εὐϲθενοῦϲ τυχεῖν, ἐπειράθην ἐκ τῆϲ ϲυντάξεωϲ αὐτὰ τὸ παράπαν ἀφελεῖν, ὅπωϲ καταζυγίδαϲ τε, ἡλίκαϲ ἂν βουλώμεθα τοῖϲ πάχεϲι καὶ τοῖϲ πλάτεϲιν, ὑποτιθῶμεν, καὶ τόνου πλῆθοϲ, ὅϲον ἂν ἡμῖν δοκῇ, τοϲοῦτον

wird. Man kann nun diese Spannbolzen nicht auflegen, wenn sie nach der Quere eine große Breite haben: denn wenn man die Breite der Spannbolzen vergrößert, so werden sie den Innenraum der Buchsen ausfüllen, wird aber der Raum verringert, so wird weniger Spanner hineingehen. Da nun nach dem Erläuterten der Spannbolzen nicht breit werden kann, sondern nach der Quere schmal ist, so wird notwendig der bei jedem Schlag mit großer Kraft um eine schmale eiserne Kante ausgereckte Spanner sich zerreiben und unbrauchbar werden. Das wird am meisten klar, wenn man ein recht altes Geschütz auseinandernimmt. Beim Herausnehmen fallen nämlich die ganz nahe bei dem Spannbolzen liegenden Teile des Spanners auseinander, und oft kommt es auch vor, daß die Spannbolzen, die so schmal sind, zerbrechen, wenn sie zufällig beim Schmieden einen Fehler bekommen haben. Auch kann ferner der Spanner, welcher an dieser Stelle aufliegt und mit aller Kraft in die Buchsen hineingezwängt ist, nicht ausgebessert werden, und der sich dort ansetzende Rost, der sich da einnistet, zerfrißt ihn. Daher gehen sowohl die Spanner als auch die Peritrete in der Gegend der Buchsen zu Bruch.

24. Da ich nun an den Peritreten eine große Schadhaftigkeit und zugleich die Unmöglichkeit wahrnahm, wirksam Abhilfe zu schaffen, so versuchte ich, sie ganz aus der Konstruktion auszuschalten und statt dessen Unterspannbolzen[1] von beliebiger Dicke und Breite unterlegen und eine so große Menge Spanner, wie sie

60, 7 δύναται PV: corr. Pr   17 'f. πολυχρονιώτερον' Br   διαλυθῇ R   19 τόνοι] τοιοῦτοι P   20 ϲτεναὶ οὖϲαι VP: corr. Pr   28 περίτρητα Pr mg: τρητὰ PV   εὐϲθενοῦϲ Die (vgl. 56, 31): εὐγενοῦϲ PV

[1] Hier muß es καταζυγίϲ heißen, der Bolzen liegt unter dem κανών.

ἐμβάλλωμεν, τήν τε τῶν χοινικίδων κατασκευὴν διὰ τὴν [τῶν] εἰρημένην δυσχρηστίαν περιῃρήκαμεν. ἐκτενοῦμεν δὲ τοὺς τόνους ⟨περὶ κανόνας πρινίνους⟩ ἔχοντας πάχος ἐν τῷ διπήχει οὐκ ἐλασσον δακτύλων δ. περιφερεῖς ἄνωθεν εἰργασμένους πρὸς τὸ μὴ γίνεσθαι σύντριψιν περὶ σιδηρᾶς καὶ στενὰς κλωμένων ἐπιζυγίδας, ἀλλ' ἵνα καθίζωσι περὶ πλατὺν καὶ μαλακὸν τόπον· ὑπὸ δὲ τοὺς κανόνας ὑποθήσομεν καταζυγίδας σιδηρᾶς πλάτος μὲν ἐχούσας ἴσον τοῖς κανόσι, πάχος δὲ οὐκ ἔλασσον ἐν τῷ διπήχει δακτύλων γ. περιῃρηκότες οὖν ἐκ τῆς κατασκευῆς τὸ παραδειχθὲν ἀσθενέστατον καὶ περὶ τοῦ τόνου πεφροντικότες, ὅπως μηθὲν δεινὸν πάσχῃ μήτε κλώμενος μήτε σασσόμενος καὶ ἔχων πλησιάζοντα τὸν ἰόν, τάς τε καταζυγίδας εὐπαλάμους καὶ ἀσυντρίπτους πεποιηκότες, παραδεδείχαμεν ἰσχυρά τε ὑπάρχοντα τὰ ὄργανα καὶ μένοντα ἐν ταῖς τοξείαις ἀπαθέστερα παρὰ πολὺ τῶν ἄλλων.

25. τρίτον δὲ ἐπηγγειλάμεθα παραδείξειν εὐκατασκεύαστα καὶ οὐ πολλῆς προσδεόμενα ψηλαφίας. σύνες οὖν καὶ τοῦτο ὑπάρχον, οἷον λέγω· παρὰ πᾶσι γὰρ τοῖς τὸ γένος μεταχειριζομένοις ὁμολογεῖται πλείστην ἔχειν ἀσχολίαν καὶ ψηλαφίαν ἡ τοῦ περιτρήτου

uns richtig scheint, umlegen zu können, und so habe ich auch die Buchsen wegen ihrer vorerwähnten Unbrauchbarkeit entfernt. Wir recken die Sehnen über steineichene Bolzen, die bei einem zweielligen Geschütz mindestens vier Daktylen stark [1] und oben abgerundet sein müssen, damit der Spanner nicht zerrieben werde, wenn er um eiserne und schmale Spannbolzen gebogen wird, sondern auf einer breiten und weichen Unterlage aufliege. Unter diese Bolzen lege ich eiserne Unterspannbolzen von der gleichen Breite der Bolzen und nicht weniger als drei Daktylen dick beim zweielligen Geschütz. Da ich nun aus der Konstruktion das entfernt hatte, was sich als Schwächstes gezeigt hatte, und nun bezüglich des Spanners dafür sorgte, daß er weder durch gewaltsames Umbrechen noch durch Einstopfen Schaden leide, trotz der Nähe des Rostes, und indem ich ferner geschickt gearbeitete und unzerstörbare Unterspannbolzen herstellte, so habe ich damit Geschütze angegeben, die haltbar sind und beim Schießen bei weitem weniger leiden als die übrigen.

25. Drittens versprach ich den Beweis, Geschütze zu konstruieren, die leicht herstellbar sind und nicht auch vieler Hantierung bedürfen. Überzeuge Dich nun, daß auch dies erreicht ist, wie ich es sage. Denn darin sind alle Fachleute einstimmig, daß die meiste Zeit und Hantierung die Konstruktion

60, 33 ἐμβάλωμεν PV: corr. Bue 34 τὴν τῶν εἰρημένων PV: corr. Koe 35 ἐκτελοῦμεν R ⟨περὶ κανόνας πρ.⟩ Br. 36 διπήχει Koe: τοῦ πήχεος PV 'f. post δακτύλων δ̄ inserendum ⟨πλάτος δὲ δακτύλων β⟩ coll. v. 41 et p. 65. 3. 21' S 39 ἐπιζυγίδας Schramm: καταζυγίδας PV: ⟨τῶν τόνων⟩ καταζ. Koe ἀλλ' ἵνα S: ἀλλὰ PV (was Br hält) 41 ἔχοντας PV: corr. R: den Solözismus halten R. und H. Schoene (vgl. Ar 73) 44 ἀσθενέστατον ⟨ὄν⟩ Br: vgl. p. 50, 21; 59, 13; 60, 48; 61, 2. 29; 69, 9* 51 παράδειξιν PV: corr. R ἐγκατασκεύαστα PV: corr. Ha
61, 3. 4 ἔχον PV: corr. Bue

[1] Das ist die Höhe in der Mitte. Die Unterspannbolzen sind nur in den Bärten der Auflage 3" dick (siehe Tafel 5 und Bild 5).

καὶ τῶν χοινικίδων κατασκευὴ καὶ ἡ δέσις· τούτων οὖν πάντων περιῃρημένων εἰκότως εὐκατασκευαστότερά τέ ἐστι τῶν ὑπαρχόντων καὶ δαπάνην ἐλάσσονα ἔχοντα.

26. τέταρτον δ' ἦν ἡμῖν τὸ περὶ τὴν ἐξάρτυσιν ὑποκείμενον, περὶ οὗ ῥητέον ἐξ ἀρχῆς. φημὶ γὰρ ἐξαρτύσειν, ἐν ὅσῳ ἓν τῶν ἄλλων ὀργάνων ἐξαρτύεται διὰ τοῦ ἐντονίου, ἐγὼ τοῖς ἴσοις ὑπουργοῖς ⟨μὴ⟩ χρησάμενος ἐντονίῳ, περιτιθεὶς δὲ τὸν τόνον ἀπὸ χειρὸς ἀπαθῆ, προσάγων οὔτε κέστρας οὔτε ῥαφίδας οὔτε ἀπολάβιον οὔτε ἄλλο τοιοῦτον οὐθέν, δι' ὧν εἴωθεν ὁ τόνος βλάπτεσθαι· καὶ οὐ καθ' ἕνα τῶν στημόνων ἐκτενεῖν ὑπαγόμενος ἀφράκτους καὶ οὐχ ὁμοτόνους τῇ τάσει, ἀλλὰ περιθεὶς τοὺς στήμονας ἅπαντας ἀπὸ χειρὸς τότε ἅμα ἐκτενεῖν ἴσως καὶ ὁμοτονούντως ἀλλήλοις, χρώμενος πρὸς τὴν ἔντασιν βίᾳ τῇ μεγίστῃ δεδειγμένῃ διὰ τῶν Μοχλικῶν, ἐπιστροφήν τε δώσειν τὴν ὑπάρχουσαν κατὰ φύσιν κρατίστην, μένουσαν δι' ὅλου καὶ μεταπεσεῖν οὐθενὶ τρόπῳ δυναμένην.

27. ἐπεὶ δὲ καὶ ἐν ταῖς συνεχέσι τοξείαις συμβαίνει, καθότι δεδηλώκαμεν, ἀνέσεις γίνεσθαι τοῦ τόνου διὰ τὰς πυκνὰς καταγωγάς, ἐπεντενεῖν παραχρῆμα

61 des Peritrets und der Buchsen und ihre Verbindung kostet. Da nun das alles wegfällt, so sind sie natürlich leichter zu konstruieren und weniger kostspielig als die früheren.

26. Der vierte Punkt betrifft die Bespannung. Hierüber will ich zunächst reden. Ich behaupte also, daß ich in derselben Zeit, in welcher eins der übrigen Geschütze durch die Spannleiter bespannt wird, mit denselben Arbeitern ohne[1] Spannleiter bespannt, indem ich den Spanner aus freier Hand unbeschädigt umlege, ohne dabei Pfriemen oder Nadeln oder Klammern oder irgend anderes dergleichen zu benutzen, wodurch der Spanner gewöhnlich beschädigt wird, so spanne ich ferner nicht jeden Schlag einzeln, indem sie ungeschützt und ungleich in der Spannung durchgezogen werden, sondern ich lege sämtliche Schläge aus freier Hand um und spanne sie erst dann auf einmal in gleicher Weise und in gleicher Spannung alle miteinander, wobei ich zum Spannen die Kraft benutze, die in der Hebellehre als die größte erwiesen ist. So kann ich die in der Natur begründete Drehung in voller Stärke entwickeln, die beständig bleibt und auf keine Weise sich ändern kann.

27. Da es aber auch bei fortgesetztem Schießen vorkommt, wie ich oben erwähnte, daß der Spanner bei dem häufigen Aufziehen erschlafft, so spanne ich ihn sofort nach, ohne Drehung (denn das ist, wie oben gezeigt, nachteilig) viel-

61, 7 τέ] τί P 9 προκείμενον Br 10 ἐξαρτύσειν S: ἐξάρτυσιν PV: ἐξαρτύειν Koe nach ὅσῳ Hiat! 12 ⟨μὴ⟩ Koe 15 ἀπελάβειον PV: corr. Die: vgl. Ar 22 17 τοὺς στήμονας Koe ἐκτενεῖν S: ἐκτείνειν PV ἀφράκτους R: ἀωράτους PV 18 ὁμοτόνους PR: ὁμοτονούσῃ PV 20 ἐκτενεῖν S: ἐκτείνειν PV 21 χρωμένοις PV: corr. Koe ἔντασιν R: ἔνστασιν PV 23 μὲν οὖσαν PV: corr. Br 27 ἐπεντενεῖν S: ἐπεντείνειν PV

[1] μὴ vor χρησάμενος ist richtig.

61 μὴ ἐπιστροφὴν διδούς (τοῦτο μὲν γὰρ ἐδείξαμεν βλαβερὸν ὑπάρχον), ἀλλὰ κατὰ φύσιν εἰς ὀρθὸν ἐν- 29 τείνων τοὺς στήμονας πάντας ἅμα, καθάπερ ἐξαρ- 30 τυόμενοι τὴν ἀρχὴν ἐξετάθησαν. ἡ μὲν γὰρ πλείων ἐπιστροφὴ τῆς καθηκούσης ὅτι μεγάλα κακὰ ἀ- περγάζεται, καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις πᾶσιν ὁμολογεῖται, καὶ ἡμεῖς δὲ ἐν τοῖς ἀνώτερον ἀπεδείξαμεν σαφῶς, φημὶ δὲ καὶ εἰς θέσιν πολυχρόνιον ἀποκαταστήσειν 35 ἐκλύσας καὶ ἐξελὼν ἐκ τῶν ὀργάνων τοὺς τό- νους πρὸς τὸ δύνασθαι λιπάναντας αὐτοὺς καὶ θέντας ἐν ἐλύ- τρῳ τηρεῖν· τὸ γὰρ ἔλαιον τρέφει τὸ νεῦρον, ὅταν εἰς ἄνεσιν ἔλθῃ· ταθὲν δὲ οὐκέτι προσδεήσεται λί- πους, ἀλλὰ καὶ τοῦ συμπεπομένου πρότερον ἐκ- 40 θλίβει τὸ πλεῖστον. ἐκλύσω δὲ τὸ ὄργανον οὐ πλείονι χρόνῳ μιᾶς ὥρας. τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν ἐξάρτυσιν ταῦτ᾽ ἐστίν.

28. πέμπτον δ᾽ ἦν ἡμῖν τὸ περὶ τῆς ὄψεως αὐ- τῶν προκείμενον· καὶ γὰρ ταύτην ἐφήσαμεν μὴ 45 ἥσσονα τῶν ἀρχαίων αὐτὰ ἕξειν. σύριγγα μὲν οὖν καὶ βάσιν καὶ χελώνιον, ἔτι δὲ ὀνίσκον καὶ σκυ- τάλας ποιοῦμεν ὅμοια τοῖς ὑποκειμένοις, λέγω δὲ τοῖς ἀρχαίοις, εἰ μή τι μικρὰ παρεκβαίνον- τες τὰ κατὰ τὴν ἀγωγήν· δεῖ γὰρ αὐτὴν ὀξυ- 50 ρωτέραν ὑπάρχειν, τῶν ὅλων ἰσχυρῶν καὶ εὐτόνων γεγενημένων. λοιπὸν τὰ περὶ τὸ πλιν- **62** θίον τῇ ὄψει διαλλάσσειν. νόησον οὖν τῶν ἀρ- χαίων ὁρᾶν τι πλινθίον, καὶ τοὺς μὲν παραστά- τας καὶ τοὺς μεσοστάτας [καὶ] τοῖς παρ᾽ ἡμῖν ὁμοίους ὑπάρχειν, ἀντὶ δὲ τοῦ περιτρήτου παρ᾽ 5

mehr spanne ich sämtliche Schläge auf einmal in ihrer natürlichen geraden Lage, wie sie beim Einziehen zu Anfang gespannt wurden. Denn darüber, daß eine übermäßige Drehung große Nachteile bewirkte, stimmen alle anderen überein, und auch ich habe das in dem Vorherigen deutlich gezeigt. Ich sage ferner, man solle die Spanner in längeren Ruhestand versetzen, und sie zu diesem Zweck auseinander und aus dem Geschütz nehmen, damit man sie einfetten und in einem Futteral aufbewahren kann. Denn das Öl kräftigt die Sehnen, wenn sie erschlafft sind, werden sie aber gespannt, so brauchen sie kein Fett mehr, sie drücken vielmehr von dem verschluckten Öl das meiste wieder aus. Ich kann aber das Geschütz in nicht mehr Zeit als einer Stunde auseinandernehmen. Das ist es, was ich über die Bespannung zu sagen habe.

28. Als fünften Punkt bezeichnete ich das Aussehen. Ich behaupte, auch dieses sei bei ihnen nicht schlechter als bei den alten: Pfeife und Basis und Schieber sowie Haspelwelle und Handspeichen mache ich gleich den vorliegenden, ich meine den alten, außer, daß an der Spannvorrichtung ein wenig geändert wird. Denn es muß diese stärker gemacht werden, da das Ganze stark und spannkräftig geworden ist. So ist zuletzt nur dem Rahmen ein anderes Aussehen zu geben. Stelle Dir nun vor, Du sähest einen Rahmen der alten Geschütze, ihre Nebenständer aber und Mittelständer seien wie die meinigen gemacht: an

61, 28 διδοὺς ⟨πλείονα⟩ verm. Die: vgl. Z. 31   30. 31 ἐξαρτυόμενοι Koe: ἐξαρτυομένου PV   36 καὶ Koe: ꟸ PV   40 συμπεμπομένου PV: corr. Pr   44 τὴν ὄψιν Br   49 παρεκβαίνοντες Th: παρεμβ. PV wie p. 62, 51, doch s. p. 57, 10   51. **62**, 1 ἰσχυρὰν καὶ εὔτονον Pr

62, 1 γεγενημένην P   2 διαλάσσειν PV   3 καὶ τοὺς P: in ras. V   4 [καὶ] τοῖς Br: καὶ τοὺς PV   4 nach μεσοστ. fügte Pr zu ⟨αὐτοῦ⟩, was Koe aufnahm

κυμάτιον διπλόον

ἐπιστύλιον

Bild 2 (Kap. 28; p. 62. 6. 12).

ἡμῖν ἐπικεῖσθαί τι καθάπερ ἐπιστύλιον, ὀρθὰς ἐξ ἀμφοτέρων ἔχον τὰς μακρὰς πλευράς (ἐπὶ μὲν γὰρ τῶν ἄλλων περιαγὴς ἡ μία γίνεται)· τοῦτο δὲ ἔστω ἢ πτελέϊνον ἢ μελέϊνον ἢ οἷον ἄν τις ἕληται ποιεῖν τῆς ὄψεως ἕνεκεν, ὕψος τῷ περιτρήτῳ ἴσον, καὶ ἐπάνω τούτου περιτρέχειν κυμάτιον πύξινον διπλοῦν· τοῦτο δὲ τὸ σχῆμα καλύμματος ἕνεκεν ὑπάρχειν μηθὲν συμπονοῦν· καὶ γὰρ ἀφαιρεῖσθαι δύναται περονίων τινῶν λυθέντων, ὅταν θέλωμεν· νόει δὲ καὶ τὰς μέσας χώρας τῶν παραστατῶν καὶ μεσοστατῶν ἐμπεφραγμένας οὔσας, ὥστε τὸν μὲν τόνον κρύπτεσθαι καὶ μηδαμόθεν αὐτὸν ἐκ τῶν ἔμπροσθεν βλάπτεσθαι, τὸ δὲ πλινθίον μήτε χοινικίδας μήτε ὑποχοινικίδας μήτε κατακλεῖδας ἐπικειμένας ἔχον [βλάπτεσθαι] μήτε ἄλλην τραχύτητα μηδεμίαν ποιοῦν, ἀφελὲς δὲ φαινόμενον καλὴν τὴν ὅρασιν ἀποδιδόναι. προφανῆ δέ σοι καὶ τὴν ὄψιν αὐτοῦ θήσομεν ἐπ' ἐσχάτῳ σχηματογραφήσαντες.

29. λοιπὸν ἡμῖν λείπεται περὶ τοῦ ἀναλώματος ἀποδοῦναι· καὶ γὰρ τοῦτο ἐφήσαμεν ἔλασσον ποιήσειν. ἔστιν δὲ καὶ εὐαπόδεικτον πάνυ· περιέσταλται γὰρ ἡμῖν πᾶν τὸ

62 Stelle des Peritrets aber läge bei mir eine Art Architrav darüber, dessen beide Langseiten gerade sind (denn bei den anderen ist die eine gebogen). Dieser soll rüstern oder eschen sein oder was man dazu wegen des Aussehens nehmen will, in Höhe gleich dem Peritret und oben ringsumlaufend ein doppeltes Karnies von Buchsbaum. Diese Form dient nur zum Verdecken und hat nichts auszuhalten. Es kann nämlich beliebig abgenommen werden, wenn einige kleine Bolzen gelöst werden[1]. Merke auch, daß die Teile zwischen den Nebenständern und Mittelständern verdeckt sind, so daß der Spanner verborgen liegt und nirgends von vorn beschädigt werden kann. Der Rahmen, der weder Buchsen noch Unterlagen noch Riegel noch sonst eine Unebenheit aufweist, sondern glatt erscheint, gewährt einen schönen Anblick. Ich will Dir aber auch seine Gestalt vor Augen führen, indem ich sie auf dem letzten Blatte aufzeichne.

29. Zum Schluß bleibt uns übrig, die Kosten zu erläutern, denn auch diese, behauptete ich, vermindern zu wollen. Das ist aber auch sehr leicht zu beweisen. Denn ich habe alles auf die Verbindung mit Peritret und Buchse

62, 8 περιαυγὴς PV: corr. Pr 9 πελέϊνον P: corr. Pr μηλέϊνον PV 11 ἴσον] εἰς ὃν PV: 'οἶμαι ἴσον' Pr mg: viell. πάρισον Die 13 ὑπάρχει Ha 16 χώρας fehlt P 19 βλάπτεσθαι Die nach der Corr., die Z. 21 eingedrungen ist: λέγεσθαι PV: οἶμαι βλέπεσθαι Pr mg 21 ἔχον fehlt V [βλάπτεσθαι] Br, vgl. Z. 19 22 ἀφελεῖς PV: corr. Th: 'οἶμαι ἂν θέλῃς' Pr mg 24 δέ tilgte Pr

[1] Widerspruch zu C. 36, p. (66), Zeile 43.

τῆς δέσεως τῶν περιτρήτων καὶ [τὸ] τῶν χοινικίδων, ὅ ἐστιν τοῦ διπήχους οὐκ ἔλασσον δραχμῶν ὀγδοήκοντα· καίτοι γε καὶ εἰ δεκαπλοῦν ἐποιοῦμεν τὸ ἀνάλωμα, πολλῷ μᾶλλον αἱρετώτερ' ἂν ταῦτ' ἦν τῶν ἀρχαίων· τὸ γὰρ μακροβολεῖν τοῦ παντὸς ἄξιον διαφόρου. πεποιημένος οὖν τὸν ἀπολογισμὸν περὶ πάντων ὅσα δοκεῖν σαφῶς καὶ παραδεδειχὼς τά τε περὶ τοὺς ἀρχαίους καταπάλτας ὄντα δυσχερῆ καὶ τὰ δι' ἡμῶν εἰς μετάθεσιν ἠγμένα, πειράσομαι διὰ τῶν ἑξῆς τὴν κατασκευὴν αὐτῶν σοι δηλῶσαι.

30. τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν σύριγγα καὶ τὴν βάσιν καὶ τὸ χελώνιον εἴρηται, διότι τοῖς αὐτοῖς χρηστέον· αὐτὸ δὲ τὸ πλινθίον μετατίθεμεν· ἐν γὰρ τούτῳ τὰ ὅλα τοῦ μακροβολεῖν κεῖται. δεδηλώκαμεν δὲ καὶ περὶ τῶν περιτρήτων, φάμενοι μὴ συμπαραλαμβάνειν αὐτὰ εἰς [αὐ]τὴν κατασκευήν, ὅθεν ταῦτα μὲν κατὰ τὸ παρὸν παρήσω· παραστάτας δὲ πρῶτον ἐργασόμεθα πλάτος μὲν καὶ πάχος ἔχοντας τὸ ἴσον τοῖς ἀρχαίοις, μήκει δὲ μείζονας. μὴ ὑπολάβῃς δέ, διότι μείζονας τῷ μήκει ποιοῦντες παρεκβησόμεθα τὴν τοῦ μεγέθους σύνταξιν· μάθε δ' οὕτως· τῶν [σύνταξιν] γὰρ ἀρχαίων ὀργάνων, ὅσα κατὰ τὴν αὐτὴν σύνταξιν πεποίηται, τοῦ τρισπιθάμου τὸ πλινθίον μῆκος μὲν

Bezügliche ausgeschieden, was bei dem 2 elligen Geschütz nicht weniger als 80 Drachmen beträgt. Aber auch wenn man 10 mal soviel brauchte, so wäre doch meine Konstruktion bei weitem der alten vorzuziehen: denn das Weitschießen gleicht alle Kosten aus. Da ich nun über alles eine meines Bedünkens genaue Begründung gegeben und nachgewiesen habe, einerseits, was in den alten Katapelten in jeder Beziehung unzweckmäßig war und anderseits, was von mir geändert worden ist, so werde ich in folgendem versuchen Dir meine Geschützkonstruktion zu erklären.

30. Über die Pfeife und die Basis und den Schieber ist schon gesagt, daß man sie beibehalten solle, aber den Rahmen selbst ändre ich. Denn hauptsächlich auf ihm beruht das Weitschießen. Ich habe aber auch schon über die Peritrete gesagt, daß ich sie nicht in die Konstruktion übernehme; deshalb lasse ich das vorläufig bei Seite. Zuerst mache ich die Ständer in Breite und Dicke gleich den alten, aber von größerer Höhe. Glaube aber ja nicht, daß darum, weil ich sie von größerer Höhe mache, das Größenmaß überschreite. Merke Dir also die Sache so: bei den alten Geschützen, die nach derselben Konstruktion gebaut sind, hat das 3 spithamige, wenn man die Peritrete mitrechnet, einen Rahmen von 5 Palästen, 3 Daktylen[1] und

62, 29 δόσεως PV: corr. Ha nach p. 61, 5 [τὸ] Die 32. 33 αἱρετωτέραν ταύτην PV: αἱρετώτερα ταῦτα Pr 33 μακροβελεῖν PV 42 πλιθίον P 43 ἐρ γὰρ P 45 αὐτὴν PV: corr. Pr: viell. ταύτην ⟨τὴν⟩ Die; τὴν ⟨ἡμῶν⟩ so Koe 51 παρεκβησόμεθα Pr: παρεμβ. PV; vgl. p. 61, 49 vielleicht ⟨ὅλου⟩ τοῦ
63, 1 μάθε — 2 σύνταξιν (γὰρ?) fehlt V τῶν] sic P: τὴν Pr γὰρ] P: ⟨τῶν⟩ γὰρ Pr

[1] Das Kaliber des normalen 3 spithamigen Geschützes ist 4", das ist 1 Paläste. C. 12, p. 55, Zeile 6 gibt Philon die Länge des Peritrets zu 6½ K., d. i. also 6½ Paläste, an, hier nur zu 5 Palästen 3". Die Breite, die hier zu 3 Palästen 2" angegeben ist, stimmt C. 12, p. 55, Zeile 11 auf die lichte Höhe zwischen den Unterspannbolzen. Das Nachmessen kann erfolgen, wenn man in die Maßstäbe Tafel 3 und 5 statt dm. Paläste setzt und sie in 4" statt in 10 cm teilt.

ἔχει ϲυμμετρουμένων τῶν περιτρήτων παλαιϲτὰϲ ε̄ δακτύλουϲ γ, πλάτοϲ δὲ ϲυμμετρουμένων πάλιν τῶν παραϲτατῶν παλαιϲτὰϲ γ καὶ δακτύλουϲ β· ἔπειϲι δ' αἱ χοινικίδεϲ ἐπὶ τῶν περιτρήτων ἐπιτείνουϲαι τὸν τόνον. ἡμεῖϲ δὲ χοινικίδαϲ οὐκ ἐπιτίθεμεν, ποιήϲομεν δὲ ὑψηλότερον τὸ πλινθίον τῷ τῶν χοινικίδων ὕψει· ἡ γὰρ ϲύνταξίϲ ἐϲτι πρὸϲ τὸ μῆκοϲ τοῦ τόνου· τὸ γὰρ πλινθίον πρὸϲ τὸ τοῦ τόνου μῆκόϲ ἐϲτι ϲυντεταγμένον, οὐχ ὁ τόνοϲ πρὸϲ τὸ τοῦ πλινθίου μῆκοϲ (ἀρχὴ γὰρ καὶ ἡγούμενον ὁ τόνοϲ· τοῦ γὰρ τρήματοϲ τοῦ δεχομένου τὸν τόνον ἡ διάμετροϲ πάντων μέτρον μόνον ἐϲτί), καὶ ἡμεῖϲ μὲν ποιοῦντεϲ ὑψηλότερον, πρὸϲ τὸ τούτου μῆκοϲ ϲυνταϲϲόμεθα· τὰ γὰρ τῶν χοινικίδων κατὰ τὸ ὕψοϲ ⟨τοῦ⟩ τόνου προϲκαταταϲϲομεν. εἰ δὲ ἴϲον τοῖϲ ὑπάρχουϲι πλινθίοιϲ ποιήϲομεν, τῷ τῶν χοινικίδων ὕψει ⟨ϲυϲτελοῦμεν τὸν τόνον⟩· ὅθεν ἔϲτωϲαν ὕψοϲ ἔχοντεϲ οἱ παραϲτάται παλαιϲτῶν ζ καὶ δακτύλου·

eine Breite, wenn man wieder die Nebenständer mitrechnet, von 3 Palästen, 2 Daktylen. Es sind nun noch auf den Peritreten die Buchsen, welche den Spanner gespannt halten. Ich aber setze keine Buchsen auf, will dagegen den Rahmen um die Höhe der Buchsen erhöhen. Denn die Konstruktion hängt von der Höhe des Spanners ab und der Rahmen ist auf die Höhe des Spanners berechnet, nicht der Spanner auf die Höhe des Rahmens (denn der Spanner ist das leitende Prinzip, weil das Kaliber des Bohrloches das den Spanner aufnimmt, das alleinige Maß für alle Teile ist) und, wenn ich den Rahmen höher mache, ändere ich ihn im Verhältnis zur Höhe des Spanners. An die Höhe der Buchsen füge ich die Höhe des Spanners hinzu. Wollte man aber den Spanner gleich den vorhandenen Rahmen machen, so würde man den Spanner um die Höhe der Buchsen verkürzen. Darum soll die Höhe der Nebenständer 7 Palästen und 1 Daktyl betragen.

31. παρεκτεινέτωϲαν δ' ἐξ ἑκατέρου μέρουϲ καθάπερ διτορμίαν ἐν παρεπιτομῇ πεποιημένην· ἔϲτω δὲ τὸ μὲν ἔμπροϲθεν μέτωπον κυρτὴν ἔχον, τὸ δ' ὄπιϲθεν αὐτοῦ κοίλην καὶ ὁμοίωϲ ϲυμπεριαγῆ τῇ ἐκτὸϲ πεποιημένην, καθάπερ γὰρ καὶ τῶν ἀρχαίων ὀργάνων τὰ πλεῖϲτα πεποίηται. ἔϲτω δὲ ὑπὸ τὴν ὄψιν κείμενοϲ ὁ παραϲτάτηϲ τῷ ϲχήματι ὑπάρχων ὁ ὑπογεγραμμένοϲ, ἐφ' οὗ τὸ Α· καὶ νοείϲθω τὸ μὲν ῥηθὲν αὐτοῦ μῆκοϲ τὸ ἀπὸ τῆϲ

31. An beiden Enden sollen aber eine Art Doppelzapfen angesetzt werden, der an einem Seitenausschnitt angebracht ist. Das Zwischenfeld soll vorn eine Wölbung nach außen haben, dagegen die hintere nach innen, jedoch so, daß die Einbiegung mit der Ausbiegung gleich läuft, wie es denn auch bei den alten Geschützen meistens gemacht ist. Es sei aber von oben gesehen der Nebenständer nach seiner Gestalt dargestellt, wie

63, 7 καὶ fehlt P 14 καὶ Pr: fehlt PV; vgl. Hero Bel. p. 113, 4 W. (S. 50, 24 D.-Schr.) 16 μόνον Die: μὲν PV: [μὲν] S 17 ⟨τὸ πλινθίον⟩ πρὸϲ Koe 19 ⟨τοῦ⟩ τόνου Koe: τόνον PV: τὸν τόνον Pr: [τόνον] Br 21 vor τῷ nimmt Lücke an: ⟨τὴν τοῦ μεγέθουϲ ϲύνταξιν παρεκβηϲόμεθα· ὑψηλότερον ἄρα τὸ πλινθίον ποιήϲομεν⟩ τῷ τ. χ. ὕ.' Br ⟨ϲυϲτελοῦμεν τὸν τόνον⟩ Die: ⟨ἐλάϲϲων ὁ τόνοϲ ἔϲται.⟩ S 26 κυρτὴν S; vgl. Z. 46: κυρτὸν PV τὴν δ' PV: corr. Koe 27. 28 πεποιημένη PV: corr. Koe 28 γάρ] vgl. Vahlen zu Arist. Poet. p. 128^3: γε Koe καὶ fehlt P

παραστάς

Bild 3 (Kap. 31; p. 63. 31).

γραμμῆς ἕως ἐπὶ τὴν γραμμήν, ἐφ' ὧν τὰ Α Β. αἱ δὲ γραμμαὶ ὑπαρχέτωσαν αἱ παρεπιτομαὶ ὑπερτρέχουσαι καὶ ὑπαρχέτωσαν κατά τε τὸ ὄπισθεν καὶ ἔμπροσθεν μέρος, βάθος δ' ἔστω τῆς παρεπιτομῆς δακτύλου μέρη τρία· τὰ δ' ὑπὲρ τὴν γραμμὴν ὑπεραίροντα ἐφήσαμεν εἶναι καθάπερ διτορμίαν τὰ ἐφ' ὧν τὰ Γ. ἐχέτω δὲ πλάτος ὁ μὲν παραστάτης παρὰ τὰς ἐπιτομὰς ἐπιμετρούμενος δακτύλων Ζ καὶ ἡμιδακτυλίου· ἐκ μέσου δὲ κατὰ τὸ κύρτωμα δακτύλων ἑπτὰ καὶ δύο τρίτων, πάχος δ' ἐχέτω δακτύλων τριῶν καὶ ἡμίσους. ἐχέτω δὲ ἐπὶ τῆς ἔμπροσθεν τῆς κυρτῆς λεπίδα νωτιαίαν ἐπικειμένην πλάτος ἔχουσαν σύμμετρον, καὶ ἥλους διειμένους διά τε τῆς λεπίδος καὶ τοῦ παραστάτου κατὰ τὰς εὐθείας, ἐφ' ὧν τὰ Δ· καὶ εκ της ἐντὸς ἐπιτεθεισῶν ἐφηλίδων συγκεκοινώσθω, καθάπερ ειθισται. περὶ δὲ τὸ ἄνω μέρος

er unten bei A gezeichnet ist (s. Bild 3!); und man stelle sich seine angegebene Länge vor von der Linie A bis zur Linie B. Die Linien sollen die überstehenden Seitenschnitte bezeichnen, und diese sollen sich an der Vorder- und Hinterseite befinden, und es sei die Tiefe des Seitenausschnittes $^3/_4$ Daktylen[1]. Was über die Linie vortritt, soll nach meiner Anweisung eine Art Doppelzapfen sein, wie Γ. Der Nebenständer soll aber an den Einschnitten gemessen eine Breite von $7^1/_2$ Dakt. haben, in der Mitte an der Krümmung $7^2/_3$ und eine Dicke von $3^1/_2$[2]. Auf der vorderen Wölbung soll er eine Rückenschiene von entsprechender Breite erhalten und Nägel, welche durch die Schiene und den Nebenständer in der Richtung der Geraden Δ durchgehen, und auf der Innenseite soll er durch aufgelegte Bänder verbunden werden, wie es üblich ist. Um das obere und das untere Ende an dem Einschnitte

63, 34 γραμμαὶ Hiat s. 64, 2   42 ἥμισυ δακτυλίου PV: corr. S   44 τρίτον PV: τρίτα Pr   46 τῆς tilgte Koe   κυρτῆς] hier sind für die Figur 16—17 Zeilen freigelassen in PV

[1] Für die Bärte der Unterspannbolzen.

[2] Die Maße passen.

καὶ τὸ κάτω μέρος παρὰ τὴν ἐπιτομὴν ὑαλίδες ἐπιτεθεῖσαι ὑπὸ τὸ ὄπισθεν περιβαίνουσαι συνηλωθήτωσαν κοινωματίοις ἐλάσσοσιν· ἔστω δὲ ἡ ὑαλὶς ἐφ' ὧν τὰ Θ. ὁ μὲν οὖν παραστάτης λαβέτω ταύτην τὴν σύνταξιν.

64 werden Beschläge umgelegt, welche nach hinten herumgelegt und mittels kleinerer Kappen zu befestigen sind. Es sei aber der Beschlag Θ. Das ist also die Konstruktion des Nebenständers.

32. οἱ δὲ μεσοστάται ἐπὶ μὲν τῶν ἀρχαίων διεστηκότες ἀπ' ἀλλήλων τίθενται, καὶ σμικρὸν διαπηγμάτιον λαβόντες τὴν μὲν κάτω χώραν ἀφορίζουσι τῷ τῆς σύριγγος τόρμῳ, τὸ δὲ ἄνω δίοπτρα γίνεται. ἡμεῖς δ' οὕτω ποιοῦμεν· πάχος

32. Die Mittelständer werden bei den alten getrennt voneinander aufgestellt und erhalten einen kleineren Riegel, der unten den Raum für den Pfeifenzapfen begrenzt, der obere Raum dagegen wird die Visieröffnung; ich mache es so. Die Mittelständer (s. Bild 4!) werden in der Dicke so

A Δ Γ Δ Z H E E H

ΜΕΣΟΣΤΑΤΑΙ

Bild 4 (Kap. 32; p. 64, 10).

προσδίδομεν τοῖς μεσοστάταις τοσοῦτον, ὥστε συντεθέντας καὶ ἑαυτῶν ψαύοντας συμπληροῦν πᾶν τὸ πρόσθεν ῥηθὲν διάστημα τῶν μεσοστατῶν πρὸς τὸ τὴν δίοπτραν ποιεῖν καὶ τὴν τῶν τόρμων χώραν· ἐργασθέντες δὲ σύναρμοι συντίθενται, καὶ οὕτως ἥ τε δίοπτρα διεκόπη καὶ ἡ χώρα ⟨τῷ⟩ τῆς σύριγγος τόρμῳ.

verstärkt, daß sie, aneinandergestellt und sich berührend, den ganzen vorerwähnten Abstand der Mittelständer ausfüllen, um die Visieröffnung und den Raum für den Zapfen machen zu können. Sind sie dann bearbeitet, so werden sie aneinandergepaßt. Dann wird die Visieröffnung eingeschnitten und der Raum für den Zapfen der Pfeife. Stelle dir nun in **A**

64, 2 ἐπιτεθεῖσαι ὑπὸ Hiat wie 63, 34. 64. 5 73, 17. 18 περιβαίνουσαι] πε und ιβ in Ras. V 3 κυνωματίοις PV: corr. Ha Koe ἐλάσσουσιν PV: corr. R 4 Θ] viell. Є Die 7 κάτω Pr R: κατὰ PV 10 δίδομεν V 14 ἥτε Ha: ἡ δὲ PV: δὲ punctierte Pr 15 ⟨τῷ⟩ Koe

64 νόει δὲ τὸ ϲχῆμα ϲυντεθέντων αὐτῶν ὁρᾶν τὸ ἐφ' οὗ τὰ Α· ἔϲτω δὲ ἡ διόπτρα μὲν ἐφ' ἧϲ τὸ Γ, ὁ δὲ ἁρμὸϲ ὁ τῆϲ ϲυμβολῆϲ ὁ Δ. ὅπωϲ δὲ πρὸϲ ἀλλήλουϲ μένωϲι, καὶ γόμφοιϲ μὲν ϲυλλαμβάνονται καὶ ἥλοιϲ δὲ διιένται διὰ τῆϲ ϲτερεᾶϲ καὶ ϲυγκοινοῦνται· ἔχει δὲ καὶ παρεπιτομὴν ἐξ ἴϲου τοῖϲ παραϲτάταιϲ κατὰ τὸ μέτωπον καὶ τὸ ὄπιϲθεν βάθοϲ ἔχουϲαν τὸ αὐτό. νόει δὲ ταύταϲ εἶναι κατὰ τὰϲ γραμμὰϲ ἐφ' ὧν Ε. ὑπόλαβε δὲ καὶ τὸ προειρημένον ϲχῆμα κατὰ κρόταφον θεωρεῖν· καὶ ἔϲτω τὸ ἐφ' οὗ τὸ Ζ. ἐχέτω οὖν ἐκτομὰϲ πεποιημέναϲ ἐξ ἑκατέρου μέρουϲ τὰϲ ἐφ' ὧν Η, ἕωϲ κατὰ τὴν ἐπιτομὴν πιπτούϲαϲ ἀκριβῶϲ, ἐχούϲαϲ δὲ πλάτοϲ δακτύλων β̄· ἀπέχειϲ οὖν καὶ τὴν τῶν μεϲοϲτατῶν καταϲκευήν.

33. τὰϲ δὲ κατα-

ihre zusammengestellte Form vor. Die Visieröffnung sei Γ, die Stoßfuge Δ, damit sie aneinander bleiben, werden sie teils mit Bolzen zusammengehalten, teils mit Nägeln, die man durch das Fleisch schlägt, verbunden. Es ist aber auch vorn und hinten ein Querausschnitt vorhanden, übereinstimmend mit den Seitenständern und von gleicher Tiefe. Stelle dir diese unter Ε vor. Nimm nun auch an, du blicktest auf die beschriebene Form von der Seite wie sie sich in Ζ darstellt. Sie habe an beiden Teilen hergestellte passende Ausschnitte Η, die genau so tief gehen wie die Einschnitte[1], und eine Breite[2] von 2 Daktylen haben. Damit hast du nun auch die Konstruktion des Mittelständers erhalten.

33. Die Unterspannbolzen (s. Bild 5!),

καταζυγίϲ

Bild 5 (Kap. 33; p. 65. 1).

65 ζυγίδαϲ δεῖ διατεινούϲαϲ ἐπ' ἀμφότερα τὰ μέρη χαλκεῦϲαι ἐχούϲαϲ μῆκοϲ μὲν παλαιϲτῶν ε̄ δακτύλου καὶ ἡμιδακτυλίου, πλάτοϲ δὲ δακτύλων β̄, πάχοϲ δὲ κατὰ τὴν χώραν τὴν ὑπὸ τὸν τόνον πίπτουϲαν δακτύλων β∠. ἀπειλήφθω δὲ ἀπὸ μὲν τῶν ἄκρων τῆϲ καταζυγίδοϲ ἐξ ἑκατέρου μέ-

welche sich nach beiden Seiten hin erstrecken, muß man aus Erz verfertigen in einer Länge von 5 Palästen $1^1/_2$ Daktyl[3], 2 Daktylen breit und an der Stelle, welche unter den Spanner fällt, $2^1/_2$ Daktylen stark; an den Enden des Unterspannbolzens soll auf jeder Seite ein Bart getrieben werden in der Dicke des Seiten-

64, 21 ϲυγκινοῦνται PV: ϲυγκυνοῦνται corr. P 24 ἐφ' ὧν Ε] danach leerer Raum von 13 bis 14 Z. für die Figur PV 26 τοῦ ἐφοῦ PV: corr. Koe 27 οὖν ἐκτομὰϲ Br (Hiat wie 68, 38; 72, 39): ϲυνεκτομὰϲ PV 28 Η] ἣν PV: corr. Th
65, 5 ff. 7 Zeilen freigel. PV

[1] Des Seitenständers.
[2] In der Mitte.
[3] Vergl. Anm. 28, 5 P., $1^1/_2$" ist der lichte Abstand zwischen den Seitenständern. Das wäre also zu kurz.

ρουϲ γένειον μῆκοϲ ἔχον ὅϲον τὸ πάχοϲ ἐϲτὶν τοῦ παραϲτάτου· τὸ δὲ γένειον μικρὸν ὑπαμβὲϲ ἔϲτω. καὶ πάλιν κατὰ τὴν τῶν μεϲοϲτατῶν χώραν ὁμοίωϲ ἀπειλήφθω ϲχῆμά τι οἷον τὸ ὑπογεγραμμένον. ἔϲτω δὲ τὰ ῥηθέντα ἐξ ἄκρου γένεια ἐφ' ὧν τὰ Θ, αἱ δὲ κατὰ τοὺϲ τόνουϲ καταλειπόμεναι χῶραι (πίπτουϲι δὲ ἀνὰ μέϲον τῶν διαϲτημάτων τῶν τε παραϲτατῶν καὶ μεϲοϲτατῶν) αἱ Λ· λελεαϲμέναϲ δὲ καὶ περιφερεῖϲ αὐτὰϲ κάτωθεν οὔϲαϲ νόει πρὸϲ τὸ μὴ ψαύειν τῶν τόνων. τούτων οὖν ὑπαρχόντων ὑπόλαβε τῶν μεϲοϲτατῶν ϲχῆμα γεγονὸϲ ἐκκεῖϲθαι τὸ ἐφ' οὗ τὸ Α, καὶ τὰϲ δηλωθείϲαϲ καταζυγίδαϲ ἐξ ἑκατέρου μέρουϲ ἐπικειμέναϲ ἐν ταῖϲ ἐκκοπαῖϲ εἶναι· νόει δὲ καὶ κανόναϲ τινὰϲ ὑπάρχειν εἰργαϲμένουϲ β̄ πρινίνουϲ, πλάτοϲ μὲν καὶ μῆκοϲ τὸ ἴϲον ἔχονταϲ ταῖϲ καταζυγίϲιν, πάχοϲ δὲ τριῶν ⟨καὶ⟩ ἡμιδακτυλίου, καὶ τούτουϲ ἐπικειμένουϲ εἶναι ἐπὶ τῶν καταζυγίδων, τὴν ὑπεροχὴν τὴν κατὰ τὸν τόνον ἐκ τοῦ ἄνωθεν μέρουϲ λελεαϲμένην ἔχονταϲ· καλείϲθωϲαν δ' ἡμῖν οἱ προειρημένοι κανόνεϲ ἐπιζυγίδεϲ.

34. νόηϲον δὲ καὶ ἀνὰ

ständers; der Bart soll unten etwas übergreifend sein, und ebenso soll er an der Stelle der Mittelständer etwas angetrieben werden, so daß die unten gezeichnete Form entsteht. Es seien aber Θ die erwähnten Bärte an den Enden und Λ die für den Spanner gelassenen Stellen (sie fallen aber mitten zwischen die Seitenständer und Mittelständer). Bemerke aber, daß sie unten abgeglättet und gerundet sein müssen, wisse, damit sie den Spanner nicht scheuern. Ist das nun so hergestellt, so stelle dir unter A die Form des Mittelständers vor und daß die beschriebenen Unterspannbolzen an jedem der beiden Enden in Ausschnitten sind, und stelle dir auch gewisse aus Steineichenholz hergestellte Riegel, 2 an Zahl, vor, die in Breite und Länge den Unterspannbolzen gleichen und $3^1/_2$ Daktylen dick[1] auf den Unterspannbolzen aufliegen, deren Oberseite an der Stelle des Spanners abgeglättet ist. Die erwähnten Riegel aber wollen wir Spannbolzen nennen (s. Bild 6!).

34. Stelle dir ferner nun zwischen dem

κανών ἤτοι ἐπιζυγίϲ

Bild 6 (Kap. 33; p. 65. 27).

65, 8 ὑπαμβὲϲ PV: ὑπαμβλυ Pr mg: ὑπέμβαν Koe: vgl. Apollon. Cit. z. Hippocr. π. ἄρθρων S. 7, 6 H. Schoene: πᾶν τὸ μὴ κατ' εὐθὺ φέρον ἐν τῷ βάθει, ἀλλὰ πρὸϲ τὸ κάτω [εἶναι] νενευκὸϲ τρῆμα καλοῦϲιν οἱ ἐργάται ὑπαμβέϲ (von ἄμβη abgel.) 9 τῶν fehlt V 10 τι οἷον Die: ποιῶν PV: οἷον Ha 14 λελεαϲμέναϲ Die (wie Z. 25. 26): λελουϲμέναϲ PV: vgl. Dioscur. m. m. V 75, 2 (III 41, 5 Wellm.); Damocr. malagm. 24 p. 111 Did. (Gal. XIII 989) 15 δὲ fehlt V 21 εἰργαϲμέναϲ PV: corr. R 23 τριῶν καὶ ἡμιδακτυλίου S: τριῶν ἡμιδακτυλίων PV: τριῶν δακτύλων καὶ ἥμιϲυ Koe 24 κατὰ τῶν ἐπιζυγίδων PV: corr. Koe 25. 26. λελεαϲμένην Die (vgl. Z. 14): λελωϲμένην PV: λελουϲμένην (!) Koe

[1] Gemeint ist die größte Stärke des Doppelkeiles in der Mitte.

μέσον τῆς καταζυγίδος καὶ ἐπιζυγίδος ὑποκειμένους σφῆνας πρινίνους καὶ αὐτοὺς ὄντας εὐμήκεις καὶ μὴ αἰφνίδιον τὴν συναγωγὴν ἀλλὰ ἀγομένην ἔχοντας καὶ εἰς ὀξὺ σφόδρα καταλήγουσαν. ἔστωσαν δὲ καταζυγίδες μὲν αἱ Β, ἐπιζυγίδες δὲ αἱ Γ, σφῆνες δὲ οἱ Δ· τούτων δὲ οὕτως συντεθέντων περίθου τὸ μήρυμα τοῦ τόνου, καὶ τὴν ἀρχὴν αὐτοῦ λαβὼν ἀνένεγκε ἐπὶ

65 Unterspannbolzen und dem Spannbolzen unterliegende, gleichfalls steineichene Keile vor (s. Bild 7!), welche länglich sind und keine plötzliche, sondern eine allmähliche, aber doch am Ende sehr starke[1] Verjüngung haben. Es seien aber die Unterspannbolzen Β, die Spannbolzen Γ, die Keile Δ. Ist dies so zusammengesetzt, so lege das Gewinde des Spanners um, nimm sein Ende auf und ziehe es auf den oberen Spannbolzen, und da in

Bild 7 (Kap. 34; p. 65, 29).

τὴν ἐνιζυγίδα τὴν ἄνω, καὶ τρυπήματος ὑπάρχοντος ἐν αὐτῇ παρὰ τὴν ἐσχάτην χώραν τοῦ τόνου τὴν ἀρχὴν διείρας ἅψαυον εὐρυτέρου τοῦ τρήματος ὄντος κάτωθεν, ὅπως μὴ ὑπερέχῃ τὸ ἅμμα. καὶ περὶ ταῦτα περιμηρύου τοὺς τόνους ἀπὸ χειρὸς ἑξῆς περιτιθεὶς καὶ σάσσων καὶ σφυρίῳ τινὶ ξυλίνῳ προσκρούων πρὸς τὸ συνερείδοντα καλῶς τὸν τόνον τεθῆναι· πληρωθέντος δὲ τοῦ πρώτου δόμου πάλιν ἄλλον ἐπάνω τὸν αὐτὸν τρόπον ἐπιμηρύου, καὶ πάλιν ὁμοίως, ἕως ἂν καταχρήσῃ πᾶν τὸ μῆκος τοῦ τόνου· καὶ οὕτως

diesem an seinem äußersten Ende ein Loch ist, so ziehe das Ende des Spanners hindurch und mache einen Knoten (das Loch ist aber nach unten erweitert, damit der Knoten nicht vorstehe) und dann winde die Sehnen freihändig eine nach der anderen um, drücke sie an und klopfe sie dann mit hölzernem Hammer fest, so daß der Spanner gut zusammenschließend angelegt wird. Ist aber die erste Schicht gefüllt, wickle auf dieselbe Weise eine andere darauf und wieder auf gleiche Weise, bis du die ganze Länge des Spanners aufgebraucht hast. Dann ergreife auch das andere Ende und schiebe es unter alle Schläge des

65, 29 καὶ αὐτοὺς Koe: ἐν αὐτοῖς PV 30 ἔχοντας] ἔχοντα PV: corr. Pr 32—35 5 halbe Z. frei für die Figur PV 33 συντιθέντων PV: corr. Ha Koe παράθου PV: corr. Koe 35 ὑπέρχοντος P 37 ἄφατον P εὐρυτέραν PV: corr. Koe 40 σάσσων PV: πατάσσων R καὶ nach ξυλίνῳ PV: versetzte Die nach σάσσων; vgl. Heron Bel. p. 82 W. (17, 1 D-Schr.) καὶ σφυρίῳ κρούοντες τὰ κῶλα, ὅπως καλῶς συνερείδῃ πρὸς ἄλληλα 41 πρὸς τὸ S: πρὸς τὰ PV 44 ὡς ἂν καταχρῆσιν PV: corr. Koe; vgl. Heron a. O.

[1] Gemeint ist, daß sich die Verjüngung auf die ganze Länge des Keiles erstreckt, nicht nur auf einen Teil desselben.

ὑπόλαβε τὴν ἀρχὴν ὑποθεὶς ὑπὸ πάντας ⟨τοὺς⟩ τοῦ τόνου στήμονας παρεκτείνας παρὰ τὴν ἐπιζυγίδα· περιμηρύσαι δὲ καὶ ἐκ τοῦ ἄλλου μέρους τὸν ἄλλον τόνον ὁμοίως. εἶτ' ἔμβαλε τοὺς σφῆνας τοὺς ἑκατέρας πλευρᾶς, ἕως ἐπ' ἄκρον αὐτοὺς ἑλκύσῃς, ὅπως ὁ τόνος πᾶς ὁμοίως χάλασμα σχῇ.

35. τοῦτο δὲ πράξας λάβε τὸν ἀγκῶνα καὶ τὸ ἄκρον αὐτοῦ τὸ τὴν τοξῖτιν δεχόμενον δίωσον διὰ μέσου τοῦ μηρύματος καὶ ἐπίσπασαι, ἕως τοῦ τὴν πτέρναν εἰς τὴν ὑποπτερνίδα τὴν ἐν τῷ μεσοστάτῃ πεποιημένην ⟨ἐμπεσεῖν⟩. ἔστω δὲ αὕτη τοσοῦτον ἔχουσα βάθος, ὥστε τὸν ἀγκῶνα μήτε προεστάναι μήτε

Spanners, indem du es längs des Spannbolzens durchziehst. Wickle dann auch auf der anderen Seite ebenso den anderen Spanner um, und schlage dann die Keile von beiden Seiten ein, bis du sie zur Spitze gezogen hast, daß der ganze Spanner ein gleichmäßiges Ausrecken erhalte.

35. Hast du das getan, nimm den Bogenarm und stoße das Ende für die Bogensehne mitten durch das Sehnengewinde und ziehe ihn durch, bis sein Fuß an das Fußlager im Mittelständer anschlägt. Dies muß aber eine solche Tiefe erhalten, daß der Bogenarm weder übersteht[1], noch zu sehr einfällt. Stelle dir aber das Fußlager, wie ich es meine, unter M (s. Bild 8) vor. Hast du nach dem

Bild 8 (Kap. 35; p. 66, 4).

προσπίπτειν λίαν· νόει δὲ τὴν ὑποπτερνίδα οὖσαν, ὡς λέγω, τὴν ἐφ' ἧς τὸ M. ποιήσας δὲ τὸ ῥηθὲν καὶ καταστήσας τὸν ἀγκῶνα, πάλιν ὁμοίως καὶ τὸν ἄλλον ἀγκῶνα κατάστησον. εἶθ' οὕτως προσάξεις καὶ τοὺς παρα-

Gesagten gehandelt und den Bogenarm eingesetzt, so setze dann ebenso gleichfalls den anderen Bogenarm ein, dann setzest du auch die Seitenständer an und schiebst sie unter die Unterspannbolzen ein. Hast du nun so den Rahmen zusammengesetzt, so nimm einen geeig-

65, 45 ὑπόλαβε P: ἀπόλαβε V: ὑπόβαλε S; vgl. Her. Bel. p. 82, 4 W (17, 6 D-Schr.), aber dieser Begriff liegt in ὑποθείς. Eher ist aus Heron τὴν ⟨ἐσχάτην⟩ oder ⟨ἑτέραν⟩ ἀρχὴν (zur Unterscheidung von Z. 34) zu entnehmen ⟨τοὺς⟩ Ar 107 45. 46 τοῦ τόνου Koe: τοὺς τόνους PV 48 ἔκβαλε S ἑκατέρας Die-Schramm: ἐκ τῆς μιᾶς PV: 51 ἐχόμενον PV: corr. Koe

66, 2 τοῦ Koe: οὗ PV 3 μεσοστάτῃ P: μεσοτάτηι V ⟨ἐμπεσεῖν⟩ Koe; ἕως οὗ ... ⟨ἐμβάλῃς⟩ S

[1] Über das Fußlager (s. auch Tafel 5, 3). Außenkante Bogenarm und Außenkante Fußlager fallen zusammen.

στάτας καὶ ὑπερείσεις αὐτοὺς ταῖς καταζυγίσιν. καταστη- **66**
σάμενος δὲ τὸ πλινθίον οὕτως σφῦραν σύμμετρον 10
λαβὼν εἰσέλαυνε τοὺς σφῆνας ἐναλλὰξ ἕκαστον
τύπτων πραέως, ἕως ἂν εἰσπέμψῃς αὐτοὺς με-
τρίως, καὶ τὸ τηνικάδε θεὶς ἐπὶ κρόταφον τὸ πλιν-
θίον ἐπὶ στερεοῦ τινος ὑποθέματος τύπτε μείζονι
σφύρᾳ καὶ εἰσώθει τοὺς σφῆνας· ὅταν δὲ ἱκανῶς 15
εἰσεληλυθέναι σοι δοκῶσιν, ἐπιθεὶς ἐπὶ τὴν σύριγ-
γα καὶ ἐνδήσας τὴν τοξῖτιν, ὡς εἴθισται, καὶ ἐκτείνας
αὐτὴν κάταγε δὶς ἢ τρίς, μὴ ἀποσχάζων ἀλλ'
ἀνιεὶς πραέως διαλείπων, ἕως ⟨τοῦ⟩ τοὺς τόνους αὐτοῖς
συνδιδόναι, καὶ πάλιν καθελὼν καὶ ἐπὶ κρόταφον 20
θεὶς ἔλαυνε τοὺς σφῆνας· τοῦτο δὲ ποίει, ἕως ἄν σε
τὸ μῆκος τῆς τοξείας ἐκτίνῃ, καὶ οὕτως ἀπότε-
με πρίονι τὸ ὑπερέχον τῶν σφηνῶν παρὰ τὴν ἐπι-
τομὴν τῶν παραστατῶν.

36. Τὸ μὲν οὖν πλινθίον οὕτως
ἐργασθὲν καὶ ἐξαρτυσθὲν ἕτοιμα τὰ πρὸς τὴν 25
τοξείαν λαμβάνει· γίνεται δὲ τῇ ὄψει μικρῷ ἀ-
πρεπέστερον· ἀκέφαλον γὰρ ὁρᾶται, ὡς ἔχει. ὅπως
οὖν τῇ τε ὄψει φαίνηται καλὸν καὶ ὁ τόνος, συγ-
καλυφθεὶς ἅμ' ἔχῃ σκέπην, ἐξ
ἑκατέρου μέρους γίνεται κάλυμμα κατασκευα- 30
σθὲν ὃν τρόπον μέλλομεν λέγειν· πλινθίον πήγνυται
ἐκ σανίδων πτελεΐνων ἢ μελεΐνων, ἢ οἵων ἄν τις
ἕληται τῆς ὄψεως ἕνεκεν καὶ ἰσχύος ἅμα, πάχος

neten Hammer und treibe die Keile abwechselnd mit sanftem Schlage ein, bis du sie so ziemlich durchgeschlagen hast, und dann lege den Rahmen seitlich um, auf eine feste Unterlage und schlage mit einem größeren Hammer und treibe die Keile hinein. Wenn sie dir dann genügend eingedrungen zu sein scheinen, so setze den Rahmen auf die Pfeife und binde, wie üblich, die Bogensehne an, spanne sie und ziehe sie 2 oder 3 mal an, aber drücke nicht ab, sondern lasse sie langsam allmählich wieder nach, bis der Spanner ihr nachgibt, und dann nimm ihn wieder ab und lege ihn auf die Seite und schlage die Keile ein, und das tue so lange, bis das Maß der Schußweite befriedigt, und demnächst schneide mit einer Säge den überstehenden Teil der Keile an dem Einschnitte der Seitenständer ab.

36. Der Rahmen, so hergestellt und bespannt, ist zum Schießen fertig, doch hat er ein etwas unschönes Aussehen. Denn er erscheint, so wie er ist, ohne Kapitäl. Damit er nun in schönem Aussehen erschiene und der Spanner, verdeckt, zugleich Schutz erhalte, so soll folgendermaßen eine Decke auf beiden Seiten darüber gemacht werden. Man zimmert einen Rahmen aus rüsternen oder eschenen Brettern oder aus welchem Holze man sie sonst wegen des Aussehens und der Festigkeit nehmen will,

66, 11 ἐνάλλαξον PV: corr. Th 12 τύπων P (corr. Pr.) ἐκπέμψης PV: corr. Th. 14 στερεοῦ τινος Poland: τινος στερεοῦ PV 15 δὲ Koe: γὰρ PV 16 σοι om V 19 ⟨τοῦ⟩ Die αὐτοῖς συνδιδόναι PV: αὐτοῖς συνᾴδειν Koe: αὐτῇ συνδιδόναι Die 20 καθελὼν Pr: καθηλῶν PV 21. 22 σε τὸ μ. τῆς τ. ἐκτείνῃ PV: σε... ἐκτίνῃ (*dich bezahlt macht, befriedigt*) W. Schmidt Burs. Jahresb. 1901, 94: σοι τὸ μ. τῆς τ. ἐκποιῇ Die; vgl. 67, 2. 20 22 ἀπότεμε Pr: ἀπότε PV 25 ἕτοιμα τὰ] ἑτοιμότητα Koe 26 viell. μικρὸν Die 26. 27 ἀπριπέστερον V 27 ὁρᾶται] o mit Ras. V 28 φαίνεται PV: corr. Ha Koe 29 ἅμ' ἔχῃ σκέπην Va; vgl. Z. 33: ἅσι ἔχηις καὶ πλήν, a. Rand ς VPV: ἴσως σκέπην διπλὴν Pr: ἀμπίσχῃ Bue 31 πήγνυνται PV: corr. R 32 πελεΐνων P (corr. Pr) μηλεΐνων P ἂν Koe: ἐὰν PV 33 ἅμα] viell. zu tilgen als Verbesserung von ἅσι 29 Die

66 ἐχουσῶν δακτυλιαῖον, πλάτος δὲ τοσοῦτον, ὥστε συγκαλύπτειν τὰ περὶ τοὺς σφῆνας· πήγνυται δὲ καὶ κρυπτοῖς πελεκίνοις, ὥστε τὰς ἐκτὸς γωνίας ἐπ' ὄνυχος συμβεβλημένας ἔχειν· τὸ δὲ πλινθίον γίνεται τηλικοῦτον, ὥστε περιλαβεῖν κύκλῳ τοὺς μεσοστάτας καὶ παραστάτας, παρεμβαῖνον εἰς τὴν ἐπιτομὴν αὐτῶν, καὶ ἐπάνωθεν αὐτῶν κάλυμμα λαμβάνει κυμάτιον πύξινον ἔχον διπλοῦν κύκλῳ περιτρέχον· καὶ οὕτως ἐκ τῶν πλαγίων ἐπιπερονᾶται πρὸς τοὺς παραστάτας περόναις σιδηραῖς ἢ χαλκαῖς πομφολυγωταῖς. περιτεθὲν οὖν τὸ ῥηθὲν ἐξ ἑκατέρου μέρους κάλυμμα τήν τε ὄψιν ἀποδίδωσι καλὴν καὶ τὰ περὶ τοὺς σφῆνας καλύπτει καὶ τὸν τόνον σκεπάζει. τὰ δ' ἐμφράγματα ταῖς μέσαις χώραις τῶν παραστατῶν καὶ μεσοστατῶν ἄν τε βούλῃ λεῖα ποιεῖν, οὐθὲν διοίσει (σκέπης γὰρ ἕνεκεν τῆς τῶν τόνων ἐμβάλλεται), ἐάν τε καὶ τῆς ὄψεως στοχαζόμενος θέλῃς οὔλων τε ξύλων αὐτὰ ποιεῖν καὶ πύξινον περιτρέχον κυμάτιον περιτιθέναι, καὶ τοῦτ' ἐκποιήσει.

von zölliger Dicke und so breit, daß sie die Keile verdecken. Er wird aber mit verdeckten Schwalbenschwänzen verzahnt, so daß die äußeren Ecken haarscharf zusammenpassen. Der Rahmen wird aber so hergestellt, daß er die Seiten- und Mittelständer rings umfaßt, an ihren Seitenausschnitten vorbeigeht und oben eine Decke mit buchsenem, ringsumlaufendem Karnies erhält, und so wird er von den Seiten her mit eisernen und bronzenen Rundkopfbolzen an die Seitenständer angenagelt[1]. Die beschriebene, auf beiden Seiten umgelegte Decke bietet nun so ebensowohl einen schönen Anblick, als sie die Verkeilung verdeckt und den Spanner schützt. Willst Du die Verdeckungen der Zwischenräume zwischen Seitenständer und Mittelständer ganz glatt machen, so macht das nichts aus (denn sie dienen ja zum Schutze des Spanners), und willst Du sie, auch auf das Aussehen bedacht, aus festen Hölzern machen und ein buchsenes umlaufendes Karnies anbringen, so wird auch das sich ermöglichen lassen.

67 **37.** τὴν μὲν οὖν κατασκευὴν λαμβάνει καὶ τὴν ἐξάρτυσιν ταύτην· ἐὰν δὲ ἐπιτεῖναί ποτε βουλώμεθα, δεῖ προκαθηγητῆρα κατεσκευασμένον σιδηροῦν ὑπάρχειν· ὁ δὲ προκαθηγητήρ ἐστιν ὅμοιος ἐμβολεῦσιν, οὓς οἱ ⟨περὶ⟩ τὰ

37. Das ist nun die Konstruktion und Bespannung, die es erhält. Wenn es aber nachgespannt werden soll, so muß ein besonders dazu hergestelltes Stemmeisen vorhanden sein. Das Stemmeisen ist den Stempeln ähnlich, mit welchen die Münz-

66, 37 ἔχειν S: ἔχῃ PV: ἔχει Koe 41 λαμβάνει PV: verb. Die ἔχων P 43 ἀποπερονᾶται PV: verb. Studniczka bei Wiegand *Pat. Bauinschr.* 761[19]: προσπερονᾶται Koe 44. 45 περιτιθὲν PV: corr. Pr. 46 τὰ Koe: τὰς PV 47 τόνον] νόνον V 49 λεῖα Die: ἀεὶ λιτὰ PV (d. i. $\overset{\text{λει}}{\text{λιτα}}$): [ἀεὶ] λιτὰ Bue: λεῖα καὶ λιτὰ Va: ἀφελῆ καὶ λιτὰ nach 72, 11 Koe 51 στοχαζομένης PV: verb. Koe

67, 1 τόξινον PV: corr. Pr 2 καὶ τοῦτ' Th: καὶ τοῦ P: καὶ τοῦτο Pr ἐκποιήσειν PV: verb. S: ἐκποιήσῃ Pr 5 κατασκευασμένον PV: corr. Ha Koe 6 ἐμβολεῦσιν Die vgl. 70, 9. 13. 84, 26. Hero Bel. c. 20 p. 96, 5 W. (33, 2 D-Schr.); W. Schmidt Heron II 1 p. 408: $\overset{\text{s}}{\text{ἐπιβουλεύσιν}}$ P: $\overset{\text{s}}{\text{ἐπιβουλεύειν}}$ V; am Rand v. 1. H.: s ἐπιβουλεῦσιν P: s ἐπιβολεῦσιν V οὓς οἱ ⟨περὶ⟩ Die: ὅσοι PV: οὓς Schneider-Saxo: οἷς Koe

[1] Widerspruch zu C. 28, p. 62, 16, wenn er festgenagelt ist, kann er nicht nach Belieben abgenommen werden, wenn man einige kleine Bolzen entfernt.

νομίσματα ἔχοντες κόπτουσι, πλὴν ὅτι τετράγωνον αὐτοῦ πεποίηται καὶ σφηνοειδὲς τὸ στόμα. **67** ὅταν οὖν ἐπιτεῖναι βούλῃ, περιελόντα δεῖ τὰ καλύμματα θεῖναι τὸ πλινθίον ἐπὶ κρόταφον ὑποθέντα τι ὑπόθεμα στερεόν, καὶ οὕτως ἐπὶ τὴν τοῦ σφηνὸς κουρὰν τὴν ἠκροτομημένην ἐπιθέντα τὸ τοῦ προκαθηγητῆρος στόμα κρατεῖν τοῦ στελεοῦ· εἶτα ἄλλον τῇ σφύρᾳ τύπτειν, ἕως ἂν εἰσελάσῃ ὅσον δακτύλους δύο, καὶ οὕτως τὸν μὲν προκαθηγητῆρα ἐξελεῖν διακρούσαντα ἐκ τῶν πλαγίων· ἀπειργασμένον δὲ σφῆνα ἁρμοστὸν ἔχοντα στόμα εἰς τὴν χώραν μὴ λίαν μακρόν, καθότι ἦσαν οἱ ἐξ ἀρχῆς πεποιημένοι, σύμμετρον δέ, ἐπιθέντα ἐλαύνειν, ἕως ἂν ἡ τοξεία ποιήσῃ τὸ δέον, καὶ πάλιν ἀκροτομήσαντα τοὺς σφῆνας ⟨τὰ⟩ καλύμματα περιθεῖναι. ἔσται δὲ καὶ τὰ τῶν σφηνῶν ἀκρότομα φυλαχθέντα χρήσιμα πρὸς τὰς ἐπεντάσεις· ἁρμόσει γὰρ εἰς τὰς χώρας.

38. τὴν μὲν οὖν ἐπέντασιν τῷδε ⟨τῷ⟩ τρόπῳ ποιητέον· ἐὰν δὲ παῦσαι θέλωμεν καὶ τὸν τόνον περιελόντες, καθότι εἴπομεν, θεῖναι, δεῖ τὸ τῶν ἐπιζυγίδων καὶ τὸ τῶν σφηνῶν ὑπεριδεῖν ἀναλωμάτιον (τοῦτο δέ ἐστι τελέως μικρόν)· διατεμεῖν γὰρ δεῖ πριονίῳ τὴν ἐπιζυγίδα καὶ τοὺς σφῆνας παρ'

meister die Münzen prägen, nur daß seine Schneide viereckig und keilförmig ist. Wenn man nun nachspannen will, so muß man die Verkleidung abnehmen[1] und den Rahmen auf einer untergestellten harten Unterlage auf die Seite legen und so auf das abgeschnittene Ende des Keiles die Schneide des Stemmeisens aufsetzen, und dessen Stiel festhalten; dann schlägt ein anderer mit dem Hammer darauf, bis es ungefähr zwei Daktylen weit eingedrungen ist; dann wird das Stemmeisen herausgenommen, indem man es seitlich herausschlägt. Dann setzt man einen passenden Keil ein, vorn nicht so breit als die ersten, aber doch einpassend hergestellt, und treibt ihn so weit ein, bis die nötige Schußweite erreicht ist, schneidet dann wiederum die Keile ab und legt die Verkleidung um. Die Abschnitte der Keile soll man aber aufheben, da sie für das Nachspannen benutzbar sind; denn sie passen in die Stellen[2].

38. Auf diese Art muß also das Nachspannen stattfinden. Wenn wir aber aufhören, den Spanner abwickeln und, wie wir oben gesagt haben, verwahren wollen, so muß man die Kosten der Spannbolzen und der Keile nicht achten (das Opfer ist sehr klein). Man muß nämlich mit einer kleinen Säge den Spannbolzen und die Keile dicht neben dem Spanner, dort wo er sich gegen den Seitenständer legt, durchschneiden und das in der Mitte

67, 7 κόπτουσι Koe: πίπτουσι PV: das vorher ausgefallene περὶ war wohl am Rande ergänzt, daher entstand κο$\overset{\varepsilon}{\pi}$τουσι in der Vorlage 10. 11 ὑποθέντα Koe: ὑποτιθέντα PV 11 ὑπόθεμα Koe; vgl. 66. 14: πρόθεμα PV 17 ἀπεργασμένον PV: corr. Koe 18 στόματα V 22 ⟨τὰ⟩ Koe 25 ⟨τῷ⟩ R 26 παῦσαι S: καῦσαι PV: χαλάσαι Th θεῖναι] vgl. θέσιν c. 27 (61, 35) 28 ὑπερείδειν PV: corr. Koe

[1] Die Befestigung mit herausziehbaren Bolzen erscheint also zutreffend.

[2] Nicht ganz zutreffend. Sie haben nur die richtige Breite, nach der Dicke müssen sie erst passend gemacht werden.

αὐτὸν τὸν τόνον, καθ᾽ ἃ προσερείδει τῷ παραστάτῃ, καὶ τὰ μὲν μέσα ἔκτομα ἐξελεῖν, ἀντίσφηνα δὲ ποιήσαντα καὶ ἀντιθέντα τῷ σφηνὶ τύπτειν τῇ σφύρᾳ καὶ ἐξελάσαι τοὺς σφῆνας. καὶ οὕτως χάλασμα λαβόντων τῶν τόνων τούς τε ἀγκῶνας ἐξαιρεῖν καὶ τὰ τῶν τόνων μηρύματα περιελεῖν ὄντα ἄφθαρτα καὶ ἀσινῆ καὶ λιπάναντας εἰς ἐξέλικτρον ξύλινον συντιθέναι. καὶ τὴν μὲν ⟨τοῦ⟩ διὰ τοῦ σφηνὸς ἐντεινομένου κατασκευὴν τάς τε καθηκούσας ἀποδείξεις δεδηλώκαμεν, καὶ διὰ πλειόνων μὲν ἴσως λόγων. διὰ πάσης δὲ ἀκριβείας.

Ausgeschnittene herausnehmen, indem man einen Gegenkeil macht, ihn gegen den Keil ansetzt und die Keile durch Hammerschläge heraustreibt. Wenn auf diese Weise ein Nachlassen der Spanner erfolgt ist, muß man die Bogenarme herausnehmen die Schläge des Spanners abwickeln, welche unversehrt und unbeschädigt sind, und sie eingeölt auf eine hölzerne Winde zusammenwickeln. Und so wäre die Konstruktion des Keilspanners samt den gebührenden Ausführungen. Sie sind vielleicht mit zuviel Worten aber mit aller Genauigkeit gegeben[1].

39. τοῦ δὲ χαλκοτόνου παρειλήφαμεν εὑρετὴν μέν, ὡς καὶ ἀνώτερόν σοι δεδηλώκαμεν, Κτησίβιον τὸν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ γεγονότα· προσπεσόντος δὲ καὶ ἡμῖν τοῦ προβλήματος, τῆς δὲ κατασκευῆς οὔπω διαδεδομένης, καλῶς ἔχειν ὑπελάβομεν καὶ αὐτοὶ ζητῆσαι καὶ ἐπὶ πέρας αὐτοῦ τὴν κατασκευὴν ἀγαγεῖν, ὅθεν πολὺ διαλλάσσον γέγονε ⟨τὸ⟩ τοῦ παρ᾽ ἡμῖν ὑπάρχοντος ὀργάνου σχῆμα πρὸς τὴν ὑπ᾽ ἐκείνου συντεθεῖσαν κατασκευήν, ἐξ ὧν διεσάφουν ἡμῖν τινες τῶν παρ᾽ αὐτῷ περιέργως τεθεαμένων· ὑποστησάμενος οὖν ποιήσομαι τὸν λόγον σοι περὶ τῆς ἡμετέρας κατασκευῆς.

39. Als Erfinder des Erzspanners aber ist uns, wie ich Dir auch schon oben gesagt habe, der Alexandriner Ktesibios überliefert worden. Da aber diese Aufgabe auch mir unvermutet in die Quere kam und die Konstruktion noch nicht bekannt war, so hielt ich es für richtig, auch selbst zu forschen und die Konstruktion Jenes zur Vollendung zu führen. Dabei ist nun freilich die Form unseres Geschützes sehr abweichend geworden von der Konstruktion, die jener angegeben hatte, nach den Mitteilungen die mir einige machen konnten, welche sich bei ihm das Geschütz mit großer Sorgfalt angesehen hatten. Also will ich Dir nun meinem Versprechen gemäß über meine Konstruktion Vortrag halten (s. Tafel 6!).

40. βάσις μὲν οὖν καὶ συρίγγιον καὶ χελώνιον καὶ χεὶρ

40. Basis, Pfeife und Schieber und die Klaue, welche die Bogensehne spannt,

67, 37. 38 λιπάνοντας P (corr. Pr) 39 ⟨τοῦ⟩ S 41 'f. καὶ del.' Br 45 ἐν fehlt P 46 καὶ ἡμῖν in P von 1. H. über der Linie nachgetragen τῆς Pr: τοῖς P δὲ] τε Pr 47 οὔπω Th (Gra p. 155): οὕτω PV 48 πέρας] πέτρας PV: corr. Th 50 γέγονε fehlt V ⟨τὸ⟩ Koe ὑμῖν V

[1] Die Genauigkeit läßt zu wünschen übrig. Die geringen Vorteile, die Philon über die Gebühr lobt, sind nicht größer als die Nachteile. Für größere Geschütze ist die Konstruktion ungeeignet. Die Rekonstruktion des Keilspanners war leicht und dankbar. Die Schußweite stand nicht zurück.

ἡ κατάγουϲα τὴν τοξῖτιν ὅ τε ὀνίϲκοϲ καὶ ἡ κατάκλειϲ καὶ ⟨αἱ⟩ ϲκυτάλαι καὶ τὰ ἄλλα πάντα καὶ ἐπὶ τούτου κατεϲκεύαϲται τοῖϲ ἄλλοιϲ ὀξυβελέϲιν ὁμοίωϲ· τὸ δὲ πλινθίον ἄλλο λαμβάνει ϲχῆμα. μέλλοντεϲ οὖν περὶ τῆϲ τῶν τόνων ἰδιότητοϲ ἀπαγγελεῖν καλῶϲ ἔχειν ὑπελαμβάνομεν καὶ ἐπὶ τούτου πρῶτον ἐπιϲκέψαϲθαι περὶ τῶν ἀρχαίων ὀργάνων καὶ ϲυμβαλεῖν, τίϲ ἐϲτιν ἡ αἰτία τοῦ μακρὰν ἀποϲτέλλειν δύναϲθαι τὸ βέλοϲ, μὴ περὶ μικρὰϲ αἰτίαϲ τὴν θεωρίαν ποιούμενοι καθάπερ ἀνώτερον δεδηλώκαμεν. περὶ τὸ μακροτονεῖν ἢ ϲυναιρεῖν τὸ μῆκοϲ τῶν τόνων ἢ τοὺϲ ἀγκῶναϲ ἐπεκτείνειν ἢ ϲυϲτέλλειν ἢ προϲεϲτηκόταϲ ἢ ἀναπεπτωκόταϲ μᾶλλον ποιεῖν ἢ τὴν τῶν νεύρων ἢ τριχὸϲ ἀρετήν· ταῦτα μὲν γὰρ καὶ προεζήτηται, καθάπερ εἶπον ἐν τοῖϲ πρότερον, καὶ ἐν μέϲῳ κείμενα κοινὰ πᾶϲιν ὑπάρχει πολλάκιϲ ἤδη καὶ παντοδαπῶϲ πεπειραμένα· νῦν δὲ ὁλοϲχερῆ τινα δεῖ τὴν ἐπίϲκεψιν περὶ τῶν καθόλου ποιήϲαϲθαι μέλλονταϲ δὴ καὶ προϲάγειν ὁλοϲχερέϲ τι θεώρημα καὶ ἴδιον τῇ διαθέϲει καὶ πολὺ παρηλλαγμένον τῶν πρότερον.

41. ολη ⟨μὲν⟩ ουν ἡ τῶν ἀγκώνων βία παραίτιοϲ γίνεται τοῦ μακρὰν φέρεϲθαι βέλοϲ· αὕτη δὲ διὰ τῶν τόνων αὔξεται. ϲκεπτέον τοίνυν. ποία τίϲ ἐϲτιν ⟨ἡ⟩ περὶ τοὺϲ τόνουϲ ὑπάρχουϲα διάθεϲιϲ· ἔϲτω δ' ἡμῖν ἐπὶ τοῦ παρόντοϲ ἡ ζήτηϲιϲ καὶ ὁ περὶ ταύτην ἐϲόμενοϲ λόγοϲ περὶ τῶν ὀξυβε-

der Haspel und die Sperrklinke und die Handspeichen und alles Übrige wird auch bei diesem wie bei den übrigen Pfeilgeschützen gemacht; aber der Rahmen erhält eine andere Form. Da ich nun über die eigentümliche Form der Spanner berichten wollte, hielt ich es für gut, auch in dieser Beziehung zuerst die alten Geschütze zu überprüfen und zu überlegen, was die Ursache des Weitschusses ist, und nicht über Nebenursachen Theorien aufzustellen, wie ich ja schon oben meine Ansicht dargelegt habe, über das Vergrößern und Verkleinern der Spannerlänge oder Verlängerung oder Verkürzung der Bogenarme, oder ob man sie gegeneinanderschlagend oder weiter auseinanderschlagend macht oder über die Brauchbarkeit der Sehnen oder des Haares. Denn das ist auch schon vorher erkannt, wie in Früherem besprochen, und liegt als ein Gemeinbesitz allen offen vor Augen, da es schon oft und mannigfach praktisch erprobt worden ist. Nun aber muß ich eine eingehende Untersuchung über das Ganze anstellen, ich will nun auch einen vollständigen Lehrsatz entwickeln, der in seiner Konstruktion mein Eigentum ist und von dem der Älteren sehr abweicht.

41. In der Kraft der Arme liegt nun zwar im Ganzen die Ursache, daß die Geschosse weittragen, aber diese wird durch die Spanner vermehrt. Man muß somit überlegen, was eigentlich die Beschaffenheit des Spanners ist. Für jetzt aber beschränkt sich meine Untersuchung und die hierauf abzielende Darlegung auf das Pfeilgeschütz. Da nun der Spanner

68, 5 ὅ τε fehlt V 6 ⟨αἱ⟩ Koe τὰ ἄλλα πάντα καὶ fehlt V 9 ἀπαγγέλειν PV: ἀπαγγέλλειν R 12 καὶ in Ras. V ϲυμβάλλειν PV: corr. Die 13 περὶ Pr: παρὰ PV 15 περὶ Koe: παρὰ PV 17 πρὸϲ ἑϲτηκόταϲ PV: corr. Pr 18 τὴν Koe: τὸν PV τριχῶν verm. Die 19 προϲζήτηται P (corr. Pr) εἶπαν PV: corr. Pr 20 ὑπάρχειν PV: corr. Koe 21 δὲ R: δὴ PV 23 δὴ] γε Koe 25 ὅλωϲ verm. S ⟨μὲν⟩ Die 28 ἐϲτι⟨ν ἡ⟩' Die 29 ἐπὶ Ha: περὶ PV

68 λῶν ὀργάνων. πρῶτον οὖν, ἐπεὶ παραίτιός ἐστιν ὁ τόνος
32 τῆς τοῦ ἀγκῶνος βίας, ἡ δὲ τοῦ ἀγκῶνος βία τῆς τοῦ
βέλους ἀποστολῆς, φροντιστέον ἐστὶ τῶν τόνων. οὐκοῦν
ὁ ἀγκών ἐστιν ἐν μέσῳ τῷ τόνῳ· τὸ μὲν ἡμιτόνιον
35 αὐτοῦ ἐπιπίπτει κατὰ τὴν πτέρναν τοῦ ἀγκῶνος ἐν
τῷ ἐκτὸς μέρει τοῦ πλινθίου καὶ βιάζεται τὴν
πτέρναν εἰς τὰ ἐντός, τὸ δὲ ἄλλο ἡμιτόνιον
παραλλὰξ ἀνὰ τὸν ἀγκῶνα. λέγω οὖν, ὅτι ⟨ὁ⟩ τάχιστα
δυνάμενος τῶν ἀγκώνων ἀναπίπτειν μακρότατα
40 τὸ βέλος ἀποστελεῖ· ἡ γὰρ ὀξυτάτη φορὰ τῆς τοξί-
τιδος ταχυτάτην ἐνεργάζεται τῷ βέλει κίνησιν,
ὥστε ἐν ἴσῳ χρόνῳ πλείονα τόπον ἐνεχθῆναι διὰ
τὸ συνεχὲς τῆς φορᾶς. πότερ' οὖν, καθάπερ εἰ-
ρήκασιν οἱ πλεῖστοι, καὶ ἡμεῖς δὲ ἀρτίως εἴπομεν,
45 συμβαίνει τῇ τοῦ ἀγκῶνος ἀναπτώσει τὴν βίαν ἐξ ἀμ-
φοτέρων γίνεσθαι τῶν ἡμιτονίων, ἢ μόνον ἐκ τοῦ ἑνός;
τοῦτο δὲ σαφῶς εἰδήσομεν ἐπιστήσαντες αὐτούς·
πάνυ γὰρ χρήσιμον ἔσται πρὸς τὸν ἐνεστῶτα λόγον.
οὐκοῦν πρὸς μὲν τὴν τῆς τοξίτιδος καταγωγὴν ὁρῶ-
50 μεν ἀμφότερα σαφῶς ἀντιπράσσοντα τὰ ἡμιτό-
νια· διὸ καὶ τοὺς ἀγκῶνας συμβαίνει πολλάκις τρίβε-
69 σθαι δύο δυνάμεις ἀνακινοῦντας· ἔν τε τῷ σχά-
σματι τὴν τοξῖτιν ἅμα συμβαίνει ἀμφοτέρας τὰς
τῶν ἡμιτονίων δυνάμεις κινεῖν ἰσοταχεῖς αὐταῖς
συνυπαρχούσας διὰ τὸ ἐξ ἴσων καὶ ὁμοίων δυ-
5 νάμεων συνεστάναι. οὐκ ἂν οὖν πρὸς τὸ τάχος

die Ursache der Kraft des Bogenarmes ist, die Kraft des Bogenarmes ab r die der Entsendung des Geschosses, so muß man zunächst für den Spanner sorgen. Der Bogenarm liegt also in der Mitte des Spanners, dessen eine Hälfte gegen den Fuß des Bogenarmes an der äußeren Seite des Rahmens schlägt und den Fuß nach innen zwängt, die andere Hälfte schräg gegenüber am Bogenarm. Ich behaupte nun, je schneller die Bogenarme auseinanderschlagen, desto weiter werden sie schießen. Denn je schärfer die Gewalt der Bogensehne, desto schnellere Bewegung des Geschosses bewirkt sie, so daß es in derselben Zeit durch die Kraft des Zuges eine weitere Strecke getragen wird. Wird nun, wie die meisten behaupten und auch ich soeben gesagt habe, das Auseinanderschlagen der Bogenarme durch die beiden Hälften hervorgerufen oder nur durch die eine, das werden wir deutlich erkennen, wenn wir sie beobachten. Es wird dies von vielen Nutzen für die vorliegende Darlegung sein. Wir sehen also offenbar, daß beim Spannen der Bogensehne sich die beiden Hälften entgegenwirken. Deshalb zerbrechen auch oftmals die Bogenarme, weil sich zwei Kräfte entgegenarbeiten; und beim Abschießen bewegen die beiden Kräfte der Halbrahmen die Bogensehne zugleich und mit gleicher Geschwindigkeit, da sie miteinander verbunden sind und aus gleichen und gleichwertigen Kräften zusammengesetzt sind. Zu der

68, 31 πρῶτον Die (zu verb. mit φροντιστέον): ἄρ PV (aus ἆ der Vorlage) ἐπεὶ παραίτιός Die (zur Vermeidung des Hiats wie 26): ἔπειτα αἴτιός PV: ἐπεὶ αἴτιός Ha Koe 35 αὐτοῦ] Hiat! τοῦ ἀγκῶνος — 37 πτέρναν fehlt V 36 ἐντὸς P 38 παραλλὰξ ἀνὰ Koe: παραλλάξαν PV ⟨ὁ⟩ Ha 40 ἀποστελεῖ Die; vgl. 69, 14: ἀποστέλλει PV 47 αὐτοὺς PV: corr. Ha 48 ἐστῶτα PV: corr. Br 49 τὴν] τὸν V 50 ἀντιπράσσονται V

69, 1. 2 σχάσματι Koe: σχήματι PV 3 αὐταῖς] αὐτοὺς P: αὐτὰς VE: corr. Koe nach Th lat. Übers. 4 συνυπάρχουσας P (ας corr. aus ι v. 1. Hd.)

τοῦ ἀγκῶνος ἡ μία συμβάλλοιτο δύναμις, εἰ μὴ μείζων εἴη τῆς ἄλλης· οὕτω γὰρ ἂν κατακρατοίη τῆς ἐλάσσονος καὶ ἐπισυνάπτοι τῷ τάχει. δειχθείη γὰρ ἂν τὸ λεγόμενον σαφῶς ὑπάρχον, οἷον ἡμεῖς φαμεν, καὶ ἐκ τοῦ μέλλοντος ὑποδείγματος λέγεσθαι.

69 Schnelligkeit des Bogenarmes trägt demnach die eine Kraft nichts bei[1], falls sie nicht größer wäre als die andere. Denn nur so überträfe sie die geringere und beförderte die Geschwindigkeit. Das soeben Gesagte dürfte sich aber aus dem folgenden Beispiele als richtig erweisen.

42. ἐὰν γάρ τις λαβὼν δύο βάρη, ὅμοια τῷ γένει καὶ τῷ σχήματι, τὸ μὲν μναϊαῖον, τὸ δ' ἄλλο δίμνουν, ἅμα ἀφ' ὕψους ἀφῇ φέρεσθαι, λέγω, ὅτι τὸ δίμνουν παρὰ πολὺ τάχιον οἰσθήσεται· καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων δὲ βαρῶν ὁ αὐτὸς ὑπάρχει λόγος, ὥστε ἀνὰ λόγον ἀεὶ τὸ μεῖζον τοῦ ἐλάσσονος [ὡς] τάχιον φέρεσθαι, εἴθ' ὅτι τὸ μεῖζον βάρος, καθάπερ φασί τινες τῶν φυσικῶν, μᾶλλον ἐκρομβεῖν δύναται καὶ διαστέλλειν τὸν ἀέρα, εἴθ' ὅτι τῷ μείζονι βάρει καὶ ῥοπὴ πλείων παρέπεται, ⟨ἡ⟩ δὲ πλείων ῥοπὴ μᾶλλον αὔξει τὴν κατὰ κάθετον φοράν. πάλιν, ὅτι γίνεται τὸ ῥηθέν, ἐὰν δύο βάρη λαβὼν μναϊαῖα καὶ συνθεὶς ἔπειτα καὶ συναιωρήσας ὡς δυνατὸν ⟨ἅμα⟩ τις ἀφῇ φέρεσθαι· λέγω δή, ὅτι ταχύτερον οἰσθήσεται πάλιν τὸ δίμνουν βάρος ἢ τὰ δύο αὐτοῖς συγκείμενα μναϊαῖα βάρη· βραδύτερον δέ, κἂν τρία καὶ ἔτι πλείονα συντεθῇ, ταὐτὸ ποιήσει. φανερὸν οὖν γίνεται καὶ ἐκ τούτου, διότι πλειόνων

42. Denn nimmt man 2 Gewichte, nach Art und Gestalt einander gleich, das eine 1 minig, das andere 2 minig, und läßt sie gleichzeitig von einer Höhe herabfallen, so behaupte ich, wird das 2 minige viel rascher fallen. Und es gilt auch bei anderen Gewichten dasselbe Verhältnis, daß immer das größere nach dem Satz schneller fällt als das kleinere, sei es nun, daß das größere Gewicht, wie einige Physiker sagen, die Luft besser verdränge und durchdringe, sei es, daß mit dem größeren Gewichte auch eine größere Fallkraft verbunden ist, diese größere Fallkraft aber den senkrechten Zug nach unten bedeutend verstärkt. Weiter (behaupte ich) findet das Gesagte statt, wenn man 2 Gewichte, jedes von 1 Mine, nimmt, sie zusammen und möglichst gleichzeitig erhebt und zugleich fallen läßt. Ich behaupte nun, das 2 minige Gewicht wird dann wiederum schneller fallen als die beiden zusammengenommenen Gewichte von 1 Mine. Noch langsamer aber wird das geschehen, wenn man 3 und mehr zusammennimmt,

69, 6 συμβάλλοιτο] aus συμβάλοιτο corr. 1. Hd. P 12. 13. μνᾶ ἴσον PV (= μναϊέον wie 2. 27) 14 ἀφῇ φέρεσθαι P: ἀφῆρεσθαι V 16 ὥστε Koe: τῷ PV: τὸ R; das vor το = τε fehlende ὡς ist als Randcorrectur in Z. 16 verschlagen ἀνάλογον PV 17 [ὡς] Die 21 παρέπεται δὲ πλείω ῥοπὴν PV: corr. Br 23 μναϊαῖα S: μνᾶ ἴσα PV vgl. Z. 12. 27 24 ἔπειτα] ἐπὶ ταὐτὸ verm. Br. συναιρήσας PV: corr. Lobeck Phryn. p. 717: συναείρας Koe ⟨ἅμα⟩ Die; nach τις Koe 26 αὐτοῖς PV: corr. Koe 27 μναϊέα PV: corr R [βραδύτερον] verm. Br. 28 ἔτι Koe ἐπὶ PVE ταὐτὸ PV: τοῦτο verm. S 29 οὖν fehlt V

[1] Philon versucht einen Beweis für die Behauptung zu erbringen, daß beim Erzspanner der eine Angriffspunkt der Kraft richtiger sei als die beiden Angriffspunkte des Spanners bei den übrigen Geschützen.

δυνάμεων ἐπὶ τὸ αὐτὸ συντεθεισῶν, ἴσων δὲ αὐταῖς οὐσῶν, οὐθὲν ἡ φορὰ κατὰ κοινὸν μᾶλλον αὔξεται τῆς ὑποκειμένης φυσικῶς τῷ ἑνὶ μόνον βάρει. τούτων δὴ τοιούτων ὑπαρχόντων ἐδείχθη σαφῶς τὸ ἓν ἡμιτόνιον μηθὲν συνεργοῦν τῇ τοῦ ἀγκῶνος φορᾷ διὰ τὸ ἰσοταχὲς τῷ ἄλλῳ· καλῶς οὖν ἔχον ἐκρίθη τὸ περιελεῖν καὶ μετᾶραι τὸ μηθὲν ὠφελεῖν δυνάμενον τὴν τοῦ ὀργάνου δύναμιν· νευρίνων μὲν οὖν ὄντων τῶν τόνων καὶ ἐχόντων τὴν ὁμοίαν τοῖς πρότερον τάσιν, οὐκ ἐνδεχόμενον τὸ ἓν τῶν ἡμιτονίων περιελεῖν· πῶς γὰρ ἔτι ὁ ἀγκὼν ἠδύνατο ὑπὸ τοῦ μόνου κρατεῖσθαι; προσεδεῖτο δὲ ἄλλης μεθόδου πρὸς τὸ καὶ αὐξῆσαι δύνασθαι τὴν τοῦ ἑνὸς ἡμιτονίου δύναμιν τοῦ προσηρεισμένου πρὸς τὴν τοῦ ἀγκῶνος πτέρναν, καὶ τὸ ἄλλο περιελεῖν ἡμιτόνιον τὸ εἰς μὲν τὴν ἀποστολὴν τοῦ βέλους μηθὲν συμβάλλεσθαι δυνάμενον, εἰς δὲ τὴν καταγωγὴν ἀντιπρᾶσσον, καὶ δυσεργίαν ⟨παρέχον πολλήν· ἐξηῦρον οὖν ἄλλην σύνταξιν⟩ τὴν μέλλουσαν λέγεσθαι.

43. κατεσκευάσθησαν γὰρ εἰς τὸν τρισπίθαμον καταπάλτην λεπίδες χαλκαῖ. καὶ εἶχον μὲν τὴν προσηγορίαν ταύτην, ἦσαν δ' αἱ λεπίδες ἐλάσματα χαλκᾶ, μη-

69 deutlich wird nun auch hieraus, daß, wenn man mehrere einander gleiche Kräfte zusammenstellt, keinesfalls ihr gemeinschaftlicher Zug größer sein wird als der Zug, der natürlicherweise einem einzelnen Gewicht zukommt. Daraus ist nun klar erwiesen, daß die eine Hälfte nichts[1] zur Vermehrung des Zuges des Bogenarmes beiträgt, weil sie gleich schnell mit der anderen ist. Richtig ist demnach erkannt, dasjenige auszuschalten und zu beseitigen, was der Kraft des Geschützes keinen Gewinn bringt. Da aber die Spanner aus Sehnen bestehen und dieselbe Spannung haben, wie die früheren, so ist es nicht möglich, die eine Spannhälfte wegzunehmen. Denn wie könnte dann noch der Bogenarm nur von der einen festgehalten werden? Man braucht also eine andere Methode um einerseits die Kraft der einen Spannerhälfte zu erhöhen, welche gegen den Fuß des Bogenarmes angelehnt ist, und um die andere Spannerhälfte herausnehmen zu können, welche die Schußkraft des Geschosses nicht beeinflussen kann, dem Spannen aber entgegenwirkt und eine starke Kraftverminderung hervorruft. So erfand ich denn eine neue Konstruktion, die ich jetzt mitteilen will:

43. Für die 3spithamige Katapelte nämlich wurden erzene Schienen hergestellt. Und sie hatten auch diese Bezeichnung; es waren aber diese Schienen aus Erz getrieben 4 Pa-

69, 30. 31. αὐταῖς PV: corr. Koe 32 φυσικῆς PV: corr. Die 35 ἰσοπαχὲς PV: verb. Koe 39 τοῖς Koe: ταῖς PV τὸ ἓν P: τὸν V τῶν Koe: τὴν P (?) 40 ἠδύνατο ⟨ἂν⟩ Koe 41 μόνου Th: νόμου PV 44 ἀγκῶνος Koe: κανόνος PV 48 ⟨παρέχον ... σύνταξιν⟩ Die: ähnlich füllte die Lücke S: ⟨πολλὴν παρέχον· ἐξεῦρον δὲ ἄλλην μέθοδον⟩ 51 δ' αἱ S: δὲ PV δὲ [λεπίδες] Br

[1] Philon übersieht oder will übersehen, daß beide Kräfte, die eine an zweiarmigem, die andere an einarmigem Hebel wirken. Kraft *a* wirkt am einarmigen Hebel *cd*, Hypomochlion in *c*. Kraft *b* wirkt am zweiarmigen Hebel *bd*, Hypomochlion auch in *c*.

κος μὲν ἔχοντα ⟨παλαιστὰς δ̄ δάκτυλον ᾱ⟩, πλάτος δὲ ⟨δακτύλους β̄ καὶ ἡμιδακτύλιον⟩, πάχος δὲ ⟨ἡμιδακτύλιον⟩· αὗται δὲ ἐχωνεύθησαν μὲν χαλκοῦ παρασκευασθέντος ἐρυθροῦ ὡς χρηστοτάτου καὶ κεκαθαρμένου καλῶς καὶ ἀποπτηθέντος πλεονάκις, εἶθ' οὕτως εἰς τὴν μνᾶν μιχθέντος κασσιτέρου ὁλκῆς δραχμαὶ γ̄, καὶ τούτου κεκαθαρμένου καὶ ἀπωπτημένου περισσῶς· εἶτ' ἐγχυθεισῶν καὶ ἐλασθεισῶν τῶν λεπίδων καὶ λαβουσῶν τὰ δηλωθέντα μέτρα, οὕτω καμπὴν ἐδώκαμεν αὐταῖς πραεῖαν πρὸς ἐμβολέα ξύλινον· καὶ μετὰ ταῦτα ἐκροτήσαμεν αὐτὰς ψυχρὰς συνεχῶς καὶ πολὺν χρόνον, τηροῦντες ἰσοπαχεῖς καὶ ὀρθὰς κατὰ κρόταφον καὶ κατὰ πλάτος εὐστραβεῖς καὶ ἁρμοζούσας πάντοθεν πρὸς τὸν ἐμβολέα. μετὰ δὲ ταῦτα κατὰ ζεῦγος αὐτὰς συνεθήκαμεν τὰ κοῖλα πρὸς ἄλληλα συζεύξαντες καὶ τὰ ἄκρα ῥινήσαντες εἰς ὄνυχα καὶ τόρμοις εἰς ἄλληλα συζεύξαντες.

44. ἰσχὺν μὲν οὖν ἐλάμβανον αἱ λεπίδες διὰ τὴν τοῦ χαλκοῦ κρᾶσιν· ὁ γὰρ λευκότατος καὶ καθαρώτατος χωνευθεὶς καὶ εἰς τὸ δυνατὸν μηδενὸς μετασχὼν ἰσχυρός τε καὶ ὁλκὸς καὶ νευρώδης ἐστίν· ἐκροτοῦντο δὲ ψυχραὶ συνεχῶς καὶ πολὺν χρόνον πρὸς

70 lästen, 1 Daktyl lang, 2½ Daktylen breit, ½ Daktyl dick[1]: sie wurden aus möglichst gediegenem Kupfer gegossen, welches wohl gereinigt und öfters umgegossen war, es wurden dann auf die Mine das Gewicht von 3 Drachmen Zinn beigemischt[2], was ebenfalls gehörig gereinigt und umgeschmolzen war. Nachdem ferner die Schienen gegossen und geschmiedet waren und die oben erklärten Maße erhalten hatten, gab ich ihnen auch eine sanfte Biegung nach einem hölzernen Modell; ich schmiedete sie sodann kalt, lange Zeit hintereinander, wobei ich darauf achtete, daß sie gleichstark und an den Seiten senkrecht, ferner in ihrer ganzen Breite gebogen überall genau dem Modell entsprechend würden. Dann verband ich sie paarweise miteinander, ihre hohlen Seiten gegeneinander gekehrt, feilte ihre Enden genau passend und fügte sie schließlich durch Bolzen zusammen.

44. Die Schienen erhielten also ihre Kraft durch das Mischungsverhältnis des Metalles. Denn wenn dieses im höchsten Grade blank und lauter gegossen ist und nach Möglichkeit keine sonstige Beimischung hat, ist es stark, dehnbar und elastisch. Sie wurden aber kalt,

70, 1 ⟨παλαιστὰς δ̄ δάκτυλον ᾱ⟩ πλάτος δὲ ⟨δακτύλους β̄ καὶ ἡμιδακτύλιον⟩, πάχος δέ ⟨ἡμιδακτύλιον⟩ Schramm: ⟨δακτύλους ιβ'⟩ πλάτος δὲ ⟨δακτύλους β'⟩ πάχος δὲ ⟨δακτύλου τὸ δωδέκατον⟩ Prou la Chir. d'Héron p. 99 3 καὶ strich Pr 5 κασσιτέρου Hiat! ὁλκὴν δραχμῶν verm. S 6 τούτου Pr: τοῦ PV 7 εἰτεγχθεισῶν P 8 καμπτὴν PV: corr. Pr 9 ἐμβολέα] s. Heron Bel. 20 p. 96,5 W. 33, 2 D.-Schr.: W. Schmidt zu Hero II 408. 411 10 ἐκρατήσαμεν PV: corr. Pr ταύτας PV: corr. Va: vgl. 9. 14. 47 p. 71, 32 12 εὐστραβεῖς Die: ἀστραβεῖς PV 15 ἀλλήλας PV: corr. Va: vgl. Z. 16 17 μὲν fehlt V 18 κρᾶσιν Koe nach p. 73, 30: κρίσιν PV 18. 19 καθαρώτατος] θαρώματος P

[1] $L = 4$ P 1", $B = 2\frac{1}{2}$", $D = \frac{1}{2}$" in der Rekonstruktion, Tafel 6. Nachzumessen, wenn im Maßstabe Handbreiten statt Dezimeter gesetzt werden und die Teilung in 4" statt in 10 cm stattfindet.

[2] 3% gegen 10% der Kanonenbronze.

⟨τὸ⟩ τὴν ἐπιφάνειαν αὐτῶν πυκνωθεῖσαν εὐτονίαν παρασχεῖν. ἀμφίκυρτοι γὰρ συνερεισθεῖσαι, καθὰ λέγομεν, παρὰ τὴν τοῦ ἀγκῶνος παρετίθεντο πτέρναν. ὁ δὲ ἀγκὼν τὴν πτέρναν εἶχεν ἐπηρεισμένην ἐπὶ τῶν λεπίδων· αὐτὸς δὲ ἐπολεύετο περὶ ὀχέα σιδηροῦν παρακείμενον ἐκτὸς τῆς τοῦ ἀγκῶνος ἐπιφανείας καὶ συνεχόμενον ἐν τῷ πλινθίῳ κατὰ τὰ ἄκρα σιδηροῖς δεσμοῖς, οἱ καὶ τὰς λεπίδας ἅμα περιεῖχον κύκλῳ πρὸς τὸ μὴ πονέσαι τὸ πλινθίον. [καὶ] κατὰ τὴν ἐπιφάνειαν δὲ τοῦ ἀγκῶνος δακτύλιος χαλκοῦς προσέκειτο, καὶ πρὸς τὸν ἀγκῶνα προσκεκοινωμένος ἦν, δι᾽ οὗ διέτρεχεν ὁ σιδηροῦς ὀχεὺς πρὸς [κε] τὸ κισσόφυλλον παρεκτείνων ἐξ αὐτοῦ διὰ τοῦτο.

70 lange Zeit hintereinander gehämmert, damit sie durch die Verdichtung der Oberfläche an Kraft gewännen. Gegen- 23 einander gebogen, wie wir eben sagen, werden sie seitlich des Fußes des Bogenarmes eingesetzt, so daß der Bogenarm 25 seinen Fuß auf die Schienen stützt. Er selbst aber drehte sich um einen eisernen Halter, welcher die äußere Oberfläche des Bogenarmes umschloß, und dessen Enden in dem Rahmen durch eiserne Platten festgehalten wurden, die zugleich die Schienen rings umgaben, damit der Rahmen nicht leide. Und an der Ober- 30 fläche des Bogenarmes ward ein erzener Ring angebracht und mit dem Bogenarme verbunden: durch ihn lief der eiserne Halter, nach dem Efeublatt, indem er sich zu diesem Zweck von ihm (dem Efeublatte) aus seitlich erstreckte[1] (s. Bild 9!).

45. τῆς οὖν δεδηλωμένης διασκευῆς ὑπαρχούσης συνέβαινε κατα-

45. In der beschriebenen Konstruk- 35 tion nun drückte beim Spannen der

ὀχεύς

κισσόφυλλον
1:10

Bild 9 (Kap. 44; p. 70, 33): (siehe auch Tafel 6, namentlich Bild 2 und 3).

70, 22 ⟨τό⟩ Pr   26 περιοχέα PV: περιοχεὺς Pr mg: corr. Meister de catap. polyb. p. 18 Gott. 1768   26. 27 παρακείμενος PV: corr. Ha Koe   30 [καὶ] Br   33 προς κὲ||τὸ κισσόφυλον P: προσκε||τὸ κισσόφυλλον V (κε irrtümlich aus προσκεκοινωμένος Z. 32 wiederholt tilgte Die): ⟨προσεχὴς⟩ πρὸς τὸ κισσόφυλλον Koe   παρεκτείνων Die: παρεκτεινόντων (d. i. παρεκτεινον^ων) PV: παρεκτεινόμενον Koe   διὰ τοῦτο Koe: διὰ τούτων PV

[1] Halter und Efeublatt sind aus Eisen. Die Schienen sind mit einem eisernen Rahmen umgeben. Wenn es Philon auch nicht ausspricht, so ist es doch wahrscheinlich, daß der ganze Rahmen aus Eisen war, wodurch er leichter und einfacher wird. Bei der Rekonstruktion sind Türmchen zum Schutze der Schienen und als Zierat angewendet, auf den Philon so großen Wert legt. Dadurch entstand eine gewisse Ähnlichkeit mit den Trajanssäulengeschützen, die jedoch mit dem Erzspanner nichts zu tun haben. Die Rekonstruktion der Trajanssäulengeschütze ist in den einzelnen Teilen ziemlich fertig.

70 γομένηϲ τῆϲ τοξίτιδοϲ τὸν ἀγκῶνα πολευόμενον περὶ τὸν ὀχέα τὸν ϲιδηροῦν θλίβειν τῇ πτέρνῃ τὴν μίαν τῶν λεπίδων· καὶ κατὰ τὸ κυρτὸν μέροϲ πιεζομένη καὶ κατὰ τὰ ἄκρα προϲηρειϲμένη τῇ ἄλλῃ λεπίδι δι' αὐτῆϲ τε ἀπωρθοῦτο καὶ τὴν ἄλλην ἀπώρθου· προϲκείμενον γὰρ ἦν καὶ τὸ τῆϲ ἄλληϲ μέϲον πρὸϲ τῷ πλινθίῳ καὶ πρὸϲ τοῖϲ περιέχουϲιν αὐτὴν ϲιδηροῖϲ δεϲμοῖϲ· ἐν μὲν ⟨οὖν⟩ τῇ καταγωγῇ, καθότι δεδηλώκαμεν, ἀναγκαῖον ἦν ἀπορθοῦϲθαι τὰϲ λεπίδαϲ διὰ τὸ αὐταῖϲ ϲυνηρεῖϲθαι, ἐν δὲ τῷ χαϲθῆναι πάλιν ἐπὶ τὴν ὁμοίαν τοῦ ϲχήματοϲ ἀποκαθίϲταϲθαι τάξιν· διὸ καὶ ϲυνέβαινε μετὰ βίαϲ πολλῆϲ διιϲταμέναϲ αὐτὰϲ ἀπομοχλεύειν τὴν τοῦ ἀγκῶνοϲ πτέρναν.

46. Τάχα μὲν οὖν καὶ ϲοὶ δόξει τὸ εἰρημένον ἄπιϲτον εἶναι, καθάπερ καὶ ἄλλοιϲ πλείοϲιν· οὐ γὰρ φάϲκουϲι δυνατὸν εἶναι καμπὴν ἐχούϲαϲ τὰϲ λεπίδαϲ καὶ ὑπὸ τῆϲ τοῦ ἀγκῶνοϲ βίαϲ ἀπορθωθείϲαϲ μὴ οὐκ ὀρθὰϲ εἰϲ τὸ λοιπὸν **71** διαμένειν, ἀλλ' ἀποκαθίϲταϲθαι πάλιν ἐπὶ τὴν ἐξ ἀρχῆϲ ὑπάρχουϲαν αὐταῖϲ καμπήν· περὶ μὲν γὰρ τὴν τῶν κεράτων φύϲιν τὸ τοιοῦτον ὑπάρχειν καὶ περί τινα τῶν ξύλων (καὶ τὰ τόξα τοιούτων γίνεϲθαι), τὸν δὲ χαλκὸν ἰϲχυρὸν μὲν εἶναι φύϲει καὶ ϲκληρίαν καὶ τόνον ἔχειν, καθάπερ καὶ τὸν ϲίδηρον, καμφθέντα μέντοι ὑπό τινοϲ βίαϲ εἰϲ τὸν μετὰ ταῦτα

70 Bogensehne der Bogenarm, indem er sich um den eisernen Halter drehte, mit seinem Fuße auf die eine der Schienen. Diese wurde hierdurch in ihrem gekrümmten Teil eingebogen und mit ihrer Spitze an die andere Schiene angedrückt. Dadurch ward sie selbst gerade gerichtet und richtete auch die andere gerade. Denn die Mitte der anderen Schiene liegt auch an dem Rahmen an und den sie umgebenden Eisenplatten. Beim Spannen, wie ich dargelegt habe, mußten also die Schienen gerade gerichtet werden, weil sie sich gegeneinander stützten; dagegen bei dem Abziehen wiederum in die gleiche, dem Schema entsprechende Form zurückkehren. Deshalb mußten sie auch, wenn sie mit vieler Gewalt auseinander schlugen, auf den Fuß des Bogenarmes als Hebel wirken.

46. Vielleicht wird nun dieser Bericht auch Dir unglaublich scheinen, wie vielen Anderen, denn sie halten es für unmöglich, daß die gebogenen Schienen, welche die Kraft des Bogenarmes gerade richtet, in dieser geraden Lage nicht für **71** die Folge bleiben, sondern wieder in ihre ursprüngliche Krümmung zurückkehren. Bei dem Horne sei allerdings diese physische Eigenschaft vorhanden und bei manchen Holzarten (und aus solchen würden die Bogen gemacht): das Erz aber sei seiner Natur nach hart und starr wie auch das Eisen, werde es jedoch von einer Gewalt gebogen, so verbleibe es fernerhin in der erhaltenen

70, 38 καὶ] ἣ Koe   πιεζομένην V   38. 39 κατὰ τὰ ἄκρα καὶ PV: καὶ versetzte S   39 προϲηρειϲμένῃ PV: corr. Meister   δι' αὐτῆϲ PV: αὐτὴ Th; doch vgl. 73, 46   43 ⟨οὖν⟩ Br   44 διὰ τὸ V in Rasur. verm. aus δι' αὐτὸ   αὐταῖϲ PV: corr. Koe

71, 2 ἀλλὰ προκαθίϲταϲθαι PV: corr. Gra p. 154 n. 2   4 περάτων PV: corr. Meister   5 τῶν ξυλίνων PV: corr. Koe   6 γενέϲθαι V   8 βίαϲ] βάρουϲ Schneider Ecl. phys. I p. 163   εἰϲ τὸν PV: sc. χρόνον: ἄϲειϲτον Bue: εἰϲ τὸ Koe: εἰϲ τὸν μ. τ. ⟨χρόνον⟩ Schneider a. a. O.

71 διαμένειν τὴν καμπὴν ἔχοντα καὶ μὴ δύνασθαι ἑαυτῷ πάλιν ἀπορθοῦσθαι. συγγνώμη οὖν ἔστω αὐτοῖς τοῦ ἐπὶ ταύτην τὴν δόξαν φέρεσθαι ⟨μὴ⟩ προϊστορηκόσι τὰ κατὰ μέρος. ὤφθη γὰρ ἡ τῶν προειρημένων λεπίδων ἐργασία διὰ τῶν Κελτικῶν καὶ ˋἹσπανῶν καλουμένων μαχαιρῶν. ταύτας γὰρ ὅταν βούλωνται δοκιμάζειν εἰ χρησταί εἰσιν, ἐπιλαβόμενοι τῇ μὲν δεξιᾷ χειρὶ τῆς λαβῆς, τῇ δὲ ἄλλῃ τοῦ ἄκρου τῆς μαχαίρας καὶ ἐπὶ τὴν κεφαλὴν θέντες πλαγίαν αὐτὴν κατάγουσιν ἐξ ἑκατέρου μέρους, ἕως ἂν τῶν ὤμων ἅψωνται, μετὰ δὲ ταῦτα ἀνῆκαν ὀξέως ἀπάραντες ἀμφοτέρας τὰς χεῖρας· ἡ δὲ ἀφεθεῖσα ἀπορθοῦται πάλιν καὶ οὕτως ἐπὶ τὸν ἐξ ἀρχῆς ῥυθμὸν ἀποκαθίσταται, ὥστε μηδεμίαν ἔννοιαν καμπῆς ἔχειν· καὶ ταῦτα πλεονάκις ποιούντων ὀρθαὶ διαμένουσιν.

47. ἐξητάζετο οὖν, τίς ἐστιν ἡ αἰτία, δι' ἣν κατευτονεῖν οὕτως συμβαίνει τὰς μαχαίρας ταύτας· ζητοῦντες δὲ ηὕρισκον πρῶτον μὲν τὸν σίδηρον καθαρὸν ὑπάρχοντα καθ' ὑπερβολήν, εἶτα εἰργασμένον ἐκ πυρὸς οὕτως, ὥστε μήτε διπλόην μήτ' ἄλλο σίνος ἐν αὐτῷ μηδὲν ὑπάρχειν, ὄντα δὲ καὶ τὸν σίδηρον τῷ γένει μήτε κατάσκληρον λίαν μήτε μαλακόν, μέσον δέ τινα· μετὰ δὲ ταῦτα κεκροτημένας ψυχρὰς αὐτὰς νεανικὰς ὑπάρχειν· τουτὶ γὰρ εἶναι τὸ τὴν εὐτονίαν ποιοῦν. κροτεῖσθαι μέντοι μὴ μεγάλαις σφύραις μήτε ἰσχυραῖς πληγαῖς· τὴν γὰρ βίαιον καὶ πλαγίαν πληγὴν τόν τε ῥυθμὸν διαστρέφειν καὶ κατὰ βάθος ἱκνουμένην ἀποσκληρύνειν λίαν, ὥστε

Krümmung und könne sich nicht wieder von selbst gerade strecken. Man muß diesen Leuten Verzeihung gewähren, daß sie sich zu solcher Meinung verleiten lassen, da sie das Einzelne nicht vorher erforscht haben. Man kann aber die Herstellung der obenerwähnten Schienen an den sogenannten keltischen und spanischen Schwertern sehen. Denn will man diese prüfen, ob sie brauchbar sind, so faßt man mit der rechten Hand den Griff, mit der anderen die Spitze des Schwertes, legt es quer über den Kopf und zieht es auf beiden Seiten herunter, bis man die Schultern berührt. Hierauf läßt man beide Hände los, indem man sie rasch zurückzieht, das Schwert aber, losgelassen, richtet sich wieder gerade und kehrt in seine frühere Gestalt zurück, so daß es keine Idee von Krümmung mehr hat. Auch bei öfterer Wiederholung dieses Versuches bleiben sie gerade.

47. Es wurde nun nach der Ursache geforscht, warum diese Schwerter so elastisch sind. Bei dieser Untersuchung fand man: 1. daß sich ihr Eisen als außerordentlich rein erweise, ferner im Feuer so bearbeitet sei, daß weder ein Riß noch irgendein anderer Fehler in ihm bleibt, 2. daß das Eisen auch seiner Art nach weder zu hart noch zu weich ist, sondern von einer mittleren Beschaffenheit und 3. daß, wenn man die Schwerter dann kalt schmiede, sie elastisch würden. Denn dies sei es, was ihnen Spannkraft gäbe. Jedoch würden sie weder mit großen Hämmern noch mit starken Schlägen geschmiedet. Denn ein gewaltsamer und seitlicher Schlag zerstöre das Ebenmaß, dringe in die

71, 10 ἑαυτῷ P: δι' ἑαυτοῦ Koe: αὐτὸν S   ἔστω Hiat   11 ⟨μὴ⟩ add. Koe: ⟨οὐ⟩ Schneider   14 ˋἹσπανῶν] εἰοπάνων mit dem Zeichen der Verderbnis s darüber PV: ἱσπανῶν Pr   15 χρησταὶ Hiat!   19. 20 ἀμφοτέρως P   24. 25 κατ' εὐνοεῖν P: κατευνοεῖν V: corr. R   28 οὕτως fehlt P   32 κεκροτημένα PV: corr. R   33 νεανικὰς Die: νεανικῶς PV

71 τὰς οὕτω κεκροτημένας. εἰ τις ἐπιβάλλοιτο κάμπτειν, ἤτοι [ἐν τῷ] μὴ ἐνδιδόναι τὸ παράπαν, ἢ βιασθείσας συντρίβεσθαι διὰ τὸ πάντα τὸν τόπον τὸν πακτωθέντα ὑπὸ τῆς πληγῆς πυκνὸν ὑπάρχειν. αἱ μὲν οὖν πυρώσεις τόν τε σίδηρον καὶ χαλκὸν μαλακύνουσιν ἀραιουμένων τῶν σωμάτων, ὥς φασιν, αἱ δὲ ψύξεις καὶ κροτήσεις σκληρύνουσιν· ἀμφότερα γὰρ αἴτια γίνεται τοῦ πυκνοῦσθαι τὰ σώματα συντρεχόντων τῶν μορίων πρὸς ἄλληλα καὶ τῆς τοῦ κενοῦ περιπλοκῆς αἱρομένης. ἐκροτοῦμεν οὖν ψυχρὰς τὰς λεπίδας κατὰ ἀμφότερα τὰ μέρη, καὶ οὕτως τὰς ἐπιφανείας αὐτῶν συνέβαινε σκληρὰς γίνεσθαι, τὸ δὲ μέσον διαμένειν μαλακὸν διὰ τὸ μὴ διικνεῖσθαι τὴν πληγὴν κατὰ βάθος ἐλαφρὰν οὖσαν. καθάπερ οὖν ἐκ τριῶν σωμάτων ἐγίνοντο συγκείμεναι, δύο μὲν σκληρῶν, ἑνὸς δὲ μέσου μαλακωτέρου· διὸ καὶ τὴν εὐτονίαν αὐταῖς **72** συνέβαινεν ὑπάρχειν, καθὼς ἀνώτερον ἀπεδείχθη. περὶ μὲν οὖν τῶν χαλκοτόνων καὶ τῆς περὶ αὐτὰ γινομένης κατασκευῆς ἐπὶ τοσοῦτον εἰρήσθω, μὴ καὶ μακρότερον ἐξενεχθέντες λάθωμεν παρεκβαίνοντες εἰς τοὺς φυσικοὺς ἐπὶ πλεῖον λόγους.

48. ἔτι δέ σοι βραχέα προσεμφανιοῦμεν περὶ τῆς εὐχρηστίας αὐτῶν· πρῶτον μὲν γάρ ἐστιν ἡ κατασκευὴ τῶν δεδηλωμένων παρὰ πολὺ τῶν ἄλλων εὐκοπωτέρα διὰ τὸ μήτε περίτρητα μήτε χοινικίδας μήτε δεσμοὺς σιδηροῦς πολλοὺς καὶ ποικίλους ἔχειν, ἀλλ᾽ ἀφελῆ τινα καὶ λιτὴν καὶ εὔκοπον εἶναι τὴν κατασκευὴν

Tiefe und verursache eine zu große Härte, so daß, wenn man die so geschmiedeten Schwerter biegen wollte, sie entweder durchaus nicht nachgäben, oder bei Anwendung von Gewalt zerdrückt. brächen, weil die ganze infolge des Schlagens verhärtete Stelle verdichtet worden ist. Ausglühen erweicht nun Eisen und Erz, indem die Masse, wie man behauptet, gelockert wird, die Abkühlung aber und das Schmieden macht es hart. Beides ist nämlich die Ursache, daß sich die Masse verdichtet, indem sich die Teile näher zusammenziehen und die Durchsetzung mit leeren Zwischenräumen aufgehoben wird. Ich schmiedete nun also die Schienen auf beiden Seiten kalt, und so wurden ihre Oberflächen hart, die Mitte aber blieb weich, weil der leichte Schlag nicht ins Innere dringt. So bestand sie also gleichsam aus drei Schichten, zwei harten und einer weichen in der Mitte. Deshalb besitzen sie auch Spannkraft, wie eben gezeigt wurde. Dies also über die Erzspanner und ihre Konstruktion, damit wir nicht verlockt unversehens noch weiter ausholen und mehr in die Physik abschweifen.

48. Außerdem wollen wir aber noch in Kürze ihren Nutzen darstellen: 1. nämlich ist die Konstruktion der beschriebenen Geschütze viel leichter als die der anderen, weil sie weder Peritrete noch Buchsen noch viele und mannigfaltige eiserne Bänder haben, sondern weil ihre Konstruktion leicht und schlicht und einfach ist. Außerdem sind sie

71, 38 ἐπιβάλλοιτο Th: ἐπιβάλλει τὸ PV 39 ἤτοι [ἐν τῷ] Schneider Ecl. phys. I p. 164: ἤτοι ἐν τῷ ⟨πειρᾶσθαι⟩ Va: ἢ τοιούτῳ Bue: ἢ τοι αὐτῷ Koe 40 βιασθεῖσα PV: corr. Koe τὸν tilgte R 41 πακτωθέντα Die: πυκνωθέντα PV: τυπωθέντα W. Schmidt: πληρωθέντα Bue 42 ἡ μὲν οὖν πύκνωσις PV: corr. Koe 47 παραπλοκῆς Die Sitz. Berl. Ak. 1893 S. 109 αἱρομένης PV: συναιρουμένης Koe 50 μὴδ᾽ ἱκνεῖσθαι PV: corr. R 51 ⟨τοῦ⟩ μέσου R μαλακωτέρους P

72, 9. 10 περίτρημα PV: corr. Meursius

72 αὐτῶν. πρὸϲ δὲ τούτοιϲ ἰϲχυρά τέ ἐϲτι καὶ ἄφθαρτα μᾶλλον τῶν ἄλλων ὡϲ ἂν οὐ διὰ νεύρων ἀλλὰ διὰ χαλκοῦ τὴν ἐξάρτυϲιν ἔχοντα. τὸ δὲ μέγιϲτον καὶ πρωτεῦον, μακροβολεῖ τε καὶ ταῖϲ πληγαῖϲ ἐϲτιν εὔτονα, ἔν τε ταῖϲ ὑπαίθροιϲ χρείαιϲ καὶ ἐν ταῖϲ ναυτικαῖϲ ϲτρατείαιϲ ἀπαθῆ διαμένει διὰ τὸ μήτε βραχέντα αὐτὰ μήτε νοτιϲθέντα μηδὲν δεινὸν πάϲχειν· τῷ δὲ νεύρῳ πᾶν τὸ τοιοῦτόν ἐϲτι πολέμιον· οὐ γὰρ οἷόν τε νοτιϲθέντων τῶν τόνων ἢ βραχέντων μὴ φθείρεϲθαι τὰ ὄργανα. πολλάκιϲ δὲ ⟨ϲυμβαίνει⟩ καὶ τὰ φυλαϲϲόμενα περιϲϲῶϲ ϲτεγνοῖϲ τόποιϲ διὰ τὴν τοῦ ἀέροϲ μεταβολὴν χείρονα αὐτῶν παρὰ πολὺ γίνεϲθαι. ὁ δὲ χαλκὸϲ ἔν τε τοῖϲ τοιούτοιϲ ἐϲτὶν ἄφθαρτοϲ καὶ ἐν ταῖϲ χρείαιϲ ἀπαθὴϲ διαμένει διὰ τὸ μήτε ῥήγνυϲθαι μήτε ἐπέκταϲιν λαμβάνειν· δύναται δὲ μετὰ τὴν χρείαν εὐκόπωϲ ἐξαιρεθεὶϲ ὁ τόνοϲ ἐκ τοῦ πλινθίου τίθεϲθαι εἰϲ ἔλυτρον ἐμβληθείϲ· καὶ τοὺϲ ἀγκῶναϲ δὲ ἔϲτιν εὐκόπωϲ ἐξελεῖν τῶν ὀχέων ἐξελκυϲθέντων, ὥϲτε κατὰ πᾶν μέροϲ καὶ εὐϲταλὲϲ καὶ εὐϲύνθετον εἶναι καὶ ἐν ταῖϲ ὁδοιπορίαιϲ εὔφορτον. τὸ μὲν οὖν ὑφ' ἡμῶν διαϲκευαϲθὲν χαλκότονον ὄργανον τὴν εἰρημένην ἔχει διάθεϲιν.

49. Ὕϲτερον δ' ἡμῖν ἀνήγγειλάν τινεϲ τῶν περιεργότερον τὸ τοῦ Κτηϲιβίου τεθεαμένων καὶ ἔφαϲαν πλείοϲι λεπίϲιν ϲυγκειμέναιϲ κατὰ ϲυζυγίαν πρὸϲ ἀλλήλαϲ μοχλεύεϲθαι τοὺϲ ἀγκῶναϲ. ἐδόκει οὖν ἡμῖν ὁ Κτηϲίβιοϲ ἔν γε τούτῳ διημαρτηκέναι, ὑπολαβὼν πλείοναϲ δυνάμειϲ ἰϲοταχεῖϲ τε καὶ ὁμοίαϲ οὔϲαϲ

stärker und haltbarer als die anderen. da die Spannung nicht durch Sehnen, sondern durch Erz erfolgt. Was aber das Wichtigste und die Hauptsache ist, sie schießen weit und haben große Durchschlagskraft, halten sich sowohl beim Gebrauch unter freiem Himmel als zur See vortrefflich, weil sie weder im Regen noch sonstiger Feuchtigkeit Schaden nehmen; den Sehnen aber ist dies alles schädlich. Wenn die Sehnen feucht oder beregnet werden, so müssen notwendig die Geschütze verderben. Oftmals aber kommt es vor, daß selbst Geschütze, die an ausgezeichnet bedeckten Orten aufbewahrt werden, durch die Luftveränderung viel schlechter werden. Das Erz dagegen ist in derartigen Fällen unverwüstlich und bleibt beim Gebrauch unversehrt, weil es weder Bruch noch Ausdehnung erleidet. Man kann aber nach dem Gebrauche den Spanner leicht aus dem Rahmen herausnehmen und in ein Futteral tun. Auch die Bogenarme sind leicht herauszunehmen, indem man die Halter herauszieht, so daß es in jedem Stück leicht zu beschaffen und zusammenzusetzen und auf den Märschen leicht zu befördern ist. Das also ist die Anordnung des von mir gefertigten Erzspanners.

49. Später haben uns auch Einige Bericht erstattet, welche die Konstruktion des Ktesibios mit größerer Sorgfalt angesehen haben. Sie geben an, die Bogenarme würden durch mehrere paarweise verbundene Schienen (s. Bild 10) bewegt. Ktesibios scheint mir nun in diesen Punkte wenigstens einen Fehler begangen zu haben, daß er voraussetzte, mehrere

72, 16 μακροβολεῖ τε Ha: μακροβολεῖται PV   18 ϲτρατείαιϲ Bue: ϲτρατιαῖϲ PV   20 δεινὸν fehlt P   21 οὐ γὰρ] οὐδ' Koe   22 ⟨νευρίνων⟩ τῶν τόνων Va   23 ⟨ϲυμβαίνει⟩ hier Va: nach γίνεϲθαι (25) Koe   23. 24 τὰϲ φυλαϲϲομέναϲ PV: corr. Koe   25 αὐτῶν PV: corr. Koe   28 ἀπέκταϲιν PV: verb. W. Schmidt: vgl. z. B. 58, 11   36 ἀνήγγειλόν PV   40 ἔν γε S: ἔν τε PV: ἐν [τε] Koe   41 ἰϲοπαχεῖϲ PV: corr. Koe

ἑαυταῖς κατὰ τὴν ἰσχὺν ζευχθείσας ἐπὶ τὸ αὐτὸ ποιή- **72** σειν ἐνεργεστέραν τὴν βίαν. ἀποδέδεικται μὲν οὖν καὶ 43 ἐν τοῖς ἀνώτερον περὶ τοῦ μέρους τούτου, καὶ νῦν δὲ οὐκ ὀκνήσομεν ἐπὶ ποσὸν εἰπεῖν. φαμὲν γάρ, 45 ‹ὅτι› οὔτε, ἐὰν ἀγκῶνάς τις πλείονας ἐνθῇ τῷ ὀργάνῳ διὰ τοῦ ἴσου τόνου καὶ τῆς ὁμοίας τάσεως μοχλευομένους συζεύξας πρὸς ἀλλήλους καὶ εἰς τοὺς ἡγουμένους ἐνδήσας τοὺς τὴν τοξῖτιν ἔχοντας, αὐξήσειν δύναται τὴν βίαν διὰ τὸ καὶ ἐκλύεσθαι τὴν μίαν ὑπὸ τῶν 50 ἄλλων, οὔτ' ἂν ἐπὶ τοῦ χαλκοτόνου λεπίδας συνθῇ πλείονας, καθάπερ ἔχει τὸ σχῆμα τὸ ὑπο- **73** γεγραμμένον· ἔστωσαν γὰρ αἱ τῶν λεπίδων συζυγίαι ἐφ' ὧν τὰ Α.

72 gleichschnelle und in Bezug auf die Stärke einander gleichartige Kräfte würden miteinander in der Richtung auf denselben Punkt verbunden die Spannkraft stärker machen. Ich habe nun bereits im Vorhergehenden über diese Sache meine Meinung gesagt, und ich will nicht anstehen, auch jetzt etwas darüber zu sagen. Ich behaupte nämlich, daß man, weder wenn man mehrere Bogenarme in das Geschütz einsetzt, die durch den gleichen Spanner und die gleiche Kraft bewegt miteinander verbunden und zusammen an die Enden der Bogensehne geknüpft sind, die Kraft vermehren kann — weil die eine von der anderen sogar geschwächt wird — noch wenn man am Erzspanner **73** mehrere Schienen zusammenfüge, wie es die untenstehende Figur zeigt. Es seien die Schienenpaare *A*.

Bild 10 (Kap. 49; p. 72, 38: 73, 1).

50. δεῖ γὰρ τὸ ἐπισπῶν μόνον ἢ τὸ διορθοῦν ἰσχυρότερον εἶναι τοῦ ἐπισπωμένου καὶ διορθουμένου, 5 ὅπως διὰ τὴν ἰσχὺν κατάσχῃ· μὴ γὰρ κατασχόν, ὁμοίαν δ' ἔχον τὴν ἀνάπτωσιν, πῶς ἂν βιάσαιτό τι μᾶλλον τὸ ἰσοταχῶς αὐτῷ φερόμενον; ὥστε

50. Es muß nämlich die aufziehende oder geraderichtende Kraft schon allein stärker sein als das Aufgezogene und Geradegerichtete, um es durch ihre Stärke zu zwingen. Denn zwänge sie es nicht, entwickelte aber beim Loslassen die gleiche Stärke, wie könnte sie denn das Gleichschnelle bewältigen? Deshalb bleibt

72, 42 ἑαυταῖς Koe: ἐν τοῖς PV 46 ὅτι Koe ἐνθῇ Koe: ἐν PV 50 ἐκλύεσθαι καὶ ἐπὶ τῶν PV: verb. Die (vgl. Z. 51): ἐκλύεσθαι ὑπό του ἄλλου Koe 51 ἐπὶ Koe: ὑπὸ PV; ὑπὸ, als Corr. für Z. 50 bestimmt, scheint nach Z. 51 verschlagen

73, 3 τὰ Α] 17 Zeilen freigel. für die Figur PV 4 ἐπισπῶν μόνον Die (vgl. 73, 19): ἐπισπώμενον PV: ἐπισπῶν Pr: ἐπισπῶν μένος Koe 6 καταχοῦν PV: κατασχοῦν Pr mg: corr. Ha Koe 7 δ' ἔχον Pr: δέχονται PV ἀνάπτωσιν Br: ἀπόπτωσιν PV; vgl. p. 73, 16 8 αὐτῷ PV: corr. Koe φιρόμενον V

ἐπὶ τῶν τοιούτων λανθάνουσι τὴν μὲν τοξείαν μηθὲν ὠφελοῦντες (γίνεται γὰρ ἡ αὔξησις κατὰ τὸ τάχος τοῦ ἀγκῶνος), τὴν δὲ καταγωγὴν αὐτῶν βίαιον ποιοῦντες· αἱ γὰρ πολλαὶ δυνάμεις, ἰσοταχεῖς δ' οὖσαι, ὅταν αὐταῖς συζευχθῶσιν, ἐπισπώμεναι μὲν ἅπασαι τὴν ἀντίβασιν ποιοῦνται κατὰ τὴν ὑπάρχουσαν αὐταῖς δύναμιν, ὥστε πολλὴν τῆς βίας ἄθροισιν γενέσθαι· ἀναπίπτουσαι δὲ ὡς οὐθὲν ἀλλήλων τῷ τάχει διαφέρουσαι πᾶσαι ἅμα φέρονται. πῶς οὖν δυνατόν ἐστιν προσλαμβάνειν τάχος τὴν μίαν τούτων μόνην, ἔχουσαν καὶ αὐτὴν τὸ ὅμοιον τάχος; ἐπεὶ οὕτω καὶ τοῖς πλέουσιν, ἐὰν ἰσοταχῆ πλοῖα ὑπάρχῃ τρία, τὸ δὲ ἓν τούτων ἕλκηται ὑπὸ τῶν β̄, φερόμενον καὶ αὐτὸ τῷ ὁμοίῳ τάχει τοῖς ἕλκουσιν, τάχιον τῶν ἄλλων πλεύσει· οὐδὲ γάρ, ἐὰν ἀφῶσι τὸ δέμα, μᾶλλόν τι ἀπολειφθήσεται τὸ ἴσον ἔχον τάχος, ὥστε καὶ διὰ τούτου σαφῶς ἀποδείκνυσθαι τὸ προκείμενον οἷον λέγομεν. διό φημι δεῖν μίαν συζυγίαν ὑφ' ἕκαστον τῶν ἀγκώνων ὑποτιθέναι, ταύτην δὲ ὡς ἰσχυροτάτην καὶ εὐτονωτάτην διὰ τῆς ἐργασίας καὶ τῆς τοῦ χαλκοῦ κράσεως ποιεῖν, ὡς γέγραπται. καὶ περὶ μὲν τοῦ χαλκοτόνου τοσαῦτα εἰρήσθω.

73 es ihnen verborgen, daß sie auf solcher Grundlage die Schlußleistung nicht fördern können (denn ihre Vermehrung entsteht nur durch die Schnellkraft des Bogenarmes), das Spannen aber zu einer gewaltsamen Anstrengung machen. Denn wenn die vielen aber gleichschnellen Kräfte miteinander verbunden sind, leisten sie alle nach der in ihnen vorhandenen Kraft Widerstand, so daß eine Vereinigung vieler Kräfte entsteht; werden sie aber losgelassen, so bewegen sie sich, da sie sich an Geschwindigkeit nicht voneinander unterscheiden, gleichzeitig miteinander. Wie ist es also nun möglich, daß nur die eine Kraft noch Geschwindigkeit von diesen anderen dazubekomme, da sie selbst schon die gleiche Geschwindigkeit besitzt? Denn auf diese Weise würde auch, wenn Schiffer drei Fahrzeuge von gleicher Geschwindigkeit hätten, das eine derselben aber von den beiden anderen geschleppt würde, während es selbst schon die gleiche Geschwindigkeit wie die Schleppschiffe besäße, dieses eine rascher fahren als die übrigen? Selbst wenn man die Verbindung löste, würde es nicht mehr zurückbleiben, da es ja die gleiche Geschwindigkeit hat. Es wird daher auch hierdurch der vorliegende Satz klar bewiesen, wie ich ihn erkläre. Deshalb behaupte ich, man dürfe nur ein Schienenpaar an jeden der Bogenarme anlegen, dieses aber durch die Herstellung und die Legierung des Metalls so stark und so spannkräftig wie möglich machen, wie es oben geschrieben steht. Soviel sei nun auch über den Erzspanner gesagt.

73, 11 πάχος P 13 αὔταῖς PV: corr. Koe 13. 14 ἐπισπώμενοι PV: corr. Pr. 16 ἀναπιπτουσαι, αι aus ι corr. V: ἀναπίπτουσισαι P (corr. Pr) ὡς Die: καὶ PV 17 πάχει PV: corr. Meursius 19 μίαν S: ὑπὸ PV: die Compendien α und κ sind verwechselt: [ὑπὸ] BR 23 αὐτὸ] αὐτῶ P: αὐτῶν V: corr. Th. mg 24 ⟨τὸ ἓν⟩ τῶν ἄλλων Koe 27 ⟨ὂν⟩ οἷον Br 28 μία PV: corr. Pr 30 κρίσεως nach p. 70, 18 S

51. Διονύϲιοϲ δέ τιϲ Ἀλεξανδρεὺϲ κατεϲκεύαϲεν ⟨ἐν⟩ Ῥόδῳ τὸν καλούμενον πολυβόλον καταπάλτην ἰδίαν τινὰ καὶ πάνυ ποικίλην ἔχοντα καταϲκευήν, περὶ ἧϲ ϲοι γράψομεν ἐμφανίζοντεϲ τὰ κατὰ μέροϲ μετὰ τῆϲ ἐνδεχομένηϲ ἀκριβείαϲ. **73** 34 35

εἶχεν οὖν τὸ εἰϲενεχθὲν ϲκορπίδιον ὑπ' αὐτοῦ τὸ μὲν μέγεθοϲ οὐ πολὺ μεῖζον πηχυαίου, 40 τριϲπιθάμου δὲ οὐ πολλῷ καταδεέϲτερον, βέλοϲ δ' ἔβαλλεν μῆκοϲ πήχεοϲ καὶ δακτύλου· τὰ βέλη δ' ἦν ἀχήλωτα καὶ τρίπτερα ἐπτερωμένα. εἰϲ δὲ τὴν ϲύριγγα ἐνεβάλλετο ἀθρόα βέλη ὅϲ' οὖν τινα ἦν καὶ ὅτ'[ἂν] 45 ἀνενεχθείη τὸ χελώνιον, ἡ χεὶρ αὐτὴ δι' ἑαυτῆϲ ἐπαιρομένη τῆϲ τοξίτιδοϲ ἐπελαμβάνετο καὶ ὑπὸ τῆϲ ϲχαϲτηρίαϲ αὐτομάτη κατεκλείετο, ὅτε δὲ καταχθείη ἡ χεὶρ ἔχουϲα τὴν τοξῖτιν, ἓν τῶν βελῶν ἐνέπιπτεν 50 ἐπιτοξίτιδι καὶ προϲκαταχθέντοϲ μικρὸν ἐϲχάζετο αὐτόματον· καὶ ἀεὶ ὁμοίωϲ ἐποίει τοῦτο, ἕωϲ **74** πάντα ἐκτοξεύϲειε τὰ βέλη. καὶ πάλιν ἄλλα βέλη ἀθρόα ἐνεβάλλετο, ὥϲτε τὸν τοξεύοντα ἐπιθέντα τὰ βέλη μηθὲν ἄλλο λειτουργεῖν πλὴν τοῦ κατάγειν τὸ χελώνιον, περιάγοντα ταῖϲ ϲκυ- 5

51. Ein gewisser Dionysios aus Alexandrien konstruierte in Rhodos die sogenannte Mehrladerkatapalte, welche eine eigenartige und verschmitzte Konstruktion hatte, über die ich Dir Mitteilung machen will, indem ich alle Einzelheiten mit möglichster Genauigkeit darlege. Der von ihm eingeführte kleine Skorpion war ein wenig größer als ein einelliges Geschütz, aber ein wenig kleiner als ein dreispithamiges[1], es warf ein Geschoß eine Elle ein Daktylos lang. Die Geschosse aber waren ungekerbt und mit drei Federn beflügelt. In die Pfeife[2] aber wurden soviel Geschosse, als es nun eben waren, auf einmal hineingeworfen, und wenn der Schieber vorgebracht wurde, faßte die Klaue selbsttätig, indem sie sich aufrichtete, die Bogensehne und wurde automatisch durch den Abzug verriegelt. Während aber beim Spannen die Klaue die Bogensehne hielt, fiel einer der Pfeile in die Pfeilrinne, und wenn dann der Schieber noch ein klein wenig weiter zurückgezogen wurde, ging der Schuß automatisch los. Und dies wiederholte er stets auf gleiche Weise, bis alle Pfeile verschossen waren. Dann wurden andere Pfeile, viele zusammen, eingeworfen, so daß der Schütze, nachdem die Pfeile eingelegt sind, nichts weiter zu tun hat, als den Schieber durch ab-

73, 34 ⟨ἐν⟩ Ῥόδῳ] ῥοδο PV: ῥοδίοιϲ (?) Pr: corr. Bue καταπέλτην Pr 39 ϲκοπίδιον PV: corr. Br 43 ἀχείλωτα PV: corr. Pr 45 ὅϲον τινὰ ᾖ PV: corr. Bue; ὅϲα δυνατὰ ἦν Koe: viell. ὅϲ' οἷόν τε ἦν Die ὅτ' [ἂν] S: viell. ὅτε μὲν Die 46 ἀνενεχθεί V 48 αὐτοματεκλείετο V 49 ὅτε S: ὅτ' ἂν PV καταχθείη ἡ] Hiat! 50 ἓν] ἐκ PV: corr. Meister a. a. O. p. 35 m 51 ἐπιτοξίτιδα PV: ⟨ἐπὶ τὴν⟩ ἐπ. Br

74, 1 ἀεὶ ὁμοίωϲ] Hiat! 2 ἐκτοξεύϲει PV: verb. S 3 βέλη ἀθρόα] Hiat! 4 πλὴν] πάλιν PV: corr. Pr mg, R 5 κατάγειν Die: καταγαγεῖν PV

[1] Um den widersprechenden Angaben Philons zu genügen, setzt man im Maßstabe des auf Tafel 7 dargestellten Modells besser Kaliber für Dezimeter.

[2] Philon nennt den Trichter gleichfalls Pfeife.

τάλαιϲ τὸν ὀνίϲκον ἐναλλάξ, ὥϲτε πάνυ ϲύντομον γίνεϲθαι τὴν τοξείαν.

52. ἦν δὲ κατεϲκευαϲμένον οὕτωϲ· ὀρθοϲτάτηϲ ἐποιεῖτο ἔχων ϲτυλίδα ἑξάγωνον, ἧϲ κατὰ τὰϲ πλευρὰϲ ἐν ἴϲοιϲ διαϲτήμαϲιν ἦν κανόνια γ̅ προϲπεπηγότα, ἐφ᾽ ὧν ἐφεϲτήκει ἡ ϲτυλὶϲ ⟨ὡϲ ἐπ᾽⟩ ἐπιπέδου· τὰ γὰρ κανόνια ἦν κάτωθεν ὑποδιαπεπηγότα· ἦν δὲ καὶ διαπήγμαϲι πρὸϲ αὑτὰ ϲυνειλημμένα τὰ κανόνια, καθάπερ οἱ τρίποδεϲ ἐν τοῖϲ ὑποτρίποϲιν· ἐπὶ δὲ τοῦ ὀρθοϲτάτου καρχήϲιον ἦν εὔμηκεϲ πεποιημένον, ἐν ᾧ ἡ ϲύριγξ ἐπολεύετο· ἡ γὰρ ϲύριγξ εἶχεν μῆκοϲ μὲν ϲύμμετρον, ὥϲ ἐϲτιν εἰθιϲμένον, πάχοϲ δὲ ὡϲ δακτύλων ϛ̅, πλάτοϲ δὲ ε̅, τὸ δὲ βάθοϲ ὡϲ δακτύλων γ̅· εἶχεν δὲ καὶ ἐμβόλιον ἐν αὑτῇ ξύλινον ἁρμοϲτὸν τῷ πλάτει καὶ τῷ ὕψει ἀναπληροῦν τὴν ϲύριγγα, μῆκοϲ δὲ μικρῷ μεῖζον ἢ ὅϲον ἡ τοξῖτιϲ κατήγετο· ἦν δὲ τὸ ἐμβόλιον τοῦτο διώϲτρα πεποιημένη, ὥϲτε διωθεῖϲθαι διὰ τῆϲ ϲύριγγοϲ· ἐν δὲ ταύτῃ τῇ διώϲτρᾳ ἦν [τε] ἡ χεὶρ

wechselndes Herumdrehen des Haspels mit den Handspeichen zu spannen, so daß das Schießen sehr vereinfacht wird.

52. Das Geschütz war so konstruiert (s. Tafel 7). Es wurde ein Ständer mit sechseckiger Säule gemacht, an dessen Seiten in gleichen Abständen drei Schwellen angefügt waren, auf denen die Säule wie auf einem Boden aufgestellt wurde. Diese Hölzer wurden aber unten miteinander fest verbunden. Die Schwellen hatten auch Querriegel, die sie zusammenhielten, wie die Dreifüße auf ihren Untergestellen. Auf dem Ständer wurde ein entsprechend großer Drehkopf hergestellt, in dem die Pfeife sich drehte. Die Pfeife hatte eine angemessene Länge, wie es üblich ist, eine Dicke von sechs Daktylen, eine Breite von fünf Daktylen, eine Tiefe von drei Daktylen[1]. Sie hatte aber auch einen hölzernen Einsatz, welcher in sie hineinpaßte und mit seiner Breite und Höhe die Pfeife ausfüllte, in der Länge aber ein wenig größer war, als wie weit die Bogensehne aufgezogen wurde[2]. Dieser Einsatz war als Schieber eingerichtet, so daß er durch die Pfeife geschoben werden

74, 7 κατεϲκευαϲμένον] sc. ϲκορπίδιον p. 73, 39   8 ἐπεποίητο S   ϲταίδα V   ἴϲοιϲ P: ἴωιϲ V   10 κανόνια γ̅ Die: κανόνια Pr: κανόνιϲη P: κανόνιϲτι (?) V   ἐφ᾽] ἀφ᾽ PV: corr. Th   ἐφεϲτήκει ἡ Hiat   11 ⟨ὡϲ ἐπ᾽⟩ Koe   12 αὑτὰ PV: corr. Koe   14 ταῖϲ ὑποτρίυεϲιν PV: verb. Die   15 καρχήϲιον] καὶ ἀρχήϲιον V   16 ἐπολεύτεο PV: corr. Pr   γὰρ] δὲ Koe   18 ϛ̅ Koe: γ̅ PV   δὲ ε̅] τὸ ε̅ PV   19 γ] τριῶν Koe: ϲ PV   22 ἐμόλιον V   24 ἐν δὲ ταύτῃ Koe: ἐκ δὲ ταύτηϲ PV   διώϲτρᾳ ἦν] Hiat!   [τε] Koe; vgl. Z. 26

[1] Die Bezeichnungen oder die Maße können, wie Köchly und Rüstow bereits gesehen haben, nur wie auf dem Querschnitt der Pfeife auf Tafel 2 unten dargestellt, stimmen. Die Pfeife hat eine vorschriftsmäßige Breite von $1^1/_2$ K., wenn ϛ̅ dafür eingesetzt wird. Das Kaliber beträgt dann 4". Das Geschütz wäre dann wiederum ein 3 spithamiges also 36 zölliges. Wenn die Geschoßlänge nur auf 1 Elle 1", also 25 Zoll angegeben wird, so geht daraus hervor, daß das Geschütz wegen geringer Leistungsfähigkeit leichtere Pfeile verschoß als normal zum Kaliber gehörige.

[2] Die Spannlänge beträgt $6^1/_2$ K. Das langt noch nicht einmal für die Pfeillänge, die 9 K. beträgt. C. 12, p. 54. Zeile 16 gibt Philon die Länge der Pfeife zu 16 K. an.

74 ἐνηρμοσμένη χαλκῆ δίχηλος πεποιημένη. ἦν δὲ μεμηχανημένον, ὥστε αὐτομάτην τε τῆς τοξί- (26) τιδος ἐπιλαμβάνεσθαι καὶ κατακλείεσθαι τὴν σχαστηρίαν καὶ πάλιν καταχθείσης ἀποσχάζεσθαι, τόνδε τὸν τρόπον.

53. ἦν γὰρ ἡ χεὶρ ἐν τῇ διώστρᾳ καθηρμοσμένη, καθάπερ ἐπὶ τῶν ἄλλων καταπαλ- (30) τῶν ἐν τοῖς χελωνίοις, πλὴν ὅτι ταπεινὴ ἦν ἡ χεὶρ καὶ ἡ κατακλείουσα σχαστηρία ὑπερεῖχεν μικρὸν κατὰ τὸ ἓν μέρος, ὡς εἴθισται, ἐκ δὲ τοῦ ἑτέρου μέρους οὐθὲν ὑπερεῖχεν. ὅτε οὖν ἔδει τὴν τοξῖτιν καταχθῆναι, ἀνωθεῖτο ἡ διώστρα (35) ὑπερέχουσα καὶ διὰ τοῦ πλινθίου τὸ πλεονάζον προωθεῖτο ἔξω· ὅτε δὲ ὑπῆλθεν ἡ χεὶρ τὴν νευράν, κατανενευκυῖα τὸ τηνικάδε συνῄει ⟨τῷ⟩ ὑ-

konnte. In diesen Schieber wurde die Klaue aus Erz und gespalten eingesetzt, die Einrichtung war so getroffen, daß die Bogensehne automatisch erfaßt und der Abzug verriegelt und beim Spannen wiederum abgezogen wurde, und zwar auf folgende Weise.

53. Die Klaue war nämlich an dem Schieber angebracht, wie an den anderen Katapelten in Zapfenlagern, außer daß die Klaue niedrig war und der verriegelnde Abzug auf der einen Seite ein wenig über denselben überstand, wie üblich, aber, selbstverständlich (über den Schieber) auf der anderen Seite nicht überstand. Wenn nun die Bogensehne gespannt werden sollte, so wurde der Schieber vorgeschoben, so daß er vorstand, und der vorstehende Teil durch den Rahmen nach außen vorgestoßen. Sobald nun die Klaue die Bogensehne traf (s. Bild 11!), stieß

Α Β Γ

χεὶρ 1:10

Bild 11 (Kap. 53; p. 74, 38).

ποκειμένῳ κάτωθεν ⟨νεύρῳ⟩ καθάπερ σφηνὶ χαλκῷ ᾧ (39) προσβᾶσα ⟨ἀν⟩ένευεν· ἀνανευσάσης δὲ αὐτῆς τὸ (40) ὑπερέχον τῆς σχαστηρίας προσερεισθὲν πρός τινα τόρμον ὑπερέχοντα χαλκοῦν παρήχθη καὶ κατέκλεισεν αὐτήν, ὥστε καταγομένην ἕξειν τὴν τοξῖτιν οὖσαν κατακεκλεισμένην· ὅτε δὲ καταχθείη

die jetzt noch niedergeneigte Klaue auf die untenliegende Sehne wie auf einen ehernen Keil und, nachdem sie daran gestoßen, schnappte sie auf. Schlug sie dann nieder, so stemmte sich der überstehende Teil des Abzuges an einen vorstehenden ehernen Zapfen, und verriegelte dadurch die Klaue, so daß sie die Bogensehne beim Spannen festhält, da sie

74, 25 δίχειλος PV: corr. Pr 26 τε Die: ὅτε PV: ὅτε ⟨μὲν⟩ Vahlen; die Corr. τε ist nach Z. 24 verschlagen 29. 30 καθηρμοσμένου P 31 ταπεινὴ] Hiat! 32 σχαστηρία Hiat! 33 εἴθιστα P 34 ὅτι V 35 ἀνωθεῖτο Die: ἄνωθεν PV: ἀνήχθη Koe 37 προωθείτω PV: corr. Ha Koe ὅτε] ὅταν PV: corr. Koe 38 συνῄει ⟨τῷ⟩ Die: συνῆν P: συνιᾶ V: συνήντα S ⟨νεύρῳ⟩ Die 40 ἀνένευεν S: ἔνευεν PV 41 χαστηρίας V 42 χακοῦν V 43 ἕξειν PV (das Futurum nach hellenist. Sprachgebrauch) 44 καταχθείη Hiat wie Z. 46

74 ἐπὶ τὸν τεταγμένον τόπον τὸν πληροῦντα τὴν διάστασιν τοῦ βέλους καὶ τὸ βέλος ἐπιτεθείη αὐτόματον, εἶτα προσκαταχθείη μικρὸν πάλιν πρός τινα ὑπερέχοντα τόρμον χαλκοῦν, τἀναντία προσκόψαν τὸ ὑπερέχον τῆς σχαστηρίας ἀπέσχασεν τὴν χεῖρα· ἡ ⟨μὲν⟩ οὖν καταγωγὴ τῆς τοξίτιδος καὶ ἡ ἀπόσχασις οὕτως ἐγίνετο.

75 **54.** τῶν δὲ βελῶν ἅμα πολλῶν ἐμβληθέντων ἐπὶ τὴν ἐπιτοξῖτιν ἐπετίθετο τόνδε τὸν τρόπον· ἦν ὑπὲρ τὴν δεδηλωμένην σύριγγα ἄλλη σῦριγξ πεποιημένη, μῆκος μὲν καὶ πλάτος ἔχουσα ἴσον τῇ ἄλλῃ, τὸ δὲ βάθος ὡς δακτύλων θ. αὕτη δὲ ὑπερέκειτο ἄνωθεν τῆς δεδηλωμένης σύριγγος διοχὴν ἔχουσα ἀπ' αὐτῆς ὅσον δακτυλιαίαν, ὅπως ἡ τοξῖτις χώραν ἔχῃ διατρέχειν· συνείχετο δὲ πρὸς τὴν κάτω σύριγγα κατά τε τὸ ἄκρον, καθ' ὃν τόπον ὁ ὀνίσκος ἦν ὁ κατάγων τὴν χεῖρα, καὶ κατὰ τὸ εἰς τὸ πλινθίον πῖπτον μέρος. καὶ εἰς τὸ πλινθίον ἐμβεβήκει διὰ τῶν μεσοστατῶν καὶ διὰ τοῦ περιτρήτου διέχουσα ἕως ἐπὶ τὴν ἔμπροσθεν ἐπιφάνειαν τοῦ πλινθίου. ἦν γὰρ τὸ ἄνω περίτρητον εἰς δύο μέρη διῃρημένον, ⟨τὸ δὲ πλινθίον⟩ καθάπερ καὶ τὰ ἄλλα πλινθία γίνεται, καὶ χοινικίδας καὶ ἐπιζυγίδας καὶ ἀγκῶνας καὶ τόνον καὶ πάντα ὁμοίως ἔχον.

55. ἐνεβάλλετο οὖν ἀ-

verriegelt ist. War sie sodann bis zu der richtigen Stelle gespannt, in einem Abstand, welcher der Geschoßlänge entspricht, und war das Geschoß automatisch eingefallen und war dann noch etwas mehr gespannt worden, und zwar wiederum bis zu einem hervorragenden ehernen Zapfen, so besorgte der hervorstehende Teil des Abzuges die Entriegelung der Klaue. So geschah also das Spannen und Abziehen der Bogensehne.

54. Da aber viele Geschosse auf einmal eingeworfen wurden, geschah das Einfallen in die Pfeilrinne folgendermaßen. Über der beschriebenen Pfeife war eine andere Pfeife angebracht, in Länge und Breite gleich der ersten ungefähr neun Daktylen tief; diese war über der beschriebenen Pfeife angebracht, jedoch mit ungefähr einzölligem Abstand, damit die Bogensehne Platz habe, zwischendurch zu laufen: sie wurde aber mit der unteren Pfeife an dem Ende bei dem Haspel verbunden, der die Klaue aufzieht, und auch an dem Ende, welches im Rahmen steckt, und sie ging im Rahmen zwischen den Mittelständern und dem Peritret durch bis zur vorderen Fläche des Rahmens[1]. Das obere Peritret aber war in zwei Hälften geteilt[2], der Rahmen aber so wie die anderen Rahmen gemacht worden, und er hatte Buchsen, Spannbolzen[3], Bogenarme, Spanner und sonst alles auf gleiche Weise.

55. Die Pfeile wurden nun, wie oben

74, 46 ἐπιτιθείη V 47 εἶτα] ἔτι PV: corr. Koe: ἔτι ⟨δὲ⟩ S 50 ⟨μὲν⟩ Poland οὖν καταγωγὴ S: συγκαταγωγὴ PV

75, 1 ἐγένετο V. Danach Lücke von 4 Buchst. P 2 ⟨ἐν⟩ ἐπετίθετο Koe ἐπιτίθετο V 9 καθὲν P (corr. Pr) 14 ⟨τὸ δὲ πλινθίον⟩ Die: ⟨πλινθίον δὲ⟩ Koe 15 πλινθία] α aus ου corr. V 15. 16 σχοινικίδας P (ας aus ες corr. v. 1. Hd.) 16 ἐπιζυγίδας Koe: καταζυγίδας PV 17 ἐνεβάλετο PV: corr. R

[1] Das wäre ganz überflüssig. Philon hat das nicht richtig gesehen oder nicht richtig verstanden.

[2] Auch das hat Philon nicht richtig aufgefaßt. Eine Teilung des Peritrets wäre verfehlt und außerdem überflüssig.

[3] ἐπιζυγίς ist richtig.

θρόα τὰ βέλη, καθὰ δεδηλώκαμεν, εἰς τὴν **75** ἐπάνω σύριγγα· ἐνέπιπτεν δὲ εἰς τὴν κάτωθεν ἐπὶ τὸν καθήκοντα τόπον οὕτως. ἦν ἡ σύριγξ ἔχουσα κύλινδρον ἀπαρτίζοντα τῷ πάχει πρὸς τὸ πλάτος τῆς σύριγγος κείμενον παρὰ τὸ κάτω μέρος, μῆκος δὲ ἔχοντα ἡλίκον τόπον ἡ χεὶρ κατήγετο, καὶ ἔτι μικρῷ μείζονα. εἶχεν δὲ ὁ κύλινδρος κεκοιλασμένην ἐν αὑτῷ χώραν, ὥστε χωρεῖν βέλος ἕν· καὶ πεσόντος τοῦ βέλους εἰς τὴν χώραν διὰ τὸ τὴν σύριγγα συνηγμένην εἶναι κάτωθεν τὴν τὰ βέλη φέρουσαν, ὅτ' ἐπάνω στραφείη τὸ ἐν τῷ κυλίνδρῳ κοίλασμα, ἐνέπιπτεν ἓν τῶν βελῶν, περιστραφέντος δὲ τοῦ κυλίνδρου καὶ γενομένου κάτω τοῦ κοιλάσματος, ἐξέπιπτεν τὸ βέλος ἐκ τοῦ κυλίνδρου καὶ ἔπιπτεν ἐπὶ τὴν διώστραν ἔχουσαν ἐν αὑτῇ χώραν βραχὺ κεκοιλασμένην, καθάπερ ἐπιτοξίτιδα, καὶ τὸ ἄκρον τοῦ βέλους ὑπάρχον ἀχήλωτον διὰ τῆς χειρὸς διπλῆς οὔσης ἐτίθετο παρὰ τὴν τοξῖτιν, μικρὸν ἀφεστηκός, ὅσον ἀποσχασθείσης τῆς τοξίτιδος πληγὲν προωσθῆναι· ἐγίνετο δὲ ἀχήλωτον, ἵνα, ὡς ἄν ποτε ἀντεστραμμένον πέσῃ τὸ βέλος, ὁμοίως ὑπὸ τῆς τοξίτιδος τύπτηται.

56. ὁ δὲ κύλινδρος καταγομένης καὶ ἀναγομένης τῆς χειρὸς ἐπεστρέφετο οὕτως· εἶχεν γὰρ ὁ κύλινδρος σωληνίδιον ἐν αὑτῷ πλατὺ πεποιημένον, εἰς ὃ ἐνηρμόζετο τορμίον χαλκοῦν ἀνειμένον ἐκ τῆς διώστρας, ὃ παραγενόμενον ἐπέστρεφεν ἐφ' ἑκάτερα τὸν κύλινδρον ὀχού-

gesagt, auf einmal in die obere Pfeife eingeworfen, sie fielen dann folgendermaßen in die untere auf den richtigen Platz. Die Pfeife hatte eine im unteren Teile liegende Walze, welche in der Dicke genau in die Breite der Pfeife paßte und eine Länge gleich der Strecke hatte, um welche die Klaue zurückgezogen wurde, und noch ein wenig mehr. Die Walze hatte aber eine Rinne so groß, daß sie einen Pfeil aufnehmen konnte. Und wenn nun der Pfeil in die Rinne fiel, weil die Pfeife, welche die Geschosse trug, nach unten sich zuspitzte, so fiel, wenn die Rinne in der Walze nach oben gedreht wurde, eines der Geschosse hinein; wurde dann die Walze umgedreht, und kam die Rinne nach unten, fiel der Pfeil aus der Walze und fiel auf den Schieber, welcher auch eine wenig tiefe Rinne hatte, wie eine Pfeilrinne, und das Ende des Pfeiles, welches ungekerbt blieb, wurde durch die gespaltene Klaue neben der Bogensehne in geringem Abstand niedergelegt, jedoch so weit, daß er beim Loslassen der Bogensehne, vom Stoß getroffen, vorwärts gestoßen werden konnte; er wurde aber deshalb nicht eingekerbt, damit, in welcher Wendung das Geschoß auch fallen möchte, es gleichmäßig durch die Bogensehne getroffen werden konnte.

56. Die Walze wurde in folgender Weise gedreht, indem die Klaue hin und her gezogen wurde. In der Walze war nämlich eine flache Nute angebracht, in welche ein erzenes, aus dem Schieber vorstehendes Zäpfchen einpaßte, welches

75, 25 αὑτῷ PV: corr. Koe ὥτε PV: corr. Pr 26 πεσόντως PV: corr. R: verderbt; ῥέποντος Die: ἐπεισιόντος Bue: πεσ⟨εί⟩οντος S τὴν ⟨κάτωθεν⟩ Koe 28 ἐπάνω R: ἂν πᾶν ὧ PV 30 περιγραφέντος V 33 κεκλασμένην V 37 προωσθῆ PV: verb. S 38 ἀντετραμμένον PV: corr. Ha 39 ὁμοίους P ὑπὸ Koe: ἐπι PV 41 αὑτῷ PV: corr. Koe 42 πλάγιον S 44 ἐπέστρεφον P

A

B

ΚΥΛΙΝΔΡΟΣ

Bild 12 (Kap. 56; p. 78, 46).

μενον ἐν κνώδαξιν· ἔστω δὲ κύλινδρος μέν, **75** ἐφ' οὗ Α, σωλήνιον δέ, ἐφ' οὗ τὸ Β.

57. Τὴν δὲ καταγωγίδα οὐκ εἶχε νευρίνην, ἀλλ' ἔχοντος τοῦ ὀνίσκου τὰς ὑπεροχὰς τὰς ἐξ ἑκατέρου μέρους ἀπειργασμένας πενταγώνους πεποιημένας, ἦν πλινθία πρίνινα σιδηρόδετα, συντετορμωμένα δὲ αὐτοῖς καὶ περόναις συνεχόμενα ⟨ἃ⟩ περιεπτύσσετο περὶ τὸν ὀνίσκον· ἑκατέρωθεν δὲ τῆς σύριγγος ἦν ταῦτα, καθάπερ εἴωθεν εἰς ἀγωγὴν ἐπὶ τῶν **76** ἄλλων τίθεσθαι, καὶ προσείληπτο τῇ διώστρᾳ σεσιδηρωμένα λεπίσιν τὰ ἄκρα περόνῃ κεφαλωτῇ, ἥτις ἐν τῷ περονίῳ κατελαμβάνετο· εἶχον δ' αἱ πλινθίδες ⟨τορμία⟩ τινὰ παραβεβηκότα εἰς τὴν διοχὴν τῶν συρίγγων· ὅσον δὲ παρενέβαινεν, ἦν περὶ τὸν ὀνίσκον κεκοιλασμένον ἐν τῷ πλαγίῳ τῆς σύριγγος, ὅπως ἑλισσόμεναι περὶ τὸν ἄξονα χώραν ἔχωσιν· ἡ δὲ καταγωγὶς περιεβέβλητο περὶ τὸν ὀνίσκον οὕτως, ὥστε ἐκ μὲν τοῦ ἄνω μέρους ἐπισπώμενον ἐφ' ἑαυτὸν τὰς σκυτάλας ἀνάγειν τὴν χεῖρα, ἐκ δὲ τοῦ κάτω μέρους ἐπισπώμενον τἀναντία κατάγειν καὶ ἐκτοξεύειν.

58. Πρὸ δὲ τοῦ ἐκτοξεύειν προε-

eingreifend die in Zapfenlagern gehende Walze nach beiden Richtungen drehte. Es sei die Walze A, die Nute B (s. Bild 12!).

57. Seine Spannvorrichtung bestand aber nicht aus Sehnen, vielmehr waren, da die hervorragenden Teile der Spannwelle beiderseitig 5eckig gemacht waren, steineichene, eisenbeschlagene, mit Bolzen untereinander verbundene Würfel vorhanden, die sich um den Haspel herumlegten. Sie waren aber beiderseits der Pfeife wie die übliche Spannvorrichtung der übrigen Geschütze angebracht, und die mit Eisenbeschlägen versehenen Enden durch einen Kopfbolzen, der in den Bolzenhalter eingriff, mit dem Schieber verbunden. Die Würfel hatten aber einige zwischen die Pfeifen hineinreichende Zapfen. Soweit sie aber hineinreichten, war rings um die Walze in der Seite der Pfeife eine Aushöhlung, damit sie um ihre Holzwelle gedreht Platz hätten. Die Spannvorrichtung wurde aber so um die Welle gelegt, daß, wenn man sie von oben nach sich zu zieht, die Handspeichen die Klaue vorbringen, wenn man aber von unten auf zieht, sie im Gegenteil spannen und abschießen [1].

58. Bevor man abschoß, nahm man

75, 45 ⟨τὸ⟩ ᾱ Koe 46 ff. freier Raum für die Figur PV 46. 47 εἶχε νευρίνην S: εἶχεν εὑρεῖν ἦν PV: εὑρεῖαν (?) Pr 49 πρίνια P 50 αὐτοῖς PV ⟨ἃ⟩ Koe 51 περιέπτυσατο PV: corr. Koe: περιέπτυκτο S

76, 1 εἰς ⟨τὴν⟩ Koe 4 δ' αἱ Koe: δὲ PV 5 ⟨τορμία⟩ S ⟨ξύλα⟩ τινὰ Koe 6 παρεμβαίνων PV: verb. S: παρεμβαίνει Koe 8 ἑλισσόμενα PV: verb. S 9. 10 περιβέβλητο P 12 ἀνάγειν Koe: ἀγαγεῖν PV 12 ἄνω (11) und κάτω (12) vertauscht Schramm (s. Anm. z. Übers.) 14 τοῦ ἐκτοξεύειν Die: τοῦ δὲ τοξεύειν PV (δὲ tilgte R):

[1] ἄνω und κάτω sind vertauscht. Gerade das Gegenteil muß stattfinden, genau wie bei allen übrigen Geschützen, sonst wird beim Spannen die Pfeife durch den Zug von unten nach oben von der Stütze abgehoben und, wenn diese mit Stütze und Strebe verriegelt ist, diese drei Teile hochgehoben.

λαμβάνετο ⟨ὁ⟩ σκοπὸς οὕτως. ἦν ἐκ τοῦ κιονίου πεποιημένη ἀντηρὶς καθάπερ κανόνιον· ὅταν δὲ ὁ ὑπηρέτης ἀπὸ τῆς ἀντηρίδος κατακλίνας τὴν ἀναπαυστηρίαν ⟨ἣν⟩ προσήρειδεν πρὸς τὸ κάτω μέρος τῆς σύριγγος, καθ' ὅ τι ἐστὶν ὁ ὀνίσκος, οὔσης τινὸς ὑπὸ γαστέρα παραγωγίδος ἐν τῇ σύριγγι· ὅταν οὖν καταστήσῃ τοῦτο ἐπὶ τὸν σκοπὸν ἐπάρας, ὃν βούλεται, ἀπέκλεισεν τὴν ἀναπαυστηρίαν χειρολάβῃ τινὶ ὑπερεχούσῃ, δι' ἧς ἐδόκει μοι σφὴν τις παράγεσθαι ἢ ἀξονίσκος ἔκτορνος ὁ ἀποσφηνῶν τὴν ἀντηρίδα· μετὰ βίας γὰρ πολλῆς ὑποπιέζει⟨ν ἔδει⟩ τὴν χειρολάβην. ἦν δὲ κατὰ χεῖρα πάνυ καθαρίως εἰργασμένα τὰ ξύλινα καὶ τῷ σιδήρῳ δεδεμένα σφόδρα, καὶ εὐτονίαν εἶχεν πλείονα ἢ ὅσον ἦν δέον [καθῆκον]· ἐτόξευεν δὲ τὸ μέγιστον μικρῷ πλεῖον σταδίου.

76 das Ziel folgendermaßen. An der Säule war eine Strebe wie eine Latte angebracht. Wenn nun der Bedienungsmann die Stütze von der Strebe niederlegend an den unteren Teil der Pfeife lehnte, wo der Haspel ist und wo sich am Unterteil der Pfeife eine Stellvorrichtung befindet, sobald er also diesen (unteren Teil der Pfeife) durch Heben auf das gewünschte Ziel gerichtet hatte, verriegelte er die Stütze durch eine hervorstehende Handhabe, durch die, wie es mir schien, ein Keil oder ein abgedrehter Stift durchgesteckt wurde, der die Stütze verkeilte. Die Handhabe mußte aber mit großer Kraft nach unten gedrückt werden. Alle Holzteile des Geschützes waren sehr nett mit der Hand gearbeitet und stark mit Eisen beschlagen, und sie hatten eine größere Festigkeit, als nötig gewesen wäre. Höchstens schoß es aber etwas über 1 Stadion.

59. ἡ μὲν οὖν περὶ τὸν πολυβόλον καταπάλτην διάθεσις τοιαύτη τις ἦν σκευωρία, φιλότεχνον μὲν καὶ οὐκ εὐεύρετον ἔχουσα τάξιν, οὐ μέντοι γε εἰς ἀξιόλογον χρείαν πίπτουσα. δεῖ γάρ, περὶ οὗ πλεονάκις εἰρήκαμεν, τὴν πλείστην ποιεῖσθαι ζήτησιν πρὸς τὸ μακροβολεῖν καὶ τὰ πρὸς ἰσχὺν ἀνήκοντα τῶν ὀργάνων ἐξιχνεύειν· ἐν δὲ τῇ προειρημένῃ μεθόδῳ περὶ μὲν τούτων οὐδὲν ὁρῶ πεπραγμένον, ὅπως δὲ πλειόνων ἅμα βελῶν

59. Die Konstruktion der Mehrladerkatapalte war also derart. Sie zeigte technisches Geschick und eine schwer zu findende Anordnung, warf aber freilich keinen wesentlichen praktischen Nutzen ab. Man muß aber, worüber ich mich schon mehrfach geäußert habe, das meiste Streben auf das Weitschießen richten und das, auf was auf die Kraft der Geschütze Einfluß hat, ausspüren. Bei der vorerwähnten Methode aber sehe ich nichts darauf Bezügliches geleistet, sondern nur dies, daß mehrere Pfeile

76, 15 σκοπὸν PV: corr. Koe. ⟨ὁ⟩ Br κιονίου Meister nach Heron Bel. p. 88, 11 W: κανονίου PV: καρχησίου Koe 16 πεποιημένη Hiat! 17 ὑπηρέτης Th mg: πάρετην PV ἀντηρίδος Schramm: ἀναπαυστηρίας PV: ἀντερειδίδος Koe; vgl. Z. 23 18 ⟨ἣν⟩ Die 21. 22 καταστήσῃ τοῦτο Die: καταστήσῃ τὸ PV: καθίστηται S 22 ⟨ὄργανον⟩ Koe ἐπέρας (d. i. ἐπαίρας) PV; über die Orthogr. ἐπᾳρας vgl. Crönert Mem. Herc. 45[2] 23 ἀναπαυστηρίαν Schramm: ἀντηρίδα PV; die lectio em. ist Z. 17 eingesetzt 26 ὑποπιέζει⟨ν ἔδει⟩ Die: ἀποπιέζει PV: ἀπεπίεζε (sc. ὁ ὑπηρέτης) S 29 δέον Die: δὲ PV (Compendium als Gravis mißverstanden): ἀναγκαῖον Koe: 'latet forma verbi δοκεῖν vel δοξάζειν velut ὅσον ἦν δοκεῖν' Bue 30 [καθῆκον] Koe 33 οὐκ εὐεύρετον Ha: οὐκ ἀνεύρετον PV: οὐκ ἀνεύθετον Bue 34 πίπτουσαν Koe

76 ἐμβληθέντων καθ' ἓν ἐκτοξεύηται συντόμως· τοῦτο δέ ἐστιν δυσχρηστίας μᾶλλον ἢ εὐχρηστίας, ἔχον οὐ μικρὰν κατηγορίαν. πρῶτον μὲν γὰρ οὐχ ἑστηκώς ἐστιν ὁ σκοπός, ἀλλὰ μεταχωρεῖν δυνάμενος· τίς ἂν οὖν βούλοιτο εἰκῇ πλείονα ἐκβάλλειν βέλη; καὶ γὰρ τὸ λεγόμενον, ὡς εἰς ὄχλον ἐστὶν χρήσιμον βάλλειν, τοὺς μὲν πολλοὺς τάχ' ἂν πείσειεν, εὑρεθήσεται δὲ ἀδόκιμον ὑπάρχον. οἰσθήσεται γὰρ οὐ σποράδην τὰ βέλη, τῆς διόπτρας ἐφ' ἕνα σκοπὸν σταθείσης καὶ καθ' ἓν τμῆμα κύκλου τὴν φορὰν ποιησαμένης σύνεγγυς, καὶ οὐ πολὺ κεχωρισμένην τὴν πτῶσιν ποιήσεται· τῶν δὲ καθ' **77** ἓν βαλλομένων τὴν σχάσιν ποιησόμεθα, καθ' ὃν ἂν καιρὸν δοκῶμεν τὸν σκοπὸν ἀκριβῶς εἰληφέναι, καὶ τοῖς πλείστοις βέλεσιν ἐνεργοῖς χρησόμεθα. εἰκῇ δὲ καὶ ἄπρακτα πολλὰ βέλη συντρίψαντες τοῖς πολεμίοις καθ' αὑτῶν ⟨ὅπλα παρ⟩έξομεν. ἀλλ' ἐρεῖ τις, ὅτι ἀχηλώτοις αὐτοῖς οὖσιν μὴ δυνήσεσθαι τοὺς πολεμίους χρήσασθαι· μέγα γὰρ τὸ πρᾶγμα χηλῶσαι καὶ πολλῆς ἀσχολίας δεόμενον.

60. ὑπάρχοντος οὖν, οἵου λέγομεν, τοῦ ὀργάνου, τὴν κατασκευὴν ὁμοίως ἐκρίναμεν ἀξίαν ἀναγραφῆς εἶναι διὰ τὸ μὴ ἀμηχάνως τὸ καθ' ἓν αὐτῷ πεποιῆσθαι. βραχέα τ' οὖν καὶ κεφαλαιωδῶς

76 zusammen eingeworfen und dann rasch einzeln verschossen werden, das ist aber mehr unzweckmäßig als zweckmäßig und gibt Anlaß zu starken Angriffen. Erstens ist ja doch das Ziel nicht feststehend, sondern kann sich ändern. Wer also würde sich entschließen, umsonst viele Pfeile zu verschießen? und die landläufige Redensart, es sei zweckmäßig, in die Masse hineinzuschießen, könnte vielleicht der großen Masse einleuchten, wird aber bei näherer Prüfung sich als nicht stichhaltig herausstellen. Denn die Pfeile werden nicht streuen, da das Visier sich nur auf ein Ziel richtet und nur in einem Kreisabschnitt ganz nahe beieinander die Flugbahn ermöglicht und das Niederfallen der Geschosse nicht weit voneinander bewirken wird. Bei den einzeln abgeschossenen Pfeilen werden wir in dem Augenblick abdrücken, **77** wo wir das Ziel genau genommen zu haben glauben, und werden die meisten Geschosse wirksam verwenden. Wenn wir aber viele Pfeile ins Blaue und wirkungslos auf einmal verschwenden, werden wir nur den Feinden Waffen gegen uns selbst liefern. Aber da könnte wer sagen, daß, da sie ungekerbt sind, die Feinde sie nicht benutzen können. Große Mühe allerdings und viel Zeit erfordert es, sie zu kerben.

60. Ist nun auch die Beschaffenheit des Geschützes so, wie ich sage, so meine ich gleichwohl, sie sei der Beschreibung wert, weil sie nicht ohne mechanisches Geschick im Einzelnen hergestellt ist. Kurz und summarisch machen

76, 42 μικρὰν Th mg: μακρὰν PV   44 εἰκῇ R: ἐκεῖ PV

77, 3 ἐνεργοῖς] οι in ω corr. V: ἐνεργῶς R   4. 5 συντρίψ ... ῥίψαντες PV: (Konjektur der Vorlage): συντρίψομεν ῥίψαντες R   5 ⟨παρ⟩έξομεν Koe: ἕξομεν PV   7 χρήσασθαι] über χρη steht ἀποκτ(?) Pr   8 ἀσχολίας Koe: ἀσφαλείας PV   9 ὑπάρχοντος R: ὑπάρχοντα PV   οἵου P: ὅϊου V: οἷον R   10 ὁμοίως PV: ὅμως Ha Koe; s. Ar 129   11. 12 αὐτῶν PV: corr. Koe: 'f. αὐτοῦ' Ha; ⟨ἐν⟩ αὐτῷ verm. S.   γοῦν Br

77 προειπόντες καὶ περὶ τοῦ κληθέντος ἀεροτόνου καταπάλτου, λιθοβόλου δ' ὄντος, ἐπ' ἄλλο μέ- 14 ρος τῆς τέχνης ἐπανάξομεν. καὶ τοῦτο δὲ 15 τὸ ὄργανον εὑρέθη μὲν ὑπὸ Κτησιβίου, μηχανικὴν δὲ πάνυ καὶ φυσικὴν εἶχε διάθεσιν. συνιδὼν γὰρ ἐν τοῖς λεγομένοις πνευματικοῖς θεωρήμασιν τοῖς καὶ ὑφ' ἡμῶν μετὰ ταῦτα ῥηθησομένοις ἰσχυρὸν ὑπάρχοντα καὶ εὔτονον καὶ εὐκίνητον 20 τὸν ἀέρα καθ' ὑπερβολήν, ἔτι δὲ καὶ εἰς ἀγγεῖον ἰσχυρὸν ὅταν συγκλεισθῇ, δυνάμενον πίλησιν ἐπιδέχεσθαι καὶ πάλιν διάστασιν ταχεῖαν εἰς τὸ ἴσον πληρούμενον μέγεθος τοῦ ἀγγείου, εὖ ἐνόησεν ἔμπειρος ὢν τῶν μηχανικῶν, διότι μεγάλην εὐ- 25 τονίαν καὶ ὀξυτάτην φορὰν ἡ κίνησις αὕτη δύναται τοῖς ἀγκῶσι παρασκευάσαι· διὸ κατεσκεύασεν ἀγγεῖα τοῖς μὲν σχήμασιν ὅμοια πυξίσιν ἰατρικαῖς μὴ ἐχούσαις πώματα, ἐξ ἐλατοῦ μὲν χαλκοῦ πρὸς τὸ εὔτονα καὶ ἰσχυρὰ ὑπάρχειν, 30 προποιηθέντα δὲ κήρινα καὶ χωνευθέντα πρὸς τὸ πάχος λαβεῖν. καὶ τοῦ ἐντὸς μέρους αὐτῶν τορνευθέντος [δὲ] δι' ὀργάνου, καὶ τὴν ἐπιφάνειαν ὁμαλὴν καὶ ὀρθὴν πρὸς κανόνα καὶ λείαν ἐργασθέντος, καὶ οὕτως ἐμβληθέντος τοῦ τυμπανίου 35 χαλκοῦ διεκτρέχειν δυναμένου καὶ τὴν περιφέρειαν προσερείδοντος καὶ αὐτὴν εἰργασμένην ὁμαλὴν καὶ λείαν, ὥστε τὸν ἐξ ἀμφοτέρων συνεχόμενον ἁρμὸν οὕτως ἔχειν, ὥστε μὴ διηθεῖσθαι ῥεῦμα δι' αὐτοῦ τὴν πᾶσαν λαβὸν βίαν 40

⟨* * *⟩

wir nun zuerst auch noch mit der berühmten Luftspannkatapalte bekannt, die Steine wirft, und wollen sodann auf einen anderen Teil der Technik übergehen. Auch dieses Geschütz wurde von Ktesibios erfunden und hat eine mechanisch sehr geschickte, den Naturgesetzen entsprechende Zusammensetzung. Er wußte nämlich aus der sogenannten Pneumatik (Luftlehre), die auch ich später behandeln werde, daß die Luft ein überaus starker, spannkräftiger und leicht beweglicher Stoff ist, sowie auch, daß sie, in ein festes Gefäß eingeschlossen, im Stande ist, sich zu verdichten und dann schnell wieder auszudehnen, so daß sie den gleichen Hohlraum des Gefäßes ausfüllt, so schloß er als erfahrener Mechaniker, diese Beweglichkeit würde den Bogenarmen eine gewaltige Spannkraft und die größte Schnelligkeit geben können. Deshalb stellte er Gefäße her, in Form ähnlich den Arzneibüchsen, aber ohne Deckel, aus getriebenem Erz, damit sie spannkräftig und stark bleiben, vorher aber in Wachs geformt und gegossen, um die Dicke zu erhalten. Das Innere wurde auf der Drehbank ausgedreht, und die Oberfläche wurde gleich und gerade nach dem Lineal und glatt gearbeitet, ebenso wurde dann ein eherner Kolben eingesetzt, welcher es durchlaufen und mit seinem ebenfalls gleich und glatt bearbeiteten äußeren Umfang sich dicht anschließen konnte, so daß beide so genau zusammenpaßten, daß keine Flüssigkeit, selbst bei Anwendung aller Gewalt, durchgepreßt werden konnte.

* * *

77, 18 πνευματικῆς P 24 πιλούμενον PV: corr. Koe: ⟨μηκέτι⟩ πιλούμενον W. Schmidt εὖ ἐνόησεν] 'f. ἐνενόησεν vel εὖ ἐνεν.' Ha 30 ἰσχυρὰ Hiat! 31 τροποιηθέν τὰ δὲ P (corr. Pr) 32 αὐτῶν Koe: αὐτοῦ PV 33 [δὲ] Th 34 λίαν PV: corr. R 35 ἐργασθέντος S: ἐργασθέντων PV τον S: τοῦ PV 36 δυναμένους PV: corr. R 39. 40 διϊθεῖσθαι PV: verb. W. Dindorf: διωθεῖσθαι R 40 πνεῦμα verm. Meister λαβὼν PV: corr. Koe, Lücke bez. S

61. μὴ θαυμάϲῃϲ δὲ μηδὲ διαπορήϲῃϲ, εἰ **77** δυνατὸν οὕτωϲ χειρουργηθῆναι· καὶ γὰρ ἐπὶ τῆϲ ϲύριγγοϲ τῆϲ (42) κρουομένηϲ ταῖϲ χερϲίν, ἣν λέγομεν ὕδραυλιν, ἡ φῦϲα τὸ πνεῦμα εἰϲ τὸν ἐν τῷ ὕδατι πνιγέα παραπέμπουϲα ἦν χαλκῆ καὶ ὁμοίωϲ εἰρ- (45) γαϲμένη τοῖϲ προειρημένοιϲ ἀγγείοιϲ. ἐπεδείκνυτο δὲ ἡμῖν ὁ Κτηϲίβιοϲ παραδεικνύων τήν τε τοῦ ἀέροϲ φύϲιν, ὡϲ ἰϲχυρὰν ἔχει καὶ ὀξεῖαν κίνηϲιν, καὶ ἅμα τὴν περὶ τὰ ἀγγεῖα ὑπάρχουϲαν χειρουργίαν τὰ τὸν ἀέρα ϲυνέχοντα, περιθεὶϲ κολλητήριον τε- (50) κτονικὸν περὶ τὸ ἀγγεῖον καὶ πρόθεμα ἐπιθεὶϲ τῷ

61. Du darfst Dich aber nicht wundern und bezweifeln, daß man dies so herstellen kann, denn auch bei der mit den Händen gespielten Pfeife, welche man Wasserorgel nennt, war der Pumpenzylinder, welcher die Luft in das im Wasser befindliche Gefäß drückt, von Erz und gleich den vorerwähnten Gefäßen gearbeitet. Ktesibios aber demonstrierte uns dies, indem er zugleich dabei die Natur der Luft sowie ihre starke und schnelle Bewegung zeigte und gleichzeitig die Herstellung der die Luft enthaltenden Gefäße (s. Bild 13!). Er bestrich nämlich das Gefäß ringsum mit Tischler-

ϲφῦρα

κυκλίϲκοϲ ἤτοι τυμπάνιον

πρόθημα

ἀγγεῖον

1:10.

Bild 13 (Kap. 61; p. 77. 50).

κυκλίϲκῳ, καὶ ϲφηνὶ καὶ ϲφύρᾳ εἰϲωθῶν τὸ **78** τυμπάνιον μετὰ βίαϲ μεγίϲτηϲ. ἦν δὲ ὁρᾶν μικρὰν μὲν ἔνδοϲιν ποιούμενον τὸ τυμπάνιον, ὅτε δὲ ἅπαξ ὁ ἀπειλημμένοϲ ἀὴρ ἔϲω πιληθείη, μηκέτι εἶκον μηδὲ ἐκ τῆϲ ἰϲχυροτάτηϲ (5)

leim, setzte die Vorlage auf den Kolben (Scheibe) und trieb mit Stempel und Hammer mit größter Kraft die Scheibe ein. Man konnte aber sehen, daß der Kolben nur wenig nachgab, wenn aber die eingeschlossene Luft einmal verdichtet war,

77, 41 θαυμάϲηϲ PV μὴ δὲ διαπορήϲηϲ PV 43 ἦν PV ὑδραυλὴν ἡ φυϲᾶ PV: verb. Buttmann (vgl. Graebner de org. hydr. p. 3[8]) 45. 46 εἰργαϲμένην PV: corr. R 46 ἐπιδείκνυτο PV: corr. R 51 τὸ] τὸν PV: corr. R

78, 1 ϲφύρᾳ Hiat! 4 ὅτε S: ὅτ' ἂν PV 5 εἴκειν PV: corr. Bue τῆϲ] τοῦ V

78 πληγῆϲ πρὸϲ τὸν ϲφῆνα· καὶ βίαϲ προϲαχθείϲηϲ ἐκκρουϲθέντοϲ τε τοῦ ϲφηνόϲ, καὶ τὸ τυμπάνιον ἐξήλλετο μετὰ βίαϲ πολλῆϲ ἐκ τοῦ ἀγγείου. πολλάκιϲ δὲ ϲυνέβαινεν καὶ πῦρ ϲυνεκπίπτειν διὰ τὴν ὀξύτητα τῆϲ φορᾶϲ παράτριψιν λαβόντοϲ τοῦ ἀέροϲ πρὸϲ τὸ τεῦχοϲ.

62. τοιαῦτα οὖν δύο καταϲκευάϲαϲ ἀγγεῖα, καθ᾽ ὅτι εἴπομεν, ὅμοια πυξίϲιν καὶ τὸ ϲχῆμα τῶν περιτρήτων οἰκεῖον ποιήϲαϲ τοῖϲ ὑποκειμένοιϲ ἐνέδηϲ⟨εν⟩ ἐπ᾽ αὐτὰ ὀχυρῶϲ τοῖϲ τε ξυλίνοιϲ περιπήγμαϲι καὶ ϲιδηραῖϲ ψαλίϲιν καὶ δεϲμοῖϲ περιλαμβάνων, οὐ μόνον τῆϲ ἰϲχύοϲ, ἀλλὰ καὶ τῆϲ ὄψεωϲ ϲτοχαζόμενοϲ, ὅπωϲ ὀργανικὴ φαίνηται· καὶ οὕτωϲ ταῖϲ πτέρναιϲ τῶν ἀγκώνων περιθεὶϲ ϲιδηρᾶ περιπτέρνια καμπὴν ἔχοντα πραεῖαν προϲήρειϲε τοῖϲ τυμπάνοιϲ· ὁμοίωϲ δ᾽ ἦϲαν ⟨οἱ⟩ ἀγκῶνεϲ πολευόμενοι τοῖϲ ἐν τῷ χαλκεντόνῳ ῥηθεῖϲι περὶ ϲιδηροῦϲ ὀχεῖϲ δακτυλίοιϲ ϲυνεχόμενοι· ποιήϲαϲ δὲ τὰ προειρημένα καὶ τὴν τοξῖτιν ἐντείναϲ καὶ τὴν ϲφενδόνην καταρτίϲαϲ κατῆγεν, ὡϲ εἰθιϲμένον ἐϲτὶν καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων ὀργάνων· καταγομένηϲ δὲ τῆϲ τοξίτιδοϲ ϲυνέβαινεν τοὺϲ ἀγκῶναϲ προϲερείδονταϲ τοῖϲ τυμπάνοιϲ τὰϲ πτέρναϲ εἰϲωθεῖν αὐτά, τὸν δὲ ἀέρα τὸν ἀπειλημμένον τοῖϲ ἀγγείοιϲ πιλούμενον, ὡϲ εἴρηκα, καὶ πυκνούμενον νεανικῶϲ ποιεῖϲθαι τὴν ὄρεξιν

ging er nicht weiter hinein, selbst nicht beim stärksten Schlag auf den Stempel; und wendete man Gewalt an und wurde der Stempel herausgedrückt, so sprang auch der Kolben mit großer Kraft aus dem Gefäß heraus. Oft kam es auch vor, daß Feuer infolge der Schnelligkeit der Bewegung mit heraussprang, indem die Luft sich seitlich an dem Gefäß rieb.

62. Nachdem er nun zwei so konstruierte büchsenähnliche Gefäße verfertigt, wie wir sie beschrieben, ließ er auch die Form der Peritrete dieser Einrichtung anpassen und die Gefäße an denselben mit festen hölzernen[1] Rahmen und eisernen Beschlägen und mit Bändern umgeben, nicht nur mit Rücksicht auf die Stärke, sondern auch auf das Aussehen, damit es wie eine Kriegsmaschine aussehen sollte. So legte er um die Füße der Bogenarme eiserne Tüllen mit einer sanften[2] Biegung und stützte sie gegen die Kolben. Gleichwie im Erzspanner drehten sich aber die Bogenarme um die beschriebenen eisernen Halter, die sie mit ringförmigen Tüllen umfaßten. Hatte er aber das Vorgenannte fertiggestellt und die Bogensehne eingespannt, richtete er auch die Schleuder ein und spannte sie so ein, wie es auch bei den übrigen Geschützen üblich ist. Wurde nun die Bogensehne gespannt, stemmten die verbundenen Bogenarme ihre Füße auf die Kolben und drückten diese hinein. Die in die Gefäße eingedrückte Luft aber drängte sich zusammen, wie gesagt, und

78, 7 [τὲ] S   8 ἐξείλετο PV: ἐξαλλετο Pr   ϲυεκπίπτειν PV (corr. Pr)   14 ἐνέδηϲ PV (in V kleine Lücke nach ϲ)   17 ὀργανικὴ] ἁρμονικὴ Koe   20 ⟨οἱ⟩ Koe   21 χαλκεντόρω PV: corr. Pr   22 ὀχεῦϲι Pr

[1] Bei der Rekonstruktion wurde ein eiserner Rahmen verwendet, weil er in Holz viel zu groß geworden wäre, um ihn mit der Pfeife ausbalancieren zu können.

[2] Siehe Tafel 8. Bei der Rekonstruktion wurden verschieden starke Biegungen ausprobiert.

78 ἔχοντα τὴν κατὰ φύσιν ὑπάρχουσαν αὐτῷ κατάστασιν. ἐμβληθέντος οὖν τοῦ λίθου καὶ σχασθείσης τῆς χειρὸς μετὰ (31) μεγάλης εὐτονίας ἀναπίπτοντες οἱ ἀγκῶνες ἐξώθουν τὸν λίθον καὶ μῆκός τι τῆς τοξείας πάνυ εὐδόκιμον ἐποίουν.

εἰρηκότες οὖν σοι καὶ τὴν περὶ τῶν ἀεροτόνων ὀργάνων ὑπάρχουσαν διάθεσιν καὶ (35) τοῦτο πεποιηκότες, ἵνα μηδὲν ἀνιστόρητον ὑπάρχειν δόξῃ, καλῶς ἔχειν ὑπελάβομεν τὰ μὲν περὶ τῶν βελοποιικῶν λόγων καταπαῦσαι, μεταβῆναι δὲ ἐπ᾿ ἄλλο μέρος τῆς μηχανικῆς.

verdichtete sich und arbeitete kräftig in dem Bestreben, den natürlichen Zustand wiederzugewinnen. War nun der Stein aufgelegt und die Klaue abgezogen, so schlugen die Bogenarme mit großer Spannung auseinander, warfen den Stein aus und erreichten eine recht ansehnliche Schußweite. Da ich Dir nun auch die Zusammensetzung der luftgespannten Geschütze auseinandergesetzt habe, und zwar deshalb, damit nichts unerwähnt zu bleiben scheine, hielt ich es für richtig, mit der Lehre vom Geschützbau zu schließen und zu einem anderen Teil der Mechanik überzugehen.

78, 30 ἔχοντα verderbt: 'f. ἐπὶ coll. p. 71, 2 vel ⟨μὴ⟩ ἔχοντα' S: ἐπείγοντα ⟨εἰς⟩?* 37 μὲ P 37. 38 'f. τὸν μὲν π. τ. β. λόγον' Gra p. 159 Subscriptio in PV: ἐπληρώθη τὸ τέταρτον

VERZEICHNIS DER TAFELN.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

TAFEL 1

WURFGESCHÜTZ-PALINTONON.

KALIBER

Buchse

mit ohne

Hypothema
auf dem
Peritret
1 : 10

Peritret
1:10

TAFEL 2

1/3
2/9

Unmögliches Verhältnis der Sehnendicke zum Kaliber
1:1.

1/6
1/9

Lagerung der Sehnen beim 2 elligen Geschütz
Kaliber 5 1/3" = 9,857 cm. 1:1.

1/6
1/9

Lagerung der Sehnen in ovaler Buchse (Vitruv) 1:1.

γ'
γ'
ε'
5'

Abmessungen der Pfeife
(3 spitz.) 1:8.

TAFEL 3

3 4 5 6

1 2

L. 04.

Euthytonon nach Philon

1 von oben, 2 von der Seite, 3 Spannrahmen von vorn.
4 von oben, 5 u. 6 Schnitte

Maßstab 1:20

RICHTER & GERBER METZ

Palintonon nach Heron, Philon, Vitruv

1 von oben, 2 von vorn, 3 von der Seite, 4 Spannrahmen von oben.
5, 6, 7, 8 Mittel- und Seitenständer, 9 Construction der Peritreten.

RICHTER & GERBER METZ

1 2 3 4

Keilspanngeschütz nach Philon

1 Spannrahmen von vorn, 2 von hinten, 3 Ansicht von oben, 4 von der Seite

Maßstab 1 : 20

TAFEL 6

1

2

3

4

Erzspanngeschütz nach Philon

1 von oben, 2 von der Seite, 3 Spannrahmen von hinten, 4 von vorn.

Maßstab 1 : 20

RICHTER & GERBER, METZ

TAFEL 7

Mehrlader nach Philon

1 von oben, 2 von der Seite, 3 Spannrahmen von hinten, 4 u. 5 Abzugsvorrichtung 1:10

Maßstab 1:20

RICHTER & GERBER METZ

RICHTER & GERBER METZ

TAFEL 8

1

2

3

L. 08

Luftgeschütz nach Philon

1 Ansicht von der Seite, 2 von vorn, 3 von oben

Maßstab 1:20

RICHTER & GERBER, METZ

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 17

DER IDIOSLOGOS.

UNTERSUCHUNG ZUR FINANZVERWALTUNG ÄGYPTENS IN HELLENISTISCHER UND RÖMISCHER ZEIT

VON

Dr. phil. GERHARD PLAUMANN

BERLIN 1919

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI GEORG REIMER

Vorgelegt von Hrn. Seckel in der Gesamtsitzung am 14. November 1918.
Zum Druck eingereicht am gleichen Tage, ausgegeben am 24. Mai 1919.

In der kaiserlichen Verwaltung des Römischen Reiches der ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte wirkt Ägypten wie eine Insel hellenistischer Staatsformen, wie ein Gegenpol Roms in dem erfolglosen Verteidigungskampfe der augustischen Dyarchie gegen die hellenistische Monarchie Cäsars. Daher hat eine mit dem monarchischen Gedanken, wie es schien, eng verbundene Einrichtung des ptolemäischen Ägypten, die die Römer übernahmen, mehrfach Aufmerksamkeit erregt: eine »Sonderrechnung, eigene

---

Nachruf von Wilhelm Schubart. Am 23. Oktober 1918 ist Gerhard Plaumann (geboren 2. September 1887) als Offizier vor dem Feinde gefallen, nachdem er den Krieg von Anfang an mitgemacht und vier Jahre im Felde gestanden hatte. Seine Freunde gedenken mit tiefer Trauer seiner vorbildlichen Frische und Mannhaftigkeit, die ihm auch draußen im Schützengraben die Anhänglichkeit seiner Leute sicherte; sein Wesen erweckte Zutrauen und verbreitete Zuversicht um sich her. Wer ihm persönlich nicht nähergetreten ist, blickt doch mit Schmerz den Hoffnungen nach, die der allzu frühe Tod des Einunddreißigjährigen zerschnitten hat. Was er bereits geleistet hatte, gab der Wissenschaft das Recht, mehr und Größeres, etwas wahrhaft Tüchtiges von seiner gereiften Kraft zu erwarten.

Auf der Universität führte ihn Ulrich Wilcken zu den griechischen Papyri und darüber hinaus zur Geschichte des hellenistischen Ägyptens. Als erste Frucht ging seine Arbeit über Ptolemais in Oberägypten daraus hervor, der gelungene Versuch, das Bild dieser freien Hellenenstadt durch die Jahrhunderte zu verfolgen. Noch genauer machte er sich mit den Papyri, namentlich mit der Entzifferung und der Schriftkunde, in den $2^1/_2$ Jahren seiner Tätigkeit als Hilfsarbeiter am Berliner Museum bekannt. Wie sicher er die Texte lesen lernte, wie gründlich er in die sachlichen Fragen eindrang, bezeugen neben kleineren Veröffentlichungen seine Herausgabe der Ptolemäerpapyri aus der Sammlung Gradenwitz, seine sorgsame Bearbeitung des Iliaspapyrus Morgan und nicht zum wenigsten zahlreiche Abschriften griechischer Papyri, die für künftige Veröffentlichungen des Berliner Museums bestimmt waren.

Aber er haftete nicht an den Papyri, sondern wußte, daß die Papyruskunde nur dann ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie sich in die Erforschung der Alten Geschichte einfügt. Der lebendige Sinn für die Geschichte hob seine Sammlung der eponymen Priester aus ptolemäischen Protokollen weit über eine bloße Aufreihung hinaus und verlieh ihm die Fähigkeit, in seiner

Rechnung des Königs« und seines Nachfolgers, des princeps civium als Pharao von Ägypten. Die Forschung ging von der Annahme aus, es könne hier ein Vorbild nicht nur der res privata des Septimius Severus, sondern auch der modern-staatsrechtlichen Begriffe Hausgut und Krongut gefunden werden. Die Zweifel an dieser Voraussetzung sind überhört worden. Der Fund einer kostbaren Urkunde, die dem Amtskreis jenes »Sonderkontos« entstammt, zwingt zur erneuten Prüfung.

Auffassung als Hausgut bei P. M. Meyer, Festschrift für Hirschfeld, S. 132, Dioikesis und Idioslogos (im folgenden Dioik.), danach besonders ausführlich Preisigke, Girowesen S. 190. Zweifel bei P. M. Meyer, Arch. f. Pap. Forsch. III S. 85ff., Mitteis, Römisches Privatrecht, S. 357. 24. Weitere Literatur s. u. § 6.

Strabo (XVII C, 797, 12) behauptet: ἄλλοϲ δ᾽ ἐϲτὶν ὁ προϲαγορευόμενοϲ ἴδιοϲ λόγοϲ, ὃϲ τῶν ἀδεϲπότων καὶ τῶν εἰϲ Καίϲαρα πίπτειν ὀφειλόντων ἐξεταϲτήϲ ἐϲτιν. Was lehren die Urkunden?

Abschnitt 1. Der Amtsbereich des Idioslogos in der Bodenverwaltung der ptolemäischen Zeit.

Die Urkunden der ptolemäischen Zeit, die den ἴδιοϲ λόγοϲ erwähnen, fallen zwischen die Jahre 162 und 57 v. Chr. und mit Ausnahme der letzten ausschließlich in das Gebiet der Bodenverwaltung. Es ist zu entnehmen:

Abhandlung über das Senatusconsultum ultimum eine Frage, die außerhalb seines engeren Faches lag, mit Erfolg zu beantworten.

Seine letzte Arbeit, auf Grund von Vorstudien mitten im Kriege während eines Urlaubs geschrieben, galt dem Idios Logos, jenem Verwaltungszweige des hellenistischen und römischen Ägyptens, der zuerst von ihm als Ganzes erfaßt und dargestellt worden ist. Den Anstoß dazu gab ihm die Aufgabe, an der Veröffentlichung des großen Berliner juristischen Papyrus, des Gnomon des Idios Logos, mitzuwirken: seine Mitarbeiter wissen, wieviel sie nicht allein zahlreichen Sammlungen und kurzen Ausarbeitungen für diesen Zweck, sondern auch vielfacher Besprechung der Fragen, die dieser ebenso schwierige wie wichtige Text aufwirft, zu verdanken haben.

Staatsverwaltung und Verfassung waren die Dinge, denen Plaumanns Liebe und Verständnis vornehmlich galt. Wie er im Kleinen als einer der Führer der freistudentischen Bewegung sich betätigt hatte, später mit voller Teilnahme das politische Leben der Gegenwart begleitete, so brachte er alles mit, was eine der wichtigsten Aufgaben aus der Geschichte des hellenistischen Ägyptens forderte: die Stellung der Hellenen in Ägypten unter Ptolemäern und Kaisern umfassend klarzulegen, dachte er sich als ein Lebenswerk neben den Pflichten des akademischen Lehrers, denen er seine eindringliche Frische, seine Anschaulichkeit in Gedanken und Wort widmen wollte, als der Tod seinem Streben wie dem Hoffen seiner Mitforscher ein jähes Ende setzte.

§ 1. Geldbußen für Anpflanzen von Palmen sowie für Aneignen von Ödland ohne Vorwissen der Behörde werden für die »Sonderrechnung« gezahlt; vermutlich alle Geldbußen.

P. Amh. 31 = Wilcken, Chrest. 161[1]: 112 v. Chr. dienstliche Meldung: ὑπάρχειν τόπους περιειλημμένους εἰς φυτείαν φοινίκων. Nach ein paar Peitschenhieben (πειθανάγκη, s. Wilcken, Arch. II, S. 119, 1) versteht sich die Okkupantin (ἐπιδέχεσθαι) zur Zahlung des καθῆκον πρόστιμον ὡς τῆς (ἀρούρης) διὰ τὸ παρειληφέναι ἀπὸ χέρσου. Sie behält das okkupierte Stück nach allgemeiner Bodenpolitik der Ptolemäer (Rostowzew, Kolonat S. 8. 17; Wilcken, Grundzüge Kap. VII; für das 3. Jahrhundert s. Gelzer, P. Freibg. I. 7). Buchung unter πρόστιμον, nicht εἰς τὸ βασιλικόν, sondern εἰς τὸν ἴδιον λόγον τῶν βασιλέων (der Samtherrscher).

Grenfell-Hunt zu Oxy VII 1032, S. 172 f. sehen in dem Bepflanzen den Grund für das πρόστιμον (πρόστιμον φοινικῶνος, Z. 3, τόποι περιειλημμένοι εἰς φυτείαν Z. 8. Kulturpflicht für φοίνικες Z. 16), Wilcken in dem Okkupieren von Ödland (statt πρόστιμον τιμὴ Z. 23) vgl. παρειληφέναι ἀπὸ χέρσου in dem Z. 11/12 zitierten Paragraphen. Die Lösung liegt in der Annahme, zwei verschiedene in diesem Tatbestand vorliegende πρόστιμα seien, vermutlich einem allgemeinen Grundsatz gemäß (vgl. u. § 29), in eines zusammengefallen. Gezahlt wird jedenfalls nur das Okkupations-πρόστιμον, 1200 Drachmen für 2 πήχεις = 1/50 Arure. Zu den Nebengebühren s. Rostowzew, Kol. S. 17, Anm. 1. Das okkupierte Land ist eine leere Baustelle neben dem Hause, 5 × 11 m groß, wohl absolutes Ödland, noch nicht in Privatbesitz gewesen; anderenfalls wäre ἀδέσποτος hervorgehoben. Von einem Gesetz erfaßt, welches das königliche Eigentum an der Wüste schützte, die der König den Kleruchen durch den Dioiketen anweisen ließ (Wilcken, Grundzüge S. 148; Tebt. I S. 554/55. P. Meyer, Griech. Texte 1).

Grund für Zahlung an »Sonderrechnung« daher nicht: weil alles jungfräuliche Ödland in der »Sonderrechnung« geführt wurde, sondern: weil ohne Erlaubnis. Die Vorschrift Z. 11 f. ist nicht wörtlich zitiert. Vgl. auch Gnomon § 26, 111. — Freiheit von Strafe wegen Okkupation von βασιλικὴ γῆ oder ἀδέσποτος γῆ σιτοφόρος: Tebt. I 5, Z. 36 ff; vgl. Preisigke, Arch. V. S. 309.

Zum Bepflanzungs-πρόστιμον s. u. § 29 und Rostowzew, Kol. S. 38 ff., für Kleruchen im 3. Jahrhundert, auch Gelzer P. Freibg. I, 7 S. 68, 2. Es ist fällig, wird aber nicht eingezogen, weil es eigentlich für Überführen in eine andere Wirtschaftsform gilt (s. u. § 30), der χέρσος gegenüber also sinnlos wäre. An den ἴδ. λ. aus demselben Grunde wie oben.

Εἰς τὸν ἴδιον λόγον ist Obertitel oder gleichbedeutend mit Einnahmetitel πρόστιμον. Vgl. Z. 15 ἀνάφερ' ἐν λήμματι εἰς τὸ πρόστιμον mit Z. 1—3 εἰς τὸν ἴδιον λόγον τῶν βασιλέων . . προστίμου φοινικῶνος. Die Selbstverständlichkeit, mit der der Kassenbeamte jenen Befehl in dieser Form ausführt, erlaubt den Schluß: alle πρόστιμα gehören in den ἴδ. λ. Sie sind unter den strabonischen πίπτειν ὀφείλοντα.

§ 2. Bei dem Verkauf absoluten Ödlandes ist der ἴδιος λόγος so wenig wie bei den planmäßigen Anweisungen desselben Landes nachweisbar.

---

[1] Mit Chrest. ist im folgenden immer der Wilckensche, mit M. Chrest. der Mitteissche Chrestomathieband der »Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde« gemeint. Arch. = Archiv für Papyrusforschung; die sonstigen Abkürzungen hiernach.

Wilcken, Theb. Bk. (= Aktenstücke aus der Kgl. Bank zu Theben, Abh. Berl. Akad. 1886) I; Jahr 131/30 v. Chr. Angebot eines Privatmannes, einen kleinen Hügel zu kaufen, der rings von seinen Feldern umschlossen wird. In Z. 13 gehört [ὑπ]ηρετῶν vermutlich noch zur Angabe des Herolds (vgl. Chrest. 162, II, 4); dann οὐδεὶς τῶ]ι ἀγορασμῶι προσελήλυθε[ν, es bietet niemand, διὰ τὸ ἕτερον μὴ δύνασθαι ὠ[νεῖσθαι ἐπὶ] τῶι τὴν [γῆν σι]τοφόρον εἶναι τοῦ διασαφουμένου Αἰλούρου καὶ δεσπόζειν αὐτ[όν, τὸν δὲ βου]νὸν ἐν [μέσοις] (Meyer, Dioik. S. 134: [υἱλοῖς]) τόποις εἶναι καὶ εἰς ἕτερον μηδὲν χρησιμεύσειν τῶι ὠνησο[μένωι πλὴ]ν εἰς μαγδώλων [οἰκοδομὴν o. ä.]. Er bekommt daher den Zuschlag. In der lückenhaften Zahlungsanweisung steht dann: διασαφοῦντος [etwa 30 Buchst. τῶι] ἰδίωι λ[όγω]ι τοῦ βασιλέως τοῦ [etwa 11 Buchst.] αι [etwa 30 Buchst. μ]ηδὲν ἠ[γ]νοῆσθαι ἐφ' ὧι ταξάμενος usw. Solche Auskünfte der Lokalbeamten bezwecken immer Sicherung der oberen Beamten gegen Hindernisse oder unliebsame Folgen des Kaufes. Also bedeutet die Nennung des ἴδ. λ. gerade: es soll festgestellt werden, ob nicht etwa er in Betracht kommt. Nach dem vorliegenden Tatbestande kommt er also nicht in Betracht; anders Meyer, Dioik. S. 134. Vgl. unten § 44. Ergänzung nach BGU 57 Verso und Preisigke, S. B. 5240, Z. 14 (vgl. Lond. II S. 178 Z. 8 und § 74), alle aus römischer Zeit, etwa: διασαφοῦντος [περὶ τοῦ μὴ ὑποπίπτειν τὸν βουνὸν τῶι] ἴδ. λ. oder [μὴ ἀδέσποτον εἶναι μηδ' ὑποπίπτειν. Eine Zahlung an den ἴδ. λ. würde εἰς τὸν ἴδ. λ. erfordern. — Zu μόλις πεπείκαμεν (vgl. oben die πειθανάγκη) vgl. Ps.-Arist. Oekon. II § 3 ὠνοῦντο γὰρ πολλοῦ ὧν ἦν καὶ τὸ ἄλλο κτῆμα, eine ähnliche wirtschaftliche Zwangslage. Auf den ἴδ. λ. hätte die nicht erhaltene Zahlung nur dann lauten müssen, wenn er, wie in römischer Zeit, alle Verkäufe lästigen Staatsbesitzes unter sich hatte, und es sich hier um Zuwachs zum Staatsbesitz gehandelt hätte. Der βουνὸς ist, wie das völlige Ödland, von vornherein Eigentum des Königs, kein Zuwachs.

§ 3. Eingezogenes, vermutlich zur Zeit ödes Land wird für die kgl. Sonderrechnung verkauft.

BGU III 992 = Chrest. 162, dazu parallel mit angehängten Quittungen P. Straßbg. = Gradenwitz-Preisigke-Spiegelberg, »Ein Erbstreit« usw. = S. B. 4512; Jahr 162 v. Chr. Zum Datum: Preisigke setzte auf Grund von BGU 992 den Zuschlag in das 15., die Zahlungsanweisung in das 19., die Zahlungen in das 19.—21. Jahr. Aber Erbstreit Z. 66 gibt für Kauf (und διαγραφή) Jahr 19. Lesung prüfte ich am Original, sie ist sicher. In BGU 992 Z. 3 muß demnach in Z. 3 und 8 ιθ statt ιε zu lesen sein. Obschon sich Übergangsformen von ε zu θ im ganzen Text finden, bleibt ιθ in Z. 3 sehr schwierig. In Z. 8 ist es ohne Schwierigkeit. — Es handelt sich um $35 \times 4^2/_3$ Aruren γῆς ἠπείρου, die aus Privatbesitz von der Regierung eingezogen sind (ἀνειλῆφθαι εἰς τὸ βασιλικόν). Im Jahre der letzten Teilzahlung sind sie weiter verkauft worden (Erbstreit Z. 64/5; Jahr 21).

Grund der Einziehung (s. Rostowzew, Kol. S. 19) nicht erkennbar. — Kauf aus dem Königsschatz: ἐφ' ὧι κυριεύσει τῆς διασταλ(είσης) γῆς (var. [γενηματογρα]φουμένης γῆς s. dazu u. § 82) καθὰ καὶ οἱ ἀρχαῖοι κύριοι ἐκ[έκ]τηντο εὐτακτῶν [εἰς τὸ βασιλικὸν] τὰ ἐπιγεγραμμένα ἐκφόρι[α] καὶ εἰς τὰ ἱερὰ τελῶν τ[ὰ ἐξ ἔθους] διδόμενα μέχρι τοῦ ιϛ ἔτους. Zu meiner Ergänzung der Tempelabgabe vgl. Preisigke, Erbstreit S. 32 Anm. 18 und Eleph. 14 = Chrest. 340, Z. 4/5; Tebt. I 5 = Chrest. 65, Z. 50ff.; zu den Tempeleinkünften jetzt Gnomon § 73; ferner W. Otto, Priester und Tempel I S. 359, II S. 334; Preisigke, Girowesen S. 244, 2; Wilcken zu Chrest. 162.

Zur näheren Bestimmung des wirtschaftlichen Zustandes: In den letzten 3 Jahren sind keine (oder zu geringe) Tempelabgaben gezahlt worden, vermutlich weil das

Land nichts oder zu wenig trug, oder weil es dem König gehörte. Ob nun das Unfruchtbarwerden der Grund war, warum Myron Staatsschuldner wurde, oder ob das Land erst nach der Einziehung unfruchtbar wurde, alles spricht dafür, es jedenfalls schon vor dem Verkauf unfruchtbar sich vorzustellen. Da der Grund für die Zahlung an die »Sonderrechnung« auch hier nicht in dieser wirtschaftlichen Minderwertigkeit liegen kann, wie oben dargelegt, ist er vielmehr in der Einziehung an den Staat zu vermuten: vgl. Strabos πίπτειν ὀφείλοντα.

Zur Zahlung: Der Kaufpreis soll in 3 Raten gezahlt werden, deren erste BGU 992 Z. 10ff. = Erbstreit Z. 19 quittiert wird. Preisigke sah in den Z. 22—33 des »Erbstreit« 3 weitere Quittungen und nahm daher (Erbstreit S. 28) an, die Raten seien wiederum in Raten zerschlagen. Ich kann Z. 22—25 nicht für eine Bankquittung halten, da 1. Προῖτος ohne Vatersnamen steht, 2. weder Bank noch Vorsteher genannt wird, 3. Z. 25 die Aruren erwähnt werden, die nicht in die Quittung gehören, 4. ich in Z. 24 nach dem Abbild] τ̣οπ[ο]γρ[αμ]μα̣τ̣έ̣ως las. Durch Preisigkes Vermittlung konnte ich das Original in Berlin prüfen. Ergebnis:

18 τοῦ ις L, τῆς [δ]ὲ̣ [τιμῆς τάξεται]
19 [τῶι κ L καὶ τῶι κα L] 𐅵 Ἀτα̣[γ]γ″ τὰς λοιπάς· [καὶ τέτακται νυνὶ]
20 [χαλκοῦ πρὸς ἀρ]γύριον̣ δραχμὰ̣ς ἑξακοσ̣ί̣[ας ἑξήκοντα ἓξ β″ καὶ]
21 [τὴν εἰκοστὴν τοῦ ἐ]γκυ̣κ̣[λ]ί̣ο̣υ̣ κ̣α̣ὶ̣ τἄλλα τὰ κ̣[αθήκοντα]
22 [ ]ται Προ̣ῖ̣[τ]ος κ̣αθ̣ʼ ὅτι πρ̣[ό]κ̣[ειται]
23 [ἑ]ξ̣ήκοντ̣α̣ ἓξ ϝ καὶ τῆς̣ [
24 [ ] τ̣οπ[ο]γρ[α]μ̣μα̣τ̣έ̣ως τοῦ Π̣α̣[θυρίτου]
25 [ἀρ]ου(ρῶν) λε ἐ̣ν Π̣α̣θ̣ύ̣ρε̣ι τ̣ο̣[
26 [Ἔτους κ . . . . τ]έτακται Π̣ρ̣οῖτος Ϲ̣ω̣[σικράτους . . . . . ἐπὶ]
27 [τὴν ἐν Ἑρμώνθει] τράπ̣[εζα]ν̣, [ἐ]φʼ ἧς Διονυ[σόδωρος, τιμῆς γῆς]
28 [ἠπείρου, ὡς πρόκε]ιται, τὴν τοῦ κ L β̄ [ἀναφορὰν χαλκοῦ]
29 [δραχμῶν ἑξακοσίων ἑ]ξήκοντα ἓξ ϝ, γίνον̣[ται 𐅵 ΧΞϹϜ]
30 Διονυ[σόδωρος τραπ(εζίτης)]
31 [Ἔτους κα . . . . τέτακτα]ι Προῖ̣[τ]ος Ϲ[ωσ]ικράτου[ς . . . . . ἐπὶ]
32 [τὴν ἐν Ἑρμώνθει τράπεζαν], ἐφʼ ἧς Διονυσόδωρος, τι[μῆς γῆς]
33 [ἠπείρου, ὡς πρόκειται, τὴν τοῦ κα] L [γ̄ ἀ]ν̣α̣φ̣[ο]ρὰν χ[αλκοῦ]
34 [δραχμὰς usw. wie oben.

Der Schreiber hat offenbar, wie auch in den folgenden Kolumnen, immer mehr nach links ausgerückt (Z. 26, 31!). — Zur Umschrift: Z. 18 τῆς δὲ τιμῆς hängt noch von ἐφʼ ὧι ab. — Z. 22 πρ[ο]γ[έγραπται] weniger wahrscheinlich. — Z. 23 τῆς am wahrscheinlichsten. — Z. 24 τοῦ Πα[las Schubart unter Verweis auf Z. 13; ἄνω oder κάτω. — Z. 25 ἐν Παθύρει als Ganzes so gut wie sicher. ἐν Π nicht ausgestrichen: dunkle Faser. — Z. 26 Προῖτος in Giss. 36 Z. 22 μισθοφόρος τῶν Νικάνορος. — Z. 29 γίνονται sicher. — Z. 32 τι[kann für sicher gelten, zieht γῆς ἠπείρου nach sich, was gut zum Raum paßt. — Z. 33 [γ̄ s. u.; χ las Schubart.

Allgemein zu Z. 22—25: keine Bankquittung (s. o.). Preisigkes Annahme von Teilzahlungen daher entbehrlich. Der Vergleich mit Zoispapyri, jetzt Wessely Stud. Pal. Pap. XIV Taf. II/III. und Wilcken, Chrest. 161 läßt fragen: ist es δέξαι-Vermerk, etwa: [δέξαι ἃς νυνὶ τάσσε]ται Προῖτος καθότι πρόκ[ειται χαλκοῦ δραχμὰς ἑξακοσιας ἑ]ξήκοντα ἓξ ϝ καὶ τῆς [ὅλης τιμῆς τὴν εἰκοστὴν συνυπογράφοντος τοῦ] τοπογραμματέως τοῦ Πα[θυρίτου

ανω τοπαρχιας (folgt Verlangen einer näheren Angabe über die 35 Aruren)? Ich will damit, mit allem Vorbehalt, folgende Möglichkeit einer Lösung ins Auge fassen: Ich las γινον[ται Z. 29. Es fällt auf (vgl. Zoispap.), daß bei dieser Rate keine εἰκοστὴ erhoben wird; sie läßt sich Z. 29/30 nicht ergänzen, da wegen der Rechenabstände kein Raum dafür ist. Die Verkehrssteuer ist also, anders als in Zoispap., auf einmal erhoben worden, eher also mit der ersten denn mit der dritten Rate (die sich nicht prüfen läßt). Eine Quittung über die εἰκοστὴ steht auch wirklich Z. 19: χαλκοῦ δρ. usw. καὶ τὴν εἰκοστὴν τοῦ ἐγκυκλίου; der Wortlaut läßt also unklar, ob das die Steuer von der ersten Rate oder von der ganzen Summe bedeutet. Hat der Schreiber mit den Zeilen 22—25 (τῆς [ὅλης? τιμῆς) diese Unklarheit beseitigen wollen? Ob es nun δέξαι-Vermerk ist oder nicht, jedenfalls hätten dann die Zeilen 22—25 einen besonderen Zweck. Ein bloßes versehentliches Abschreiben des δέξαι-Vermerkes im Anschluß an die Abirrung des Schreibers in die διαγραφὴ (bis Z. 19) kann es nicht sein. Denn der Schreiber ist mit Z. 19 καὶ τέτακται νυνὶ aus der Anweisung wieder in die Quittung zurückgekehrt. — Dieser mein Lösungsversuch hält jedenfalls wegen καθότι πρόκειται, wegen der Aruren Z. 25 und wegen τέτακται νυνί, das durch BGU 992 gesichert wird, an der Selbständigkeit von Z. 22—25 fest.

§ 4. Strabos Worte werden also bestätigt. πίπτειν ὀφείλοντα kann man πρόστιμα so gut wie Konfiskationsgut nennen. Nur die ἀδέσποτα können wir zur Zeit nicht nachweisen. Über Strabo hinaus geht die Einnahme aus einem Verkauf minderwertigen Konfiskationsgutes. Für all dieses ist ἴδιος λόγος Einnahmetitel der regelrechten königlichen Kassen.

Man kann ἰδ. λ. und allgemeine Finanzverwaltung nicht trennen: BGU 992 Konfiskation εἰς τὸ βασιλικόν, Weiterverkauf für ἰδ. λ.; von diesem heißt es wieder (Erbstreit Z. 66) ἐγ βασιλικοῦ, Pachtzins geht an das βασιλικόν. — Man kann sie auch nicht gleichsetzen; vgl. die römische Zeit und den vielleicht noch ptolemäischen unveröff. Berl. P. 11345 (1. Jahrhundert v. Chr.): in einer Kassenabrechnung: καὶ ἐξαπέσ[τ]αλται εἰς τὴν διοίκησιν καὶ τὸν ἴδιον λόγον. Also ist eines ein Teil des andern; nach BGU 992 βασιλεῖ εἰς τὸν ἴδιον λόγον προστίμου: im Vergleich mit etwa den Zoispapyri col. I βασιλεῦσι εἰς τιμὴν παραδείσου ist βασιλικὸν der weitere Begriff.

§ 5. Ἐξεταστής nennt Strabo den Beamten; die πρόστιμα zeigen, wie notwendig ein ἐξετάζειν in diesen Dingen ist. Es spielt in der Tätigkeit des Oberbeamten für diesen Einnahmetitel sicher eine größere Rolle als das οἰκονομεῖν.

Der Beamte belegt für 57 v. Chr., Wilcken, Chrest. 163, Dittenberger, O. G. 189: ὁ πρὸς τῶι ἰδίωι λόγωι (scil. τεταγμένος) ist außerdem οἰκονόμος τοῦ βασιλέως.

§ 6. Λόγος heißt Rechnung; der Schwerpunkt liegt also bei dem rechnenden und nachforschenden Beamten. Regelmäßige Einnahmen sind nicht nachweisbar, außer Rechtstiteln, deren Erträgnisse von Jahr zu Jahr wechseln und sich jedem Anschlage entziehen; ebensowenig ein fester Kreis von Besitzgegenständen. Was wir davon kennen lernen, ist minderwertig und dem König

lästig, wird daher verkauft. Die Vorstellung einer Zivilliste oder eines »Hausgutes« findet keinen Raum.

Bouché-Leclerq, Histoire des Lagides III (1906) S. 378 sah in ἰδ. λ. Privateigentum des Königs mit dem Zwecke der heutigen Zivilliste: gespeist werde es aus einem abgezweigten, unabhängig von den allgemeinen Finanzen verwalteten Teil der kgl. Domäne. — Preisigke, Girowesen S. 190 bestimmt richtig die Wortbedeutung von ἰδ. λ., setzt aber die Bedeutung Hausgut voraus. Er setzt, was unangängig und jedenfalls logisch nur eine der mehreren Möglichkeiten (s. o.) ist, ἰδ. λ. mit βασιλικόν gleich, was ihn zu einer von Wilcken, Grundz. S. 151 und Chrest. zu 169 bestrittenen Auffassung des οἰκονόμος τῆς κώμης und zu einer ganz gewaltsamen Deutung des harmlosen Ausdruckes οἱ τὰ βασιλικὰ πραγματευόμενοι (Chrest. 169) führt.

§ 7. Wenn der ἴδιος λόγος nur in gewissenhaften Kassenvermerken genau genannt zu werden pflegte, wie es scheint, so gehören vielleicht noch weitere Urkunden in den Amtsbereich des ἴδιος λόγος, in denen er nicht genannt wird.

1. Πρόστιμα. Wilcken, Arch. II 119 verwies zu Amh. 31 = Chrest. 161 auf einige Ostraka, in denen nicht näher bestimmte Bußen gezahlt sind. Wilcken, Ostr. 1515 (141/40 v. Chr.): προστί[μου ...?] 10 Talente; 1232 (143 v. Chr.): 1 Tal. 1500 Dr.; 351 (122 v. Chr.) 3000 Dr. Alles vielleicht Teilbeträge des Okkupations-πρόστιμον Chrest. 161, Z. 11. Zweifelhaft bleibt der Grund des πρόστιμον in Ostr. 342 (140 v. Chr.): vielleicht 300 Drachmen und Nebengebühren; κθ L ist Angabe des Fälligkeitsjahres, nicht Rate. — Ein πρόστιμον für Verletzung der Kulturpflicht s. Rostowzew, Kol. S. 17.

2. Tebt. I 5, Z. 203. Konfiskationsgut-Verkäufe vielleicht Berl. P. 9841 unveröff.: 2. Jahrhundert v. Chr. Meist Häuser, vielleicht auch ein ἀμπελών. Buchung für Rechnung ἰδ. λ. ist, nach der römischen Zeit, anzunehmen, wenn schon damals aus Konfiskationsgut alle Mobilien, von Immobilien diejenigen, die im unmittelbaren königlichen Besitz keine geläufige Gattung bildeten (vgl. Tebt. I 5, Z. 99: οἰκίας ἢ ἀμπελῶνας ἢ παραδείσους ἢ ἄλλα σταθὰ ἢ πλοῖα), verkauft wurden. Vgl. BGU 992 γῆ ἀνειλημμένη χέρσος für ἰδ. λ. Theb. Bk. I absolutes Ödland, nicht für ἰδ. λ. — Rostowzew, Kol. S. 22, 5 rückte durch eine bestechende Vermutung den in 3 Urkunden vorliegenden Kauf aus dem βασιλικόν (γῆς ἠπείρου σιτοφόρου, ἣν ἐωνής[α]το ἐκ βασιλικοῦ) hierher. BGU 995 Kauf-, dazu Abstandsurkunden P. Gen. 20 und P. Heid. = Schwarz, Festschrift für Zitelmann, S. 28/29 = S. B. 5865. Zur juristischen Erläuterung bin ich nicht berufen. Darum nur soviel: Rostowzews Auffassung scheitert an λύτρα. In Berl. unveröff. P. 11626, von Schwarz nach meiner Abschrift S. 39 ff. gedruckt, bedeutet λύτρα klar ein »Lösegeld« für ein Grundstück, das als Sicherheit für ein Darlehen in Form eines Kaufes übereignet war. Der Darlehnsgeber empfängt die λύτρα, d. h. die geliehene Summe und gibt das Grundstück wieder frei. Demgemäß ist auch in unserem Fall Harkonnesis, der die λύτρα quittiert, Darlehnsgläubiger, die λύτρα »Auslösung« eines ihm zur Sicherung übereigneten Stückes Land, von dem er erklärt, ἐπικεχωρηκέναι ταύτῃ die Pachtrechte (Schwarz, S. 29, 4). Naomsesis ist Erbpächterin des Grundstückes. Rostowzew und, wie es scheint, auch Schwarz nehmen dagegen an, λύτρα heiße die Summe, weil sie als 4. Rate des Kaufpreises an das βασιλικόν verwandt werden soll. Nach dem neuen Text muß man vielmehr an λύτρα in der dort ganz klaren Bedeutung festhalten und in dem Rechtsgeschäft die Auslösung eines Pfandes, den Rückkauf eines fiktiv verkauften, tatsächlich zur Sicherung

einer Darlehnsforderung übereigneten Grundstückes, wiederum in Form eines Kaufes, sehen. Naomsesis ist Besitzerin und Darlehnsschuldnerin, Harkonnesis Gläubiger. Daß ich λαβών in λαβοῦσα bessern muß, wiegt in der griechisch radebrechenden Urkunde leicht gegenüber dem Festhalten an λύτρα. Die weitere Prüfung ist Sache der Juristen; Schwarz' Darlegung S. 50/51 über die Unwahrscheinlichkeit einer ἀποστασίου-Urkunde bei der Übereignung zur Sicherung scheint meiner Auffassung günstig. Auch die Zahlung in Weizen: das βασιλικόν verlangte Geld. — Meine Auffassung bedingt Verfügungsrecht der Naomsesis in dem Mecheir des Jahres 8, in dem sie das Grundstück wieder auslöst, ja vor dem Phaophi (BGU 995). Das Darlehen muß mindestens ein paar Jahre früher liegen, also nach Jahr 7, in dem die 3. Rate, wenn man nach Chrest. 340 (3. Jahrhundert) schließen darf, ebenfalls gegen Ende des Jahres fällig wurde. Damit fällt Rostowzews Beziehung des Grundstücksviertels auf die 4. Rate, zumal auch nach Erbstreit mit seinen 3 Ratenzahlungen die Sitte der τεταρτικά (Rostowzew, Kol. S. 22) für 2./1. Jahrhundert nicht mehr sicher ist: wirtschaftlicher Zustand als χέρσος und Zahlung für Sonderkonto läßt sich nur vermuten. — P. Grenf. I 11 = M. Chrest. 32 ebenso.

3. Ἀδέσποτα gehören nach Strabo ebenfalls hierher. Theb. Bk. III/IV: 130 v. Chr. Angebot auf Kauf von Grundstücken, die zwar noch auf den Namen des Vorbesitzers, aber als ἀδέσποτα geführt werden. Ähnlich Berlin P. 11696 unveröff.: Privatmann kauft (ἀγοράσαι) Grundstücke(?), deren Preis (1 Tal.) mit anderen zusammengerechnet wird: γίνεται ἀδεσπότων [τάλαντα] Δ. Der nächste Abschnitt handelt von Land. Ἀδέσποτον-Verkauf auch Ryl. II, 253 Verso (143/42 v. Chr.). — Zum Begriff ἀδέσποτος: er begreift nicht schlechthin herrenlose (res nullius), sondern von den Besitzern aufgegebene Güter (res derelictae); vgl. P. 11696. Z. 4: κυριεύ[ε]ι δὲ καθό[τ]ι [καὶ οἱ ἀρχαῖοι κύριοι ἐκέκτηντο?]. Wirtschaftlich also meist unfruchtbar. Zu δεσπόζειν: S. Rostowzew. Kol. S. 21: doch ist dort unter den Belegen Theb. Bk. I zu streichen, da es nur wirtschaftliche Herrschaft bedeutet: an die Stelle tritt Erbstreit Z. 49; vgl. Schwarz, Festschrift Zitelmann, S. 48, 1 und oben ἀδέσποτος. Herkunft der Begriffe ist noch ungeklärt. Rostowzew nahm an, Emphyteuse, κτῆμα-Begriff usw. sei in Ägypten schon vorptolemäisch. Doch ist eine Lösung der Frage erst von vorhellenistischem ägyptischem Material zu erwarten. Ich verzeichne hier einiges, worauf ich durch Gespräche mit H. Schäfer und G. Möller aufmerksam wurde. Amenophis IV berichtet über die Gründung seiner Residenz (The Rock Tombs of El Amarna V by N. de G. Davies, Archaeological Survey of Egypt, XVII Memoir. S. 29 Anm. 5, Version M.): »Pharaoh ..... found that it (die Stätte der neuen Stadt) belonged not to a god, it belonged not to a goddess, it belonged not to a prince, it belonged not to a princess .... (There is no right for) any man to act as owner of it«. Gemeint ist γῆ nullius oder mindestens ἀδέσποτος; ausgedrückt: *iw bn nś-śi nṯr, iw bn nś-śi nṯr-t, iw bn nś-śi ḥḳꜣ, iw bn nś-śi ḥḳꜣj-t*. Als Grundbesitzer kommen also nur Götter oder Fürsten in Frage. Dabei schließt *ḥḳꜣ* Fürst, wie schon die Hieroglyphe zeigt, alles aus, was nicht wirklich Herrscher ist, damit auch den δεσπότης-Begriff, der in ἀδέσποτος steckt. Dieser müßte ägypt. *nb* sein, wie mir Möller bestätigt: so ist es ja auch hier in Taf. XXIX. Z. 2 deutlich zu lesen: ...... *rmt nb r ir nb* ..... »(nicht) jemand, sich zu führen als Herr«. *rmt nb* ist ein ganz allgemeiner Ausdruck, soll also nicht etwa Privatleute im Gegensatz zu Göttern und Fürsten ebenfalls ausschließen. Es scheint also, als ob für Amenophis IV nur Götter und Fürsten als Grundeigentümer in Frage stehen. — Die bekannte Septuaginta-Stelle Gen. XLVII. 18ff. liest sich wie eine ätiologische Erklärung dafür, daß es kein Privateigentum am Boden gab. — Möller verweist auch auf Schenkungen von Land an den Gott durch Private, die in den Denkmälern

immer im Bilde durch den König vertreten wurden. — Man sieht, von den spätthieratischen und demotischen Urkunden ist Klärung zu hoffen. Die vorhellenistischen Griechen im Delta sind bei der Frage des κτῆμα-Begriffes im Auge zu behalten, ebenso die wirtschaftliche Seite, Bäume in einem holzarmen Lande (s. u. § 35) und der Weinbau, neben der politischen (Entgegenkommen gegen den griechischen Eigentumsbegriff). — Die Auskünfte der Lokalbeamten: In Theb. Bk. III, col. II, Z. 17 ἐπισκοπο[ῦντε]ς εὑρίσκομεν διὰ τῶν φυλασσομένων ἡμῖν βιβλίων ευ. ρ . . . . . . ς ἀδεσπότους] καὶ ἀναγραφομένας εἰς τοὺς προ[γεγραμμένους; Theb. Bk. IV col. II., Z. 13 . . . βιβλίων ευ. ρ . . . . ς ἀδεσπ. usw. Die Stücke sind in IV nicht ganz genau zusammengesetzt (vgl. βιβλίων und δέον). Die Lesung des Wortes wird sich erst gewinnen lassen, wenn man sie tatsächlich richtig aneinanderschiebt. Doch wird dann vermutlich: ευρομ . . [. .]τ· ς herauskommen. εὕρομεν [αὐ]τὰς Schubart statt meines Vorschlages εὑρομένας. Es wäre dann ⟨⟨εὕρομεν⟩⟩ zu lesen; versehentliche Wiederholung von εὑρίσκομεν? Z. 5 τὰ κατὰ τὴν (Wilcken, Hermes 23, 598), Z. 25 Ἀσκληπιάδου τοῦ Πτο(λεμαίου) (Schubart).

Abschnitt 2. Der Amtsbereich des Idioslogos in der Bodenverwaltung der römischen Zeit.

Die Urkunden römischer Zeit, zunächst die aus dem Bereich der Bodenverwaltung, bestätigen Strabos Schilderung wie auch die Lehren der ptolemäischen Zeugnisse; sie ergänzen sie dahin: der Verwalter des Idioslogos forscht nicht nur nach und richtet (ἐξεταστής), er verwertet auch (verkauft und verwaltet bis zum Verkauf).

§ 8. Herrenloses Gut wird durch ihn festgestellt und verkauft.

Ein in mehreren Urkunden behandelter Rechtsstreit (Nestnephisprozeß, Jahr 13—15 n. Chr., genauere Darstellung des Verlaufes s. u. §§ 65ff.) ergibt das. — Gegenstand: leere Baustelle (ψιλοὶ τόποι) bei einem Hause, das ein gewisser Priester Satabus gekauft und mit einer Mauer umzogen, vielleicht auch bebaut hat (M. Chrest. 68, Z. 11 ἀνοικοδόμησα ἐπὶ τῶι [ἀρχ]α[ί]ῳ θεμελίωι; S. B. 5232, Z. 26 περιτετιχισμένων. — Hergang: Anzeige: ὡς ἀδεσπότων, Verhandlung vor dem Idioslogos, Verurteilung zu 500 Drachmen ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως, Zahlung für Konto ιδ. λ. (S. B. 5240, Spalte 2). — Verkauf: Die Anzeige hat Kaufangebot enthalten: M. Chrest. 68, Z. 5 βουλόμενος ὠνήσασθαι αὐτοὺς [ἐκ τ]οῦ ἰδίου λόγου ὡς ὄντας ἀδεσπότους, S. B. 5232, Z. 27 δραχμῶν Τ. Anderseits wird vermutlich jene Buße als τιμή gerechnet, wie oben § 1. — Zum Begriff ἀδέσποτος: auch hier = schon in Privatbesitz gewesen; vgl. ἐπὶ τῶι ἀρχαίωι θεμελίωι M. Chrest. 68, Z. 11 und P. Lond. u. § 74, Z. 7 ἀδέσποτον γεγονέναι; vielleicht dort Vorbesitzer genannt. Zur Frage der Einziehung von ἀδέσποτα s. u. § 41, 62.

§ 9. Güter, an denen der Eigentümer auf sein Recht verzichtet, werden in Wahrheit stets wertlos sein (unfruchtbares Land, verfallene Hütten, leere Baustellen, wertlose Mobilien). Doch hat die königliche Sonderrechnung auch Ansprüche auf wertvolle Güter und ganze Vermögen.

P. Soc. Ital. 104 aus Mendes 2. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr.: [ἰδι]ωτικὴ σειτοφόρος γῆ ὅλη τῇ ἐπιγραφῇ ἐδηλ(ώθη) εἶναί τινος, ου τὰ ὑπάρχοντα πρὸς τῇ τοῦ ἰδίου λόγου ἐπιτροπῇ

ἀνελήμφθη. Daß die ὑπάρχοντα, soweit Kornland, hier zur Zeit unfruchtbar sind — sie sind noch 7 Jahre nach der Einziehung nutzloser Staatsbesitz; beachte jedoch den wirtschaftsgeschichtlichen Hintergrund der ganzen Urkundengruppe: Wilcken, Festschrift für Hirschfeld, S. 128 — ist für die rechtliche Seite gleichgültig.

§ 10. Trotzdem überläßt das Sonderkonto zum Verkauf an Privatleute nur das minderwertige Gut aus solchen Einziehungen.

Oxy 721 = Chrest. 369 und Oxy 835, v. J. 13/14 n. Chr. Im allgemeinen zu den Einziehungen von Lehen durch Augustus s. Rostowzew, Kol. S. 99 ff. βουλόμεθα ὠνήσασθαι ἐν τῶι Ὀξυρυγχ[είτηι ἐκ τοῦ ἰδίου λόγου (vgl. Oxy IX, 1188, Z. 19) ἀπὸ] ὑπολόγου βασιλικῆς ἕως τοῦ ἔτους Καίσ[α]ρ[ος κλήρων] ἐπὶ τοῦ (ἔτους) Καίσαρος ἀνειλημμένων καὶ ἀφόρ[ω]ν γεγονότων — καὶ κλήρων τῶν ἕως τοῦ ἀνειλημμένων καὶ αὐτοῦ (ἔτους) Καίσαρος ἀνειλημμένων πλὴν ἱερᾶς. Die ganze Beschreibung dieser Lehen ist für die wenigen Aruren, von denen die Urkunde handelt, unwesentlich. Also stammt die ganze Angabe aus dem Ausgebot; dazu stimmt, daß ἱερὰ γῆ ausgeschlossen wird; vgl. Wilcken zu Chrest. 368, Rostowzew, Kol. S. 101, 1. Bezeugt sind dadurch umfangreiche Einziehungen 1. im Jahre x, ἄφοροι geworden, 2. bis zum Jahre y, 3. im Jahre y. Alle zusammen sind bis Jahr z als ὑπόλογος βασιλικῆς geführt worden. Jahr z liegt vermutlich vor dem Jahr der Urkunde, sonst wäre es wohl ausgeschrieben. Vielleicht waren die Grundstücke Jahr z bis Jahr der Urkunde verpachtet? Vgl. u. § 12. Jedenfalls sind sie jetzt im »Sonderkonto«.

Näheres Eindringen in die Zeitfolge verhindern die fehlenden Jahresangaben. Entweder Einziehung an den ἴδ. λ. (so nimmt Rostowzew an), dann ὑπόλογος βασιλικῆς geworden, oder Einziehung in die βασιλική, dann ὑπόλογος βασιλικῆς geworden, dann in den ἴδ. λ. gekommen. Jedenfalls liegt das ὑπόλογος-Werden erst nach der Einziehung. Die Einziehung bedeutet also Zuschlag zum Königsland. Vielleicht bedeutet auch die Einziehung an den ἴδ. λ. Zuschlag nicht an eine (nicht nachweisbare) γῆ τοῦ ἰδίου λόγου, sondern an die βασιλική. Überschreibung an die ὑπόλογος βασιλικῆς veranschaulicht P. S. J. 104. Daß schon die Einziehung für den ἴδ. λ. erfolgte, läßt sich (u.) wahrscheinlich machen. Hier spricht dafür, daß im allgemeinen Zahlungstitel = Kauftitel (ἐκ τοῦ ἰδίου λ.) = Einziehungstitel sein wird. — γῆ τοῦ ἰδίου λόγου müßte man, wenn es sie gab, in Formeln wie C. P. R. 6, 16, dazu Wilcken, Grundzüge S. 300, erwarten: καθαρὰς ἀπό τε οὐσιακῆς καὶ βασιλικῆς γῆς. Denn viel ὑπόλογος hätte ganz besonders diese umfaßt.

§ 11. Es läßt sich demnach vermuten: fruchtbares Land aus Einziehungen für die Sonderrechnung wird dem königlichen Lande zugeschlagen. Verkauft wird nur unfruchtbares.

Näheres dazu u. zu § 17 ff. Die in C. P. R. 28 v. J. 110 n. Chr. Z. 19 erwähnten, aus dem ἰδ. λ. gekauften Grundstücke sind im Kreise der unfruchtbaren zu suchen. Zur Lesung s. Preisigke, Ber.-Liste. Eines ist ψιλὸς τόπος (Z. 22).

§ 12. Wie der Idioslogosbeamte die Gegenstände bis zum Verkauf verwaltet, so verwertet er auch solche, deren Verkauf nicht gelingt (ἄπρατα).

Vergeblich ausgebotene Güter heißen ἄπρατα (Rostowzew Kol. S. 150); für ptolemäische Zeit s. Tebt. I 5, Z. 9, Preisigke, Arch. V S. 304. — BGU IV 1091 v. J. 202/3: Angebot für 3 Jahre zu pachten ἀπὸ ἀπράτων τῆς τοῦ ἰδίου λόγου ἐπιτροπῆς πρότερο[ν] Διογένους

τοῦ καὶ Cωτῆρος ἐκ τοῦ . . . φορικοῦ κλήρου φόρου χωρὶς [δημο]σίων τ[ο]ῦ δι' ἐπισκέψεως ὁρισμοῦ φαινομένου. Zur Lesung: Z. 11 π[ρώ]-του paßt besser zum Raum; vgl. Z. 26. Das Wort hinter τοῦ Z. 19 beginnt eher mit β als κ. — Zu den erleichterten Bedingungen vgl. die Pacht minderwertiger Teile der γῆ βασιλική, οὐσιακή Rostowzew, Kol. S. 170 ff., Wilcken, Grundzüge S. 291. Unaufgeklärt ist in diesem Gebiet Chrest. 341 [= Flor. 331], Z. 21: ἀν(ὰ) β∫ κριθ( ) β∫. Es wird zu lesen sein: (αἱ μεμισθωμέναι) ἀνὰ δύο ἥμισυ (ἀρτάβας) κριθῆς (εἰς) δύο ἔτη. Zur Gerstenzahlung allgemein P. Giss. 60 S. 29 unten, 31; Chrest. 349 jährlich 1 Artabe Gerste. Oxy VI 988 τὸν μὲν πυρὸν ἄκρειβον ὡς εἰς τὸ δημόσιον μετρούμενον. P. 11529 Recto (Berl. unveröff.) gibt Abzüge von Erträgen mehrerer οὐσίαι gegenüber dem Vorjahr, u. a. ein Grundstück χέρσος ὑπόλογος, ist εἰς (ἔτη) β κούφου κριθίνου ἐκφορίου verpachtet gewesen, wird jetzt ἐν ἐλασσώματι gesetzt, weil Frist ablief und niemand neu bot. — Ein Monatsbericht über Einnahmen einer Toparchie, P. 11656 Verso (Berl. unveröff.) gibt unter ἴδιος λόγος u. a. φόρος φοινικώνων καὶ ἐλαιώνων, φόρος φυτῶν (einzelner Bäume, Schilf, raphanus) wohl auf eingezogenem Grund und Boden. Verpachtung vor dem Verkauf, wie oben zu § 10 vermutet? Im selben Text (dazu unten zu § 60) stehen Einnahmen des ἴδ. λ. auch im ersten unbezeichneten Teile; also auch φόρος ἐδαφῶν καὶ χερσονομῶν neben τιμῆς ἐδαφῶν hierherzuziehen. Ein φόρος ἐδάφους liegt in BGU 1091 (s. o.) vor. Pacht eines ψιλὸς τόπος in ähnlicher Rechtslage vermute ich P. Ryl. 215, IV Z. 27 (s. u. zu § 23).

§ 13. Die Minderwertigkeit aller im ἴδιος λόγος nachweisbaren Besitzgegenstände, bei denen sämtlich die unmittelbare Herkunft aus Privathand nachweisbar ist, gibt der Vorstellung eines Hausgutes so wenig wie in ptolemäischer Zeit (s. o. § 6) Raum. Strabos ἐξετάζειν und die aus den Urkunden gewonnene Einsicht in die Verwertung schwierigen Staatsbesitzes, der aus Privathand stammt, betonen λόγος und den Beamten, der rechnet. Er ist wesentlicher als der Einnahmetitel. Seine Einsetzung muß den Sinn haben, zwei schwierige Nebenaufgaben der Finanzverwaltung einem Sonderbeamten hauptamtlich zu überweisen. Das drängt zur Frage, ob ihm restlos im ganzen Gebiet der Staatsverwaltung das ἐξετάζειν des an den Staat fallenden und die Verwertung des in Staatsbesitz gekommenen, wirtschaftlich schwierigen Privatgutes überwiesen worden ist. Die Antwort lautet ja für herrenloses Gut und Geldbußen; für Einziehungen von Vermögen und die Verkäufe aus dem Staatsschatz vermutlich ebenfalls.

§ 14. Alles herrenlose Gut ermittelt und verwertet der Idioslogos.

Das Recht zur Verallgemeinerung wird das herrenlose Gut außerhalb der Bodenverwaltung geben (§ 36). Also gehören in seinen Bereich: S. B. 5233 v. J. 14 n. Chr. etwa (abgedruckt u. § 54, 69): Anzeige eines widerrechtlich okkupierten ψιλὸς τόπος ἀδέσποτος. Ἐπίτιμον wohl gleich τιμή im Sinne von § 1. — Vielleicht in P. Ryl. II 378 (II. Jahrhundert) Einziehung von ἀδέσποτα? Grundstücksteile, die vom Fluß weggerissen sind, ἀγνώστων κυρίων, dann versandet, jetzt wieder bewässert. Z. 16 ein solches Grundstück βασιλικὴ ἄμμος, also eingezogen?

§ 15. Alle Geldbußen ermittelt und zieht ein der Idioslogos.

Die des landwirtschaftlichen Gebietes sind in römischer Zeit (s. § 29 ff.) weniger lehrreich als die anderen (§ 37).

§ 16. Weit verwickelter ist die Frage der Einziehung von Vermögen und die der Verkäufe. Da der ἴδιος λόγος kein Hausgut ist, sondern ein Einnahmetitel der regelrechten Staatskassen, ist er in vielen Fällen gemeint, wo nicht er, sondern allgemein die Staatskasse genannt wird.

Genannt wird er naturgemäß vor allem in den Buchungen, die uns aber selten vorliegen (S. B. 5240, Jahr 17/8 n. Chr., Spalte 2 für Okkupation von Baustellen, ἰδίου λόγου Γ L) oder in Angeboten an die Regierung, sofern es dem Bieter gerade beliebte, das staatliche Ausgebot wörtlich wiederzugeben. Das Zahlungsversprechen nennt in Chrest. 369 nur einfach die Staatskasse. Das darf um so weniger wundern, als sogar (s. u.) den Ortsbeamten häufig die feine Scheidung der Konten gleichgültig war.

§ 16. Da wir also mit den Erwähnungen des ἴδιος λόγος nicht weiter kommen, ist ein Umweg notwendig, auf dem sich wenigstens Wahrscheinlichkeiten ergeben. Wenn der Staat grundsätzlich bestimmte Arten von Besitz veräußert und gerade der Idioslogos in vielen Fällen nachweislich dieselben Arten verkauft, so ist er wahrscheinlich alleiniges Verkaufsorgan. Wenn bei den Einziehungen von Vermögen der Idioslogos nirgends ausgeschlossen, vielfach bezeugt wird, andere Beamte dagegen nicht sicher nachweisbar sind, so ist er wahrscheinlich alleiniges Einziehungsorgan.

Näheres § 27 und § 42, 84. — Zu prüfen sind zunächst die Verkäufe.

§ 17. Als Grundsatz, nach dem der Staat ihm zufallendes Privateigentum entweder behielt oder veräußerte, ergibt sich: Der Staat betrachtet an ihn fallendes Gut, soweit es sich seinen regelmäßigen Besitzkonten (Geld, Edelmetall, Forderungen, Kornland) nicht einreihen läßt, aber auch nur so weit, als Ballast und fördert damit, im Anschluß an ptolemäische Politik, die Entstehung von Privateigentum, indem er es Privaten verkauft; Besitz dieser Art ist: unfruchtbares eingezogenes Kornland, Wein- und Gartenland, Häuser, Baustellen, Sklaven, Vieh, sonstige Mobilien.

Da der Grundbesitz aus inneren und äußeren Gründen überwiegt, nehmen wir die andern Besitzarten gleich hinzu. S. auch § 36.

§ 18. Das unfruchtbare Kornland in Staatseigentum wird nur dann verkauft, wenn es aus Einziehungen stammt. Eingezogenes Kornland wird nur so weit verkauft, als es unfruchtbar ist.

Βασιλικὴ γῆ bleibt βασιλική, auch wenn sie ὑπόλογος wird. Zu der oft mühseligen Verwertung s. Rostowzew, Kol. S. 170 ff.; dazu Ryl. II 221. — Fruchtbares Land aus Einziehungen wird βασιλικὴ γῆ; vgl. Chrest. 368, Z. 7 [ἀναλημφθεῖσαν] εἰς βασιλικὴν γῆν.

Verkauftes Land ist meist noch als eingezogen erkennbar und jedenfalls immer unfruchtbar. Entgegen steht WILCKENS (Grundz. S. 307 im Anschluß an ROSTOWZEW) Scheidung von zwei Arten Verkäufen: 1. Verkäufe unfruchtbaren Landes mit emphyteutischer Verpflichtung unter mehrjähriger Ateliefrist und Zahlung eines von der Regierung festgesetzten Kaufpreises (seit dem Edikt des Vestinus 20 Drachmen pro Arure), also ohne Auktion, und der jährlichen ἀρταβιεία für die Zukunft. Das sei die ἐωνημένη. 2. Verkäufe von konfiszierten Ländereien, mit Auktion, also unter Zahlung eines schwankenden Preises. Diese Verkäufe sind von der ἐωνημένη streng zu scheiden, nicht nur wegen der verschiedenen Formen, sondern auch wegen des verschiedenen Objektes: es handelt sich hier um fruchtbares Ackerland: ob wir es, im Gegensatz zu der ἐωνημένη, speziell der ἰδιόκτητος gleichsetzen sollen, wage ich nicht zu entscheiden.

Zwei Arten von Verkäufen gibt es zwar: s. u. § 86ff. Aber fruchtbares Land wird der Regel nach nicht verkauft. ROSTOWZEW selber hat angenommen, eingezogenes Land, soweit ἐνάρετος, sei βασιλική geworden (Kol. S. 113 über Amh. 68, Oxy 721, vgl. auch S. 102): er scheint nur zwischen ἀδέσποτα und sonstigem eingezogenen Gut einerseits, und γενηματογραφηθέντα andererseits zu scheiden und für diese Versteigerung, für jene Verkauf durch einfache παράδειξις zu behaupten. — WILCKENS Belege beweisen nicht: Amh. 97 ein Haus, Oxy 513 = Chrest. 183 ein Haus; C. P. R. 104 Z. 8 ἀμπελών, Z. 10 ein Grundstück mit συνοικία (dazu LUCKHARD, Das Privathaus im ptol. und rö. Aeg. Diss., Bonn 1914, S. 24), Z. 11 Gartengrundstück, vielleicht φ[οινικ]ών. Die κλῆροι κατοικικοί Z. 4 und 6 beweisen nichts, denn alle Objekte können im verlorenen Teil der Urkunde als ἀπὸ ὑπολόγου bezeichnet sein (vgl. Chrest. 369, Lond. III S. 110 f = Chrest. 375 und § 19). BGU 156 = Chrest 175 γῆ ἀμπελῖτις. BGU 650 = Chrest. 365 erwähnt den Kauf ganz kurz, überdies handelt es sich um einen Ölgarten mit Gebäuden, nicht um Ackerland.

§ 19. Ausnahmen (Verkäufe fruchtbaren Kornlandes) sind nur die Verkäufe auf Grund verwandtschaftlichen Vorkaufsrechtes. Sogar die Veteranen scheinen nur unfruchtbares Kornland zu bekommen.

C. P. R. 1 = M. Chrest. 220: Das Lehen kann zur Zeit des Kaufes unfruchtbar gewesen sein. Außerdem kann die Πτολεμαῒς Πτολεμαίου Tochter des Staatsschuldners Πτολεμαῖος Ἀκουσιλάου sein, also ein Vorkaufsrecht der Verwandten vorliegen, welches allein die obige Regel durchbricht. Sicher scheint diese Erklärung für BGU II 462 = Chrest. 376. Auch C. P. R. 104 (s. § 18) kann hierher gehören.

Zu den Veteranensiedlungen: WILCKEN, Grundz. S. 403. BGU II 587, Oxy 563 = M. Chrest. 90, Giss. 60 lassen den wirtschaftlichen Zustand nicht erkennen. Aber in Chrest. 451 (Anf. 3. Jahrhundert n. Chr.) ist deutlich, daß der Veteran viel Arbeit und Geld braucht, um seine »Kolonie« fruchtbar zu machen: die Bewässerungsanlagen hat er offensichtlich ganz neu anlegen müssen. Oxy XII 1508 (2. Jahrhundert n. Chr.) ἐω]νῆσθαι ἀπὸ ὑπολόγου εἰς κολωνείαν. — Zur Koloniefrage: P. M. MEYER (P. Giss. III S. 29 nach P. Giss. 60 und Chrest. 461) nimmt an, es lägen geschlossene Gebiete von Militärkolonien vor; nicht zwingend. Denn in P. Giss. 60 braucht κολωνεία so wenig wie ἐωνημένη geschlossen zu sein. In Chrest. 461, Z. 27 nennt meiner Ansicht nach der Veteran sein Grundstück, in das der Beklagte eingedrungen ist, κολωνια. In BGU II 587 scheint eingezogenes Gut (nach Z. 12 vielleicht eingezogen, weil von einem Beamten während seiner Amtsführung gekauft, vgl. Gnomon § 79) an eine Kolonie verteilt zu werden (Z. 7 lese ich

ταῦτα κολωνείᾳ τινεὶ διέδωκε). Es scheint demnach κολωνεία 1. = Summe von Veteranenländereien, die aber zerstreut liegen können; 2. = dem einzelnen, dem Unland abgerungenen Veteranengrundstück. Die Annahme von Korporationsrechten findet also keine Stütze. — ἀπὸ ὑπολόγου εἰς κολωνείαν ist zu vergleichen mit ἀπὸ χέρσου σιτοφόρου εἰς σιτοφόρον Chrest. 374, Z. 19, ähnlich S. B. 5673 usw. (κολωνία — Bedeutung 2!)

§ 20. Die Verkäufe unfruchtbaren Landes schließen eine Mitwirkung des Idioslogos nirgends aus.

C. P. R. 1 = M. Chrest. 220, Jahr 83 n. Chr. Land aus der Einziehung eines Schuldners im Gebiet des λόγος οὐσιακός, verkauft ἐκ προκηρύξεως Κλαυδίου Βλάστου γενομένου [ἐπιτρόπου] τοῦ κυρίο[υ] Αὐτοκράτορος usw. Den procurator hält Mitteis (Chrest. S. 239. 1) für den usiacus. Doch kann er, da nicht weiter bekannt, auch Idioslogos sein. — Amh. 68 = Chrest. 374 v. J. 59/60 Kaufangebot an den Strategen mit sehr genauer Wiedergabe des öffentlichen Ausgebotes; Ergänzungen von Rostowzew, Kol. S. 99, Preisigke, Bericht. — Liste: [βούλο]μαι ὠνήσασθαι [ἐκ τοῦ] δημ[οσίου 38 B. ἀνε]ιλημμένων κα[ὶ ἀφόρων .....] ... των γε[γονότων ....]ολ[.. τ]ου τρίτ[ου ἔτου]ς Ν[έρωνος] Κλαυδίου usw. Αὐτοκράτορ[ος 12 B. ἐκ τοῦ .....] κλήρου π[ερὶ Ταπτῆ]ριν τοῦ Λευκοπυ[ρ]γ(ίτου) κά(τω) ἀπὸ χέρσου σιτοφόρου εἰς σιτοφόρον (folgt Arurenzahl). Nach Chrest. 369 läßt sich die weitere Ergänzung erraten, etwa ἀπὸ τῶν συγχωρουμένων εἰς πρᾶσιν κλήρων ἀνειλημμένων (unfruchtbar) γε[γονότων oder ἀφόρων τῶν ἀ]πράτων γε[γονότων? ὄντων δὲ ἀπὸ γραφῆς (oder τῶν ὄντων ἐν γραφῇ) ὑπ]ολ[όγου τ]οῦ oder ὑπ]ολ[όγ]ου τρίτ[ου ἔτου]ς. Ebenfalls nach Chrest. 369 ist der Prüfung am Original wert: für [....] δη.. [statt [ἐκ τοῦ] δημ[οσίου: [ἐκ τοῦ ἰ]δίο[υ λόγου. Zur γραφὴ ὑπολόγου vgl. Oxy VI 988, J. 224 n. Chr. ἐκ γραφῆς ὑπολόγου ιη L κομόδου· μεθ(έτερα)· καὶ τῶν συγχωρουμένων εἰς πρᾶσιν. Alle diese Urkunden ergeben, daß die Listen und Ausgebote die ὑπόλογος zeitlich ordneten. — Hierher auch: Tebt. II 443. — Ähnlich genau Lond. III S. 110/1 = Chrest. 375 v. J. 276 n. Chr. Angebot an καθολικός und einen procurator, der der Idioslogos sein könnte: βούλομαι ὠνήσασθαι κατὰ τὰ κελευσθέντα ὑφ' ὑμῶν ἐκ τοῦ δημοσίου ἀπὸ ὑπο[λόγου] ἀφόρου τοῦ εἰς πρᾶσιν ἐπιγεγραμμένου. — P. Grad. = S. B. 5673 v. J. 147 n. Chr. βούλομαι ὠνήσασθαι ἐκ τοῦ δημοσίου ἀνυπολόγου ἀφόρο(υ) χέρσου εἰς σιτοφόρον. Vgl. Straßbg. 5, 262 n. Chr. ἀπὸ τῆς διοικήσεως ἑτέραν (scil. γῆν) ἐπρίατο. — BGU 462 = Chrest. 376, 150—156 n. Chr. ἐωνησάμην ἐκ προκηρύξεως σειτικὰς ἀρούρας. BGU III 915 Z. 6 τοὺς ὠνουμένους ἰς σιτοφό(ρον) ἐσπαρκέναι. — In allen diesen Fällen schließt die Nennung der διοίκησις den ἴδ. λ., der ja nur ein Verrechnungstitel davon ist, nicht aus. Dessen Angabe ist von Wichtigkeit nur für den Kassenbeamten, aber Quittungen liegen nicht vor. Im Edikt des Alexander O. G. 669 § 5 (dazu Rostowzew, Kol. S. 98) kann καίσαρος λόγος sowohl fiscus wie Idioslogos bedeuten; im zweiten Falle sind die πραθέντα mit denen im Gnomon § 70 zu vergleichen.

§ 21. Wein- und Gartenland wird, wenn es in den Staatsschatz gelangt, ohne Rücksicht auf wirtschaftlichen Zustand verkauft; möglicherweise immer durch den Idioslogos.

Grund: staatliche Wirtschaft dieser Art (s. die kaiserlichen Palmengärten in der Thebais Strabo XVII, 818 C 51 Ende) ist Ausnahme. — Die ptolemäische Politik hatte Bildung von Privateigentum daran befördert: (Tebt. I 5, 95 ff., dazu Rostowzew S. 15, können Käufe von ἀμπελῶνες φόριμοι vom Staate oder von Privaten, mit κεκτημένοι Käufer oder

Besitzer gemeint sein). Daher in eingezogenen Vermögen häufig: BGU 291 = Chrest 364 glaublicher Vorwand: ἐ]κ τοῦ δη[μο]σίου ἐωνῆσθαι. — Ryl. 217, von den Herausg. richtig mit Konfiskationen in Zusammenhang gebracht, handelt ausschließlich von Weinland; zu den Besitzern gehört eine Reihe von Staatsschuldnern, die Beamte und Liturgen waren (γενόμενοι). In der Einl. am Ende Randvermerk: ὁ γράφων· μὴ γράφε τὸν οἶνον ἐπὶ τοῦ Κας[; ohne Zweifel ist das der γράφων ἐν ἰδίῳ λόγῳ τὸν νομόν; die ganze Liste, auch des konfiszierten Gutes jener βασιλικοὶ γραμματεῖς, κωμογραμματεῖς, σιτολόγοι ist also beim Idioslogos geprüft und vermutlich für ihn angelegt. Alle diese Staatsschuldner gehen ihn also an. — Ähnlich vielleicht Ryl. 222, Z. 8/9 (2. Jahrhundert) ὠνήσασθ]αι ἀπὸ ὑπολόγου χερσαμπ(έλου)[ ]τιμῆ κατὰ τὰ κριθέντ[α; vgl. auch Einl.: κυρωθ( )Φιλοξέν[ῳ besser vielleicht Φιλόξενον, und oben κυρωθῆν]αι ἀπὸ ὑπολ. Z. 12 vielleicht Pacht gemäß § 10, 12; dann φόρ(ου) ἀμπ(ελῶνος) statt ἀμπ(έλου). — Ryl. 427 (Anf. 3. Jahrhundert): C. P. R. 104 u. a. ein ἀμπελὼν ποτιζόμενος. Überall Idioslogos möglich oder sogar wahrscheinlich.

Zweifelhaft wiederum λόγος οὐσιακός. BGU 650 = Chrest. 365, Jahr 46/7 n. Chr. ein Weingarten mit ein paar Gebäuden, früher Eigentum eines μισθωτοῦ τινων τῆς αὐτῆ[ς οὐσίας]. — BGU 156 = Chrest. 175 v. J. 201 n. Chr. Zahlungsauftrag eines Legionärs an seine Bank für Σατουρνεῖνος Καισάρων οἰκονόμος, ἐπακολουθ[ο]ῦν[το]ς Αὐρηλίου Φήλικος το[ῦ] κρατίστου ἐπιτρόπου τειμὴν . . . ἀμπελίτ(ιδος) γῆς πρότερον . . . [νῦν] δὲ τοῦ ἱερωτάτου ταμείου, gekauft ἐκ προκηρύξεως [τ]ο[ῦ] αὐτοῦ [ἐ]πιτρόπου (Jahr 9 des Severus, Epiph.) Procurator usiacus damals nach Wilcken Einl. zu Chrest. 375 Claudius Diognetos; ἐπακολουθοῦντος = »anwesend sein« sei von dem procurator usiacus nicht glaublich. Beides ist nicht sicher: ἐπακολουθεῖν neigt zur Bedeutung »prüfend billigen« (Gradenwitz, Arch. II S. 104, Mitteis, Grundz. S. 250; in P. Ryl. 233 Z. 14 Herausg. cognizance, doch läßt sich »Anwesenheit« hier am wenigsten ausschließen) ist also kein Grund gegen procurator usiacus. Claudius Diognetos braucht nicht procurator usiacus zu sein (s. § 26, 42, 84), zumal da er im Jahre 202/3 sicher die Katasterordnung durchführt (P. M. Meyer, P. Hambg. I, 1, S. 43, 49, Wilcken, Grundzüge S. 207/8), möglicherweise hauptamtlich: auch kann er mehrere Ämter nacheinander bekleidet haben: zur Person s. A. Stein, Arch. VI S. 215. Ergebnis also: Aurelius Felix kann procurator usiacus sein: eine οὐσία betrifft die Urkunde sicher (Rostowzew, Kol. S. 130). Aber er kann auch ἰδ. λ. sein. Der οἰκονόμος spricht dagegen; s. § 92. Sicher ist er Idioslogos, wenn der Saturninus derselbe ist wie der tabularius Chrest. 81 v. J. 197 n. Chr.

§ 22. Das gleiche gilt von Häusern.

P. Wien — S. B. 5230 (nach 10 n. Chr.). Übersicht über Ausfälle des Ertrages der βασιλικὴ γῆ und deren Deckung. Meldung des Strategen: τινὰς γεωργοὺς ὀφ[είλοντας ἐκφόρια . . . τετελευτηκέναι ἀπολιπόντας οἰκίδ[ι]α καὶ ἀγρίδια ἐλαχίστης τιμῆς ἄξια ὄντα . .; Entscheid: εἰ μὴ ἔχουσιν κληρονόμους, τὰ ὑπολιπόμενα πραθήτω. Einziehen und Verkaufen fällt also zusammen. Entscheide wahrscheinlich (s. § 40) des Idioslogos. — Oxy 513 = Chrest. 183, 184 n. Chr.: ἀπὸ ἀπράτων τῆς διοικήσεως οἰκία καὶ αἴθριον καὶ αὐλὴ verkauft πρότερ[ον Σαραπίωνος γενομένου [ἀρ]χιγεω[ρ]γοῦ (?) τεταρτ[ολ(ογηθέντος). Stellung des Staatsschuldners unklar: Rostowzews δημ(οσίου) γεωργοῦ möglich; vgl. die γενόμενοι οὐσιακοὶ μισθωταὶ Chrest. 363. τεταρτολογηθέντος schlage ich vor statt Rostowzews τεταρτ[ικῶν; vgl. Kol. S. 143, 148 und unten § 92. Eingreifen des διοικητής Z. 29 im Überangebotverfahren (s. § 91) schließt nicht aus, daß der erste Verkauf durch den Idioslogos erfolgte. — Amh. 97 v. J. 180/192 n. Chr. Kauf eines Hausdrittels ἐκ τῶν εἰς πρᾶσιν ὑπερκειμένων τῆς διοικήσεως. Den un-

strittenen P. Straßburg 31 halte ich nicht für eine Gebäudesteuerliste, sondern für ein Verzeichnis (γραφή) eingezogener Hausteile. und zwar Nachträge προσγενήματα dazu; gewesene Beamte (z. B. Z. 8 ff.) und sonstige Staatsschuldner. Die Schätzungen des Wertes durch die Ortsbeamten werden berichtigt ἐξ ἐπισκ(έψεως) ὁρισμοῦ προσορισθεῖσαι; vgl. § 82. — C. P. R. 104, Z. 10.

§ 23. Das gleiche gilt von leeren Baustellen.

Flor. 67 II läßt sich nicht sicher erklären, doch scheint ein ψιλὸς τόπος aus dem eingezogenen Vermögen eines Εὐ[... vorzuliegen. Die Daten vielleicht die der Einziehung und des Verkaufes, Marcus Livius Livianus vielleicht Idioslogos. — P. Ryl. 215 col. IV (2. Jahrhundert n. Chr.) vielleicht Verpachtung gemäß § 10, 12. Vielleicht handelt die ganze Kolumne vom Amtskreis des Idioslogos ([πύργοι o. ä.] πεπτωκότες, οἰκόπ(εδα), ψιλοὶ τόποι, παράδει[σος νυνὶ] ὧν ἔρημος, herrenloses Gut?); vorher διοίκησις mit λόγος οὐσιακός (col. I Z. 2), ἱερατικά sowie εἴδη mit Gesamtsummen.

§ 24. Das gleiche gilt von Sklaven.

Gen. 5 (Antoninus Pius): Προσγίνεται τῇ τῶν ἀφ... ων γραφῇ τῆς διοικήσεως ὁ ὑπο[γ]εγραμμένος δοῦλος Ἀφροδισίου τοῦ Φιλώτου ἀ[πὸ κ]ώμης Διονυσιάδος γενομένου κωμογρα(μματέως) [τῆς κ]ώμης, οὗ τὰ ὑπάρχοντα ε[ἰ]ς πρᾶ[σιν ὑπέρκειται· ἔστι δέ· Δι]όσκορος [7 bis 8 Buchst.]. Folgt leere Zeile, an deren Anfang vielleicht etwa 20 Buchstaben; so nach Angabe Martins, der meine Vorschläge freundlich am Original prüfte. Wilcken, bei Preisigke, Bericht. Liste ε[ἰ]ς πρα[χθ. — Z. 4 fand Martin meinen Vorschlag τῇ τῶν ἀφ[όρ]ων γραφῇ nicht bestätigt. Nach α ist φ oder ρ möglich, nachher vielleicht ein Buchstabe verloren, aber nicht sicher. Das nächste scheint entweder ον oder τι zu sein. — Wenn die gesamten ὑπάρχοντα zum Verkauf freigegeben werden, so scheint also γῆ ἐνάρετος nicht dabei gewesen zu sein. — Im Gnomon § 65 fallen, wie oben bei den Häusern, Einziehung und Verkauf zusammen; ἐπράθησαν statt ἀνελήμφθησαν.

§ 25. Für sonstige Mobilien ebenfalls.

Vielleicht gehört die τιμὴ θρεμμάτων hierher. Wilcken, Ostr. I S. 221 entschied sich nach Ostrakon 653 v. J. 161 n. Chr. für Geldzahlung einer in Vieh zu entrichtenden Steuer. Ryl. II 213 Z. 69 und der unveröffentlichte Berliner P. 11656 Verso geben τιμὴ θρεμμάτων als regelrechte Einnahmetitel neben τιμὴ ἐδαφῶν καὶ προστείμων, τιμὴ γῆς ἀπὸ ὑπολόγου, τόκος τιμῆς ὑπαρχόντων, προσόδων ὑπαρχόντων usw., also Verkauf von Konfiskationsgut. Nach Gen. XLVII 5 besitzt freilich der Pharao κτήνη. Κτήνη in einem Nachlaß, an dem der Staat beteiligt ist, BGU 388 = M. Chrest. 91. II, Z. 6 ff.

Das trockene Holz (§ 36) erlaubt, für Mobilienverkäufe den Idioslogos vorauszusetzen.

§ 26. Bei keiner der Arten von Besitz, die der Staat veräußert, gibt es also einen klaren Beleg dafür, daß nicht der Idioslogos, sondern ein anderer Beamter den Verkauf vollzieht. Am ehesten käme der procurator usiacus in Frage, sicher ist er nirgends zu belegen. Aus inneren Gründen ist seine Selbständigkeit, wenn überhaupt, dann eher für Einziehungen als für Verkäufe wahrscheinlich, da die unter dem regelrechten Staatsbesitz nicht vorhandenen und darum grundsätzlich veräußerten Besitzarten gerade

im λόγος οὐσιακός regelmäßige Konten bilden (z. B. Häuser, Weingärten, Sklaven, wohl auch Vieh), also in weitem Umfange in Staatsbesitz verblieben sein können, wenn sie durch Einziehung an Schuldnern gerade des λόγος οὐσιακός dahin gelangten. Zu den Besitzarten des λόγος οὐσιακός vgl. z. B. BGU 475, 891, 703, Chrest. 363, 365, 177.

§ 27. Vielmehr spricht für den Idioslogos als alleiniges Verkaufsorgan für lästigen Staatsbesitz eine Reihe von Einzelheiten und die allgemeine Erwägung, daß ein Nebeneinander mehrerer Verkaufsstellen bei dem Fehlen von Sonderbeamten im Lande und bei der besonderen Schwierigkeit dieses Verfahrens (ἄπρατα) wenig wahrscheinlich ist. Es läßt sich daher nach dem heutigen Quellenstande der Amtsbereich des Idioslogos mit Wahrscheinlichkeit auf alle Verkäufe von Staatsbesitz, zum mindesten auf die im Bereich der διοίκησις, ausdehnen.

Die Einzelheiten: in § 20 [ἐκ τοῦ ἰ]δίο[υ λόγου Amh. 68 = Chrest. 374: der procurator Lond. III S. 110/11 = Chrest. 375; in § 21 der γράφων BGU 915 Ryl. 217. Der Saturninus Chrest. 175 und Chrest. 81. — Der unveröffentliche Berl. P. 11656 Verso gibt die τιμαὶ ἐδαφῶν zwar nicht unter dem ἰδ. λ., sondern in der Eingangsrubrik, die man διοίκησις überschreiben kann, aber die Verbindung τιμῆς ἐδαφῶν καὶ προστείμων zeigt, daß der ἴδ. λ. für alle Grundbesitzverkäufe Organ der διοίκησις ist. Weitere Stützen s. § 36.

§ 28. Ob er auch alleiniges Organ für Einziehungen ist, bleibt zunächst dahingestellt. Die πρόστιμα fallen jedenfalls alle ihm zu (s. Abschnitt 3), also auch die im Bereich der Bodenverwaltung.

§ 29. Mehrfach ist ein πρόστιμον (Gebühr) für Bepflanzung belegt, wie es schon die ptolemäische Zeit (§ 1) kennt.

Im allgemeinen s. Rostowzew Kol. S. 104. — Lehrreich besonders Oxy VII 1032 v. J. 162 n. Chr.: ἔτι ἀπὸ ια (ἔτους) θεοῦ Αἰλίου Ἀντωνείνου (147/48) ἀνήξαμεν ἀπὸ ἰδίων οἰκοπέδων ...., ὡς συνεχωρήθη, ἀμπέλου ἀρούρης 1/4 1/8 1/16, οὗ τὸ ὀφε[ιλ]όμενον πρόστειμον παραγραφὲν διεγράφη. Die genauere Angabe des Tatbestandes durch den Dorfschreiber ist zerstört. Jedenfalls ist danach eine Gebühr (πρόστιμον) zu zahlen für die Erlaubnis, von der das Pflanzen von Reben auf Privatboden abhängig ist. — Dieselbe Erlaubnis Lond. III S. 133/34 (Ende II. oder III. Jahrhundert n. Chr., dazu Arch. IV S. 548) Ἐπὶ συνεχωρήθη ὁ πατήρ μου Ποτάμω[ν ὑπὸ] Μάγνου τοῦ κρατίστου ἀναγαγεῖν ε[ἰς ἀμπελῶνα] ἐν νομῷ Φθεμφουθ( ) (ἀρούρας) ϛ̄ καὶ ταύτας τῷ [ὄντι] ἀνήγαγεν ἐν μόνες (ἀρούραις) δ .... In diesem Falle liegt Anfrage des Königsschreibers vor, ob der Weingarten erst neuerdings oder schon vor längerer Zeit angelegt worden sei; er vermutete offenbar, er sei ohne Erlaubnis gepflanzt. Der Eigentümer tritt nun den Beweis (ἀπόδειξις) an, ταύτας γεγονέναι ἐν ἀμπέλῳ ἔτι ἀπ[ὸ θεοῦ] Τραιανοῦ χρόνον Wilcken faßt das: χρόνον τινά »eine Zeitlang«, nimmt also an, das Grundstück sei unter Traian und danach Weingarten gewesen, dann nicht, dann unter dem Präfekten T. Pactumeius Magnus (176—180) erneut mit Reben bepflanzt, und nun sei der Zustand

der letzten 50 Jahre für die Behörde von Wichtigkeit. Ich sehe nicht, wozu. Wilcken kam zu der Deutung durch ἀνάγειν = »zurückführen«, als Oxy VII 1032 noch nicht erschienen war. Erst diese Urkunde gab die richtige Auffassung, die Grenfell und Hunt dort sogleich ausgesprochen haben. — Zur Bedeutung von ἀνάγειν: Das Wort bedeutet »hinaufführen«, in eine andere, bessere Bodenklasse nämlich, denn es wird auch von Neupflanzungen gesagt, z. B. Oxy VII 1032, BGU 563 II 19 [ἀ]π̣ὸ̣ σιτικῶν ἀνηγ(μέναι). Überall kommt man mit dieser Bedeutung aus, »zurückführen« wird nirgends gefordert. Man sagt übrigens ἀνάγειν ἀμπέλῳ, φοίνιξι usw., aber εἰς ἀμπελῶνα, ἀπὸ σιτικῶν εἰς φοινικῶνα usw., zu ἀπὸ und εἰς ist immer die Landsorte zu ergänzen. In S. B. 5230 unter Abzügen von den Erträgen der γῆ βασιλική ergänze darum Z. 47 [ἀ]νηγμένων ἀμπέλ(ῳ). In Lond. III S. 133/34 ist darum ἀναγαγεῖν ε[ἰς ἀμπελῶνα oben vorgeschlagen, ferner in Oxy VII 1032 ὡς συνεχωρήθη ἀμπέλου (l. -λῳ). In Lond. III S. 133/34 lies ferner γεγονέναι ἐν ἀμπέλῳ ἔτι ἀπ[ὸ τῶν θεοῦ] Τραιανοῦ χρόνον (l. -ων), vgl. Chrest. 368, Z. 17; der Vater des Schreibers hat für 6 Aruren ἰδίων οἰκοπέδων die Erlaubnis zum Pflanzen bekommen, davon aber nur für 4 Aruren Gebrauch gemacht. Wie in Oxy VII 1032 erheben sich später Zweifel an dem ordnungsmäßigen Hergang der Pflanzung. Auf Grund einer Anzeige eines Privatmannes oder der Ortsbehörden fragt der βασιλικὸς γραμματεύς an, d. h. er fordert die ἀπόδειξις, die der Eigentümer antritt und in den erhaltenen Zeilen einleitet, indem er, etwas aufgeregt, das Ergebnis zweimal mit anderen Worten vorausschickt. — Dieser Deutung widerspricht die bislang angenommene Zeitfolge: Magnus soll = T. Pactumeius Magnus (176 bis 180 n. Chr.) sein; hat dieser die Erlaubnis erteilt, so kann allerdings das Grundstück nicht seit Traian bepflanzt gewesen sein. Jene Gleichung ist ja aber nur vermutet; zur Vorsicht mag Claudius Julianus mahnen, Idioslogos 136—140, gleichnamig ein hoher römischer Beamter 204 n. Chr.; s. A. Stein, Arch. V S. 418. Eine unbefangene Betrachtung der Urkunde muß den Magnus unter Traian setzen; er muß damals Präfekt oder Idioslogos gewesen sein. Die Schrift kann kaum entscheiden, denn auch bei meiner Auffassung kann die Urkunde um mehrere Jahrzehnte von der συγχώρησις abliegen.

Ich reihe hier, mit größtem Vorbehalte zwar, BGU 599 = Chrest. 363 ein (2. Jahrhundert). Ein ἐλαιών ist Bürgschaft für οὐσιακοὶ μισθωταί gewesen. Die zerfetzte zweite Hälfte der Urkunde spricht vom ἰδ. λ. Ich kleide meinen Deutungsversuch in die Form folgender Ergänzung: Z. 13 ἡ πρόσ[οδος τοῦ ἐλαιῶνος] ἔκτοτε μέχρι τῶν τοῦ ιγ (ἔτους) [καρπῶν ἐκρατήθη] (hierzu vgl. Lond. II S. 150, Z. 6, BGU 1047, dazu Rostowzew S. 184/85, zur κράτησις u. § 81. Weiter:) τῶν δὲ πρὸς τὸν οὐσιακὸν [λόγον ὀφειλομένων κεφ]αλαίων ἀποδοθέντων [τοῦ δ' ἐγγύου εἰσδοθ]έντος ἐν ἰδίῳ λόγῳ ὡς [............ τὴ]ν Ἀλεξανδρέων πό[λιν ....]ε ἐν τῇ αὐτῇ γενη[ματογραφίᾳ ἐλαιῶνος, αὐ]τοῦ δὲ μὴ ἀποδεί[ξαντος

Im folgenden könnte dann Petronianus oder ein Mann, dessen Namen auf π̣ατ[ορ]ος oder ϲ̣ατ[ορ]ος endigt, der Idioslogos sein; mit ἐὰν μηδὲν ὀφειλῃ beginnt offenbar seine schriftliche Weisung. Ich nehme also an, es habe sich hier gelegentlich der γενηματογραφία der Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Bepflanzung herausgestellt, und es sei jene ἀπόδειξις, wie oben, verlangt worden. Der Idioslogos kann bei einem hinterzogenen πρόστιμον nicht befremden. Das Ganze ist natürlich nur ein Tastversuch. — Zur Rolle des Idioslogos im Bereich der Pflanzungen s. auch meine neue Lesung in BGU 915 (s. u. § 87): die ἐξ ὑπολόγου ἐωνημένα sind zum Teil bepflanzt.

Das πρόστιμον gibt noch BGU 929 (2./3. Jahrhundert). Fragment a), wenn es von derselben Sache handelt: Pflanzungen auf Privatland. Fragment b): (Name) ἀπὸ παραδείσου [ἐξ] Ἀριστονείκου κλήρου εἰς ἀμπέλ(ων) φυτεία[ν] ἀρούρας αϲ´ (γίνεται) προστίμου ὡς τῆς (ἀρούρης)

(δραχμὰς) μ β[... Das ergibt: das πρόστιμον wurde arurenweise berechnet, gilt auch für Pflanzen von Wein in einem Obstgarten, nicht nur in ungenutztem Lande. Da die Geldbußen immer runde Summen sind, wird wohl β[nicht mehr zur Zahl gehören (s. u. § 32), das πρόστιμον also 40 Drachmen betragen. Zu ergänzen ist entweder συνεχωρήθη oder ἐδηλώθη περιειληφέναι.

Dem Zweck der Erhebung dieses πρόστιμον dienen Übersichten wie: BGU 776 (1. Jahrhundert n. Chr.); col. II offenbar προσγενήματα zum Verzeichnis der Wein- und Gartenländereien, Jahr 9: ἐγ νέων ἀμπελών (Z. 5); Jahr 11: Neupflanzung auf σιτικὴ γῆ, vielleicht auch Erneuerung eines im 7. Jahre abgeholzten Gartens. Z. 10 κάλαμος-Pflanzung, Z. 14 Weinpflanzung auf γῆ σιτική. In col. I Buchungen von σιτικὴ unter dem Gartenland und unter den σιτικά. — Tebt. II 343 (2. Jahrhundert n. Chr.) Recto col. II, Z. 9 ἐλαιῶ(νος) φο(ρίμου) (ἄρουραι) ιε∟δ' — ἐπισκέψεω(ς)· ἐλαιῶνο(ς) ἄρουραι ιε∟λ'β', ὥστε ἀπὸ σι(τικῶν) ἐλαιῶνο(ς) φορίμου ἀρούρας ∟δ'λ'β' — ἐπικρα(τεῖ) Ἄστοφος. In derselben Weise werden alle Grundstücke gemustert, zum Schluß die Μαικηνατιανὴ οὐσία. Dann ἔξω πορείας, ein Akanthusbaum an der öffentlichen Straße (dem Damm) und vereinzelte Bäume auf Parzellen von γῆ βασιλική. — BGU 563ff. (2. Jahrhundert n. Chr.) ebenfalls Ergebnisse einer Prüfung. ἀνει(λημμένα) bezieht sich wohl immer auf die Aufnahme in Listen; alte und neue Pflanzungen, meist ἀπὸ σιτικῶν φοινικῶνες φόριμοι; col. II, Z. 7 ἀπὸ σιτικ(ῶν) ἐξ ἐπισκ(έψεως) ι ἔτους φοι(νικῶνος) φο(ρίμου) ἀρουρῶν [...] ὧν πρόστειμον τελεῖσθαι (ἀρουρῶν) ι'ς' δια[Ryl. II 412 (2. Jahrhundert) παραδ(είσων) ημ.. ἀνηχθ(έντων) ἀπὸ ψειλ(ῶν) τόπ(ων). — Erlaubnis zum Pflanzen von raphanus s. Lumbroso, Arch. V, S. 407/8.

In römischer Zeit ist also das πρόστιμον immer »Gebühr«, nicht Strafgeld. Um so leichter konnte in Amh. 31 = Chrest. 161 (v. J. 112 v. Chr.), s. o. § 1, das πρόστιμον φοινικῶνος für τόποι περιειλημμένοι εἰς φυτείαν φοινίκων mit dem πρόστιμον für unberechtigtes Okkupieren zusammenfallen. Möglicherweise wurde, wenn auf eigenem, nicht widerrechtlich okkupiertem Boden ohne Erlaubnis gepflanzt wurde, die Gebühr strafweise verdoppelt. — Der Tatbestand des P. Amh. 31 liegt vielleicht in BGU 929 vor, dann ist zu ergänzen: ἐδηλώθη περιειληφέναι ἀπὸ παραδείσου εἰς ἀμπέλων φυτείαν wie dort τόποι περιειλημμένοι εἰς φυτείαν φοινίκων. Ein solches πρόστιμον, nicht Auktionskauf (Rostowzew, Kol. S. 17), scheint mir für die καταφύτευσις der Kleruchen auf ihren Lehen wahrscheinlich.

§ 30. Sein Sinn ist: Die Behörde will jederzeit die Art kennen, wie der Boden genützt wird. Überführen in andere Nutzungsart (ἀναγωγή) ist daher erlaubnis- und gebührenpflichtig. Unter ἀναγωγή fällt vielleicht auch das Bauen.

Der Sinn kann nicht sein, daß dem Körnerbau, dessen Erträgnisse politisch in ptolemäischer wie römischer Zeit wichtig waren, Bodenfläche entzogen wird, wie man zunächst annimmt. Denn in BGU 929b wird kein Saatland bepflanzt. Überdies wird, in einem holzarmen Lande (vgl. § 35), der Baumwuchs gefördert. Zu den Gründen und dem Zusammenhang mit der Grundbesitzpolitik der Ptolemäer s. Rostowzew, Kolonat und oben § 1. Die ptolemäische Flotte und der Schiffsverkehr auf dem Nile riefen sicher Holzbedarf hervor, obwohl die vor allem gepflanzte Palme, wie mir Seckel bemerkt, für den Schiffbau selber als Material nicht besonders geeignet gewesen sein wird. Jedenfalls ist das πρόστιμον keine Buße. — Der Sinn scheint vielleicht zu sein: Jeder Wechsel in der Nutzung konnte zur Hinterziehung einer Steuer führen (z. B. Pflanzen auf ἴδια οἰκόπεδα, ψιλοὶ τόποι), zum mindesten mußte es dem Pflanzer einen erhöhten Gewinn abwerfen, auch wenn das

Grundstück in der alten Steuerklasse blieb (παράδεισος — ἀμπελών). Vgl. Plinius an der von Lumbroso, Arch. V, S. 407/8 beigebrachten Stelle: *quoniam et quaestus plus quam e frumento et minus tributi est.* Die regelmäßige Folge ist: γῆ χέρσος — γῆ σιτική — Baumland (Wein, Palmen, Obst). Gartenland und Bäume brauchen mehr Wasser als Getreide. Noch heute werden, wie Schubart mir erzählt, besonders sorgfältig die Palmen mit Wasser versorgt, zum Teil durch kleine Becken mit Ring — χώματα, wie bei unseren Großstadtbäumen in der Sommerhitze. Also bedeutet jedes Pflanzen Steigen der Arbeit, des Bodenwertes, des Nutzens. — Der Grundgedanke scheint also ähnlich dem des πρόστιμον ἀκαταλληλίας. — Die Bauerlaubnisgebühr bezeugt P. Cairo Preisigke 12; τὸ ὀφειλόμενον πρόστιμον, erforderlich für Häuser, Gräber, Brunnen, auch dieses schon ptolemäisch; gnadenhalber Tebt. I 5, Z. 147—154 erlassen; vgl. Preisigke, Arch. V, S. 315.

§ 31. Dem ptolemäischen πρόστιμον für Okkupieren von Ödland steht das römische ἐπίτιμον für Okkupieren herrenlosen Gutes nahe.

In Amh. 31 = Chrest. 161, Z. 11 (vgl. auch § 7 die πρόστιμα) πρόστιμον διὰ τὸ παρειληφέναι ἀπὸ χέρσου arurenweise berechnet, offenbar zunächst für Gegenden gedacht, wo die Ptolemäer Neuland gewannen, wie im Fajum. Der Okkupant ἐπιδέχεται, die Sache wird zum Kauf. — Dasselbe Verfahren (s. u. § 64), offenbar in römischer Zeit, S. B. 5233 (Zt. d. Augustus; s. u. Abdruck zu § 53, 69) für Okkupation von herrenlosen Baustellen. Zahlt der Beschuldigte nicht, so erfolgt gerichtliche Untersuchung; vgl. Nestnephisprozeß.

Unklar, aber jedenfalls aus dem Bereich der Bodenwirtschaft, ist ein πρόστιμον in P. 7348 Verso, Berlin unveröff. πρόσ]τιμον ἐκ (δραχμῶν) ἀχ καὶ χω[ματ]ικὰ τελέσματα; vgl. auch O. G. 669, § 12 Ende.

§ 32. Unklar ist der Sinn der Zahlung ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως.

Unterliegt der Beschuldigte in der Gerichtsverhandlung des § 31, so zahlt er ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως (vgl. P. M. Meyer, Dioik. S. 151); im Falle des Nestnephisprozesses 500 Drachmen. — Dieselbe Summe wird im Gnomon § 117 (Mitte 2. Jahrhunderts n. Chr.) in einem unklaren Falle, augenscheinlich außerhalb der Bodenverwaltung, gefordert, ὑπὲρ βεβαιώσεως ∠ φ. Vielleicht gehört das βεβαιωτικόν ebenfalls hierher, das in BGU 156 = Chrest. 175 (v. J. 201 n. Chr.) beim Verkauf eines Weingartens außer dem Preise von 1200 Drachmen und 4 Prozent davon gezahlt wird in Höhe von 250 Drachmen, also die Hälfte jener βεβαίωσις-Zahlungen.

Die βεβαίωσις wird aufgefaßt als eine Gewährleistung des Privateigentums durch den Staat; Mitteis P. Lips. 4 zu Z. 10; Preisigke, Girowesen S. 202, 3; Rostowzew, Kol. S. 144. Dagegen äußerte Seckel Bedenken. Ich gehe auf den Sinn des Wortes nicht ein. Die äußerliche Behandlung könnte nach folgendem Plan erfolgt sein: 1. τόποι περιειλημμένοι (ἀπὸ χέρσου) εἰς φυτείαν φοινίκων (Amh. 31) nur πρόστιμον für χέρσος-Okkupieren, kein πρόστιμον ἀναγωγῆς. 2. τόποι προσανειλημμένοι τῇ οἰκίᾳ περιτετειχισμένοι: nur ἐπίτιμον; wenn er jedoch nicht ἐκτίνει, sondern συνιστᾷ und unterliegt, ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως (= doppeltes βεβαιωτικόν?) (Nestnephisprozeß). 3. Kauf eines ἀμπελών: τιμὴ + βεβαιωτικόν (Chrest. 175). 4. (τόποι ἀνειλημμένοι) ἀπὸ παραδείσου εἰς φυτείαν φοινίκων: πρόστιμον ἀναγωγῆς ∠ μ + β[εβαιωτικον?] (BGU 929). Doch ist eine weitere Klärung durch neue Urkunden zu erwarten.

§ 33. Im ganzen Gebiet der Bodenverwaltung, bei dem herrenlosen Gut, den landwirtschaftlichen Geldbußen, den Einziehungen von Grund und Boden

hat demnach der Idioslogos niemals mit der Verwaltung regelrechten und dauernden Staatsbesitzes, sondern stets nur mit der Einziehung unregelmäßigen Zuwachses aus Privateigentum an den Staat zu tun. Die Verwandlung wirtschaftlich schwieriger Arten davon in gangbare (durch Verkauf) hängt logisch und praktisch damit zusammen; daß er mit der regelrechten Verwaltung der γῆ βασιλική zu tun habe, widerlegen die Urkunden.

Dies ist behauptet von Hirschfeld, Kaiserl. Verw.-Beamte S. 356; Rostowzew, Kol. S. 131 f. Anm.: »die ganze Masse der Staatsländereien von Anfang an unter der hohen Verwaltung des ἴδιος λόγος«. Mit den κλῆρος-Verleihungen verbindet ihn in ptolemäischer Zeit nur das zu § 29 Ende vermutete πρόστιμον. Mit den Verkäufen von γῆ ὑπόλογος an die Veteranen (s. § 19) hätte er zu tun, wenn er, wie ich vermute, alle solchen Verkäufe leitete. Doch liegt hier sicher kein freier Kauf vor; wir wissen von den Kolonien zu wenig, ebenso von der Kleruchie der Antinoiten. — Wilckens Bemerkung, Grundzüge S. 289f.: »Hinsichtlich der Verwaltung stand die βασιλική, wie Oxy IV, 721 = Chrest. 369 zeigt, unter dem Idioslogos — oder zum mindesten, wie man wird einschränken dürfen, die βασιλική, soweit sie aus solchen Konfiskationen bestand, denn andererseits wird die βασιλικὴ γῆ auch zum Bereich der διοίκησις gezählt« ist auch in der Einschränkung nur richtig, wenn man ὑπόλογος βασιλικῆς sagt statt βασιλική.

Abschnitt 3. Der Amtsbereich des Idioslogos außerhalb der Bodenverwaltung.

Ägypten steht im Zeichen der dunkeln Erde, nach der der Ägypter seine Heimat bezeichnet; die Landwirtschaft überwiegt in der staatlichen Verwaltung wie in der Privatwirtschaft. Daher handeln auch die Papyrusurkunden meist von ihr.

Nicht so der umfangreiche Berliner Text, der uns mit großen Abschnitten aus dem Gnomon des Idioslogos bekannt macht; er ergänzt Strabo durch seinen reichen Gehalt an Einzelheiten, die Urkunden durch das völlige Fehlen der Beziehungen des Idioslogos zur Landwirtschaft.

Der Gnomon bedarf genauester, vor allem juristischer Erklärarbeit, die noch nicht abgeschlossen ist. Meine Kenntnis reicht nur soweit: ich kenne den Wortlaut des Textes selber, was bei einer solchen Urkunde, in der jedes Wort erklärt werden will, nicht viel besagt. Ich durfte ferner einen Entwurf Schubarts zu der Erklärung desjenigen Abschnittes, der vom Kultus handelt, hier benutzen. Endlich hat E. Seckel, der an der juristischen Erläuterung arbeitet, meine kurzen Bemerkungen zur bisherigen Literatur über den Idioslogos, die ich bei Pauly-Wissowa, Bd. IX, S. 882 ff. gab, juristisch geprüft. Das Ergebnis war eine Klärung des Begriffes ἀναλαμβάνειν s. § 62; auch in einigen Einzelfragen wird der Leser seinen Namen mit Dank genannt finden. — Bei dieser Lage der Dinge werde ich für den Amtsbereich des Idioslogos außerhalb der Bodenverwaltung häufig auf den Gnomon verweisen, auch vieles, was ich zu dessen Verständnis beizutragen habe, für seine Ausgabe versparen können. Andererseits kann ich erwarten, daß diese den hier gegebenen Umriß vom Amtsbereich und Wesen des Idioslogos nicht wesentlich verändern wird.

§ 34. Schon die ἀδέσποτα, wenn man sich vom vollen Umkreis dieses herrenlosen Gutes eine Anschauung bildete, und ebenso das eingezogene Gut führten über die Bodenverwaltung hinaus. Alle Bußen haben wir dem Idioslogos zugewiesen.

Im Besitz überwiegt das Land, daher auch unter den ἀδέσποτα; daß unter den Bürgschaften und darum auch unter dem eingezogenen Gut das Land an erster Stelle steht, betonte Rostowzew; vgl. jedoch oben § 24, 25. Zu den Geldbußen § 1.

§ 35. Holz ist in Ägypten kostbar und unterliegt genauer staatlicher Aufsicht.

In ganz frühen Zeiten muß es mehr Holz in Ägypten gegeben haben: Erman, Ägypten S. 558. Im 19. Jahrhundert n. Chr. ist die Holzarmut ähnlich wie in ptolemäischer Zeit bekämpft worden. — Zur ptolemäisch-römischen Politik s. § 29 und 1. Schutz der Bäume durch Hauverbote: für das Neue Reich s. Wilcken, Grundzüge S. 253, der ohne Zweifel mit Recht aus Tebt. I 5, 205 entnimmt, Fällen von Bäumen, auch auf Privatboden, sei in ptolemäischer Zeit von Erlaubnis (mit πρόστιμον?) abhängig gewesen. Vgl. S. B. 4626 Fällverbot auf Grund königlicher Anordnung (II./I. Jahrhundert v. Chr.). — Römische Zeit: Dig. XLVII 11, 10 gibt außer Holzarmut noch die Festigkeit der Dämme als Grund für Schutz der Bäume: Ulp. libro IX *de officio proconsulis: In Aegypto qui chomata rumpit vel dissolvit (hi sunt aggeres, qui quidem solent aquam niloticam continere) aeque plectitur extra ordinem et pro conditione sua et pro admissi mensura. Quidam opere publico aut metallo plectuntur; et metallo quidem secundum suam dignitatem, si quis arborem sycaminonem exciderit; nam et haec res vindicatur extra ordinem non levi poena, idcirco quod hae arbores colligunt aggeres niloticos, per quos incrementa Nili dispensantur et coercentur et deminutiones aquae coercentur. Chomata enim et diacopi, qui in aggeribus fiunt, plecti efficiunt eos, qui id admiserint.* Vgl. Cod. Just. XI 77, 1. — Ein Monopol scheint trotzdem nicht bestanden zu haben. Privatbesitz an Bäumen: (ptol. Zeit) Grenf. II 16 = M. Chrest. 157 (136 v. Chr.); die Verkäufe von Holz lassen keinen sicheren Schluß zu; denn Hib. 81 col. II handelt es sich um Kauf aus dem βασιλικόν, in P. Gradenwitz, ed. Plaumann Nr. 9 (Jahr 225/24 v. Chr.) zwar um Kauf zwischen Privaten, aber um bearbeitete Hölzer. — (Römische Zeit) Oxy VI 909 (225 n. Chr.); ἄκανθοι auf einem Damm, der einen Weingarten umschließt: Flor. 50, Z. 34, Z. 66, Z. 72 (3. Jahrhundert n. Chr.); Oxy I 121 (3. Jahrhundert n. Chr.). Auch Reil, Beiträge zur Kenntnis des Gewerbes, scheint ein Monopol nicht anzunehmen. — Zur Verwendung des Holzes s. z. B. die hölzernen μηχαναί, Lond. III S. 186/87, dazu Wilcken, Chrest. 193. Oxy XII 1421, im allgemeinen Reil, Beiträge S. 72 ff.

§ 36. Auch trockenes Holz ist wertvoll; es wird als ἀδέσποτον betrachtet und vom Idioslogos eingezogen.

Gebrauch vermutlich zum Feuern; der Ägypter hilft sich heute mit Kamel- und sonstigem Mist als Feuerung. Zum Düngen dient Taubenmist und Ssebbach. — Ἀδέσποτα: Oxy IX 1188 (13 n. Chr.); ein namentlich an den Idioslogos gerichtetes Kaufangebot: βούλομαι ὠνήσασθαι ἐν τῷ Ὀξ(υρυγχίτῃ) νομ(ῷ) ἐκ τοῦ ἰδίου λόγ(ου) ξύλα ἐξηραμμέ(να) ἀδέσπ(οτα) ὀφείλοντ(α) εἰς ἴδιον λόγ(ον) ἀναλη(φθῆναι) κατὰ τὸν γνώμο(να). Genaue Angabe: von einem Perseabaum im Thoëreion einen trockenen Ast, im Heiligtum Horus des Falken an der Begräbnisstätte der heiligen Tiere von einem Perseabaum zwei trockene Äste, in einem

anderen Dorfe derselben Toparchie im Ammonsheiligtum von einem Perseabaum einen abgestorbenen Ast, in der Nähe desselben Dorfes zwei Nilakazien, die bei einem Dammdurchstich umgefallen sind, also auf dem Damm gestanden haben. — Vgl. Oxy VIII 1112 (J. 188 n. Chr.) eine für die Zwecke des Idioslogos angelegte Liste von Anzeigen eines Privatmannes über den ihm erteilten Zuschlag auf Bäume, die von den Ortsbehörden (also wohl als vertrocknet) angezeigt worden sind. Zwei davon sicher umgestürzt (Z. 23); aufzulösen vielleicht σημανθείσας καταπεπτω(κέναι). Alle auf Dämmen. — In keiner der beiden Urkunden also ein Baum, der sicher in Privateigentum gestanden hat; denn die größeren Dämme werden im allgemeinen dem Staat gehören. Sicher scheint mir das für das χῶμα ἀπεργασίας τοῦ ε ἔτους θεοῦ Οὐεσπασιανοῦ Oxy VIII 1112, Z. 12; ebenso Oertel, Die Liturgie S. 79, 3. Das gleiche gilt für den Damm Tebt. II 343, 84 ἐπὶ διώρυγι καὶ ὁδῷι ἀγ[(ούσῃ) εἰς Φεντῦμ(ιν) ἄκανθ(οι) 𐅵, schon weil kein Eigentümer angegeben wird. Vgl. Ps.-Arist. Ökon. § 14. — Jeder trockene Ast an diesen Bäumen wird also nach einem in unserem Gnomontext nicht erhaltenen Gnomonparagraphen ὀφείλων εἰς ἴδιον λόγον ἀναληφθῆναι, weil er als ἀδέσποτος betrachtet wird (vgl. Z. 15, Z. 4 u. o.). — Zur Erstreckung des ἀναλαμβάνειν auf herrenloses Gut s. u. § 62. — Die Einziehung von bisherigem Staatseigentum, von dem das Kircheneigentum ja nur ein Teil ist, an den Idioslogos ist nur durch eine Übertragung vom Privateigentum zu erklären: offenbar verfielen trocken werdende Äste an privaten Bäumen ebenfalls dem Idioslogos. — Daß staatliches trockenes Holz ganz peinlich nach dem Muster behandelt wird, ist sicher nicht Stumpfsinn. Vielmehr zeigt sich: Der Idioslogos hat Ansprüche auf die trockenen Äste, nicht weil ihm die Bäume gehören — zu den Dämmen hat er keine Beziehungen: — denn er gewinnt ja erst durch das Trockenwerden Rechte daran. Aber unfruchtbar werdendes Staatseigentum, außer der γῆ ὑπόλογος, mit der man sich Mühe gibt, scheidet aus, der Staat gibt seinen Besitzwillen auf und sucht sie zu Gelde zu machen, zu verkaufen, d. h. er führt sie ins Konto ἴδιος λόγος über. Die Bezeichnung ἀδέσποτος wird in Oxy IX 1188, Z. 4, 10 fortgelassen; vgl. auch Lond. II S. 178 u. zu § 74. Z. 7/8, M. Chrest. 68, Z. 6. Der Idioslogos als alleiniges Verkaufsorgan wird weiter gestützt.

Der staatlichen Aufsicht über jede Art Baumwuchs dienen Verzeichnisse wie C. P. H. 7 II/III; Oxy I 53 (316 n. Chr.) ist schon von Wilcken, Arch. I S. 127 beleuchtet worden[1]; Tebt. II 343, 79 ff. s. o. § 35; BGU 492 (v. J. 148/49 n. Chr.) dienstliche Auskünfte über einzelne Zweige an Bäumen; ἐξηραμμ]ένος Z. 8 vielleicht zu ergänzen; offenbar werden Anzeigen, dienstliche oder private, geprüft, meist verneinend. Von den bestätigten werden Maße angegeben.

Das Erlöschen des Privateigentums durch das Unfruchtbarwerden muß eine Eigentümlichkeit des Holzes sein. Im Gebiet der Mobilien wäre es ungeheuerlich. Ein ἀμπελὼν χερσεύων in Privateigentum Arch. V, S. 393 Nr. 308 (131 n. Chr.). Für γῆ σιτική hat Rostowzew, Kol. S. 107, Anm. 1 den Gedanken ausgesprochen, ob vielleicht Land konfisziert wurde, wenn die Bebauungspflicht nicht erfüllt wurde. Genaue Durcharbeitung des Materials ist mir zur Zeit unmöglich, aber ich halte den Gedanken für unwahrscheinlich,

---

[1] Zu der von Wilcken erschlossenen Kirche, die nach einem Perseabaum heißt, gibt es eine Parallele in Alexandria: Harnack, Miss. II 146, Anm. 2 nach Epiph. haer. 69, 2 εἰσὶ δὲ πλείους τὸν ἀριθμὸν ἐν τῇ Ἀλεξανδρείᾳ ἐκκλησίαι . . . Διονυσίου καλουμένη καὶ ἡ τοῦ Θεωνᾶ καὶ usw. καὶ ἡ τῆς Περσαίας (l. Περσέας) καὶ τοῦ Διζὺ καὶ ἡ τοῦ Μενδιδίου (Schub. l. Βενδιδίου). Sie heißen entweder nach Gründern, wie Schubart bemerkt, oder offenbar nach Orten, an denen sie stehen: »beim Bendidion«, »bei der Persea«.

möchte auch eine bei P. Wiss., Bd. IX, S. 890 gestellte Frage, ob Unfruchtbarwerden das Land ohne weiteres zu ἀδέσποτον machte, mit Nein beantworten. Rostowzew verwies auf BGU 563, wo überall ἀναλαμβάνειν m. E. »in eine Liste aufnehmen« heißt, zum mindesten heißen kann. Es gibt χέρσος in Privatbesitz. χέρσος ist immer noch. z. B. als Weide. nutzbar. Endlich hat der Staat, solange er den Eigentümer fassen kann. sich an ihn gehalten; sogar wenn das Grundstück ἀδέσποτον ist. bleibt es auf dem Namen des Vorbesitzers (Theb. Bk. III. IV). Um den wirtschaftlichen Zustand kümmert sich der Staat offenbar erst. wenn der Eigentümer Steuerschuldner wird. Dann kommt Titel ἀδέσποτος nicht mehr in Frage. Ἀδέσποτος-Begriff und Unfruchtbarkeit stehen bei γῆ σιτοφόρος augenscheinlich nur in praktischer, beim Holz in grundsätzlicher Beziehung, die immerhin noch ein Stück Obereigentum bedeutet.

§ 37. Das verwirrende Auftauchen des Idioslogos an ganz verschiedenen Punkten wird durch fällig werdende Geldbußen erklärt.

In Wessely, Spec. tab. 7 Nr. 8 = S. B. 5232 (aus dem Nestnephisprozeß) Antrag auf Strafe gegen Urkundenschreiber, die einen Kauf nicht eingetragen haben; der Antrag in zwei Fassungen neben einander, deren zweite lautet: ἀξιῶι τὸν πάντων εὐεργέτην, ἐὰ[ν] φαί[νηται] κατὰ τῶν μὴ κατακεχωρικότων συναλλαγματο[γράφ]ων... διαλαβεῖν μ[ε]ι[σοπον]ήρως, ἵν' ὦι εὐ[εργε]τημένος. Die Strafbestimmung gibt jetzt der § 101 des Berliner Gnomon mit Fristen für das καταχωρίζειν, Strafe 100 Drachmen. Der Antrag in S. B. 5232 also an Idioslogos nicht deswegen, weil vor ihm der fragliche Rechtsstreit spielt. — Zu vergleichen ἐπίτιμον für Versäumnis im Einliefern amtlicher βιβλία τῶν τε εἰ[σ]πράξεων σιτικῶν τε [καὶ ἀργυρικῶν καὶ τῶν ἀπολογισμῶν, P. Straßbg. Arch. IV, S. 123, 127, Einl. zu Chrest. 190.

P. Straßbg. Wilcken, Chrest. 52 (v. J. 194 n. Chr.): Der Idioslogos erlaubt einen Wechsel in der amtlichen Angabe des Eigennamens (χρηματίζειν Εὐδαίμων Ἥρωνος μητρὸς Διδύμης statt Εὐδαίμων Ψόιτος μητρὸς Τιαθρήους s. Wilcken, Arch. IV, S. 128ff.). Erklärt wird das durch Gnomon § 42: Einziehung von $^1/_4$ des Vermögens ist Strafe für ἀκαταλλήλως χρηματίζειν. Ein ganzer Abschnitt des Gnomon hängt damit zusammen. Der darin ausgedrückte Grundsatz dient den Interessen der Steuerbehörde und der Rechtssicherheit (vgl. δημοσίου ἢ ἰδιωτικοῦ καταβλαπτομένου) und einer klaren staatsrechtlichen und sozialen Gliederung der Bevölkerung, die die Römer wünschten, wie sehr deutlich der Gnomon zeigt. Die genaue Führung des Namens ohne unerlaubten Wechsel ist schon ptolemäischer Grundsatz; vgl. die unveröff. Berl. P. 11699 und 13983 Rücks. Sie fehlt den Sklaven: deren Namensunsicherheit tritt überall hervor, z. B. zwei Namen Oxy XII 1463, Z. 11; 1548, Z. 19; daher M. Chrest. 171 und sonst häufig ἢ καὶ τίνι ὀνόματι καλεῖται. — Die Änderung des Namens ist offenbar erst mit dem Vermerk in der Liste der Ortsbehörden vollzogen; vgl. Ryl. II 102, Z. 27: der Strateg gebraucht noch den alten.

In denselben Zusammenhang gehört vermutlich BGU IV 1033 (104/05 n. Chr.), Auszug aus Epikrisis-Akten des Präfekten über Sklaven eines Römers und Urkunden, die sie angehen, darunter (Z. 25) zwei οἰκογένειαι. Über diese Urkunden Gradenwitz, Berl. Philol. Woch. 31. Jan. 1914, S. 136, Mitteis zu Chrest. 372, col. VI, Z. 11: sie kommen im Gnomon § 67 vor. Auch in BGU IV 1033, Z. 20 Idioslogos erwähnt. Im übrigen bietet der Gnomon auch andere Möglichkeiten, den Idioslogos in BGU IV 1033 zu erklären. Ob Geldbuße, ist also zweifelhaft.

Ganz unklar ist der Gegenstand der in einer Inschrift, Arch. II, S. 440, Nr. 49 = Breccia Cat. Alex. Nr. 67 (mit Bild) veröffentlichten, also allgemein bemerkenswerten Ver-

handlung vor dem Idioslogos. Es handelt sich um mehrere Schreiber und eine . . . ματοφυλακία; γενη]ματοφυλ.? Wilcken, χω]ματοφυλ. Lumbroso. γραμ]ματοφυλακία wird sich, bei Schreibern, nicht ausschließen lassen; beachte προσήκουσα αὐτῷ. Ort: Delta; Wilcken, Arch. IV, S. 394/95. Vielleicht Verwaltungsstrafverfahren. Aber der Anfang ist anders zu ergänzen, als von Ricci geschehen; man könnte an κληθέντων καὶ ὑπακουσάντων denken, wenn es nicht zu lang wäre oder, freilich auch nicht ohne Bedenken: (Name) ῥήτωρ ὑπὲρ Ποτάμωνος καὶ τῶν σὺν αὐτῷ, und da kommt die Vorstellung von Parteien hinein. Für den Namen des Idioslogos s. u. § 94, 6 einen zweiten Beleg. Rechts wird kaum mehr gestanden haben als [ἀνοῦ τοῦ πρὸς τῷ]; möglich τοῦ κρατίστου πρὸς τῷ].

§ 38. Diese bestätigt der Gnomon, nach dem nicht nur Geldbußen von Privaten, sondern auch Verwaltungsstrafgelder an den Idioslogos fallen.

Der Gnomon gibt neben den zahlreichen Geldbußen für die Priester, die ja ohnehin seiner unmittelbaren Verwaltung unterstanden, Bußen für Beamte (§ 70), die das Verbot übertreten, von Privaten oder aus den staatlichen Verkäufen, selbst oder durch ihre Angehörigen oder durch Strohmänner etwas zu kaufen oder zu leihen. Also Einschreiten des Idioslogos gegen die regelmäßigen Beamten wegen einer aus dienstlichen Gründen erlassenen Vorschrift. Daher Verallgemeinerung auf alle Verwaltungsgeldstrafen erlaubt. Weiter bestätigt durch § 112, 113 des Gnomon mit ähnlichen Verboten für Caesariani und vicarii und § 114 für aktive Soldaten, also cives Romani. Demnach sind alle denkbaren Bußen aller staatsrechtlichen Klassen Amtsbereich des Idioslogos. Buchungen auf Konto πρόστιμον sind ohne weiteres Buchungen für Konto Idioslogos (vgl. § 1).

Über die bisher belegten Bußen gebe ich lediglich einen Überblick. Die meisten Belege hat das freiwillig bei Verträgen zwischen Privaten vereinbarte πρόστιμον (ἐπίτιμον), die Fiskalmult, das an den Staat gezahlt wird außer dem ἐπίτιμον für den geschädigten Gegenpart (Konventionalstrafe). Ausführlich darüber Berger, Die Strafklauseln in den Papyrusurkunden, S. 31 ff., der auch die Belege gibt; dazu wichtig der neue P. Ryl. II 65, 7: Zahlung immer in Silber εἰς τὸ βασιλικόν, in röm. Zeit εἰς τὸ δημόσιον. Keine bestimmte Höhe in ptol. Zeit, in röm. nach Berger Grundsatz: Fiskalmult = Konventionalstrafe. Gesetzliche Regelung klingt an in: τὸ ὡρισμένον πρόστιμον, τὸ ὑπὲρ τῶν συγχωρήσεων κείμενον πρόστιμον, vielleicht = τὸ ὡρισμένον κατὰ τῶν παρασυγγραφούντων ἐπίτιμον, (wenn die verschiedenen Vertragsarten gleich behandelt wurden). Für alles Weitere s. Erläuterung zum Gnomon § 99: wonach für παραχειρογραφία Höchst-πρόστιμον 500 Drachmen. Vgl. Fay. 42a, Z. 14 ἐπιτεί(μου) παραχειρογρ(αφίας): Lond. II, S. 150 παραχειρογραφησάντων τὰ ἀκόλουθα γενέσθαι, überall zunächst zweifelhaft, ob Meineid oder Bruch eines χειρόγραφον.

Auswahl weiterer πρόστιμα bei Berger, Strafklauseln S. 10—14. Alle dienstlichen Vorschriften (vgl. Tebt. I 5, Z. 133) sind durch πρόστιμα gesichert. Zum Edikt des Mettius Rufus M. Chrest. 192, Z. 36 gibt jetzt der Gnomon § 103 die Strafsumme: 500 Drachmen. Ähnliche Vorschriften Arch. II, S. 433, Nr. 21, Z. 13ff. wie auch die bezeugten πρόστιμα vielfach dem Verwaltungsbetrieb entstammen. Im Edikt des Ti Julius Alexander enthalten die angedrohten Strafen wohl meist Geldbußen; ausgesprochen wird das § 11 Ende ὅσον ἀπῃτήθησαν τὸ [ἴσον] ἀποτείσουσιν εἰς τὸ δημόσιον. — Sicherung des Fiskus durch Bußen: beachte ἐλαϊκὸν πρόστιμον bei Berger, S. 12; vgl. außer Bergers Material die ζημία Wilcken, Ostr. S. 220 und z. B. Rostowzew, Kol. S. 66. Vgl. die Konfiskationen Oxy I 36 = Chrest. 273 II, 10, dazu Ostr. S. 220. — Religiöse Vorschriften Taur. I = M. Chrest. 31 col. II 20 und Gnomon im Priesterabschnitt. — Rechtsprechung: vielfach heißen die Bußen einfach τὰ ὡρισμένα;

Oxy VIII 1032, Z. 23; Ryl. II 113, Z. 25. Bußen für παλινδικοῦν und für διαλογισμοῦ ἀναγορίας sowie συνήγορος-Bußen s. u. § 79 und 71.

Zum Wort πρόστιμον (ἐπίτιμον) s. Berger, S. 4ff.

§ 39. Die Grenzen zwischen Bußen und den Einziehungen von ganzen Vermögen sind fließend.

Die Strafeinziehungen von Vermögen und die Eintreibung von Rückständen durch Einziehung stehen ihnen nahe. Bußen mit festen Sätzen mußten in Grenzfällen für den Reichen Buße, für den Armen Vermögenseinziehung sein; vgl. Ryl. II 113, Z. 25ff. καὶ μόλις πάντα τὰ ἐμαυτοῦ πωλήσας ἐδυνήθην πληρῶσαι bei πρόστιμον von 500 Drachmen. Im Gnomon Bußen bis zu 20 Talenten (Gnomon § 104, 118). Stufenweise Übergänge im Gnomon die Einziehungen von Vermögensteilen; in den Urkunden selten, s. jedoch meine Ergänzung von Oxy 513, Z. 11 o. § 22. Einziehungen zur Ausfalldeckung s. o. § 18ff. bei der Landwirtschaft, da Grundbesitz wesentliche Bürgschaft.

§ 40. Für Einziehung von Vermögen (Nachlässen) als *bona caduca, vacantia* oder *damnatorum* gibt der Gnomon reiche Belege; einige auch die Urkunden. Auch sie gehören, wie § 39, zu den strabonischen πίπτειν ὀφείλοντα.

P. Catt. Arch. III, S. 61, col. VI = M. Chrest. 372 (v. J. 136 n. Chr.), dazu P. M. Meyer, Arch. III, S. 86ff. mit den treffenden allgemeinen Bemerkungen über den Idioslogos: in einer Verhandlung vor dem Idioslogos weist die Konkubine eines verstorbenen römischen Soldaten für 5 Sklaven aus seinem Nachlaß durch Urkunden ihr Eigentumsrecht nach: zwei andere werden eingezogen. Der Grund wird mit ἀκληρονόμητος nur angedeutet: die Möglichkeiten s. Gnomon. Zeitfolge wahrscheinlich: Abgrenzung des Vermögens von dem der Konkubine, Einziehung als vacans, Anklage ὡς ἐπικρατούσης ἀνδραπόδων ζ, Einziehung von zweien. Demnach kann ἀ[νίληπ]ται nicht richtig sein; ἀ[ναλήφθησε]ται (P. M. Meyer, Arch. III, S. 90/91) und ἀ[ναλαμβάνε]ται zu lang. ὀ[φείλε]ται? Ohne ἀναλημφθῆναι kann ich es allerdings nicht nachweisen. — Einziehung erfolgt εἰς τὸν κυριακὸν λόγον. — Angehängt ist Gegenklage der Beschuldigten, nach der man den Eindruck hat, der Tod des Mannes sei erst kurze Zeit her, und es liege hier überhaupt ein Abgrenzungsverfahren vor. Deshalb vermute ich auch: kein πρόστιμον für den widerrechtlichen Besitz der beiden Sklaven. Dasselbe vielleicht BGU III 868 v. J. 158/59, ergänzt von P. M. Meyer, Dioik., S. 153/4. Eingabe an den Idioslogos, dessen früherer Entscheid, wie Meyer gesehen hat, angezogen wird; Nachlaß einer ἀκληρονόμητος. — Zur Lesung: Z. 5 ἀκληρονόμητος möglich, — ος allerdings ganz unsicher. ν etwas breit wegen schlechter Stelle im Papyrus. Z. 12 in τῶν ν getilgt, wie es scheint; Z. 14 πε[ρὶ ἑτέρων; Z. 15 Ende τὰ ὑπο[λελιμμένα o. ä., Z. 9 ist Meyers εἶπεν dem Sinne nach sicher richtig, aber am Ende der Zeile etwas wenig Platz dafür.

Das Abgrenzungsverfahren ganz anschaulich in BGU 388 = M. Chrest. 91 (2. Hälfte 2. Jahrhundert). Genaueres u. § 76ff. Gegenstand: Der Idioslogos arbeitet zusammen mit dem Vormund des unmündigen Knaben eines ermordeten Römers (Soldaten?), um das gesamte, ziemlich umfangreiche Vermögen zusammenzubringen und festzustellen, ἵνα μηδὲν τῶν διαφερόντων τῷ ταμείῳ ἢ τῷ παιδὶ παραπόληται. Grund der Einziehung und Quote des Staatsanteils nicht erkenntlich. — Über Nachlaßanzeigen s. Wilcken, Ostr. 345/46, Preisigke, Girowesen 393ff., bes. 397. Wilcken, Grundz. S. 187. Das Ab-

grenzungsverfahren hat natürlich Anklänge an die ἀδέσποτα-Okkupationen: vgl. WESSELY, Kar. S. 68, P. Rain. 117 v. J. 168, wo ein Priester Teile des Nachlasses einer ἄτεκνος ἀδιάθετος ἀκληρονόμητος im Besitz hat.

Die Angehörigen werden geschont wie beim Vorkaufsrecht; vgl. P. Wien Kais. = S. B. 5230 (Anf. 1. Jahrhundert n. Chr.), der von Ausfällen der Erträgnisse von βασιλικὴ γῆ handelt; Z. 38 lies wohl ἐ[πὶ χει]ρογρα(φία) (scil. μεμισθωμένων) Spalte 3: mit Zins und Saatdarlehen rückständige Pächter sind gestorben. Nachlaß: einige Hütten und kleine Felder, die gar nichts wert sind; bei anderen: gar nichts. Urteil εἰ μὴ ἔχουσιν κληρονόμους τὰ ὑπολιπόμενα πραθήτω καὶ τὸ συναχθὲν εἰς τὰ τοῦ λθ ἔτους κε[φάλ]αια καταχωρισθήτω Lesung bestätigt von WESSELY. Darauf Bericht: Der geringe Nachlaß sei im Besitz der Erben; Entscheid ὑπολήψεως ἕνεκα ἀπολύω. Ὑπολήψεως (so Abzeichnung, bestätigt von WESSELY nach Orig.) muß heißen »um ihnen unter die Arme zu greifen, aus Gnade«: nur diese von den mehreren möglichen Deutungen trifft auch für Spalte 2 zu. Im ersten wie zweiten Entscheid wird von der Eintreibung der Schulden an den Staat gnadenhalber abgesehen. Die beabsichtigte Einziehung des Nachlasses als vacans muß fallengelassen werden. Daß beides zusammen erwogen wird, spricht für den Idioslogos als Urheber dieser Entscheide: ein neuer Beleg für ihn als Einziehungsorgan der διοίκησις.

§ 41. Die strabonischen Worte τῶν ἀδεσπότων καὶ τῶν εἰς Καίσαρα πίπτειν ὀφειλόντων ἐξεταστής sind also bis auf den letzten Buchstaben verläßlich und bedeutungsvoll.

Die Scheidung der ἀδέσποτα von dem sonstigen Amtsbereich ist gut; vgl. § 62. Εἰς Καίσαρα πίπτειν ὀφείλοντα sind πρόστιμα so gut wie bona vacantia, caduca, damnatorum wie Gut von Staatsschuldnern. Ὀφείλοντα sind nicht, wie WILCKEN, Grundzüge S. 154, betont, die dem Kaiser vermachten Erbschaften, die PAUL M. MEYER, Dioik. S. 149, dem Idioslogos zuweisen wollte; Beziehung haben sie viel eher zum λόγος οὐσιακός. Vgl. auch § 59. Ἐξεταστὴς drückt vorzüglich die Unregelmäßigkeit des Eingangs und die richtende Tätigkeit des Idioslogos aus.

Εἰς Καίσαρα besagt, wie dargelegt, daß der Beamte für den fiscus einzieht, der ἴδ. λ. nur Konto der Staatskasse ist. Zugleich liegt darin, daß der Idioslogos mit Zuwachs an das Staatseigentum aus Privateigentum, daher immer mit Einzelpersonen, nie mit Staatseinnahmen aus gewerblichen Betrieben, Zöllen o. ä. zu tun hat.

§ 42. Bußen fallen alle in den Amtsbereich des Idioslogos. Bei den Einziehungen kann man ebenfalls die Verallgemeinerung für wahrscheinlich halten, auch für den Kreis der Staatsschuldner. Auch τῶν .... ὀφειλόντων Strabos ist also buchstäblich zu nehmen: Der Idioslogos ist alleiniges Organ für Einziehungen (vgl. § 27/8).

Bußen S. § 37 ff. Die Erstreckung des Amtsbereiches auf alle Einziehungen war bisher, besonders für die Deckung von Ausfällen, in der Schwebe gelassen worden (s. § 28). Man kann sich jetzt für Ja entscheiden, da die πρόστιμα, deren Grenze zu den Einziehungen fließend ist, den Idioslogos in alle Personenkreise, vor allem auch unter die Beamten führt; auch die συναλλαγματογράφοι Gnomon § 101—103, vgl. SECKELS zu erwartenden Kommentar, stehen den Beamten nahe. Das Durcheinander von φίσκος, ταμεῖον o. ä. mit ἴδιος λόγος liegt auch in diesem Abschnitt in vielen Beispielen vor: M. Chrest. 91 II Z. 10 τῷ ταμείῳ.

P. Catt. = M. Chrest. 372 col. VI, Z. 17 ο[φείλε]ται (?) [ε]ἰς τὸν κυριακὸν λόγον; beides sicher Amtsbereich des Idioslogos; ferner zahlreiche Belege im Gnomon, der den Idioslogos nur im Einleitungssatz und in dem einzigen vom Verfahren handelnden § 3 nennt: sonst immer schlicht ἀναλαμβάνεται oder § 1. 24, vgl. 45 ὁ φίσκος ἀναλαμβάνει τὰς οὐσίας § 9 ἄλλος τις οὐ κληρονομεῖ, ἀλλὰ ὁ φίσκος.

Die Kaiser (Gnomon § 18, 36) oder die Präfekten (Arch. V S. 384 nr. 73 dazu S. 423; O. G. 665; Amh. 68 Z. 69 ff. = Chrest. 374, vielleicht auch Gnomon § 50) können natürlich Einziehungen oder Bußen anordnen. Nirgends ist jedoch der Finanzminister bei einer Einziehung bezeugt, eben weil er in dem Idioslogos einen Sonderbeamten dafür hat. Ganz allgemein wird der weite Umfang der einziehenden Tätigkeit durch den Gnomon so anschaulich, daß es nichts Befremdliches haben kann, ihm alle Einziehungen, auch die zur Deckung von Ausfällen der regelmäßigen Verwaltung, zuzuweisen, wie ihm auch deren Ordnungsstrafen unterstehen. — Die Möglichkeit der Ausnahme bleibt zunächst nur für den procurator usiacus.

Den Urkunden O. G. 665, Z. 74; Arch. II S. 430 Nr. 5 kann ich für den Amtskreis des Idioslogos nichts abgewinnen. Über BGU 106 = Chrest. 174, die nach Wilckens Neulesung den Idioslogos nicht erwähnt, s. u. § 81.

Abschnitt 4. Wesen und Geschichte des Idioslogos.

§ 43. Zusammengefaßt ergibt die vorstehende Untersuchung seines Amtsbereiches: der Idioslogos umfaßt alle unregelmäßig eingehenden Staatseinnahmen. Verwaltungstechnisch betrachtet, liegt ihm der Gedanke zugrunde, den Staatsvorteil lückenlos wahrzunehmen, Schädigungen der Staatskasse möglichst auszuschließen; daher werden diese unregelmäßigen Einnahmen, die sich einem Voranschlage, einer regelmäßigen Hebung und Nutzung entziehen, in einem Sonderkonto der Staatskasse zusammengefaßt und der Obacht eines nur hiermit betrauten Sonderbeamten der Finanzverwaltung unterstellt, der darum im Richten und Verordnen von der Spitze der Finanzverwaltung unabhängig ist.

Richten: Im Gnomon § 40 und 64 werden Gebiete, die der Rechtsprechung des Idioslogos entzogen werden, unmittelbar dem Präfekten zugewiesen. — Verordnungsrecht: Zu verstehen ist, wie auch Seckel annimmt, ein lediglich ausführendes Verordnungsrecht. Nach dem Einleitungssatz des Gnomon ist dieser erweitert durch die Kaiser, den Senat ἢ τῶν [κατ]ὰ καιρὸν ἐπάρχων ἢ ἰδίων λόγων. Danach läßt sich BGU III 786 col. II Z. 4 ergänzen: ἐστὶν παρὰ τὰ ἀπειρημένα ὑπ[ὸ τῶν κατὰ καιρὸν — ἡγεμόνων καὶ ἐπιτρόπων [τοῦ ἰδίου λόγου. Der Text handelt von dem ungültigen Testament eines χρεώστης τοῦ ταμείου gewordenen Beamten.

§ 44. Wesentliche Unterschiede zwischen der ptolemäischen und der römischen Zeit sind nicht erkennbar. Wegen des Fortlebens vieler Einzelheiten kann daher der Idioslogos beider Zeitabschnitte als Einheit betrachtet werden, bis wir für die ptolemäische Zeit mehr lernen.

Neuerungen der römischen Zeit in der Fiskalmult s. § 38. — Wenn er schon in ptolemäischer Zeit alleiniges Verkaufsorgan für lästigen Staatsbesitz ist, so fallen noch manche Urkunden, z. B. auch Theb. Bk. I, in seinen Amtsbereich; vgl. § 2 am Ende. — Daß natürlich in ptolemäischer Zeit die staatlichen Verkäufe (und Verpachtungen) sehr viel mannigfacherer Art und zahlreicher waren und somit das Vorwiegen des Idioslogos bei den staatlichen Verkäufen überhaupt nicht überschätzt werden darf, bedarf keines Wortes. In römischer Zeit sind die Arten der Verkäufe mit denen des lästigen Zuwachses zum Staatsbesitz, die ich dem Idioslogos zuschreibe, und denen von Priesterstellen annähernd erschöpft. — Die Zoispapyri (jetzt Wessely Stud. Pal. Pap. XIV Nr. II/III) scheinen mir nicht gegen die Annahme zu sprechen, daß der Idioslogos auch schon in ptolemäischer Zeit bei Einziehungen zur Deckung von Ausfällen eingriff.

§ 45. Die Belege reichen zur Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hinauf. Daß der Idioslogos älter sei, ist weder zu verneinen noch zu behaupten.

Ältester Beleg.: 162 v. Chr. BGU 992 = Chrest. 162 und »Erbstreit«. Aus dem Stillschweigen der Urkunden vor dieser Zeit ist bei einer Einrichtung, die nur in genauen Buchungen erwähnt wird, ganz besonders wenig zu schließen. — Erwägenswert ist folgender Grund, sein Entstehen ins 2. Jahrhundert v. Chr. zu setzen: Das häufigst erwähnte πρόστιμον (gelegentlich auch ἐπίτιμον), die Fiskalmult, taucht in seinen ältesten griechischen wie demotischen Belegen gerade um dieselbe Zeit auf (Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr.): Berger, Die Strafklauseln S. 36/7. Nun kann nicht etwa die Schaffung dieses πρόστιμον Anlaß zum Entstehen des Idioslogos gegeben haben: denn dann wäre es vermutlich einheitlich mit einem festen Satze geregelt worden. Die Frage aber kann gestellt werden: Ist etwa der Gedanke, sich beim Vertragsschluß außer durch die Konventionalstrafe noch besonders fest durch eine an den König zahlbare Buße zu binden, daher entstanden, daß soeben alle Bußen in einem eigenen Konto vereinigt, ihre Hebung neu geordnet war? Die rechtsgeschichtliche Wahrscheinlichkeit entzieht sich meinem Urteil. Liegt die Sache so, dann hätten vermutlich die Bußen Anlaß zur Bildung des ἴδ. λ. oder zu seiner Neuordnung gegeben. — Denn auf der anderen Seite verlegt man einen guten Verwaltungsgedanken gern in früheste Ptolemäerzeit.

§ 46. Der tatsächliche Sinn des Idioslogos liegt zutage: Schutz der Staatskasse gegen Schädigung durch die Untertanen. Die antike Form ist nicht sicher erklärbar. Der Obereigentumsbegriff steht nicht dahinter.

Man könnte den Ursprung im Obereigentum über das Land sehen wollen, etwa in der Form: Alles unbestellte Land ist, alles unfruchtbar werdende Land wird Eigentum des Königs, noch unmittelbarer als alle bestellte γῆ βασιλικὴ und γῆ ἐν ἀφέσει. Was er davon veräußert, ist daher an ein im engeren Sinne ihm eigenes Konto zu bezahlen, das vielleicht wieder bestimmten, ihm ganz besonders nahestehenden Ausgaben diente. Das ist nicht zutreffend. Denn man müßte dann zu allererst die Neuvergebungen von Lehen im Amtsbereich des πρὸς τῶι ἰδίωι λόγωι finden. Das Gegenteil ist der Fall; was in den Idioslogos kommt, stammt aus Privatband. Damit werden wir gezwungen, den Bereich der Landwirtschaft auf der Suche nach dem Ursprung des Idioslogos-Gedankens zu verlassen.

§ 47. Eher könnte der Name den zugrunde liegenden Gedanken andeuten: Ἴδιος λόγος »eigene Rechnung«, unmittelbare Aufsicht des Königs

selber über dieses schwierige Gebiet; der πρὸς τῷ ἰδίῳ λόγῳ also Vorstand einer allerhöchsten Rechenkammer, gleichstehend dem ἐπιστολογράφος und ὑπομνηματογράφος. Der historische Ursprung wäre dann dunkel.

Die »allerhöchste Rechnung« bildete dann einen Titel, auf den an die regelrechten Staatskassen gezahlt wurde, wie wir in den Urkunden sehen. Λόγος kann so gut Konto heißen (Preisigke, Girowesen S. 188) wie Rechnung. Der ἴδιος λόγος eines Privatmannes in P. Grenf. I 16, der wegen der zahlreichen Abkürzungen nicht voll verständlich ist: daß der König, der die Staatsverwaltung nach Art eines Haushaltes oder Gutsbetriebes ordnete, neben den Verwalter (ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει = διοικητής) einen Rechnungsführer für seine Rechnung stellte, ist sicher nicht unglaublich. Einen solchen Mann mag sich mancher Großgrundbesitzer neben dem ἐπιστολογράφος gehalten haben. Bezeichnenderweise findet er sich denn auch in der Ordnung des Kaisers Claudius in dem a rationibus (s. u. § 51). Ursprünglich hätte etwa ein tatkräftiger Herrscher selber nach dem Rechten gesehen und bestimmte Gebiete selber überprüft: so könnte sich ἴδιος erklären.

Die Herkunft dieses Gedankens ist dann ganz dunkel; aus einer Monarchie muß er sein; er kann ptolemäisches Gewächs sein; oder er ist aus dem pharaonischen Ägypten, aus der persischen Verwaltung oder aus einem Diadochenreiche verpflanzt. Dafür wird es schwer sein, Material beizubringen; vor allem müssen weitere Urkunden des 3. Jahrhunderts v. Chr. klären.

§ 48. Erwägenswert ist ferner, ob der verwaltungstechnische Zweck sakral verkleidet ist, ob der ἴδιος λόγος sakral begründet wurde und einem sakralen Zweck diente. Sicheres über den antiken Grundgedanken und Ursprung ist also nicht zu ermitteln.

Der ἴδ. λ. hat stets Beziehung zu dem regierenden König: denn im Jahre 112 v. Chr. werden die Samtherrscher dazugesetzt: εἰς τὸν ἴδιον λόγον τῶν βασιλέων. Sonst heißt es ὁ ἴδ. λ. τοῦ βασιλέως (Theb. Bk. I), Zahlung βασιλεῖ εἰς τὸν ἴδιον λόγον anstatt βασιλεῖ schlechthin oder εἰς τὸ βασιλικόν. Βασιλεῖ könnte den König als Gott meinen. Ähnlich im ὅρκος βασιλικός. Teils wird Θεὸς und Kultbeiname beigefügt, z. B. βασιλέα Πτολεμαῖον καὶ Ἀρσινόην Φιλάδελφον θεοὺς Ἀδελφοὺς Chrest. S. 139 (P. Petrie III S. 162) und βασίλισσαν θεὰν Φιλομήτορα Σώτειραν Theb. Bank 11, teils nur des Königs göttliche Abkunft angegeben: ὄμνυμι βασιλέα Πτολεμαῖον τὸν ἐγ ... θεῶν Φιλομητόρων (Chrest. 110, J. 200 v. Chr.) oder beim König schlechthin geschworen (P. Gradenwitz ed. Plaumann, Nr. 4 = S. B. 5680 v. J. 230/229), βασιλῆα Πτολεμαῖον τὸν ἐκ βασιλήως Πτολεμαίου καὶ βασίλισσαν Βερενίκην. (Der Wortlaut ist allerdings nicht ganz verläßlich.) Dieser Text zeigt: das Fehlen der Götterbezeichnung hat nicht den Grund, daß der König sich erst einige Zeit nach der Thronbesteigung zum Gotte machte: vgl. Wilcken, Grundzüge S. 99, Nachweise bei Plaumann (Pauly-Wissowa), Hiereis V Sp. 1431 ff. Das Fehlen in den demotischen Urkunden ist übrigens mit Vorsicht zu verwerten; vgl. mein Urteil über die methodische Verwertung demotischer Priesterdatierungen, Zeitschrift f. äg. Sprache 50 (1912). Gerade für Epiphanes sind wir auf demotische Urkunden angewiesen (Hiereis V Sp. 1433). P. Grad. stammt nun aus dem 18. Jahre. Hier versagt jene Erklärung. So ist Wilcken völlig im Recht mit seiner Bemerkung, die Apotheose sei nicht Bedingung für den Königseid (Chrest. S. 139). Besser die Apotheosen, denn wir unterscheiden: Der König macht sich und die Königin ent-

weder zu einem selbständigen Gottespaar, oder er läßt sich als cýnnaoc den griechischen Reichsgöttern Alexander und für Oberägypten Ptolemaios beigesellen; gleichzeitig oder später haben ihn dann die ägyptischen Priester unter die cýnnaoi der ägyptischen Hauptgötter aufzunehmen (s. Wilcken, a. a. O.). Die Stadtkulte des Alexander und Ptolemaios in Alexandreia und Ptolemais bleiben meines Erachtens hier außer Betracht (Arch. IV 77 ff.). Vor allen diesen Apotheosen ist selbstverständlich der König als Pharao Gott, und bei diesem Gott muß geschworen worden sein.

Genau so kann hinter βαcιλεῖ in jener Formel eine sakrale Vorstellung stehen. Βαcιλεῖ εἰc τὸν ἴδιον λόγον könnte also bedeuten dem Gott Pharao-König für sein besonderes sakrales, innerhalb der Staatskasse geführtes Konto; denn als cýnnaoc Alexanders oder des Amonrasonther kommt er natürlich für eine dauernde Staatseinrichtung aus demselben Grunde wie im ὅρκοc βαcιλικὸc nicht in Frage.

Einen Anhaltspunkt für diese sakrale Deutung gibt das einzige reichlich belegte πρόcτιμον, die Fiskalmult, die allerdings, weil freiwillig vereinbart, etwas abseits steht. Der Empfänger der Buße wird hier vielfach in eigenartiger Weise bezeichnet, nämlich statt εἰc τὸ βαcιλικόν mit der Formel ἱερὰc βαcιλεῦcι ἀργυρίου ... δραχμὰc ..... Belege bei Berger, Strafklauseln S. 31, alle aus der Zeit 130—100 v. Chr. Allein steht Leid. C v. J. 162/61, aus der Zeit einer Samtherrschaft; die Königin scheint, wie Chrest. 162 βαcιλεῖ εἰc τὸν ἴδ. λ. zeigt, zwischen J. 19 Choiach und J. 20 Hathyr Mitherrscherin geworden zu sein; vgl. Pauly-Wissowa, Hiereis V Sp. 1434. In Leid. C: καὶ ἱερὰc τῷ βαcιλεῖ καὶ βαcιλείcῃ.

Eine anschaulichere Vorstellung gibt die demotische Übersetzung dieser Formel, auf die Berger schon hingewiesen hat; bei ihm die Belege. Möller hat die Lesungen nachgeprüft, außer denen aus Revillout, Précis (vgl. auch Mitteis, Reichsrecht S. 528), die uns zur Zeit nicht zugänglich waren. Möller wies auf die örtlichen Unterschiede der Formeln hin. Die aus dem Fajum stammenden P. Cairo (Cat. Cair. 30620 v. J. 120/19 v. Chr.; 30630 v. J. 86/85 v. Chr.; 31254 v. J. 106/05 v. Chr.; 31079 v. J. 106/05 v. Chr.) sagen: *pꜣ bl* (ΠΕΒΟΛ) *tj-s Pr-ꜥꜣ ꜥn* d. h. »außer dem Es-Geben an den Pharao ferner (folgt die Summe)«. Also = εἰc τὸ βαcιλικὸν oder βαcιλεῖ. Die thebanischen Texte übersetzen ἱερὰc βαcιλεῦcι mit *r nꜣ gllw* »für die Brandopfer (der Könige)«; *gllw* determiniert mit der Hieroglyphe »Feuer«. Im einzelnen: P. demot. Ryl. XVII, S. 142 v. J. 118 v. Chr.: *r nꜣ gllw n Pr-ꜥꜣ* »für die Brandopfer des Königs«; P. dem. Berlin 3118, S. 14, Z. 21 v. J. 116 v. Chr.: *r nꜣ gllw Pr-ꜥꜣ erme tꜣ Pr-ꜥꜣt* »... des Königs und der Königin«, dagegen bei der zweiten Mult: *r nꜣ gllw Pr-ꜥꜣw* »der Könige« Pluralis auch P. dem. Berl. 3105 S. 15, Z. 17 (100 v. Chr.): *n Pr-ꜥꜣw*. Eine andere Formel wieder P. Reinach. dem. 6 *r pꜣ klm nꜣ Pr-ꜥꜣw ꜥnḫ dt* »für den Kranz der ewig lebenden Pharaonen«. Die Lesung des Wortes Kranz, kopt. κλομ, kann nach Möller für sicher gelten. Der Ausdruck ist vermutlich gewählt, um eine im Grunde freiwillige Abgabe an den König wiederzugeben, die den Ägyptern jedenfalls fremdartig erschien. Dasselbe ergibt sich aus der einfachen Tatsache, daß die Wiedergabe des griechischen ἱερὰc so verschieden versucht wird.

Es wäre an sich nicht undenkbar, daß die Aussonderung der Fiskalmult aus den allgemeinen Staatseinnahmen die übrigen πρόcτιμα nach sich gezogen und die Gründung des ἴδ. λ. veranlaßt hätte, dem dann die ἀδέcποτα usw. nur aus Verwaltungsgründen angegliedert worden wären. Aber andere Möglichkeiten lassen sich nicht ausschließen. Wir brauchen Material aus dem 3. Jahrhundert v. Chr.

§ 49. Die Frage nach der historischen Wirkung auf die römische Verwaltung hat von dem oben umrissenen Amtsbereich und Wesen des Idioslogos auszugehen.

Ἴδιος λόγος kann, was auch immer ursprünglich darunter gedacht wurde, jedenfalls in ptolemäischem Sprachgebrauch nicht die Vorstellung eines bestimmten Kreises im Staatseigentum bedeuten. Die Entwicklung, die beim lateinischen *ratio* allmählich — vielleicht — dazu geführt hat, wäre für λόγος in hellenistischer Amtssprache erst zu erweisen. Der λόγος οὐσιακός an Stelle von τὰ οὐσιακά (entsprechend τὰ ἱερατικά) ist augenscheinlich von *ratio* beeinflußt. — Der Umriß seines Amtsbereiches ergab die Vorstellung eines Kreises von Einnahmen, nicht von Besitz. Daß εἰς λόγον etwas gezahlt wird, beweist nicht ein gesondertes Ressort oder gar ein gesondertes Gut. Richtig demnach P. M. Meyer, Arch. III, S. 86 ff.: »Der ἴδιος λόγος hat also mit Privatgut, Privatländereien des Königs nichts zu tun«; vgl. Mitteis, Röm. Privatrecht S. 358 Anm. 24. Wilcken, Grundz. S. 147, 154 faßt den ἰδ. λ. im allgemeinen als Ressort auf. Man kann sagen, er ist weniger als Ressort, nämlich nur Einnahmetitel, und mehr als Ressort, nämlich unabhängiger Sonderbeamter für ein bestimmtes Gebiet.

§ 50. Die Vorstellung eines Hausgutes müssen wir fallen lassen. Ein ptolemäisches Hausgut, wenn die Römer eines vorfanden, ebenso die in Ägypten liegenden Teile des kaiserlichen *patrimonium* (Privatvermögen) sind vielmehr außerhalb des Idioslogos zu suchen. Die Einnahmen für den ἴδιος λόγος gehören zu den allgemeinen Staatseinnahmen, deren Überschuß, sobald er Ägypten verläßt, wie eine Einnahme aus einer Provinz, als *fiscus* behandelt wird.

Vom Hausgutgedanken, der dann besonders von Preisigke, Girowesen S. 188 ff., ausgeführt wurde, gingen Meyer, Dioik. und Idioslogos, S. 131 ff., (vgl. aber seine spätere Auffassung Arch. III 86), Hirschfeld, Die kais. Verw.-Beamten S. 353, aus (irregeführt auch durch die Verbindung mit dem οἰκονόμος-Titel, dazu Wilcken, Chrest. 163, Einl.). Ähnlich jüngst Kornemann, Einl. in die Altertumswiss. III, S. 280/81. Die von Hirschfeld für den hohen Rang des Idioslogos vermißte Bedeutung liegt in seiner umfangreichen Richtertätigkeit und in seiner Selbständigkeit. Im einzelnen gehe ich auf diese Ansichten nicht ein, um nicht »über Meinungen zu meinen«. Zur Frage der δημοσία γῆ s. Wilcken, Grundzüge S. 289. — Wichtige Fragen aus der nächsten Umgebung des Idioslogos sind noch unklar: wer vor dem ersten Beleg für den Dioiketen (Wilcken, Grundzüge S. 156, Stein, Untersuchungen S. 79 ff.) der Finanzverwaltung vorgestanden hat; ebenso unklar sind wichtige Punkte im Wesen des λόγος οὐσιακός (Wilcken, Grundz. S. 155).

§ 51. Historische Einwirkung des ἴδιος λόγος kann vielmehr nur in Ansätzen gefunden werden, den Amtsbereich des Idioslogos in andern Verwaltungen ebenfalls zusammenzufassen und mit dem monarchischen Gedanken zu verbinden. In Rom ergibt das im Kampfe des *aerarium* und des *fiscus*: entweder Heranziehen der Idioslogos-Einnahmen an den *fiscus* oder verwaltungstechnische Nachahmung des Idioslogos.

Die kaiserliche Finanzverwaltung ist ganz auf ihre Beziehungen zum Ärar eingestellt, sie entwickelt sich im Kampf mit der bisherigen Staatskasse und saugt sie allmählich auf. Für unseren Zusammenhang kommt in Frage: Tiberius fängt an, die *bona damnatorum* an den Fiskus zu ziehen; Mitteis, Röm. Privatrecht S. 354, 12; Rostowzew bei Pauly-Wissowa, Fiscus S. 2388 (vgl. auch Mitteis, S. 352, 9, Die Gräberbußen). Ein Einfluß der ägyptischen Verwaltung kann darin nur gefunden werden, wenn man *aerarium* = βασιλικόν = allgemeine Staatskasse, die *fisci* mit dem monarchischen Anteil an den allgemeinen Einnahmen gleicht, was in sich zerfällt. Im allgemeinen zu den *bona vacantia, damnatorum, caduca* Mitteis, Privatrecht S. 352, der zu dem Ergebnis kommt: der Anfall an den Fiskus statt an das *aerarium* sei erst zur Zeit der Severe und Caracallas eingetreten: vgl. jetzt dazu den Gnomon-Kommentar. — Ebensowenig hat der klaudische *a rationibus*, wie die Mehrzahl und das Fehlen des Begriffs ἴδιος zeigt, in der Sache Verbindung mit dem πρὸς τῷι ἰδίωι λόγωι. In der Form braucht ebenfalls keine Einwirkung vorzuliegen. Die Ordnung des Claudius ist die eines Haushaltes wie die der Ptolemäer. Die erste sachliche Ähnlichkeit scheint mir in der Ordnung des Hadrian vorzuliegen; nachdem schon Nerva einen *praetor* geschaffen hatte, *qui inter fiscum et privatos ius diceret*, bestellt er *advocati fisci*. Aber gerade das zeigt, daß Einfluß der ägyptischen Ordnung fehlt.

Im Gegenteil wird die ägyptische Verwaltung um das *patrimonium*, die οὐσία bereichert, die seit den Flaviern in τὰ οὐσιακά zusammengefaßt, als λόγος οὐσιακός bezeichnet wird, woraus wohl eine lateinische *ratio patrimonialis* zu erschließen ist: in dieser, nicht im ἴδιος λόγος sehe ich das Vorbild für die Bezeichnung λόγος οὐσιακός.

§ 52. Eine Nachahmung der eigenartigen ägyptischen Ordnung ist nicht erkennbar; auch die *res privata* gehört vermutlich nicht hierher.

Sowenig bis dahin eine historische Wirkung des ἰδ. λ. erkennbar war, so schwere Bedenken erregt auf Grund der hier gewonnenen genaueren Kenntnis vom Idioslogos die Vermutung von Mitteis (und W. Otto), a. a. O. S. 355 ff., mit der *res privata* sei von Septimius Severus der ägyptische ἴδιος λόγος nachgeahmt worden. Nur *ratio privata*, nicht *res privata* wäre eine Nachahmung in der Form. Ob inhaltlicher Einfluß vorliegt, muß von der Sache aus entschieden werden. Für den ἴδιος λόγος glaube ich sie geklärt zu haben; für die *res privata* aber ist sie ganz dunkel. Aber weder in der bisherigen Vorstellung (*res privata* = neues *patrimonium* an Stelle des zum Krongut gewordenen alten) noch in der neuen, von Mitteis S. 359 ff. (dazu Liebenam bei Pauly-Wissowa, Res privata) als Vermutung vorgetragenen (*res privata* = Gesamtheit der Staatsdomänen im Gegensatz zu den Krondomänen) läge eine Ähnlichkeit, die die Annahme (Mitteis S. 360 Anm. 27, Liebenam, Res privata S. 633) rechtfertigte, *res* (*ratio*) *privata* sei eine Übersetzung von ἴδιος λόγος. Denn ich kann eine Änderung des Wesens des ἴδ. λ. in römischer Zeit, die dafür Bedingung wäre, nicht entdecken. Die Sache müßte also stark verändert sein, wenn das Wort wirklich übernommen wurde.

Von der Unsicherheit dieser Dinge wird das Schicksal des ἰδ. λ. im 3. Jahrhundert mit berührt. Ich sehe nichts, was der Annahme im Wege steht, der Idioslogos sei bis zur diokletianischen Neuordnung der Dinge in seinem Wesen unverändert geblieben; in dem ἐπίτροπος] Σεβα[στῶν] Lond. III S. 110/11 = Chrest. 375, Z. 12 v. J. 246 n. Chr. vermute ich daher den Idioslogos.

Abschnitt 5. Der Idioslogos zugleich Aufsichtsbehörde für Kultus und Kirche.

Daß der Idioslogos in Wirklichkeit die Aufsicht über den gesamten griechischen wie ägyptischen Kultus ausgeübt hat, ist zweifellos und unbestritten. Zu untersuchen ist hier: wann ihm diese Aufgabe übertragen wurde, und welche Gründe es veranlaßten.

Aufsicht auch über den griechischen Kult ergibt der Titel (s. § 53); ferner Gnomon § 86. Wilcken, Grundzüge S. 126/27 hatte es vermutet. Auch die ἥρωες Ἀγυ(ιαῖοι), wenn ich sie richtig gelesen und gedeutet habe (s. § 60), führen in den Kreis des griechischen Kultus, trotz des Θοηρεῖον, vgl. Eitrem Heros bei Pauly-Wissowa VIII S. 1113; auf die ὑπηρεσία kann ich hier nicht eingehen.

§ 53. Vorbemerkung: Der Titel jener Aufsichtsbehörde ist bisher nicht erkannt. Es zeigt sich, daß an ihm das Amt ἐπὶ τῶν ἱερῶν wesentlich ist. Dieses Amt und damit die Aufsicht ist zunächst dem ἀρχιερεύς des Kaiserkultes übertragen, diese ἀρχιερωσύνη wiederum ist mit dem Amt des Idioslogos verbunden worden.

All dies ergibt sich aus der einzigen ausführlichen Wiedergabe des ἀρχιερεύς-Titels in P. Rain. 104 bei Wessely, Karanis S. 66 (Zeit des Pius .... Σεβαστ]ῶν ἀρχιερεῖ καὶ τοῦ μεγάλου [... τῶν] κατ' Ἀλεξάνδρειαν καὶ κα[τ' Αἴγυπτον [...]ντων καὶ ἄλλων καὶ τεμενῶν [....] Μέλανι τῷ κρατίστῳ. Meyer, Dioik. S. 157 nahm mit Recht den ἀρχιερεύς für einen Kaiserpriester; zum Kaiserkult s. jetzt Stein, Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Ägyptens S. 16 ff., Meyers Auffassung wird im besonderen bestätigt durch: R. 172 Κ[λαυδίου Καί]σαρος Σεβαστοῦ Γερ[μανι]κοῦ ἀρχιερεῖ Γαίωι Ἰουλ[ ] Ἀσκλη( ) Wessely, a. a. O.; P. Ryl. II 149 Γαίου Καίσαρος Σεβαστοῦ Γερμανικοῦ ἀρχιερεῖ usw. ἐξηγη(τῇ) καὶ στρατηγῶι (von Alexandrien). Immer also Folge: Kaisername ἀρχιερεύς-Titel.

Irrig ist jedoch die allgemeine Annahme, daß im P. Rain. 104 auch alle Worte hinter καὶ τοῦ μεγάλου mit dem ἀρχιερεύς-Titel zu tun haben, wozu man durch die ganz irreführende Wiedergabe des Titels in I G XIV 1085 = C I G 5900: ἀρχιερεὺς Ἀλεξανδρείας καὶ Αἰγύπτου πάσης (vielleicht [ἐπιτρόπῳ Αἰγύπτου ἰδίου λόγου καὶ] ἀρχιερεῖ zu lesen) verführt wurde. Meyer a. a. O. hat dem ἐπὶ τῶν keine Bedeutung beigemessen, Blumenthal, Arch. V 325 wollte καὶ ναῶν statt καὶ ἄλλων lesen, was paläographisch am ehesten in einer Inschrift anginge, beschränkte sich im übrigen darauf, die Ergänzung Meyers abzulehnen.

Die Lösung geben einige Urkunden, die Ansätze zu genauerer Angabe des Titels aufweisen, nämlich: ἀρχιερεὺς καὶ ἐπὶ τῶν ἱερῶν, Chrest. 76, 77, Arch. II, 7; oder: ἀρχιερεὺς καὶ ἐπὶ τῶν ἐν Αἰγύπτῳ ἱερῶν, Preisigke S. B. 15—17. Deutlich sind hier zwei verschiedene Ämter, beide ausführlich in P. Rain. 104: 1. ... Σεβαστ]ῶν ἀρχιερεῖ ... 2. [καὶ ἐπὶ τῶν τε] κατ' Ἀλεξάνδρειαν καὶ κα[τ' Αἴγυπτον πᾶσαν (?) ὄ]ντων oder πά]ντων καὶ ἄλλων καὶ τεμενῶν [καὶ ἱερῶν. Hiervon ist ἀρχιερεὺς Ἀλεξανδρείας καὶ Αἰγύπτου πάσης eine starke Kürzung, die die Erkenntnis verwischt, daß die Aufsichtsbehörde für den gesamten Kultus, der ἐπὶ τῶν ἱερῶν τεταγμένος, einen langatmigen Titel hat. Aus diesem geht hervor, daß er irgendwann neben den Heiligtümern (τεμένη und ἱερά) von Alexandreia und Ägypten auch außerägyptische (τῶν τε ... καὶ ἄλλων; Kyrene, Dodekaschoinos?) unter sich gehabt hat. Das Amt scheint also ptolemäisch zu sein: als Gauamt Oxy XII 1453, Z. 13 m. Anm. Die schwierige

Frage der stadtalexandrinischen Ämter soll hier nicht aufgerollt werden; für den ἀρχιερεύς s. Wilcken, Grundz. S. 119 ff. und Blumenthal, Arch. V S. 325. Weil diese Ämter vereinigt sind, heißt ungenau die Aufsichtsbehörde für den Kultus ἀρχιερωσύνη, z. B. bei den Vertretungen Chrest. 73; 96, p. V: 81: ebenso ungenau der Idioslogos als Aufsichtsbeamter häufig ἀρχιερεύς. So lösen sich die z. B. noch jüngst von Stein, Unters. S. 32 in dem Titel ἀρχιερεὺς Ἀλεξανδρείας usw. gefundenen Schwierigkeiten.

Der Rest in P. Rain. 104 καὶ τοῦ μεγάλου ist unschwer in καὶ τοῦ μεγάλου [Σαράπιδος νεωκόρῳ zu ergänzen; vgl. P. Rain. 139 (150), dazu P. M. Meyer, Dioik. S. 158: ein Idioslogos mit den Beinamen φιλοκόμμοδος καὶ φιλοσάραπις.

Ich erwarte also von einer Veröffentlichung des P. Rain. 104 die Möglichkeit zu ergänzen: Kaisername Σεβαστ]ῶν ἀρχιερεῖ καὶ τοῦ μεγάλου [Σαράπιδος νεωκόρῳ καὶ ἐπὶ τῶν τε] κατ' Ἀλεξάνδρειαν καὶ κα[τ' Αἴγυπτον πᾶσαν ὄ]ντων καὶ ἄλλων καὶ τεμενῶν [καὶ ἱερῶν Φλαουίῳ] Μέλανι τῶι κρατίστωι [πρὸς τῶι ἰδίωι λόγωι?]. Zur Folge von Namen und Titeln vgl. P. Ryl. II 149.

§ 54. Sicher bezeugt ist die Vereinigung des Idioslogos-Amtes mit der Kultusaufsicht erst seit hadrianischer Zeit; manches spricht dafür, sie Augustus zuzuschreiben.

Wilcken, Grundz. S. 127 verwies auf BGU 250 = Chrest. 87: im 7. Jahre Hadrians hat ein Idioslogos durch einen Erlaß die durch kultliche Rücksichten gebotene Siegelung der Opferstiere geordnet. Dem Gnomon kann ich nichts für die Zeit der Vereinigung entnehmen. Etwas höher hinauf führt meine Ergänzung von Tebt. II 296 = Chrest. 79: Μάρ[κιος] Μ̣οισια[νός verkauft 123 n. Chr. eine Prophetie: derselbe J. 5 des Hadrian Monat Thoth Idioslogos, also Vorgänger jenes Pardalas von Chrest. 87. Also war die Vereinigung in der ersten Hälfte des Jahres 123 schon vollzogen.

Für die Zeit vorher keine sicheren Zeugnisse; doch verweise ich auf P. Gen. = Chrest. 80. Der Absender der Briefe ist so gut wie sicher der Archiereus (s. § 57). Trifft meine Vermutung zu, daß der Idioslogos die einzige Stelle für Einziehungen ist, so ist dieser Archiereus zugleich Idioslogos, denn er ordnet Einziehungen an. Ferner zu erwähnen: S. B. 5233 (Zeit des Augustus): Übersicht über Anzeigen an die Behörde mit den behördlichen Entscheiden, das Ganze nach Dörfern geordnet. Zur Lesung vgl. § 69.

Σοκνοπαίου Νήσου

Anzeige a: Ἑριγεὺς Σαταβοῦτος ἱερεὺς σεσήμανκε
Νεστνῆφιν Τεσῆτος τῶν ἀπὸ τῆς αὐτῆς κώμης ἱερέα

1. ἐνπεριει[λη]φέ(ναι) τῆ̣ αὐτοῦ οἰκίᾳ̣ ψιλοὺς τόπο(υς) ἀδεσπό(τους)
2. ἔτι δὲ καὶ ἀπενηνοχ(έναι) ἐξ ἱεροῦ Ἡρακλέους πλίνθους

Entscheid: Ἀπαιτείσθω ἐπίτιμο(ν) (δραχμὰς) Σ usw.

Anzeige b: Ὁ αὐτὸς ἐδήλωσεν ἔχιν ἐν τῆ̣ κώμῃ̣ ἐλαιουργ(εῖον)
ἀπὸ μγ (ἔτους) μηδὲν τελο(ῦν) [ε]ἰς καῦσιν λ̣ύχ[ν]ω(ν)

καῦσιν λ̣ύχ[ν]ω(ν) bestätigte mir Wessely nach dem Original, vgl. Lond. III S. 183, Z. 74. 91 τιμῆς ἐλαίου καὶ καύσεως λύχνων. Ich fasse das auf: das ἐλαιουργεῖον hatte eine Tempelabgabe von Öl für die Lampen im Tempel hinterzogen, die auf ihm lastete. Anders der Jupiter-Kapitolinustempel (Otto, Priester und Tempel II S. 11), der das Öl kauft. Lampen im Kultbetriebe bedürfen keiner Belege. Es wird also eine sicher dem Idioslogos unterstehende Anzeige wegen ἀδέσποτα mit einer anderen wegen Tempeldiebstahl zusammen in einem Urteil erledigt. In einer Form, die dienstliche Zusammengehörigkeit ausdrückt, wird

damit eine weitere Anzeige gegen denselben Mann wegen Hinterziehung von Tempelabgaben vereinigt: κατ' ἄνδρα, daher Name des Beschuldigten in Anzeige b aus a zu ergänzen.

Wenn den Idioslogos nicht etwa nur die fälligen Geldbußen ins Spiel brachten, so könnte er demnach schon unter Augustus als Archiereus mit den Tatbeständen von S. B. 5253 sich befaßt haben. Denn man vermißt die bei den Anzeigen wegen fälliger Geldbußen, wie es scheint, übliche Angabe des notwendig allgemein gehaltenen Paragraphen, der in Betracht kam.

Allgemein wäre Vereinigung der Ämter unter Augustus nicht unwahrscheinlich: Rostowzew GGA 1909, 611 ff., Wilcken, Grundz. S. 113 ff. Es wäre noch schärfer das Zurückgreifen der Römer auf die der Religion gegenüber duldsame, aber das kirchliche Gefüge unbedingt dem Staatsvorteil unterordnende Politik der ersten Ptolemäer und der große Abstand gegenüber der späteren Ptolemäerzeit zu erkennen (Wilcken, Grundz. S. 95/6).

§ 55. **Anlaß, dem Idioslogos die Aufsicht über die Kirche zu geben, hat offenbar die Ähnlichkeit dieses Amtsbereiches mit dem des Idioslogos gegeben. Die wirkliche Fürsorge für ungestörte Pflege des Kultus enthält er allerdings.**

Daß der Archiereus wirklich für den Kultus sorgt, betont Wilcken nach C. J. G. 5069 = Chrest. 73 v. J. 247/8 n. Chr. aus Talmis in Nubien: Befehl, die Schweine aus dem Tempel zu treiben, πρὸς τὸ δύνασθαι τὰ περὶ τὰ ἱερὰ θρήσκια κατὰ τὰ νενομισμένα γείνεσθαι. Τὰ ἱερὰ zeigt, daß das im Erlasse selbst stand. — Auch die §§ 79, 85 und 98 des Gnomon kann man wohl hierher stellen. — In Preisigke, S. B. 16 am Ende berücksichtigt der Archiereus die Bestimmungen des Rituals: ganz allgemein wird die Beschneidung immer mit den kultischen Zwecken begründet: δεῖν αὐτὸν περιτμηθῆναι διὰ τὸ μὴ δύνασθαι τὰς ἱερουργίας (vgl. Tebt. II 608 v. J. 251/2 und II 294 = Chrest. 78, Z. 24) ἐκτελεῖν εἰ μὴ τοῦτο γενήσεται (Chrest. 75, Z. 20) oder ἵνα καὶ αἱ ὀφίλουσαι ἱερουργίαι τῶν σε φιλούντων θεῶν ἐπιτελῶνται.

§ 56. **In Wahrheit ist diese Fürsorge nur die eine Seite einer Religionspolitik, die gegenüber der Kirche rücksichtslos den fiskalischen Vorteil wahrnahm; dieser steht häufig sehr greifbar daneben; das zeigt die Bestellung der Priester.**

Bedingung ist die Beschneidung: davon handeln viele Urkunden: Tebt. II 292 = Chrest. 74 (v. J. 189/90 n. Chr.), zum Geschäftsgang s. Wilcken, a. O. Vgl. Chrest. 75 v. J. 187 n. Chr.; Chrest. 76 v. J. 171 n. Chr.; Chrest. 77 v. J. 149 n. Chr.; Preisigke, S. B. 15—17 v. J. 155/6 n. Chr. BGU 82 = Arch. II S. 7 v. J. 186 n. Chr.; P. Rainer 121 = Wessely, Kar. S. 57 v. J. 154 n. Chr.: Tebt. II 291 Z. 33—35; Tebt. II 314, Z. 5. Doch ist diese Äußerlichkeit Nebensache.

Wesentlich ist vielmehr, daß der Staat, wie Rostowzew erkannt hat und Schubart, die §§ 77, 78, 80 des Gnomon erläuternd, weiter ausführt, die Möglichkeit, Priester zu werden, durchgreifend geordnet hat und völlig beherrscht. Schubart kommt zu dem Ergebnis: auf alle gewinnbringenden Priesterstellen legt der Staat die Hand. Die Priesterstellen niederer Ordnung, die der Pastophoren, Choachyten, Bestatter usw. einschließlich der Propheten- und Stolistenstellen dieser niederen Klasse läßt er erblich und gestattet

den Priestern dieser Ordnung, noch einen Laienberuf zu haben. Bei den Priestern höherer Ordnung, den ἱερεῖς schlechthin, den Stolisten und Propheten, kommt die Sitte nur da zur Geltung, wo nichts zu holen ist. Erkennbar ist dies mit hinlänglicher Sicherheit aus dem Gnomon. Die Stolistenstellen werden durchweg für die Staatskasse verkauft, die Prophetenstellen teils zu besonderen Bedingungen verkauft, teils erblich belassen, die Priesterstellen sind erblich. Genaue Vorschriften, z. B. über den festen Satz von Kopfsteuerfreien für jeden Tempel und die Bestimmungen über die ἱερώμενοι, die Schubart aus dem Gnomon gewinnt, verhindern ein Anwachsen ins Unbegrenzte. — Unter diesem Gesichtswinkel steht die Tätigkeit des Archiereus-Idioslogos bei der Beschneidung und bei den erblichen Priesterstellen. P. Rain. 107 = Wessely, Kar. S. 64, 56 hat jemand κατ' ἐπιστολὴν τοῦ πρὸς τῷ ἰδίῳ λόγῳ eine ererbte Priesterstelle inne; P. Rain. S. N. 139, dazu Wessely, Kar. S. 64 und Meyer, Dioik. S. 158 vielleicht zu ergänzen: ἱερέα[ς] παραδε[χομένους] [γέρα ἢ] ἱερωσύνας ἢ καὶ ἑτέρας [τάξεις], wenn sie nicht irgendwelche gesiegelten Urkunden beibringen. (Rain. 150 S. Kar. S. 64 f. ist offenbar Druckfehler für 139). — Gnomon § 92 spricht von der Amtsentsetzung.

§ 57. Die Besetzung der Priesterstellen durch Verkauf verbindet die Tätigkeit des Archiereus mit der des Idioslogos.

Für die Verkäufe neue Erkenntnisse aus dem Gnomon, die von Schubart behandelt werden. Zur Form der Verkäufe s. § 89. — Die einzelnen Fälle s. Wilcken, Chrest. 78—81. 78 Kaufangebot, an den Idioslogos gerichtet. Der Verfasser des in 79 Z. 5 beginnenden Briefes ist sicher Idioslogos (s. § 54), der von 80 höchstwahrscheinlich Archiereus; denn ὥσπερ οἱ πρ[ὸ ἐ]μοῦ ἔστησαν κατὰ τὸ ἐξ ἀρχῆς ἔθος kann nur ein hoher römischer Beamter mit Verordnungsrecht sagen, und die Stellung des ihm untergebenen κράτιστος Ἀπολλωνίδης (P. Ryl 110 Z. 1 v. J. 259 n. Chr.) ist sehr hohen Ranges.

Besonders eng berühren sich die Grenzen zwischen Archiereus als Verkäufer der Priesterstellen und Idioslogos, wenn dieser, wie oben behauptet, die Stelle schlechthin für staatliche Verkäufe ist.

§ 58. Ein weiteres Bindeglied sind die gerade im Gebiet der Kirche sehr zahlreichen Geldbußen.

Auch hier verschwindet die Pflege des Kultus, dessen Ordnung durch die Bußen geschützt wird, hinter dem lebhaften Eindruck, daß die Bußen, streng gehandhabt, dem politischen Zweck dienten, die Priester niederzuhalten. Der Gnomon rückt manches unter den Gesichtspunkt der Geldbuße. Der Antrag der Opferstiersiegeler, der den Erlaß des Idioslogos Julius Pardalas hervorgerufen hat (Chrest. 87), geht vermutlich auf die Furcht vor einem ἐπίτιμον und vor den dabei unvermeidlichen Anzeigen zurück. Die Anzeige gegen einen Priester, er trage lange Haare und wollene Kleider, BGU 16 = Chrest. 114 v. J. 159/60, hängt mit einer Reihe von Geldbußen zusammen, die wir im Gnomon für Verstöße gegen die uralten Kleidervorschriften kennen lernen. Die Fürsorge, ἵνα μηκέτι αἱ τῶν θεῶν θρησκεῖαι ἐμποδίζωνται (P. Rain. 107 = Wessely, Kar. S. 56, 64) richtete sich auch gegen die Priester selber. Καταλείπειν τὰς θρησκείας ist das immer wiederkehrende Wort für Verstöße der Priester gegen ihre vielfachen dienstlichen Pflichten: Gnomon § 71. 74, 75, ebenso die monatlichen Berichte der Ortsbehörden, die immer neben der allgemeinen Angabe, es sei nichts zu melden, was den Amtsbereich des Idioslogos und Archie-

reus anginge, eigens hinzusetzen μηδένα δὲ τῶν ἱερέων ἢ ἱερωμένων ἐνκαταλελοιπέναι τὰς θρησκείας. Die θρησκεία der Priestersöhne ist ihre Priesterschule, wo sie hieratisch schreiben lernen (Chrest. 137) usw. Darum heißt es von ihnen: καταλεῖψαι τὴν κελευσθεῖσαν παιδεί[αν, Chrest. 83. Daß hier Söhne, nicht Sklaven gemeint seien, erkannte Schubart wegen παιδεί[α und weil Z. 9 wahrscheinlich ἱερ[ε]ῶν zu lesen ist.

§ 59. Wenn also der Staat auch für die Pflege der Religion nach der alten Sitte Gewähr leistet, so hält er durch die Aufsichtsbehörde für den Kultus vor allem die Priesterschaft im Zaume. Daß er die Aufsicht einem Finanzbeamten gibt, ist bezeichnend. Die Verkäufe der Stellen und die Bußen mußten eine Vereinigung gerade mit dem Idioslogos nahelegen.

Viel zu schroff ist die Formel P. M. Meyers, Arch. III S. 88, alle res sacrae = τὰ ἱερὰ gehörten zu den πίπτειν ὀφείλοντα. Sie trifft schon deswegen nicht zu, weil wir jenen strabonischen Begriff jetzt als Einnahme-, nicht Besitztitel kennen gelernt haben; überdies umfaßt er unregelmäßige Einnahmen des Staates aus Privathand. Vielmehr liegt die neue Auffassung eher darin, daß ein römischer Ritter das Urteil über die Amtsführung von Priestern spricht, und die Bußen, die ja der Ordnung halber immer in irgendeiner Form Vorschrift gewesen sein müssen, an den Staat gezahlt werden.

§ 60. Sie lag um so näher, als der Archiereus, zum mindesten nach der Vereinigung, zwar eine Aufsicht über den beweglichen Besitz der Tempel ausübt, aber sicher nichts mit ihrem Landbesitz, vermutlich auch mit den laufenden Einnahmen nicht, zu tun gehabt hat.

Aufsicht über den beweglichen Besitz: Tebt. II 315 = Chrest. 71 (2. Jahrhundert n. Chr.) ein ἐξεταστὴς τῶν χειρισμῶν τῶν ἐν τοῖς ἱεροῖς, vor dem von Tempel zu Tempel gewarnt wird: ὁ γὰρ ἄνθρωπος λείαν ἐστὶν αὐστηρὸς . . . ἔχι γὰρ συστατικὰς ὅπως τὸν ἀπιθοῦντα μετὰ φρουρᾶς τῷ ἀρχιερῖ πέμπιν. P. Ryl. 110 v. J. 259 Liste von Tempelbesitz, eingereicht auf Grund eines allgemeinen Erlasses des κράτιστος ἀρχιερεύς und des Präfekten (in dieser Reihenfolge); P. Rain. 172 = Wessely, Kar. S. 66, 67 eine γραφή frommer Spenden, an den Archiereus gesandt. — Gnomon § 73, Vorschrift für Verwendung der Tempeleinkünfte.

Landbesitz: Die γῆ ἱερὰ noch nicht hinreichend geklärt; große Einziehungen im Beginn der röm. Zeit; sie nähert sich, nachdem sie in ptolemäischer Zeit zur γῆ ἐν ἀφέσει gehört hat, in röm. Zeit völlig dem Staatslande und steht, soweit erkennbar, in unmittelbarer staatlicher Verwaltung. Ihr Ertrag wird einer Unterabteilung des allgemeinen Staatskontos, dem Konto ἱερατικά, zugerechnet. Hierzu s. Wilcken, Grundz. S. 301 und Einl. zu Chrest. 341, außerdem P. Giss. 60, S. B. 5101. Zu Ryl II 383 und 426 ἐ]ναφ[ε]σί(ων) (ἐδαφῶν?) ähnlich P. 11656 Verso (Berl. unveröff.) vgl. die ἐναφειμένη Rostowzew Kol. S. 171. Zu den Naturaleinkünften auch Oxy XII 1443.

Im Gebiet der laufenden Geldeinkünfte zeigt sich besonders klar, wie wenig scharf die Grenzen zwischen Konto ἱερατικά, dem allgemeinen Staatskonto, und dem Konto ἴδιος λόγος empfunden werden. Die Tempel zahlen von den Altären, als ob sie sie in Erbpacht hätten, einen φόρος βωμῶν als Abgabe. Dieser geht in BGU 337 und BGU 1 = Chrest. 92 (2./3. Jahrhundert n. Chr.) an die διοίκησις: ἐξ ὧν τελοῦμεν εἰς λό[γον διοικήσεως

ὑπὲρ βωμῶν δύο usw. In P. Rain. 171 = Wessely, Kar. S. 74, v. J. 137/8 dieselbe Abgabe φόρος σηκώμ(ατος) ἐπικαλουμένου βωμῶν δύο (dazu Wilcken Chrest. 92 zu Z. 3, im Allg. Meyer Dioik. S. 138) desselben Heiligtums εἰς ἴδιον λόγον. Ebenso ein unveröff. Berliner Ostrakon v. J. 154/55 nach einer vorläufigen Abschrift: Ἔτους ιη Αὐτοκράτορο[ς Καίσ]αρος ²Τίτου Αἰλίου Ἀδριανοῦ Ἀν[τω]νίνου ³Σεβασ[το]ῦ Εὐσεβοῦς Φαῶφ[ι.] εἰς ἀρίθ(μησιν) ⁴Θῶθ διέγ(ραψε) Πανεφρέμμ[ις] Σ[ατα]βοῦτος ⁵φό(ρου) βωμῶν Σοκνοπ(αίου) Ν[ή]σο(υ) [ἰ]δίου λόγου ⁶ὀκτοκαιδεκάτου (ἔτους) ἑκατὸν τριάκοντα ⁷μία (γίνεται) ʃ ρλα—ο. Sehr zweifelhaft ist demnach, ob Otto mit Recht den Vorschlag Wesselys, Kar. S. 74, verwirft, in BGU 292 (2./3. Jahrhundert) Φαμενῶθ λ̄ ἀρχιερέως φόρου βωμῶν γ (ἔτους) (δραχμὰς) zu verstehen: »für Konto des ἀρχιερεύς«. Ἀρχιερέως kann in diesem Auszuge gekürzt für εἰς λόγον τῆς τοῦ ἰδίου λόγου καὶ ἀρχιερέως ἐπιτροπῆς stehen. Otto bemüht sich (I S. 282, 2; II 55, 1. 53, 3; vgl. auch Oertel, Die Liturgie, S. 135, 5) seine Auffassung glaublich zu machen, der ἀρχιερεύς sei der Zahler. Aber warum Gen., warum nicht der Name? Auch wenn der ἀρχιερεύς beiseite bleibt, ergibt sich in Kassenvermerken (!) ein Durcheinander der Konten. Das gleiche zeigt der unveröff. Berl. P. 11656 Verso, τοπαρχικὸς λημμάτων v. J. 156/57. Er gibt sämtliche Geldeinkünfte eines Dorfes: die ἀργυρικά von Weinland folgen gesondert; für die Erträge der Summen ist freier Raum gelassen, unter einzelnen Titeln noch gar nichts eingetragen. Zunächst ein Abschnitt ohne Überschrift, also διοικήσεως zu überschreiben: eine Reihe von Pachtzinsen von Grund und Boden, φόροι von Weiden, Steuern, dazwischen eine Einnahme des ἴδιος λόγος: τιμῆς ἐδαφῶν καὶ προστειμων und ferner ἐπιστατικοῦ ἱερέων und γερῶν. Dann folgen Sonderkonten, nämlich 1. ἱερατικά, darunter wieder ein Weide-φόρος; im Grunde ist das Konto selbständig zu denken, wie auch ὑποκει(μένου) δι(οικητῇ?) zeigt, worauf hier nicht eingegangen werden kann; 2. ἰδίου λόγου ὁμοίως, darunter u. a. ὑπηρεσίας ἱεροῦ ἡρώων Ἀγυ(ιαίων?), ὑπηρεσίας ἱεροῦ Θοηρείου, προσόδων ὑπαρχόντων, φόρου φοινικ(ώνων) καὶ ἐλαιώ(νων), φόρου φυτῶν, ἰσκριτικοῦ ἱερέων, τόκου τιμῆς ὑπαρχόντων. Endlich 3. die οὐσιακά. Zu ἰσκριτικὸν ἱερέων vgl. auch Chrest. 78. P. Rain. 150 = Wessely, Kar. S. 65 v. J. 158, wo es ebenfalls in den ἴδιος λόγος gerechnet wird.

Ἱερατικά, ἴδιος λόγος, διοίκησις gehen völlig durcheinander, weil alle diese laufenden Einnahmen nur auf Konten der allgemeinen Staatskasse gebucht werden, demnach auch in der Verwaltung die ἱερατικά. Natur- wie Geldeinkünfte, dem Finanzminister, nicht dem Archiereus oder dem Idioslogos unterstehen. Auszunehmen ist vermutlich das ἰσκριτικόν, wenn es richtig als Gebühr beim Antritt erklärt wird.

Demnach hat der Amtskreis des Archiereus auch dies mit dem des Idioslogos gemein: seine Einnahmen sind unregelmäßig, er verwaltet keinen dauernden Staatsbesitz, der etwa neben der Staatskasse stände.

Abschnitt 6. Das Verfahren im Amtsbereich des Idioslogos.

Das hier folgende Bild vom Verfahren im Amtsbereich des Idioslogos ist nach jeder Richtung unausgeführt. Doch sollen mit einer Reihe von Beobachtungen wenigstens Grundrisse gezogen werden; die Geschlossenheit des Amtsbereiches tritt dadurch vor Augen.

Wie ich oben vermieden habe, mir den Blick für das Wesen der eigenartigen Einrichtung durch die Brille eines außerhellenistischen oder gar modernen Staatsrechts zu trüben, so beschränke ich mich hier auf einige Beobachtungen auf Grund des nächstliegenden Quellen-

kreises, zumal mir, auf einem Urlaub von der Front, keine Zeit zu weiterem Eindringen zur Verfügung steht. Eine wirkliche Darstellung müßte sowohl das römische wie das griechische Vollstreckungsverfahren für staatliche Forderungen und Verwandtes heranziehen.

Auch so ließe sich Vieles hinzufügen. Zum allgemeinen Verwaltungsbetrieb hin, zum Strafprozeß und Zivilprozeß sind die Grenzen unseres Verfahrens durchweg fließend. Für die Einziehungen und die staatlichen Verkäufe habe ich das gesamte Material heranzuziehen unterlassen, da zunächst meine Vermutung über die Rolle des Idioslogos in diesen Dingen der Prüfung unterliegt.

Absicht ist, die große Verwandtschaft des Vielerlei, was wir dem Amtsbereich des Idioslogos zugeschrieben haben, vor Augen zu stellen. Die Grenzen zwischen Bußen und Einziehungen sind ebenso fließend wie die zwischen Bußen und der Einziehung herrenlosen Gutes, das wiederum mit den bona vacantia usw. vielfach zusammenhängt. Die Anzeigen wegen herrenlosen Gutes lassen sich von denen wegen Bußen nicht trennen. Die Bußen sind die einzigen Einziehungen von Vermögen oder Vermögensteilen, die, weil immer in Geld erhoben, nicht dem Verkauf zustreben, der sonst für alles, was eingezogen wird und nicht geläufigem Staatsbesitz zugeschlagen werden kann, das Ziel ist.

a) Die Einziehung.

Der Idioslogos zieht alle unregelmäßigen Einnahmen der Staatskasse ein und wacht darüber, daß diese nicht von Privatleuten geschädigt wird.

Der Privatmann kann einen Schaden für die Staatskasse ausdrücklich vermeiden wollen; er holt gebührenpflichtige Erlaubnisse ein, zeigt herrenloses Gut an.

Er kann einen Schaden für die Staatskasse beabsichtigen; fällige Bußen, Okkupationen von Staatseigentum.

Er kann wider Willen, durch Zahlungsunfähigkeit oder Verlust seines eigenen Vermögens, den Staat schädigen: Deckung der Ausfälle gegenüber Staatsschuldnern.

§ 61. (Gebührenpflichtige) Erlaubnisse.

Änderung des Namens: Antrag (βούλομαι ἐπι[τραπῆ]ναι) unmittelbar an Idioslogos: Erlaubnis erteilt μηδενὸς [δη]μοσίου ἢ ἰδιωτικοῦ καταβλαπ[το]μένου ἐφίημι, Chrest. 52, dazu Chrest. S. V.; mit dieser Unterschrift an Strategen. Der Strateg nennt den Mann noch mit dem alten Namen. Die Erlaubnis zur Beschneidung der Priestersöhne (s. § 56) immer vor dem Idioslogos selber in Anwesenheit des Gesuchstellers: Verlauf bei Wilcken zu Chrest. 74 ff. Erlaubnis: συγχωρεῖν, ἐπιτρέπειν, ἐφιέναι, κελεύειν.

πρόστιμον nachweisbar, das hier also nicht Buße, sondern Gebühr bedeutet: für Bepflanzung Oxy VII 1032, Z. 8—13: vor der Erlaubnis (συγχώρησις) scheint Z. 13 ff. eine Auskunft der Ortsbehörde (προσφώνησις) eingeholt worden zu sein, die aber möglicherweise erst in das spätere Verfahren gehört. Vgl. Lond. III S. 133/34 und P. Cairo 12: dieser ist Liste von Anträgen auf Bauerlaubnis; angehängt scheint immer der Entscheid zu sein, in welcher Weise sich durch die veränderte Nutzung die Pachtzins- oder Steuerpflicht änderte. Dies und die Zahlung der Gebühr beendigt das Verfahren.

§ 62. Anzeige herrenlosen Gutes.

Wie der Staat sich über die res nullius, in der Landwirtschaft das völlig öde Land, die Verfügung vorbehält, so gewinnt er über die res derelictae Verfügungsrecht. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Dinge, wenn sie der Aufmerksamkeit des Staates entgingen, lieber widerrechtlich in Besitz genommen als dem Staate angezeigt wurden. Überdies ist die hellenistische Verwaltung zu genau, als daß ein solches Übersehen sich leicht hätte einschleichen können. Die Anzeigen von Staatszuwachs aus herrenlosem Gut rühren daher sämtlich von den untersten Behörden her, nicht von Privatleuten.

In ptolemäischer Zeit: die P. Theb. Bk. III/IV führen Grundstücke als ἀδέσποτα unter dem Namen des früheren Besitzers. Die genauen Angaben des Bieters stammen aus einer amtlichen Liste, wenn nicht gar aus einem Ausgebot; denn die Ortsbeamten, nach den Maßen gefragt, geben wörtlich die Angaben des Bieters wieder. Genau so in römischer Zeit: Oxy IX 1188 erweckt den Eindruck, der Bieter melde die ἀδέσποτα allererst, wie der Ankläger im Nestnephisprozeß zugleich darauf bietend. Dieser Schein trügt. Seine Angaben gehen auf amtliche Listen zurück, wohl ebenfalls ein Ausgebot auf Grund der Anzeigen der Ortsbehörden. Das lehrt Oxy VIII, 1112: die Äste sind im Payni vertrocknet gemeldet mit Angabe des Wertes, diese Werte für verschiedene Dörfer sind zusammengerechnet worden, also wohl auch zum Kauf ausgeboten gewesen (Z. 14, vgl. Z. 24). Kauf noch nicht 5 Monate später.

An herrenlosem Gut kann nach dessen Rechtsnatur, worauf mich Seckel aufmerksam machte, auch der Fiskus kein Eigentum erlangen. Er verfügt nur darüber. Die hellenistische Rechtssprache gebraucht dafür dasselbe Wort »einziehen«, ἀναλαμβάνειν, gleichviel ob das Eingezogene Eigentum des Staates wird oder nur in seine Verfügung übergeht.

§ 63. Anzeige fälliger Bußen durch die Ortsbehörden oder durch Privatleute.

Die Ortsbehörden erstatten zu bestimmten Terminen dienstliche Berichte, daß keine Dinge zu melden sind oder gemeldet worden sind, die in den Amtsbereich des Idioslogos fallen. Gedacht ist, wie der Zusatz μηδένα δὲ τῶν ἱερέων ἢ ἱερωμένων ἐγκαταλελοιπέναι τὰς θρησκείας zeigt, vor allem an fällige Bußen. Die Berichte dieser Art: P. Lond. III S. 124 = Chrest. 172 v. J. 196 n. Chr. vom Dorfschreiber an den Strategen über 3 Monate am 1. des folgenden Vierteljahrs. P. Rainer (N N 11?) = Chrest. 72, N N 12 und Ausstellungs-Nr. 247, alle vom Jahre 233/34 n. Chr., in einer von Wessely freundlich zur Verfügung gestellten Abschrift benutzt; alle von Dorfschreiber-Stellvertretern an den βασιλικὸς γραμματεύς des Herakleopolites, alle über einen Monat. Daß alle Terminmeldungen, die wir haben, Fehlmeldungen sind, kann Zufall sein; oder es ist so zu erklären, daß Vorfallendes sofort gemeldet werden mußte, außerdem aber eine ausdrückliche Fehlmeldung zu bestimmten Terminen vorgeschrieben war.

Berichte über einzelne Fälle: Ein solcher veranlaßte vielleicht die Nachfrage (ἐπιζήτησις, vgl. Oxy VII 1032, Z. 40; Chrest. 114, Z. 12) des βασιλικὸς γραμματεύς, die in Lond. III S. 133/4 beantwortet wird (s. § 29); der Beschuldigte erhält also amtlich von der Anzeige Kenntnis und tritt die ἀπόδειξις, den Gegenbeweis (s. § 29), an. Ähnlich Oxy VII 1032; die Anzeige Z. 16 ff. wird ebenfalls dienstlich gewesen sein: [ἤ]χθαι εἶδος δι' [ο]ὗ δηλ[οῦ]ται τοὺς ἐμφερομένους κτήτορας ἐνγράφως παραγγελέντας μὴ παρατεθεῖσθαι, τοὺς δὲ τόπους εἶναι ἐν φυτείᾳ. Sie schließt mit Antrag auf eine Buße, gemäß einem Präfektenerlaß.

der Bußen (τὰ ὡρισμένα) angeordnet hatte. Auch hier wird die Anzeige mit Unterschriften (παρακείμενα) den Beschuldigten bekannt gemacht, ungewiß in welcher Weise. Auf das Weitere einzugehen, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls scheint das gegen sie vermutlich beantragte πρόστιμον nicht erhoben, sondern bis zum Entscheid aufgeschoben zu sein. Die Gegenanzeige gegen einen Amtsdiener scheint nicht an den Idioslogos verwiesen zu sein, vermutlich weil Vernehmung am Ort angeordnet wird. Dienstliche Anzeige vielleicht auch BGU 929 b (s. § 29).

Die Aufmerksamkeit der Behörden kann jederzeit durch private Anzeigen unterstützt werden. Besonders berechtigt ist das bei der Fiskalmult; Berger, Strafklauseln verwies auf D. 50, 13, 1: *nuntiatio ad fiscum poenam fisco ex privato contractu deberi.* Antrag gegen Urkundenschreiber, an Idioslogos namentlich S. B. 5232, Z. 30 ff. Anzeige wegen Okkupation und Tempeldiebstahl sowie Hinterziehung einer Tempelabgabe S. B. 5233. Anzeige gegen Leute, die unrechtmäßig auf Priesterstellen geboten haben, κακῶς ὑπεσχημένοι; erledigt vom Idioslogos-Archiereus (?) durch Schreiben an den Geschädigten und Befehl, die gebotenen Summen als Buße einzuziehen. Verlauf erkennbar, Chrest. 114: Anzeige eines Privatmannes oder Priesters — zum fehlenden Titel s. S. B. 5240, Z. 1, letzte Zeile, und 5232 Z. 5 — gegen einen Priester wegen Verstoßes gegen die Trachtvorschriften, bezeichnet εἶδος τῆς τοῦ ἰδίου λόγου ἐπιτροπῆς γ τόμου κολλή(ματος) ε. Diese Anzeigen wurden also, wie S. B. 5233 anschaulich zeigt, dorfweise und κατ' ἄνδρα (Oxy VIII 1112) in Bänden vereinigt; wohl schon beim Strategen, denn in S. B. 5233 Überschrift Σοκνοπαίου Νήσου. Dann geht jene Anzeige an die πρεσβύτεροι ἱερέων zur ἐξέτασις. Ob das Schriftstück vorher zum Idioslogos gelaufen war, ist hier wie Oxy IX 1032 nicht sicher, aber nach Nestnephisprozeß wahrscheinlich; dort ergeht Befehl zu jener ἐξέτασις: auch die Rolle der πρεσβύτεροι dort ganz ähnlich. Für alles Weitere verhilft er zur Anschauung.

§ 64. Anzeige widerrechtlich angeeigneten Staatsgutes.

Dies Gebiet genau bekannt aus Amh. 31 = Chrest. 161 und dem Nestnephisprozeß, die sich in allen Punkten gegenseitig ergänzen.

Amh. 31 v. J. 112 v. Chr.: Dienstliche Meldung (σημαίνειν) gelegentlich der Eintreibung von Rückständen. Der ἐπὶ τῶν προσόδων läßt den Dorfschreiber kommen, der die Sache vermutlich in Gang gebracht hatte. Die Wahrheit der Anzeige wird an Ort und Stelle geprüft, die Okkupantin erklärt sich nach ein paar Peitschenhieben (s. oben § 1) bereit, das Bußgeld auf sich zu nehmen (ἐπιδέξασθαι Z. 12). Sie verzichtet also auf jene ἀπόδειξις, auf den Nachweis der Gesetzmäßigkeit ihres Verhaltens, auch für die Zukunft: Z. 17 οὐδένα λόγον συνισταμένη πρὸς ἡμᾶς περὶ οὐδενὸς ἁπλῶς. Offenbar soll sie auch für später sich erinnern, daß sie das Bußgeld, auf den Rechtsweg verzichtend, auf sich genommen hat.

Eine willkommene Ergänzung bietet der Nestnephisprozeß.

Einlage. Der Nestnephisprozeß (§ 65—75).

Die verdienstliche Veröffentlichung der Urkunden aus diesem Prozeß ist etwas unbequem zu benutzen. Daher lag es nahe, mehr die einzelnen Urkunden als ihre Gesamtheit zu verwerten, trotzdem man bei näherem Eindringen sieht, daß eine die andere erklärt und der ganze Ablauf des Verfahrens mit einer für das ganze Gebiet lehrreichen Lebendigkeit hervortritt.

Ich glaube, weit genug im Verständnis der Urkunden vorgedrungen zu sein, um auch nach den Darstellungen von P. Meyer (Dioikesis 150) und U. Wilcken (Archiv IV 408) eine

neue Erörterung des Herganges vorlegen zu dürfen. Rohmaterial bleibt sie freilich, weil die beschränkte Zeit, die mir zur Verfügung stand, mir verbot, Wesselys gewohnte Güte für eine Nachprüfung meiner Lesungen in Anspruch zu nehmen, die ich also nur nach den Abbildungen gewonnen habe. Überdies fehlte mir nicht nur die Zeit, sondern vielmehr noch der Beruf, den Ablauf des Prozesses durch unsere sonstige Kenntnis des Prozeßverfahrens zu erläutern und dafür nutzbar zu machen. Ich hoffe, zu weiterer Klärung anzuregen, wie ich selber bei jedem neuen Anlaufe hinzugelernt habe.

Die Urkunden sind:

Quelle	=	Gruppe
Wessely Spec. isagog. tab. 6.6	= S. B. 5231	eine der οἰκονομίαι
» » » » 8.5	= » 5275	
» » » » 9.13	= » 5236	Anzeige des Nestnephis
» » » » 9.14	= » 5237	
» » » » 11.18	= » 5239	Urteil III
» » » » 2 / Lond. II S. 149 a = Tab. II 2	= » 5954	
Pal. Soc. II, 183 (vgl. Lond. II S. 149 b)		
Wessely Spec. isagog. tab. 7.10	= S. B. 5234	Bericht der Ortsbehörde
» » » » 8.11	= M. Chrest. 68	Antrag auf ὑπομνηματισθῆναι
» » » » 7.8	= S. B. 5232	Antrag gegen die συναλλαγματογράφοι
» » » » 11.19	= » 5240	Urteil IV
» » » » 4	= Lond. II 178	

§ 65. Vorgeschichte.

Ein gewisser Σαταβοῦς Ἑριέως νεώτερος aus Soknopaiu Nesos im Fajum, Priester des Soknopaios, hatte im Jahre 41 des Augustus = 11/12 n. Chr. von einem Propheten des Suchos namens Χαιρήμων Ἡρώδου ein Haus mit Zubehör und einer freien Baustelle (ψιλοὶ τόποι) südlich des Hauses gekauft; der Name des Vorbesitzers ist aus vielfachen Erwähnungen sicher; er muß daher in S. B. 5232 Z. 7 gelesen werden: τὰς [οἰκία]ς πα..[........ παρὰ Χαιρήμονο]ς τοῦ Ἡρώδου. In der Lücke etwa πα[τρικοὺς αὐτοῦ (vgl. M. Chrest. 68, Z. 10) o. ä.

Kaufvertrag, in Übersetzung aus dem Demotischen, S. B. 5231 und 5275, über οἰκίας καὶ τῶν ἐγ νότου τόπων ψιλῶν: der Kauf auch sonst vielfach erwähnt: S. B. 5232.

Diese Baustelle (oder das ganze Haus?) hat er auf dem alten Grundriß wieder aufgebaut und ist bis 1. Jahr des Tiberius = 14/15 n. Chr. in Ruhe Besitzer gewesen. Ergänzungsvorschläge für S. B. 5232, Z. 17 προδαπανή[σαντός μου τ]ὴν; Z. 18 ἀνῳκοδομή[σαντος(?) — ἐπὶ τοῖς]; Z. 19 μικρ[ᾶι δαπά — νηι οὐκ οἶδα] τίνι. Vor προοῦσι ist mindestens für Breite — Τεσείους oder σείους — Raum.

§ 66. Anzeige wegen Aneignung von herrenlosem Gut.

Im Jahre 14/15 wird er von einem Kollegen und alten Feinde — sie hatten sich schon mehrfach geprügelt, bestohlen und angezeigt oder anzeigen lassen, S. B. 5235, 5238, 5233 — Nestnephis angezeigt, er habe zu dem Hause die Baustelle im Süden nicht gekauft, sondern widerrechtlich okkupiert; sie sei ἀδέσποτος, gehöre dem Idioslogos, von dem er, Nestnephis, sie für 300 Silberdrachmen kaufen wolle. Den rechtmäßigen Besitz des Hauses ficht Nestnephis nicht an, S. B. 5236, 5237. Die Anzeige erwähnt M. Chrest. 68, Z. 2; S. B. 5232, Z. 25; 5240, Z. 4; sein Kaufangebot, das darin enthalten war, S. B. 5237, 5252, M. Chrest. 68.

§ 67. Die Anzeige geht auf dem Dienstwege an den Idioslogos.

Eingereicht wurde sie dem βασιλικὸς γραμματεύς: M. Chrest. 68. Z. 3: ἐτό[λ]μησε[ν ἐπι-]δοῦναι (wie ich im Einklang mit sonstigem Sprachgebrauch ergänze) [ἀνα]φορ[ὰν Ἀσ]κληπιάδηι βασιλικῷ γραμμα[τεῖ. Vielleicht war sie an den Idioslogos namentlich gerichtet, denn in S. B. 5232, Z. 24 sagt er: [ἐπέδωκ]εν . . ἀναφοράν σοι (d. h. dem Idioslogos). Jedenfalls gelangt sie auf dem Dienstwege an diesen, wie wir annehmen dürfen, nach Alexandria gesandt.

Zu den Ausdrücken für »Anzeigen« gehört neben δηλοῦν, σημαίνειν, εἰσαγγέλλειν, προσαγγέλλειν (O. G. 669 § 9) auch εἰσδιδόναι: vgl. S. B. 5233 Z. 14, 5240 Z. 3. Vgl. Gnomon § 58: Ps.-Aristeas § 26; außerhalb unseres Geschäftskreises, z. B. bei den Liturgenvorschlägen.

§ 68. Rechtswirkung der Anzeige ist nach dem Gnomon die Verfangenschaft von $^1/_4$ des Vermögens.

Gnomon § 3 ist noch nicht völlig entziffert: er lautet Τῶν εἰς ἴ[δ]ιον λόγον εἰσδιδομένων ὁ πόρος προ . . . . . κρατεῖται τέταρτον. Man darf aber schon so viel entnehmen, daß $^1/_4$ des Vermögens ohne weiteres als verfangen galt, wenn jemand auf den Listen der ἀνήκοντα τῇ τοῦ ἰδίου λόγου ἐπιτροπῇ erschien. Über die κράτησις s. Preisigke, Fachwörter; sie ändert an den tatsächlichen Besitzverhältnissen zunächst nichts. Die Rechtswirkungen sind noch nicht klar; jedenfalls scheint sie der κατοχή nahezustehen; vgl. O. G. 669 § 3: Mitteis Grundz. S. 96: unten § 81. Nach der § 67 ermittelten Bedeutung von εἰσδιδόναι gilt also der Gnomon § 3 für alle bisher besprochenen dienstlichen und privaten Anzeigen.

§ 69. Vorläufig ergeht in diesen Fällen ein Entscheid (Urteil I, wohl in Alexandria): Wenn der Beschuldigte zugibt, Buße; wenn er bestreitet, Verhandlung.

Zur Klärung des Nestnephisprozesses dient die verwandte Urkunde S. B. 5233, abgedruckt oben § 54. Der Entscheid lautet mit dem genauen Wortlaut, der dort gegeben wird: Ἀπαιτ̣ε̣ί̣σ̣θ̣ω̣ ἐπίτιμο(ν) (δραχμὰς) Σ συνιστῶντα τοὺς εἰσδόντας ἢ ἐκτίνοντα· ἐὰν δὲ συσταθῇ, εἰς τ̣ὸ̣ ἀρχαῖο(ν) ἀποκαταστ(αθήτω). Zur Lesung: ἀπαιτείσθω bestätigte mir Wessely (schon 1913) nach dem Original. συνιστῶντα (»nicht τας« Wess. nach Orig.). εἰσδόν^{τας}, ἐκτίνον^{τα} Pap. Die Verbesserungen zeigen, daß das Satzgefüge vom Schreiber schon als unrichtig empfunden wurde: zu bessern ist: συνιστῶν τοὺς εἰσδόντας ἢ ἐκτίνων. Der Entscheid lautet also:

> »Ihm soll abverlangt werden ein Strafgeld von 200 Drachmen; dabei kann er die Angeber vor Gericht ziehen oder zahlen. Wird Gerichtsverhandlung beantragt, so ist die Sache auf den alten Punkt zu versetzen.«

Mit der gutwilligen Zahlung ist also die Sache erledigt. Wir erinnern uns des ἐπιδέξασθαι in § 1 (hier heißt es ἐκτίνειν) und bei dem συνιστάναι τοὺς εἰσδόντας des οὐδένα λόγον συνισταμένη πρὸς ἡμᾶς. Ähnliches gibt es auch im modernen Verwaltungsrecht, bei Polizeistrafen, wenn ich nicht irre. Vielleicht ist bei allen Bußen jedweder Art dieses Verfahren vorauszusetzen, das jedenfalls viel Verwaltungsarbeit sparte. Fraglich ist nur, wie das Bußgeld berechnet wurde; es kann fest gewesen sein, um dem Beschuldigten das Zahlen zu erleichtern. Oder die Anzeige kann, wenn sie ein Kaufangebot enthielt, den Wert der Sache ergeben haben. Eine amtliche Schätzung scheint im Falle des Nestnephisprozesses noch nicht vorzuliegen.

Macht der Beschuldigte Umstände, läßt er es auf eine Verhandlung ankommen, glaubt er, mit anderen Worten, den Nachweis seiner Rechte führen zu können, so besagt für diesen

Fall der Entscheid: εἰς τὸ ἀρχαῖον. Das kann nur heißen: ἐπίτιμον nicht eintreiben. Seiner Rechte begibt sich der Fiskus darum nicht; denn der Beschuldigte bleibt εἰσδεδομένος, ¼ seines Vermögens also bleibt verfangen.

Ganz denselben Entscheid setze ich im Nestnephisprozeß voraus; als Randvermerk kam er auf die Anzeige des Nestnephis. Mit Anzeige und σύγκριμα trat dann die Ortsbehörde an Satabus heran. Er hat nicht gezahlt, sondern den Nachweis seiner Rechte angeboten; das ergibt sich aus S. B. 5240 Z. 7 τοῦ ἐγκαλουμένου δ[ιατ]εταμένου ἀ[π]όδειξιν, ἐπί τε τῶν ἀρχαίων ἢ ὧν ἐὰν συστήσωσιν ὑπομένειν. Durch das Verhalten des Satabus ist also der zweite Teil jenes Alternativentscheides in Kraft getreten.

Den Einfall, von hier aus ἐπίτιμα ἀπαιτηθέντα und κατακριθέντα scheiden zu wollen, widerlegt S. B. 5240 Ende.

§ 70. Auf die Weigerung hin, gutwillig zu zahlen, Entscheid (Urteil II auf dem Verwaltungs-διαλογισμός): Vorladung zur Verhandlung.

Die Weigerung des Satabus, zu zahlen, ist dem Idioslogos offenbar auf dem Verwaltungs-διαλογισμός in Memphis oder Arsinoë, gelegentlich der Prüfung der ἀνήκοντα aus dem Fajum-Gau, bekannt geworden. Darauf bezieht sich M. Chrest. 68 Z. 12: τῆς δὲ ἀναφορᾶς ἀχθεί[σης σ]οι εἰς διαλογισμόν und S. B. 5239, 5954 von Satabus εἰσδεδομένου ἐν διαλογισμῷ αλ. Zum ἄγειν εἰς διαλογισμόν vgl. O. G. 669 § 8 u. o. § 29, das ἄγειν εἶδος in Oxy VII 1032 Z. 17, auch das εἶδος Chrest. 114. Vielleicht ist überall dieser Geschäftsgang anzunehmen.

Der Entscheid des Idioslogos M. Chrest. 68, Z. 13: ἔδωκας προθεσ[μία]ν κατελθεῖν ε[ἰ]ς Ἀλεξάνδ(ρειαν) ἐπὶ τὸ σὸν βῆμα ἐντὸς [μην]ὸς Ἐπεὶφ. Die Parteien sind also damals noch nicht anwesend, was zum Verwaltungs-διαλογισμός paßt; sie werden auf den alexandrinischen Gerichts-Konventsmonat (Wilcken, Arch. IV S. 415 ff.) geladen: der Idioslogos hat die Sache noch auf dem Konvent desselben Jahres zu Ende bringen wollen.

§ 71. Anmeldung des Vorgeladenen zum Termin; er bleibt dem Termin entschuldigt fern, beantragt Aufschub zur Untersuchung an Ort und Stelle.

Die offenbar allgemein übliche Anmeldung zum Termin (Antrag, seine Anwesenheit zu Protokoll zu nehmen) liegt in M. Chrest. 68 vor, in einem mehrfach verbesserten Entwurfe: κατεληλυθὼς οὖν ἐντὸς [τῆς προ]θεσμ[ί]α[ς] δέομαι ὑπομνηματισ[θῆν]αί μου τὸ [ὄνο]μα μέ[χρ]ι οὗ διακούσαν[τός] σου ἀμφιῶμαι τὰς οἰκ[ονο]μίας καὶ ἀπολυθῶ usw. Er verläßt sich also auf den Panzer aus seinen Kaufurkunden. Waren alle Geladenen laut Protokoll zur Stelle, so wurde vermutlich der Termin angesetzt. Die Ladung lautet nur auf einen Monat.

Dieser Entwurf ist Entwurf geblieben. Aus S. B. 5232 ergibt sich, daß er, nachdem er die Vorladung bekommen hatte, eine Eingabe gemacht hat, μὴ δυν[ά]μεν[ό]ς [σοι κ]ατα[ντᾶν κ]αὶ τ[ὴν] ἐ[πί σ]ε κα[ταφ]υγὴν πεπο[ίημ]αι τῇ καθηκούσῃ προθεσμίᾳ. Er hat also innerhalb der vorgeschriebenen Frist sein Fernbleiben triftig entschuldigt. Die Buße für μὴ ὑπακούειν s. Flor. 6. Z. 24; Steinwenter, das Versäumnisverfahren.

Außerdem hat er einen Antrag gestellt. Diesen Antrag lernen wir S. B. 5954 und 5239 kennen: αἰτησαμένῳ Σαταβοῦτι χρόνον εἰς τὴν ἐπὶ τόπων ἀπόδειξιν. Neu ist an dem Antrage also, daß er die ἀπόδειξις an Ort und Stelle geben zu dürfen bittet und daher um Aufschub der mündlichen Verhandlung ersucht. Daß dieser Antrag mündlich durch einen Vertreter gestellt wurde, ist nach S. B. 5232 nicht wahrscheinlich, im besonderen ist ja dort ein schriftlicher Antrag (καταφυγή) erwähnt.

§ 72. Die angesetzte Verhandlung findet in Abwesenheit des Beschuldigten statt; der Angeber ist anwesend. Der Idioslogos beschließt gemäß dem Antrage des Beschuldigten und vertagt die Sache auf den nächsten διαλογισμός (Urteil III, auf dem Gerichts-διαλογισμός in Alexandria). Entsprechender Befehl an die Ortsbehörden.

Zwischen dem 1. und 6. Epiph hatte sich zur Verhandlung, offenbar ebenfalls vorgeladen, der Angeber Nestnephis gemeldet. Er hatte inzwischen auf dem Urkundenarchiv herausgebracht, daß eine Kaufurkunde über jenen fraglichen Kauf überhaupt nicht eingetragen war.

Die Verhandlung ist zwischen 1. und 6. Epiph angesetzt worden, als die Entschuldigung des Satabus und die Meldung des Nestnephis vorlag. Nestnephis teilt sein Ergebnis mit. Dies klingt in dem Urteil deutlich durch, im übrigen gibt das Urteil dem Antrage des Satabus (§ 71) statt, mit dem Wortlaut (S. B. 5239. 5954):

> »Da Satabus Aufschub verlangt zum Nachweis seiner Rechte an Ort und Stelle, so habe ich die Sache vertagt auf eine Untersuchung durch den Centurio Lucretius, den Strategen, und den Königsschreiber, die auf dem (nächsten) διαλογισμός das Ergebnis der Untersuchung vorzulegen haben. Der Satabus ist zu laden, hat dann zu erscheinen und die Urkunden, wenn er wirklich solche hat, mit Prüfungsvermerk des Centurionen beizubringen.«

Dieses Urteil III geht am 6. Epiph (vgl. Lond. II S. 149b = Pal. Soc. II 183), mit ein paar Zeilen eingeleitet, den Ortsbeamten zu. Erhalten sind in Abschriften erster und zweiter Ordnung die Schreiben an den Königsschreiber (S. B. 5239) und den Centurio, dieses in zwei Stücken (S. B. 5954 und Pal. Soc. II 183 = Lond. II S. 149b); vgl. Kenyon, Einl. zu Lond. II S. 149; Preisigkes Angaben zu S. B. 5954 beruhen auf Versehen, s. § 74: in S. B. 5954 ist ἐποιήσαμεν Druckfehler für ἐποιησάμην. Auch der Stratege hat wohl eine Abschrift erhalten: in S. B. 5239 Z. 10 ist κα[ὶ τοῦ στρατηγοῦ] καὶ βα] zu lesen: denn der Wortlaut kann nicht verändert sein.

Die bis zu diesem Punkte ergangenen Urteile I—III werden im Anfang des letzten (IV: s. § 74) wiedergegeben. Es heißt dort, S. B. 5240. Z. 6ff. τοῦ ἐγκαλουμένου δ[ια-τ]εταμένου ἀ[π]όδειξιν, ἐπί τ[ε τ]ῶν ἀρχαίων ἢ ὧν ἐὰν συστήσωσιν ὑπομένειν ἐ[κέλε]υον. Das ist Urteil I, zweiter Teil der Alternative. Zur Lesung: Wessely schrieb mir 2. Juni 1913: »bei Tab. 11, Nr. 19, Z. 7 ist augenscheinlich]εταμένου, nicht]σταμένου zu sehen«. δ[ια-τ]εταμένου Schubart. Der Sinn ist gut: »er hat energisch versprochen, verlangt, behauptet«. Trotz der Härte, die in dem fehlenden Aorist liegt, ziehe ich ἐ[κέλε]υον dem ἐ[πέσ]χον (Wessely) vor, denn der Sinn verlangt »Befehlen«, nicht »Stunden«. — Urteil II, die Ladung ist hier übergegangen, weil sie ja inhaltlich nichts besagt. — Urteil III: τὸ δ' α[ὐτ]ὸ καὶ τῶν π[ρε]σβυτέρων ὑπεχομένων ὑπερεθέμην εἰ[ς] διάκρισιν [Λοκρητίου]. Hier zeigt sich, daß die πρεσβύτεροι dem Antrage des Satabus auf Untersuchung an Ort und Stelle beigetreten sind. Das erinnert an die Rolle der πρεσβύτεροι in Chrest. 114, deckt sich aber nicht damit.

Den Erfolg des Nestnephis, der sich in εἴ τινας ἔχει ausdrückt, sucht Satabus durch die Urkunde S. B. 5232 auszugleichen, ebenfalls nur Entwurf: vgl. o. § 37 über die beiden Fassungen: Antrag auf Strafgeld gegen die Urkundenschreiber, die seine Kaufurkunden haben, der ihm Gelegenheit gibt, nochmals die Gesetzlichkeit seines Verhaltens zu betonen.

§ 73. Die Untersuchung (διάκρισις) an Ort und Stelle.

Eine Auskunft der Ortsbehörde, die in diese Untersuchung hineingehört, liegt in S. B. 5234 vor; in S. B. 5240, Z. 1 ff. wird über sie berichtet. Ihr wesentlicher Inhalt ist: sie erweitert die Anzeige des Nestnephis, indem sie den Besitz nicht nur der leeren Baustelle, sondern des ganzen Hauses anficht. Dadurch wird auch der Vorbesitzer in die Untersuchung hineingezogen.

Daß eine Anzeige außer der des Nestnephis vorliegt, besagt S. B. 5240: τὸν αὐτὸν εἰσέδωκεν Νεστνῆφις. Ausgezogen ist vorher also eine andere. Unterscheidendes Merkmal die οἰκία, von der im bisherigen Verlaufe (vgl. die Wiedergabe der Anklage im Begleitschreiben zum Urteil III und die Anzeige des Nestnephis S. B. 5236. 5237, daher hier nicht ἑτέρους) nicht die Rede gewesen ist. In S. B. 5234 dagegen gilt die οἰκία als ἀδέσποτος, zugleich wird sie geschätzt: ἀξίαν οὖσαν 𐅵 1500. Eine solche Schätzung enthielten Anzeigen von Privaten, so auch die des Nestnephis, nur in Form eines Kaufangebotes. Dagegen kennen wir die Angabe der ἀξία durch die Beamten aus Theb. Bk. III 2, 19, IV 2, 15, Oxy VIII 1112. Also ist S. B. 5234 der vermutlich im Laufe der διάκρισις eingeforderte und zu einer erweiterten Anklage gewordene nicht eingetragene Bericht der Ortsbehörde. Dazu paßt τῶν ἀπὸ τῆς Σοκνοπαίου Νήσου anstatt τῶν ἀπὸ τῆς αὐτῆς κώμης, wie es heißen würde, wenn der Dorfschreiber oder Nestnephis im selben Satze (δηλῶ usw.) schon genannt wäre: vgl. 5236. Vielleicht liegt also die Anzeige des Dorfschreibers in der Form vor, wie sie vom τοπογραμματεύς usw. weitergegeben wurde.

Der Vorbesitzer ist für die Schlußsitzung geladen, vorher also schon in die Untersuchung hineingezogen worden.

§ 74. Der Wortlaut des Protokolls über die Schlußsitzung mit dem Endurteil (Urteil IV, Konvent des Jahres 2, in Memphis).

Der Auszug aus dem Protokoll über die Sitzung auf dem Konvent des Jahres 2, vermutlich in Memphis, in der auf Grund der διάκρισις ἐπὶ τόπων Urteil IV gefällt wird, bedarf der Vorarbeit.

Hierfür gibt S. B. 5240 den wesentlichen Inhalt (ab Z. 9), außerdem Wessely Tab. 4 = Lond. II S. 178 = Atlas Taf. 17.

S. B. 5240 ist geordnet: »Abschrift einer Abschrift«.

a) Sache: Dienstliche Anzeige, hervorgegangen aus der διάκρισις (Auszug aus S. B. 5234). — Zur selben Sache liegt private Anzeige des Nestnephis vor, weniger weitgehend, darum nicht mit ausgezogen.

b) Protokoll über die Sitzung. Hieraus ist nur der wichtigste Teil, die für das Urteil maßgebende Auskunft der πρεσβύτεροι, ausgezogen, die sie dem Centurio unter Eid eingereicht haben, daher Perfektum. Über diese Aussage berichtet auch der Wortlaut des Urteils selber. Die beiden Sätze: Z. 4 σημανθέντος δὲ τοὺς πρεσβυτέρους τῶν ἱερέων κεχειρογραφηκέναι περὶ τοῦ οἰκονομίας αὐτοῖς ἀρχαίας μὴ ἐπενηνέχθαι, τοὺς τόπους πεφηνέναι αὐτοῖς μὴ εἶναι τοῦ προφήτου und Z. 15 διὰ τὸ τοὺς πρεσβυτέρους μὴ τὸ αὐτὸ συνορίζεσθαι (wie der soeben vernommene Nestnephis), περὶ δὲ μόνων τῶν πεπραμένων ψιλῶν τόπων κεχειρογραφηκέναι ἀδεσπότους αὐτοὺς πεφηνέναι berichten beide über diese χειρογραφία der πρεσβύτεροι an den Centurio.

c) Mit συνεκρίθη τῶι β ἔτει ὑπὸ Σεππίου Ῥούφου beginnt die wörtliche Wiedergabe des Urteils IV.

d) Das Urteil IV erwähnt zunächst die vorhergegangenen Urteile I und III (s. § 72). Mit Z. 9 beginnt es dann die gegenwärtige Verhandlung in ihren Hauptpunkten zusammenzufassen. Ihre Wiedergabe in 5240 erregt mehrfachen Anstoß. Hier hilft das zweite Exemplar gerade dieses Teiles, das vorliegt in Lond. II 5078 = Atlas Taf. 17 = Wessely Tab. 4 (Text S. 6).

Der Text steht nicht im Sammelbuch, überdies glaube ich mehrfach, wenn auch nur mit Hilfe der Abbildungen, anders lesen zu müssen. Ich gebe daher den ganzen Wortlaut:

1 . . . . . ψιλ]ῶ[ν] τ̣ό̣π̣ω̣ν̣
2 [τοῦ προφήτο]υ̣ κ̣αθοριζομένου τοὺς πεπραμένους ὑπ' αὐτοῦ τόπους ἐπι̣κ̣ε̣-
3 [κρατῆσθαι ὑ]π̣[ό] τε τοῦ πατρὸς αὐτοῦ καὶ τῶν προγόνων, ἅπερ ἦν αὐτ̣ο̣ῦ̣
4 [πατρικὰ ἔγγα]ι̣α (?) ὧν καὶ νῦν ἐπικρατῖ⟨ν⟩ πύργου καὶ προνήσιον καὶ ἄλλ(ων)
5 [συγκυρόντω]ν, τ̣ο̣ῦ [δὲ] ἐνκαλο[ῦ]ντος Νεστνήφιος ἀ̣νθοριζομέ̣ν̣[ο]υ̣
6 [τὴν ὅλην περίστ]ασιν̣ τ̣[ῶ]ν τόπων, ἐν ᾗ̣ εἶναι τὸν πύργον καὶ τὸ προν̣[ή-]
7 [σιον καὶ τοὺς] πεπραμένους ὑπὸ τοῦ προφήτου τόπους λααρ . . —
8 . . . . γ]εγονέ[ν]αι καὶ ὑποπίπτιν τῷ [ἰ]δίῳ̣ λ̣[όγ]ῳ̣, ἐν ἐπικρί-
9 [σει ἔταξα ταύτην] μ̣ὲ̣ν̣ δ[ι]ὰ τὸ τοὺς πρεσβυτέρους μὴ τὸ αὐτὸ σ̣υ̣ν̣-
10 [ορίζεσθαι, περὶ δὲ μόνων] τῶν πεπραμένων ψει̣λῶν τόπων
11 [κεχειρογραφηκέναι ἀδεσπ]ότους αὐτοῖς πεφηνέναι, οἰκονομίας
12 [δὲ αὐτὸν μὴ ἐπενηνοχ]έναι·
13 [ὁ δὲ Σαταβοῦς ἀπ]αιτίσθω ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως ψιλῶν τόπων S φ

Zur Lesung:

Z. 1 Wessely: [ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως ψιλ]ῶ[ν τ]όπω⟨ν⟩ (δραχμαὶ) φ, δραχμαί sehr zw., φ möglich. Doch ist zu prüfen, ob die Spuren hinter τόπων nicht von abgewaschener Schrift herrühren, wie sie gegen Mitte der Zeile in dem wie γζ aussehenden Zeichen wahrscheinlich ist.

Z. 2 Ende: Es ist durchweg damit zu rechnen, daß die Zeilen rechts bis zum Rande ausgenützt sind.

Z. 3/4 αὐτοῦ besser als αὐτῶι. Am Ende der Lücke suchte ich οὗ. Schubarts Vorschlag ὧν scheint mir richtig, zumal da er gut zu -ια und ἅπερ paßt. Daher mein Ergänzungsvorschlag im Text. Die ψιλοὶ τόποι gehören zu seinem Erbgut, von dem er einen Teil, nämlich πύργον (so lies) und προνήσιον und ἄλλα (Pap. ἀλλ^ω) συνκύροντα noch heute besitzt; das andere hat er Satabus verkauft.

Z. 5 Wess. τῶν συγκ. zu lang. In ανθ ein ganz seltsames α.

Z. 6 τὴν ὅλην nach Paralleltext. — περιο]χὴ[ν (Wess.) steht hier nicht.

Z. 7 Wess. τοὺς δὲ] πεπραμένους nach der schlechten Parallele. — λααρ: Wess. Λααρη; man müßte dann an Λααρῆτος denken. Ein solcher ägyptischer Name ist mir nicht bekannt. Im Paralleltext bildet λααρ Zeilenende; das gibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit gegen Λααρη und für eine Form λάαρχος, die nach der Abbildung sich in unserem Text nicht ausschließen läßt, χ ist möglich, λααρχ̣ι̣ — mit Füllstrich kann man lesen. Mehrere Möglichkeiten: λάαρχος = Beamter, dann vgl. den λααρχικὸς γύος Tebt. II 373, ebenso ergänzt Schubart Chrest. 251, 14 λααρ]χικῷ γύῳ; vgl. den βασ. γρ. Tebt. II 382, 7 und den ἐφοδικὸς κλῆρος Tebt. I 616 u. a. m. Oder Λάαρχος = Eigenname, wobei man auf meinen Vorschlag bei P.-Wiss. Λααρχου α (l. πρότερον) ἀδέσποτον gedrängt wird, der mir mißfällt,

weil man in zwei Urkunden, allerdings Abschriften, diese nicht sehr häufige Schreibung von πρότερον annehmen muß. Also zu ergänzen etwa λααρχ̣ι̣ (Füllstrich) -κὴν ἀδέσποτον γ]εγονέναι und λααρ-[χικὴν ἀδέσποτον γε]γονέναι oder sonst eine Bestimmung, die das ἀδέσποτος-Werden und den Heimfall an den Idioslogos begründet haben muß. Ἀδέσποτος ist nach Aussage der πρεσβύτεροι jedenfalls dem Sinne nach in der Lücke anzunehmen; vielleicht war es in λααρχικὴν πρότερον γεγονέναι dem Sinne nach schon enthalten.

Z. 8/9 Wess. ἐν ἐπι[κρίσει τετάχθαι σημανθ]έν[τος] το τοὺς πρεσβυτέρους. •το *abundat.*• Wess. ändert nach der schlechten Parallele; unser Text ist aber im Satzgefüge besser. Vor το steht deutlich δ[.]α, also δ[ι]ὰ τὸ τοὺς πρεσβ. Ἐν ἐπικρίσει τετάχθαι des Paralleltextes führt auf eine Präteritalform von τάσσειν. Vor δ[ι]ὰ scheint mir sicher μ̣ε̣ν̣, das ergäbe ἐτάξαμεν. Dabei wird δὲ hinter διὰ vermißt; überdies sprechen römische Beamte von sich, soweit mir erinnerlich, in Einzahl, also ἔταξα ... μὲν. Die Wortfolge läßt sich rechtfertigen. Denn gegenüber dem Widerstreit der Aussagen καθοριζομένου — ἀνθοριζομένου ist der Satz mit διά, die Auskunft der πρεσβύτεροι, wesentlicher Grund für den Entscheid über die περίστασις sowohl wie über Satabus, steht also zwischen beiden Entscheiden, ἔταξα ... μὲν und ὁ δὲ Σαταβοῦς ..... Bei der Wortfolge, die zunächst läge, ταύτην μὲν ἐν ἐπικρίσει ἔταξα erwartet man διὰ τὸ τοὺς πρεσβυτέρους μὴ τὸ αὐτὸ περὶ αὐτῆς ...... τάσσω ziehe ich ἔταξα vor, das besser τετάχθαι in S. B. 5240 erklärt. — μὴ τὸ αὐτὸ zeigt, daß beide Beschlüsse derselben Sitzung angehören.

Demnach ist dieser Text, nicht S. B. 5240, eine wörtliche Wiedergabe des Urteils. Der Inhalt von Z. 9ff. auch Z. 4ff. s. o.

Z. 12 Wess. [δὲ τὸν Σαταβοῦν μή, zu lang.

Zu S. B. 5240 zurückkehrend, sehen wir, daß der Schreiber bis zum Beginn des Berichtes über die jetzige Verhandlung den Wortlaut des Urteil IV gegeben hat, dann ist er entgleist; die ungewöhnliche Länge des Urteils und der ungewöhnliche Umstand, daß im Urteil selbst als Grund die Aussagen angeführt werden, hat ihn zu dem Irrtum veranlaßt, mit Z. 9 beginne wieder ein Protokollauszug wie Z. 4ff. Demgemäß hat er geschrieben δηλωθέντος δέ, fällt mit τοῦ δὲ ἐγκαλοῦντος in die richtige Wiedergabe des Wortlauts zurück, verliert mit τοὺς δὲ τοῦ προφήτου τόπους völlig den Überblick und strandet endgültig mit διὸ ἐν ἐπικρίσει τετάχθαι.

Im einzelnen zu S. B. 5240, 9ff.: Z. 10 Ende Füllstrich. — Z. 11 zu ergänzen nach Paralleltext ἅπερ ἦν αὐτοῦ πατρικὰ ἔγγαια ὤ]ν. Hinter καὶ ⟨ἄλλων συγκυρόντων⟩ vergessen. — Z. 13 καὶ τὸ προνήσιον ⟨καὶ⟩ τοὺς πεπραμένους, dann statt τοὺς δὲ: ὑπό. — Vielleicht ist ὑπὸ am Original zu lesen, δὲ getilgt oder zu tilgen? — Z. 14 διο: Der Schreiber faßt fälschlich καθοριζομένου und ἀνθοριζομένου zu τετάχθαι, die Aussage der πρεσβύτεροι zu ἀπαιτίσεω als Begründung. — Z. 15 ergänze διὰ τὸ τοὺς πρεσβυτέρους. — Z. 16 ⟨⟨συνεκρίθη⟩⟩ zeigt, daß der Schreiber seit Z. 9 in einem Protokoll, nicht in einem Urteil zu sein glaubte, das er darum eigens einzuleiten für notwendig findet.

§ 75. Urteil IV trifft also zwei Entscheide:

1. das Haus wird erneuter Untersuchung unterworfen (ἐν ἐπικρίσει τάσσειν).
2. Satabus zahlt eine Buße ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως.

1. Nestnephis hat sich die Erweiterung seiner Anklage zu eigen gemacht und steht also gegen den Vorbesitzer, nicht mehr gegen Satabus. Die Anklage besagte ja auch,

Satabus habe eine οἰκία ἀδέσποτος gekauft. Der Vorbesitzer behauptet, alles von seinen Vätern ererbt zu haben. Da die Auskunft der πρεσβύτεροι über diesen Punkt nichts ergibt, wird die οἰκία und περίστασις »in ἐπίκρισις gesetzt.«

Der Ausdruck ist in sich verständlich und fügt der vielfältigen Anwendung dieses Wortes für »Prüfung« eine neue hinzu. Man wird sich eine Liste zu denken haben, in der solches Gut vereinigt wurde, dessen Anfall an den Staat erwogen und geprüft werden mußte. Praktisch kann man sich vorstellen, daß ein solcher Entscheid eine Anfrage des betreffenden γράφων τὸν νομόν bei den Gaubehörden nach sich zog, vielleicht gleich einem Befehl wie Urteil III. Irgendwelche Rechtswirkungen wird dies τάσσειν ἐν ἐπικρίσει von Sachen so gut wie das εἰσδιδόναι von Personen (s. § 68) gehabt haben.

Ergänzt wird das durch BGU 915 (s. Abdruck § 87). Hier scheinen ἐ̣ν̣ ἐπικρίσι τεταγμένα ὑπὸ το(ῦ) τὸν νομὸ(ν) γρ(άφοντος) Grundstücke zu heißen, von denen sich herausstellt, sie seien vor längerer Zeit vom Staate verkauft, aber es seien noch nicht alle notwendigen Formen erfüllt worden. Neu einlaufende Anzeigen scheinen, nach dem Nestnephisprozeß zu urteilen, nicht darauf zu stehen; ἔταξα nicht μένειν ἐκέλευσα. Dort ist ja das Bezeichnende, daß zunächst der Verwaltungsapparat nicht in Bewegung gesetzt, sondern ein ἐπίτιμον gefordert wird.

Bis wir mehr lernen, können wir also das ἐν ἐπικρίσει τάσσειν (zu dem vielleicht Mitteis Röm. Privatrecht S. 375, 71 nach Paulus: *sub observatione esse* zu vergleichen ist) als den Weg betrachten, der beschritten wurde, wenn der Idioslogos oder seine Behörde selber, ohne dienstliche oder private Anzeige der Ortsbehörden, auf zweifelhaftes Heimfallgut aufmerksam wurde.

2. Die Verurteilung des Satabus geht von der Auskunft der πρεσβύτεροι aus, deren Rolle sich mit der in Chrest. 114 deckt. Zu ὑπὲρ ἐπιβεβαιώσεως vgl. o. § 32.

§ 76. *Bona vacantia* und *caduca* stehen dem widerrechtlich angeeigneten Staatsgut (§ 64, anschaulich durch Nestnephisprozeß) nahe, sofern sie oder Teile davon dem Staatsschatz absichtlich vorenthalten werden. Zunächst scheint jedoch in diesem Gebiet ein Ermittlungsverfahren üblich zu sein, das die Rechte des Fiskus feststellt und abgrenzt und sich mehr mit dem Verfahren bei der Deckung von Verwaltungs- und Steuerausfällen (§ 80ff.) berührt.

bona vacantia usw.: Rain. 117 = Wessely, Kar. S. 68. — Die dienstliche Anzeige Wien 31 = S. B. 5230 wird (vom Idioslogos?) zunächst wie eine Anzeige von vacantia behandelt; vgl. § 40.

Ermittlungsverfahren, oben § 40 für P. Catt. = M. Chrest. 372 col. VI vermutet, wird sehr anschaulich durch BGU 388 = M. Chrest. 91.

Eine Verhandlung vor dem Idioslogos erkannte P. M. Meyer darin. Es fällt auf, daß es keine eigentliche Gerichtsverhandlung ist, die einem Schlußurteil zustrebt: in I 11ff. verläßt ein Zeuge das Amtslokal, die Verhandlung ruht, bis er wiederkommt. Sie erstreckt sich über mehrere Tage (III 11). Der Idioslogos äußert frei seine Meinungen und Verdachtsgründe. Gegenstand ist das umfangreiche Vermögen eines ermordeten Römers, der zwar nicht ohne Testament gestorben ist, für dessen Erben aber Hindernisse bestehen. Sein unmündiger Sohn erbt einen Teil des Vermögens, daneben der Fiskus. Beider An-

teil nimmt der Idioslogos wahr, zusammen mit dem Vormund des Knaben, der ungerufen aus- und eingeht (III, Z. 12). Sein Name, Λονγῖνος Σεμπρωνιανός III, Z. 12, II, Z. 9, danach sicher II 42 Σεμπρωνι⟨αν⟩ῷ, Z. 43 Σεμπρωνι⟨αν⟩ός.

§ 77. Der προσοδοποιός.

Neben dem Idioslogos steht ein Beamter, der ihm, in kollegialem Ton, mehrfach mit Auskunft dient und ungefragt das Wort nimmt, ein gewisser Διογένης προσοδοποιός. Er hat genaue Kenntnis von dem Nachlaß, weil er, im Gegensatz zum Idioslogos, alle Urkunden darüber zur Hand hat. In I, Z. 27 verweist er den Idioslogos, der sich in leeren Vermutungen ergeht, auf die ἀπογραφαί und ἐπίκρισις-Akten. Auch II, Z. 19 verweist er auf die ἀπογραφαί. Nach Z. 6ff. kennt er den genauen Stand an Vieh, auch die ἀναπόγραφα. Er weiß auch, wieviel davon nach dem Tode des Eigentümers gestohlen ist. Die Diebe sind über die Grenzen des Gaues (II, Z. 11 ὁ στρατηγός) nach den Nachbargauen; er kennt die Verhältnisse dort genau; der Idioslogos verläßt sich auf seine eigene Suche in Alexandria und auf die Strategen — die jener Nachbargaue —, die Befehl zum ἐξετάζειν haben; unterstützen soll sie der Vormund (II, Z. 43, III 12). Diogenes antwortet: Der Stratege (des Gaues, in dem das Vermögen liegt) habe den Sohn des Hauptverdächtigen zum Verwalter der πρόσοδοι bestellt, arbeite also mit ihm zusammen gegen Staat und Erben. Überall ist in der Kenntnis des Vermögens und seiner augenblicklichen Lage der προσοδοποιός dem Idioslogos überlegen; dies ist also sein Gebiet. Die πρόσοδοι geben die Erklärung: er »macht die πρόσοδοι«, d. h. er sorgt für die Nutzung der dem Staat zufallenden Erträgnisse aus solchem noch nicht eingezogenem, aber in irgend einer Form beschlagnahmten Gut, und ist also einer der wichtigsten und höchsten Hilfsbeamten des Idioslogos. Daß er Beamter, nicht für den Einzelfall bestellte Hilfe ist, zeigt BGU 868, das gleichfalls einen προσοδοποιός nennt mit dem Beisatz δημόσιος.

Mommsen hielt ihn für den *a commentariis praef. Aegypti*, P. M. Meyer für den *advocatus fisci*, Mitteis Chrest. 91 für eine Art εἰσαγωγεύς, der die Einführung vor Gericht vollzieht.

§ 78. Die Folge der Maßnahmen bei diesem Ermittlungsverfahren ist noch nicht sicher erkennbar.

Das Vermögen liegt teils in Alexandria, teils in einem Gau. Im Hause des Ermordeten — in Alexandria — sind bald nach seinem Tode der ἐξηγητής und andere ἄρχοντες, m. Annahme nach von Alexandria, erschienen, die ein Nachlaßverzeichnis mindestens für den beweglichen Besitz aufgestellt haben.

In der χώρα mag dasselbe in anderer Form geschehen sein. Dort ist jedenfalls während des Ermittlungsverfahrens ein Verwalter der Einkünfte, ἐπιτηρητὴς τῶν προσόδων, vom Strategen eingesetzt. Alle Steuerdeklarationen, Epikrisisakten, darüber hinaus offenbar Gutsverwaltungsbücher (ἀναπόγραφα) sind in der Hand des προσοδοποιός.

Die Sklaven (III 13), also wohl Hirten von den Gütern des Verstorbenen, haben eine Menge Leute angezeigt, die Vieh gestohlen haben. Über diese Leute hat der Idioslogos den Strategen der Gaue, die in Betracht kommen, Listen gesandt, mit Befehl, ἵνα τῇ αὐτῶν πίστει περὶ πάντων ἐξετάσωσιν. Auch der Vormund des Erben soll diese ἐξέτασις unterstützen.

In Alexandria selbst führt der Idioslogos unmittelbar die Nachforschung. Auch hier gibt die Ermittlung des beweglichen Besitzes Schwierigkeiten. Die ἀναγραφαί des beweg-

lichen Besitzes, der sich beim Tode vorfand, und das Aktenmaterial, das in der Hand des προσοδοποιός ist, dienen als Unterlagen: der προσοδοποιός versteht es, sie dem Idioslogos gegenüber zur Geltung zu bringen (II 19).

All dies geschieht, während das Testament im Wortlaut nur der Ptolemais (deren Rolle s. Einlage) bekannt zu sein scheint (III 5); sie arbeitet dem Vorteil des Erben und des Fiskus entgegen, unterstützt durch ihre Mutter und ihren Bruder, offenbar jenen Harpalos, der die Diebstähle auf den Gütern ins Werk gesetzt zu haben scheint.

Die Nachforschung nach dem entwendeten Gut ist also von der Feststellung des Vermögens gar nicht zu trennen. Als Reihenfolge der Maßnahmen läßt sich vermuten:

Beschlagnahme von ¹/₄ des Vermögens mit dem Augenblick, wo Anzeige eines ganz oder zum Teil vakanten Vermögens erfolgt (vgl. § 68).

Ermittlung des Vermögens, Akten gesammelt beim προσοδοποιός, der wie sein Name besagt, auch für die Verwertung des fruchttragenden unbeweglichen Besitzes sorgt; ἐπιτηρητὴς τῶν προσόδων bestellt. In Alexandria wird der bewegliche Nachlaß durch städtische Beamte festgestellt.

Alle Fäden laufen beim Idioslogos zusammen; aus seiner Tätigkeit an mehreren Tagen zieht der Text Chrest. 91 die Augenblicke aus, in denen er sich mit jener Angelegenheit beschäftigte.

Ob die Einziehung des dem Fiskus zufallenden Teils schon ausgesprochen ist, läßt sich nicht sagen. II, Z. 9 τῶν διαφερόντων entscheidet die Frage nicht. In P. Catt. ist die Ergänzung gerade des entscheidenden Wortes zweifelhaft (s. o. § 40).

Einlage. Beitrag Schubarts zur Lesung und Erklärung von BGU 388 = Mitteis Chrest. 91.

»Eine Nachprüfung des Papyrus ergibt verschiedene neue Lesungen und macht den Inhalt in folgender Richtung klarer:

Erben des ermordeten Sempronius Gemellus sind: 1. sein unmündiger Sohn Sempronius Gemellus (II 10 παῖς, III 3 παιδίον, 12 ἀφῆλιξ), 2. Ptolemais. Sie erklärt I 46, sie sei Mündel des Verstorbenen, Miterbin, und habe in seinem Hause gewohnt. Außerdem aber ist sie höchst wahrscheinlich seine Frau. Denn unter dieser Voraussetzung begreift man am ehesten die Fälschung, die sie mit der Freilassungstabelle des Eukairos vorgenommen hat. Eukairos war in aller Form freigelassen, und eine echte Tabelle lag für ihn vor (II 38). Wenn trotzdem Ptolemais diese Tabelle unterschlug und den Namen des Eukairos in die Tabelle des verstorbenen Auxon einsetzte (II 38/39), so kann sie nicht beabsichtigt haben, dem Eukairos die Freilassung durch Betrug zuzuwenden, etwa um sein Schweigen zu erkaufen, sondern nur, seine echte Tabelle auf die Seite zu bringen, weil diese ihr irgendwie nachteilig zu werden drohte.

Ihr Beweggrund stand in den zerstörten Zeilen I 33 ff. Wenn hier ihr Name in Verbindung mit τοῦ στρατιώ[του gebracht zu sein scheint, so liegt es sehr nahe, an die verbotene Soldatenehe zu denken. Der Ermordete wäre dann Soldat gewesen, Ptolemais sein Mündel und seine Frau. Nun begreift man, weshalb er I 32 als Soldat bezeichnet wird, während sonst stets nur sein Name begegnet.

Eukairos war vom Ermordeten freigelassen worden (I 16 ff.), aber in seiner echten Tabelle dürfte Ptolemais als Frau des Sempronius Gemellus bezeichnet worden sein. Dafür bieten sich mehrere Möglichkeiten: am wahrscheinlichsten ist, daß Eukairos zur προῖξ der

Ptolemais gehörte und demgemäß in der Tabelle benannt wurde. Dieser Sachverhalt drohte bei der ἐπίκριϲιϲ des Eukairos durch seine Tabelle ans Licht zu kommen (I 39). und deshalb suchte Ptolemais diese echte Tabelle durch eine andere zu ersetzen.

Vermutlich war Ptolemais auch im Testamente des Sempronius Gemellus als seine Frau bezeichnet. Sie hält daher das Testament zurück, das sich in ihrer Hand befindet, und muß erst aufgefordert werden, eine Abschrift vorzulegen (III 5). Offenbar fürchtet sie, mit ihrem Anspruch an das Erbe abgewiesen zu werden, falls sich herausstellt, daß sie die Frau des Sempronius Gemellus war, also in unerlaubter Soldatenehe mit ihm lebte (vgl. Cattaoui). Außerdem lautete vielleicht das Testament selbst nicht so zu ihren Gunsten, wie sie behauptet, wenn sie III 3f. erklärt, dem hinterlassenen Sohne sei nur einiges für Unterhalt und Kleidung ausgesetzt. Aus beiden Gründen hat sie versucht, Wertsachen aus der Erbmasse auf die Seite zu bringen. Der hinterlassene minderjährige Knabe ist nicht Sohn der Ptolemais.

Das Eingreifen des Idioslogos dürfte aber auf dem Verdachte der Soldatenehe beruhen; Nebenumstände wie die nicht gezahlte *vicesima* (I 7) treten hinzu.

Um diese Auffassung zu rechtfertigen, versuche ich im Anschluß an einige Besserungen der Lesung den Text von I 30 an zu ergänzen, d. h. hauptsächlich die Aussage des Kasianos.

Col. I 30ff.

Καϲ[ι]αν[ὸϲ εἶπεν] 30[. . .]. . ο̣[.]ηϲ . . . τη [. . . . .] μ̣ό̣νοϲ ὅλον ϲοι τ̣ὸ̣ [πρᾶγμα] 31[ἐπι]δ̣ε̣ίξω. ἡ γὰρ τ̣[. . . . .]. . μ̣ὴ ἐπενεχθ[ῇ . . . . .] 32[. . . Πτολε]μαΐδο̣ϲ̣ [ὡϲ γενομένηϲ γυν]α[ικ]ὸ̣ϲ τοῦ ϲτρατιώ[του . . . . .] 33[. . . . . .] η. ἐπεὶ γὰρ [ἔγνωϲάν τιναϲ δούλο]υϲ ἐλευθερῶϲθ[αι ἔτι] 34[δὲ καὶ ϲύν]τ̣[ρο]φοϲ ὢν ὁ Ϲ[μάραγδοϲ ϲυνέπρ]α̣ττεν αὐτο̣ῖ̣[ϲ . . . . .] 35[. .] . . . ὑφελόμενοι αὐ̣[τῶν τὰϲ . . ταβέλ]λ̣α̣ϲ̣ τῆϲ ἐλευθερώ[ϲεωϲ] 36[καὶ ἑτέρ]αν ταβέλλα̣ν̣ [μετὰ τὴν τοῦ] ἐ̣λ̣ε̣υ̣θερωθέντοϲ τε̣[λευτὴν] 37[καὶ ἐξαλ]είψαντεϲ ἐκ τῶ[ν τούτου] τ̣α̣β̣ελλῶν τὸ ὄνομα [. . . . .] 38[. . . . . ἤ]λ[λ]αξαν τὸ το̣ῦ̣ Ε̣ὐ̣[καί]ρ̣[ου, ὅπω]ϲ̣ [ἐὰ]ν̣ ἐπενέγκῃ̣ ὁ Εὔκαιρ[οϲ] 39[ἐκ πε]π̣[λ]α̣ϲμένηϲ αὐτῆϲ ἐ̣π̣ι̣[κρείνητ]αι τῆϲ αὐτοῦ ταβέλλη[ϲ] 40[. . . .]τω[.] οὔϲηϲ. καὶ ἱμάτια δὲ ἐ̣λ̣[εῖν] ἐ̣[πέ]δειξα τοῦ τετελευτηκότοϲ 41[ἠμφι]εϲμένην τὴν Πτολ[ε]μαΐδα [καὶ τὴν] μητέ[ρ]α καὶ τὸν ἀδελφὸν 42[αὐτῆϲ], καὶ ἀξιῶ, ἐ[π]ε̣ι̣δὴ πλείονα ἐ̣κ̣ τ̣ῶ̣ν̣ τ̣ο̣ῦ̣ τετελευτηκότοϲ ὑφείλαν — 43[το, ἀντὶ] το[ύ]των ἀναι̣[ρ]ε̣θῆναι τὰ ἀνδ̣ρ̣ά̣π̣ο̣[δ]α̣· κα[ὶ γ]ὰρ Εὐπορᾶϲ δοῦλοϲ 44[αὐτῆ]ϲ ἐκ τ̣ῆϲ οἰκίαϲ μετή[νεγ]κεν τὰ [ἀργυρώματ]α δοθέντα αὐτῷ 45[ὑπὸ τῆϲ] Πτολεμαΐδοϲ. Π̣τ̣ο̣λ̣[εμαῒϲ] ε̣ἶ̣π̣ε̣ν̣· [γ]ρ̣α̣φή ἐϲτιν τῶν ἀ̣[ργυ]ρω-46[μάτων,] τὰ δὲ ἱμάτ[ια] ἐμά ἐ̣[ϲ]τ̣[ι]ν· ὁ γὰ]ρ τ[ετ]ε̣λ̣ε̣υ̣τ̣ηκὼϲ ἐπίτρ[οπ]όϲ [μου ἦν] καὶ ϲυνκλ̣η̣[ρ]ονο̣[μοῦϲα καὶ ἐν τῇ] ο̣ἰκίᾳ̣ αὐτοῦ καθεζομέν[η]

Zur Lesung: 31 ἡ γὰρ schwerlich Πτολεμαῒϲ, da ihr Name im Genitiv folgt; man könnte etwa ihre Mutter für Subjekt halten; vor μὴ ist etwa φοβουμένη oder ὑποπτεύουϲα zu denken. Subjekt zu ἐπενεχθῇ entweder ταβέλλα sc. Εὐκαίρου oder ὄνομα nämlich der Πτολεμαῒϲ. — 32 Die deutliche Spur eines α nach der großen Lücke rechtfertigt γυν]α[ικ]όϲ. — 33 Verbum etwa im Sinne von: dachte sich etwas aus. Von ἐπεὶ an steht das Subjekt im Plural: Ptolemais und die Ihrigen. Statt τιναϲ auch eine bestimmte Zahl möglich; l. ἠλευθερῶϲθαι. — 34 ὅϲων gibt keinen annehmbaren Sinn. — Zu ϲυμπράττειν vgl. II 11. — 35 Vor ταβέλλαϲ erg. eine Zahl; die Herstellung beruht hier und weiterhin auf II 38—40. — 36 Es handelt sich um die Tabelle des verstorbenen Auxon. Der Wechsel von ταβέλλα und ταβέλλαι ist nicht anstößig, da jedenfalls von zweiklappigen Tafeln die Rede ist, die als Ganzes auch ταβέλλα heißen konnten. — 38 Wahrscheinlich Kompositum von ἀλλάϲϲειν. Die Vorlage der Tabelle des Eukairos ist vornehmlich bei Gelegenheit der ἐπίκριϲιϲ zu erwarten; daher trifft Ptolemais ihre Vorkehrungen wahrscheinlich gerade für diesen Fall. Auch der Satzbau führt darauf,

in ἐπι-αι (Z 39) ein Verbum zu suchen. — 40 Hier ist die eigentliche, echte Tabelle des Enkairos gemeint: sie ist als nachteilig oder dgl. bezeichnet: καθ' ἑαυτῶν ist für die Lücke zu lang. Möglich auch Verbalform auf ούσης. Nach δὲ ist entweder χ oder λ, also auch ἔχ[ειν] denkbar. — 43 Sinn fraglich: Die Sklaven sollen entweder als Sicherheit einbehalten oder als Mitwisser vernommen werden, also [ἀντὶ] oder [περὶ] τούτων ἀναιρεθῆναι möglich, aber nicht befriedigend, während ἀνατέθηκα der Ed. ausgeschlossen ist. — 44 Erg. vielleicht αὐτῆς vgl. II 17. — 45 Über dem Namen Pt. ein Strich, wie I 15. II 37. 43. — 47 Erg. [μου ἦν] scheint sicher, ebenso die Lesung συνκλη[ρ]ονο statt συνκυ[ρ]ον-. καθεζομέν[η] statt καθεξομεν[η] sicher; das Verbum, etwa »ich glaubte mich befugt, die ἀργυρώματα an mich zu nehmen«, folgte im Anfang der II. Kolumne.

Einzelne Verbesserungen:

I 7 etwa ἵνα [. . . . . οἱ κ]ληρονόμοι (sc. des Sempronius Gemellus) τὰ οὐικήσιμα [τελῶσ]ιν, ἢ ἵνα ἐγὼ usw.: wohl nicht ἵνα [ἀναγκασθῶσιν οἱ κ]ληρονόμοι . . . [τελε]ῖν. — 29 wahrscheinlich μεταγεν[ομένων τῶν Zahl (?) ταβ]ελλῶν. II 2 ζῷ]δ̣ια τρία paßt zu den Spuren besser als ν, daher ist II 21 ζῳ[δια] zu erg.; es handelt sich um Tafelschmuck. Hier führt also Ptolemais die Gegenstände auf, die sie vorgefunden und in Sicherheit gebracht hat. — 4 Statt Σαραπ[ιά]ς l. Σ]μάραγ[δο]ς. — 5 Statt ἤνεγ]κεϲ̣ ἄνω l. κασ̣ιανῷ. — 23 l. ἔλεγον αὐτῇ· ἆρον usw. — 34 Statt οὗ erg. καί; οὗ ist ungriechisch. III 1 Statt δ̣ιο̣ l. ηνδ. — 2]κ̣ε̣λεύσας oder ἐ]κέλευσας. — ἀναγκαιω[oder ἀναγκαιο[. — 3 l. καὶ τ[ὸ] παιδίο[ν κληρονόμον] ποιήσασθαι [τῶν πάντ]ω̣ν ([κατὰ π]ᾶν, [τὸ παράπ]αν) πέφη[νε: vor ν ist nur ω oder α möglich. — Statt διὰ erg. κατά. — 4 δι[α]θήκην [ὁ Σεμπρ]ώνιος; erg. τινὰ [εἰς δι]ατροφάς. — 5 Erg. δ[ώσις] ἀντίγραφον. — 6. Erg. προσῆκον δέ] ἐστιν τῶν ἀ[λλων] τῶν [ἐ]νθάδε ὄ̣[ντω]ν̣ τοῦ.

§ 79. Im ganzen Bereich der Bußen und des widerrechtlich angeeigneten Staatsgutes ist die Haupthilfe des ἐξεταστής das Angebertum.

Daß die dienstlichen Anzeigen meist auf Angeber zurückgehen, wurde mehrfach erwähnt (vgl. Meyer, Dioik. S. 149 f.). Gegen die Auswüchse wendet sich das Edikt des Ti. Julius Alexander § 9: Da sonst kein Ende der Angebereien abzusehen ist, ordnet er an, εἴ τι κριθὲν ἀπελύθη ἢ ἀπολυθήσεται ὑπὸ τοῦ πρὸς τῶι ἰδίωι λόγωι τεταγμένου, μηκέτι ἐξεῖναι τούτωι εἰσαγγέλλειν κατηγόρωι μηδὲ εἰς κρίσιν ἄγεσθαι ἢ ὁ τοῦτο ποιήσας ἀπαραιτήτως ζημιωθήσεται. Zu den ἅπαξ κεκριμένα vgl. Lond. II S. 165, Z. 17; Arch. II S. 433, nr. 21; Lips. 34, 19; O. G. 669 § 9. Das Verbot, ferner Anzeigen zu machen, hat einen Sinn nur, wenn es gewerbsmäßige Anzeiger gab. Das bestätigt der folgende Satz: Da die Stadt Alexandria schon beinahe von den Bewohnern verlassen ist wegen der Menge der Sykophanten, und jeder Haushalt in seiner Ordnung gestört wird, so ist der Befehl unumgänglich: ἐὰν μέν τις τῶν ἐν ἰδίωι λόγωι κατηγόρων — eine feste Klasse also — ὡς ἑτέρωι συνηγορῶν εἰσάγηι ὑπόθεσιν, παρίστασθαι ὑπ' αὐτοῦ τὸν προσαγγείλαντα, ἵνα μηδὲ ἐκεῖνος ἀκίνδυνος ἦι· ἐὰν δὲ ἰδίωι ὀνόματι κατενεγκὼν τρεῖς ὑποθέσεις μὴ ἀποδείξηι, μηκέτι ἐξεῖναι αὐτῶι κατηγορεῖν, ἀλλὰ τὸ ἥμισυ αὐτοῦ τῆς οὐσίας ἀναλαμβάνεσθαι. Bei der großen Bedeutung der Angeberei als Hilfsmittel der ἐξέτασις war sicher dem Idioslogos ein Kreis geübter Berater der Leute aus der χώρα erwünscht. Belohnungen sind, als Gegenspiel der entzogenen Anklagebefugnis, anzunehmen: vgl. Amh. 33 und Ps.-Aristeas § 25. Die Gefahr für den Angeber klärt weiter Flor. 6 vom Jahre 210: βουλομένου μου κατη[γ]ορεῖν οὔτε ὄντος δημοσίου κατηγόρου ἀλλ' οὐδὲ ἀσφαλισαμένου τὸ ταμε[ῖ]ον εἰς τὸ πρόστιμον τῆς συκοφαντίας also Verlust einer Kaution; vgl. Berger, Strafklauseln S. 13.

§ 80. Das Verfahren, das der Einziehung von Vermögen oder Vermögensteilen dann vorangeht, wenn Steuer- oder Verwaltungsausfälle gedeckt werden sollen, kann hier nur in den Grundzügen dargestellt werden.

Eine umfassende Darstellung wäre eine Arbeit für sich. Zur Frage s. Rostowzew, Kol. S. 135 ff. für das Gebiet des Landbesitzes, außerdem Wilcken, Chrest. 363, 364 mit Einl., Oertel, Die Liturgie S. 241. Im allgemeinen Mitteis, Römisches Privatrecht S. 366 ff. Das Folgende soll nur als Baustein zur Arbeit eines Berufeneren dienen. Umgehen kann ich eine kurze Bemerkung wegen des Hineinspielens des Idioslogos jedenfalls nicht.

§ 81. Es beginnt damit, daß das Vermögen des Staatsschuldners beschlagnahmt und ermittelt wird.

BGU 106 = Chrest. 174 (vom Jahre 199 n. Chr.): πάντα τὸν πόρον ἀναζητῆσαι καὶ ἐν ἀσφαλεῖ ποιῆσαι ἐμοί τε δηλῶσαι. Zu ἀναζητῆσαι vgl. P. Ryl. II 75 (Privatschulden). Zur Bedeutung von ἐν ἀσφαλεῖ vgl. P. 11564 (Berl. unveröff.): ein entflohener Staatsschuldner wird zur Rückkehr aufgefordert, widrigenfalls τὸν πόρον .... σὺν ταῖς προσόδοις κατασχὼν δήλωσόν μοι. Zur κατοχή vgl. Preisigke, Fachwörter unter d. W. und die Beschlagnahme von $^1/_4$ des Vermögens derjenigen, die dem Idioslogos »eingegeben« werden, oben § 68.

Die Auskunft des Ortsbeamten und die Beschlagnahme kann sich auf alle Arten von Besitz erstrecken: BGU 8 (247 n. Chr.) II wird κατοχή angeordnet und Mitteilung über diese κατεσχημένα ἔν [τε] κεινητοῖς καὶ ἀκεινήτοις. Vgl. den πόρος BGU 1189, Z. 12. Bei dem beweglichen Besitz wird an Geld und Getreide sowie Edelmetalle besonders gedacht sein. Forderungen scheinen nicht erwähnt zu sein, müssen aber natürlich ihre Rolle gespielt haben.

Unbeweglicher Besitz wird in Oxy 986 (Zeit Hadrians) in σιτικὰ ὑπάρχοντα und οἰκόπεδα geschieden, ebenso Fay. 26, Tebt. II 337, 15,

Die Auskunft der Ortsbeamten erstreckt sich hier neben dem Vermögen auch auf den im letzten Jahre daraus gezogenen Gewinn, die πρόσοδος; P. Berl. 11564. In Oxy 986, allerdings aus einem späteren Zeitpunkt, auch Nachbarn usw. In BGU 1047 Nachprüfung früherer Angaben.

§ 82. Unbeweglichen fruchttragenden Besitz nutzt der Staat sofort für sich selber aus zur Deckung der Schuld; diese sogenannte γενηματογραφία ist nicht Bedingung für die Einziehung, geht ihr in diesem Besitzkreise aber, dem Wesen der Sache gemäß, voran.

S. B. 5230 zeigt den Zugriff des Staates auf die Erträge der bearbeiteten Parzellen, auf der anderen Seite die Einziehung, wenn nutzbarer unbeweglicher Besitz nicht vorhanden ist, vgl. § 40. In der Mitte steht die γενηματογραφία. Die Auskunft über die aus unbeweglichem Besitz gezogenen Gewinne (s. § 81) gab vermutlich einen Anhalt, wieviel der Staat daraus glaubte gewinnen zu können. Die πρόσοδος wird dem betreffenden Besitz »beigeschrieben« (παραγραφή): Tebt. II 337; BGU I, 6; S. B. 4416; Rostowzew, Kol. S. 159 oder »festgesetzt« ὁρίζειν; BGU 619, I Z. 1; Lond. II S. 116, Z. 6; BGU 1091, Z. 24; Chrest. 171; Oxy 986, wo ὥρισται wohl mehr im Sinne von δεδήλωται. Bei Weingärten besteht die πρόσοδος natürlich in καρποί, z. B. Chrest. 363, Z. 3 ὁρισμὸς καρπῶν.

Ausdruck für diese Behandlung des Grundstücks ist γενηματογραφεῖν. Γενηματογραφούμενα (-γραφηθέντα) sind Grundstücke, deren Ertrag zur Zeit an die Staatskasse geht.

Der Ausdruck scheint schon ptolemäisch zu sein: in Erbstreit Z. 16 (vgl. oben § 3) ist mit großer Wahrscheinlichkeit von Preisigke. γενηματογρα]φουμένης γῆς ergänzt. Chrest. 162 II, 5 hat statt dessen διαστ[αλ(είσης) γῆς. Die Einziehung ist schon vollzogen. Erklärung ist schwer, da wir für ptolemäische Zeit diese Dinge zu wenig kennen. Ich nahm oben aus anderen Gründen an, das Grundstück sei zur Zeit unfruchtbar. Vielleicht ist die Lösung: Das Grundstück ist vor (oder auch noch nach) der Einziehung γενηματογραφουμένη gewesen und deswegen, oder wegen des Überganges in unmittelbares Staatseigentum in διαστολή (ἐποχή) der Staatsabgaben gestellt, wie P. S. J. 104, 108 das zeigen.

Klarer ist die γενηματογραφία der römischen Zeit. Der Sicherung des Staates dient die κατοχή, die γενηματογραφία der Tilgung der Schuld; daher γενηματογραφεῖν εἰς ὀφιλήματα, oder πρὸς τὸν τῆς διοικήσεως λόγον: Tebt. II 337, Z. 16; Lond. II S. 116, Z. 2. Sie ist nur möglich, wenn unbeweglicher fruchttragender Besitz vorhanden ist, und begründet nur dann, wenn Geld, Geldeswert und Forderungen nicht vorhanden sind oder nicht ausreichen, um den Staat schadlos zu halten. Deren Einziehung kann also in ein und demselben Vollstreckungsverfahren der γενηματογραφία vorangehen, andererseits zieht diese eine Einziehung nur dann nach sich, wenn sie nicht zum Ziele führt, den Ausfall zu decken. Ob der Schuldner für sich die γενηματογραφία fordern konnte, auch wenn sie bei einem Mißverhältnis zwischen πρόσοδος und Schuld aussichtslos erschien, scheint mir fraglich.

Soweit also die γενηματογραφία Schuldendeckung bezweckt, kann sie als die weniger weitgreifende Maßregel der Einziehung dieses selben Grundstückes immer nur vorangegangen sein, zumal ja mit dem Augenblick der Einziehung das Eigentum an den Staat übergeht, während bei der γενηματογραφία nicht bloß der Besitz, sondern auch das Eigentum erhalten zu bleiben scheint; sie betrifft nur die Früchte.

Regelweise wird allerdings der Verlauf meist der gewesen sein, daß die γενηματογραφία zusammen mit Aussichten des Schuldners, aus anderen Quellen Mittel aufzutreiben, die Schuldendeckung versprach: daß dann aber diese Hoffnung sich trügerisch erwies, und der Staat das γενηματογραφούμενον einzog. Mehr als die praktische Regel braucht Chrest. 364 nicht zu beweisen.

Wird die Schuld getilgt, so wird die γενηματογραφία aufgehoben: Wilcken zu Chrest. 363 Einl., Ryl. 84; vgl. auch κουφισθῆναι τὴν πρόσοδον BGU 619 I, 6.

Die πρόσοδοι werden erhoben durch Liturgen, die ἐπιτηρηταὶ γενηματογραφουμένων ὑπαρχόντων, Oertel, Die Liturgie S. 241. Sie haben zahlreiche Hilfskräfte: S. B. 4416. Vielleicht ist Tebt. II 471 zu ergänzen διάς]τρωμα διὰ κληρούχων καὶ δημοσίων γεωργῶν καὶ ἐπι[τηρητ]ῶν καὶ ἀπὸ γενη(ματο)γρ(αφουμένων) προσόδων ὑπαρχόντων πάντων. In BGU 851, Z. 9/10 schien mir ἐλαϊ- κῶν κ[αὶ] ὄσπρια τοῦ erwägenswert.

§ 83. Fraglich ist, inwieweit außerhalb der Ausfalldeckung eine ähnliche Nutzung unbeweglichen Besitzes durch den Staat nachweisbar ist.

Vermögen, die auch Grundbesitz umfassen, zieht der Staat nicht nur zur Deckung von Ausfällen ein. Der Berliner Gnomon zeigt viele Einziehungen aus anderen Gründen; vgl. auch oben die *vacantia* § 40. Dort ist ungewiß, ob die Einziehung schon ausgesprochen ist, jedenfalls nutzt der προσοδοποιός durch den ἐπιτηρητὴς τῶν προσόδων die Güter bereits für den Staat.

Allgemein muß ein derartiges Verfahren vorausgesetzt werden. Denn in den Fällen, in denen die Rechtslage sofortige Einziehung gebot oder gestattete, hatte der Staat das Bedürfnis, sich sofort in den Genuß der Früchte dieses neuen Besitzes zu setzen. BGU 388 = Chrest. 91 mit den massenhaften Diebstählen zeigt, wie notwendig es war, sofort jemanden für die Besitzgegenstände und deren Früchte haftbar zu machen. Ein vor der Ernte stehendes Feld mußte abgeerntet werden. Mit dem Aussprechen der ἀνάληψις war es nicht getan; bis die Ansprüche des Fiskus ganz klar gestellt oder über die einzelnen Besitzgegenstände weiter verfügt wurde, mußte der Staat für Nutzung sorgen: P. S. J. 104, 20 κριθέν; vgl. 108. In BGU 733, Z. 4 ff. scheint auf eine Einziehung πρὸς γνώμονα eine Verfügung über die γενήματα zu folgen. Vgl. Chrest. 363, Z. 2 ff.

Auch bei Einziehungen des Gutes von Staatsschuldnern wäre denkbar, daß die γενηματογραφία die Einziehung manchmal überdauerte. Der Staat hatte ja einen Vorteil davon, wenn er ein Grundstück weiter unter den Händen des alten Besitzers ließ, bis es anderweitig verkauft wurde. Die Fälle, in denen fälschlich eine πρόσοδος von Grundstücken verlangt wird, die regelrecht vom Staate gekauft sind, erklären sich dann ganz besonders leicht: BGU 619, Lond. II S. 116. Vgl. auch oben den ptolemäischen Beleg für γενηματογραφεῖν.

Es wäre dies ein Verfahren, welches der Nutzung derjenigen Dinge gleichläuft, deren Verkauf nicht gelingt (ἄπρατα, verpachtet), in den Formen (liturgische Bestellung) aber der γενηματογραφία nahesteht. Ob in gewissen Fällen der Ausdruck γενηματογραφούμενα auch nach der Einziehung weiter verwandt ist, oder ob hier die sogenannten προσοδικά hinspielen, will ich nicht untersuchen, verweise nur auf Rostowzew, Kol. S. 149 und Oxy VI, 986, wo möglicherweise beide Dinge, Einziehung nach γενηματογραφία und Nutzung nach der Einziehung, nebeneinander stehen.

Beide Möglichkeiten hat man jedenfalls bei der Staatseinnahme προσόδων ὑπαρχόντων im Auge zu behalten; der P. 11656 Verso (Berlin unveröff.) gibt bei (διοίκησις): προσόδων λημματιζομένων, bei ἱερατικά: εἰς ὀφιλὰς προσόδων neben καθ' ἑαυτὰ προσόδων (dazu Lond. II, S. 116, Z. 13, Fay. 42a III 15), beim Idioslogos προσόδων ὑπαρχόντων, beim οὐσιακὸς λόγος προσόδων ὑπαρχόντων, χωρὶς οὐσιῶν προσόδων εἰς ὀφιλάς.

§ 84. Die besondere Rolle des Idioslogos in dem Verfahren gegen Staatsschuldner bis zur Einziehung ist noch unklar.

Auch wenn meine Vermutung zutrifft, das Einziehungsgeschäft sei in jedem Falle schließlich Sache des Idioslogos, so ist immer noch fraglich, ob er auch Beschlagnahme, Ermittlung und Nutzung des Vermögens von Staatsschuldnern anordnet und durchführt. Weitere Urkunden müssen herangezogen oder abgewartet werden. Ausgeschlossen wird er, wie mir scheint, auch hier nirgends. Aurelius Victor Chrest. 174 kann ebensogut Idioslogos wie sonst ein hoher römischer Beamter sein. In BGU 8, II, Z. 26ff. = Chrest. 170 stellt nicht der Prokurator Neaspoleos selber das Vermögen eines Schuldners aus seinem Amtsbereich fest, sondern der Dioiket teilt ihm mit, die üblichen Befehle seien gegeben. Von wem, bleibt ungewiß. Wichtig wäre Lond. III, S. 150, Z. 5, wenn Justus = Ti. Claudius Justus unten § 94, Nr. 11 wäre. Ob S. B. 5230 der Idioslogos spricht, ist nicht sicher, s. § 40.

In BGU 733 vielleicht eine γενηματογραφία πρὸς γνώμονα. — Fay. 26, Z. 8/9 spricht von γενηματογραφούμενα ὑπάρχοντα καὶ οἰκόπεδα nur in Beziehung zur διοίκησις und den οὐσιακά. Doch bestätigte sich meine Vermutung, dort sei auch der ἴδ. λ. genannt. Nach einer durch J. Maspero freundlich vermittelten Auskunft über das Original ist statt ιδ L

8*

vielmehr ἰδί[ου λ(όγου) ἐπιτρ(οπῆς)? möglich, (ἔτους) unwahrscheinlich. Die große Liste derartiger ὑπάρχοντα (Ryl. 207), die dem Idioslogos fernstehenden — außer dem ἐπιτηρητὴς ἀπράτων ὑπαρχόντων Z. 11 — Beamten gehört haben, hat dem γράφων (scil. ἐν ἰδ. λ. τὸν νομόν) zur Prüfung vorgelegen (s. Einl. zum Text, am Ende).

Da nun jedenfalls der Idioslogos das der γενηματογραφία nahestehende Nutzungsverfahren des § 81 ausgiebig verwandt hat, da überdies der προσοδοποιός bislang in engster Verbindung mit dem Idioslogos bezeugt ist, so braucht die Rückkehr zum normalen Zustand, die der Dioiket mit der Aufhebung der γενηματογραφία ausübt, nicht gegen die Möglichkeit zu sprechen, daß auch bei der Deckung der Ausfälle die Tätigkeit der anderen Beamten sich auf das εἰσδιδόναι εἰς ἰδ. λ. beschränkte und der Idioslogos alles Weitere veranlaßte. Für den Bereich der διοίκησις halte ich sonach für wahrscheinlich, daß für das ganze Gebiet des Verfahrens bei Einziehungen der Idioslogos zuständig war. Das Nebeneinander der beiden in Fay. 26 entscheidet nicht dagegen.

Kein Urteil wage ich über die Frage, wie sich die Amtsgewalt des procurator usiacus gegen die des Idioslogos abgrenzt, und ob er die ihm von Rostowzew, Kol. S. 142, 185 zugeschriebene Befugnis hat, Ausfälle in seinem Bereich selber durch Einziehung zu decken. Ebenso unklar ist seine Rolle bei den Verkäufen. Meines Erachtens steht alles, was über das Verhältnis der beiden Beamten allgemeine Ansicht ist, auf ganz schwachen Füßen.

§ 85. Die Regeln für das gesamte Gebiet der Einziehungen durch den Idioslogos waren seit Augustus in einem Tarif (Γνώμων) vereinigt, von dem ein umfangreicher Auszug erhalten ist.

Der Γνώμων mehrfach erwähnt: O. G. 669, § 9; BGU 73, 3; Arch. V, S. 396, Z. 20. Oxy IX 1188 beruft sich auf ihn für die Einziehung von herrenlosem Gut. Der umfangreiche Berliner Text des Gnomon bezeichnet sich als Auszug der Hauptpunkte und bewegt sich in dem erhaltenen Teil im Gebiet des Erbrechts (*vacantia, caduca, damnatorum*) und mannigfacher Geldbußen, sowie im Gebiet der Aufsicht über die Kirche.

Der Gnomon geht auf Erlasse und Vorentscheidungen der Kaiser, des Senats, der Präfekten und früheren Inhaber des Idioslogosamtes zurück. Ein Eingriff des Präfekten: O. G. 669, § 9. Alles Nähere s. die Veröffentlichung des Gnomon.

b) Die Verwertung des eingezogenen Gutes durch Verkauf.

Die Grundsätze, nach denen eingezogenes Gut dem Staatsbesitz einverleibt wurde, s. § 17 ff. Demnach ist ein besonderes Verfahren nur notwendig im Bereich derjenigen Güter, die keine geläufigen Staatsbesitzkonten bildeten und darum als lästiger Besitz verkauft wurden.

Auch hier ist eine erschöpfende Darstellung nicht beabsichtigt, vielmehr nur ein Grundriß, dem einige neue Ergebnisse eingefügt werden sollen.

§ 86. Neben dem ptolemäischen Verkaufsverfahren (mit Auktion und Wettbewerb von Angeboten) hat die römische Verwaltung für ein fest umgrenztes Gebiet schwer loszuwerdender Güter einen erleichterten Verkauf

ohne Auktion eingeführt. (Verlauf: Ausgebot — Angebot — παράδειξις — κύρωσις — Preiszahlung — παράδοσις — Eintragung d. παράδειξις).

Wilcken, Grundzüge S. 307 schied im Anschluß an Rostowzew zwei Arten Verkäufe: die des unfruchtbaren Landes ohne Auktion und die des konfiszierten fruchtbaren Landes mit Auktion. Fruchtbares Land wird jedoch, abgesehen vom Vorkaufsrecht der Angehörigen von Staatsschuldnern, nicht verkauft. Auch die Konfiskation ist nicht das unterscheidende Merkmal.

Richtig ist jedoch das Nebeneinander von zwei Verkaufsarten; nach Gnomon § 70 dürfen die Beamten nicht kaufen, auch nicht ο[ὔ]δὲ ἐξ ὑπολόγου [οὔδ]ὲ [ἐ]κ προκηρύξεως ὅλου νομοῦ. Nach Gnomon § 78 zwei verschiedene Arten des Verkaufs von Priesterstellen: ψειλῶς καὶ μὴ ἐφ' αἱρέσει πραταί, also ψειλῶς neben ἐφ' αἱρέσει. Neben BGU 915 ἐξ ὑπ(ολόγου) ἐω(νημένα) P. S. J. 106, 9 τιμὴ γῆς ἀπὸ ὑπολόγου und P. Ryl. 213, 71, 357 τιμὴ γῆς κατὰ χρη( ).

Richtig ist ferner, daß die Verkäufe unfruchtbaren Landes unter die erleichterte Form des schlichten Verkaufes fallen.

§ 87. **Unfruchtbares Land (ἐξ ὑπολόγου) wird ohne Auktion einfach auf Grund der Nachweisung (παράδειξις), κατὰ χρηματισμὸν scil. παραδείξεως verkauft.**

Amh. 68 = Chrest. 374. Objekt ἀπὸ χέρσου σιτοφόρου εἰς σιτοφόρον laut Angebot, s. o. § 20, augenblicklich ὑπόλογος βασιλικῆς. Es ist ausgeboten, also auch συγκεχωρημένον εἰς πρᾶσιν. Trotzdem bekommt er nicht einfach den Zuschlag, obwohl andererseits auch keine Auktion stattfindet. Vielmehr ein peinliches Verfahren: das Angebot geht vom Strategen zu den γραμματεῖς νομοῦ und dem βασιλικὸς γραμματεύς, von da, als χρηματισμός bezeichnet, in Abschrift an Ortsbehörden mit Befehl zu prüfen, u. a. ob die Grundstücke wirklich zu der zum Verkauf zugelassenen Landart gehören und seit wann usw., ob der Bieter nicht ein Strohmann ist von Leuten, denen der Kauf verboten ist, z. B. eines Beamten oder römischen Soldaten. Hierzu: κωλύειν heißt verbieten, ὑπόβλητος τῶν κεκωλυμένων ist ein Strohmann; vgl. Gnomon § 70, Tebt. I 5, Z. 224. Vgl. auch Dig. XLIX 14, 46, 2 *per suppositam personam* XVIII 1, 46 *vel per se vel per aliam personam*; Cod. Theod. VIII 15, 1, 5 Dig. 48, 11, 1; XII 1, 33. Auf diese und andere Paragraphen bezieht sich der Dorfschreiber Z. 34; οὐδὲ ὁ ὠνούμενος ὑποπίπτει τῷ κυρίῳ συνκρ[ί]ματι περὶ ἐωνημένης. Ferner ist zu prüfen, ob sie nicht von der Liste des verkäuflichen Staatsgutes abgesetzt sind (τῶν ὑπερτεθέντων εἰς ἐ]πι[σκεψιν? Ferner sind anzugeben die Masse, wozu Schubart an O. G. I 221, 43 καταμετρῆσαι καὶ παραδεῖξαι erinnert, und die Nachbarn. Endlich die bei dem hellenistischen Beamten unvermeidliche Versicherung, für Irrtümer einstehen zu wollen.

Das Schriftstück läuft weiter an den τοπογραμματεύς und Dorfschreiber, von da als χρηματισμὸς παραδείξεως an die Landmesser, die unter Eid die Fragen beantworten. Damit ist die παράδειξις vollzogen, die der Bieter als Bedingung für die Zahlung nennt: Z. 20: ἐφ' ᾧι παραδειχθεὶς ταύτας διαγράψω. Zur παράδειξις s. auch P. Neut. Sem. 6, 21, Jörs, Erzrichter und Chrematisten, Zeitschrift der Sav.-Stiftung 1915, S. 317 ff. Das Ganze ist also ein Kauf ἀπὸ ὑπολόγου κατὰ χρηματισμὸν (παραδείξεως).

Später ist der ordnungsgemäße Hergang offenbar desselben Kaufes bezweifelt worden. παράδειξις Z. 71 übertragen = χρηματισμὸς παραδείξεως.

Ähnlicher Fall BGU 915, dessen Verständnis ich fördern zu können glaube.

Einlage: Zu BGU 915.

Z. 4 Καὶ τῶ(ν) ἐν ἐπικρίϲι τεταγμέ(νων) ὑπὸ το(ῦ) τὸν νομὸ(ν) γρ(άφοντοϲ) τῶ(ν) ἐξ ὑπ(ολόγου) ἐω(νημένων) ἐν τοῖ(ϲ) ἔμπροϲθ(εν) χρόνοιϲ καί τινων ἡμεῖν 5 ἀπὸ L (l. τούτων?) χρημα[τ]ι[ϲ]μῶ(ν) ὀφειλόντων κατεχωριϲθῆ(ναι), δι' ὧν ἴϲειν τῶν κωμογ(ραμματέων) αἱ παραδείξειϲ, 6 μέχρι τοῦ νῦν οὐ κατεχωριϲθ(έντων), ὑπονο[εῖ]ϲθαι (?) δέ, τῶν ἐδαφῶ(ν) ἀπαραδείκ(των) ὄντω(ν) τοὺϲ ὠνουμένουϲ 7 ἴϲ ϲιτοφό(ρον) ἐϲπαρκ(έναι), το[ὺϲ] δὲ ἴϲ ἀμπελ(ῶναϲ), ἴϲ παραδ(είϲουϲ) φυ(τεῦϲαι).

διό, εἰ φανήϲεται, τοὺϲ ἐμφερομένουϲ κωμογραμματεῖϲ 8 μεταδῶ(ναι) [τ]οὺϲ χρη(ματιϲμοὺϲ ἐν ἡμέ(ραιϲ) λ, δι' ὧν ἦ[ϲα]ν αἱ γενάμεναι τῶν ἐδαφῶ(ν) παραδείξειϲ·

εἰ δὲ μή, τὸ φανὲν 9 τῷ ἡγεμόνι ἐ[π]ιτελεϲθήϲετε

ἐφ' ὧν ὑπεγρ(άφη)·

ὁ β(αϲιλικὸϲ) γρ(αμματεὺϲ) καὶ ὁ πρὸϲ ταῖϲ χρείαιϲ, ἣν 10 παραδεικνύουϲι [γ]ῆν διὰ τῶν ϲπόρων καθ' ἔτοϲ ἀναγραφέϲθωϲαν· τὴν δὲ ϲυνήθ(ειαν) τὴ(ν) ἐμὴ(ν) 11 τηρῶ, ἵνα μὴ δυϲχερὴϲ οὖϲα ἡ παράδειξιϲ αὐτῆϲ τὴν πρᾶϲιν ἐνποδείζηι· προ 12 τιτέϲθω δὲ ἐν δημοϲίωι ὑπὸ τῶν κωμογραμματέων καὶ τοῦ βα(ϲιλικοῦ) γρα(μματέωϲ) γεγειτνειαμένηι'

Zur Lesung: Z. 4 ὑπὸ το(ῦ) τὸν νομὸ(ν) γρ(άφοντοϲ) las ich am Original statt τοπ-πογργρ(αμματέωϲ) = Schlechte Stelle, übersprungen. — Z. 5 τούτων mögliche Auflösung nach P. 11555 Berl. unveröff. Man muß es eigentlich auf ἔμπροϲθεν χρόνοιϲ beziehen. — Z. 6 Lesung noch nicht sicher, doch führt alles auf ὑπονο[εῖ]ϲθαι. — Z. 7 zu παραδ( ) φυ( ) vgl. Rostowzew, Kol. S. 104. Hat vielleicht der Schreiber ἁ εἰϲ in i is = īs = ἴϲ verhört?

Die ganze Darlegung ist von einem Dorfschreiber offenbar als Einleitung zum Entwurf für den öffentlichen Aushang des Textes ab Z. 13 abgeschrieben worden. Den Befehl dazu enthält der letzte Satz des Erlasses Z. 8 ff., dessen erste Sätze von anderen Dingen handeln. Dieser Erlaß ist durch ein Schreiben einer in der Mehrzahl sprechenden Behörde hervorgerufen worden, etwa der βιβλιοθήκη ἐγκτήϲεων oder des Idioslogos-Amtes in Alexandria, die um Entscheidung eines Falles bitten, der dem des Amh. 68 gleicht: fehlende ordnungsgemäße παράδειξιϲ von staatlichen Grundstücksverkäufen. Da dieser Fall jenen Dorfschreiber für seinen öffentlichen Aushang nicht interessierte, hat er das Schreiben Z. 3—8 in beinahe unverständlicher Form wiedergegeben. Z. 1 und 2 sind Rest einer fremden Urkunde, deren freier Raum für dieses Schriftstück benutzt wurde.

Aus Z. 4—8 scheint sich zu ergeben: eine Anzahl Grundstücke sind vor längerer Zeit ἐξ ὑπολόγου verkauft, die χρηματιϲμοὶ παραδείξεωϲ eines Teiles davon sind nicht ordnungsgemäß eingetragen. Deshalb sind sie offenbar in ἐπίκριϲιϲ gesetzt worden; vgl. o. § 75. Natürlich haben die Eigentümer, ohne Kenntnis dieser Schreibstubenungeheuerlichkeit, die Grundstücke inzwischen besät oder bepflanzt. Vorschlag: Die Dorfschreiber sollen die Urkunden nachträglich eintragen lassen; zur Frist s. Chrest. 374, Z. 71. Andernfalls möge der Präfekt einen anderen Befehl geben. An ihn ist offenbar das Schreiben gerichtet. Er antwortet mit einem längeren Erlaß.

Die παράδειξιϲ gilt hier als noch nicht vollzogen, weil sie nicht eingetragen ist; in Amh. 68 dagegen geht sie der Zahlung voran.

Dieselbe Art Käufe bezeugt schon die augusteische Urkunde Oxy IV 721 = Chrest. 369, Angebot auf ὑπόλογον. ἐφ' ὧι παραδειχθέντεϲ ταύταϲ διαγράψωμεν τὴν κεκε[λευϲμένην τιμήν.

Darf man die wesentlich spätere Urkunde P. Lond. III S. 110/11 = Chrest. 375 hinzunehmen und die παράδειξιϲ als schon vollzogen voraussetzen, so läge hier die κύρωϲιϲ vor, der Zuschlag in Form eines Befehls an die Ortsbehörden, die παράδοϲιϲ (Übereignung)

zu vollziehen: die Zahlung erfolgt gleichzeitig. Die Urkunde wäre dann Antrag auf Übereignung.

Zum Kreise der erleichterten Verkäufe von Land (ἀπὸ ὑπολόγου) gehören auch die Landkäufe der Veteranen (s. § 19). — Vielleicht ist auch Ryl. 222 ἀπὸ ὑπολόγου χερσαμπέλου, τιμὴ κατὰ τὰ κριθέντα hierher zu stellen.

§ 88. Der erleichterte Verkauf κατὰ χρηματισμὸν παραδείξεως umfaßt einen weiteren Kreis von Gütern als das Land ἀπὸ ὑπολόγου, nämlich auch mobiles (und immobiles) herrenloses Gut.

In den erleichterten Formen wird auch das trockene Holz verkauft, Oxy IX 1188. Geschäftsgang wie in Amh. 68; die Ortsbehörden sollen den Wert schätzen; Z. 2 und Z. 9 heißt das Angebot auf dem Dienstwege χρηματισμός. Weiterer Verlauf Oxy VIII 1112 erkennbar. Hier entspricht die Anzeige des Käufers, er habe den Zuschlag bekommen, vermutlich jenem Antrage auf παράδοσις. Die doppelte amtliche Schätzung, vor dem Ausgebot und nach dem Ausgebot, ist auch hier erkennbar: der Käufer hat Zuschlag bekommen zum Angebotpreise = der von den Beamten bei der Anzeige der trockenen Äste gegebenen ἀξία. Stets wird der im Ausgebot geforderte Preis von den Ortsbeamten unter Eid geprüft, ehe der Zuschlag, κύρωσις, erfolgt. Die κύρωσις ist also keine Eigentümlichkeit der Auktionskäufe.

Dasselbe Verfahren glaube ich bei den immobilen ἀδέσποτα nachweisen zu können: im Nestnephisprozeß Anzeige verbunden mit Kaufangebot, mit Preis. Im Verlauf der διάκρισις (§ 73) schätzt der Beamte (ἀξία) nicht nur die Grundstücke, auf die Nestnephis bietet (ἀξία = Oxy 1188, Z. 5), sondern auch das Haus, das in Verdacht geraten ist, herrenlos zu sein (ἀξία wie Oxy 1112 bei dem δηλοῦν). Vielleicht durften die Bieter auf immobile ἀδέσποτα, wie die auf die mobilen (trockenes Holz) unter diesen erleichterten Formen kaufen. Darin lag ein Anreiz, durch das Kaufangebot diese Dinge anzuzeigen.

Nach Gnomon § 78 sollen die Prophetien, soweit sie verkäuflich sind, ψειλῶς καὶ μὴ ἐφ' αἱρέσει πραταὶ sein. ψειλῶς πρατὸς dürfte eben dies vereinfachte παράδειξις-Verfahren bezeichnen.

Für ἀδέσποτα wie für γῆ ὑπόλογος läßt sich das erleichterte Verfahren schon unter Augustus nachweisen. Die große Zahl der damals brachliegenden Felder hat offenbar zu dem Bestreben geführt, die Käufe zu erleichtern, wie es noch BGU 915 hervortritt.

§ 89. Der erleichterte Kauf ist Ausnahme; für alle mehrbegehrten Güter bleibt der ptolemäische Auktionsverkauf (ἐκ προκηρύξεως, ἐξ ἀπαρτείας) in Kraft, nämlich für das Vorkaufsrecht der Verwandten von Staatsschuldnern, für Verkäufe von Weingärten, Priesterstellen usw. Verlauf: Ausgebot — Angebot — ? — (Zahlung?) — προκήρυξις — κύρωσις — Zahlung — παράδοσις.

Vorkaufsrecht der Verwandten für γῆ σιτική Chrest. 376; M. Chrest. 220; vgl. § 19. Ein Grund, den Verkauf zu erleichtern, liegt ja auch nicht vor. — Weingarten Chrest. 175; Ryl. 427, eine Menge Fragmente einer Rolle mit solchen Verkäufen; neben ὑπισχνεῖσθαι, ὑπόσχεσις, αἵρεσιν διδόναι, κυροῦν kommt προκήρυξις vor. Die θρέμματα P. S. I. 233, Z. 17ff. sind vielleicht konfisziertes Gut, das ἐκ προκηρύξεως verkauft wird.

Alle Stolistenstellen gehören hierher; vgl. auch Wessely, Kar. S. 64.

Zum Verlauf: Nach Chrest. 78 Zahlung erst nach κύρωσις ταῖς συνήθεσι προθεσμίαις; ebenso in Chrest. 79 erst nach κύρωσις ἐν προκηρύξει. In Chrest. 80 Zahlung vor παράδοσις. In Chrest. 81 dagegen (Ende 2. Jahrhundert) προκήρυξις und damit κύρωσις erst nach der Zahlung. Also vielleicht Verfahren geändert.

Den Ablauf zwischen Angebot und προκήρυξις können wir nirgends verfolgen.

Ἐξ ἀπαρτείας Gnomon § 112 muß der Wortbedeutung nach gleich ἐκ προκηρύξεως sein.

Die κύρωσις ist also kein unterscheidendes Merkmal der beiden Verkaufsarten. Auch die συντίμησις nicht, die auch bei den Verkäufen trockenen Holzes begegnet. Sie wird überall bei unbeweglichem Besitz stattfinden, bei beweglichen Gütern ist sie entbehrlich; vgl. Gen. 5. Möglich ist immerhin, daß wir für die προκήρυξις-Verkäufe eine παράδειξις oder für Verkäufe herrenloser Güter eine προκήρυξις kennen lernen.

Über die ἄπρατα ist noch keine Klarheit: wenn sie entstehen, weil der Normalpreis zu hoch ist, so kann ja mit der Überschreibung auf die ἄπρατα-Liste nicht nur die Möglichkeit zeitweiliger Nutzung durch Pacht, sondern auch die Möglichkeit des Verkaufes mit προκήρυξις, auch unter dem Normalpreis, gegeben gewesen sein.

§ 90. Für die Verkäufe ἀπὸ ὑπολόγου gibt es einen Einheitspreis für die Arure (Mitte 1. bis Mitte 3. Jahrhundert 20 Drachmen für die Arure).

Erschlossen von Rostowzew, Kol. S. 113, von ihm auf ein Edikt des Vestinus zurückgeführt. Dies letzte ist zweifelhaft, denn den Worten τὴν κελευσθεῖσαν τιμὴν ὑπὸ Λευκίου Ἰουλίου Οὐηστείνου ἡγεμόνος ἑκάστης ἀρούρης ἀργυρίου δραχμὰς εἴκοσι in Chrest. 374, Z. 20 ist in Chrest. 369 (Zt. d. Augustus) parallel: διαγράψωμεν τὴν κεκελευσμένην τιμήν. Vgl. Chrest. 375 βούλομαι ὠνήσασθαι κατὰ τὰ κελευσθέντα ὑφ' ὑμῶν. Ich sehe darin weder einen Zwang, wie Wilcken, Einl. zu Chrest 375, erwägt, noch den Hinweis auf ein Edikt, das den Preis ein für allemal regelt, wie Rostowzew will, sondern einfach einen Hinweis auf das Ausgebot. κελεύειν ist jede Äußerung eines römischen Beamten, z. B. Chrest. 76 Z. 17 die Erlaubnis zur Beschneidung. Also kann auch auf ein Ausgebot zum Kauf oder den darin geforderten Preis mit κατὰ τὰ κελευσθέντα oder κελευσθεῖσα τιμή hingewiesen werden. Vgl. κατὰ τὰ κριθέντα Ryl. 222. In Chrest. 374 geht das Ausgebot vom Präfekten selber vermutlich deshalb aus, weil größere Klerosmassen von ihm eingezogen worden sind. Daß enger Anschluß an den Wortlaut des Ausgebotes in den Kaufangeboten beliebt war, ist oben verschiedentlich hervorgehoben worden.

In der Sache aber hat Rostowzew Recht. Der Preis für γῆ ἀπὸ ὑπολόγου beträgt unter Augustus 12 Drachmen (Chrest. 369), seit etwa Mitte des 1. bis Mitte des 3. Jahrhunderts 20 Drachmen für die Arure (Chrest. 374, 375). Das bestätigt P. Gradenwitz = S. B. 5673 v. J. 147 mit ebenfalls 20 Drachmen. — Die Änderung kann schon in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts erfolgt sein.

§ 91. Der Besitz vom Staat gekauften Gutes ist in weiterem Umfange, als bislang angenommen, prekär und durch Überangebot zerstörbar.

In der lange bekannten Urkunde Chrest. 183, in der ein Besitzer durch ein Überangebot verdrängt wird, fiel mir auf, daß dies gerade das Dreifache des ersten Preises beträgt; Objekt Haus. Hergang erläutert von Preisigke. — Der Überbieter in S. B. 5673 bietet genau das Doppelte, 40 statt 20 Drachmen für die Arure. Es scheint demnach, als

ob die Regierung zwar den augenblicklichen Besitzer durch die Mindestsätze des doppelten und dreifachen Preises für das Überangebot schützte, auf der anderen Seite jedoch selber unter gewissen Bedingungen verkauftes Gut nachträglich zu diesen Sätzen von neuem ausbot, den Kauf also als widerruflich betrachtet und den Preis nachträglich steigerte.

Dies entnahm ich aus Oxy VI 988 (2. Viertel 3. Jahrhundert): Ἐγ[ρ]ά[φ]η(σαν) ἐκ γραφῆς ὑπολόγου ιη (ἔτους) Κομόδου — Ἰσείου Παγγᾶ — Ἀρχεπόλιδος κλήρου· μεθ(έτερα)· καὶ τῶν συγχωρουμένων εἰς πρᾶσιν οὐκ ἔλασσον διπλῆς τιμῆς· μεθ(έτερα) (folgt Grundstück ohne Angabe des Besitzers aber mit Nachbarn). So erklärt sich ἐπὶ ἁπλῇ τιμῇ εἰκοσαδράχμῳ in Chrest. 375; die Worte sind demnach aus dem Ausgebot, dies aus der γραφὴ ὑπολόγου. Im Gebiet der προκήρυξις-Käufe steht parallel οὐκ ἔλασσον τῆς συντιμήσεως μηδὲ τῆς ἄλλοτε εἰσενεχθείσης τιμῆς (Chrest. 81).

Ob die διπλῆ τιμή bedeutet: Das Doppelte des Richtpreises von 20 Drachmen, oder das Doppelte des von dem augenblicklichen Besitzer gezahlten Preises, ist unsicher. Wahrscheinlicher scheint für Oxy 988 und Chrest. 375 das erste: dann wäre also in bestimmten Fällen die γῆ ὑπόλογος von vornherein zum doppelten Einheitspreise ausgeboten worden. Daß aber zum einfachen Preise verkaufte Güter unter unbekannten Bedingungen unter die συγχωρούμενα εἰς πρᾶσιν οὐκ ἔλασσον διπλῆς oder τριπλῆς τιμῆς gelangen können, zeigen jene praktischen Fälle. Der Besitz ist trotz der vom Überbieter wahrscheinlich genau wie seinerzeit vom jetzigen Besitzer verwandten Formel μενεῖ δέ μοι καὶ ἐγγόνοις usw. ἡ τούτων κράτησις καὶ κυρεία βεβαία ἀναφαιρέτως ἐπὶ τὸν ἀεὶ χρόνον prekär. Deren juristische Bedeutung ist zu untersuchen; jedenfalls hebt er sie S. B. 5673, Z. 15 offenbar selber durch die Worte [ὅ]ν χρόνο(ν) ἐὰν κυρωθῶ auf. Die κύρωσις gilt nur, bis es der Regierung beliebt, die τριπλῆ τιμή dafür zu verlangen. Vgl. C. P. R. 104, Z. 17 μέχρι τοῦ τῆς κυρώσεως χρόνου. Die προθεσμία in Lond. II S. 244 ist mehrdeutig.

Dies Steigerungsverfahren erscheint als Notwendigkeit, als Gegengewicht gegen unvorhergesehenen Wertzuwachs bei Verkäufen von γῆ ὑπόλογος mit Einheitspreis. Es ist aber darauf nicht beschränkt. Chrest. 183 gehört dem Gebiet der προκήρυξις-Käufe an. Ebenso die Verkäufe von Priesterstellen, bei denen es gang und gäbe ist.

Aus Tebt. II 295 und 294 = Chrest. 78 ergibt sich für ein und dieselbe Prophetie, daß sie immer wieder gesteigert und, vermutlich mit Vorkaufsrecht des Besitzers, ausgeboten wird; sie kostet

Hadrian	zw. J. 1—8	= 118—123	dem Ἁρποχρατίων Μαρευήμιος	100 Dr.
»	J. 8	= 123/24	dem Μαρσισοῦχος Πακήβκεως	200 »
»	J. 10	= 125/26	demselben durch ἀναβιβασμός	
			vgl. Chrest. 183, Z. 27	520 »
			bald danach	640 »

Nach seinem Tode εἰς πρᾶσιν προκειμένη

Pius J. 10 = 146/47 dem Πακῆβκις Μαρσισούχου 2200 »

Vielleicht liegt nach dem Tode Vorkaufsrecht des Sohnes vor. Die Summe ist vielleicht zu erlegen $3 \times 640 = 1920$ = τριπλῆ τιμή, dazu 200 εἰσκριτικόν und προσδιαγραφόμενα.

Ich beschränke mich auf diesen Hinweis.

§ 92. Ein erkennbarer Unterschied des ptolemäischen und römischen Verkaufsverfahrens ist das Fehlen der Ratenzahlung.

Im allgemeinen s. Rostowzew Kol. S. 144, ein weiteres Bindeglied ist das Überangebot mit der festen Mindestgrenze und der Frist. Für Ratenzahlungen kommt Tebt. II 295, Z. 11

kaum in Frage; auch Chr. 183 nicht, wenn mein Vorschlag τεταρτ[ολ(ογηθέντος) statt Rostowzew τεταρτ[ικῶν richtig ist. Im 2. Jahrhundert v. Chr. scheinen übrigens 3 statt 4 Raten üblich zu werden; s. oben § 3, 7. Zu den festen 6 Tagen der προκήρυξις ist vielleicht Ps.-Aristeas § 22 zu vergleichen. Von dem Hergang bei der προκήρυξις wissen wir, wie es scheint, für die römische Zeit gar nichts.

§ 93. Außer einer Zahlstelle in Alexandreia hat der Idioslogos nur wenige Sonderbeamte (die γράφοντες, den προσοδοποιός und einige Liturgen). Vielmehr arbeiten für den Amtsbereich des Idioslogos in den verschiedenen Verfahren alle Staatsbeamten mit.

Zu weiteren Einzelheiten des Verfahrens, zu den Zahlungen, den Nebengebühren, den Buchungen ließe sich allerlei anmerken: doch muß ich mir das zur Zeit versagen: ich beschränke mich auf den Hinweis, daß neben den häufigen Zahlungen ἐπὶ τόπων auch eine Zahlstelle des Idioslogos in Alexandreia besteht; Chrest. 79, Z. 11 bezeugt sie für ihn als Archiereus. Vorsteher Σεκούνδος τοῦ κυρίου Καίσαρος οἰκονόμος. Der Idioslogos wird schwerlich als Idioslogos eine Sonderzahlstelle haben. Vielmehr ist vielleicht sogar der Σατουρνεῖνος Καισάρων οἰκονόμος von Chrest. 175, Z. 3 (J. 201 n. Chr.) mit dem Σατουρνεῖνος ταβουλάριος τῆς ἀρχιερωσύνης in Chrest. 81 (J. 197 n. Chr.) gleichzusetzen, was für die Frage des Verhältnisses zum procurator usiacus im Gebiete der Einziehungen wichtig ist (s. Wilcken, Einl. zu Chrest. 175).

In einem großen Amt vereinigt sind in Alexandreia die γράφοντες ἐν ἰδίωι λόγωι τὸν Δ. νομόν, einer für jeden Gau, auch selber τοῦ νομοῦ ἴδιος λόγος genannt. Alles Nähere Wilcken zu Chrest. 173 und 190, dazu Oertel, Die Liturgie S. 422. Neue Belege: BGU 915 (s. oben § 87) und Ryl. II 217 Einl. Gleichsetzung mit den Eklogisten erwägen die Herausg. zu Ryl. II 83.

Zum προσοδοποιός s. § 77. Belege: M. Chrest. 91, I. 27, II 18; BGU 868, Z. 3. Im γενηματογραφία-Verfahren ist er bisher nicht belegt, was Zufall sein kann. Hat er damit zu tun, so ist er Sonderbeamter des Idioslogos nur, wenn meine Vermutung zutrifft, daß alle Einziehungen durch den Idioslogos gehen. Für hohen Rang spricht die Art seines Auftretens.

Liturgen sind die ἐπιτηρηταὶ τῶν προσόδων eines *bonum caducum* M. Chrest. 91 II Z. 12, ferner die im Verfahren gegen Staatsschuldner begegnenden ἐπιτηρηταὶ γενηματογραφουμένων ὑπαρχόντων (Oertel, Die Liturgie S. 238 ff. 241): im Verkaufsverfahren ist die liturgische Kommission εἰς τὸ συντιμήσασθαι τὰ ἐν ἀπράτοις ὑπάρχοντα (Oertel S. 184 Chrest. 398) tätig. In den ἐπιτηρηταὶ ἀπράτων ὑπαρχόντων des P. Ryl. 217, Z. 11 kann man die Erheber der φόροι von zeitweilig verpachteten ἄπρατα sehen; vgl. meine Deutung von Ryl. II 215 col. IV, Z. 36 oben § 12. Doch mag ihre Tätigkeit auch anders gewesen sein.

Tätigkeit aller Beamten für den Idioslogos vgl. jetzt auch Ryl. II 78, Z. 35/6, Briefe an Erben eines verstorbenen βασιλικὸς γραμματεύς u. a. πε]ρ[ὶ] [. . .]ίμων εἰδῶν ἰδίου λόγου; wohl [πραξ]ίμων zu lesen, s. Chrest. 171, Z. 19. S. B. 5230, Sp. 1, Z. 9.

Der πράκτωρ κατακριμάτων wird viel im Auftrage des Idioslogos zu tun gehabt haben; über ihn s. Oertel S. 196, Preisigke, Fachwörter.

Einen ὑπηρέτης τῆς ἐπιτροπῆς sah ich flüchtig auf einem Papyrus des Händlers Nahmân.

In dem ἀρχιπροφήτης lernen wir einen Unterbeamten des Idioslogos als Archiereus kennen; P. Ryl. 110 (3. Jahrhundert n. Chr.). Danach ist auch der ἀρχιπροφήτης Chrest. 80

alexandrinisch. Daneben hat er τάξεις, nutzbringende Pfründen, vermutlich im Lande; die Zahlungen der unberechtigten Bieter sind ἐπὶ τόπων erfolgt und sollen dort eingezogen werden. Näheres über ihn wissen wir nicht.

Abschnitt 7. Bezeichnung des Amtes. — Die Inhaber.

§ 94. Dienstliche und sonst gebräuchliche Bezeichnung des Amtes. Der Inhaber heißt nach dem Amt. Sein Rang ptolemäisch und römisch.

Die schlichte Weise ptolemäischer Amtsprache nannte den Verwalter: ὁ πρὸς τῶι ἰδίωι λόγωι (zu denken τεταγμένος). O. G. 188 = Chrest. 163. Ebenso, mit τεταγμένος O. G. 669 § 9, andere Urkunden der römischen Zeit ohne τεταγμένος Oxy IX 1188, Z. 8; BGU IV, 1032; P. Rain. 107 = Wessely, Kar. S. 56, 64; P. Rain. 121 = Kar. 66; Arch. II 440 nr. 47. Chrest. 87; 78, dazu Wilcken, Arch. V S. 234. P. Catt. = M. Chrest. 372 col. VI gehört nicht hierher; als Titel müßte es nachstehen; gemeint ist das Amt. Manchmal ὁ κράτιστος πρὸς τῶι ἰδίωι λόγωι; BGU 868; P. Rain. 107 = Wessely, Kar. S. 56, 64, wo der Text nicht ganz zweifelsfrei ist; vgl. Meyer, Festschrift für Hirschfeld S. 158; Chrest. 52.

Die Römer haben also mit der Sache auch den Namen übernommen, trotzdem τοῦ βασιλέως hinzuzudenken ist; ἴδιος λόγος heißt das Konto weiter; das Amt feierlich: ἡ τοῦ ἰδίου λόγου ἐπιτροπή P. Soc. Ital. 104; BGU IV 1091. Chrest. 114, 172, 72, 173. Gnomon. Entsprechend heißt der Beamte dienstlich ἐπίτροπος Αἰγύπτου ἰδίου λόγου S.-B. 173; vgl. Stein, Untersuchungen zur Gesch. und Verw. Äg. S. 89. Lateinisch procurator hidi logi, proc(urator) ducenarius Alexandriae idiu logu; C. J. L. III 6054 = 6756, 6055 = 6757.

Strabo ist auch darin gut unterrichtet, daß der Beamte auch kurzweg nach dem Amt »Idioslogos« genannt wird: XVII C 797, 12 ὁ προσαγορευόμενος ἴδιος λόγος. So geben die Handschriften; schon Letronne hat das II S. 300 betont, ohne Gehör zu finden; vgl. auch O. G. 188, 2. Beispiel: Gnomon Einl. Lateinisch nachgeahmt C. J. L. X 4862 idio logo ad Aegyptum; C. J. Gr. 4815 c.

Den Titel der mit dem Idioslogos verbundenen Aufsichtsbehörde für Kirche und Kultus (ἐπὶ τῶν ἱερῶν) habe ich o. § 53 klargelegt. Sie ist mit dem Kaiseroberpriestertum verbunden und heißt darum kurz, wenn auch sehr ungenau, ἀρχιερωσύνη, der Idioslogos in diesem Amtskreise ἀρχιερεύς Chrest. 74; Tebt. 291, 33—35; Tebt. 314; oder ὁ κράτιστος ἀρχιερεύς Tebt. II 292; Chrest. 74; BGU 347; Chrest. 76, 77; P. Rainer 149 s. Meyer, Dioik. S. 158.

Zu der hohen Rangstellung des Idioslogos s. Hirschfeld, Kais. Verw. Beamte S. 357, 437, 440. Er ist nicht Untergebener des Dioiketen, sondern untersteht in seinem Amtskreise, im Rechtsprechen und Verordnen, unmittelbar dem Präfekten.

Daß der οὐσιακὸς λόγος dem Idioslogos unterstehe, halte ich für unbewiesen und unwahrscheinlich. Sie sind durchaus wesensverschieden. Eine weitere Klärung müßte vom λόγος οὐσιακός anfangen. Möglich ist höchstens, daß die Einziehungen eine Brücke bilden, mit der die beiden Amtskreise verbunden gewesen sind, vielleicht vor Schaffung des λόγος οὐσιακός. Daß der Procurator usiacus nachweislich in einem Falle den Idioslogos vertreten hat, besagt wenig; Dioiketes und Juridicus vertreten sich gegenseitig: Wilcken, Grundz. S. 156; in P. Berl. unveröff. 9841 vertritt der τοπογραμματεύς den Dorfschreiber. Auch wenn in Oxy X 1274 Z. 10ff. Stellvertretung vorliegen sollte — es handelt sich um Anzeige eines Nachlasses —, so würde regelmäßige Stellvertretung des Idioslogos durch den Usiacus für ihre dienstlichen Beziehungen nichts Entscheidendes besagen.

§ 95. Als Idioslogos oder Archiereus sind bisher folgende Männer bekannt:

1. 56. v. Chr.: Κάςτωρ
2. 12/13 n. Chr.: Quintus Attius Fronto
3. 16 n. Chr.: C. Seppius Rufus
4. Z. d. Tiberius: M. Vergilius M. f. Ter. Gallus Lusius
5. 105/06 n. Chr.: . . .]αίνου
6. 120/21—122/23 n. Chr.: Marcius Moesianus
7. 123 n. Chr.: Julius Pardalas
8. Z. d. Hadrian: Lucius Julius Vestinus
9. Z. d. Hadrian: Statilius Maximus Severus
10. 135/36—140 n. Chr.: Claudius Julianus
11. 146—148 n. Chr.: Ti. Claudius Justus
12. 148—150 n. Chr.: Flavius Melas
13. 153—155/56 n. Chr.: Claudius Agathokles
14. um 158/59 n. Chr.: Postumus
15. 161/62—170/71 n. Chr.: Ulpius Serenianus
16. 185/86 n. Chr.: Salvius Julianus
17. 194/95 n. Chr.: Claudius Apollonius
18. um 200 n. Chr.: T. Aurelius Calpurnianus Apollonides
19. Anfg. 3. Jahrhundert n. Chr.: P. Sempronius Aelius Lycinus
20. 259 n. Chr.: Gessius Serenus

1. Chrest. 163; O. G. 189. — 2. Oxy IX, 1188. — 3. Chrest. 369, Oxy IV 835; S. B. 5232, 1; 5239, 1; 5240, 6 Lond. II S. 149a und b. M. Chrest. 68. — 4. C. J. L. X 4862; s. Otto I 173, 2. — 5. BGU IV 1033, Z. 20 nach Orig. statt . . .] λίνου Arch. III S. 505. — 6. Arch. II 440 nr. 49 = Breccia Cat. Alex. nr. 67, Tafel XIX, 49; zu lesen Μοιcι[ανοῦ τοῦ πρὸc τῷ] ἰδίῳ λόγῳ. Meine Vermutung für Chrest. 79 Μάρ[κιοc] Μοιcια[νόc bestätigten Hunt und E. Lobel nach dem Orig. — 7. Chrest. 87 Gnomon § 23; vgl. Otto I, S. 173, 6. — 8. C. J. G. 5900, 1; J. G. Sic. Ital. XIV 1085 = O. G. 679; Otto I S. 59. — 9. C. J. G. 4815c; Otto I 173, 7. — 10. P. Rain. 107 = Wessely, Kar. S. 66, 68; M. Chrest. 372 col. VI; Meyer, Arch. III S. 68, 1. — 11. Tebt. II 294; Chrest. 78. 173; derselbe, Lond. II S. 150 Z. 5? — 12. Tebt. II 291; P. Rain. 104 = Wessely, Kar. S. 66. Chrest. 77. — 13. P. Rain. 121 = Wessely, Kar. S. 66: S. B. 15—17. — 14. BGU 868; M. Chrest. 91; BGU 57: vgl. Meyer, Dioik. S. 153. — 15. Chrest. 76; Tebt. II 291, 35; P. Rain. 150 (l. 139? vgl. S. 65) = Wessely, Kar. S. 64, 66, vgl. Meyer, Dioik. S. 158. — 16. BGU 82. — 17. Chrest. 52. — 18. S. B. 173. — 19. C. J. L. III, 244; 6054 = 6751; 6055 = 6756. — 20. Ryl. 110 Z. 6.

§ 96. Als Stellvertreter sind bekannt:

21. 196/97 n. Chr.: Claudius Diognetos
22. 214/15 n. Chr.: Aurelius Italicus
23. 247/48 n. Chr.: Myron

21. Chrest. 81, vgl. Stein, Arch. IV, S. 215 und o. § 21. — 22. Procurator usiacus; Chrest. 96, V, Z. 10 VII, Z. 25. — 23. Chrest. 73.

§ 97. Bei folgenden Beamten ist zu erwägen, ob sie Inhaber des Idioslogosamtes sind:

24. 40/41 n. Chr.: Servianus Severus
25. 44/45(?) n. Chr.: Lucius Tullius C. b . . us
26. Z. d. Claudius: Vitrasius Pollio
27. 81—83/84 n. Chr.: Claudius Blastus
28. 1. Jahrhundert n. Chr.: C. Julius Asklepiades
29. Z. d. Traian: Magnus
30. vor 123 n. Chr.: Timokrates
31. 135/36 n. Chr.: Aelius
32. um 138 n. Chr.: Marcus Livius Livianus
33. 148 n. Chr.: Irenaeus
34. (1. Hälfte?) 2. Jahrhundert n. Chr.: Ferenius Ag[
35. 184(?) n. Chr.: Plautius Italus
36. 199 n. Chr.: Aurelius Victor
37. (2. Hälfte) 2. Jahrhundert n. Chr.:]anus
38. 2. Jahrhundert n. Chr.:]pator oder]sator oder Petronianus
39. 2. Jahrhundert n. Chr.: Faustinianus
40. 201. n. Chr.: Aurelius Felix
41. 246 n. Chr.: Marcius Salutaris (Salutarius)
42. 251/52 n. Chr.: Julius Ruf[inus
43. 3. Jahrhundert n. Chr.: Flavius.

24. 25. Tebt. II 298, Z. 25, 27. Wohl Präfekten; Wilcken, Arch. V, S. 235. — 26. Otto I, S. 173, 3. Wohl procurator metallorum; s. Fitzler, Steinbrüche und Bergwerke, S. 196, 2. — 27. M. Chrest. 220, Z. 5/6; vgl. o. § 20. — 28. ἀρχιερεύς; Idioslogos, wenn damals schon die Ämter vereinigt waren. P. Rain. 172 = Wessely, Kar. S. 66. Schubart erinnert an den Inhaber der οὐσία; vgl. Hambg. 36. — 29. Lond. III, S. 133/34; s. o. § 29. 30. Tebt. II 297, wohl ἀρχιερεύς. — 31. BGU 891, Z. 15. Oder usiacus. — 32. Flor. 67, II, Z. 39, s. o. § 23. — 33. P. Neut. Sem. 3, Z. 10. — 34. Ryl. II 291. — 35. Oxy III 474, Biedermann, Der βασ. γρ. S. 21. Eher διοικητής. — 36. Chrest. 174, vgl. o. § 81. — B.S.A.A. I, S. 45, Nr. XXIII. Die Inschrift scheint bei Breccia nicht zu stehen. An Ulpius Serenianus ist kaum zu denken. — 38. Chrest. 363, Z. 21 ff.; s. o. § 29. — 39. BGU 481, Z. 7. — 40. Chrest. 175, Z. 3; s. o. § 21. — 41. Chrest. 375; Oxy I 78. — 42. Tebt. II 608, wohl ἀρχιερεύς. — 43. Tebt. II 418 R; s. Otto II, S. 315 zu 61 ff.

Gerhard Plaumanns Schriften.

I. Papyruspublikationen.

Griechische Papyri der Sammlung Gradenwitz. Sitzungsber. d. Heid. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Klasse. 1914. 15. Abh.

Einige Ostraka der Berliner Papyrussammlung. Archiv f. Papyrusforschung VI. 218.

Juden und Christen im römischen Kaiserreich. Amtl. Ber. aus d. Kgl. Kunstsamml. 1912/13, 113.

Antike Schultafeln aus Ägypten. Amtl. Ber. aus d. Kgl. Kunstsamml. 1912/13, 210.

Ein antiker Liebeszauber aus Ägypten. Amtl. Ber. aus d. Kgl. Kunstsamml. 1913/14, 203.

Iliaspapyrus P. Morgan (zus. mit U. v. Wilamowitz). Sitzungsber. d. Berl. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1912, 1198.

II. Abhandlungen.

Ptolemaïs in Oberägypten. Ein Beitrag zur Geschichte des Hellenismus in Ägypten. Leipzig 1910.

Der Stadtkult von Ptolemaïs. Hermes 46, 296.

Bemerkungen zu den ägyptischen Eponymendatierungen aus ptolemäischer Zeit. I. Makedonen unter den Eponymen. Klio XIII, Heft 1. II. Ein Ratsprotokoll von Ptolemaïs. Klio XIII. Heft 2. III. Ein Volksbeschluß von Alexandria. Klio XIII, Heft 3/4 (eine Notiz hierüber auch Berliner Philologische Wochenschrift 1913. 639).

Die demotischen und die griechischen Eponymendatierungen. Zeitschrift für ägypt. Sprache und Altertumskunde. Bd. 50, 19.

Probleme des alexandrinischen Alexanderkults. Archiv f. Papyrusforschung VI, 77.

Die ἐν-Ἀρσινοΐτῃ ἄνδρες Ἕλληνες 6475. Archiv f. Papyrusforschung VI, 176.

Das sogenannte Senatusconsultum ultimum. Klio XIII, 321.

III. Artikel in Pauly-Wissowa-Kroll, Realenzyklopädie.

1. Hellenion 2—4. P.-W. VIII, 174. Hephaistion 3. P.-W. VIII, 291. Hermolaos 1. P.-W. VIII, 890. Herostratos 2. P.-W. VIII, 1145. Hetairoi. P.-W. VIII, 1374. Hiereis V: Die Priester im eponymen Herrscherkult des hellenistischen Ägypten. P.-W. VIII, 1424. Idiologos. P.-W. IX, 881.

2. Abgelieferte, aber noch nicht erschienene Artikel: Hermapion, Idiotes, Jolaos, Rhodogune, Sabakes, Sambos, Sandrokottos, Satibarzanes.

IV. Rezensionen.

Von: D. Cohen, De magistratibus Aegyptiis externas Lagidarum regni provincias administrantibus (Haag 1912). Deutsche Lit.-Ztg. 1914, Sp. 108.

Dikaiomata, herausgeg. von der Graeca Halensis (Berlin 1913). Deutsche Lit.-Ztg. 1914, Sp. 438.

Fr. Preisigke, Berichtigungsliste der griechischen Papyrusurkunden aus Ägypten. Heft 1 (Straßburg 1913). Deutsche Lit.-Ztg. 1913, Sp. 2142.

Fr. Preisigke, Sammelbuch griechischer Urkunden aus Ägypten (Straßburg 1913). Deutsche Lit.-Ztg. 1913, Sp. 2520.

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918

PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

NR. 18

MISCHÄR-TATARISCHE SPRACHPROBEN

GESAMMELT IM NORDOSTEN DES BEZIRKS TJEMNIKOV
DES GOUVERNEMENTS TAMBOV IM HERBST 1912

VON

DR. ROBERT PELISSIER

BERLIN 1919

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI DER
VEREINIGUNG WISSENSCHAFTLICHER VERLEGER WALTER DE GRUYTER U. CO.
VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG. J. GUTTENTAG, VERLAGSBUCHHANDLUNG.
GEORG REIMER. KARL J. TRÜBNER. VEIT U. COMP.

Vorgelegt in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 25. Juli 1918.
Zum Druck genehmigt am 17. Oktober 1918, ausgegeben am 19. Juni 1919.

Vorwort.

Am 13. September 1914, als er beim Sturm auf das Dorf Fontenoy an der Aisne seine Jäger zum Angriffe vorführte, hat ROBERT PELISSIER den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Kein Erinnerungsmal bezeichnet die unbekannte Stätte in Feindesland, wo sein frühvollendetes Schicksal ihn zur letzten Ruhe gebettet hat: so sollen die folgenden Blätter von seinem Leben zeugen und von dem Inhalte, den er ihm durch eine großgedachte wissenschaftliche Aufgabe zu geben gerade begonnen hatte. Sie bilden nur einen Teil des Ertrages, den er von einer in den Jahren 1911 und 1912 unternommenen Forschungsreise in die östlichen Gouvernements des europäischen Rußlands heimgebracht. Alle Vorbereitungen zu einer zweiten, noch ausgedehnteren Expedition, zu deren Programm auch die planmäßige Revision seiner früheren Aufzeichnungen gehörte, waren fertig abgeschlossen, als ihn, den Achtundzwanzigjährigen, der Ausbruch des Krieges unter die Waffen rief und Rußlands Teilnahme an dem lange vorbereiteten Kampfe gegen Deutschland zugleich alle seine Zukunftspläne hoffnungslos zu zerschlagen schien. Herkunft und Erziehung wiesen den jungen PELISSIER auf die praktische Laufbahn des Forstmanns oder des Offiziers; als ihm aber seine starke Kurzsichtigkeit schließlich den Eintritt in einen dieser Berufe versperrte und er sich, nach anfänglichem Schwanken, zum Studium der Philologie in Berlin entschloß, wirkte im Untergrunde seiner Seele wohl schon eine stille Hoffnung oder Absicht bestimmend mit, über sprachliche und sprachgeschichtliche Studien den Weg zu einer tieferen Kenntnis Rußlands zu finden, des Volkes, das bereits in frühen Jahren die Phantasie des Knaben lebhaft ergriffen und mit den Gestalten seiner Literatur erfüllt hatte. Ein längerer Aufenthalt, zunächst in den baltischen Provinzen, dann in der Nähe Moskaus, gab während der Studienzeit diesem Zuge nach dem Osten neue Impulse und eine bestimmtere Richtung. Ohne kenntliche Anregung von außen, gestaltete sich ihm aus der Initiative seiner eigenen Natur allmählich der

Plan einer systematischen Erforschung der gegenseitigen Beziehungen, in die russische Sprache und russisches Volkstum im Laufe ihrer Geschichte zu den finnischen und den tatarischen Stämmen getreten waren. Die hier vorliegenden komplizierten Probleme nicht als Spezialist von einer willkürlich gewählten Seite her anzugreifen, sondern möglichst in ihrer Totalität und Verschlingung zu erfassen und sich in den Jahren frischer Aufnahmefähigkeit aller für die selbstgewählte Aufgabe erforderlichen Kenntnisse resolut zu bemächtigen, wurde nun sein Entschluß, und er gab sich ihm hin mit einem reinen freudigen Idealismus, der jede Schwierigkeit zu überwinden, jede Entbehrung auf sich zu nehmen um der Sache willen bereit und fähig war, zugleich aber auch mit einer zähen Leidenschaftlichkeit, die Spannkraft und Ausdauer zu vervielfachen schien und an die Leidenschaft des echten Jägers erinnert. Es ist schwerlich bedeutungslos, daß seine Reisebriefe bei der Schilderung einer erfolgreichen, aber strapaziösen Bärenjagd ebenso liebevoll verweilen wie bei den verschiedenen Typen fremdartigen Volkstums, das ihn im Innern Rußlands überall umgab. Dem Oberförsterssohne, der aufgewachsen war in täglicher enger Berührung mit der Natur und den Leuten des Volkes, war es ein selbstverständliches Bedürfnis, die Sprachen und Stämme, die er zum Mittelpunkte seiner Lebensarbeit machen wollte, in ihrer Heimat aufzusuchen und mitsamt ihrer Umwelt aus unmittelbar persönlicher Anschauung kennen zu lernen. So leitete der Abschluß des akademischen Studiums, der durch die Dissertation »De Solonis verborum copia« und die am 29. September 1911 erfolgte Promotion bezeichnet wird, sofort über zu der großen russischen Reise, deren Ausläufer ihn bis in den Ural führten, während die eigentlichen Zentren seiner arbeitsfroh nach den verschiedensten Seiten zugleich ausgreifenden Tätigkeit in den Gouvernements Wjatka und Tambov lagen. In längeren oder kürzeren Perioden relativer Seßhaftigkeit, auf den schnell wechselnden Stationen ausgedehnter Ausflüge und Reisen hat er offenen Auges und mit praktischem Blick Land und Leute beobachtet, auf Stammes- und Familientraditionen gefahndet, Orts- und Personennamen gesammelt, in erster Reihe aber die Sprachen und Dialekte der hier aufeinanderstoßenden Stämme zu erlernen und in Aufzeichnungen oder Aufnahmen mannigfacher Art festzuhalten sich bemüht, und dies alles unter Verzicht auf den primitivsten Komfort und in oft bis zur Unerträglichkeit widrigen Verhältnissen und Lebensbedingungen, von denen seine Briefe an die Eltern drastische Bilder

entwerfen. So hat der Rastlose innerhalb weniger Monate wotjakische, permjakische, mordwinische, syrjänische, tatarische, mundartlich russische Texte, Melodien, Vokabularien zusammengebracht, und obwohl ihm das Schicksal die Freude versagte, die Ernte seiner ersten und einzigen Forschungsreise selber zu bergen, dürfen wir hoffen, daß vieles und wertvolles sich für die Wissenschaft wird retten lassen. Dank gebührt Herrn Prof. Dr. Bang, daß er sich der Mühe einer ersten Sichtung des Nachlasses unterzogen und nun die in Aussicht genommene Edition des für den Druck Geeigneten durch die Vorlegung der mischär-tatarischen Texte eröffnet hat. Wer wie ich Robert Pelissier persönlich gekannt und das Reifen seiner wissenschaftlichen Pläne verfolgt hat, empfindet die Verpflichtung dieses Dankes um so tiefer, weil sie sich für ihn mit dem Gefühle wehmütiger Freude paart, daß in diesen Blättern nun doch ein Teil der in selbstloser Hingabe an die Wissenschaft geleisteten Arbeit und mit ihm das Gedächtnis eines lauteren und tapferen Menschen fortleben wird.

Wilhelm Schulze.

Einleitung.

Die folgenden mischär-tatarischen Texte habe ich nebst lexikalischem, grammatikalischem und phraseologischem Material, das ich hier nicht berücksichtigt habe, in den unten angeführten Dörfern des Nordostens des Bezirks Темниковъ (Tjemnikov), Gouvernement Tambov, in der zweiten Hälfte des Oktober 1912 aufgenommen. Die Erzähler sind ausschließlich Bauern. Die Rede ist von mir selten durch Zwischenfragen sachlicher Natur unterbrochen worden. Erst schrieb ich den Text tatarisch aus dem Munde des Sprechers nieder, dann wurde übersetzt. Es repräsentieren also diese Sprachproben die schlichte Rede von Bauern, die im Erzählen nicht geübt sind. Das Abgerissene und Unbeholfene im Satzbau erklärt sich offenbar aus der Ungewohnheit, über ihnen selbstverständliche Dinge genau zu berichten. Durch die erwähnten Zwischenfragen suchte ich das Auslassen von Details zu verhindern, die zur Vervollständigung des Bildes nicht fehlen durften. Durch Fragen nach der Bedeutung von Worten oder Wendungen habe ich den Redestrom nicht unterbrochen. Bei den schwerfälligeren Greisen hat mir der sehr intelligente Хузнеддинъ durch sachliche, an den Erzähler gerichtete Zwischenfragen und Wiederholungen von mir nicht gleich verstandener Stellen die Aufnahme erleichtert und den Sprecher zu größerer Mitteilsamkeit veranlaßt.

Die Übersetzung ist genau wörtlich. Um zu zeigen, wie ich das Sprachliche aufgefaßt habe, habe ich auf gutes Deutsch verzichtet.

Die Einzelerscheinungen der Laut-, Formenlehre und Syntax habe ich zusammengestellt und auf diesen rohen grammatikalischen Abriß in den Anmerkungen Bezug genommen.

Transkription.

Meine an Ort und Stelle mit anderen phonetischen Zeichen fixierten Aufnahmen habe ich in die Transkription von Radloffs »Wörterbuch der

Türkdialekte« umgeschrieben. Von letzterer weiche ich ab in der Wiedergabe folgender Laute:

Mit e bezeichne ich ein kurzes offenes e, mit ẹ ein geschlossenes e, mit ẹ̄ dessen Länge, mit ĕ ein sehr kurzes getrübtes e, das jedoch nicht so unvollkommen gebildet ist wie ı.

ы bedeutet bei mir einen dem i entsprechenden hinteren (oder genauer mittleren; Sweet: mixed) Vokal, bei dem die Öffnung des Mundes weiter ist als bei dem dumpfer klingenden i̦ (wie dieser Laut von den finnischen Linguisten transkribiert wird) der permischen Sprachen. Russisches ы wird mit mischär. ы wiedergegeben (vgl. Лы·скига 23_{21} ма·лы 9_{39}).

Mit ə bezeichne ich einen hinteren (oder genauer mittleren) Vokal mit e-Artikulation der Lippen, im Klang dem ö ähnlich. Das von den Finnen in der Transkription der finnisch-ugrischen Sprachen angewandte Zeichen ę entspricht diesem Laut. Er ist nicht so offen wie das permische ẹ.

ъ gibt einen Laut wieder, bei dem die Zunge sich in a-Lage, jedoch ein wenig gehoben, befindet, die Lippen sich völlig indifferent verhalten und die Mundöffnung enger ist als beim ы und ə. Ich halte ъ nicht für die Kürze von letzteren beiden Lauten, sondern eher für ein unvollkommen gebildetes a. Es ist wohl der hintere Gleitvokal wie ı der vordere.

Zur Wiedergabe des konsonantischen i zum Unterschied von j nahm ich das Zeichen й, für das konsonantische u das Zeichen u̯.

Die Affrikata ч habe ich zuweilen тш geschrieben, um Silbentrennung zu bezeichnen. ˙ bedeutet Silbengrenze.

н̊, р̊ bezeichnen silbenbildendes н und р. Wo ich in Wiedergabe eines Lautes schwankte, habe ich die andere Möglichkeit in Klammern daneben gesetzt.

Abkürzungen.

Radl. Wb. = Wörterbuch der Türkdialekte.

Остроум· = Остроумовъ : Словарь Народно-Татарскаго языка.

X., Хуз. = Хузнеддинъ, mein tatarischer Wirt, der mir die meisten Texte übersetzt hat. Die russischen Wörter des Übersetzers werden mit »übers.« eingeleitet.

Mit »eig.« führe ich genaue Übersetzung ein, die im Deutschen nicht ohne weiteres verständlich ist.

Ll. oder Lautl., Fl., Synt., Wbi. bezeichnen die von mir oben erwähnten Abrisse einer Laut-, Formenlehre, Syntax und Wortbildungslehre dieser Mundart, deren grammatikalische Erscheinungen, wie sie sich aus meinem Material ergeben, ich zum großen Teil zusammengestellt habe.

Mit runden Klammern habe ich im tatarischen Text diejenigen Wörter und Laute umschlossen, die überflüssig sind, teils weil sie von mir mißverstanden wurden, teils weil sie der Erzähler doppelt gebraucht hat. In eckigen Klammern dagegen stehen nachträgliche Ergänzungen und Berichtigungen des tatarischen Textes.

In der Übersetzung stehen die zum besseren Verständnis des Deutschen eingefügten Wörter in eckigen Klammern.

Die russischen Wörter in Klammern gebe ich genau in der für den russisch sprechenden Tataren charakteristischen Form bzw. mit Beibehaltung seiner Sprachfehler. Ich fügte sie hinzu, um zu zeigen, was sich diese Leute bei ihren Worten dachten und wie sie das russisch formulierten.

Als Akzentzeichen setze ich einen Punkt hinter den betonten Vokal.

Bei Zitaten bedeutet die große arabische Zahl die Seite, die kleine die Zeile.

Ein × besagt, daß die Anmerkung nachzulesen ist.

R. Pelissier.

Es ist Robert Pelissier nicht vergönnt gewesen, die von ihm vorbereitete zweite Reise anzutreten. Während derselben wollte er, wie er mir in den Wochen vor Kriegsausbruch schrieb, u. a. versuchen, einiger Schwierigkeiten, die die hier veröffentlichten Texte noch enthalten, Herr zu werden.

Diese Schwierigkeiten befinden sich besonders in den hier an den Schluß gestellten Stücken, die ich den Fachgenossen dringend empfehle — gerade der Schwierigkeiten wegen. Robert Pelissier hätte diese Stücke schließlich vielleicht unterdrückt; uns stand es nicht zu, um so weniger als das Sichere des Wichtigen genug bietet und die Tatsache, daß dem

alten namenlosen Tataren in Верясъ die Gebräuche bei der Bestattung eines Qans (25₁₅) noch wohlbekannt sind, allein die Veröffentlichung rechtfertigen würde.

Für Hörfehler halte ich торо·к 15₂ in торо·к кітрä·бъz 'wir schütten direkt', wo wahrscheinlich der Anlaut des folgenden Wortes das unerklärliche -к verschuldet hat: sodann das -к in ка·р тъшкі·нчĕк 'bis der Schnee gefallen ist' 12₉: hier lautet in allen andern bekannten Mundarten das Suffix vokalisch aus. Anderseits bezweifle ich ит(т)ä· 24₁₀, wofür ich *kit-* erwarten würde[1].

Einer Bestätigung bedürfen m. E. auch die eigentümlichen Diphthonge in бĕlei‿ідĕ 'er wußte' 7₂₇, траі·‿ідĕ 'er stand' 7₂₈ und бараі·‿ĭдĕ 'er sah' 7₂₉ u. dgl.; das Ursprüngliche war offenbar *baγa idi*, wo sich dann bei schnellem Sprechen wohl der Hiatustilger *-y-* einschlich: *baγayidi*. Eine Bestätigung dieser Ansicht dürfte 25₁₀ bringen, indem ваінаі· ĭдĕ 'es war Krieg' das dem russischen война 'Krieg' entsprechende Lehnwort *ваіна bietet, das allerdings als selbständiges Wort sonst nicht nachzuweisen ist: hier ist jedenfalls eine Form *ваінаі, *ваінаіra usw. ganz unwahrscheinlich.

Sehr merkwürdig sind dann ferner die zahlreichen Fälle von Gemination, die R. Pelissier notiert hat. Es ist das ein für einen Fremden, der die betr. Sprache nicht fast wie seine Muttersprache beherrscht, ganz besonders schwieriges Kapitel. Sporadische Geminationen kommen wohl in allen türkischen Mundarten vor; einen Teil derselben werde ich in anderem Zusammenhang besprechen müssen. Bei Pelissier sehen wir jedenfalls ein freimütiges Zweifeln an dem Gehörten und Notierten in einigen Wörtern, in denen die Etymologie gegen die Gemination ins Feld geführt werden kann; in anderen hat er seinen Zweifeln keinen Ausdruck verliehen (z. B. öттä· 7₂₉ = *ötä* usw.).

Bei mehreren Nominal- und Verbalformen, die vom etymologischen Standpunkt aus Doppelkonsonanz erwarten lassen, hat Pelissier einfache Konsonanz notiert, dann aber seine Zweifel durch Hinzufügung des zweiten Konsonanten in [] angedeutet. Obwohl seine Aufzeichnungen dadurch etwas schwieriger zu lesen sind, halte ich sie in vieler Hinsicht für einen

[1] Ich weiß, daß *it-* auch 'stecken' usw. bedeutet (vgl. Prob. IV 332₁₆ *qalai ittiñ* 'wohin hast du ihn gesteckt' und I 173₄₀ *sän anï qaнär ättiñ* 'wohin hast du es [das Pferd] gebracht, getan, versteckt?'); das scheint mir aber 24₁₀ nicht recht zu passen. Den Komplex *aläp it-* kenne ich nicht.

Fortschritt gegenüber der Methode, die die Konsonanten einfach bzw. doppelt hört und notiert nur, weil sie sie auf Grund der etymologischen Gewöhnung so hören will.

Jedenfalls sind auch die Pelissierschen Texte wieder, wie die bekannte Kaschgarer Aufnahme Martin Hartmanns, ein klassisches Beispiel dafür, daß seine Gewährsleute im allgemeinen sehr wenig gleichmäßig sprachen; es fällt dies, wie auch im IV. Bande der Proben, besonders bei dem fortwährenden Wechsel von *-o-* und *-u-* in der Stammsilbe auf[1]; ferner möchte ich auf die Behandlung der Vokale hinter anlautendem *y-* aufmerksam machen.

Zu онна· **23**$_{27}$, das ich im Zusatz zur Anm. **23**$_{30}$ = *onya* setze, ist zu bemerken, daß der Suffixanlaut auch sonst zu schwinden scheint; vgl. **24**$_{5}$ јıтмъшä· mit der Korrektur јıтмъшкä· 'für siebzig'.

Wegen каıч'üн **25**$_{21}$ (zu *qač-*) verweise ich auf meine Zusammenstellungen in KSz XVIII 27—28; 122 Anm. 2. Leider kann ich auch heute nicht behaupten, daß mir die Erscheinung halbwegs klar geworden wäre, denn die Annahme eines *š-* und *č*-Umlauts, den die Türksprachen ganz unzweifelhaft in größerem Maßstabe kennen, erklärt das allenthalben auftretende schmarotzernde *-i-* noch keineswegs.

Wie in anderen Mundarten, so wird auch im Mischär der Plural *kišilär* zu кıшlе·р **6**$_{15}$. Auf demselben Silbenschwund beruhen dann die interessanten јıдшä·р 'je sieben' **13**$_{3}$ ⪡ *yidišär* sowie ıкшe·р 'je zwei' **13**$_{4}$ ⪡ *ikišär*. In diesem Zusammenhange verstehen wir denn auch ıк‿кат 'zweimal' **19**$_{11}$, das sogar eine sonst betonte Silbe verliert: ıке· кат 'zweimal' **19**$_{7}$. Ob **7**$_{11}$ тересТъбъндä· auf einen Nominativ терес 'Fenster' hindeutet, muß vorläufig unentschieden bleiben; das Wb. kennt *täräzä, teräzä, täräčä, ter'əž'ə* = np.

[1] W. W. Radloff hat in seiner Phonetik § 272, 277 versucht, die verschiedenen Formen des Wortes für 'Haus' zu vereinigen. Wie kommt es aber, daß die Mischär üгä·, üдä· und üläр (**3**$_{2}$, **8**$_{17}$, **5**$_{26}$ usw.) haben, daneben aber евен'ä·, öвенä·, öвöнä· (**2**$_{7}$, **3**$_{23}$, **3**$_{14}$ usw.) u. dgl.? Ebenso steht Prob. IV 149$_{14}$ *üi*, aber 148$_{10}$ *äünä*, 150$_{50}$ *äüdä*, 155$_{5}$ *äügä* usw. Ich lege mir das Wort folgendermaßen zurecht: Grundformen sind *äb*, **ib* > *äw*, *iw* (dies im Kiptsch. und CC 222 je tes teben bws): durch den Labial entstand Rundung: *öw* CC 162$_{3}$ usw., QB 128$_{29}$ vereinzeltes *öbündä* ohne Angabe der Var. von **B**. Im absoluten Auslaut wurde *-b* > *-p* in den Abakandialekten: küär. *äp*, sag. *ep* (Mél. as. IX 109: *eb*, *ep* 'Jurte', aber *ebgä*, *egbä*, *ebinä*, *ebdä*, *ebdäñ*), abak. *ip* (Phon. § 273). Mit *y-* Prothese kar. T. *yüw* > kar. L. *yiw* (neben *iw*) entrundet. Die wichtigsten Formen sind die mit Personalsuffix, z. B. *äwindä*, weil hier *-w-* durch den andern Hiatustilger verdrängt wurde: ostt. *öyündä* < †*öwindä*. Dieses *-y-* setzte sich dann auch in den andern Formen fest: *öi*, *öiniñ*, *öigä*, *öilär* usw. Wie aber ist schon *ügü* Prob. I 380$_{132}$ mit dem Dativ *üyügä* 360$_{367}$ usw. usw. zu erklären?

ترازه, von dem ich nicht weiß, ob es allgemein für iranisch gehalten wird[1]; aus Prob. IV ist *tiräzä* (25_{70}, 26_{7} ff.) bekannt und der Akk. *täräsni* 374_{4}, der ebenfalls durch Silbenschwund < †*täräz*ᵉ*ni* entstanden sein kann.

Sehr auffallend sind auf den ersten Blick Konstruktionen wie 17_{27} калънна·р (< *-lar*) ıмänlä·р neben 17_{26} калъ·н ı̆мällä·р. Ich erkläre sie mir so, daß ich annehme, der Erzähler habe zunächst das substantivierte Adjektivum gebrauchen wollen, dann aber der größeren Deutlichkeit wegen doch noch das Substantivum hinzugefügt, wodurch dann der Anschein erweckt wird, das Pluralsuffix trete auch an das Adjektivum. Vgl. 26_{10} акла·р кіндӗрнӗке· кülмäkle·р ıде· wrtl. 'Weiße, aus Hanf (nämlich) Hemden waren es'. Ähnlich 13_{17} каттънна·р киреаклъла·р; auch hier ist das zweite Wort eine Korrektion des ersten: 'bei uns gehen die Weiber (d. h. auch) die Schwangeren auf die Arbeit', womit man sachlich vergleiche 13_{24} калганнъ·н аръшнъ·н 'von dem Übriggebliebenen (nämlich) von dem Roggen'. Die Richtigkeit dieser Auffassung dürfte aus dem anders ganz unerklärlichen таінъ· кüzӗне· бат'а·лнъкъна· кüрсе·тӗргä jӗра·мы (8_{27}) hervorgehen: 'es geht nicht an, das Füllen ihrem Auge (nämlich) dem der Stute gehörigen (Auge) zu zeigen'.

Für die eine oder die andere Konstruktion wären uns zur Klärung zahlreichere Beispiele erwünscht gewesen; so 28_{27} ил ӥ·_къшъсä билсъ·н öчöн 'damit sie eine Hausangehörige werde', wo der Imperativ wie ein reines Nomen behandelt wird, was ich sonst aus keiner Mundart belegen kann[2]. So ferner 2_{29} со̆нга· сӗбä· лекар'ство ні·нді билсанӗ. wo scheinbar der Konditional auf *-sa* flektiert wird; ich möchte aber fragen, ob nicht билса анӗ das Beabsichtigte ist.

Einige andere Schwierigkeiten habe ich im Wörterverzeichnis zu lösen versucht, für das ich allein verantwortlich bin; ich habe übrigens von türkischen Wörtern fast nur solche aufgenommen, die etwas abseits von den ausgetretenen Wegen liegen. In die mir fremd gewordene Welt der russischen Lehnwörter führte mich meine liebenswürdige Freundin Frau Elsa Sacharko ein, die auch die Güte hatte, die russischen Übersetzungen zu kontrollieren.

---

[1] Paasonen 190 leitet das čuwaš. *t'šürεᵢðžε* 'Fenster' aus dem Persischen her. Sollte es türkisch sein, so könnte an Zusammensetzung mit *tärä, täri* 'Haut' usw. gedacht werden.

[2] Vgl. immerhin das osm. *say olsuna git-* und meine Monographien zur türk. Sprachgeschichte (SHAW 1918) 26_{30} ff.

Als Vertreter der wissenschaftlichen Turkologie, deren Ziele nicht durch die dem Wandel unterworfenen politischen Verhältnisse und Anschauungen bedingt sind, muß ich zum Schluß auf das lebhafteste bedauern, daß Robert Pelissier vorzeitig diesen Studien entrissen worden ist, denen gerade er durch seinen Bildungsgang, durch seine reichen Kenntnisse und seine stille, opfermutige Begeisterung noch manchen wertvollen Dienst hätte leisten können.

W. Bang.

A. Караево.

I.

Хузнеддинъ Сайфуллинъ Пезняковъ. aus Караево, Bauer, Anfang 30, diente in Влоцлавекъ (Polen) als Husar, dann als berittener Gendarm (конный стражникъ) in Темниковъ, ist arm, kann mohammedanische Bücher lesen, sehr intelligent. war eine Zeitlang in Petersburg als Fabrikwächter (сторожъ) tätig.

1. Geburt.

1. ˣКатынне· кісӥ· ала· башлы·, чакра·лар äбі·‿каттә·н, сойга· каттә·н кън'ъла· башлы·, ˣäбі‿каттә·н башлы· анда· таптъра·; каттә·н таба·, кӗндӧгӧ·н äбі‿каттә·н кӗсä·. Оланне· ала· кийндӗ⟨ı⟩ра· ніц‿башъна· кийа·, авъzана· оланне·н сиска· jаса·п тъга· ˣпрä·нӗтнӗкӗн: jе·сӗ прä·нікнӗкӗ би·лмаса кіle·ндä шеке·рмънан авъzъна· бӗре·.

1. Das Weib beginnen die Wehen (eig. das Schneiden) zu erfassen, sie holen die Hebamme. Dann fängt das Weib an, sich zu quälen (eig. sich zu schlagen), die Hebamme beginnt dann (eig. dort), sie zum Gebären zu bringen. Das Weib gebiert, die Hebamme schneidet die Nabelschnur ab. Das Kind nimmt sie, badet es und legt es auf den Scheitel des Ofens. In den Mund des Kindes einen Lutscher gemacht habend, steckt sie [und zwar] einen aus Lebkuchen (пряникъ); wenn es keinen aus Lebkuchen gibt, gibt sie ihm Brezel mit Zucker in seinen Mund.

2. Сийга· катәйга· jага·лар минча·, äбі·‿катән минчага· каттәнне· алә·п кӗте·, juвйдъра·, juвйдр̊га·ч ніц‿башна· кі·тӗрä. Катә·нне ıчӗре-läр кі·ндӗрбалса·н, ӗче· тӧzä⟨е⟩lä·.

2. Darauf heizen sie für das Weib die Badestube, die Hebamme, das Weib nehmend, geht fort in die Badestube und wäscht es, nachdem sie es gewaschen hat, bringt sie es auf den Ofen. Das Weib tränken sie mit Kinderbalsam, es trinkt und erholt sich.

3. Бер адпада·нсой каттә·н башлы· ×шle·кili·; äвı‿каттә н кıттä· евен'ä·; äбı каттә·йга біре·läр ıкмä·к'. кülмä·к. кüнмъ⟨ı⟩ би·лса акча.

3. Nach einer Woche beginnt das Weib hier und da zu arbeiten. Die Hebamme geht fort nach Hause (eig. in ihr Haus). Der Hebamme geben sie Brot, ein Hemd, irgend wieviel Geld.

2. Namengebung.

1. Сийга· олайга· чакра·лар Миллане· Милла·нъы каршъна· стölгä· jастъ·кмънан ад'алга· чёрман оланне· (стölгä·) кийа·лар, кïблага· башъ·мънан кийа·лар оланне.

1. Dann rufen sie für das Kind den Mulla. Vor den Mulla hin (eig. dem M. gegenüber) legen sie das Kind auf den Tisch, es mit dem Kissen in eine Decke wickelnd, nach Süden mit dem Kopf legen sie das Kind hin.

2. Милла· сорī· ні·ндı ат кишĕ·ı рга·. Мйнда· йдäгёle·р ат'а·лар ат ні·ндı би·лса, Милла[·] киша· ат.

2. Der Mulla fragt, welcher Name zu geben ist. Hier nennen die Hausbewohner irgendeinen Namen, der Mulla gibt den Namen.

3. Сийга· олан[н]е· ала·лар, бїшек'ä· (sic!) кийа·лар, Миллага· хаі·ър бїрä·лäр, анна·нсой Милла· чеі ×іче·, чеі ічке·ч öвöнä· кıт(т)е·.

3. Dann nehmen sie das Kind und legen es in die Wiege. Dem Mulla geben sie den Chair (Lohn: X. übersetzt hier деньги, s. unten S. 3_5). Sodann trinkt der Mulla Tee; Tee getrunken habend, geht er nach seinem Hause fort.

3. Beschneidung.

1. Тархан[н]ъкъ· сüннäче· авъ·л‿саіён jüpī·; оланчĕкларне· кі·мдä бар бїрä·läр сüннäткä·.

1. Der Beschneider (коновалъ) aus ×Тарханъ fährt in jedes Dorf: die Kinderchen, bei wem welche sind, geben sie dem Beschneider.

2. Бер кїше· тота· оланне· аіакларън[н]а·н, сийга· сüннäтче· пі-ке·мънĕн ä·нъ⟨ı⟩съ⟨ı⟩н[н]äн тē·рёгĕнäсĕн (пїке·мънĕн) кїсä· бр̊се· кінä·, сойга· сїбä· lекар'ство ні·ндı би·лсанĕ.

2. Ein Mensch hält das Kind an den Beinen, dann schneidet der Beschneider mit dem Messer vom penis sein Häutchen ab, ein wenig nur (eig. das eine nur), dann schüttet er irgendein Heilmittel darauf.

3. Оланне· ала·лар, кийа·лар тише· ö ö.стö ö не·; сüннäтчiге· бiре·lер хаi·č‹ı›р бр̊ iкмä·к, бр̊ тäн̄кä· акча·. Кiт(т)ä· сон̄га· üрä·. Jiдıı‿jешлък-тä·н кüбрä·к ǰěра·мы.

3. Das Kind nehmen sie und legen es auf ein Federbett; dem Beschneider geben sie Chair (Lohn [подаnie]): ein Brot, ein Rubel Geld. Er geht dann fort nach Hause. Älter als sieben Jahre ist er (der Knabe) nicht mehr tauglich.

4. Hochzeit.

1. Наzначат' ıтä·läр башкъда·. Ол бара· къс съраргa·, сuрı·, анда· culěше·lер, кüнмъ‹ı› калъ·м кi'ıмle·рдъ‹ı›, та·гъ бр̊ пот бал сü·lı̄.

1. Sie bestimmen die Freiwerberin. Diese geht nach dem Mädchen zu fragen, sie fragt, dort besprechen sie sich, wieviel Kalym (выводъ). Kleider und noch ein Pud Honig sagen sie.

2. Анна·нсон̆ кilä· кiйей· öвöнä·, сüli· мъıда·: »Къzнъ· брä·läр jüz ман'е·т калэ·п ˣкi'ıмle·р бр̊ пит бал«.

2. Sodann fährt sie zum Haus des Bräutigams, sie sagt hier: »Das Mädchen geben sie, 100 Rubel Kalym, Kleider. 1 Pud Honig.«

3. Сuн̄га· ǰěрашěрга· Мılла· бара·. кiйейнен атасъ· та·гъ üzı рила·ръ бара·лар ape· къс‿öвäне·. била· jараш‿тоi·.

3. Dann geht der Mulla mitzuwerben, der Vater des Bräutigams und noch ihre Verwandten [sie alle] fahren dorthin ins Haus des Mädchens, es kommt zum Verlobungsfest (запой).

4. Не·скол'ко вахъ·т uza·. сuн̄га· бара·лар къzнъ·н öвенä·. съро·к коiěрга· i кi·бъ‹ı›·н кiěрга·, сüläгä·н нерсеläръ ı·н брä·läр. съро·к кийа·лар бр̊ џимага·.

4. Einige Zeit vergeht, dann fahren sie ins Haus des Mädchens die Frist zu bestimmen und Trauung zu veranstalten, die versprochenen Sachen geben sie, die Frist setzen sie an auf eine Woche [darauf].

5. Бр̊ џимада·нсон̆ била· тоi. jıла·лар вечеринкага· халк ˣкiей· öвěнä·. ıче·läр буzа· араке·, сuн̄га· кıтä·läр üläръ‹ı›нъ‹ı›·.

5. Nach einer Woche ist die Hochzeit, das Volk versammelt sich zur вечеринка (Abendgesellschaft) im Hause des Bräutigams, sie trinken Dünnbier (брага) und Branntwein, dann fahren sie in ihre Häuser fort.

1*

6. Халк ıртä·стъ ı н jïiгъла·лар (халк) билъшiтъ·кмъна·н. сиĭга· биz.· ıчëре·läр аракъ·, jïiĕла·лар ×(jiлалар) тоiга·. алашала·р jĕre·н кiтä·läр къzартънна·н. Кi·еӥ· jiгётle·р итра·лар jaга.ларда·. иртада· итъра. кieӥ·: ӥчı алашада· jĕте·läр zіерä·тетъ ı нъ ı . икi·лар хате·м. хате·м икiга·ч бр̊чисъ ı · бара· тuiга, алашалар jĕгi·н ×jiгтлä·р къz аzбарё·ı·на·.

6. Am Morgen versammelt sich das Volk mit Beisteuer (помоганie), dann geben sie Dünnbier und Branntwein zu trinken und versammeln sich zur Hochzeit, die Pferde angespannt habend, fahren sie fort nach dem Mädchen (eig. hinter dem Mädchen her, d. h. um es zu holen). Die Bräutigamführer (подруги) sitzen an den Seiten, in der Mitte sitzt der Bräutigam; mit drei Pferden treffen sie auf dem Begräbnisplatz ein, sie lesen [hier] das chatem-Gebet; wenn sie das chatem-Gebet gelesen haben, fahren alle zur Hochzeit. Nachdem sie die Pferde angespannt haben, sind sie eingetroffen (sic!) auf dem Hof des Mädchens.

7. Кi·еӥ· jerгтlерминäн тı ъ ше·lер каiа· късъ. късъ итра· кiläтте· чебелдä·к öчéндä·. къzла·р итъра· jaш_кi·läнминäн. Калга·н ×гоi·чëла·р итра·лар ъzбада·. кi·еӥ jerгтла·рминäн итра· кiläтте· кайа jaш_кili·н търа·: jäш_кile·н кӥрä·нмй. Кi·еӥ· кiläттä· етö ö·lаргъида· чöĭlдъ·ı·к каригъида· ×итра·лар (sic!) кi·еӥ jerгтle·р ×итра· (sic!) jaнтъкда·. иртада кieӥ·: ëче·ı·läр биzа· араке·.

7. Der Bräutigam steigt mit den Bräutigamführern ab [und geht dahin] wo das Mädchen ist. Das Mädchen sitzt in der Klete (амбаръ) hinter dem (Bett-)Vorhang (eig. im Innern des Vorhangs [пологъ]), die Mädchen sitzen mit der Braut. Die übrigen Hochzeitsleute sitzen in der Stube, der Bräutigam sitzt mit den Bräutigamführern in der Klete, wo [auch] die Braut sitzt; die Braut ist nicht zu sehen. Der Bräutigam sitzt in der Klete hinter dem Tisch, dem Bettvorhang (пологъ) gegenüber, die Bräutigamführer sitzen an seiner Seite (по сторонамъ), in der Mitte der Bräutigam; sie trinken Dünnbier und Branntwein.

8. Анда· кина·лар, тоi·чëла·р кiтä· квартi·р_саiëн. кi·еӥ jiгтlä·р кала·лар тоi аzбаръида·.

8. Dort übernachten sie, die Hochzeitsgäste (свадьбащики) gehen fort jeder in sein Quartier. Die Bräutigamführer bleiben auf dem Hochzeitshof.

9. Соңга· кі'еӥ· jiттle р кılättä·н чъгала·р. jеш_кіlі·нмъ і нäн кılättä· кі'еӥ_гін(н)е кала·. сиңга· jата·лар бр̊гä чібılдъ і га·сıъна. анда· і'от ё̆ш шlі·lеp; кі рте·стäн тра·лар. jивъна·лар і чеі і і че·lеp. сиңга· тоічъларнъ· тоі азбаръна· кі'еӥ· jыıтъра·, сиңга· ё і че·lеp араке· бuza·. кі'еӥ· jiттlepi·н кılä·ткä jшıтра· аларда. шъласіійк іче·лер. Кӥ·нмъ і бu·лса вахъ·т u·zгач тоі jiiiе ла· кıтäргä· кі'еӥнін ӧ'ӧ вӧ⟨ӧ⟩нä·, jеш_кı-lıı[н]е· uтр̊та·лар кі'еӥ·мкъ·пён jана·ш. кılä·läp ӥгä·.

9. Sodann kommen die Bräutigamführer aus der Klete heraus, mit der Braut bleibt in der Klete nur der Bräutigam. Dann legen sie sich zusammen unter den пологъ (Art Himmelbett), dort verrichten sie die Schamangelegenheit (стыдное дѣло). Des Morgens stehen sie auf, waschen sich und trinken Tee. Dann versammelt der Bräutigam die Hochzeitsgäste auf dem Hochzeitshof. Dann trinken sie Branntwein und Dünnbier. Der Bräutigam versammelt ×die (oder »seine«) Bräutigamführer in der Klete und sie trinken ebenfalls. Wenn einige Zeit vergangen ist, versammelt sich die Hochzeit[sgesellschaft], um ins Haus des Bräutigams zu fahren. Die Braut setzen sie dem Bräutigam zur Seite. Sie kommen zu Hause (beim Bräutigam) an.

10. Ӧ̆ дä· jаш_кіlе·н тıшä· кılätкä·. пічалнъна їтä·läp. стъне· шрбе·т сıбä·läp. бӥрке·lеp балнъкъ·н.

10. Zu Hause steigt die Braut ab [und geht] in die Klete. Sie führen sie vor den Ofen. spritzen auf sie Scherbet, besprengen sie mit Honigwasser (eig. das zum Honig gehörige, X. übersetzt медовой).

11. Сиңга· кıрі·(к) кıте· кılätкä. Jаш_кılі·н кі'еӥ jiттle·рдä іче·lеp бuza· араке·. jе·рлылapдa, тоі·чъларда_zбада· іче·lеp аракъ·да бuza· і jерлы лар: сиңга аш̄·лар. кıтеше·läp ӱläpене.

11. Dann geht sie zurück in die Klete. Die Braut und die Bräutigamführer trinken Dünnbier und Branntwein und singen, und die Hochzeitsgäste in der Stube trinken auch Branntwein und Dünnbier und singen: dann essen sie und fahren fort in ihre Häuser.

12. Сиңга· кӥнмъ⟨і вахъ·т о·zгач ӥ·с_халге ала·лар кинакларне. сіга·; бр̊_адна· гӥl'а·т' іте·läp. Гӥl'а·т' іт(т)ъ·⟨і⟩ бъ⟨і⟩тке·ч къ·zмънан кі'еӥ· бара·лар кäн'ена·; анда· кӥ·нмъ⟨і⟩ бu·лса тра·лар, соӣ кılе·lеp ӥгä·. Анна·н кılе·lеp канl'аре· кида· ӧ·вен'е.

12. Darauf, wenn einige Zeit vergangen ist, empfangen sie ihre eigenen Leute (своихъ людей) als Gäste zum Gelage; eine Woche zechen und schmausen sie (гуляютъ). Wenn das Feiern beendigt ist, dann fährt der Bräutigam mit dem Mädchen zum Schwiegervater; dort leben sie einige Zeit, dann fahren sie nach Hause. Von da kommen seine Schwiegereltern in das Haus des Kuda (сватъ, so nennen sich die Schwiegerväter untereinander; dagegen gebraucht sowohl die Braut als der Bräutigam das Wort кан′ »Schwiegervater« von dem Vater des Bräutigams bzw. dem der Braut).

5. Bestattung.

1. Кішъ ı›· ülä·, чакра·лар Милла·. Милла· ıкі· кира·н, киша· juвр̑га·, нато·м ıкī·.

1. Der Mensch stirbt, sie rufen den Mulla. Der Mulla liest den Koran, läßt [den Leichnam] waschen, dann liest er.

2. Jійёла· кішlе·р. Сиңгъ· чıгара·лар üli·к, кийа·лар чıлга·. ×Чıлда·н сой хал̇к ала·, не·сколко ×атlа·м (sic!) uza·лар, uilä·нстънъ кийа·лар, ıкі·лар џенаzа·.

2. Das Volk versammelt sich. Dann holen sie den Leichnam heraus und legen ihn auf die Bahre. ×An die Bahre fassen dann die Leute, einige Schritte gehen sie, [dann] setzen sie [sie] aufs Gras und lesen das Dženaza-Gebet.

3. Џенаzа· ıкıга·ч, алы·н кıтä·läр ziерä·ткä. Ziерä·ттä кийа·лар ×кабрі·анъна, баziанъна· кийа·лар.

3. Das Dženaza-Gebet gelesen habend, nehmen sie [die Bahre] und gehen fort zum Friedhof. Auf dem Friedhof stellen sie [sie] an die Seite des Grabes, an die Seite (около) der Grube stellen sie [sie].

4. Сиңга· ×џäнаzада·н алы·н баzга· jiб(б)äрä·läр. jiбäргä·ч jüzü·мıъ̀нäн кіблага· таба·н кийа·лар, йстü·н такта·мънан jаба·лар і несо·кмънан кüмä[·]läр, кüмü·б бъ ı›тке·ч, Милла· ıкі·, хал̇к üгä· кıтä·läр бр̊чъ‹ı›сä.

4. Sodann nach dem Dženaza-Gebet nehmend lassen sie [die Leiche] in die Grube hinab. Hinabgelassen habend, legen sie [sie] mit dem Gesicht in die Richtung nach Kybla (на югъ). darüber decken sie Bretter und begraben mit Sand. Wenn das Begraben zu Ende ist, liest der Mulla, die Leute gehen alle fort nach Hause.

6. Totengedenken.

1. Кшёдна· кіч цкі·лар ка·жны къ⟨ı⟩ше· евендä· хат′е·м, ülüklерне· номĭна·т′ ітä·läр.

1. Am Abend des ˣKšedna (четвергъ) liest jeder Mensch in seinem Hause das Chatém-Gebet und gedenkt der Verstorbenen.

2. Je·ch цкъма·саŭ, кÿтÿп търа·лар терестъ⟨ı⟩бъ⟨ı⟩ндä·; цкъса·ŭ кітä·läр каіа· кÿмгäнне·р.

2. Wenn du nicht liest, so stehen sie wartend in der Nähe des Fensters; wenn du liest, gehen sie fort [dahin], wo sie begraben sind.

7. Von Kobolden und Džinns.

1. Ка·с′ъ ÿгä· нінді ма·чъ бара·. Кас′ ÿгä· бара· чиба·р, кас′ ÿгä· бара с′е·ры боі боі; бъ⟨ı⟩zдä чиба·р мачі· ба·рмы, бара· с′ĕдоі· juл ‿juл маче·.

1. Zu dem einen Haus paßt eine so beschaffene Katze, zu dem andern eine anders beschaffene (на который дворъ какая кошка бываетъ). Zu dem einen Haus paßt eine bunte, zu dem andern Haus paßt eine graue mit Längsstreifen (дорожками); bei uns paßt eine bunte Katze nicht, es paßt eine graugestreifte (дорожками) Katze.

2. Та·гъ ні·ндï дĕ jÿн(н)о· ба·рмы, jupт‿ïйе·съ jера·тмъ.

2. Welche Haarfarbe von ihnen (den Katzen) noch nicht paßt [zum Hause], [die] liebt der Hauskobold (eig. Herr der Jurte, домовой) nicht.

3. Бъ⟨ı⟩zдä· ба·р‿іде цриста·н џінне·р сарте·н бĕlеі‿ïдĕ, кимд′а·‿ла-шалар ба·рмы ï тъва·рда ол търаі·‿ïдĕ кан′u·шнада о·н‿ïке се·тте тöн(н)ö·, сĕбĕрке· öттä·, багаі·‿ïдĕ: џïнне·р алашанъ· къ⟨ı⟩нї·дъ⟨ı⟩.

3. Bei uns war einer von den Russen, in betreff der Džinn (нечистая сила) wußte er [Bescheid]. Bei wem die Pferde nicht passen [zum Hof] und das Vieh (скотина), [da] war er stehend im Pferdestall um die zwölfte (eig. um zwölf) Stunde nachts, der Egge gegenüber, und sah (eig. war sehend): die Džinn (черти) waren das Pferd schlagend (лошадей бьютъ).

4. Кац′ алашане· съве· jupт‿і′е·съ⟨ı⟩, ашата· бъ⟨ı⟩че·нмъ⟨ı⟩нён. jалъıда üрä·. алаша· кüр би·ла. Кас′ алашане· jĕра·тмъ. сüрä·. къ ı⟩-нi·др·да. аша·тмы, бiчä·ндä ки·рмъда бi·рмi. ол алаша· jадаи· била.

4. Welches Pferd der Hauskobold liebt, [das] füttert er mit Heu, und seine Mähne flicht er, das Pferd ist glatt. Welches Pferd er nicht liebt, das jagt und schlägt er, füttert es nicht, Heu und Futter gibt er [ihm] nicht, ein solches Pferd ist mager.

5. Шол аzба·р ïёсъ, кім üдä· ста·рші, шинарга· ишшы·. Je·cli салкə·н, jañги·р jaua·, küzü·н съвъ·к. ол пïц‿башъ·нä· мъ ı⟩нä·, кüргä·н кïшlердä· бар. Кем картъра·к üдä·, анарга·‿шшы. Но цiннеринъ кi·мдä кü·рмi küzrä·.

5. Dieser Hauskobold gleicht dem, welcher im Hause der älteste ist. Wenn es kalt ist, Regen fällt, im Herbst kalt, [dann] steigt er auf den Ofen, und es gibt Leute, die ihn gesehen haben. Wer im Hause der ältere ist, dem gleicht er. Aber die Džinn (нечистую силу) sieht niemand ins Auge.

8. Vom Absetzen der Fohlen.

1. ×Бат′алнъ· тайе· ülсä· била· üzrä· бат′а·лнън таiн jiбĕргä· üzrä· бат′а·ластъна·.

1. Wenn einer Stute ihr Fohlen stirbt, kann man das Fohlen einer andern Stute unter die andere Stute lassen.

2. Таiнъ· küzĕне· бат′а·лнъкъна· кüрсе·тĕргä jĕра·мы; кüрсĕткäч прiнïма·т′ iтмä·с.

2. Das Fohlen in den Gesichtskreis der Stute (eig. in die der Stute gehörigen Augen) zu bringen (eig. zeigen), geht nicht an; nachdem man es ihr gezeigt hat, nimmt sie es nicht an.

3. Бат′а·л тайе·н üzüнеке·н бр̊дä· абïжат′ ïтме·с, са·лдр̊га·ч абïжа·т′ ïтä·. ïмĕргä· бï·рмı. каба·.

3. Die Stute wird ihr eigenes Fohlen niemals beleidigen, wenn man [es ihr] aber weggenommen hat, beleidigt sie [es], gibt [ihm] nicht zu saugen, beißt.

4. Савс′е·м са·лдр̊га·ч бр̊дä· ïмме·с; китилеа· анасъ·н ïмĕргä·, анасъ· тïбä·р ı каба·рда.

4. Wenn man [es] endgültig fortgenommen hat, wird es nicht mehr saugen; wenn es sich losreißt, um seine Mutter zu saugen, [dann] wird seine Mutter keilen und beißen.

9. Kumyßbereitung.

1. Къмы·с шlі·lер öчей·, бр̊се· ійä· jалчъларе·; бр̊се· бат′а·л сакла·чалйда·.

1. Kumyß machen drei zusammen (трое): der eine der Wirt (хозяинъ) und seine Mietlinge (наемники); der eine hütet die Stute auf der Wiese.

2. Mai, ї'и·н, ї'илда· ча·йда· саклы·лар. Таїчъгъ· бат′алнъ·н би·-н′ъна бäläгä·н, ïмĕргä· бï·рмïlер.

2. Im Mai, Juni, Juli hüten sie [sie] auf der Wiese. Ihr Füllchen ist der Stute an ihren Hals gebunden, zu saugen geben sie [ihm] nicht.

3. Бат′а·л jüрü· üläндä·_гïнĕ; соло· jĕра·мï бĕрĕге·, билгаu· бірмïlер üläннäн гаірï.

3. Die Stute geht nur auf dem Grase umher; Hafer [ihr] zu geben geht nicht an, Mengfutter (мѣсиво) geben sie nicht, nichts außer Gras.

4. Бат′алнъ· савва· öчöнчö· ölöшъ⟨ı⟩не·, таінъ· jïбĕрä·läр ïмĕрге·, ïмä·др̊дä брас.

4. Die Stute ×melken sie (eig. melkt er) auf den dritten Teil, das Fohlen lassen sie saugen, es saugt allerdings [nur] ein wenig.

5. Сиñга· та·гъ бĕlі·lер бат′алнъ·н бин ïна·, сиñга· алъ·п кïт(т)ä·ма·лы üläñгä сакларга.

5. Darauf binden sie [es] wieder (eig. noch) der Stute an ihren Hals, sodann nimmt ein Bursche [sie] und geht fort aufs Gras [sie] zu hüten.

6. Сиӈга· сътә·н четвёрткä сала·лар. шинарга· ачётке· сала·лар четверт öчöне·.

6. Darauf gießen sie ihre Milch in ein Tschetvertj, auf diese gießen sie das Ferment ins Tschetvertj hinein.

7. Сиӈга· ÿzÿ·н килда· че·твёртне, кÿпмъ билса· вахы·т, чеікĭlä·р: сиӈга· сала·лар бuтылкаларга·; сиӈга· халсә·с кĭшіга· ö⟨ө⟩чёре·lep, кÿ·пмъ·ı кÿ·ӈilĕ ала·.

7. Sodann schaukeln sie das Tschetvertj in der eigenen Hand einige Zeit; darauf gießen sie [den Kumyß] in Flaschen; dann geben sie [ihn] einem kranken (eig. kraftlosen) Menschen zu trinken, wieviel sein Herz begehrt (eig. sein Sinn nimmt, душа принимаетъ).

8. Ĭ сатарга·дъ би·ла, ин біш тійе·н биты·лкасен, сата·лар кім алга·н кĭшĭгä·.

8. Auch verkaufen kann man [ihn], fünfzehn Kopeken die Flasche von ihm, sie verkaufen [ihn] jedem Menschen, der [ihn] ˣnimmt.

9. Къмъ·с ъ⟨ı⟩чр̊гä·н ÿчÿ·н жа·лован'а ала·лар jÿ·zдä jiгр̊мъ· ман'е·т аӥна·, ъ⟨ı⟩чёре·lep іке· аі ja·ръм, ні баръ· ÿц‿ÿ·zдä ала·лар; ˣійей⟨j⟩е· кара·и кÿбректä· алга· била·.

9. Für Tränken mit Kumyß nehmen sie als Lohn 120 Rubel pro Monat, sie tränken zwei Monate und ein halb, im ganzen (eig. ˣwas von ihm ist) nehmen sie 300 Rubel; je nach dem Wirt (на хозяина смотря) kann man auch mehr nehmen.

10. Roggenbau.

1. Jĕравоінъ· upга·ч, би жніва ö⟨ө⟩стъне· таші·бъz наz'о·м; jaz‿башъ·н, jармейкада·нсой таші·бъz наz'о·м; сиӈга наz'о·мнъ тäтä·бъ⟨ı⟩z jĕр‿бийе·на.

1. Das Sommerfeld (яровое) abgeerntet habend, fahren wir auf dies Stoppelfeld Mist; im Frühlingsanfang, nach dem Jahrmarkt, fahren wir Mist; sodann streuen wir den Mist längs des Landes (по загону).

2. Тäткäн[н]ä·н_сой парн'ане· сика.п·бъz. Пĕтровкада·н сĕбäрä·бъz. тоl'кŏ боiга·. Сĕбäргä·ч чечä·бъ⟨ı⟩z аръ·ш, фтарої· Спаста чечä·бъ⟨ı⟩z.

2. Nach dem Streuen pflügen wir die Brache. Nach Petrofka eggen wir, [und zwar] nur in der Länge [des Ackers]. Nach dem Eggen säen wir den Roggen, am zweiten Spas (6. August) säen wir.

3. Баiарла·р п'е·рвы Спаста· чечä·, мещанна·р фтарої· ĭ трė·ті Спаста·, са·мĭ со·ңгъ чĕчӣ·.

3. Die Herren (господа) säen am ersten Spas (1. August), die Bürger (von Tjemnikov) am 2. und 3. Spas, [das ist] das letzte Säen.

4. Бezдä· чĕче·lер ірlе·р, каттънна·р че·чмĕ. Кара· jïрдä· аръ·ш јакшъра·к би·ла, а пäсокта· била кuiтuра·к. Наz'о·м ташъ·масаң, бäк кuiто· била· аръ·ш, наz'о·м ташъса·ң јакшĕра·к била·.

4. Bei uns säen die Männer, die Frauen säen nicht. Auf Schwarzerde ist der Roggen besser, aber auf Sand ist er schlechter. Wenn du Mist nicht fährst, ist der Roggen sehr schlecht; wenn du Mist fährst, ist er besser.

5. Кара jïрдä· дісäтнĕсъ⟨ı⟩нда· jïгĕрме· біш арба· била·, пäсокта· алте· арба·, сі·кĕс арба· била·. Арбада·н кара· jірдä· бірä· аръ·ш ти·къс чїлä·к, пäсокта· а·лтъ чїлä·к арбасънна·н, ти·къс чїлä·к.

5. Auf Schwarzerde kommen auf die Desjatine (eig. ×auf seine Desjatine) 25 Telegen, auf Sand[boden] 6 Telegen, [auch] 8 Telegen. Aus der Telega gibt auf Schwarzerde der Roggen 9 Tschiläk (мѣра), auf Sand[boden] 6 Tschiläk aus ×seiner Telega, [auch] 9 Tschiläk.

6. Ка·жны чїläге· пи·д да он фънт тарта·, ні баре· тарта· он бер пот jігĕрмä· фънт арбада·н, а пäсокта· чїлäгä· шълаі·йик пот да он фънт тарта·, ні баре· jіде· пот jïгĕрме· фънт.

6. Jeder Tschiläk von ihm wiegt (eig. zieht) 1 Pud und 10 Pfund, ×alles in allem (сколько есть) wiegt 11 Pud 20 Pfund aus der Telega, und auf Sand[boden] wiegt ×sein Tschiläk ebenfalls 1 Pud 10 Pfund, alles in allem 7 Pud 20 Pfund.

7. Ӌёс′атнёге· чёче·бъ ı⟩z сі·кё⟨ı⟩с чіlä·к ×наzе·мнек[к]а ı то·късс чі-lä·к чёчä·бъ⟨ı⟩z, ала·бъz і·llё чіlä·к. Беz чёче·бъ⟨ı⟩z і·ск_аръш тъ⟨ı⟩rü·l, ја·йнъ то·l′ко какка·нnъ, какка·ч чёче·бъ⟨ı⟩z.

7. Auf die Desjatine säen wir 8 Tschiläk, auf die gedüngte (на наземное мѣсто), auch 9 Tschiläk säen wir, wir erhalten 50 Tschiläk. Wir säen nicht alten Roggen, [sondern] den neuen, eben ausgedroschenen; gedroschen habend, säen wir.

8. Біш къннa·нсой о·zім јірдä·н чъга· башлы· дё⟨ъ⟩р. Бёр_ї·ч аднада·нсой јір тиñга·ч јібäрä·бъ⟨ı⟩z атларнъ· о·zімга, ка·р ×гъ⟨ı⟩шкі·нчёк јі-бäрä·бъ⟨ı⟩z бъzаила·рнъ хот′ сірä·к хот′ јеш билса·, вс′о равно· јі-бäрä·бъ⟨ı⟩z.

8. Nach fünf Tagen beginnt die Wintersaat aus der Erde herauszukommen. Nach etwa drei Wochen, wenn die Erde gefroren ist, lassen wir die Pferde auf die Wintersaat, bis der Schnee gefallen ist (снѣгъ покамѣстъ упадетъ), lassen wir die Kälber [drauf], mag [die Wintersaat] dünn oder dicht sein, ganz gleich lassen wir [sie] drauf.

9. Јаші·l корт о·zїмларнъ, коро· вахъ·т билса·. аш·. јаñгъ·р јаумаса·; јауса· аша·мlар, кача·лар (eig. ×кат′ша·лар) Алла·′білä· каре·.

9. Der grüne Wurm frißt die Wintersaaten, wenn trockene Zeit [Dürre] ist, kein Regen fällt; wenn es [aber] regnet, fressen sie nicht, [sondern] laufen fort, Allah weiß wohin.

10. Јаz_башъ·н, каіа· карса·к тъ⟨ı⟩шlерде· сӣ тр̊·са· о·zім јuга.ла·. била· саръ·. Јаz_башъ·н бек коро· бил.са, о·zім јuга.ла·дъ ирнъла·н сарраіа·.

10. Im Frühlingsanfang, ×wo an niedrigen Stellen etwa Wasser stehen sollte, verdirbt die Wintersaat, wird gelb. Wenn es im Frühlingsanfang sehr trocken ist, verdirbt die Wintersaat und wird stellenweise gelb.

11. Маіда· ко·лъс коса· башлы· ×аръ⟨ә⟩ш: корола·р билса· съранча·да аръшларнъ· аш·. Ї·ишнъ·н н′ервыйён.да чёче·г_ата башлы·.

11. Im Mai beginnt der Roggen Ähre hinzuzufügen (колосъ колосится); wenn es trocken ist, frißt auch die Wanderheuschrecke die Wintersaaten. In des Junis ersten Tagen beginnt er Blüte zu werfen (цвѣтать).

12. J'ul и́е·рвыларда аръ·ш jїтä·. башлы·лар каттъила·р иръргa·. Ургa·ч бeli·läp; ji·elї коро· ×ᶜскıрткä· киiа·лар, чi билса· хрестъчка·; кажны хрестъчка· ин‿jїдшä·р кülтä· киiа·лар. jüzдä jıгĕрме· бишĕрне· кülтä·, iкше·р jüzдä· ĕскıрткä· киiа·лар.

12. In den ersten [Tagen] des Juli reift der Roggen, es beginnen die Weiber zu schneiden. Geschnitten habend binden sie; wenn er trocken [ist], legen sie [ihn] in Mieten (на скирды), wenn er naß ist in Mandeln (на хрестецъ). In jede Mandel legen sie je 17 Garben, je 125 Garben, je 200 legen sie in Mieten.

13. Taza· каттъ·н урала· iкшä·р jüz кülтä· кüнüнä·, коiтра·к каттъина·р ура·лар jüzдä· jïгĕрмĕше·рнъ, арасънда· бар минді·дъ каттъ·ннар jüzĕрнъ·дъ ура·лмïлар.

13. Ein tüchtiges (здоровая) Weib kann schneiden je 200 Garben auf ihren Tag (= pro Tag), schlechtere Weiber schneiden je 120, unter ihnen gibt es auch solche Weiber, nicht einmal (eig. auch nicht) je 100 können sie schneiden.

14. Бъ⟨ı⟩zдä· каттъина·р кирсаклъла·р ĕшкä· jüpi·läрдъ, вахътларъ·н бiлä·läp; кр̊да· танка·н кїмдї·‿juк Татарларда·н.

14. Bei uns gehen die schwangeren (брюхаты) Weiber auf die Arbeit, ihre Zeit wissen sie [aber]. Auf dem Felde hat geboren keine von den Tatarinnen.

15. Éскiртлерне· таш·бъz ъндĕрга·. Ка·сĕн киiа·бъz кiбäiiгä·, ка·сĕн итр̊та·бъz токка·. Тагаиъетънä· кiбäнні· киiа·бъz. сала·[м]мънан öстö·н jaба·бъz. вiхрала·р киiа·бъz тüбäсъ⟨ı⟩нä·, jil ā·чмасън саламнъ·.

15. Die Mieten fahren wir auf die Tenne (гумно). Welche legen wir in Schober (одонье), welche setzen wir auf den Dreschboden. Auf den ×Tagan setzen wir den Schober, mit Stroh bedecken wir seine Oberfläche, Stangen (вихры) legen wir auf seinen Kopf, damit der Wind nicht das Stroh abdeckt (открылъ бы).

16. ×Калганнъ·н аръшнъ·н китрä·бъ⟨ı⟩z тикка·, üрä·г‿aiaк итр̊та·бъz киiашка·. Сиiга· бр̊ бiш сäт кiбä·.

16. Von dem zurückgebliebenen Roggen fahren wir nach dem Dreschboden hin, aufrecht (стоймя) setzen wir [die Garben] in die Sonne. Dann trocknet er etwa fünf Stunden.

17. Кагарга· бара·бъz, тöшı·бъ⟨ı⟩z тогъстъна· пасатка· ïке· ъ·ı·рä·т; сиӈга· башлы·бъz бер jагъ·н кага·, ıкı·нчёсёндä кага·бъz; сиӈга· ×лäн-дрä·бъ⟨ı⟩z, та·гъ кага·бъz і·ке·съ⟨ı⟩ндä пъ̈лайык.

17. Wir gehen dreschen, breiten auf dem Dreschboden aus (eig. über hin) zwei Reihen [Garben] zur Lage (посадъ); dann beginnen wir ihre eine Seite zu dreschen und ihre zweite [Seite] dreschen wir; dann drehen wir um und dreschen noch beide [Reihen] ebenso (такъ же).

18. Сиӈга· балта·мънан очо·н ко·лъска кісä·бъ⟨ı⟩z алашаларга·, са-ламъ·н тётä·бъ⟨ı⟩z чёнла·рмънан. Насі·лкаларга саламнъ· кийа·бъz, ×агдара·бъz ×кочага·, ко·лъсъндa кага·бъz, кийа·бъz ×кот'шага·.

18. Dann hacken wir mit der Axt seine (des Roggens) Spitze ab zu Kolos (Ährenfutter) für die Pferde, sein (des Roggens) Stroh streuen wir (разбиваемъ) mit den Dreschflegeln auseinander. Auf Tragen (носилки) legen wir das Stroh und werfen es zusammen (сваливаемъ) zu einem Haufen; auch seine [abgehackten] Ähren dreschen wir, legen wir in einen Haufen.

19. Утр̊ткан[н]ъ· кагъ· бітргä·ч, саламнъ· jакшъ·_гъна· кочага· jïйа·-бъz; сиӈга· аръшнъ· ток бойена· тётä·бъ⟨ı⟩z, ко·лъсларён метла·мънан öстъннä·н арчı·бъz; сиӈга· ×кит'шага· грабГала·рмънан тïбäрä·бъ⟨ı⟩z, кӱрä·кмъ⟨ı⟩нäн jıгаргара·к кӱтäрä·бъ⟨ı⟩z.

19. Wenn wir das Dreschen des [auf den Dreschboden] gesetzten beendigt haben, legen wir das Stroh schön im Haufen zusammen (собираемъ); dann breiten wir das Korn über den Dreschboden hin aus (eig. auf die Länge des Dreschbodens hin), seine Ähren (die auf den Körnern liegen) fegen wir (eig. reinigen wir, чистимъ) mit dem Besen von seiner Oberfläche (des Körnerhaufens) weg; dann schieben wir mit dem Rechen [das ausgedroschene] in einen Haufen, mit der Schaufel (лопаткой) machen wir ihn höher (выше поднимаемъ).

20. Сиӈга· кӱрä·кмъ⟨ı⟩нäн ×jıлгä· jıгарга· вр̊гъта·бъz: катънна·рдъ съвъра·лар, ïрlä·рдä съвъра·лар. Съвъръ·н біткä·ч каттънна·р jӱкä· ×ïlä·тмъ⟨ı⟩нäн іlı·lер, пäсогъ·н іlı·бъ⟨ı⟩z.

20. Dann werfen wir [das Korn] mit der Schaufel in die Höhe in den Wind; Frauen worfeln und Männer worfeln. Wenn das Worfeln zu Ende ist, sieben die Frauen mit einem Linden[bast]sieb; seinen (des Kornes, d. i. den mit dem Korn vermischten) Sand sieben wir aus.

21. Пäгäнне· чiläккä· арбага· ˣторпъща jäйä·бъ⟨ı⟩z. аре· аръшнъ. сала·бъz. Кiбäгä·н сала·бъz арбага· торо·к кiтрä·бъ⟨ı⟩z üгä·, сйiер-ларга· бiрä·бъz. Аръшнъ· кiтрä·бъ⟨ı⟩z, сала·бъz сисiкка· кiläткä·.

21. Das Gesiebte sammeln wir in den Tschiläk (на мѣру) in die Telega, [und zwar in eine] Decke aus ˣSackleinwand (на торпище), dorthin schütten wir den Roggen. Den Kaff (мякину) schütten wir in die Telega direkt (ˣпрямо d. i. nicht ins торпище) [und] fahren ihn nach Hause; den Kühen geben wir [ihn]. Den Roggen fahren wir nach Hause, schütten [ihn] in die Kornkisten (сусѣки), in die Klete (амбаръ).

22. Сиңга· калга·н ко·лъсъчън бара·бъz ъндёрга· кiтрä·бъ⟨ı⟩z ка-н'и·шна башъна·; jiштъра·бъz би ко·лъснъ кан'ишна башънна·н кашол-када·, алашага· билгi·бъz, öстöнä· он сiбä·бъ⟨ı⟩z, алаша· аши·др̊. Кiläт-тä·н аръшнъ· сала·бъz арбага·.

22. Dann fahren wir wegen der zurückgebliebenen Ähren auf die Tenne, [und] bringen sie auf den Boden (eig. Kopf) des Pferdestalls; wir sammeln diese Ähren vom Boden des Pferdestalls im Korb [und] mischen sie dem Pferde, auf sie schütten wir Mehl, das Pferd frißt [es]. Aus der Klete schütten wir den Roggen in die Telega.

23. Алаша· jeге·н мelнiчага· бара·бъz. Ме·lнiчада· четвертънä· тартка·нiчäн jiгёрмä· бiш тiйе·н тüli·бъ⟨ı⟩z.

23. Das Pferd angespannt habend, fahren wir auf die Mühle. Auf der Mühle bezahlen wir auf ein Tschetvertj (Roggen) für das Mahlen 25 Kopeken.

24. Онно· анна·н арбага· сала·бъz, кiтрä·бъ⟨ı⟩z üгä·. Онно бишат-а·бъz кiläткä· сисiк[к]а·; кiмдä· сисi·ка juк, лар'га·мъ сала·лар стой-кага·мъ.

24. Das Mehl schütten wir von da in die Telega [und] fahren es nach Hause. Das Mehl leeren wir aus in die Klete in den Kornkasten; bei wem ein Kornkasten (сусѣкъ) nicht ist, [die] schütten [es] entweder in den Larj (ларь große Kornkiste) oder die Stoika (въ кадушку деревянную).

11. Hirsebau.

1. Jaz_башъ·н сикалı·бъz сıбäрä·бъ·ı·z, сиңга· сикалı·бъz, сиңга· чäчä·бъ/ı·z таре·.

1. Im Frühlingsanfang pflügen wir, eggen wir, dann pflügen wir
5 [wieder], darauf säen wir die Hirse.

2. Сиңга· йч_кӱннä·нсой съндъра·бъz тары·. Сиңга· итı·бъz, сиңга несколко време uzа· ира·лар. Сиңга· belı·läр.

2. Sodann nach drei Tagen ×brechen wir die Hirse. Dann jäten wir, dann vergeht einige Zeit [und] sie ernten (eig. schneiden, mähen). Darauf
10 binden sie sie [in Garben].

3. ×Belärä·нсой ташı·лар ъндĕрга·, ъндĕрда· кийа·лар кıбä·ңгä·, сиңга ит[р]та·бъz тикка·, ×кıб/н? трä·бъ·ı·z кийашта·.

3. ×Das Gebundene fahren sie [dann] auf die Tenne, auf der Tenne setzen sie sie in Schober (въ кладухи), darauf setzen wir [sie] auf den
15 Dreschboden, trocknen [sie] in der Sonne.

4. Сиңга· чĕплармъна·н кага·бъz, сиңга (кага·бъz) саламнъ· jıштра·бъz кичага·, сиңга· съвъра·бъz тарне·, каттънна·р ×ıläтмъ(ı)нä·н.

4. Sodann mit Dreschflegeln dreschen wir, darauf sammeln wir das Stroh im Haufen, dann worfeln wir die Hirse, die Weiber [sieben] mit dem Sieb.

20 5. Сиңга· vozга· то·ръсчага сала·бъz. то·ръсчадан сала·бъz кıläтке·, кıläттä·н сала·бъz, ıтä·бъ·ı·z драйкага, jĕра·бъz jарма·.

5. Alsdann auf die Fuhre, ins Plantuch (торнище) schütten wir sie, aus dem Plantuch schütten wir sie in die Klete, aus der Klete schütten wir [sie in die Telega], fahren [sie] nach der Schrotmühle, schroten sie
25 (деремъ пшено).

6. Jарманъ· кıтрä·бъ(ı)z ӱгä·. Сиңга· сала·бъz ×лар'га·, сиңга· битка· бъшере·lер каттънна·р, сиңга· аш·бъz битка.

6. Die ×enthülste Hirse fahren wir nach Hause. Dann schütten wir sie in den Kornkasten, dann kochen die Weiber Grütze (кашу), dann essen
30 wir Grütze.

II.

Хузнеддинъ, sein Onkel und einige andere alte Tataren aus Караево. Über X.s Rolle als Nachhelfer bei der stockenden Rede der anderen s. Einleitung.

12. Lokaltraditionen.

1. Бёzнъ·н картла·р артта· бигорда· тирдо·. Чектә·к zор jилга·. бъz калдәк сат(т)ә·п алга·н баiарда·н jуртта·.

1. Von uns die Alten lebten hinten auf dem Hügel. Wir kamen heraus auf die Straße, wir blieben in der dem Gutsherrn (баринъ) abgekauften Ansiedelung (усадьба).

2. М'едноѳдан алдә·к — ат'ёла· М'едноѳ ×и·рт(т)а байа·р. zор тӥгӥ·l, ×ирт(т)ачагә·н.

2. Von Мѣдновъ kauften wir sie; es heißt Мѣдновъ ein mittlerer Gutsbesitzer, kein großer, nur ein mittlerer.

3. Бабаiларнъ· алдадъла·р Тата·р халк, ала·р кïттä· аре·, бабаiла·р калдъ· мънда·, jañъ· jуртта·.

3. Die Alten (eig. Großväter) betrog das tatarische Volk, sie gingen fort dorthin (nach ×Плишкинъ), die Alten blieben hier auf der neuen Ansiedlung.

4. Ол ×аиле·, каре· халк тözölдä·, ат'ела· Пli·шкін. Шинна·н ат'ела· Пli·шкін: анна· ирма·н‿iдĕ, ä·lä ирманнъ· арчъдъла·р. Шинаргä· кӥрä· ат'а·лар Плi·шкін.

4. Das Dorf, wo das Volk sich angesiedelt hat, heißt Плишкинъ. Daher (aus folgendem Grunde) nennt es sich ×Плишкинъ: dort war Wald, jetzt haben sie den Wald gerodet (eig. gereinigt). Deshalb (eig. auf das ×sehend) nennen sie es Плишкинъ.

5. Мïтралда· ирма·н‿iде· iмäнli·к; каiа· Мïтра·л търа· калъ·н ×iмäl-lä·р‿iде·. Калодалар казы·лар iде· бе·к ×калънна·р iмäнlä·р. итә·ñга·дъ ×jага·л(л)ар iмä·н.

5. In Митралъ war Wald, Eichenwald; wo Митралъ steht, waren dicke Eichen. Baumstämme pflegten sie auszugraben (eig. ×waren sie ausgrabend), sehr dicke Eichen; auch ×als Brennholz heizten sie (топили) Eiche.

6. Kaia· ирма·н͜ ĭдĕ шо·л тiште· Мiтра·л tüzüldä· i чалила·р ä·lь шил ирнъда·, ˣбiтчä·н чаба·лар kaia· ĭде· ирма·н.

6. Wo der Wald war, an der Stelle hat sich ˣМитраль angesiedelt und Wiesen sind jetzt auf dieser Stelle, Heu mähen sie, wo Wald war.

7. Беzнъ·н артъбъzда· іскъ калага· чä·к'ъ(ı ирма·н͜ ıдъ ı· ˣä·l͜ äн-дъ ı· чали· чаба·лар, kaia ıде· ирма·н.

7. Hinter uns (eig. auf unsrer Hinterseite) bis zur ˣalten Stadt hin war Wald, jetzt mähen sie die Wiese, wo Wald war.

8. Jĕндавiшча иро·с авъ·л͜ ĭдĕ, jep jотто·. шол тъ⟨ı⟩штä[·] cu билдъ·; бек azарнiкла·р͜ iде, шинарда·н jep jотто· аларнъ·.

8. ˣЕндавище war ein russisches Dorf, die Erde verschlang [es], auf dieser Stelle wurde Wasser; sie waren sehr ˣsündig (озорники), daher verschlang die Erde sie.

9. ˣТiрä·нneje jiйĕрмъ ı· саже·н jĕтмä·дъ. Анда· кийiнганда· чима-ла·р͜ ĭдĕ i izба· крышала·р ˣölönä·.

9. ˣSeine Tiefe: 20 Sashen reichten nicht aus. Dort beim Baden pflegten sie zu tauchen und an Hausdächern hängen zu bleiben (eig. waren sie tauchend . . . hängen bleibend).

10. Бiiктĕрä·к тъzъдъlе·р Монä·шейкалар. Kaia· älä· Монä·шей-калар tüzülгä·н, анда· ирма·н͜ ĭдĕ.

10. Weiter oben siedelten sich Nonnen an. Wo jetzt die Nonnen sich angesiedelt haben, dort war Wald.

III.

Azizĕ, junge Tatarin, Mitte der 20, Ehefrau des Хузнеддiн, Mutter von zwei Kindern, geboren im Nachbardorf Тювеево. Ihr Vater ist ein sehr intelligenter Bauer. Sie selbst ebenfalls sehr intelligent, belesen in mohammedanischen Schriften, ernst und von sanfter Gemütsart.

13. Frauenarbeiten in Haus und Stall, in Garten und Feld.

1. Коіла·р кр̊ка·бъz jълда· іке· кат. Јън(н)ънна·н чълкала·р бäлі·бъ(ı)z, кӧzгӧ· jӧнна·н ойокла·р бастра·лар, jaz‿башке· jенна·н чълка·лар бäлі·lep; чилкала·р бр̊ фънт[т]а·н бäлі·lep.

1. Die Schafe scheren wir im Jahr zweimal. Aus ihrer Wolle stricken wir Strümpfe, aus der Herbstwolle rollen sie Filzstiefel, aus der Frühlingswolle stricken sie Strümpfe; die Strümpfe stricken sie aus einem Pfund.

2. Сійе·р бъzаила(р)га·ч бъzаи·е·н ˣсытмъ(ı)нäн ö(ӧ)чӧре·бъ(ı)z алте· адна·. Анна·нсой ö(ӧ)чӧре·бъ(ı)z, су катъштъра·бъz. Ашата·бъz сійӧрне· кӱнӱндä· ӱч кат бъче·нмънäн, сійӧрне· ӧчере·бъz кӱнӱндä· бр̊ кат jелъ· ˣсимънä·н. Сіӧрнъ· савва·бъz кӱнӱндä· ік‿кат: кічe·н бр̊ кат, іртастън бр̊ кат.

2. Wenn die Kuh gekalbt hat, tränken wir ihr Kalb mit Milch sechs Wochen. Sodann tränken wir, Wasser mischen wir zu [der Milch]. Wir füttern die Kuh an ihrem Tage dreimal mit Heu, die Kuh tränken wir an ihrem Tage einmal mit warmem Wasser. Die Kuh melken wir an ihrem Tage zweimal: abends einmal, unter dem Morgen einmal.

3. Май ˣатлі·бъz кашъ·кмънан. сиӊга· іртäбъ(ı)z. Сäръмаі· била·.

3. Butter mischen wir mit dem Löffel, dann lassen wir sie schmelzen. Es wird Gelbbutter (übers. коровье масло [?]).

4. Сътнъ пічкä[·] куйа·бъz пр̊(т)тапіт′ ітäргä·, сиӊга· ӧстӧ(ӧ)·н ала·бъz. Каіма·к била·.

4. Die Milch stellen wir in den Ofen zum Durchheizen (протопить начинаемъ), dann nehmen wir ihre Oberfläche ab. Es wird Kaimak.

5. ˣКаттъ·кка: пічкä сыт куйа·бъz. анна·н чъгарга·ч ойъта·бъz. Кічe·н апара· атлі·бъz куімак[к]а·; іртä·стäн куіма·к пӧшӧре·бъ(ı)z, тӱ‿он(н)ън[н]а·н піт′ jакканда· бӧшӧре·бъ(ı)z.

5. Für saure Milch [das Rezept]: in den Ofen stellen wir Milch, von dort herausgeholt habend säuern wir [sie]. Abends rühren wir den ˣTeig (тѣсто) für Fladen (оладошки); morgens backen wir die Fladen, aus ˣHirsemehl zur Zeit des Ofenheizens (eig. beim Ofenheizen) backen wir [sie].

6. Бакчада· капъста· итр̊та·бъz. ˣтӥтä·läр кӥтäрä·бъ‹ı›z. Тр̊мала·р итр̊та·бъz. чӥгъ‹ıндёрlä·р итр̊та·бъz. къйа·р итр̊та·бъz; кийа·бъz къ-йарнъ· ˣсимънен.

6. Im Garten pflanzen (eig. setzen) wir Kohl, Beete werfen wir auf (поднимаемъ). Rettige pflanzen wir, rote Beete (свеклы) pflanzen wir, Gurken pflanzen wir: wir begießen die Gurken mit Wasser.

7. Ан|н|ансой иті·бъz коітто‿uilänъ‹ı : кр̊да· бр̊ча·к чäчä·бъ‹ı›z. таре· чäчä·бъ‹ı›z. Таре· ира·бъz ира·кмънан. бер‿ıке· къ‹ıннä·нсой бälı·бъ‹ı›z ˣтā·рене (sic!).

7. Dann jäten wir das Unkraut: auf dem Felde säen wir Erbsen, Hirse säen wir. Hirse schneiden wir mit der Sichel, nach etwa zwei Tagen binden wir die Hirse [in Garben].

8. Арыше· ира·бъz ира·кмънан. да бälı·бъ‹ı›z. сойга· öскерткä|·| койа·бъz арыше·. Кара‿бдаіне· чаба·лар ıрlä·р бёlı·läр каттънла·р.

8. ˣDen Roggen schneiden wir mit der Sichel und binden [ihn], dann legen wir den Roggen in Mieten (въ скирды). ˣDen Buchweizen mähen die Männer, binden die Frauen.

9. Бакчада· ёlä·н чäчä·бъ‹ı›z. сийга· йей·ң jітке·ч ˣellän|н|ä· тарта·-бъz. сийга· тикмакл·бъz. сийга· рлиго·н съвъра·бъz·

9. Im Garten säen wir Flachs, dann, wenn er gewachsen und reif geworden ist (eig. wachsend reif geworden seiend), ziehen wir den Flachs, dann beklopfen wir ihn, dann worfeln wir seinen Samen.

10. Сийга· ˣeläнні· (sic!) арт|г|а· jёйä·бъ‹ı›z. сийга· jіштёрä·бъ‹ı›z. киштёрä·бъ‹ı›z. талкі·бъz талкä·мънан. тъвä·бъ‹ı›z кіlса·пмънан.

10. Dann breiten (стелемъ) wir den Flachs ˣhinten aus, dann lesen wir ihn auf (собираемъ), trocknen ihn, brechen [ihn] mit der Brechmaschine (мнемъ мяльницей), stoßen [ihn] mit dem Stößel (пихтилемъ).

11. Сийга· jeplı·бъ‹ı z. шил jіптä·н тигі·бъz jъсъкlе·р. скäтёрlе·р. ъштанла·р тигі·бъz. Ellä·н ˣорлокно· сата·бъz подо· ıке· тäйкä·.

11. Dann spinnen wir, aus diesem Faden weben wir Handtücher (полотенца), Tischtücher, Unterhosen (портки) weben wir. Den Hanfsamen verkaufen wir, sein Pud 2 Rubel.

IV.

Ein Junge, 14—15jährig. Epileptiker (üzенеке· си5а· = родимычъ бьетъ). Sohn einer Nachbarfamilie, die aus dem Pensaschen zugezogen ist. Er wird von seiner Umgebung als etwas minderwertig betrachtet. Die Erzählung dementsprechend.

14. Übernachten beim Tabun.

1. Кинарга· бара·бъz чалига·, ит кийа·бъz. ипбъz. кил[л]арні· јъ-лъта·бъz. ×Кон⟨й⟩га·нда алма· бёшёре·бъ⟨ı⟩z. бёшёргеч аші·бъz.

1. Zum Übernachten reiten (ѣдемъ) wir auf die Wiese, machen (eig. ×legen складемъ) [ein] Feuer, spielen, die Hände wärmen wir. Beim Übernachten braten wir Kartoffeln, gebraten habend, essen wir [sie].

2. ×Алма·нъ сийа·бъz. ×Алаша·лар аші· бъ⟨ı⟩чä·н uilä·н, уйнлар, таі·лар тібъ⟨ı⟩шä·.

2. Die Kartoffeln schälen wir. Die Pferde fressen Heu, Gras, spielen, die Fohlen keilen sich untereinander.

3. Іртä·стъ⟨ı⟩н бара·м алаша артънна·н. алашага· билгі·м; сёбёргä· кітä·м. тъшкä· ×кїлä·н, сой алашага ашарга· бічä·н койа·м. сий сёбё-рäгä· кітä·м.

3. Unter dem Morgen gehe ich nach dem Pferd (eig. ×hinter dem Pferd her), dem Pferde mische ich (Ährenfutter, колосъ, s. oben S. 14₁₂): begebe mich fort zum Eggen, zum Mittag komme ich [nach Hause], dann lege ich dem Pferd zu fressen Heu hin, dann gehe ich [wieder] fort zum Eggen.

Kinderspiele.

1. Ша·рмънан бazда· ині·бъz. ×си5а·сън да јилдаше·н јигъра· мере-гä·. мередä·н кі·ръ⟨ı⟩ јигъра·.

1. Mit dem Ball spielen wir, du schlägst [ihn] und dein Kamerad läuft zum Ziel, läuft vom Ziel [wieder] zurück.

2. Мін си5а·мънда, та·гъ мерегä· јигёра·м, ил си5а·, мін мерегä· јигё⟨ъ⟩ра·м.

Ат кишъ·ш ині·бъz.

2. Ich schlage und laufe auch zum Ziel, er schlägt, ich laufe zum Ziel. Namen einander geben spielen wir.

B. Митрялъ.

etwa 10 Werst nordöstlich von Караево.

I.

Ризванъ Ялышевъ, alter Tatar aus Митрялъ, ist früher viel als Fuhrmann (на гужанъ) herumgefahren. Erzählt unter Nachilfe Хузнеддинъ's.

15. Von den alten Chanen.

1. Хан тирдъ· Сарода·, анна·н Касі·мхан Касімда· тирди·, ала·р тирдёла·р ікі· брат билганнар іде· Касімда· брсе тирдо· Сарода·. Ала·р караҐо·к билганна·р.

1. Ein Chan lebte in ×Саровъ, der Chan Касім lebte in Касимовъ, sie lebten, zwei Brüder waren es, in Касимовъ lebte der eine, [der andere] in Саровъ. Sie waren reich (караҐок = богатый человѣкъ).

2. Брсе· тирдо· ПаІдіита· ала·р брсъ[·] ПаІдіита·, бр бъра· Астраханоӥ[г]а·. Тимäнха·н калада· тирдъла·р брсъ· тирдъ· Сарида· — Сараіха·н.

2. Der eine lebte in ×ПаІдіп, der ×andere ging [nach] Астрахань. Тумäнхан lebte in der Stadt (Темниковъ), der andere lebte in Саровъ [das war] Сараіхан.

3. ×Кӥб Тата·р Тимäндä· тирдъла·р, Тӥмäндä·н кіт[т]äлä·р Ӱфӥгä·, анна·н кабрсека·р тітіІдъ(ı)лä·р.

3. Viel Tataren lebten in Темниковъ, aus Темниковъ gingen sie fort nach Уфа, von dort aus zerstreuten sie sich, der eine hierhin, der andere dorthin (который куда).

4. Казанда аларнйн братъ· бар_ıдъ(ı) ×шıла·рёндъ кассекаръ· тъ(ı)тіІдъ(ı)лä·р. ПаІдіита· кӥмдäлä·р, ні·чек ӥІдä·. коштъ· алаша· ×біІäн ×кӥмделä·р.

4. In Kasan gab es (сколько есть) ihre ×Brüder, diese haben sich, der eine hierhin, der andere dahin (кто куда) zerstreut. In ПаІді·п begruben sie [den Chan], sowie er ×gestorben war, zusammen mit [seinem] Pferd begruben sie [ihn].

16. Erzählung aus dem Fuhrmannsleben.

1. Кїттä·м julга·, оzдъ·м їllä· чакрә·м, кірдъм фатїрга·. Анда· аша·т[т]ък ічёрді·к, їртä·стäн тирди·к кїтäргä·.

1. Ich begab mich auf den Weg (ѣхалъ на гужахъ), durchfuhr 50 Werst, fuhr ins Quartier (заѣхалъ на квартиръ). Dort fütterten wir, tränkten wir, unter dem Morgen erhoben wir uns, um fortzufahren.

2. Кїтте·к д'öрт(т)еӥ· кїтте·к їртä· ×біlän тири·п, біш ×ча·крә·м иzдъ·к. ×Ала·ша бъ⟨ı⟩zдä· ülдä· jїгалъ·п, хамы·тларъ·н салдр̊дык, чёнёга· коідъ·к.

2. Wir fuhren fort unserer vier (четверо), fuhren fort mit dem Morgen aufgestanden seiend, fünf Werst durchfuhren wir. Das Pferd bei uns starb im Geschirr (eig. angespannt seiend), sein Geschirr (eig. ×seine Kummete) nahmen wir ab, in den Schlitten legten wir [das Geschirr].

3. Та·гъ кїтті·к, jётті·к фатїрга·, анна·н тора·бъz, фатїр[д]а· jäгä· culі·бъz, jалы·беz алаша· öчöн, кїтä·бъ⟨ı⟩z анда· (sic!). Бардъ·г: алаша· juк, ×ülгäнштъ⟨ı⟩ ju·ктр̊.

3. Weiter (eig. noch) fuhren wir, wir erreichten das Quartier, von dort stehen wir [am folgenden Morgen] auf, im Quartier überreden wir [sie] (уговариваемъ) zum Anspannen, mieten des Pferdes halber, wir fahren fort dorthin (туда!). Wir kamen an (пріѣхали): das Pferd ist nicht da, auf der Stelle, wo es gestorben war, ist es nicht.

4. Кїlдъ⟨ı⟩·к фатїрга·, jїйёна·бъz да кїтä·бъz. ×Jе·ттъ⟨ı⟩к ×Лы·скига. дїгеtlерга· jарманнъ алъштёрдъ·к, дегäтк'ä· алаштердъ·к.

4. Wir kamen ins Quartier, packen zusammen (убираемся) und fahren fort. Wir erreichten Лыска, Hirse gegen Birkenteer tauschten wir ein, gegen Birkenteer tauschten wir (sie) ein.

5. Сuӈга· üгä· кїрі· кїlді·к, üгä· кїlді·к. Т⟨К?⟩їтäрді·к дїгі·т, сат-тъ·к Біла'uzга·, ×акч‿алды·к ман'е·т jа·ръм под онна·.

5. Dann kehrten wir nach Hause zurück, kamen nach Hause, wir brachten (привезли) den Birkenteer hin, verkauften [ihn] an ×Бѣлоусовъ, Geld nahmen wir ein und einen halben Rubel [×für] das Pud Mehl.

II.

Etwa 20jähriger Tatar, Bruder des Geigers von Митрялъ, lebte eine Zeitlang in Petersburg als Pferdehändler.

17. Aus dem Pferdehandel.

1. Біш къ(ı)ші·‿дъk, ×алаша·‿лдък ×ilдъ(ı)гä· (sic!), са·ттък jїтмъ(ı)-ш|к|ä·; анна·нсой ×ікін‿алды·к сігъ(ı)zäңгä·, jüzдä· ×jürĕрмъ(ı)гä· саттъ·к.

1. Fünf Menschen waren wir, ein Pferd kauften wir für fünfzig, verkauften wir für siebzig [Rubel], sodann kauften wir zwei für achtzig, und verkauften [sie] für hundertundzwanzig.

2. Xaz'а·'їн чалды· іті·[н] лавкага· алы·п ит(т)ä·, анда· іті·н xaz'а·їн ×са·т(т)ыр. Кан'u·шн'а jа.лады·к ин‿біш ман'е·тка, кварт'е·р jела·дък jїгр̊мъ(ı)· ман'е·тка.

2. Der хозяинъ schlachtete [Pferde], ihr Fleisch nehmend fährt er fort in den Laden, dort wird er ihr ×Fleisch verkaufen. Einen Pferdestall mieteten wir für fünfzehn Rubel, ein Quartier mieteten wir für zwanzig Rubel.

C. Верясъ,

tatarisches Dörfchen zwischen Караево und Митрялъ.

Ein etwa 70jähriger Tatar erzählt unter Beihilfe Хизнеддинъ's. Der Erzähler scheint pessimistisch veranlagt zu sein.

18. Überlieferungen von alten Tatarenchanen.

1. Дербешха·н ×Дербі·шево, Перна·лёвихан тирдъ· jüра·к ×тü·гül Дербештä·н, ана·нсой Палдішха·н, ол ×кüбтäңгä· ×тӱрмъщо·.

1. Дербешха·н [lebte in] Дербі·шёво, Перна·лёвухан lebte nicht weit von Дербі·шево; dann Палдішха·н, er ist einer, der längst gelebt hat (давнишній житель).

2. Ана·нсой ×ĭzjĕlä·р кüмеlдä·; анъ· кі·мдъ бі·lмі кü·бмъ(ı) jiл анда· кüмгäнlе·р izjĕlе·р. Мӥда· Ӓтäкха·н, меlі·м тӱгü·l кайна· üljäнне·, кüб zамана.ла·р uzде·.

2. Dann ×wurden die Heiligen begraben; niemand weiß es, wieviel Jahre dort bestattet sind die Heiligen. Hier [lebte] Ӓтäкха·н, es ist unbekannt, wo er gestorben ist; viel Zeit verging.

3. Шил ханларга ил тирда· ха·zр̊да ирисла·р тӹра·др̊, аларні·ñ ülгä·н таш͡ларе пълаі·йик търа·др̊, ˣüljä·ннъ⟨ı⟩ ˣберlъ⟨ı⟩· аларнъ· кïмде· jĕдlä·мï.

3. Diesen Chanen (d. h. der Stelle, wo die Ch. begraben sind) ˣgegenüber (на этомъ на супротивъ) leben jetzt Russen, ihre Berge (eig. die Berge von ihnen, den Gestorbenen, ихъ помершихъ горы, also ihre **Kurgane**) stehen auch da; wann sie gestorben sind (eig. auf sie seit dem sie gestorben sind), erinnert sich niemand.

4. Сараіха·н ирма·нӧчъ⟨ı⟩нде· тӥ⟨и⟩рдо·, андын андынсо·ñ ханла·р кача·н ваінаі· ïдĕ анна·н (ханла·р) качтъла·р. Кïтабларъ· Сарода· калде·, алты·нмъна jazганла·р. Манахла·р каіа·дъ ˣвермïlер.

4. Сараіха·н lebte im Innern des Waldes, darauf liefen die Chane, als Krieg war, von dort davon. Ihre Bücher blieben in Саровъ, sie sind mit Gold geschrieben. Die Mönche geben sie nirgendswohin ab.

5. Касі·мхан Паl⟨л⟩дïшта· кӥмгä·н алашасъ·мънан ок кӥмгäнlе·р бер ча·н‿си коіганна·н бас ӧчӧнä· jеллъ·к солода коіганна·р.

5. Касі·мхан ist in Паlдiш bestattet, mit seinem Pferde sind ˣauch begraben ein Bottich (чанъ) Wasser in die Grube (das Grab) [ˣhineingestellt] und Hafer für ein Jahr haben sie [hinein]gelegt (положили).

6. Тӥмäнха·н ба·р‿ïдъ, ирманда· тирдо·, ˣкӥмдä· jиr‿ïде·. Анна·нсоñ ирӱс халке· jеві·тс ïтъ⟨ı⟩·, анна·н Тӥмäнха·н каіч́ïп кïтте·.

Мамаі· согъштъ· беlмï·бъ⟨ı⟩z ні ӱчӱ·н.

6. Es gab einen Tümänxa·н, er lebte im Walde, niemand war [da sonst]. Darauf erschien das russische Volk, von dort entfloh (eig. ging laufend fort) Тӥмäнха·н.

Мамаі führte Krieg, wir wissen nicht, weswegen.

19. Erinnerungen aus alter Zeit.

1. Ӑвä·l тр̊мъшла·р ъzбала·р сала·ммънан ˣjабълга·н ïдäла·р, трибала·р jог‿ïде·, кара·ча jагъла· ïдъ·лар.

1. Wie man früher lebte (прежде жизни), pflegten die Häuser mit Stroh gedeckt zu werden, Schornsteine gab es nicht, auf schwarze Weise (по черному) heizten sie sich.

2. Отла·р черада·н ĭдела·р, лампала·р jor‿ĭде·лар. Чера· ка·рĕ къ-страi· iдек ол ат′ела· шäмдi·к.

2. Beleuchtung (eig. Feuer) war aus Kienspan, Lampen gab es nicht. Wohin[ein] wir Kienspan zu stecken pflegten, das heißt (eig. nennt sich) шäмдi·к (свѣтильница).

3. Самъварла·р чеiла·р jor‿ĭде·, салкъ·н cu i къва·с ĭчтĕлä·р, буза·бар ĭдĕ.

3. Samoware, Tee gab es nicht, kaltes Wasser und Kwas tranken sie, Dünnbier (брага) gab es.

4. Äвве·l сĭча· külмä·к jur‿iдъ, акла·р кĭндĕрнĕке· külмäкle·р ĭде·. Jĭрlедъ⟨ı⟩le·р каттънла·р, ане· агарт[т]ъла·р, ил билдъ· külмä·кмъ⟨ı⟩нäн ъшта·н.

4. Früher gab es nicht Zitzhemden, weiß(e) hanfen(e) (изъ холста) waren die Hemden. Es spannen die Weiber, sie weißten (d. h. bleichten) es (den gesponnenen Faden), das wurde zu Hemd und Hose (онъ сталъ съ рубахой, штаной).

5. Јелъ· ˢйикла·р jur‿ĭде·, чаба·тмънан аi·акчи· кĭйĕне·п jÿрÿдÿ·к. Тага· ju·т‿ĭдĕ. Пĭла· jur‿ĭде.

5. Warme Filzstiefel gab es nicht, mit Bastschuhen Beinbinden (онучи) uns anziehend gingen wir einher. Hufeisen gab es nicht. Säge gab es nicht.

6. Сала·ммънан јабълдъ· ъzбарла·р; къшла·р съвъгъра·к ĭде·, кÿб тиńа·лар ĭдĕ.

6. Mit Stroh wurden gedeckt die Höfe (ограды); die Winter waren kälter, viele pflegten zu erfrieren (eig. waren erfrierend).

7. Агаччерегä· ашадъла·р, ачта·н ашадъла·р, картла·р сÿlädäle·р, агаччерегä·н ачлъкта· ашадъла·р.

7. Baumfaulicht (деревянныя гнилушки) aßen sie, vor Hunger aßen sie [es], [so] erzählten die Alten, Baumfaulicht im Hunger aßen sie.

8. Пiч белчектä·н кийа·лар ĭдĕ, керпi·ч jur‿ĭдĕ, тиры· белчĭктä·н; белчi·к астъна· итэ·н тĭйĭlä·р ĭдĕ, сиńга· јандра·лар ĭдĕ поленнарне·, сиńга· ол билаi· ĭдĕ пiч.

8. Den Ofen pflegten sie aus Lehm (глина) zu setzen, Backsteine gab es nicht, direkt (прямо) aus Lehm; unter den Lehm pflegten sie Brennholz zu legen (клали), dann pflegten sie die Holzscheite anzuzünden, dann pflegte das der Ofen zu werden (стало печкой).

20. Weitere Überlieferungen.

1. Чима·рт elгъ⟨ı⟩рä· Ахкїманда· їдä·: анна·н чектела·р бёре·; бер′ ‿ille· ji⟨ї⟩л шил і⟨ї⟩шкä·. Ахкїманда· тыгъ·z‿їдё. ъzбала·р кийарга jик кайна· їде. Анда· си батраі· іде·, шинарда·н ала·р ×кїте·läр Чимартка· търърга·.

1. ×Чумартово war früher in ×Ахкимановы; von dort zogen sie hierher heraus (eig. gingen heraus); etwa fünfzig Jahre ist das her (eig. ×ist dieser Sache). In Ахкимановы war es eng, es war kein Platz da die Häuser aufzustellen (нигдѣ не было). Dort pflegte das Wasser zu überschwemmen, daher gingen sie fort nach Чумартово, (dort) zu leben.

2. Tele·ш мırzа· Кит(т)ē·йёф каты·нмънан їкей·‿гіне· їдъ⟨ı⟩ла·р. Паща· бірде· аларга· ирнъ· мънда·. Ала·р къ⟨ı⟩häzlä·р їдъ⟨ı⟩ла·р.

2. Der Murza Telem Кутѣевъ lebte mit seiner Frau nur zu zweien (eig. waren mit [seiner] Frau nur ihrer zwei). Der государь gab ihnen ein Gut (eig. Stelle) hier. Sie waren Fürsten.

3. Ларда·н тūдъ· бер кәс, къzънна·н билде· балала·р. Анада·н öстölдä· Верä·с. Рдавоі· кънїгала·р калде· аларда·н äбі· бабаіларга·.

3. Von ihnen wurde ein Mädchen geboren, von ihrer Tochter kamen Kinder. Von ihr wuchs (прибавился) Верясъ. Adelsbücher (родовыя книги) blieben von ihnen für die Großmütter und Großväter ×zurück.

4. Катш′ан безні·ñ бабаіларда·н калде· ṗдабоі· кнїгала·р, кім кімнä·н тига·н‿їдё анда· белeнеі·дъ шил кнїгаларда·. Шил кнїгалар бъс бїlмі·м каре· jиралде·.

4. Als die Adelsbücher (родовыя книги) von unseren Großvätern hinterlassen wurden (eig. blieben), pflegte da gewußt zu werden (знатно было) aus diesen Büchern (eig. in diesen Büchern), wer von wem geboren war. Wohin diese Bücher verloren gingen, wissen wir nicht.

5. Андре·йёѳка баiарна· ате· калдъ·. Андре·ѳка тр̊lö· тъ⟨ı⟩штä·н каййа·н jïттёlä·р сатъ·п алдела·р крïст′а·нъ.

5. ×Андрѣевка blieb der Name des Gutsbesitzers, aus verschiedenen Orten, von wo sie hergekommen waren, kauften sie (die Gutsbesitzer) die Bauern.

6. Jüpÿдü·к атларда·. jакше· ïдĕ, машïна·лар jor‿ïде·, хаiерла·р алаi‿iдък jакшĕларне·. Машïна·лар билгач шlер тикталдъ·, тирмъшлар болде·бек коiтто·. Машина·лар jüpï· башладе· jарландъ·к, тр̊мъшла·р коiтто·болдъ·.

6. Wir fuhren mit (eig. auf) Pferden, [da] war es gut. Maschinen gab es nicht, Verdienst (барыши) pflegten wir zu nehmen guten. Als die Maschinen aufkamen, hörte der Verdienst auf (eig. wurden die Arbeiten angehalten), das Leben wurde sehr schlecht. Die Maschinen begannen zu gehen, wir verarmten, das Leben wurde schlecht.

D. Пичиполонка.

Getaufter Tatar aus dem Краснослободскiй уѣздъ, Пензенской губ., erzählt mir Nr. 21. 22 in diesem mordwinischen Dorf, wo er hausiert. Spitzbübischer Charakter und Eulenspiegel mit entsprechendem Äußeren, ist Trinker. Gebraucht mitunter nichtmischärische Worte und Formen, die aus den Kasanschen oder Kassimovschen Dialekten stammen.

21. Hochzeitsbrauch.

1. Беzдä· кïle·н кüрсä·тмï jüzü·н ×каңъна· ×канъга·съна· ин‿бiш jълга· кадä·р.

1. Bei uns zeigt die Schwiegertochter ihr Gesicht ihrer Schwiegermutter (свекрови) und ihrem Schwiegervater bis auf fünfzehn Jahre nicht.

2. Ъlкï· йъ⟨ı⟩ртä· печ üптрä·läр, ана·нсон къро·ммънан маñлаiе·н съ⟨ı⟩ртä·läр, ил ü·‿къшъсä билсъ·н öчöн.

2. ×Am ersten Morgen veranlassen sie sie den Ofen zu küssen, dann beschmieren sie ihre Stirne mit Ruß, damit sie eine Hausangehörige (eig. Hausmensch) werde.

22. Liebschaft einer Tatarin mit einem russischen Lehrer.

1. Uчı̆·т′el ˙⟨ı⟩раттä· мъс′ъlма·н къzларе·н uкр̊га· uръшч′а·. Мъ-с′ъlма·н къzъ·н бäк с′uдä·. Міи кӱрдä·м бu къzнä·, бäк кӱртlä·.

1. Der Lehrer lehrte mohammedanische Mädchen auf russisch zu lesen. Ein mohammedanisches Mädchen liebte er sehr. Ich sah dieses Mädchen, [sie war] sehr hübsch.

2. Uчı̆·т′elгä jӱргä барга· къ⟨ı⟩läдä· jӱргä мъштъ·мгера, качъ·н кı̆ттä· Тъ⟨ı⟩мäн⟨ñ⟩гä·.

2. Den Lehrer wollte sie heiraten (eig. ×zum Lehrer wollte sie gehen), gehen [zu ihm] heimlich (тихонько), sie lief davon nach Темниковъ.

3. Ана·нсо⟨ө⟩ñ атасе· бъ⟨ı⟩lдä· кı̆ткäне·н. Тъ⟨ı⟩мäндä· тантъ· къzъ·н, беilĕргä· кĕläдä· алаша· кър′uгъна·, ×чъбр̊къ·мъна кън′арга· къ⟨ı⟩läдä·.

3. Darauf erfuhr ihr Vater von ihrem Weggehen. In Темниковъ fand er seine Tochter, binden wollte er sie an den Pferdeschwanz, mit der Peitsche (арапленикомъ) wollte er sie schlagen.

4. Начä·lстово кuшма·дълар бĕläргä·. Ана·съда кı̆lдä· ×ана·съñ бı̆р-дъ⟨ı⟩lä·р анасъ·мънан.

4. Die Behörde erlaubte nicht [sie] zu binden. Ihre Mutter kam, darauf gaben sie sie mit der Mutter [fortzugehen].

Anmerkungen.

1$_{9}$, **1**$_{10}$ S. Ll. Wechsel von тт mit т.

1$_{12}$ ib. Wechsel von т mit к.

2$_{1}$ Zur Bedeutung des Verbalsuffix -кli vgl. Остроумовъ p. 144.

2$_{15}$ S. Ll. e im Wechsel mit ä.

2$_{25}$ Tatarisches Dorf an der Цна im Bezirk Шаукъ des Gouv. Тамбовъ.

3$_{15}$ Das zweite i ganz unvollkommen gebildet.

3$_{29}$ ü hat sich verdichtet zum konsonantischen ü.

4$_{2}$ Die kontrahierte Form gibt Erzähler als gleichberechtigte Variante.

4$_{5}$ Weshalb hier Prät.?

4$_{16}$ In тоiʼчёлаˑр ist Lautgruppe oiʼ einsilbig, ʼ kaum hörbar.

4$_{19}$ S. Synt. Plur.- und Sing.-Gebr. Wechsel der Numeri.

5$_{14}$ Der Akk. des Poss. Suff. von jirrlepiл entweder auf кiʼеӥˑ (der Bräutigam) bezüglich, dann heißt es: »Der Bräutigam versammelt s e i n e Bräutigamführer« oder von dem Kompositum кiеӥˑjirrlepе ist кiеӥ weggefallen, aber das auf es bezügliche Poss. Suff. stehengeblieben. Jedenfalls hat man Wiederholung von кiеӥ vermeiden wollen.

6$_{15}$ S. Synt. Gebr. des Ablat.

6$_{16}$ Über l im Wechsel mit л s. Ll.

6$_{19}$ Übers. послѣ носилки народъ береть.

6$_{23}$ Wohl aus кабер-i-jaн-. баz-i-jaн-ънˑaˑ an die Seite seines Grabes. Über Elision des j s. Ll.; das zu erwartende Poss. Suff. -е ist unter Einfluß des folgenden j zu i geworden.

6$_{27}$ Warum fehlt hinter цäназадаˑн das coñ?

7$_{9}$ Vgl Radl. Wb. I 466 кičӥ атна кӧн Donnerstag, атна кiч Donnerstag abend.

8$_{23}$ Zur Elision des auslautenden н vgl. **29**$_{11}$ Instrum. чъбрˀкˑмъна.

9$_{26}$ S. Syntax: Gebr. des Sing. und Plur.

10$_{15}$ Wörtl. »genommen hat«. S. Syntax: Gebrauch des Part.

10$_{17}$ Ist iñеñеˑ aus iñе-rеˑ über iñе-jеˑ entstanden? S. Ll. j < r. Aus Assimilationsgründen könnte j zu ñ geworden sein, wenn man nicht überhaupt besser iñеjе schreibt. Zur Konstr. vgl. **17**$_{20}$ шунарäˑ кӱрäˑ »auf das sehend«.

10$_{20}$ Übers. сколько есть. Steckt in барь das Poss. Suff. 3 s. -ь? Dann wäre Grundbedeutung: »was alles von ihm«.

11$_{21}$ s. Syntax: Gebr. des Poss. Suff.

11$_{24}$ d. i. aus einer Telega, die mit ihm (dem Roggen) beladen ist. S. ib.

11$_{29}$ Vgl. Anm. zu **10**$_{20}$.

11$_{30}$ d. i. ein Tsch. Roggen. S. ib.

12$_{1}$ Offenbar Dat. der Richtung eines russ. наземникъ = наземное мѣсто; diese Bedeutung von наземникъ finde ich im russischen Lexikon nicht.

12$_{9}$ S. Ll. i im Wechsel mit ä. Zu erwarten тинкäн. S. ferner Syntax: Gebr. der Postposition чек. чäˑкъ.

12$_{18}$ Hier ist wohl Schreibung тш besser, weil man dabei die Silbentrennung angeben kann (ʾ).

12$_{25}$ Wörtl. »wo in niedrigen Stellen, wenn Wasser steht«. Offenbar Zusammenfall von zwei verschiedenen Konstruktionen.

12$_{28}$ Laut zwischen ъ und ы, wohl unvollkommen gebildetes ы (s. phon. Transkript. 3).

13$_{2}$ ᵉ klein geschrieben, da kaum hörbar.

13$_{26}$ Die Balkenunterlage.

13$_{29}$ S. Syntax: Genit. Part.

14$_{2}$ Anl. äⁱ nicht zu hören, von vorhergehendem a absorbiert.

14$_{10}$ Wie ist ar statt ay zu erklären? Zu erwarten wäre **ан**. S. Ll.

14$_{10}$, **14**$_{18}$ Ob hier in der Aussprache Schwankungen vorliegen, oder ob sich mir die Silbentrennung beim schnellen Sprechen entzogen hat, kann ich nicht entscheiden.

14$_{28}$ S. Ll. л im Wechsel mit l.

14$_{30}$ Wegen т statt к (ілäт statt ilӓк) s. Ll. Ebenso **16**$_{17}$.

15$_{1}$ S. Syntax: Sparsamkeit im Zuteilen gewisser Suffixe, um Häufung und Gleichklang zu vermeiden. Aus diesem Grunde scheint auch zuweilen лар wegzufallen.

15$_{5}$ Ein über die Telega gespanntes Plantuch, auf das sie Körner schütten.

15$_{7}$ торок verbinde ich mit арбага, nicht mit dem folgenden.

16$_{8}$ Übers. ломаемъ сохой, d. h. sie brechen den Boden noch einmal mit dem Pflug (vgl. unser »Krümmern«).

16$_{11}$ Also die Garben. Zum Gebr. von сoй vgl. **6**$_{15}$ чілда·н coй.

16$_{12}$ S. Ll. б im Wechsel mit п.

16$_{13}$ X. übers. вязавши, als ob беläгäч da stünde. Сoй wohl nicht Postposition, da es keinen Abl. vor sich hat.

16$_{17}$ S. Anm. zu **14**$_{30}$.

16$_{26}$ Über Wechsel von pʼ mit pⁱ s. Ll. Mouillieung. Vgl. **15**$_{25}$ лаpʼга.

16$_{28}$ јарма offenbar das g r o b geschrotete Hirsemehl, im Gegensatz zu тӱ‿он **19**$_{26}$ dem f e i n geschroteten.

17$_{11}$ Demnach kann урга auch adjektivisch gebraucht werden.

17$_{12}$ S. Wbi. Gebrauch des Suff. -ча.

17$_{18}$ Плишкинъ ist das tatarische Dorf, das die nördliche Verlängerung von Караево bildet.

17$_{19}$ Ungewöhnlicher Gebrauch des Poss. Suff.

17$_{23}$ In Плишкинъ steckt offenbар плѣшь (dial. плишь) »die Blöße« eig. »Glatze«. Vgl. den Ortsnamen Лыска (= лысый kahl).

17$_{25}$ S. Syntax: Gebr. des endungslosen Gerundiums.

17$_{26}$ S. Ll. Assimilation des Endkonsonanten an das l der Endung.

17$_{27}$ Umgekehrte Erscheinung wie bei ıмäl-läp.

17$_{28}$ Hier ist wohl їде ausgelassen. Also »sie waren heizend« = »sie pflegten zu heizen«. S. Fl.

17$_{30}$ S. Fl. kompon. Prät. und Syntax: hat Bedeutung der wiederholten Handlung in Vergangenheit. Was die Form anbetrifft, wird Pluralendung bald an Hilfsverb, bald an den Verbalstamm resp. an das Gerundium des Verbs gehängt.

17$_{31}$ Zusammenfall der Konstruktionen: 1. auf Brennholz ging Eiche (vgl. russ. на дрова идетъ); 2. sie heizten Eiche.

18$_{2}$ S. Ll. Wechsel von тч mit ч. Vgl. тш: ч in куча **14**$_{10}$, **14**$_{18}$.

18_{3} D. i. die Gemeinde Митраль.

18_{5} ä·länдъ⟨ı⟩ finde ich nirgends. Steckt in ihm vielleicht инде (kaz.) »jetzt«? Dann wäre es aus äлъ 18_{1} und [e]ндъ⟨ı⟩ (vgl. 22_{25} шулар-ендъ⟨ı⟩) komponiert.

18_{7} Старый Городъ, Dorf etwa 8 Werst nordwestlich von Темниковъ.

18_{11} So heißt ein in seinem Grunde mit Wasser gefüllter Erdtrichter am Wege von Караево nach Темниковъ. Vgl. die Vinetasage.

18_{12} азарник schilt die tatarische Mutter auch ihr ungezogenes Kind; hier ist es »Schandbube«.

18_{14} < тıрäн-ler-e. Über j < r s. Ll.

18_{15} Hier ist ӣдъла·р ausgelassen.

18_{16} »Was seine Tiefe anbetrifft, so.«

19_{8} S. Ll. Vokalharmonie.

19_{11} Ib.

19_{18} Vgl. Radl. Wb. атык »Schaufel zum Buttern«.

19_{25} Ungewöhnliche Betonung. S. Akzent.

19_{29} Übers. тѣсто: es ist wohl Sauerteig (russ. опара).

19_{30} Das feingeschrotete Mehl. Ggs. jарма vgl. 16_{28}.

20_{1} S. ib.

20_{3} S. Ll. Vokalharmonie.

20_{9} S. Ll. ā < a infolge Akzentverschiebung; s. Akzent.

20_{15}, 20_{16} Warum hier der bestimmte Akkusativ?

20_{18} S. Ll. ll im Wechsel mit l (oder habe ich mich verhört?).

20_{23} S. Ll. Wechsel von ä mit i, Längung durch Akzent.

20_{25} D. i. »der Raum hinter dem Garten«, mordvinisch: peiapε.

20_{29} Statt орлог-он. Also Gebrauch des bestimmten Akkusativs an Stelle des Poss. Suff.

21_{8} S. Ll. Akzent.

21_{10} Dieselbe Ausdrucksweise mordvinisch: толнε рпта·м.

21_{13} S. ib.

21_{17} S. Ll: Wechsel von auslaut. м mit н.

21_{19} Übers. за лошадями. Es ist entweder das Suchen der Pferde gemeint, die in der Nacht auseinandergekommen sind oder das Abholen derselben vom Tabun von denen, die zu Hause übernachtet haben. Mir unklar.

21_{24} S. Ll. ҕ statt г.

22_{11} Саровская пустынь, das große Kloster 40 Werst nördlich von Темниковъ.

22_{17} Dies Dorf gilt hier als Begräbnisstätte der alten Chane und Heiligen, auch mohammedanische Pilger sollen dorthin wallfahren. Näheres s. unten p. 24 Nr. 18.

22_{17} Von welchen Chanen hier die Rede, ist unklar.

22_{20} S. Ll. б im Wechsel mit п.

22_{25} Vgl. 18_{5}.

22_{26} Kasansche oder Kassimovsche Form statt des mischär. Instrum. -мъван.

22_{27} кӥмделä·р hat Хузеддинъ bei der Übersetzung hinzugefügt, da das von mir aus Ризванъ's Munde niedergeschriebene Wort (кӥменrес) unverständlich war.

22_{28} Vgl. russ. нампъ брать.

22_{30} Offenbar »in demselben Kleid, das er beim Sterben an hatte«; nicht etwa »gleich nach dem Tode«.

23_{7} S. **22_{26}**.

23_{7} S. Akzent.

23_{8} S. ib.

23_{11} Pars pro toto in Plural.

23_{15} < ülrän тъ⟨ı⟩шгъ⟨ı⟩ s. Ll. Elision.

23_{21} S. Ll. Akzent.

23_{21} Behandl. russ. Worte in tat. Rede: dasselbe Wort ist russisch und tatarisch zugleich dekliniert.

23_{27} S. Ll. Elision.

23_{29} Name eines russischen Kaufmanns.

23_{30} Dunkel: die Form онна·, die man höchstens als mit Poss. Suff. 3. s. verbundenes Substantiv он auffassen könnte, wobei der Vokalismus immer noch nicht recht verständlich bliebe. Он ist das Hirsemehl (japма), für das sie den Teer eintauschten. [*onna* < *onya?*]

24_{5} Elision.

24_{5} Wie ist das d zu erklären?

24_{6} Elision.

24_{6} Labialangleichung an jüздä.

24_{11} Ist das Futurum?

24_{14} Der хозяинъ versieht offenbar den Schlachterladen mit Fleisch; анда· geht auf den Laden. Mit хозяинъ ist der Artjelälteste gemeint.

24_{21} Warum nicht Lokativ? S. Syntax: Behandlung russ. Wörter.

24_{21} S. Ll. Akzent.

24_{22} Ll. б im Wechsel mit п.

24_{22} тўрмъщо· setzt Хуз. bei der Übersetzung für die von mir niedergeschriebenen Worte des Alten: Кац'а·н аleндä турмъшла р, die ihm unverständlich waren.

24_{26} Über Wechsel von г' und j s. Ll.

24_{29} Хузнеддинъ übersetzt »хоронили его«. Aber Form ist Passiv.

25_{2} S. Ll. j im Wechsel mit г.

25_{2} Über Konstruktion von берlъ⟨ı⟩· s. Syntax.

25_{4} турда finde ich nirgends. Ungewöhnlicher Gebrauch von ул.

25_{11} S. Ll. в im Wechsel mit б.

25_{17} Fraglich, womit ок zu verbinden ist. X. übersetzt съ ней (= съ лошадью). Das spräche für absoluten Gebrauch von ок, der aber nicht belegt ist (s. Radl. Wb.). Ebenso ist unsicher, ob кӱмгäнlер aktivisch oder passivisch aufzufassen ist. Das grammatikalische Verständnis dieses Satzes scheitert bei mir an dem mir unerklärlichen Ablativ кoi·аннан, den X. mit положенный übersetzt. [Ist etwa zu lesen: *kümyän; alašasï-mïnan-oq kümgänlär ber čan su; qoiγannar* (< *-γan-lar*) *bas ičinä; yïllïq solo-da qoiγannar?*]

25_{18} Unsicher. So von X. übersetzt.

25_{20} Labialangleichung an jyr?

25_{28} Über jaбъlган statt jaпкан s. Syntax.

27_{8} Hier ist wohl кт-[т]е·-läp zu schreiben. S. Akzent.

27_{10} Mordvinisches Dorf zwischen Митрялъ und Берясъ.

27_{10} Mordvinisches Dorf an der Grenze des Gouv. Пенза.

27_{11} S. Syntax: Dativ.

27_{24} D. h. »kamen auf unsere Großeltern«.

28₃ Sinn offenbar: Nach dem Gutsbesitzer war der Ort benannt und behielt diesen Namen, trotzdem die Bewohner aus verschiedenen Gegenden zusammengekauft waren. Хуз. übersetzt: »барина названіе осталась Андрѣевка«. Die Form баіарна· ist mir unverständlich.

28₂₂ каньна < кан-ана? Über к н für кан' s. Ll.

28₂₂ Каньıа = канага? Würde aber hier nicht passen. Verstehe die Form nicht. Der Erzähler übersetzt »свекрову«. Zu fordern ist hier »Schwiegervater«, nicht etwa »älterer Bruder der Frau«.

28₂₈ Diesen Brauch haben sie in Караево abgeleugnet und als Unsinn bezeichnet.

29₉ Der Erzähler übersetzt: »за учителя ходить замужъ выгить«.

29₁₁ S. Ll. Elision von auslautendem н bei gewissen Suffixen. Vgl. **8**₂₃.

29₁₆ Liegt auch hier Elision des auslaut. н vor? = анна·нсой?

Wörterverzeichnis.

а 11_{12}, 11_{26} < russ. а »aber, jedoch«.

абıжат' 9_1 < russ. обижать spr. *ᵃbižát'* »beleidigen«.

ачётке· 10_1 Wb I 509 kaz. *ačïtqï* = *ačïtqa* »Sauerteig, Hefen«.

ад'ал 1_8 < russ. одѣяло spr. *ᵃdïjálä* »Bettdecke«.

агаччерегä 26_{25}, $_{26}$ »Baumfaullicht«; lies агач_ерегä, -рäн mit schwindendem *-n*.

агдар- 14_{10} Wb. I 79 kaz. *audar-* »umwerfen«; vgl. *aγdar-*, *an̂dar-*.

аі'акчи· 26_{17} Wb. I 208 kaz. *ayaqčū* »Fußlappen«, wozu Wb. kaz. *čol* vergleicht, welches fehlt (Osm. *čul* »ein grobes Gewebe«?); sieh tel. *čū* »Windel, Umhüllung« <?

альштёр-, алаштер- 23_{22} »tauschen«.

алма 21_8 »Kartoffel«.

анда· 23_{14} »dorthin« statt »dort«. Verbreiteter Idiotismus. Vgl. Prob. IV 252_5: *qaida barasïn?* VI 101_{19} *qaida barïsän* »wohin gehst du?« Im Kazantat. sagt man *qaidan kilgän šunda bar* »geh hin woher du gekommen«.

апара· 19_{26} < russ. опара spr. *ăpára* »Sauerteig«.

аре· 15_1, 17_{15} »dorthin«; 3_{19} wohl »zurück« wie im Kar. L. (Wb. I 265).

атла- 19_{18} »mischen«, 19_{26} »rühren«.

азарнïк 18_{10} < russ. озорникъ spr. *ᵃzärnik* »Raufbold«.

äбı 27_{21}, äбı 1_{10}, äбı 1_9 Wb. I 931 kaz. *äbï* »Großmutter, Hebamme« = äбı·_каттə·н 1_9 usw.

ä·lä 17_{20} »jetzt«; älä· 18_{19}, ä·lъ 18_1. Wb. I 814 kir. *äli* »jetzt« (< pers.) und Paasonen unter *χalə*, *χal'*; Prob. IV 209_4 *bu it älidä ülmädï* »dieser Hund ist auch jetzt (= noch immer) nicht gestorben«; Prob. VI 104_{11} *häli mäni elip munda käldï* »jetzt hat er mich hergeführt«. Das davon abgeleitete *äligi* (Wb.) vertritt auch im Bar. das echte *bayaγï*.

ä·l_äндъ (oder ä·lä_ндъ) 18_5 und die Anm. Das zweite Glied ist also kaz. usw. *indï* »jetzt« (vgl. Wb. auch unter *ändi*, *endi*, *ämdi*). Vgl. Pleonasmen wie tar. *häli bu waχtïda* »jetzt« Prob. VI 57_{40}.

ä·пъ (?) 2_{28} penis. <?

бабаı 27_{21} »Großvater« Wb. IV 1564 kaz. *babai.*

баіар 11_7, 28_1 Wb. IV 1707 kaz. *boyar* »der Bojar« (< russ. бояринъ spr. *băjărʲn*) und 1467 ad. trkm. basch. chokand. kaz. *bayar*. Ein altruss. *bojare* erwähnt Brückner KZ 43, 324.

башкъда· 3₉ in der russ. Übersetzung сваха »Freiwerberin«. Unklar.

бат'а·л 8₂₃ Wb. IV 1429 *baital* »junge Stute, die noch nicht geworfen hat«.

батър- 27₈ »überschwemmen«.

баz 6₂₃, ₂₇; 21₂₄; бас 25₁₆ »Grube«.

бäлä- 9₁₇; 20₉ »binden«; 19₂ »stricken«; 29₁₆ бĕлä-, 29₁₃ бeilä- Wb. IV 1571 kaz. *bäilä-* (auch Prob. IV 162₁₈) < *baila-*[1] usw.

бeлчек, бeлчïк 26₁₉ Wb. IV 1505 kaz. *balčïq* »Lehm«.

бeлен- 27₁₆ »gewußt werden« (*bilin-*).

бĕре 27₆ »hierher«.

берlъ 25₂ Wb. IV 1757 kaz. *birlï* »seit« (sonst nur dschag. *bärli*). In dem vorangehenden ülјä·нн̆ъ dürfte ein Ablativ stecken (< *ülgännän*).

бı'iктĕрä·к 18₁₉ Komparativ des erstarrten Lokativs бı'iкте zu kaz. *biyik* > kaz. *bīk* »hoch«?

бıтчä·н 18₂ (vgl. 21₁₂, ₁₇) »Heu«.

бът- 5₃₂ (iтъ· бътке·ч; aber 6₂₉ кӳмӳ·б бътке·ч!) Wb. IV 1796 kaz. *bit-*.

бигор 17₆ < russ. бугоръ »Hügel«.

бий 10₂₆ (jĕр‿бийе·на »längs der Erde, des Erdbodens«; 14₁₇ ток бойена. »über den Dreschboden hin«): боiга· 11₂ »der Länge nach«.

бин' »Hals« Wb. IV 2183 kaz. *muyïn* = *boyïn* usw. (9₁₆ би·н'ъна, 9₂₈ би·н'iна·). Ältere Form wohl *buin*. Vgl. Prob. IV 91₁₆ *buinŭna* »auf seinen Hals«; 400₁₀₁₁ *buin*.

бил- »sein« usw. Mit der Form auf *-arγa* = »können«: 10₁₃ ï сатарга·дъ би·ла »auch verkaufen kann man«. Bei Verben auf *-l* (und *-r*) schwindet dabei das *-r-* des Formans: 10₁₈ кӳбректä· алга· била· »man kann auch mehr nehmen«. Vgl. unter кĕл- sowie Prob. IV 87₁₆ *qaraγa* < *qararγa* und Pröhle in KSz XV 193.

билгаи· 9₂₀ »Mengfutter«; zu билга- 15₁₂.

билъшлъ·к 4₁ übersetzt durch помоганie, eine spontane Bildung zu помогать »helfen«. Vgl. auch Wb. IV 1842 kaz. *bulïš* »die Versammlung von Freundinnen der Braut vor der Hochzeit (wonach die Braut von den Anwesenden zur Trauung geführt wird)«.

битка 16₁₇ »Grütze« Wb. IV 1857 kaz. *butqa* »Brei« (kir. *botqa*, tob. sag. *potqa*). <?

---

[1] Wb. I 810 s. v. *ăläi* heißt es: »Ilm[inski] ist der Ansicht, daß *ălai* aus *alai* (so, auf solche Weise) entstanden ist. Dieser Übergang scheint mir unwahrscheinlich, da hier keine Veranlassung vorhanden«. Die Veranlassung ist eben das zweite Element des Diphthongs: *ai* > *äi* ist ein echter Umlaut. Prob. IV 735₁₁ steht dann auch richtig *äläi tip äitköč*, wo auch *äit-* aus *ait-* entstanden ist. Dieser Umlaut ist im Bar. fast überall eingetreten, wo er eintreten konnte.

бітылка 10₆ < russ. бутылка »Flasche«.

буза· 3₃₀ Wb. IV 1867 kaz. *buza* »ein aus Hirse bereitetes Getränk« (BERNEKER Slav. et. Wb. 104). Vgl. REUILLY, Voyage en Crimée et sur les bords de la mer Noire, Paris 1806, S. 161 Note 1: *bouza* »boisson tatâre faite avec du millet fermentè«.

чаба·т 26₁₇ Wb. III 1930 kaz. *čabata* »Bastschuhe« (vgl. PAASONEN 135).

чан 25₁₆ < russ. чанъ »Bottich«.

чалй 9₁₃, ₁₆; чалu 18₁ »Wiese«. <?

чä·к'ъ, чä·к'і 18₅ in калага· ч. »bis zur Stadt«; vgl. Wb. III 1838 kaz. *čaqlï* »bis«. *č*-Umlaut.

чебелдä·к, чі̆біlдъ.к 4₁₆, ₁₈; 5₂ »Bettvorhang«.

чӗчӥ 11₈ Wb. III 1989 kaz. *čäčü* »Aussaat«; zu *čäč-* 16₂ usw.

чеікä- 10₅ Wb. III 1825 kaz. *čaiqa-* »schütteln«; vgl. schor. *šaiq-* = kir. *šaiqa-* < *čaiqa-*.

чӗнӗ 23₈ Wb. III 1855 kaz. *čana* »Schlitten«.

чӗп 14₉, 16₁₆ < russ. цѣпъ spr. *tsäp* »Dreschflegel«.

чера 26₁ Wb. III 2074 kaz. *čïra* »Leuchtspan«.

чӗрма 2₈ Wb. III 2083 *čïrma-* »einwickeln«.

четвӗрт 10₁ < russ. четверть »Viertel« (Getreidemaß, etwa 2 Liter).

чі 13₂ Gegensatz von коро· »trokken«. < *čïq*?

чіл 6₁₅ »Bahre« <?

чіlä·к 11₂₀ Wb. III 2135 kaz. *čiläk* »Eimer« (übersetzt durch мѣра »Maß«).

чъбркъ· 29₁₃ Wb. III 2101 kaz. *čibïrqï* »Peitsche«.

чълка 19₂; vgl. russ. чулокъ »Strumpf«.

чӥгъндӗр 20₂ »rote Beete« (vgl. PAASONEN 181₇).

-да, -дä usw. bei Distributivbegriffen 10₁₆, ₁₇; 13₃, ₄ usw.

-да, -дъ usw. unbetontes Enklitikon »und, auch« 10₁₃; 13₁₂; 14₂₈, ₂₉ usw.

деrӓт, дӥгет, дїгі·т 23₂₂, ₂₆ < russ. деготь spr. *d'ǿgᵊt'* »Birkenteer«. Vgl. BERNEKER, Slav. et. Wb. 182. Auch čuwaš *tiǵət* (PAASONEN 168).

дї̆сäтнӗ, дӗс'атнӗ 11₁₈, 12₁ < russ. десятина spr. *d'sitina* »Desjatine«.

д'ӧртеӥ· 23₇ »alle 4«.

драйка 16₂₁ Schrotmühle. < russ.?

ӗlӓн, elӓн, ellӓн 20₁₈, ₂₃ < russ. ленъ »Flachs« (BERNEKER, Slav. et. Wb. 754); vgl. schor. *lin* »ungebrochner Flachs«.

elгъра 27₆ Wb. I 1491 *ilgäri*, 1583 kaz. *ilgäri* »früher«.

ᵉрат-, ʾрат- 29₂ Wb. I 1335 kaz. *öirät-* »lehren« usw.

ӗскірт, ᵉскірт 13₂, ₄ < russ. скирдъ spr. *skirt* »Heuschober, Getreidehaufe«. Vgl. öскерт.

ӗш 5₃ Wb. I 1588 kaz. *iš* < *iš*.

гаірі 9₂₁ Wb. II 24 krm. *qairï*, 1543 osm. krm. *gairï* »ein andrer« (*bundan gairï* »außer ihm«) < arab.

грабl'а 14_{18} < russ. грабли »Rechen«; sing. *грабля.

гӱl'а·т' 5_{32} < russ. гулять spr. *gül'ät'* »spazieren gehen, bummeln«. Mit *it-*.

i, і 3_{24}, 9_{7}, 26_{6} usw. < russ. и »und«. Pleonastisch bei enklitischem *-da*: 9_{7} тібä·р і каба·рда »sie keilt und beißt«; 10_{12} і сатарга·дъ бu·ла »auch verkaufen kann man«. In 11_{7} і трę·ті Спаста· jedoch ist *-ta* nach Ausweis des Akzents der temporale Lokativ.

і'от 5_{2} Wb. I 1317 kaz. *oyat* (lies *yot*, *yåt*?).

і'uл 9_{16} < russ. июль spr. *ĭjul*, *jul* »Juli«.

і'uн 9_{16} < russ. июнь spr. *ĭjun*, *jun* »Juni«.

ікмä·к' 2_{2} »Brot«.

ілäт 14_{30}, 16_{17} »Sieb«: vgl. Anm. 14_{30}.

ille·, ıllä·, ıлдъ 23_{7}, 24_{5}, 27_{7} »fünfzig«.

ірıт- 19_{18} in ıртäбъz »wir lassen schmelzen«.

іртä·стäн, іртä·стън, іртастън $19_{12, 26}$; 21_{16}; 23_{3} »morgens«.

іске in і·ск‿аръш 12_{2}, і·скъ 18_{5} Wb. I 1530 kaz. *iskï* »alt«.

izjė 24_{26} »Heiliger«.

ъlкı 28_{26} Wb. I 1582 kaz. *ilikügi* »der erste«.

ъндёр 13_{21}, 15_{10} Wb. I 1364 kaz. *ïndïr* »Tenne«. <?

ъра·т 14_{1} < russ. рядъ spr. *r'at* »Reihe«.

ъzба 4_{17} »Stube« < russ. изба »Bauernhaus, -hütte«. 26_{21} ъzбар mit fehlerhaftem *-r*?

jaдau· 8_{8} vgl. Wb. dschag. *yadaγ* »mager«.

jaгъл- 25_{20} Wb. III 28 kaz *yaqïl-* »geheizt sein«; das dort erwähnte *yaγïl-* fehlt.

jaлла-, jeлла- 24_{11} »mieten«; 23_{14} jaлы·бez; warum *-l-* für *-ll-*?

jaна·ш 5_{7} »zur Seite von, neben«. Gerundium von *yanaš-* Wb. III 83 »sich neben jemand befinden« < *yan-a-š-*. Mit Auslautschwund tel. *yanaš* »dicht, neben jemand befindlich«. Wb. III 329 *yänäšä* »an der Seite von« < *yanaša* > kaz. *džänäšä* (Wb. IV 71 »von *džänä* + *šä*«!). Vgl. Prob. IV 259_{18}, V 99_{1276} und čuwaš *junažar* »in einer Reihe, nebeneinander«.

jaнтък 4_{19} Wb. III 92 kaz. *yantïq* »auf die Seite geneigt«.

jaраш‿тоi 3_{19}: vgl. das Nomen *yaraš* Wb. III 115.

jaрлан- 28_{8} »verarmen« < **yarlïlan*, *yarlï-la-n-*.

jaрмейка 10_{25}: vgl. russ. ярмарка »Jahrmarkt«; vulgäre Aussprache.

jaш‿кı·län, ‿кılі·н, jäш‿кïle·н, jeш‿кılі·н $4_{16, 17, 18}$; 5_{1} Wb. III 379 *yäš* < *yaš*.

jäй-, jĕй- 15_{1}, 20_{23} Wb. IV 65 kaz. *džäi-* »auseinanderlegen« < *yai-* > bar. *yäi-* Prob. IV 59_{70}.

jĕдlä- 25_{3} »sich erinnern«. <?

ȷĕк- 4_{2}, 15_{19}, 23_{13} Wb. IV 136 kaz. *džik-*, III 508 bar. *yik-*. 317 alt. usw. *yäk-* »anspannen«; vgl. ȷїгал-.

ȷелъ· 19_{11}, 26_{17} Wb. III 485 bar. *yïlū*, IV 126 kaz. *džïlï* »warm«; vgl. ȷълът-.

ȷĕр- 16_{21} »schroten« < *yar-*; vgl. ȷарма 16_{26}.

ȷĕра 3_{3} Wb. III 104 *yara-*, IV 26 kaz. *džara-* »passen«. Dazu ȷĕраш- 3_{18} Wb. III 116 *yaraš*, 339 kaz. *yäräš-* »anhalten (um ein Mädchen), sich verloben«. Palatales *yäräš-* im Baraba (Prob. IV 21_{30}, 49_{8}); ȷера·т 7_{21}.

ȷĕравоі 10_{24} < russ. яровой spr. *j'răwo'* »Sommer-«.

ȷе·рла- 5_{25} Wb. III 477 *yïrla-* »Lieder singen« > kaz. *džïrla-*.

ȷерlä- 20_{28} »spinnen«; vgl. Wb. unter *irlä-*, *ïr-*, *ägir-*; vgl. ȷїрle-.

ȷе·clĭ, ȷі·clĭ 1_{12}, 13_{2} < russ. если spr. *jéslĭ* . »wenn«.

ȷеш 12_{10} »dicht« <?

ȷеві·тс 25_{21} < russ. явиться »erscheinen«; mit *it-*.

ȷїгал- 23_{8}; vgl. oben ȷĕк-. Wb. III 321 tel. *ÿägil-* IV 136 kaz. *džigil-* »angespannt sein«.

ȷїй- 14_{16} »zusammenlegen«. Vgl. Wb. IV 115 kaz. *džï-* > kir. *dži-* »sammeln« < *yïγ-*. Hierzu ȷіӣел- 5_{6}, ȷіӣĕл- 4_{2}, 6_{15}, ȷїйъл- 4_{1}, ȷіл- 3_{29}, 4_{2} »sich versammeln« (Wb. auch unter *čïl-*!); ȷїӣĕн 23_{21} = *yïγïn-*. Zu dieser Sippe das gekürzte Gerundium *džïš* »häufig« < **džïš-a*? Vgl. ȷїшір-.

ȷїрle- 26_{11} »spinnen«; vgl. ȷерlä-.

ȷїт- 13_{1} »reifen«. Vgl. Wb. IV 149 kaz. *džit-* und dann *yätil-*, *yätiš-*.

ȷїштір- 16_{16}, ȷїштър- 5_{4}, 15_{11} »sammeln« (vgl. unter ȷїй-); ȷїштĕр- 20_{13} »(Flachs) lesen«. Wb. besonders IV 154 kir. *džïstir-* »aufhäufen« = III 471 osm. *yïγïštïr-*. Im Kazantatar. ist *džïyïštïr* zum Synonym des iterativen *džïïγala-* geworden.

ȷълът- 21_{7} Wb. IV 127 kaz. *džïlït-* < *yïlït-* »erwärmen«. Vgl. oben ȷелъ·.

ȷъслък 20_{28} »Handtuch«. <?

йъртä·, іјртä· 28_{26} »morgens« Wb. I 1469 kaz. *irtä* usw.

ȷurapra 14_{28} »in die Höhe«; ȷurapra-ра·к 14_{17} »höher« Wb. III 541 kaz. *yuγarγï* = *yoγarγï*.

ȷurър-, ȷurĕр- $21_{24, 25, 28, 29}$; < *yügür-*.

ȷӱн. ȷън, ȷен $19_{2, 3}$ »Wolle«; < *jün*. Wb. IV 110 kaz. *džön-*.

ȷuв- 6_{11} »waschen« in куша· ȷuврра· »befiehlt zu waschen«; dazu ȷuвън- 5_{3} »sich waschen«, ȷuвӣдър- 1_{23} »sich waschen lassen«. Vgl. Balint II 81 *jüuin-*, *jüuindir-*. Wb. *yu- yuw-*; *yuwun-*, *yun-* und das gehäufte *junün-* (vgl. *dä-* »sagen«: *däš-*, *däšiš-*, kaz. *däšiškälä-*): kaz. *yūndïr-*.

ȷӱра·к 24_{21} »weit«.

кабр̊с'ека·р 22_{21}, кас'екаръ· »der eine hierhin, der andre dorthin« < кас'е каръ· und *qai birsi qarï*?

кач-: dazu качъ·н 29_7 aber каiч'ӱн 25_{21}. Einfluß von -č-.

кадä·р 28_{22} »bis«.

каiма·к 19_{22} »Sahne« von gekochter Milch.

каiйа· 24_{27}, 27_8; каiйа·н 28_2.

калода 17_{27} < russ. колода spr. *kă-ŧódă* »Block«.

кан 5_{34}, 28_{21}: кāн' 5_{33}. Vgl. Anm. 28_{21}.

канъга· 28_{21} und Anm.

кан'ӥ·шна 7_{28}, 15_{10}, кан'ӥ·шн'а 24_{11} < russ. конюшня spr. *kăn'úšn'a* »Pferdestall«.

капъста· 20_1 < russ. капуста spr. *kăpústa* »Kohl, Kappes«.

кара·ча 25_{29} »auf schwarze Weise«. Soll das heißen: »so daß der Ruß die Zimmer schwärzte«?

караl'о·к 22_{10} »reich«; zu russ. король spr. *kăro'l* »König«??

каре· 12_{18}, 17_{19}, ка·рĕ 26_1 »wo, wohin«.

кара·н 10_{18} »je nach ...., gemäß, hinsichtlich« mit Dativ; zu *qara-* wie kir. *qarai* < *qara-y-a*: vgl. *körä, görä, kürä*.

карса·к 12_{22} Wb. II 206 mischär *qarsaq kiši* »ein kleiner Mensch«. <?

ка·с'ъ, кас'' 7_{26}, кас' 8_7, кац' 8_6 »welches«, wohl < *qaisi*. ка·сĕн .... ка·сĕн 13_{21}.

кашолка 15_{11}: vgl. russ. кошель spr. *kăšél* »Korb«. Wohl türk. Deminution?

ка·жны 7_7, 11_{25}, 13_3 »jeder« < russ. Dial.

каттъ·к 19_{25} Wb. II 283 kaz. *qatïq* »saure Milch«.

кĕl-, кıl-, къl- 29_7, $_{12}$ »kommen«. Zum Ausdruck der Absicht, des Wollens gebraucht mit der Form auf *-arγa*; deren erste Silbe schwindet bei Verben auf *-r*: 29_7 jӱргä барга· къlädä· »sie wollte gehn«. Vgl. den Verlust von *-r-* in 9_{20} соло. jĕра·мї бĕрĕге· < *bärärgä*, wie in 8_{27} кӱрсе·тĕргä jĕра·мы. Vgl. auch бил-; anderseits 13_1 башлы·лар .... иръргa·.

кі- 3_{24} in кі·бън кĕрга·. Vgl. Wb. II 688—90 *qïi-*. Im Osm. *nikā qïi-* »trauen« wie auch Prob. IV 102_{ICU} *nīqaχ qïidïlar*.

кі·бън 3_{24} Wb. II 1194 *käbin* »Trauung« < pers.

кĭбтiр-, кĭптiр-, кĭнтĕр- 16_{12}, 20_{24} Wb. II 1399 kaz. *kiptïr-*.

кĭче·н 19_{11}, $_{25}$ »abends«.

кĭйĕн- 26_{17} Wb. II 1344 *kiyin-* »sich ankleiden« > *kīn-, gīn-* über *gäin-* usw.

кıle·ндä 1_{13} »Brezel« (übersetzt durch крендель) Rachmankulow-Karam, Russ.-tatar. Wb. 219a كلندر mit *-r*.

кĭläт 4_{15}, 15_3 < russ. клѣть spr. *kl'et'* »Vorratskammer«; dies wohl auch Prob. IV 9_{9u} *qlat[qa] qoidïlar*. Wb. II 1532 kaz. *aq klät* »gute Stube«.

кılса·н 20_{24} »Stößel«. Vgl. tob. *kilä* kaz. *kili*, kir. *keli* »Mörser«, aber kom. kiptsch. *käli* »Mörserkeule«; anderseits türk. *sap* »Stiel, Griff«. Rachmankulow-Karam, Russ.-tatar.

Wb. 358 *kili sabï*, Russ.-kirgis. Wb. Kazan 1910 177 *kelisap*. PAASONEN unter *kizip*.

кïмдı 13₁₇.

кі·ндербалса·м 1₂₄ < russ. киндербальзамъ »Kinderbalsam«.

кï·ндöк 1₁₁ Wb. II 1408 kaz. *kindik*. Prob. III 240 Str. 156₄ *kindik enä* »Nabelmutter« = »Hebamme«.

кі·ръ, кі·рı, кïрі· 21₂₅, 23₂₆ »zurück«. Vgl. kökt. *kärü*, osm. *gärü*: kaz. *kiri* usw.

кïтеш- 5₂₆ »zusammen weggehn« dem osm. *gidiš*- entsprechend.

кън'а- 29₁₂ »schlagen« (hier: mit der Peitsche). кън'ъл- 1₁₀ Wb. II 696 *qïnal*- »sich quälen« zu *qïna*- »quälen«, kaz. »schlagen, prügeln, peinigen (BALINT II 51). Vgl. ostt. *qïnal*-, mit der auch im Uig., Kiptsch., Kom. vorliegenden Monophthongierung.

кънäz, кінäz 27₁₆ < russ. князь spr. *kn'as* »Fürst«.

къро·м 28₂₆ Wb II 677 kaz. *qorom* »Ruß« usw.

къва·с 26₆ < russ. квасъ »Kwaß«.

кнїга, кънїга 27₂₁, ₂₅ < russ. книга spr. *knigă* »Buch«: das Wort ist jedenfalls nicht, wie PEDERSEN KZ 39, 464 annimmt, türkisch. Ob es russisch ist (BRÜCKNER KZ 45, 314) müssen andere Instanzen entscheiden.

коча, кот'ша, кит'ша 14₁₀, ₁₈ < russ. куча spr. *kúčä* »Haufe«.

коıтто 20₇, 28₈: коıтра·к 13₁₀: vgl. кuıто·.

ко·лъс 12₂₈ < russ. колосъ spr. *kólᵃs* »Ähre«.

кос- 12₂₈ »hinzufügen, ansetzen«. Vgl. куш-?

коштъ· 22₂₆ »mit, zusammen mit«; zu *qoš*-, *quš*-. Erklärung der Form?

крïст'а·н 28₁ < russ. крестьянинъ spr. *kr̆istján'n* »Bauer«, plur. крестьяне.

крыша 18₁₅ < russ. крыша »Dach«.

кида· 5₃₄ Wb II 998 *quda*, 683 kaz. *qoda* »Gevatter«: *töp qoda* nennen sich die Väter der Frau und des Mannes untereinander.

куıто· 11₁₃, куıтура·к 11₁₂ Wb. II 673 kaz. *qoito* »schlecht, untauglich«. <? Vgl. etwa russ. худой »schlecht, übel«?? Vgl. коıтто.

куйын- 18₁₄ »sich baden«: куйындер- 1₁₁ »baden« Wb. II 674 kaz. *qoyon*-, *qoyondor*-.

ку·рмъ 8₈ < russ. кормъ spr. *korm* »Futter«.

куш- 2₁₃ Wb. II 1024 kaz. *quš*- < *qoš*-: 1025 *at quš*- »benamsen«. Mit -*arγa* etwa »befehlen zu, lassen« (6₁₁ куша· jυвра·), mit Negation »nicht lassen, verbieten« (29₁₁ кушма·дълар бёläрга·).

кÿбрä·к 3₃.

кÿбтäнгä 24₂₂ an unklarer Stelle.

кÿр 8₇. Wb. II 1447 tel. *kür* »fett« > kaz. *kör* »fett«.

кӱртlä 29_{3} »hübsch«. Vgl. BtüW[2] Anm. 44: uig. *körtlä* > *küllä* (Prob. IV 162_{50}) > *külä* (Prob. IV 336_{14}).

кӱнмъ 2_{1}, 3_{10} usw. Vgl. Wb. II 1024 kaz. *küpmi aqča quštïn* »hast du viel Geld zugezahlt?«

квартiр, кварт'е'р 4_{30}, 24_{11} < russ. квартира »Quartier«. Vgl. фатїр.

лампа 26_{1} < russ. лампа »Lampe«.

лар', лар[i] 15_{25}, 16_{26} < russ. ларь spr. *łar* »großer Kasten, Truhe«. Vgl. Anm.

lӓндiр- 14_{2} Wb. I 665 kaz. *äländir-* > misch. **äländir-*, *[a]*ländir-*.

lекар'ство 2_{29} < russ. лѣкарство »Arznei«.

ма'чъ, маче', мачi' 7_{16}, $_{17}$, $_{18}$ Wb. IV 2050 kar. *mačï*, kaz. *mäči* »Katze«.

маi 9_{16} < russ. май »Mai«.

ма'лы 9_{29} < russ. малый »Bursche«; kaz. *malai.*

манах 25_{11} < russ. монахъ spr. *mänáχ* »Mönch«.

ман'е'т 3_{15} Wb. IV 2017 *manat* »Silberrubel« < russ. монета spr. *män'ȃtä* »Münze«. Prob. IX 369_{40} *manït* »Münze«.

машїна' 28_{6} < russ. машина spr. *mäšünä* »Maschine, Eisenbahn«. Im Balk. *mešiná* »Eisenbahnzug« KSz. XV 243.

меli'м 24_{27} Wb. IV 2100 kaz. *mälïm* »bekannt« < arab.

меlнїча 15_{19} < russ. мельница »Mühle«.

мере 21_{24}, $_{25}$ »Ziel«. Vgl. kaz. *mïrad* < *murad* »Wunsch, Ziel« ?? < arab.

мещан 11_{7}. Vgl. russ. мѣщанинъ spr *m'ščinin* »Bürger«, plur. мѣщане'

метла 14_{17} < russ. метла »Besen«.

мъштъ'мгера 29_{7} »heimlich« <?

монӓ'шеӣка 18_{19} < russ. монашенка spr. *mănáš[a]nkă* »Nonne«.

начӓ'lстово 29_{16} < russ. начальство spr. *näča'lstwä* »Obrigkeit«.

насi'лка 14_{9} < russ. носилки spr. *näsiłkĭ* »Tragbahre«.

наzе'мнек 12_{1} < наzем + *lïq*? Vgl. наz'о'м.

наzначат' 3_{9} < russ. назначать »bestimmen«; mit *it-*.

наz'о'м 10_{24}; 11_{12}, $_{13}$ < russ. наземъ spr. *näs'óm* »Dünger«.

не'скол'ко, не'скоlко, нескоlко 3_{23}, 6_{16}, 16_{7} < russ. нѣсколько »einige«.

нi'чек 22_{26} »wie«.

нi'ндї 2_{13}, $_{14}$.

но 8_{15} < russ. но »aber«.

оӣът- 19_{25} Wb. I 1319 kaz. *ọyọt* »gerinnen machen«.

оӣок 19_{3} Wb. 1318 kaz. *ọyọq* < *uyuk* Vgl. [u]йик.

орлок 20_{29} »Samen«. Vgl. ṗлик'.

о'zїм 12_{8} < russ. озимь spr. *óz'm* »Wintersaat«.

ölöн- 18_{15} »hängenbleiben« Wb. I 1485 *ilin-*; kaz. *ịläk-*.

öскерт 20_{13} < russ. скирдъ spr. *skirt* »Getreidehaufen«. Vgl. ĕскїрт.

öстöl- 27_{21} »wachsen«. <? Vgl. *östür-*, *öskür-*, *ästir-*?

парн'а 11_{1} »Brache«. Vgl. russ. паръ »Brache«.

пато·м 6₁₂ < russ. потомъ spr. *patóm* »darauf«.

пасат 14₁ <? Vgl. russ. посадъ spr. *päsát* »Häuserreihe«. Dialektische Bedeutung?

пäсок, несо·к, пäсок 6₂₈, 11₁₂, ₁₈ < russ. песокъ »Sand«.

п'ервы 11₇, 12₂₉, 13₁ < russ. первый »der erste«. Vgl. Спас.

пётровка 11₁ < russ. петровки »Petrifasten«.

печ, піч, піт', піц 1₁₁, ₂₃, 19₂₁, ₂₇, 28₆ < russ. печь spr. *p'eč* »Ofen«.

піке· 2₂₇ Wb. IV 1217 *päkï* »Klappmesser«, *čač päkïsï* »Rasiermesser«. Prob. IV 20₁₂ bar. *pägi*. <?

піла· 26₁₈ < russ. пила »Säge«.

полен 26₃₀ < russ. полѣно spr. *päl'ănă* »Holzscheit«, čuwaš *pulĕŋə*.

помина·т' 7₈ < russ. поминать spr. *pᵃminát'* »eine Gedächtnisfeier für einen Toten abhalten«. Mit *it-*.

пот, пит, пид 3₁₀, ₁₅, 11₂₅, ₂₆ < russ. пудъ > kaz. *pot*.

принима·т' 8₂₈ < russ. принимать spr. *pr'nïmát'* »aufnehmen«. Mit *it-*.

прäник, прäнёт 1₁₃ < russ. пряникъ spr. *pr'än'k* »Lebkuchen«.

пртапт' 19₂₁ < russ. (топить »heizen«) протопить »durchheizen«. Mit *it-*.

равно· 12₁₀ < russ. равно spr. *räwnó* »gleich«.

р̊давоі· 27₂₁, ₂₅ < russ. (родъ »Stamm«) родовой spr. *rᵃdäwoⁱ* »Geburts-, Familien-, Stamm-«.

рu 3₁₉ Wb. I 1322 kaz. *ǫrū* »Geschlecht« usw. Balk. *rū* KSz. XV 249 = kir. *urū*.

рлик 20₁₉ »Samen«. Vgl. орлок.

салдър- 9₁, ₆, 23₈ »abnehmen«. Vgl. Wb. *salyïz-*.

са·мі 11₈ < russ. самый spr. *sámïi* »höchst« bei Superlativ dem türk. *bäk*, *äň* usw. entsprechend.

самъвар 26₆ < russ. самоваръ spr. *sᵃmăwár* »Samowar«.

сарте·н 7₂₇ Wb. IV 335 kaz. *sartïn* »in Betreff, wegen, über«. KOsm. § 30 7a, 7c.

саже·н 18₁₄ < russ. сажень spr. *sážᵊn* und *säžén* »Faden, Klafter« etwa 2,15 m.

савс'е·м 9₆ < russ. совсѣмъ spr. *säfs'ăm* »gänzlich, ganz«.

сёбäр-, сёбёр-, сібäр- 11₁, 16₁, 21₁₆, ₁₇ »eggen«. Zerdehnt aus *sür-*?

сёбёрке· 7₂₉ »Egg«. Zerdehnt aus **sürkä = sürgü*?

с'ёдоі· 7₁₇ (in с'ёдоі· јил јил < *yol* »Streifen«) < russ. сѣдой spr. *šidoⁱ* »grau«.

с'е·ры 7₁₇ (in с'е·ры бог бог = kaz. *bui bui* »gestreift« Wb. IV 1800) < russ. сѣрый spr. *s'ărü* »grau«.

січа 26₁₀. Vgl. russ. ситецъ spr. *sit'ts* »Zitz, Möbelkattun«.

сіјер, сіёр 19₈, ₁₀, ₁₁ »Kuh«.

сірä·к 12₁₀ Wb. IV 702 kaz. *sïräk*, bar. usw. *siräk* »dünn«.

съранча· 12₂₈ < russ. саранча spr. *sᵃrančá* »Wanderheuschrecke«.

съро·к 3_{23} < russ. срокъ »Termin, Frist«.

сърт-, сірт- 28_{27} Wb. IV 598 kaz. *sört* »einreiben«.

съвъгъра·к 26_{21} »kälter«. Wb. IV 674 kaz. *süwïq* »kalt«.

съвър- 14_{29}, 16_{17}, 20_{19} Wb. IV 791 *suwïr-* »worfeln«.

скäтěр 20_{28} < russ. скатерть spr. *skát'rt'* »Tischtuch«.

Спас $11_{2, 7, 8}$ < russ. Спас »Heiland«.

ста·рші 8_{13} < russ. старшій spr. *stáršĭĭ* »älterer«.

стойка 15_{25} »hölzernes Faß« nach 15_{30}. Russ. Dialektwort?

с'и- 29_3 Wb. IV 592 kaz. *söi-* »lieben«.

сиска 1_{12} < russ. соска »Lutschbeutel«.

сисік, сисік, сисік $15_{3, 25}$ »Kornkasten« mit der Übersetzung сусѣкъ. Russ. Dialektwort?

сÿннäт 2_{24} Wb. IV 806 *sünnät*, 597 kaz. *sönnät* »Beschneidung« < arab. Dazu сÿннäче·, сÿннäтче· $2_{23, 27}$.

ша·р 21_{24} < russ. шаръ »Kugel«.

шäмді·к 26_2 »Leuchter«. Vgl. Wb. *šam*, *išäm*; osm. *šamdan*, kaz. *šändil*; *išämdäl*. < arab., pers.

шлä- 5_3 Wb. I 1588 kaz. *išlä-*.

шлекілä- 2_1, Iterativ zu *išlä-*, »hier und da arbeiten«[1].

шлер 28_7 < *iš-lär*.

таган 13_{22} < russ. таганъ »Feuer-, Kaminbock«. Vgl. Wb. 795 kaz. *tayan*; čuwaš. *tagan*.

талкъ- 20_{21} Wb. III 890 *talqï-* »Hanf brechen«.

талкä 20_{24} »Brechmaschine für Flachs«, Wb. III 890 kaz. *talqï* »Instrument zum Gerben des Leders«.

тары·, таре· $16_{3, 6}$. Akk. тā·рене 20_9 und тарне· 16_{17} »Hirse«.

taza· 13_{10} Wb. IV 925 < pers.

тäт-, тěт- 10_{25}. 14_9. < ?

тібäр- 14_{18} »zusammenschieben, -stoßen«. Faktitiv zu *täp-*?

тібъш-, тібіш- 21_{13} »sich gegenseitig treten«.

тій- 26_{30} »legen«.

тійе·н 10_{12}. 15_{20} »Kopeke«. Vgl. kaz. kir. *tīn* »Kopeke, Heller« = osm. *tīn* »Eichhörnchen«, CC 97 *caratein* (?). kiptsch. *tään*, besser *tın*: alt. *tīn* »Eichhörnchen« = kaz. *tīn* »Kopeke« (Wb. III 1295 unter *töš*).

---

[1] In seinem in der Anm. zu 2_1 erwähnten Lehrbuch (Первый опытъ словаря народно-татарскаго языка usw., Kazan. 1876) sagt N. Ostroumow a. a. O., die frequentative Form bedeute nicht sowohl eine öftere Wiederholung der Handlung, als vielmehr nur eine mehrmalige: z. B. *baryala-* »zeitweise, manchmal gehn«.

Er hat auch schon klar erkannt, daß die Grundlage dieser Form das Verbalnomen auf *-yï*, *-yu* ist (vgl. meine Monographien zur türk. Sprachgeschichte 42_{18} SHAW 1918).

тiтäр- für *kitär-* (?) 23₂₆.

тiш, тiш, тъш 12₂₂, 18₁, ₉ Wb. III 1295 kaz. *töš* »Ort, Stelle«.

тъшкä· 21₁₇ »mittags« Wb. III 1296 kaz. *töš* < *tüš*.

тъв- 20₂₄ »stoßen«. Wb. III 1283 kaz. *töi-*.

тъzъ- 18₁₉ »sich ansiedeln« <? Vgl. тözäl-.

ток, тuк 13₂₂, ₂₉ < russ. токъ »Dreschboden«.

тоl'кŏ, тоˑl'кө 12₃, 11₂ < russ. только spr. *to'lkä* »nur«.

тороˑк 15₃ für *toro* verhört? Vgl. тирыˑ.

тоˑрпъчa, торпъщa 15₁, 16₂₀ »Decke aus Sackleinwand, Plantuch«. Russisches Dialektwort, das als торпище als Übersetzung von čuwaš. *ažək* bei Paasonen 8 erwähnt wird: »von Lindenbast gewebte Pferdedecke«.

тözäl-, тözöl- 1₂₄, 17₁₉ »seine Lage, sich bessern: sich ansiedeln«. Wb. III 1293 kaz. *tözäl-*. Vgl. тъzъ-, тüzül-.

трẽˑтi 11₇ < russ. третiй »dritter« Vgl. Спас.

тр̑ма 20₁ Wb. III 1278 kaz. *torma* »Rettig«.

трибаˑ 25₂₈ < russ. труба »Schornstein«.

ти-, тӣ- 27₂₀, ₂₆ »geboren werden«.

тирдаˑ 25₁ in ил тирдаˑ хаˑzр̑да (?)

тирыˑ 26₁₉ »direkt«. Wb. III 1451 kaz. *turï*.

тирмъш, тр̑мъш 28₇, ₈ »das Leben«. Dazu wohl auch тӳрмъщо 24₂₂ < *tur-mïš-ča?*

тишеˑ 3₁ »Federbett« (für тишеˑк?). Vgl. Wb. III kaz. *tüšäk* »Bettpfühl« = *töšäk, düšäk*.

тӥ_он 19₂₆ »feingeschrotetes Hirsemehl« nach Anm. zu 16₂₈, 19₃₀. Ein nominales *tü* oder *tüi* ist in den mir zugängigen Wörterbüchern nicht registriert; doch vgl. CC. 131 im Kapitel Victualia quae nascuntur den Eintrag: lat. *pistun* [lies *pistum* und vgl. Ducange s. v. die Erklärung: milium contusum quod pistum vocatur] = pers. *gauata* [? Klaproth Mém. relat. à l'Asie III 254 gibt daneben هاوانه] = kom. *tuuj* vel *tu* [nach Kuun dazu von andrer Hand noch coctũ dʳi, was er: »coctum« *dari* lesen möchte[1]]. Klaproth vergleicht l. c. ein T. O. تُوى, das er möglicherweise bei Giganow gefunden hat: Wb. III 1423 türkm. *tui* (طوى, تُوى) »Hirse«. Ob Radloff dieses Wort gehört hat, weiß ich nicht: palatales *tüi* finde ich bei de Peyssonel, Traité sur le Commerce de la mer Noire

[1] Im Original dürfte coctũ d'i stehen, was ich: *coctum* scil. *milium* = *darï* interpretieren würde. Vgl. CC 131₄₀: *milium* = *gauars* = *tari*.

I p. 332: tuy, seuk & tarkan. diverses préparations de millet fort en usage chez les Tartares[1].

тӱтӓ·läp 20_{6} Plural von *tütäl* »Gemüsebeet«.

тӱzül- 18_{1} »sich ansiedeln«. Vgl. тӧzäl-.

ичӣ·т'el $29_{2, 7}$ < russ. учитель spr. *üčit'l* »Lehrer«.

uilä·н 6_{16}, 21_{12} Wb. I 1847 kaz. *ülän* »Gras«: коітто‿uilӓн 20_{7} »Unkraut«. Vgl. ülӓн.

ӥнuк 26_{17} »Filzstiefel«. Vgl. оінок.

ураl- 13_{10} »schneiden können«. Positive Form zu ура·лма- 13_{12}. Vgl. z. B. Prob. IV 221_{5} *aña azïqsïs yit' alïrmïsïn* »wirst du ohne Reisevorrat zu ihm gelangen können?«

уриъла·н 12_{23} »stellenweise«: zu *уръла-.

утә·н 17_{27}: im Dativ утә·ӈа. Vgl. Wb. I 1705 kaz. *utïn* = *odun* usw.

ӱдӓrĕle·p 2_{13} »Hausbewohner«. Vgl. Wb. I 1869 tel. *üdägä*, bar. *üdögö*, 1802 bar. tel. *üidägä* im Sinne von »Frau, Wirtin«.

ülӓн 9_{20}. Vgl. uilä·н.

ӱрӓ·г‿аіак 13_{29} »aufrecht«. Vgl. Wb. I 1826 kaz. *ayaq ürä tora* »er steht aufrecht«.

ваіна 25_{10} in ваіпаі·‿де. Russ. война spr. *wa'nä* »Krieg«.

вечериӥка 3_{29} < russ. вечеринка »Abendgesellschaft«.

віхра 13_{23} < russ. вихра »Stange«. Dialektwort?

воz 16_{20} < russ. возъ spr. *wos* »Erntewagen«.

врема 16_{7} < russ. время spr. *wr'em'a* »Zeit«.

врӥът- 14_{28} Wb. I 1372 kaz. *ïrγï-* »springen«, kir. *ïrγït-* »springen machen: schütteln«.

вс'о равно 12_{10} < russ. всё равно »alles gleich«.

zіерӓ·т 4_{1}, 6_{12} Wb. IV 909 osm. *ziyarät*, kaz. *ziyarat* »Besuch eines heiligen Ortes: Kirchhof«. < arab.

zор 17_{6} in *zop yul* »la grande route« Wb. IV 919 kaz. *zur* < *zor*, *zōr* < pers. Im Bar. entstimmt zu *sor* Prob. IV 63_{5}.

[1] Für *tarkan* ist selbstverständlich *talkan* zu lesen; vgl. de Peyssonel II p. 307: dix ocques de seuk [lies *sök* und vgl. Wb. IV 569] ou de millet rôti, dix ocques de talkan ou du même millet réduit en farine. Ich halte dieses Wort für türkisch und verweise auf FUF VII 53ff., W&S III 84ff., besonders aber auf den Gebrauch, den die Texte von ihm machen: Prob. VI 78_{18} *kätmän . . . . . sinip talqan boldï* »die Hacke zerbrach in tausend Stücke«: III 31 Str. 13_{3} *Tarbaγatai talqan bop* < *bolup* »der Tarbaγatai wurde zu Brei«: III 267_{13} eines Ungeheuers *džeti basï talqan boldï* »seine sieben Köpfe wurden zerschmettert, zermalmt«: IV 54_{8} *taš talγan polïp püttü* »der Fels sprang in tausend Stücke«. Zu *talqan* bemerkt mir Prof. von Le Coq: 1. In Turfan Weizen, den man anfeuchtet und keimen läßt; dann wird er getrocknet und zerquetscht [vgl. Raquette MSOS 1914 188: a mixture of roasted grain and dried fruits of the Oleaster (,) ground into flour]: 2. In Chotän nennt man *talqan* eine Art weißliches Leder, das auch Nässe gut ertragen soll.

жа·лован'а 10_{6} < russ. жалованье »Lohn«.

жнiва 10_{24} < russ. жнивьё spr. *žniw'ē* »Stoppelfeld«.

фатiр 23_{2}. Vgl. квартi·р. Vulgäre russ. Aussprache.

фънт 11_{25} < russ. фунтъ »Pfund«.

фтарог· 11_{2} < russ. второй spr. *ftaró'* »zweiter«. Vgl. Спас.

хаi·ър, хаiер 2_{17}, 28_{6} Wb. II 1661 krm. *χayïr* »Almosen« = *qair*, *χair* < arab.

хамыт 23_{8} < russ. хомутъ spr. *χămút* »Kummet«.

ха·zр̊да 25_{1} in ил тирда· хаzр̊да (?).

хот' 12_{10} < russ. хоть spr. *χot'* »ob ... ob«.

хрестъч 13_{2}, $_{3}$. Vgl. die russ. Übersetzung 13_{8} на хрестецъ. Dialektwort?

џенаzа· 6_{17} Wb. IV 119 kir. *džïnaza* »Totengebet«, 71 osm. *džänazä* »Sarg mit der Leiche« usw. < arab. Sachlich vgl. Rachmankulows Учебникъ-самоучитель разговорнаго татарскаго языка для русскихъ, Kazan 1912 S. 38 Nr. 10 und 11: *ruslar ülgän kšini ilik kümǟlär, andán soñ džnazá ukīlar. amma musulmanlár džnazá ukïgáč kümälär.*

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.

ABHANDLUNGEN

DER PREUSSISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

JAHRGANG 1918
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

Nr. 18

MISCHÄR-TATARISCHE SPRACHPROBEN

GESAMMELT IM NORDOSTEN DES BEZIRKS TJEMNIKOV
DES GOUVERNEMENTS TAMBOV IM HERBST 1912

VON

Dr. ROBERT PELISSIER

BERLIN 1919

VERLAG DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

IN KOMMISSION BEI DER
VEREINIGUNG WISSENSCHAFTLICHER VERLEGER WALTER DE GRUYTER U. CO.
VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG, J. GUTTENTAG, VERLAGSBUCHHANDLUNG,
GEORG REIMER, KARL J. TRÜBNER, VEIT U. COMP.

Sonderabdrucke aus den Abhandlungen der Akademie
von den Jahren 1915—1918.

Philosophisch-historische Klasse.

Diels: Philodemos Über die Götter.
- Erstes Buch. 1915 . . . . ℳ 4.50
- Drittes Buch. I. Griechischer Text. 1916 . . . . » 3.50
- Drittes Buch. II. Erläuterung des Textes. 1916 . . . . » 4.—

von Harnack: Porphyrius »Gegen die Christen«. 1916 . . . . » 5.50

Seler: Die Quetzalcouatl-Fassaden yukatekischer Bauten. 1916 . . . . . » 9.50

Graeven-Schuchhardt: Leibnizens Bildnisse. 1916 . . . . » 10.50

C. Brockelmann: 'Alī's Qiṣṣa'i Jūsuf, der älteste Vorläufer der osmanischen Literatur. 1916 . . . . » 3.—

E. Wenkebach: Pseudogalenische Kommentare zu den Epidemien des Hippokrates. 1917 . . . . » 3.50

Erdmann: Die Idee von Kants Kritik der reinen Vernunft. 1917 . . . . » 3.50

Seler: Die Ruinen von Uxmal. 1917 . . . . » 19.—

Erman: Römische Obelisken. 1917 . . . . » 2.50

H. Schäfer: Nubische Texte im Dialekte der Kunûzi. 1917 . . . . » 14.50

W. Bang: Vom Köktürkischen zum Osmanischen. 1. Mitteilung. 1917 . . » 3.—

Diels: Über die von Prokop beschriebene Kunstuhr von Gaza. 1917 . . . » 2.50

Stumpf: Die Attribute der Gesichtsempfindungen. 1917 . . . . » 3.50

Stumpf: Empfindung und Vorstellung. 1918 . . . . » 4.50

Diels und E. Schramm: Herons Belopoiika (Schrift vom Geschützbau). 1918 » 3.—

G. Möller: Zwei ägyptische Eheverträge aus vorsaïtischer Zeit. 1918 . . » 3.50

B. Moritz: Beiträge zur Geschichte des Sinaiklosters im Mittelalter nach arabischen Quellen. 1918 . . . . » 4.—

W. Schubring: Das Mahānisīha-Sutta. 1918 . . . . » 6.—

G. Helmreich: Handschriftliche Studien zu Meletius. 1918 . . . . » 3.50

H. Gressmann: Vom reichen Mann und armen Lazarus. 1918 . . . . . . » 4.50

E. Wenkebach: Das Proömium der Kommentare Galens zu den Epidemien des Hippokrates. 1918 . . . . » 3.—

H. Schneider: Uhland und die deutsche Heldensage. 1918 . . . . » 3.50

Hintze: Gedächtnisrede auf Gustav von Schmoller. 1918 . . . . » 0.50

W. von Wartburg: Zur Benennung des Schafes in den romanischen Sprachen. 1918 . . . . » 3.—

W. von Unwerth: Proben deutschrussischer Mundarten aus den Wolgakolonien und dem Gouvernement Cherson. 1918 . . . . » 5.—

Schuchhardt: Die sogenannten Trajanswälle in der Dobrudscha. 1918 . . » 4.—

S. Singer: Arabische und europäische Poesie im Mittelalter. 1918 . . . . » 1.50

Chr. Jensen: Neoptolemos und Horaz. 1918 . . . . » 2.50

Berlin, gedruckt in der Reichsdruckerei.